

**IM NEUEN REICH:  
WOCHENSCHRIFT  
FÜR DAS LEBEN DES  
DEUTSCHEN  
VOLKES IN...**

---



0902

.4 £1

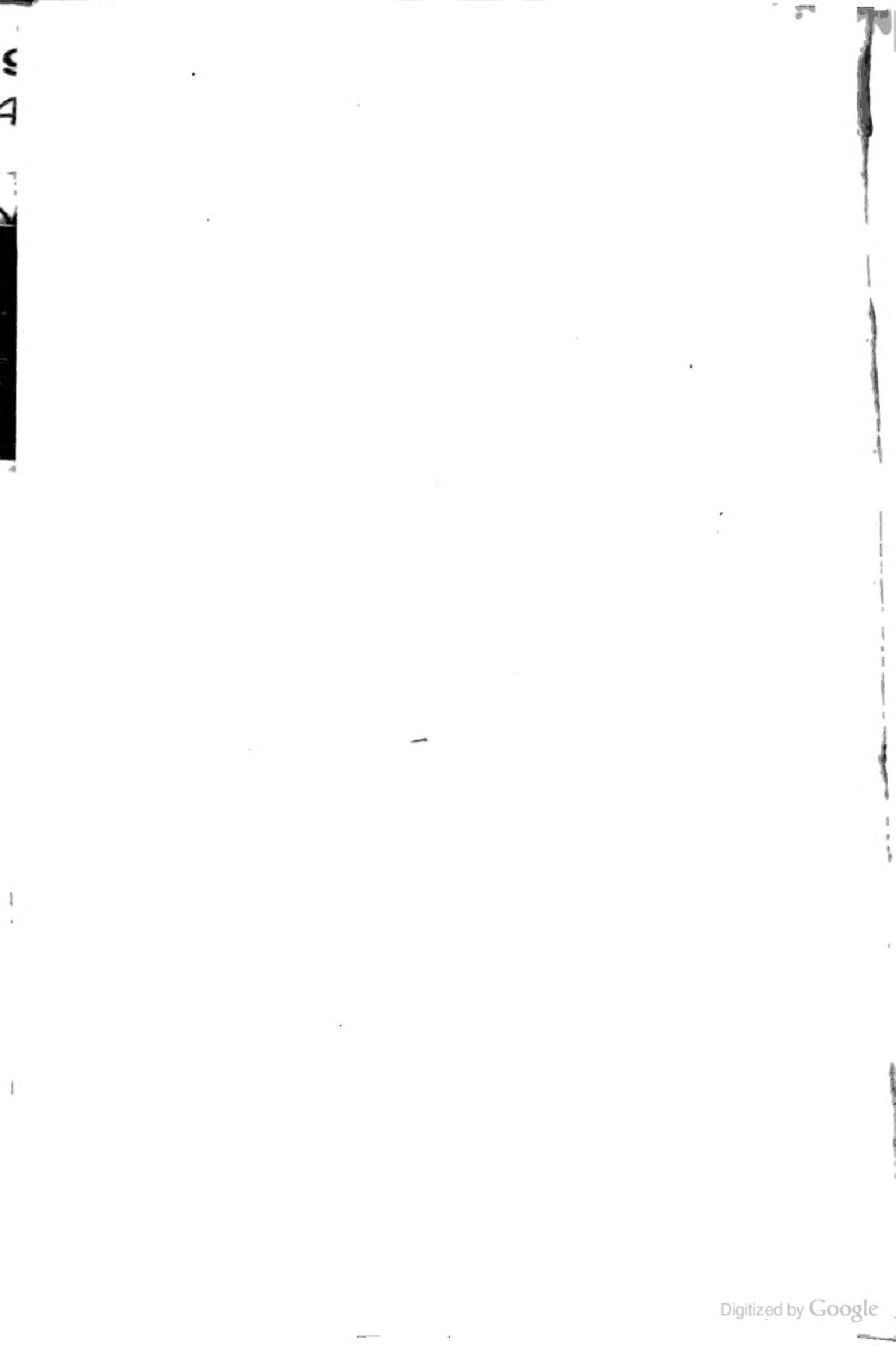
v. 2

Library of  
Princeton University.



Presented by  
The Class of 1891.





# Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

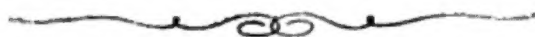
von

Dr. Wilhelm Lang.

Neunter Jahrgang, 1879.

Zweiter Band.

(Juli bis December.)



Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1879.

# Inhaltsverzeichnis.

## Politik.

### Deutsches Reich.

- H. v. Treitschkes Reden an die deutsche Nation. W. Lang. 877.  
Kirche und Staat im Neuen Reich. Ph. Jörn. 653.  
Die Beziehungen zu Rußland. Th. L. 759.  
Politische Randglossen. g.  
Die parlamentarische Lage. 35.  
Die russischen Vorwürfe. 544.  
Regungen in Frankreich. 574.  
Das Bündniß mit Oesterreich. 650.  
Frankreichs auswärtige Politik. 805.  
Aus dem Reichstag. M. 23. 109.  
Die Entscheidung in Berlin. x. 71.  
Aus Berlin.  
Die politische Lage nach Schluß des Reichstages. x. 186.  
Die Eisenbahnfrage in Preußen. x. I, 221. II, 253.  
Minister von Puttkamer und die Landtagswahlen. x. 292.  
Die preussischen Wahlen. x. 327.  
Zweijährige Budgetperioden. —I. I, 359. II, 395.  
Dr. Falks Brief. 466.  
Zum 1. October 1879. 477.

- Zwischen den Wahlen. 542.  
Nach den Wahlen. x. 571.  
Die Organisation der preussischen Eisenbahnverwaltung. —I. I, 601. II, 644.  
Die Eisenbahndebatte im preussischen Abgeordnetenhaus. x. 764.  
Vom preussischen Landtag. x. 681. 708. 802. 845. 885. 917. 967.  
Aus Berlin.  
Die Gewerbeausstellung. y. 27.  
Die politische Apathie. Parlamentsbau und Niederwalddenkmal. Das Bild von Matejko. y. 75.  
Internationale Müllerausstellung. Das Kreuzberg-Monument. y. 119.  
Sommerstille. Blindencongrès. Parlamlagen. Der Salon. y. 229.  
Fischereiausstellung. Stadteisenbahn. y. 297.  
Vor den Wahlen. 435.  
Ausstellungen. Justizorganisation. Rubier. d. 546.  
Olympiasfunde. Ritterfeier. Eröffnungen. Todesfälle. d. 616.  
Generalsynode. Börse. Städtisches. d. 687.  
Die Winterfaison. Theater und Concerte. Schaustellungen. Gewerbemuseum. Nationalgalerie. y. 808.  
Die Pergamenischen Sculpturen. y. 849.

## Aus Kurhessen.

Todtenschau: Specht, Heppel, Scheffer.

R. Wippermann. 294.

Landtagswahlen. 613.

## Vom Rhein.

Die Judenantipathie. 769.

## Aus Baden. H.

Die Landtagswahlen. 717.

## Aus Württemberg. g.

Robert Kömer †. 684.

## Aus München.

Vom Landtag. Die Parteien. 710.

Nachbarn und Fremdländer.

## Oesterreich. 677.

Der Culturkampf in Oesterreich. A. Springer. 337.

## Aus Oesterreich.

Allerlei Trinkgeldaffären. 182.

Zur Judenfrage. 922.

## Aus Wien.

Die Reichsrathswahlen und deren Folgen. 117.

Der Ausgleich mit den Tschechen. Die Prager Universität. Nach Novibazar. 260.

Andrassy's Rücktritt. Das neue Ministerium und die Tschechen. 332.

Am Vorabend der Reichsrathssession. 470.

Die Parteien im Reichsrath. Stellung des Ministeriums. Herr Ofenheim. Ferd. Kürnberger †. Früher Winter. 608.

Adressen und Adreßdebatten. Festvorbereitungen. Scandale in Pest. 726.

Die Wehrfrage. Herrenhaus und Abgeordnetenhaus. Deutsches Polytechnicum. Theater. 925.

## Aus Gastein.

Graf Julius Andrassy. 401.

## Aus Siebenbürgen.

Der Verein für siebenbürgische Landeskunde. 404.

Die schweizerische Rechtseinheit. 633.

Das schweizerische Budget. 752.

## Aus Paris.

Sommerfeste. Vom Theater. 364.

## Aus Paris.

Im September. 511.

Rückkehr der Kammern. Börse. Spielclubs. Ausstellungen. 887.

Pariser Plaudereien. 145. 701.

Die französische Armee nach Trochu. 853.

Ein Italiener über Kirche und Staat. W. Lang. 391.

Russische Aussichten. — tt. 637.

Rußland nach dem Kriege. 908.

## Geschichte und Biographie.

Die Jugendjahre einer Königin. Th. Schott. 41.

Blücher als Rittergutsbesitzer. III. C. Blasendorff. 66.

Blücher's Briefwechsel mit Kutcher. C. Blasendorff. 342.

Ein mediatisirter deutscher Kleinfürst. W. L. 106.

Ein Blick in die französische Verwaltung des Elsaß in den Jahren 1716—1724. A. Schröder. 121.

Konrad Martin, weiland Bischof von Paderborn. F. H. Reusch. 174.

Ein Galilei-Proceß in Wien im Jahre 1691. F. H. Reusch. 409.

Hermann von Wied, der Reformator Kölns. Chr. Meyer. I, 369. II, 418.

Die Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover. — r. 570.

Es gibt Richter in Berlin. H. Dove. 773. Verhandlungen über die deutsche Bundesverfassung im Sommer 1814. H. Baumgarten. 549.

Das Julitöbningthum. W. Lang. 621.

Winterfeldzug in Frankreich. 193.

Denkwürdigkeiten eines Schauspielers. L. 627.

L. Schneiders Denkwürdigkeiten. W. Lang. 961.

Ein Streifzug durch das Gebiet der historischen Sagen. W. Stricker. 704.

Barbarossa's Grab. P. Scheffer-Boichorst. 693.

- Ein mittelalterliches Sittenbild. W. L. 781.  
 Der Franzosenfeiertag in Schwaben. W. Lang. 893.  
 Iwan Sfergejewitsch Turgenjew. D. Asboth. 265.

### Literatur und Kunst.

- Ueber das Studium der Literaturgeschichte. M. Koch. 1.  
 Zur Biographie und Charakteristik Johann Christian Günthers. B. Litzmann. 517.  
 Voltaire und der badische Hof. E. Schmidt. 167.  
 Aus der Wertherzeit. E. Schmidt. 733.  
 Zwei Cabinetstückchen Jean Pauls. P. Herrlich. 879.  
 Aus dem Kreise K. L. Reinholds. R. Hugelmann. 450.  
 Karl Ludwig Fernow. R. Hugelmann. I, 813. II, 869.  
 Ein Brief von Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen. W. Strider. 959.  
 Spielhagens Platt Land. E. Frihe. 57.  
 Ein Werk deutschen Fleißes. R. Wippermann. 465.  
 Urkundenbuch der Stadt Strassburg. S. 954.  
 Die Familie Mendelssohn. F. Gehring. 581.  
 Joseph Haydns Ende. L. Nohl. 441.  
 Die mittleren drei Symphonien Beethovens. L. Nohl. 90.  
 Liszts Schriften über Musik. L. Nohl. 322.  
 Liszt über Virtuosität. L. Nohl. 841.  
 Die Olympia-Ausstellung in Berlin. B. Förster. 672.  
 Ueber die Bedeutung der Vielfältigkeiten der Bilder Raphaels. F. Rust. 933.

### Länder- und Völkerkunde.

- Im Willnöbthal. G. Dahlke. 8.  
 St. Bigil. G. Dahlke. 243.  
 Vom Süden.  
 Tirol. Verona. Münchener Ausstellung. 226.

- Lombardenreste in Südtirol. Dr. Mup-  
 perg. 591.  
 Der Hohentwiel. W. Lang. 286.  
 Die Fremdensaison in der Schweiz. 430.  
 Die schweizerische Allmend. 834.  
 Ueber italienische Feldarbeit und Auswan-  
 derung. W. Raden. 487.  
 Bilder aus Dänemark. 793.  
 Ueber Zwerg- und Riesenvölker. W. Stri-  
 der. 153.

### Verschiedenes.

- Eduard von Hartmanns Phänomenologie  
 des sittlichen Bewußtseins. D. Pfei-  
 derer. I, 81. II, 136.  
 Kants Reinigung der Moral von der Glück-  
 seligkeitslehre. E. v. Hartmann. 305.  
 Der Teufelstrah oder Hexenmal. A. Bir-  
 linger. 214.  
 Etwas vom heiligen Thomas von Aquino. 330.  
 Die Ueberbürdungsfrage und die Methodik. 382.  
 Ueber Handelsakademien. 233.  
 Schule und Schulverwaltung. 945.  
 Bewegungen auf dem Gebiete der Münz-  
 politik. 210.  
 Eine neue Münzbrochure. 906.  
 In Sachen unseres Kunstgewerbes. G. Busf. 531.  
 Zur Vorgeschichte der zoologischen Gärten  
 in Deutschland. W. Strider. 539.  
 Schwäbische Bauerntheater. J. Lauten-  
 bacher. 561.  
 Die Kaisermanöver. 745.  
 Zur Literatur über die Chronik des Dino  
 Compagni. O. H. 790.  
 Inter pocula. G. Dannehl. 17.  
 Beeren sammeln im Reichswald. F. Thu-  
 dichum. 966.

### Literarische Kritiken.

- Lh. Flathe, St. Afra. L. H. 38.  
 E. Blasendorff, Königin Luise in Pom-  
 mern. g. 39.  
 Die Deutschen in Oesterreich. A. S. 79.  
 B. Pröll, Goethe in Eger. L. H. 120.



- Baedekers Schweden und Norwegen. a/D. 148.
- Baedekers Schweiz, Süddeutschland und Oesterreich. g. 231.
- Baedekers Rheinlande. g. 366.
- Burkhardt, Goethe und der Componist Kayser. L. H. 150.
- Teichmüller, Ueber die Unsterblichkeit der Seele. L. 151.
- Leipzig und seine Universität vor 100 Jahren. 152.
- D. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerverkunde. a/D. 190.
- H. J. Heim, Dr. Titus Tobler, der Päpstinensfahrer. —tt. 190.
- H. Ulrich, Ueber den Spiritismus als wissenschaftliche Frage. L. 232.
- E. Palleske, Charlotte. L. H. 264.
- Archiv für Geschichte des Buchhandels. —tt. 301.
- P. D. Fischer, Aus Italien. g. 302.
- Mubieri, Geschichte der italienischen Volksdichtung. M. B. 303.
- E. du Mont, Das Weib. E—e. 304.
- Stroehlin, l'église et l'état. L. 336.
- B. Auerbach, Unterwegs. E—e. 366.
- L. Palma di Cesnola, Cypern. L. 367.
- H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. g. 407.
- H. B. Sauerland, Abailard und Heloise. K. 407.
- Der Sachsenspiegel von A. Lübken. g. 408.
- B. Suphan, Zwei Kaiserreden. z. 438.
- B. Scherer, Aus Goethes Frühzeit. z. 439.
- S. Riezler, Geschichte Baierns. Felix Dahn. 474.
- B. E. H. Lecky, Geschichte Englands. L. 475.
- L. Bodt, Wolframs von Eschenbach Bilder. z. 515.
- Stielers Gedichtsammlungen. z. 516.
- Webers Illustrierter Kalender 1880. g. 548.
- H. Pröhle, Deutsche Sagen. L. 576.
- Allgemeine Deutsche Biographie. K. W. 576.
- Pirazzi, Aus Offenbachs Vergangenheit. 618.
- M. Bloch, Handbuch der Statistik. g. 619.
- Dr. E. P. Goergens, Zur Quellenkunde der Kreuzzüge. 619.
- D. Mittelstädt, Gegen die Freiheitsstrafen. g. 652.
- B. Thomsen, Ursprung des russischen Staats. g. 690.
- Fr. v. Holzendorff, Wesen und Werth der öffentlichen Meinung. L. 691.
- M. Isler, Briefe aus dem Nachlasse des Ch. de Villers. L. 731.
- A. v. Chamisso, Frauenliebe und -Leben. R. B. 732.
- B. v. Humboldts Ansichten über Aesthetik, herausgegeben von F. Jonas. L. 771.
- Hippels Lebensläufe. 2. Aufl. g. 772.
- H. Graf Moltke, Wanderbuch. L. 772.
- A. Dürr, A. Fr. Deser. R. B. 812.
- Schiller und Lotte. L. H. 812.
- Th. von Bernhardi, Vermischte Schriften. S. 851.
- Akademische Reden, Dubois-Reymond, Zeller, Druffel. g. 892.
- M. Bernays, J. W. v. Goethe. J. C. Gottsched. x. 929.
- A. v. Droste, Gesammelte Schriften. H. C. 922.
- Unser Vaterland. L. 930.
- Stammbuch des Studenten. L. 931.
- P. D. Fischer, Post und Telegraphie im Weltverkehr. L. 931.
- Latendorf, Zur Erinnerung an Fritz Reuter. L. 931.
- Seegeschieden von Heinrich Kruse. L. 932.
- J. Burckhardts Cicerone. S. 970.
- E. Förster, Deutsche Kunst in Bild und Wort. S. 971.
- G. Hirsh, Formenschatz. Das deutsche Zimmer der Renaissance. S. 971.
- Meisterwerke der Holzschnidekunst. S. 972.
- B. v. Gallwitz, Dem Tode abgerungen. E—e. 972.

### Notizen.

- Zwanzigste Plenarversammlung der historischen Commission bei der kön. bayr. Akademie der Wissenschaften. 578.
- Programm der Teplerschen theologischen Gesellschaft zu Haarlem. 932.

## Ueber das Studium der Literaturgeschichte.

Wie jede Kunst, so ist auch jede Wissenschaft autonom, sich selbst Zweck. Sie ist Wissenschaft, weil sie nur den einen Zweck des Wissens verfolgt. Wir lernen Geschichte, um Geschehenes zu erkennen; während des Forschens selbst darf uns kein anderer Beweggrund leiten, wenn wir nicht statt der Wahrheit der Thatfachen am Ende nur unsere eigenen trügerischen Ideen finden wollen. Hierin sind sich alle Wissenschaften gleich; der Philologe wie der Naturforscher haben dieselbe Aufgabe. So die absolute Wissenschaft. Wie aber der Mensch selbst ein von den mannichfachsten Bedingungen abhängiges Wesen ist, so auch Alles, selbst das Höchste, was er leistet und eringt. Beim Schaffen folgt der Künstler nur dem Zuge seines Genius; an das geschaffene Werk wird aber immer wieder die Horazische Forderung herantreten „Aut prodesse volunt aut delectare.“ Nur die Wahrheit hat der Forscher zu suchen; sobald er aber das Ergebnis seiner Studien ausspricht, wird immer wieder die Frage entstehen, welcher Werth der gefundenen Wahrheit für unser physisches oder intellectuelles Leben zukomme. Damit will nicht gesagt sein, dieser Erdenrest, der sich an die Erzeugnisse des Geistes heftet, sei uns zu tragen peinlich; ich halte es aber für unwiderleglich, daß alle Erzeugnisse von Kunst und Wissenschaft — nicht diese selbst — relativ sind, d. h. daß sie der Frage unterliegen: Was nützen sie uns für das Leben? Und die Frage ist berechtigt, denn das Leben ist doch um des Lebens willen da; das erkennt jede Philosophie selbst bereitwillig an, indem bei jedem ihrer Systeme die Frage nach seiner Ethik, wenn nicht als die erste, so doch als die im Grunde entscheidende hervortritt.

Die Literaturgeschichte nun, als Wissenschaft betrachtet, unterliegt selbstverständlich denselben Gesetzen, wie das Studium jeder anderen historischen Disciplin. Auch bei der Frage nach ihrem Nutzen kann theilweise die nämliche Antwort erfolgen wie bei anderen historisch-philologischen Fächern. Nicht das viele aber, was sie mit andern gemein hat, bedarf hier der Erwähnung, nur das, was ihr allein oder doch mehr als verwandten Studien zukommt,

wollen wir festzustellen suchen. Schiller ruft in seiner akademischen Antrittsrede zu Jena (26. Mai 1789): „Fruchtbar und weit ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt.“ Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Ansicht, die ja mit dem berühmten Verse „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ innig zusammenhängt, wie weit diese Ansicht in Bezug auf die politische Geschichte wahr sei. Aber eine unbefangene Durchsicht der geschichtlichen Ereignisse wird doch nur in seltenen Fällen dem Menschen moralischen Trost und Stütze für sein gewöhnliches Leben bieten. Hierzu ist ein unmittelbares Verhältniß von Mensch zu Mensch erforderlich, wie wir es Personen und Ereignissen der politischen Geschichte gegenüber höchst selten gewinnen können. Die Universalgeschichte zeigt ihre Helden nur im Verhältniß zu ihrer auf ein mehr oder minder großes Ganze berechneten That; sie hat den Staatsmann, Feldherrn, König als solchen, nicht als Menschen zu schildern; dieser darf nur soweit dargestellt werden, als er zur Erklärung jener Berufsthätigkeit erkannt werden muß. Die politische Geschichte zeigt an Volk oder dem dasselbe vertretenden Fürsten „das große gigantische Schicksal“, die Literaturgeschichte zeigt den einzelnen „Menschen in des Lebens Drang“. Die Literaturgeschichte kennt, wenn wir es möglichst scharf ausdrücken wollen, nur Autobiographien. Die Gesamtheit, aber auch nur die Gesamtheit der Schriften eines Autors ist die Selbstbiographie seines Gemüths- und Geisteslebens. Es läßt sich durchaus nicht in gleicher Weise behaupten, die Thatenreihe einer politischen Person sei ihre eigene Lebensbeschreibung. Giebt uns die Kenntniß der Thaten eines Miltiades oder Marlborough auch die ihres sittlichen Werthes? Kann uns die That lehren, was Cäsar oder Napoleon I. an ihren Entscheidungstagen seelisch durchlebten? Die Kenntniß seiner Thaten allein kann uns nicht über Wallensteins wahre Gesinnung aufklären. Aber das in der Schrift festgehaltene Wort eines Menschen zeigt uns sein innerstes Wesen wie es war, ungeschminkt in seinen Fehlern und Tugenden. Kein Schriftsteller, sei es der große Rousseau oder der kleine Henrik Steffens, kann sich in seinen Werken besser geben, als er ist; jede eitle Schönfärberei entlarvt sich selbst unerbittlich als solche. Es ist auch in gegentheiliger Hinsicht wahr, daß z. B. Friedrichs II. „Histoire de mon temps“ uns kaum den Helden des siebenjährigen Krieges erkennen ließe; die Gesamtheit seiner Schriften aber zeigt die Größe des Mannes nicht minder, als der Schlachtplan von Leuthen den großen Feldherrn.

Nach dem Allgemeinen sollen wir streben. Wie aber jedes Wirken, um ins Leben zu treten, sich nur an den Einzelnen wenden, nur das leibliche oder geistige Wohl des bestimmten Individuums, nie einer abstracten Gesamtheit fördern kann, eben so ist andererseits für unsere eigene geistig sittliche Bildung die befruchtende Bekanntschaft mit der concreten Individualität des ein-

zelnen großen Menschen unerläßlich. Diesen Umgang, diese lehrenden Freunde führt uns die Literaturgeschichte zu. Ohne Kenntniß der allgemeinen Geschichte ist freilich auch die Erkenntniß des einzelnen geschichtlichen Individuums unmöglich. Wie möchten wir z. B. einen Charakter der italienischen Renaissance erfassen ohne bestimmte Vorstellung von italienischer Kunst und Lebenslust? Dante und Giotto, Bernini und Marino, sie gehören zusammen wie Bach und Lessing, Mengs und Winkelmann! Aber wenn uns die allgemeine Geschichte den Hintergrund giebt, ohne den die einzelnen Gestalten unverständlich in der Luft schweben würden, so ist es doch hier eben so wie oft in wirklichen Gemälden. Selbst im schönsten Landschaftsbilde, das im Vordergrunde auch nur eine unbedeutende menschliche Handlung aufweist, wird unsere Betrachtung unwillkürlich immer wieder von der Gruppe im Vordergrunde angezogen werden. Der Gedanke: wie fühlen sich diese Menschen in dieser Gegend? drängt sich uns auf. Ja noch mehr: die Natur selbst kann in den meisten Fällen nicht durch ihre eigene Großartigkeit uns erregen, sondern durch die subjective Beziehung, die sich zwischen ihr und unserem Innern aufthut. Wir fühlen, allein auf Bergeshöhe stehend, die schwindelnde Größe, weil wir uns selbst in unserer Beschränkung ihr gegenübersehen und, wohl ohne es klar zum Bewußtsein zu bringen, dabei vom Gefühl unserer Kleinheit ergriffen werden. Wir fühlen den idyllischen Eindruck einer Landschaft nur, wann und weil unser Gemüth diese Stimmung in sich trägt. Treten wir in erregter Stimmung an die friedliche Natur, so wird meist unsere Aufregung nicht gesänftigt, sondern gesteigert werden. Ich läugne hiermit nicht Werth und Einfluß des Objectiven, aber wir müssen unserer Natur nach bei jeder Betrachtung nicht vom allgemein Menschlichen, sondern von unserem Einzelwesen ausgehen und zu unserem Ausgangspuncte zurückkehren. Das Leiden einer Gesammtheit rührt nur unseren Verstand, nicht unser Gemüth; erst indem die Reflexion den einzelnen Leidenden aus der unbestimmten Masse loslöst, die concrete Einzelercheinung der Phantasie vorführt, können wir den Schmerz des Mitleidens empfinden.

Diese einzelne menschliche Erscheinung, wie sie unseren Willen stärken oder unser Gefühl durch Mitleid reinigen soll, stellt uns die Literaturgeschichte unmittelbar wie einen Lebenden gegenüber. Der im gegenwärtigen Augenblicke leidende und handelnde Mensch sieht dem vor Zeiten duldbenden Aug in Aug. Nicht durch das vermittelnde Wort anderer, unmittelbar soll das Wort der großen Dichter und Denker auf uns wirken. Diesen Verkehr zu vermitteln — und dankbar sei hier vor allen Bachmanns gedacht, der in seiner Lessingausgabe auch für das Studium der neueren Literatur wirkte, wie seine Ausgabe des Zwein und Parzival für das Studium des Mittelalters die Wege wies — diesen Verkehr zu vermitteln ist der höchste Nutzen,

welchen ein Studium der Literaturgeschichte bieten soll und den in gleich hohem Grade nur sie allein bieten kann.

Man mag hier die Frage aufwerfen, ob nicht auch das Studium der Geschichte der Musik oder bildenden Künste denselben Vortheil gewähre; auch sie ja führen uns in den unmittelbaren Verkehr mit dem Genius, der in Ton oder Stein seinem Fühlen und Denken Ausdruck verliehen. Gar nicht vermittelt ist solch persönlicher Verkehr in Architectur und Plastik; in ihnen ist nur der Unterschied von Volk und Zeit, nicht aber der Unterschied von Menschen ausgesprochen. Der Name Erwin von Steinbach wird viel genannt, aber nicht einmal Goethes Lobesergießungen, die seinen Namen feiern, versuchen vom eigenartigen Künstlergeiste Rechenhaft abzulegen, und das zu einer Zeit, in der man allgemein begann, nach der unterscheidenden Eigenheit der künstlerischen Individualität zu forschen. Eher noch könnte sich in der Plastik die Person des Künstlers aussprechen; doch auch hier ist die objectivirende Wirkung der Materie noch zu mächtig. Vergleicht man z. B. im vaticanischen Museum (gabinetto dell' Antonio) den Perseus und die Ringer des Canova mit dem antiken Meleager oder Merkur, und stellen wir im Geiste noch Cellinis Perseus daneben: so werden wir auch in diesen Werken nicht einen bestimmten menschlichen Charakter des Künstlers zu entdecken vermögen. Der geschlossen harmonische Geist des Alterthums, das heiter übermüthige Streben der Renaissance, das selbstbewusste Studium des achtzehnten Jahrhunderts, dem der Ernst auch in die Kunst folgt, diese nur erkennen wir. Ein Anderes schon ist es in Malerei und Musik. Der fromme scheue Sinn Fra Bartholomeos und Raphaels sinnliche Lebenslust sprechen in ihren Werken die Individualität des Künstlers entschieden aus. Das tiefste Geheimniß des leidenden und jubelnden einzelnen Menschen vernehmen wir in Beethovens Symphonien. Das Studium dieser Werke bringt uns in geistigen Verkehr mit dem schöpferischen Genius. Aber doch, im Anfang war das Wort, und das Wort wird wohl auch das letzte bleiben. Die absolute Instrumentalmusik ist vielleicht eine höhere, reinere Kunstform, allgemeiner ergreifend wirkt sie in ihrer Verbindung mit der Dichtung. Das Gemälde wie die Musik verlangt in unserem Gefühle zuletzt eine Deutung, eine Deutung im Wort; nur Wenige fühlen den ethischen Gehalt unmittelbar aus Ton und Bild heraus; die Menschen bedürfen des ausgesprochenen „haec fabula docet“, wie es gerade die größten Dichterwerke, Aeschylus Oresteia, Dantes Commedia, Goethes Faust, am rückhaltslosesten zum Ausdruck bringen, denn gerade die Sprache, meint der alte Goethe (Kunst und Alterthum V, 3, 114), „ist eigentlich da, um das Gedächtniß sittlicher und geselliger Bezüge zu erhalten“. In diesem Vorzuge ihres Stoffes liegt die eigenthümliche Bedeutung der Literaturgeschichte begründet. Hat sie aber die Auf-

gabe, durch das Werk selbst den Menschen, der es geschaffen, menschlich zu erkennen, so liegt in dieser Aufgabe zugleich auch die Beschränkung, daß ihre vollkommene Lösung durchaus nicht immer möglich. Nur die jeweilige vaterländische Literaturgeschichte kann ihr wirklich entsprechen, und auch sie natürlich nicht für alle Zeiträume. Wir alle sind von Kindheit an so sehr von manchen Vorstellungen des Alterthums durchdrungen, daß es sich gar nicht denken läßt, wie unsere Bildung beschaffen wäre, wenn uns dieses Element fehlte. Andererseits ist vieles Wesentliche des Alterthums und auch so vieles des Mittelalters unserem modernen Gefühle doch so fremdartig, daß wir doch nur selten jenen Dichtern menschlich so nahe kommen wie den sentimentalischen und naiven der neuen Welt. Die Literaturgeschichte seit dem Ende des Mittelalters bietet nun freilich viel des Unbedeutenden, ja Widerlichen; gewiß, aber auch eben sie zeigt uns die zur höchsten, reinsten Menschlichkeit ausgebildete Gestalt der neuen Weltanschauung. Eine Erscheinung in sich selbst ruhend, hingegeben jedem frohen und traurigen Gefühle des menschlichen Daseins, untertauchend in das wilde Treiben der Wirklichkeit wie der Badende in die Wellen, und doch in ihrem inneren Sein unberührt von der anstürmenden Umgebung.

Mit einem solchen Geiste zu verkehren lehrt uns die deutsche Literaturgeschichte, wenn sie Goethes Bild vor uns aufstellt. Man pflegt von ihm zu sagen, was er sprach war größer, als was er schrieb, was er lebte größer, als was er sprach; das mag theilweise richtig sein; aber was er schrieb, war ja ihm wie jedem großen Schriftsteller nur was er geistig durchlebte. Dante machte in seinem Innern den Reinigungskampf durch, den die Gefänge seiner Dichtung schildern, ehe er in seinem eigenen Gemüthe die Ruhe des Paradieses fand. Luther durchfühlte den Klageruf und den Jubel der Psalmen in langjährigen Seelenkämpfen, ehe er die Bibel in deutschem Wort verkündigte. Es ist wahr, kein Studium der Literaturgeschichte kann uns über Shakespeares Lebenslauf Kunde geben, wohl aber eine Ahnung schenken von den Wandlungen, die in ihm vorgegangen sein müssen, bis der Poet des heiteren Sommernachtstraums zur ernststen Weltauffassung von König Lear und Sturm reifte. Ehe er reifte! Ein langsames mühevolleres Werden ist es, das auch der reichbegabteste Künstler erlebt, mag er auch wie Goethe bereits mit Meisterwerken beginnen. Und die Betrachtung dieses Werdens ist vielleicht belehrender, ermutigender, als der Anblick der vollendeten Größe selbst, denn „die Geschichte des Individuums ist das Individuum selbst“ (Goethe 1820 in dem Aufsätze über R. W. Rose). Ich lasse auch hier den sprachgeschichtlichen, streng philologischen Werth solcher Untersuchung bei Seite, nur was solches Studium für die Kenntniß auch des Menschen lehrt, möchte ich andeuten. Man spottet hie und da über das Be-

streben auch bei neuhochdeutschen Schriftstellern, das Sammeln der Varianten in Anwendung zu bringen. Nur ein Beispiel, das vielleicht nicht übel rechtfertigt. Bürger war wohl einer der am fleißigsten feilenden deutschen Dichter. Sein ganzes Leben lang suchte er die früheren Werke zu verbessern und weist auch Schillers Tadel gegenüber mit Selbstgefühl auf diesen Fleiß. Betrachten wir aber diese Verbesserungen, so zeigt sich das Gezwungene, äußerlich Formale derselben. Die Zerrüttung des moralischen Menschen macht eine künstlerische Vollendung der Werke unmöglich, der zweideutigen gemeinen Ausdrücke drängen sich immer mehr ein. Und dagegen nun ein Blick auf die Aenderungen, welche Goethe an den Leipziger Liedern vornahm. Da ist nun einigemale, es ist wahr, ein poetischer Gedanke recht schlimm durch einen weniger glücklichen ersetzt; aber durchgedrungen ist auch das Streben, jede schlüpfrige Anspielung, wie sie die Grazienpoesie liebte, durch gewähltere Bilder zu ersetzen. Es sind nur zwei Variantensammlungen, aber die eine zeigt einen genialen Geist, der umsonst nach äußerer Glätte strebt, da ihm der innere moralische Halt immer mehr und mehr schwindet; auf der anderen Seite ein Dichter, der im Streben sich selbst zu harmonischer Vollendung auszubilden auch in seinen Werken fleckenlos erscheinen will.

Die Person des Schriftstellers selbst ist bei dieser Auffassung der Literaturgeschichte Mittelpunkt geworden; da bleibt doch noch die Frage zu klären: welche Stellung wird der Volkspoesie bei dieser Betrachtungsweise zukommen? Wirkliche Volkspoesie, das ist ja im Grunde ihr Wesen und Kennzeichen, wirkt mit dem vollen Zauber individueller Gemüthsäußerung, denn alle Volkspoesie ist in ihrer ersten reinen Form aus dem Wohl oder Wehe eines einzelnen als Gelegenheitsdichtung hervorgegangen. Die Lyrik des Volksliedes wirkt so eigenthümlich ergreifend, weil sie in unserem Gefühle das Bewußtsein erweckt: das hat ein leidender, ein froher Mensch in unmittelbarer Gefühlsauswallung geschaffen. Diese Worte, wie wir sie hören, sollten ihn in schwerer Stunde trösten, an genossenes Glück erinnern. Jedes Volkslied ist eben das in Worte umgesetzte Gefühl eines menschlichen Herzens. Deshalb ist, wo ein Dichter in wahrer Erregung gedichtet, sein Lied auch so oft wirkliches Volkslied geworden, wie so viele Goethische Lieder, wie Arnolds Schlachtgesänge. Mit Recht hat Uhland deshalb Hutten: „Ich hab's gewagt mit Sinnen“ und einige Lutherische Dichtungen in die Sammlung seiner Volkslieder ohne weiteres aufgenommen. Wenn dagegen jetzt so viele Heinishche Gedichte, die dauernder Lebensverbitterung entsprungen, als Volkslieder angesehen werden, so ließen sich hiergegen wohl gegründete Bedenken aufstellen; der epigrammatische Zug giebt diesen Gedichten eigenen Reiz, sondert sie aber auch entschieden von der unserer Volkspoesie untrennbaren naiven Grundstimmung.

Aber nicht nur die Lyrik, auch das Volksepos fügt sich unserer Auffassungsweise von selbst ein. Seine Grundlage ist ja doch das Lied, in welchem die Stimmung Ausdruck findet, wie sie durch Betrachtung einer einzelnen That der Vorzeit hervorgerufen wird. Im Feldlager, während der Vorbereitung zur Schlacht, oder in gehobenem Festesjubel wird von den Thaten Achills, Walthers, Siegfrieds gesungen. In Erzählungen, wie Odysseus Wiederfinden der Gemahlin, und noch viel mehr in der romantischen Poesie, wie z. B. in Hagens Befragen der Donauweiber, tritt eine lyrische Grundstimmung, d. h. subjectives Gefühlsleben der Dichter ganz unläugbar hervor. „Poesie,“ sagt Goethe in den Anmerkungen zum Divan (Vöpper, Seite 291), „ist, rein und echt betrachtet, weder Rede noch Kunst, weil Alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künstlerisch geängstigt werden darf; auch bleibt sie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck.“

Die Literaturgeschichte, um das Ergebniß alles Gesagten kurz zusammen zu fassen, die Literaturgeschichte vermag es mehr wie jede andere Wissenschaft, den Menschen dem Menschen unmittelbar nahe zu bringen. Dies ist ihre höchste Aufgabe; mit ihrer Erfüllung bietet sie nothwendig aber zugleich auch anderes. Der einzelne Mensch, welcher als Schriftsteller auftritt, hat sich zu gerade dieser bestimmten Individualität gestaltet, weil er gerade zu dieser bestimmten Zeit in diesem Volke geboren ist. Verhältnisse, welche nicht nur seinen Bildungsgang, sondern auch seinen Charakter mitgestalteten, müssen selbstverständlich auch in seinen Schriften mehr oder minder Ausdruck finden. Jeder Schriftsteller gewährt auch ein anschauliches Bild von der Culturstufe, die seine Zeitgenossen eingenommen haben. Wie ein Studium der Literaturgeschichte Kenntniß der politischen, Kunst- und Culturgeschichte voraussetzt, so wird die Literaturgeschichte selbst wieder ein unentbehrliches, ja oft fast das Hauptmittel, um das innerste Wesen einer Zeitepoche zu verstehen. „Der Charakter der Zeit und des Dichters in seiner Zeit ist allein belehrend und wirkt belebend auf einen jeden“ (Goethe im Divan, Seite 358). Dem einzelnen Menschen schließen wir uns an im Studium der Literatur; er aber wird uns ein Führer durch andere Zeiten und Völker, ein Führer durch die Labyrinth des eigenen Gemüthslebens, der den ihm vertrauensvoll sich hingebenden als treuer Freund und Lehrer begleitet, wie Virgil den Florentinischen Poeten.

Max Koch.



## Im Willnößthal.

Noch hat die Schienenstraße nicht das großartige Werk verdunkelt, durch welches König Heinrich von Böhmeim den Handel und Wandel seines Erblandes Tirol zu fördern unternahm, noch hat der Runtersweg mit den Ufergehängen des rauschenden Flusses den romantischen Anstrich mittelalterlicher Zeit nicht verloren und den Freunden des Schönen winkt im Eisackthal noch heute mancher seltene Natur- und Kunstgenuß. Vor allem in Klausen, dessen Felsenenge schon die Römer zu einem Bollwerk ihrer Regionen umgestalteten, und in dem hochbelegenen Sabiona, das mit dem Jfistempel erst nach blutigen Kämpfen in die Hände germanischer Eroberer überging. So einfach die Stadt, so einzig ihre Straßenzeile mit den formenreichen Wirthshauschildern aus Schmiedeeisen, dem Stabwerk vergitterter Fenster und manchen Sehenswürdigkeiten, welche die Schindeldächer unscheinbarer Häuser umschließen; und so eigenartig die Straße, so wundersam das Dächergewirr von Klausen, wenn man von dem Thurm des Schlosses Branzoll die offenen Hauben und Giebel, rohgezimmerten Ninnen und fahlgrauen Spindeln aus der Vogelperspective überblickt. Das Kloster im Thal birgt Prachtgefäße und liturgische Gewänder, deren Stickereien zu den vortrefflichsten Leistungen spanischer und italienischer Textilkunst aus der Blüthezeit der Renaissance zählen, und das Kloster auf dem Gipfel mit seinen historischen Erinnerungen und seiner Fernsicht auf sonnige Höhen, düstere Schluchten, Einödhöfe und des Minnesängers zerbröckelnde Ruine gewährt dem verwöhntesten Auge Befriedigung, so daß die Rundschau auch Fremde mit dem Aufenthalt an dieser Stätte spießbürgerlichen Lebens versöhnt. Wie in alter Zeit leuchten die Thürme auf dem blanken Fels im Schein der Morgensonne und werfen goldigen Widerschein in die Klause, aber des Geistes Licht durchdringt von dieser Warte nicht mehr das Alpenland: leise verklingen die Chöre frommer Nonnen in den Mauern, aus denen kühne Boten einst das Wort vom Kreuz in die Haine und Opferstätten der heidnischen Bewohner trugen.

Von Anbeginn war dem Städtchen zwischen Fluß und Fels die Grenze seines Wachsthum's in die Breite zu enge gesteckt; Pracht und Herrlichkeit des Bischofssitzes wie des Ritterschlosses durchleuchteten nicht die schmutzige Gasse, welche Kaiser Friedrich II. 1237 noch ohne Pflaster, die Herzogin von Görz zweihundert Jahre später für ihren Troß von siebzig Pferden fast unpassirbar fand, und bis auf die jüngste Zeit ist Klausen von der frischen Strömung geistigen Lebens im Süden wie im Norden unberührt geblieben. Ohne Acker, Wiese, Wald und Weide — nur wenige erkaufte Bauerhöfe ausgenommen — muß die Bevölkerung in Handel und Gewerbe ihren Unterhalt

erringen und bleibt, da sie den Kreis der wenigen Beamten und die Schaar der Wandergäste meidet, in die Zaubersäden ererbter Vorurtheile und des kirchlichen Lebens eingesponnen, das der Gegenwart seine besondere Färbung giebt.

Noch vor dem Eintritt in Stantiolers gastliches Heim, das durch die Walther- und die Leutoldfeier geadelt, seither den Mittelpunkt der Alpenfahrer bildet, kreuzte ich einen Zug Enneberger Pilger, von denen jeder auf dem Filzhut grünes Buchsgezweige trug. Wie alle Jahre waren die Ladinier zehn bis zwölf Stunden weit über das Gebirge nach Säben gekommen, und die Gruppe der kurzen gedrunghenen Gestalten in grobem Loden mit sonnenbräunten Gesichtern bildete auf der Maut vor der Andreaskirche wie bei der Heimkehr durch die Gasse ein ernstes, stimmungsvolles Bild. Der Eichenkranz von dem Portal war mit der lockenden Verheißung: „da ist der wünne vil“ verschwunden, die düstere Stiege zu dem gewaltigen Mittelraume weckte keine freudigen Gefühle, aber schon auf dem Binnensöller rief die Inschrift: „Sit willkommen Her Gast“ und drinnen der Vers:

„Ich trunke gerne da man bi der maze schenket  
und der unmaze niemen niht gedenket“ —

mit der Gegenmahnung:

„Er hat niht wol getrunken der sich übertrinket.  
wie zimet daz biderbem man, daz ime diu zunge hinket  
von wine?“ —

das Andenken an die heitre Tafelrunde wach, die hier Pfleger der Wissenschaft, Poeten und einen auserwählten Damenflor zu Ehren jenes Sängers vereinte, den Tirol mit berechtigtem Stolze seinen edelsten Söhnen an die Seite stellt. Und zu weiterer Forschung über die Natur des „Lamm“, das in dem Wettkampf mit dem „Löwen“ Sieger geblieben, boten die Randbemerkungen der Fremdenliste in Reim und Prosa ergiebigen Stoff.

Wenn man auf dem Gange nach dem Kapuzinerkloster die leichtgetrümmte, dreieinhalb bis fünf Schritte breite strada lunga durchschneidet, wendet sich das Auge unwillkürlich auf die Bauart und die Beschaffenheit der Häuser, die hier durch eine Mauer, dort durch einen offenen Gang nach dem Flusse unterbrochen, ihre fahlen, verblichenen Wände durch Spizbogen- und rechtwinklige Thüren, kleine und große Fenster, Vorsprünge, Winkel, Erker und die Schilder der Bauernschenken oder Fremdenherbergen beleben. An zierlichen Hängegestellen sind die besonderen Zeichen der Wirthe: Schlüssel, Stern, Kreuz, Rose, Bär und Gans, Roß, Hirsch, Mohr und Engel, denen sich früher noch der Leu gesellte, weithin über die Straße gestreckt, den Blick des wandermüden Reisenden auf die Stätten behaglicher Ruhe zu lenken. Leider

blieb meine Neugier nach dem Klosterschatze ungestillt: der Vater in der Zelle hatte so viel nach Bismarck und Andrassy, nach Krieg und Frieden zu fragen und wollte so wenig von den Kostbarkeiten des Loretokirchleins hören, daß ich mit dem Ausblick von dem Hügel und der Betrachtung spanischer Kirchenbilder mich zufrieden geben mußte; allein eine kurze Verlängerung des Spazierganges führte mich nach Reched, in des Forstverwalters schönbelegenes Haus, und die Wanderung längs dem Thinnebach, der schon zu Karls des Großen Zeit das Bisthum Säben von dem Tridentiner Stift schied, durch eine Felsenwildniß, deren Schauer und Reize die Feder vergebens festzuhalten sucht. Garnstein, Lufened, die Vogelweide und das Schatzkästlein der Renaissance in Belthurns ließen dann den unfreiwilligen Verzicht auf die berühmte Klosterherrlichkeit vergessen, noch ehe die Erweiterung des Reiseziels der Schaulust ein neues Feld erschloß.

Oberhalb Klausen öffnet sich ein Seitenthal nach Osten, dessen Fahrweg an der Kupferschmelze Sulverbrud vorüber nach St. Peter und durch zwei Verästlungen nach dem Peutlerkofel führt. Die Feuer der Hochöfen waren erloschen, in dem ruhigen Gemäuer waltete unheimliche Stille — kein Rauchgekräusel, keine Kohlengluth, kein Schwefeldampf kündete mehr des Hüttenwerks Betrieb, an den noch Schlackenreste auf dem Boden, schwarze Effen und der versengte Wald ringsum erinnerten — aber dem Thale fehlten nicht die Zeichen regen Verkehrs, welchen Bauern, Holzarbeiter, Boten und Händler unterhalten, nicht der Wechsel wilder Felspartien mit einsamen Schenken, Mühlen, des Zöllners Schranke und einer Töpferwerkstatt, während weiterhin der Wiesen Teppich am waldgekrönten Schattenhange und der Rebe Geflecht an der Sonnenhalbe, des Jakobskirchleins stumpfer Thurm und des Valentinkirchleins weißer Helm mit Häusern und Hütten im Grunde den Einblick in eine neue Welt eröffneten, die von den Riesenmauern des Hochgebirges eingeschlossen schien. Neben der Peterskirche ein Wirthshaus, das den Kohlkopf im Schilde führt, und ein Sommerhäuschen, dessen Söller auf der Morgenseite und dessen lichte Fensterreihe nach Süden zum Verweilen laden; über Höhen und Tiefen verstreut zahlreiche Gotteshäuser, in denen die Bevölkerung ehrwürdig frommen Brauches pflegt: bedurfte es noch der Sehnsucht nach des Gebirges Formenpracht, der Matte Blumenflor, des Waldes Schatten, um in Willnöß das Wanderzelt für eine Woche aufzuschlagen?

Die Sonnenwende war gekommen und die Backen des Kuesen wie der Geiskerzspitzen glühten purpurfarbig in dem Frühlicht, als ich freudig längs der schattigdunklen Fluth des Wildbachs dem Gehege des dunklen Tanns entgegenschritt. Zwar harrete ich umsonst des Forstauffsehers, der mich von der Wehr und Wegescheide durch das Dufelhüttenthal zur Zirbelregion des

Schwarzwaldes führen wollte; allein die Wildniß lag nach allen Seiten aufgeschlossen und die Verfolgung des Fahrgeleises führte von der Schwaige durch junge Lärchen- und Fichtenbestände auf die wälsche Alm, wo verspätete Boten des Frühlings den Schiller gelber Anemonen, goldiger Ranunkeln, blauer Kugelblumen und Kapuzeln mit dem Grün des Grases ineinander-rinnen ließen. Von den Säulen und Nadeln der Geislerkette im Süden, dem Zackengewirr des Kuefen im Norden begrenzt, entfaltet die Matte zwischen dem Waldesdickicht und dem baumlosen Kampiler Joch in ihren Hebungen, Senkungen, Wasserrinnen und Abstürzen eine plastische Gliederung, die durch den lichten Farbenton der Bodendecke, durch Reste zerstreuten Nadelholzes und den Gegensatz der wildzerrissenen Felsen anmuthvollere Züge gewinnt.

Dem Formenwechsel des Grundes entsprach die Mannichfaltigkeit des Blumenflors, dem die Gentianen tiefblaue, die Primeln blaßgrüne und violette Tinten verwoben, indeß gefranste Glöckchen der Soldanella alpina und minima hier zartes Weiß, dort Lilafarbe mit dem Gold der Hungerblume — *Draba aizoides* — dem dunkleren Ton der Anemone baldensis, *A. sulphurea* und *Ranunculus bulbosus*, wie mit dem blässeren der Anemone alpina mischten, und *Linaria alpina* die Leuchtkraft ihrer bläulichrothen Blüthentrauben durch hellrothe Tüpfel hob. Längs dem Rinnsal des tief eingefargten, von vereinzelt Birbelleiern beschatteten Quells ergab die Blumenlese zwar nur einen largen Strauß von *Ranunculus hybridus*, *Bartsie alpina*, *Alchemilla vulgaris*, *Pulmonaria angustifolia*, *Daphno mezereum*, *Vaccinium*, *Azalea procumbens* und *Dryas octopetala*, deren Blätterfilz die weißlichen Blüthenscheiben wie mit Sternen übersäten; aber aus dem Sumpfgesträuch der Gräben strahlte die Alpenrose und in den oberen Gehängen ließen Schneeflecke ahnen, wie lange des Winters Regiment in diesen Alpenregionen währt, die den Touristen im hohen Sommer durch die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses entzücken. Am Rande des Schneefeldes, das in rascher Verflüchtigung begriffen war, hob *Crocus vernus* seine durchsichtig weiße Krone zwischen schmalen Blättchen zum Licht, *Pinguicula*, *Veronica*, *Alsine*, *Polygala amara* und andere zarte Kräutlein überspannen mit Alpenvergiftmeinnicht und reizenden *Pedicularis* den durchtränkten Boden und auf felsigen Erhöhungen waren *Saxifraga caesia* und *bryoides*, *Artemisia pedemontana*, *Arabis alpina* mit den Fliederzweigen von *Cystopteris fragilis* auf engen Raum zusammengedrängt.

Ohne Mühe war das Crucifix auf dem Joch erreicht, und die Aussicht auf des Peutlerkofels Dachfirst zur Linken, auf des Sobatsch Felsmassiv zur Rechten und auf den Kreuzkofel im Osten frei, dessen geschichtete Mauer das Enneberger Thal von dem Weidelande und den Seen der Fannisalpe trennt. Kein Aar durchstrich die Luft, kein Weidevieh belebte die Matte, in feierlicher

Ruhe standen des Hochgebirges Dolomittkolosse, da und dort mit der blizenden Silberkrone, aneinandergereiht, und die Himmelstuppel gab diesem Bilde den Schein der Unermesslichkeit. Erst auf der Rückkehr kam ein Arbeitsmann in Sicht, der umhergestreute Steine von dem Wiesengrunde las. So kurz und fein das Gras in diesen Höhen, so treffliche Weide giebt es dem Vieh, da nach der Meinung des Arbeitsmannes auch ein erwachsenes Kind nur einen Hutvoll Futter von früh bis Sonnenuntergang zu seiner vollen Nahrung aufzuklauben braucht. Wenige Falter auf den Blumen, Dohlen auf Zirbelästen und ein Steinschmätzerpaar, das mit kurz abgebrochenem Geschick in der Vertiefung des Baches verschwand, vermochten so wenig als des Rufes melancholischer Ruf den Eindruck der Dede und Verlassenheit in dieser Wildniß zu verschleichen. Um so majestätischer die lange Reihe der Geißlerpyramiden, an deren Spitzen hier und da ein Nebelschleier auf- und niederwogte, und kaum minder malerisch die Nadelholzgruppe am Rande des Casarilbaches, wo labyrinthisch verschlungene Wurzeln einen dreifach getheilten, knorrig verästelten Arvenstamm mit gespaltenem Wipfel und buschigem Gezweige am Rande der Böschung halten und daneben eine Lärche, vom Sturm geknickt, die abgebrochene Hälfte wie zur Ruhe in das Geäst der Zirbe gebettet und mit deren Gezweige in unauflösllichem Gewirr verschlungen hat. Ebereschen- und Alpenrosenbüsche decken die Hügelwelle, Weiden- und anderes Zwerggesträuch säumt den Abhang, und längs dem Rinnal stehen vereinzelt Zirbelkiefern mit lückenhaftem Astwerk und zerrissenem Nadelkleide, das ihre wilde Schönheit erhöht.

Reicher als die meisten Alpenthäler ist Willnöß mit den Schätzen des Waldes ausgestattet, aber nur die ärarischen Holzbestände finden gewissenhafte Schonung und Pflege: den Bauern fehlt Verständniß für die Wichtigkeit der Forstcultur. Als die Gemeinde 1849 eine umfangreiche Waldung von dem Kaiser zum Geschenk erhalten hatte, erachtete sie es nicht der Mühe werth, zu deren Hut auch einen Wächter anzustellen und nöthigte so die Regierung, die mißachtete Gabe wieder zurückzunehmen. Da zu jedem Bauerhose ein Stück Wald gehört, fünf Besitzer sogar mehr als zwanzig Parcellen ihr Eigen nennen, aus denen sie manches Stück für den Handel und den vollen Bedarf für das Haus entnehmen, so halten Alle die künstliche Aufzucht des Holzes völlig überflüssig und weisen triumphirend auf junge Culturen, mit denen der Herr Gott abgeholzte Flächen ohne Zuthun der Menschen überzogen habe. Das ärarische Forstamt hat einen Pflanzengarten angelegt: die Bauern streuen keinen Samen, pflanzen keinen Baum. In der That genügte die Triebkraft der Natur bisher, die meisten Lücken wieder auszufüllen, so daß am Abhange der Raschöy und am Fuß der Geißlerspitzen des Waldes dichter Mantel die tieferen Gebreiten vor dem Schotter der Dolomit-

riesen schüht: allein die steigenden Holzpreise bilden für den Landmann eine unwiderstehliche Lockung, alle haubaren Hölzer aufzuräumen, von denen die Sägemühlen Jahr für Jahr größere Massen verzehren, als der Nachwuchs zu erzeugen vermag: schon hat eine Muhr vom Ruesen das gelichtete Gehölz hinter Zams durchbrochen: schon sieht man an der Sonnenhalde breite Flächen kahler Felsen bloßgelegt und die Zeichen sich mehren, welche den Niedergang der bäuerlichen Forstwirthschaft verkündigen. Dagegen zügelst jeder Besitzer so viel Korn als der Haushalt erfordert, und noch einen Ueberschuß zum Verkauf. Weizen, Roggen und Gerste gedeihen vortreflich, Wiese und Auefeld geben reiches Futter für das eigene Vieh und zur Mast von Ochsen, deren Tugher allein 24 bis 30 drei Monate hindurch im Stalle füttert und dann mit erheblichem Gewinn dem Händler oder Schlächter überläßt. Indes mindern die Löhne der Dienstboten den Nutzen der Güter in fühlbarer Weise, da die Knechte bis hundert Gulden, Mägde nahezu die Hälfte Lohn und ausgiebige nahrhafte Kost erhalten, in der Specknödel und Sauerkraut, Polenta, Milchmus, Gerste mit gefelchtem Fleisch am häufigsten wiederkehren.

In ihrer Abgeschlossenheit verleugnen die Bauern nicht den Widerwillen gegen Fremde, nicht ernstern, arbeitsamen Sinn; an Sonn- und Feiertagen sieht man Männer und Bursche in der Schenke bei Kaffee, Wein oder Suppe mit Würsteln, Neuigkeiten auszutauschen: den Frauen scheint nur bei der Osterbeichte und an den Festen Mariä Geburt und Himmelfahrt der Eintritt in das Wirthshaus zur Labe an Stockfisch und einem Glase Wein erlaubt. Wenn zur Procession am Feste der Apostelfürsten die Träger des Baldachins noch in der Nationaltracht, die Jungfrauen, welche die Statue der Mutter Gottes tragen, in alterthümlicher Gewandung mit Brustflaz und farbigen Bändern erscheinen, so zeigen die Kleider der Männer und Frauen, unter denen alte Mütterchen bisweilen die hohe, von weißen Streifen durchzogene Wollkappe beibehalten, nur ausnahmsweise eigenartigen Schnitt. Bursche stecken wohl eine Gartenblume auf den Hut; die Mädchen entbehren in dem faltenreichen Rock unter dunkler Schärpe, der Jacke mit gepufften Ärmeln, über die ein farbiges Schultertuch sich auf den Nacken legt, in schwarzen oder blauen Strümpfen und dem Männerhut über glattgeschheiteltem Haar, gefälliger Bier, fesseln selten durch schlanken Wuchs und lassen die Rosen des Gesichtes früh verwelken und verblaffen.

Es war kein düsteres Bild, das der beredte Kabeswirth von seinen Gästen entwarf, die er verträglich, ehrlich, fleißig, mäßig, dem Haber abgeneigt, obwohl heiterem Vergnügen fast entfremdet, schilderte; indes ließ sich nicht erkennen, ob die ernste Stimmung der Landbewohner, aus deren Munde auch auf der Alpe kaum mehr ein Jodler erklingt, als Ausdruck sittlicher Vertiefung oder lauterer Sinnes gelten dürfe, und ob die Versicherung, daß

man auf Hochzeitsfesten keinen Berauschten treffe, da selbst der Trunkenbold sich hüte, durch Störung der allgemeinen Freude dem Bräutigam einen Schimpf anzuthun, des Fragezeichens entbehren könne. Nach dem Handstreich der jungen Leute kommt das verlobte Paar mit beiden Zeugen ins Wirthshaus zum einfachen Mahl, nach der Trauung werden die Gäste mit Strauben halbgeschlagener Butter, Würstelsuppe, Braten, gebackenen Fleischspeisen, Knödeln, Torten und Krapsen oder Gugelhopf festlich bewirthet und zur Tafel in der Regel die geistlichen Herren geladen: Tanz und Musik fehlen, seit die Capelle ihren Leiter verloren hat und selbst das Patrociniumsfest klanglos verlaufen muß. Zwar beschloßen die Bolzenschützen im Saal, den Chor der Musikanten wieder aufzurichten, dem früheren Dirigenten Last und Ehre des Capellmeisteramtes aufs neue anzutragen — „Ist der Kosler dabei,“ wiederholten der lange Sepp, der wettergebräunte Toni und der schweigsame Mloys ausdrucksvoll, „so kann's uns nimmer fehlen; wir wollen zur Primiz, wenn's sein muß, auch an Wochentagen proben und werden wieder, wie in alter Zeit, zusammenstimmen.“ Doch gab das tiefe Schweigen, mit welchem der Genannte die Kunde von der guten Meinung seiner Kameraden begleitete, der Hoffnung auf Wiedererweckung der Tonkunst wenig Ermuthigung.

Nur ein Porphyrstock scheidet Billnöß von Gröden, mit dem es die Mündung in das Eisackthal und die Längenausdehnung von Osten nach Westen theilt, aber während drüben ein romanischer Volksstamm in der Uebung des Schnitzgewerbes seinen Formensinn bethätigt, bleibt hüten die Bevölkerung der friedlichen Beschäftigung ihrer germanischen Ahnen treu und geht an Werken der bildenden Kunst wie an unverstandenen Räthseln theilnahmlos vorüber. „Wir bauen das Feld und züchten Vieh,“ erläuterte Tuzer, „brennen Kalk, zu dem die Steine aus dem Flußbett aufgelesen werden und lassen von dem Bach die Räder einer Wollenzeugfabrik, der Mahl- und Sägemühlen treiben; im Winter rücken wir das Brenn- und Nutzholz aus dem Walde und führen die Naturproducte thalab nach Klausen oder Bozen zum Verkauf. Bei guter Schlittenbahn bedarf es keines Rosses, die Muskel zur Mühle, die Bretter auf den Stapelplatz am Eisackufer zu schaffen; dann laden die Arbeitsleute ein paar Muskel, jeden von vier Meter Länge, auf ihren leichten Schlitten, der eine zieht, der andere schiebt, und wie in lustiger Spazierfahrt geht's raschen Schrittes oder in leichtem Trabe über den glatten Schnee zum schnell erreichten Ziel. — Professor Zingerle hat uns vertraut, welche Schätze die Kirchen St. Jacob und St. Valentin bergen, von denen jede einen Flügelaltar mit hübschen Bildern bewahrt; nun bereuen die Bauern, daß sie vor Jahren einem Antiquar den kleinen Altar aus der Magdalenenkirche für 90 Gulden überlassen haben und meinen, dem Händler müsse aus dem Wiederverkaufe mehr als der zehnjache Gewinn erwachsen sein.“

Während schon das Urbar von 1058 den Zehent für die Peterskirche in Willnbö verzeichnet, wird der andern Gotteshäuser in dem Stiftsbrief vom St. Gallentage 1394 zum erstenmal gedacht, und die Einsetzung eines selbstständigen Priesters von 1428 datirt. Indes reicht das gothische Kirchlein St. Valentin mit Binnenstrebebeylern und Netzgewölben schwerlich bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zurück und das Altarwerk mit geschweiften Bogen und Rankengeflecht der Baldachine dürfte noch einige Jahrzehnte jünger sein. Obwohl die Vorderseite des mächtig großen Schreins in der dreifachen Gliederung durch über Eck gestellte Pfosten dieselbe Feldertheilung zeigt, welche Pachter in Gries und in St. Wolfgang angewendet hat, und die Engel mit dem Vorhang hinter der Madonna den gleichartigen Partien in jenen beglaubigten Flügelaltären nachgebildet erscheinen, bleiben die Rund- und die Relieffiguren in Körperbildung, Gewandung und Spiegelung des Seelenlebens doch hinter den Gestalten des Bruneder Schnitzers weit zurück, und wenn die verbliebenen Bilder auf den Außenseiten der Flügel mit Szenen aus dem Leben und Leiden des Schutzpatrons durch den Schmuck der Landschaft und durch naive Auffassung anmuthvollere Züge erhalten haben, so deutet der zweifelhafte Kunstwerth dieser noch in ursprünglicher Färbung leuchtenden Temperagemälde ebensowenig auf eine Meisterhand.

Bei verwandtem Aufbau und übereinstimmender Anordnung der Figuren trägt der Flügelaltar des Jakobskirchleins auf dem Büchel das Gepräge späterer Zeit. Hier wie dort sind die Gestalten des Schutzpatrons und eines Heiligen zu beiden Seiten der Jungfrau aufgestellt, hier wie dort männliche und weibliche Heilige auf den Innenseiten in gleicher Weise vertheilt; allein es ist ein anderer Geist, den die Figuren wie die Mischung des spätgothischen und Renaissanceornamentes offenbaren, ein anderer Geist, der aus den Marter-szenen und dem Bilde der heiligen drei Könige auf der Außenseite spricht. Man findet in der Landschaft nur das Baum- und Pflanzenleben liebevoll behandelt, die Bergwelt minder treu gezeichnet, den bläulich-grünen Ton der Luft zu schwer und die Gruppe der Könige in phantastischer Tracht, während das runde Antlitz der Himmelskönigin, aller Idealität entkleidet, die Züge eines Erdenkindes trägt und das Christkind mit verständnißvoller Miene beide Hände dem knieenden Könige entgegenstreckt. Minder steif als die schnittige Gewandung drunten legt sich hier die Draperie um die Glieder, doch läßt sie freien Fluß und kühnen Schwung des Faltenwurfes vermissen und die Gesichter geben von der Seelenstimmung nur hin und wieder ein erkennbares Spiegelbild.

Wenig leichter als unter der Tünche, mit welcher in Tirol die Farbenharmonie und Formenschönheit aller Kunstdenkmale nur zu oft ausgelöscht worden ist, läßt sich aus dem Gewebe buntgefärbter Schilderungen Sinn und



Sitte der lebenden Bevölkerung erkennen. Zwar schien der Schattenriß des deutschen Stammes in Billnöß naturtreu aufgetragen, aber zufällige Proben riefen bald leise Zweifel gegen die gleichmäßige Vertheilung des Lichtes von der Hand des Kabeswirthes wach. „Die Fremden finden unsre Leute ein wenig scheu und der Unterhaltung mit Städtern abgeneigt,“ versicherte der kundige Sohn des Alpenthales; „aber sie sind nicht mit Lügen vertraut und verständig genug, die Kreuzgänge nach fernem Wallfahrtsorten zu unterlassen, weil wir im Thale Capellen und Kirchen vollauf und so viele Bauernfeiertage haben, daß die Arbeitszeit beinahe zu knapp bemessen ist.“ — Nun hatte ich in Klausen eine Karte an den Forstwart erhalten, die mir den Eintritt in die obere Region des Schwarzwaldes erschließen sollte, und deshalb vor dem Gange auf das Joch in dem Zellenwirthshause nach dem Waidmann gefragt. „Mein Bruder ist die Nacht in seiner Hütte geblieben,“ bedeutete mich die Hauserin, „und wird erst morgen Abend wiederkommen.“ In der Absicht, den Hüter des Waldes in seinem Revier aufzusuchen, wandte ich mich auf der Straße an einen jungen Mann in grüner Joppe mit der Frage nach dem Pfade durch das Dufelhüttenthal. „Bedaure, nicht dienen zu können,“ lautete die höfliche Erwiderung, „weil ich erst vor zwei Tagen in Billnöß eingetroffen bin; aber der Forstwart könnte Ihnen die genaueste Auskunft geben.“ — „Leider erfuhr ich soeben, daß Herr N. im Walde geblieben sei, und fürchte ohne Weisung den Weg zu seiner Hütte zu verfehlen.“ — „Der Förster ist ja daheim; wir haben gestern den Spielhahn belauscht und sind zusammen nach Hause gekommen.“ — „Wie seltsam, daß die Schwester in der Schenke nichts von seiner Rückkehr weiß!“ — Ein feines Lächeln spielte um den Mund des Forstgehülfsen, als er fragend entgegnete: „Vielleicht nichts wissen will?“ und dann ernster hinzufügte: „Hat doch die Hauserin uns eigenhändig das Abendessen und den Nachtrunk aufgetragen.“ — Zwei Minuten später überreichte ich Herrn N. des Forstverwalters Empfehlungskarte, empfing das zuvorkommende Versprechen der Erfüllung meiner Bitte und wartete auf dem verabredeten Stelldichein vergebens dann des Führers durch den Zirbelwald.

Am letzten Tage führte mich der Wunsch, die Prachtgewänder der Billnößer Bauern anzuschauen, in die Peterskirche. Nachdem der Mesner hier aus einem Schrank die grünen und rothen, mit goldener Borte und vergoldeten Knöpfen besetzten Jacken, zu denen die Träger des Baldachins ehemals das schwarze Lederbeinkleid und die gestickte Binde trugen, und die blauen, weiß umsäumten Röcke hervorgenommen hatte, welche jetzt den Schmuck der Bursche bilden, lehrten wir in die Wohnung des Lehrers zurück. Wenige Minuten später trat ein Bube mit den Gefäßen für das heilige Amt in das Haus. „Woher des Weges?“ — „Von Abtei.“ — „Mit dem geistlichen

Herrn?“ — „Und mit siebzig Bauern von der Wallfahrt nach Heiligkreuz.“ — „So haben die Villnöfer doch einen Bittgang in das Nachbarthal?“ — „Wohl mehr als einen; gehen sie doch jedes Jahr nach Afers und Abtei, zweimal nach Säben, und in der Kreuzeswoche fast Tag für Tag nach fremden Wallfahrtsorten.“

Ein gepflasterter Pfad leitet an der Nörderhalbe durch blühende Felder an den Fuß des Peutlerkofel, dessen thurmartiger, schwer ersteigbarer Gipfel eine weite Fernsicht auf die märchenhafte Formenwelt der Dolomiten und der silberglänzenden Tauernkette erschließt. Ueber die Fluren des Grundes breitete der Schwarzwald sein dunkles Nadelgrün, über Fichten- und Tannengewäpfe hob sich der Geislerspizen stolze Säulenreihe und vor der großartigen Felsenscenerie traten die Stätten der Landbewohner in den Hintergrund. Zwar lenkten auf dem Gange Feldarbeiter und eine Kindergruppe den Blick auf die Lebensbilder in dem abgeschlossenen Gau — zog nicht durch das Gärtchen am Wege eine Procession, wie ich noch keine im heiligen Lande Tirol erschaut? . . . voran ein Büblein von sechs Jahren mit hochgehobener Bohnenstange, an deren Querholz weiße Tücher flatterten, in der Mitte seine jüngere Schwester, von deren Fahnenstock die blaue Schürze der Mutter niederhing und zum Schluß ein Pärchen, dessen Silberstimmen dem Chor der Pilger Harmonie und volleren Klang verliehen, mit Rosenkränzen in den gefalteten Händen: die ganze Schaar von feierlichem Ernste und frommer Begeisterung durchglüht —; allein bald ließen die Zackengrate des Ruesen, gegenüber den Wiesenbreiten der Plosach- und der Rodlalpe, des Dolomiti-riesen majestätisches Haupt und der Wildniß Pracht die Liliputgestalten dem Sinn entschwinden. Hier hatte der Wildbach sich ein neues Rinnfal durch den Wald gegraben, dort Steg und Brücke weggerissen, Geröll und Trümmerschutt zu kleinen Bergen aufgehäuft; weiterhin boten verwetterte Lärchen und Arven mit gelbgrünem Flechtengewirr im filzigen Nadelgewebe einen wunderbaren Anblick dar, und der Steinkoloz mit seinen Strebepfeilern und Fialenspi-zen gab diesem Naturgemälde den wirkungsvollsten Hintergrund.

G. Dahlke.

## Inter pocula,

eine neue französische Artigkeit.

Nachdem man in der deutschen Presse über das Tagebuch von Moriz Busch längst zur Tagesordnung übergegangen ist, fängt dasselbe an — und das konnte nicht ausbleiben — in Frankreich seine Commentatoren zu finden. In welcher Weise unsere liebenswürdigen Nachbarn jenseits der Vogesen aus solchen Publicationen Capital zu schlagen wissen, beweist das neueste Buch

von Eugène Seinguerlet, „Propos de table du comte de Bismarck“, eine heitere und immerhin für uns instructive Bereicherung der Bismarckliteratur, welche dem Verfasser willkommene Gelegenheit giebt, uns Deutschen eine Anzahl unserer vielen sittlichen und intellectuellen Gebrechen vorzurücken. Je besser, Dank den ernstlichen Bemühungen der beiden Regierungen, die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland werden, um so mehr glaubt ein Theil der literarischen Bohémiens im Nachbarlande verpflichtet zu sein, den alten Nationalhaß wach zu halten, und selbst ein Gelehrter wie Renan, der uns so viel verdankt und der doch nicht nöthig haben dürfte, mit so billigen Mitteln um die Gunst seiner Landsleute zu buhlen, hat nicht umhin gekonnt, seine Antrittsrede in der Akademie mit einigen Ausfällen gegen Deutschland zu würzen. Die Jüngeren glauben erst recht, so oft sie auf Deutschland zu sprechen kommen, dieses Requisites nicht entbehren zu können, und so macht denn auch Seinguerlet sein Buch zum Träger der schönsten Moralpredigten für die versumpften Deutschen. Namentlich das „Inter pocula“ betitelte Capitel ist für uns wahrhaft niederschmetternd.

„Die Unmäßigkeit,“ heißt es darin, „ist einer der charakteristischen Züge der germanischen Rasse. Schon Tacitus hat dies in seinem so geschmeichelten Gemälde von den Sitten der Deutschen nachgewiesen und Frau von Staël-Holstein vermochte dies auch nicht wegzuleugnen in ihrem Panegyricus über Deutschland, den ihr Wilhelm von Schlegel dictirt hat, jener ausgezeichnete literarische Kritiker, welcher Eugene Scribe weit über Molière stellte.“

Das nenne ich späte Rache. Weil Frau von Staël in Deutschland Manches besser gefunden hat als in Frankreich, so wird ihr von einem Schriftsteller, der nicht werth ist, ihr die Schuhriemen aufzulösen, mit einem Federstrich die eigentliche Urheberschaft ihres populärsten Werkes aberkannt. Und Schlegel, der ihr das Werk sozusagen eingeblasen hat, konnte nicht einmal den Werth eines Scribe von dem eines Molière unterscheiden, das charakterisirt ihn ja freilich hinlänglich als einen imbécile, freilich — *ex ungue leonem!* und so kann ja wohl an dem ganzen Buch der großen Schriftstellerin, welches ein echter Franzose schon aus Patriotismus verurtheilen muß, nicht viel sein.

„Ich will nicht sagen,“ fährt unser Sittenprediger fort, „daß der Deutsche dem Trunke ergeben (*ivrogne*) sei, nein; aber er trinkt gern. Jedes Fest wird für ihn zum Anlaß zu einem tüchtigen Bethgelage; es giebt kein Vorwommniß im Leben, mag es freudig oder traurig sein, das nicht den Vorwand zu einer bacchischen Bethätigung böte. Man zecht bei der Taufe, auf Hochzeiten, bei Begräbnissen. Auf dem Rückweg vom Kirchhof geht der Student auf seine Kneipe, der Philister in die Bierbrauerei, mag der Verlust, den er zu beklagen hat, auch noch so groß sein. Das armseligste Häuschen

wird nicht verkauft, ohne daß „der Vertrag begossen“ würde, auf dem Lande mit einer Flasche Wein, in der Stadt, wenigstens in Süddeutschland, mit einer Flasche Champagner. Wie viel Zeit ein deutscher Handwerker in der Brauerei zubringt, übersteigt alle Vorstellung. Von 11 bis 12 Uhr Mittags trinkt er seinen Frühschoppen; von 6 bis 7 Uhr Abends zweite Station an demselben Ort; nach dem Abendbrod von 8 bis 11 Uhr beschließt er tüchtig Bier zehend sein arbeitsvolles Tagewerk. Und dann klagt er unaufhörlich, daß die Geschäfte nicht gehen, daß der Handel stockt, die Industrie darniederliegt. An wem anders liegt die Schuld als an ihm, an seinen beklagenswerthen Gewohnheiten? Die Wahrheit dieser Behauptung beweist der Umstand, daß er (der deutsche Arbeiter), nach einem anderen Lande verpflanzt, meistens emporkommt. Herr von Bismarck, der nach einem Mittel sucht, die deutsche Industrie aus dem Marasmus zu retten, in dem sie verkommt, thäte gut, wenn er seinen Landsleuten verböte, bei jedem Anlaß und ohne jeden Anlaß zu trinken. Es thäte freilich noth, daß er selbst mit gutem Beispiele voranginge, statt, wie er gethan hat, mit den bairischen Bevollmächtigten drei Flaschen Champagner auf den glücklichen Abschluß eines Vertrages zu trinken, welcher dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone sicherte.“

Das Vorstehende enthält manches Zutreffende, aber mit unterschiedlichen Uebertreibungen und jenen kleinen Verzerrungen, welche alles Deutsche annimmt, sobald es in den Hohlspiegel französischer Beobachtung fällt. Gewiß existirt ein schneidender Unterschied zwischen französischer und deutscher Art in Bezug auf das Trinken. Der deutsche Mann zecht bei gegebener Gelegenheit, und im Geiste des Horazischen *dulce est desipere in loco* thut er wohl des Guten einmal zu viel. Unsere Toleranz, solchen Vorkommnissen gegenüber, geht sogar so weit, daß der Spruch: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann“ noch immer seine Geltung hat. Der Franzose nimmt den Wein, allenfalls den „Bod“, viele Liköre und dergleichen zu sich, mehr als Nahrungs-, denn als Genußmittel, und ohne sich der animirenden, zur Gemüthlichkeit stimmenden Wirkung derselben bewußt zu sein, aber sie gehören bei ihm zu den täglichen Bedürfnissen. Gewiß zecht der Deutsche bei festlichen Gelegenheiten, aber die Unsitte, ein Leichenbegängniß mit einem Gelage zu beschließen, ist unter Gebildeten seit ewigen Zeiten, in Städten und vielen ländlichen Gegenden Deutschlands auch in den niederen Ständen längst geschwunden und herrscht nur noch sporadisch unter der Landbevölkerung, ein Brauch, der übrigens seine historische — ich will nicht sagen Berechtigung — aber doch Begründung, nämlich den ununterbrochenen Zusammenhang mit Getränken der heidnischen Zeit für sich hat. Ueber dieses „Aneipen“ oder „Zechen“ und wie das Volk darüber denkt, würde Herr Seinguerlet in den Commercibüchern unserer Studenten und in unserer Cultur-

geschichte ganz andere Belege gefunden haben, als ihm das magere Buch des Herrn Busch bieten kann: aber Handwerker und Arbeiter, welche täglich dreimal ins Wirthshaus gehen, wird er wohl vergeblich suchen müssen, es sei denn, daß ihm unter diesen „artisans“ Bummler, Landstreicher, Pennbrüder und ähnliche moderne Jünger des kynikers Diogenes vorgeschwebt haben. Da der Deutsche, und namentlich der Norddeutsche, der mittleren und niederen Classen eigentlich fast nur bei gegebener Gelegenheit geistige Getränke zu sich nimmt, und fast nie regelmäßig zum Essen Bier oder Wein trinkt, wie der Franzose, so würden vielleicht genaue statistische Erhebungen über den Consum geistiger Getränke nach der Kopfszahl vielleicht gar nicht so sehr zu Ungunsten der trunksüchtigen deutschen Nation ausfallen. Vielleicht haben wir einige notorische Trunkenbolde mehr aufzuweisen als Frankreich, der Durchschnittsdeutsche aber trinkt gemeiniglich nicht mehr, als ihm seine Mittel erlauben und als er vertragen kann, das letztere mag allerdings meist ein Quantum sein, das einen Franzosen über den Haufen werfen würde. Und daß das Trinken die Deutschen körperlich oder geistig heruntergebracht hätte, wie die Franzosen der Absynth, wird wohl keiner zu behaupten wagen. Außerdem haben wir die tröstliche Thatsache zu constatiren, daß die Trunksucht in Deutschland mit den Jahren abgenommen hat. Gerade vor dreihundert Jahren schrieb Matthäus Friedrich von Görlich sein Buch: „Wider den Sauffteufel, Etliche wichtige Ursachen, Warum alle Menschen sich für dem Sauffen hüten sollen. Item, das halb und ganz Sauffen Sünde vnd in Gottes Wort verboten sey,“ und das war um seine Zeit ein nützlich, höchst zeitgemäßes Buch. Wer aber will sagen, daß wir heute noch einer „Bermahnung“ bedürften wie folgende, die auf dem Titelblatte jenes seltenen Büchleins prangt?

„Du edle Deutsche Nation  
 Die du warst aller Land ein Kron  
 So du von deinem Sauffen ließt  
 Deins lobß ein end kein Mensch nicht wüßt  
 Laß ab, thu buß, dir wird durch Gott  
 Mit glück geholffn auß aller not.“

In Württemberg tranken sich nach zuverlässigen Angaben im Jahre 1541 während der Fasten vierhundert Personen zu Tode und auf den Reichstagen, auf denen das Trinken zur Erholung diente, weßwegen jeder Fürst zwei bis drei Tausend Eimer Wein mitzubringen pflegte, tranken sich gewöhnlich einige Reichsberather zu Tode. Wo kommt so etwas jetzt auch nur annähernd vor? Wie nüchtern geht es jetzt auf den deutschen Reichstagen zu! In Frankreich ist man vielleicht in früheren Jahrhunderten nüchterner und enthaltsamer gewesen, als jetzt, und so richtet sich Herrn Seinguerlets Mahnung vielleicht

an die falsche Adresse. Weshalb hat Emile Zola in seinem Volksstück „L'assommoir“ einen Säufer zum Helden gewählt, wenn nicht aus dem Grunde, seinem Volk ein abschreckendes Beispiel vor Augen zu stellen? Und wenn er damit Eulen nach Athen getragen hätte, wie erklärt sich dann die colossale Sensation, welche dies Stück erregt hat? Es muß daher außerordentlich erheitern wirken, wenn der französische Autor es dem Fürsten Bismarck als sträfliche Völlerei auslegt, daß er mit den bayerischen Bevollmächtigten auf den glücklichen Abschluß des Vertrages, der dem König von Preußen die Kaiserkrone sicherte, drei Flaschen — sage drei Flaschen — Champagner getrunken habe. Mehr habe ich in Paris drei oder vier Kinder des nüchternen Frankreich auf den kleinen späten Soupés in den lauschigen Zimmern der vornehmen Sumpflocale trinken sehen, Herrchen und Dämchen, von denen drei kaum auf das Körpergewicht des herkulischen Kanzlers gehen. Allerdings kann Herr Seinguerlet dem Fürsten noch gravirendere Fälle von Völlerei vorrücken, alles Dank der liebenswürdigen Discretion des Herrn Busch.

Ehe wir jedoch auf die Trunkenboldigkeit des Referendarius u. s. w. von Bismarck eingehen, wollen wir erst unsere Moralpredigt zu Ende hören: „Man sagt gris comme un Polonais,“ fährt Herr Seinguerlet fort, „aber ich kann nicht sagen, daß dies Dictum gerechtfertigt wäre, weil ich die Polen stets als treffliche Gesellschafter kennen gelernt habe, die nicht fähig waren, ihre Vernunft auf dem Boden eines Glases zu lassen; aber das kann ich, weil ich während des Empire jenseits des Rheines gelebt habe, für gewiß behaupten, daß in Deutschland weder Männer noch Frauen das Laster des Uebermaßes im Trinken mißbilligen. Die Deutschen besitzen einen wahren Schatz von Nachsicht einem Fehler gegenüber, der auf allen Gesellschaftsstufen zu Tage tritt, der Allen, vom Holzhauer bis zur höchsten Person, eigen ist, und von dem auch der Reichskanzler nicht ganz frei ist. Nicht die Thatsache, daß man trinkt, ist tadelnswerth, sondern nur die Schwäche, nichts Rechtes vertragen zu können und man rühmt sich sogar mit bacchischen Heldenthaten, das giebt einem Ansehen in der Gesellschaft.“

Was Herr Seinguerlet von den Polen sagt, ist mehr gut gemeint als wahr. Auf die polnischen Emigranten der vornehmen Stände, welche er dabei vielleicht im Auge hat, und die sich gänzlich französisirt haben, mag allerdings das französische Sprüchwort nur ausnahmsweise Anwendung finden. Aber wer jemals nur eine flüchtige Bekanntschaft mit Land und Leuten in Polen gemacht hat, oder auch nur die dortigen Zustände aus den Schilderungen von Emil Franzos kennt, wird das Dictum vollständig bestätigt finden und es kann ihm nicht entgehen, daß zwischen Polen und Deutschen hinsichtlich des Trinkens ein gewaltiger Unterschied ist. Der Deutsche zecht,

Ineipt und heitert sich einmal bei Gelegenheit etwas an, der gemeine Vole — sit venia verbo — besäuft sich viehisch — und unser Herr Seinguerlet zeigt sich in seinen Ausführungen nicht gerade als zuverlässiger Ethnograph.

Nach der Ansicht des Kanzlers, heißt es an einer anderen Stelle, ist die Unenthaltbarkeit eine Eigenschaft, die den Diplomaten ziert. Und dann wird geschildert, wie man die Geschäftsträger anderer Nationen — namentlich der Franzosen — gehörig einseift, um ihnen dann im Rausche Zugeständnisse abzulocken, die sie natürlich sogleich, wie beim Gastmahl im Wallenstein, unterzeichnen müssen. Wenn sie dann wieder nüchtern sind, wissen sie gar nicht, wie sie dazu gekommen sind. Bismarck, so meint Herr Seinguerlet, hätte in der guten alten Zeit als Diplomat mit Ehren figurirt. (Nun, ich denke, er hätte es auch in der Gegenwart als solcher weit genug gebracht.) Er ist ferner „ein geborener Trinker, denn die Fähigkeit viel, selbst maßlos, zu trinken, war ein Familienfehler, eine förmliche Tradition bei den Bismarcks. Als er von seinem bei Czaslau gefallenen Vorfahren spricht, sagt er im Ton einer Leichenrede von ihm: „Er war ein großer Jäger vor dem Herrn und ein gewaltiger Trinker,“ und ein Brief eines anderen Ahnen, der „wie ein Heiligthum unter den Bismarckschen Familienpapieren aufbewahrt wird“, muß gleichfalls herhalten, den angeführten Familienfehler zu erhärten. In diesem Briefe aber steht: „Das Faß Rheinwein hat mir 80 Reichsthaler gekostet; im Falle daß mein Herr Schwager den Preis zu hoch finden sollte, werde ich den Wein selbst trinken, sofern mir Gott das Leben läßt.“ Selbst der Umstand, daß Fürst Bismarck, „wie alle ausgedienten Säufer in Deutschland,“ sich eine Sammlung von silbernen Trinkgefäßen anlegt, wird herangezogen, um die Charakteristik zu vervollständigen.

Völlig neu und um so bemerkenswerther für uns Mitlebende und für spätere Historiker ist Herrn Seinguerlets Entdeckung, daß Moltke dem Reichskanzler an Trunksucht nichts nachgibt. Wie auf anderen Gebieten, so zeigt er sich auch auf dem Felde des Poculirens bahnbrechend. Er erfindet ein Getränk aus Champagner, heißem Thee und Sherry, das er dem Fürsten Bismarck ganz angelegentlichst empfiehlt. Natürlich muß wieder des armen Rothschild reicher Keller die Ingredienzien liefern. Aber so eingehend sich unsere bedeutendsten Geister demnach mit der edlen Kunst des Trinkens abgegeben haben, — wir sind einmal dazu prädestinirt, Barbaren zu bleiben. Unser Gewährsmann sagt: „Der Mißbrauch, Getränke aus heterogenen Bestandtheilen herzustellen, dem man in Deutschland so ergeben ist, hat seinen Ursprung in dem völligen Mangel an Geschmack. Der Punsch des Herrn von Moltke kann als Gegenstück zu dem Compot aus Himbeeren und — Senf! — dienen.“

Aber das ist alles noch nicht das Aeußerste: Bismarck trinkt sogar —

Schnaps, und was Allem die Krone aufsetzt, er war — nach Busch — leider nicht der Einzige, welcher eine ausgesprochene Vorliebe für einen tüchtigen Kornschnaps zeigte. Seine Excellenz der Präsident des Reichskanzleramts, Herr Delbrück, theilt nicht nur die Vorliebe seines Chefs für dieses Stallknechtsgetränk, nein, er zeigt sich sogar als ein ganz gewiegter Kenner des Kornbranntweins, er hat, wie man vom Weinkenner sagt, förmlich Zunge. Und wenn noch die Noth, die schwere Kriegesnoth, diese hochgestellten Männer dazu getrieben hätte, bis zum Nordhäuser herabzusteigen, — aber nein, sie hatten excellenten Cognac und den feinsten Champagner in Hülle und Fülle, und tranken — Schnaps! Diese Barbaren!

Und von solchen sittlich verkommenen Männern wurde die große Nation besiegt, von solchen Trinkern ihnen der Frieden dictirt — o pauvre France!

Gustav Dannehl.

### Aus dem Reichstag.

Endlich kommt etwas Licht in die muthmaßliche Schlußgestaltung des Gesetzgebungswerkes, das nun seit Monaten alle Gemüther in Deutschland in Unruhe und Verwirrung setzt, und zwar in einer Richtung, die so weit abliegt von dem viel bespöttelten deutschen Idealismus, daß der Materialismus denselben vollständig aus dem Felde geschlagen zu haben scheint. Es kommt etwas Licht in den wahrscheinlichen Ausgang dieser schweren Gesetzgebungsarbeit, aber ein Ausgang, wie wohl kein Einziger der Betheiligten ihn beabsichtigt, kein Einziger ihn vorausgesehen hat. Nachdem die Tariscommission des Reichstags in der Frage über die sogenannten constitutionellen Garantien mit großer Majorität durch die vereinigten Stimmen der Clericalen und der sämmtlichen Conservativen einschließlich der Freiconservativen einen Antrag des Centrums zum Beschluß erhoben hat, so ist, wenn nicht ganz unvermuthete Zwischenfälle eintreten, für diesen Antrag mit größter Wahrscheinlichkeit auch im Plenum des Reichstags die Mehrheit gesichert und damit zugleich für das Ganze der zur Genehmigung vorgelegten Schutzzölle und Finanzzölle, vielleicht für jetzt mit Ausnahme der Brausteuer. Die Ungeneigtheit des Centrums oder wenigstens eines Theils seiner Mitglieder, für die ihnen gewährten Schutzzölle einen Preis in der Bewilligung hoher Finanzzölle zu zahlen, ist beseitigt worden, indem die Conservativen bereitwilligst eingingen auf einen Antrag des Centrums, der die Matricularbeiträge aufrecht erhält und das gesammte Plus der jetzigen neuen Zölle und Zollerhöhungen gegen den bisherigen Durchschnittsbetrag dem Reiche entzieht und den Einzelstaaten überweist. Das ist die ganze Lösung der seit länger als Jahresfrist bestrittenen Frage der Finanzreform und der damit zu verbind-



denden constitutionellen Garantien. Das Centrum rühmte sich oft, es werde niemals neue Finanzzölle verwilligen, ohne sorgfältig darüber zu wachen, daß das Verwilligungsrecht des Reichstags dabei sicher gestellt werde, und bis in die letzten Tage hinein verkündigten dies die Redner des Centrums, indem sie dabei der Forderung der constitutionellen noch die neue Forderung von föderativen Garantien hinzugesellten. Die constitutionellen Garantien sind schließlich spurlos verschwunden und nur die föderativen übrig geblieben, die im directen Gegensatz stehen zu der Art, mit der bisher von allen Seiten das neue Finanzsystem begründet ward, im Gegensatz auch gegen Sinn und Geist der Verfassung. Das Reich finanziell unabhängig machen und deshalb die (in der Lastenvertheilung sehr ungerechten) Matricularbeiträge ersetzen durch eigene Reichseinnahmen in der Gestalt indirecter Reichssteuern, das war die Forderung, die an der Spitze des Kanzlerprogramms vom 15. December vorigen Jahres stand, das war die Forderung, die im vorigen Jahre in tausend conservativen Wahlreden als Grund zur Verwilligung neuer Reichssteuern verkündigt ward, das war die Forderung, die seitens der Nationalliberalen schon seit langer Zeit als ihre Forderung und zugleich als dasjenige Regierungsproject bezeichnet ward, dem die Partei unter der Bedingung der Sicherstellung des Verwilligungsrechts ihre volle Unterstützung zu gewähren bereit sei, das war die Forderung, die bis in die allerneueste Zeit der Reichskanzler durch den bezeichnenden Hinweis darauf vertrat, daß das Reich, indem es mit seiner Existenz auf die Matricularbeiträge verwiesen sei, nicht länger diese Rolle eines Kostgängers bei den Einzelstaaten ertragen könne, vielmehr so viel eigene Einnahmen haben müsse, daß es als freigebiger Dispensator an die Einzelstaaten vertheilen könne. Und nun bleiben die Matricularbeiträge genau so wie sie waren, das Reich bleibt in der Rolle des bittenden Kostgängers, es beschließt zwar, neue Steuern zu erheben, aber nicht um als freigebiger Dispensator, wie der Reichskanzler wünschte, darüber zu verfügen, sondern einfach mit der gesetzlichen Verpflichtung, sie an die Cassen der Einzelstaaten abzuführen. Wir behalten die so ungerechte Art der Lastenvertheilung pro Kopf der Bevölkerung in den Matricularbeiträgen bei und übertragen nun sogar denselben ungerechten Vertheilungsmodus pro Kopf der Bevölkerung auf die Vertheilung der Zolleinnahmen, anstatt die letzteren für die gemeinsamen Reichsbedürfnisse zu verwenden. Das Reich decretirt Steuern, besorgt großmüthig deren Eintreibung und führt sie als williger Steuereinnehmer an die Cassen der Einzelstaaten ab, ohne irgend welchen Einfluß auf die Verwendung dieser Gelder durch die Einzelstaaten üben zu können. Die Factoren des Reichs verwilligen und beschaffen die Steuern, die Factoren der Einzelstaaten beschließen über die Verwendung dieser Gelder: das aber kann nie ein gesundes und richtiges Verhältniß sein, wo die Fac-

toren, welche die öffentlichen Steuern verwilligen, jeden Einflusses und jeder Controle über ihre Verwendung beraubt sind.

Einer der Fundamentalsätze der Reichsverfassung beruht sicher darin, daß die Verfassung dem Reich für den Umfang seiner Bedürfnisse eine wirkliche Finanzhoheit zuspricht und mithin die volle Gesetzgebung über Zölle und gewisse Verbrauchssteuern und die Matricularbeiträge nur als ein provisorisches Auskunftsmittel bis dahin einführt, wo dieselben durch eigene Reichssteuern entbehrlich gemacht sein werden. Von diesem Standpuncte aus bestimmt deshalb Artikel 38 der Verfassung ausdrücklich, daß die Einnahmen aus den Zöllen und jenen bestimmten Verbrauchssteuern an die Reichscasse abzuführen seien. Und jetzt beschließt man, daß nur der bisherige Durchschnittsertrag der Zölle und Steuern dem Reich verbleiben, jede durch Zunahme der Bevölkerung, Aufschwung des Verkehrs u. s. w. eintretende oder durch Gesetz beschlossene Vermehrung und Erhöhung der Zölle aber an die Einzelstaaten abzuführen sei und macht die Matricularbeiträge permanent, die die Verfassung nur als provisorisches Auskunftsmittel duldet!

Auf diese Weise wirkt das neue Finanzsystem nicht wie es sollte und wie es verkündet ward, im Sinne einer Stärkung des Reichsgedankens, sondern im Sinne einer Schwächung desselben und einer Stärkung der centrifugalen Kraft der Einzelstaaten, und in diesem Lichte betrachtet ist der wichtige Beschluß der Tarifcommission, wenn er wirklich vom Reichstag adoptirt werden sollte, wohl geeignet, bange Befürchtungen zu erregen bei denen, die die nächste Aufgabe immer noch in der nationalen Aufgabe der Festigung des Reichs finden. Ist diese Festigung des Reichs unbestritten und ungefährdet, wenn in solcher Weise die finanzielle Unabhängigkeit der Einzelstaaten über die des Reiches gestellt wird, wenn man zurückweicht hinter die Tendenz der Verfassung, die die Matricularbeiträge nur provisorisch dulden wollte, während man sie jetzt permanent macht? Leider aber, wir wiederholen dies, muß man allerdings annehmen, daß ein Antrag, der nach so langen Vorbereitungen und mit so vielen Förmlichkeiten als ein förmliches Compromiß von den drei Parteien, die die Mehrheit des Reichstags bilden, vereinbart worden ist, auch im Reichstag selbst die größte Wahrscheinlichkeit der Annahme für sich hat. Ein in den Zeitungen bereits abgedruckter Antrag der Freiconservativen ist in der Commission nicht zum Vorschein gekommen und soll wohl nur für den Nothfall für die Plenarberathung in Bereitschaft gehalten werden. Der Antrag des Herrn von Bennigsen wollte die viel besprochenen constitutionellen Garantien in der sehr einfachen Form der Beweglichkeit einzelner Steuern gewähren, ein Antrag von so einfacher, gesunder Art, so günstig und entsprechend einer besonnenen, ruhig fortschreitenden und neben der Gegenwart auch die Zukunft berücksichtigenden Finanzverwaltung, daß

man in späterer Zeit, die für ruhige und besonnene Entschliebung wieder besser disponirt sein wird wie die jetzige, kaum wird begreifen können, daß man einen so zweckmäßigen Antrag jetzt so kühl zurückweisen konnte. Gegenwärtig konnte man Einwände dagegen nur von der Eigenschaft des einen der beiden für die beweglichen Zölle vorgeschlagenen Artikel entnehmen. Herr von Bennigsen hatte den Zoll auf Salz und Kaffee als bewegliche Zölle vorgeschlagen und man bestritt, daß Kaffee, als ein Speculationsartikel mit schwankenden Preisen diese Beweglichkeit des Zolles ohne Schädigung des Handels vertrage. Man vergaß aber dabei, daß England bei einem Artikel, der für England dieselbe Rolle spielt wie bei uns der Kaffee, nämlich beim Thee, diese Beweglichkeit des Zolles ohne Nachtheil für den Handel besitzt.

Daß dies Compromiß zwischen Centrum und Conservativen nicht ohne die private Zustimmung des Reichskanzlers erfolgt ist, muß man nach der Stellung der betreffenden Parteien und nach der ganzen Entwicklung der Dinge annehmen. Zum Ueberfluß wird es aber auch von solchen, die es wissen können, im Privatgespräch versichert und die Verwilligung der ganzen Schutz- und Finanzzölle damit als in der Hauptsache gesichert angenommen. Freilich ganz ohne Haken ist die Sache noch nicht, denn die Tabakssteuer ist noch nicht geborgen, ihr Ausgang im Plenum, nachdem die Commission ohne allzugroßen Widerstand der Regierung das wichtige Princip der Nachsteuer definitiv abgelehnt und den Zollsatz der Regierung von 120 Mark für den ausländischen und 80 Mark für den inländischen Tabak auf 85 und 45 Mark herabgesetzt hat, leider immer noch zweifelhaft (die Regierung soll angeblich auf etwas höheren Sätzen, nämlich 100 und 60 Mark bestehen). Inwieweit nun die Festhaltung des Compromisses etwa abhängig gemacht ist von einer günstigen Haltung des Centrums in der Tabakfrage, das können nur die Eingeweihten wissen. Der natürlichste Gedanke, die Schwierigkeiten, die mit der enormen Steigerung der Tabakssteuer sowohl bezüglich der Consumption und Tabakindustrie wie bezüglich des finanziellen Ertrags untrennbar verbunden sind, zu mildern durch eine allmähliche staffelweise Einführung der hohen Steuer ist zwar in der Commission beantragt, jedoch abgelehnt worden, und nur für den inländischen Tabak noch in Aussicht genommen.

Wird der jetzige Compromiß zwischen Centrum und Conservativen vom Reichstag selbst zum Beschluß erhoben, so wird der praktische Erfolg der sein, daß dem Reiche alsdann (ohne sehr genau zu rechnen) ohne Tabak- und Brausteuer circa 60 bis 70 Millionen Mehreinnahmen zugeführt sind, das heißt, die Matricularbeiträge in ihrem größten Theil ersetzt und den Einzelstaaten zur Verfügung gestellt; damit wäre das Hauptdesiderium des Augenblicks erledigt. Treten noch Tabak- und Brausteuer hinzu, so würden für jetzt über 100 Millionen (in den nächsten Jahren bedeutend steigend) Mehr-

einnahmen dem Reiche zugeführt und daraus also schon jetzt den Einzelstaaten bedeutende Ueberschüsse zufließen. Der augenblicklichen Finanznoth wäre damit ein Ende gemacht um den Preis der finanziellen Selbständigkeit des Reiches, der Sieg des „föderativen“ Gedankens über den nationalen.

Wieder ist es das Centrum, was bei dem für jetzt beschlossenen Compromiß den Ausschlag gegeben hat, und wieder ist es ein Bündniß zwischen Centrum und Conservativen, auf welches die Reichsregierung zur Durchführung ihrer Finanzreform unter Zurückweisung der von Herrn von Bennigsen gemachten Offerte sich hierbei stützte. Wir glauben nicht, daß das Centrum für diese seine Unterstützung einen Culturfampfpreis erhält, wie wir schon des Oefteren ausführten. Aber dessen sind wir sicher, daß in gleichem Verhältnis, wie die Regierung jetzt die Unterstützung der Parteien der Clericalen und Conservativen annimmt, in gleichem Verhältnis sich auch der Einfluß dieser Parteien auf die Regierung thatsächlich bethätigen wird. Das ist eine Naturnothwendigkeit, der auch der Mächtigste sich nicht entziehen kann. Wir wünschen, daß Deutschland diesen Einfluß nicht zu stark empfinden möge. Der Anfang ist gemacht mit dem Compromiß, das die angestrebte finanzielle Unabhängigkeit des Reiches ersetzt durch die Stellung eines Steuereintreibers, der die Reichssteuern an die Cassen der Einzelstaaten abzuführen hat.

Die Stellung der nationalliberalen Partei ist dieser Sachlage gegenüber wieder eine feste und geschlossene, und wie die Zeitungsberichte über bereits getroffene Vereinbarungen wegen Trennung völlig irrig waren, so scheint es jetzt wahrscheinlicher, daß überhaupt der Bestand der Partei im Wesentlichen unverändert bleiben wird.

Als erfreuliches positives Resultat brachten die letzten Tage die beinahe einstimmige Vereinbarung über die Neugestaltung Elsaß-Lothringens, die den Reichslanden eine so bedeutend erweiterte Selbständigkeit gewährt und hoffentlich dazu beitragen wird, sie allmählich mehr und mehr wieder mit dem deutschen Mutterlande zu verbinden. In Elsaß-Lothringen selbst scheint das Gesetz recht günstige Aufnahme zu finden, wie dies die in den letzten Tagen dort vollzogenen Wahlen beweisen, und es ist ja auch sein ganzer Zuschnitt in einem Grade den dortigen Wünschen angepaßt worden, daß in dieser Beziehung einige Zweifel und Bedenken sehr natürlich waren. Die Zahl und der Glanz der Aemter, die Höhe der Besoldungen sind nicht nach deutschem, sondern nach französischem Maß bemessen. Die gesammte Einrichtung erfordert für die Reichslande einen Mehraufwand von 528,000 Mark, was bei der überaus günstigen dortigen Finanzlage, die in den letzten Jahren aus den Ueberschüssen der laufenden Einnahmen bedeutende Schuldentilgungen

gestattete, nach der Versicherung Elsässer Abgeordneten zu gar keinem Bedenken Anlaß geben soll.

Gleich nach dem vom Centrum in der Tarifcommission durchgesetzten Beschluß, der den Reichsgedanken so weit zurückstellt hinter die particularistischen Tendenzen, lagen dem Reichstag zwei Berathungsgegenstände vor, die eine symbolische Bedeutung haben für das Reich und deren Bedeutung in ihrer Auffassung in der Bevölkerung nicht zu unterschätzen ist. Es handelte sich einmal um einen Beitrag aus Reichsmitteln zur Vollenbung des Niederwalddenkmals, mit dessen Ausführung Professor Schilling in Dresden beschäftigt ist. Gegen die Stimmen des Centrums ward dieser Beitrag verwilligt und die Stimmung des Centrums gegenüber dem deutschen Reich, gegenüber den patriotischen Gefühlen der ungeheuern Mehrheit der Nation ward in ein klares Licht gestellt durch den beispiellosen Hohn, mit welchem der Clericale von Schorlemer-Alst die Ablehnung dieses Beitrages beantragte und das ganze Unternehmen dieses Niederwalddenkmals zu den „verfrachten Gründungen“ rechnete. Erfrischend wirkte dagegen die warme Begeisterung, mit welcher der tüchtige Kunstkenner Römer-Hildesheim dies Schillingsche Denkmal als eine der vollendetsten Schöpfungen deutscher Bildhauerkunst bezeichnete, ein Urtheil, dem sich manche andere competente Urtheiler anschließen. Der zweite Gegenstand betraf den endlichen Ankauf eines Platzes für das Reichstagsgebäude, wofür das Raczinskysche Palais nebst einigem angrenzenden Areal für den freilich hohen Preis von 5,275,000 Mark erworben werden soll. Es wird dadurch zurückgegangen auf den ersten Gedanken bezüglich der Platzwahl für das definitive Reichstagsgebäude, der damals nicht zur Ausführung kommen konnte wegen mangelnder Einigung mit dem inzwischen verstorbenen Besitzer des Raczinskyschen Palais. Der Platz hat, wie wir nicht verkennen, einige Bedenken gegen sich, namentlich das, daß das Gebäude seine Fassade nothwendig nach dem Königsplatz, also von der Stadt abgewendet erhalten, der von der Stadt Kommende also von hinten eintreten, oder um das Gebäude herumgehen muß. Aber solche und ähnliche ästhetische oder locale Bedenken werden doch weit aufgewogen durch die Nothwendigkeit, daß endlich das deutsche Parlament überhaupt nur ein würdiges Heim erhält, für die Auffassung der Bevölkerung ein unentbehrliches Symbol der deutschen Reichseinheit, und daß damit zugleich die deutsche Kunst die Gelegenheit erhalte, an dieser nationalen Aufgabe eines großen Monumentalbaues sich zu entfalten. Der jetzige, in wenig Monaten schnell aufgeführte Interimbau macht übrigens nothwendig, daß ein definitiver Bau nicht allzu lange verschoben werde, denn eine Haltbarkeit für lange Jahre hinaus hat dieser Interimbau nicht. Der jetzige Grundanlauf und spätere Bau schließt übrigens keine Belastung der Steuer-

pflichtigen in sich, denn es liegen dazu aus der französischen Kriegssentschädigung 28 Millionen in der Reichscaffe bereit. Das Centrum widersprach auch hier aus allerhand Gründen, indeß trotz dieses Widerspruchs verwies der Reichstag die Sache an die Budgetcommission und hoffentlich wird damit eine heifällige Erledigung der Sache erreicht.

Das zur Ergänzung der Justizorganisation nothwendige Gesetz über die Consulargerichtbarkeit kam durch En-bloc-Aannahme zur raschen Erledigung. Das Gesetz über die statistische Gebühr hat in der Commission eine Herabsetzung der Gebührensätze erfahren, und hat wohl in dieser Form auf Annahme im Plenum zu rechnen. Der Gesetzentwurf dagegen wegen der Eisenbahntarife darf wohl für jetzt und für dieses Jahr mit Sicherheit als im Bundesrathsausschuß begraben angesehen werden.

Bis über die Mitte des Juli hinaus ist eine Fortsetzung des schwer ermüdeten Reichstages nicht zu erwarten. Die großen bewegenden Fragen werden bis dahin für jetzt einen augenblicklichen Abschluß, wir fürchten nicht von großer Stetigkeit und Dauer, gefunden haben, freilich nicht im Sinne eines großen Theils der Bevölkerung. Manche andere begonnenen Arbeiten müssen für diesmal unvollendet liegen bleiben. M.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Gewerbeausstellung. — Obwohl der Hochsommer herannahet, welcher Berlin zu einer traurigen Wüste zu machen, aller seiner Reize und Anziehungskraft zu berauben pflegt, steht diesmal die Saison noch in ihrer vollen Blüthe auf allen Gebieten hauptstädtischen Lebens und großstädtischer Thätigkeit, und da auch das Wetter, mit Ausnahme nur weniger heißen Tage, uns bisher mit allen den Qualen verschont hat, mit denen es sonst um diese Jahreszeit die Bewohner und Besucher der Spreestadt zur Verzweiflung bringt, so dürfte in diesem Jahre erst im August die Zeit der allgemeinen Panik eintreten, in welcher jeder, der es vermag, dem Weichbilde der deutschen Hauptstadt auf möglichst lange Zeit zu entinnen versucht. Augenblicklich sorgen die noch immer andauernde Reichstags- und Bundesrathssession, die Ströme der verschiedensten Interessenvertreter, welche oft fast zahlreicher als die Abgeordneten im Foyer des Parlamentes erscheinen, die Gewerbeausstellung, die im Tivoli (nahe dem Kreuzberge) eröffnete Ausstellung des Müllergewerbes, die bildende Kunst, zum Theil auch noch die Theater sehr reichlich dafür, daß der Fremde wie der Einheimische täglich nur die Schwierigkeit der Wahl hat, auf welche Weise er, sei es zum Studium, sei es zum Genuß, seine Zeit anwenden soll. Nur die königlichen Theater, Opern- und Schauspielhaus, haben ihre Pforten

geschlossen, sonst herrscht fast in allen „Tempeln“ der mimischen Muse noch ziemlich reges Leben, und für die musikalische Welt, wenn auch ihre Hochsaison vorüber ist, scheint vielfach nur der Schauplatz der Thätigkeit aus dem Saal ins Freie verlegt.

Neben der politischen Thätigkeit ist es aber vor allem die, wie nicht oft genug der Wahrheit getreu ausgesprochen werden kann, über jedes Erwarten gelungene „Gewerbeausstellung der Stadt Berlin“, welche den starken Zufluß der Fremden erhält, das regste Interesse in allen Kreisen fortdauernd erweckt und dem diesjährigen Frühjahr wie Sommer der Residenz ihren besonderen Charakter verleiht. Uebler als Deutschland, speciell aber Norddeutschland, und ganz besonders wieder Berlin, von dem man als der vollreicheren Hauptstadt um so Bedeutenderes erwartete — ist kein Land und keine Stadt in der allgemeinen Werthschätzung ihrer Leistungen auf den bisherigen Welt- und anderen großen Ausstellungen davongekommen. Lag in Paris und Wien die Bilanz schon sehr bedenklich, so kam unser Auftreten in Philadelphia einer großen Niederlage gleich, welche durch unser Fernbleiben von Paris im vergangenen Jahre, trotz der nachträglich rasch beschlossenen und in Ehren ausgeführten Besichtigung der Abtheilung für die große Kunst, wahrlich nicht ausgeweht werden konnte. Das deutsche Kunstgewerbe besonders — und diese Abtheilung der Weltausstellungen zieht ja naturgemäß vor allen anderen die Blicke des Publicums auf sich und trägt in allen Kritiken und Berichten den Löwenantheil davon — galt anerkannt als geschlagen, als in seiner Inferiorität notorisch. Das Schlimmste aber war, daß dieses Urtheil des Auslandes, welches sich natürlich auf Deutschösterreich nicht mit bezog, im Ganzen und Großen den Thatfachen entsprach. Ungeschick des Arrangements und Mangel an einheitlichem Zusammenhang in der Vertretung der verschiedenen Zweige des Gewerbes kamen dazu, um die Niederlage vollständig zu machen. Die Münchener Ausstellung 1876 war in vieler Beziehung der Anfang einer Wiederherstellung des auf diesem Gebiete verloren gegangenen deutschen Credits, doch aber vorwiegend nur für den Süden unseres Landes. Der Norden und Berlin vorzugsweise kamen nur in Einzelheiten zur vollen Geltung oder hatten in vieler Beziehung nur erst kleine Anfänge der Resultate ihrer kunstgewerblichen Reformarbeit aufzuweisen. Unter diesen Umständen kann das Privatunternehmen der diesjährigen Berliner Ausstellung, nachdem ihre nach allen Richtungen hin glänzenden Erfolge vorliegen, nur eine That von schwer wiegender Bedeutung genannt werden. Seit den vierziger Jahren hat die Stadt Berlin als solche keine allgemeine Gewerbeausstellung in ihren Mauern gesehen, und was uns nun durch die Umsicht, den Fleiß und den Muth unserer Mitbürger auf den Feldern zwischen der Maschinenstadt Moabit und dem großen Lehrter Westbahnhof zur Schau ge-

boten wird, verhält sich nicht etwa bloß zu der Ausstellung von 1843, sondern auch zu alledem, was Berlin und der deutsche Norden bei fremden Ausstellungen geleistet haben, wie der Riese zum Kinde. Neben seiner nirgends mehr geleugneten politischen Bedeutung zeigt sich die alte Hauptstadt des Märkischen Sandbodens hier einmal als das, was sie durch unendliche Arbeit im Laufe der Zeiten auf anderm Gebiete aus sich gemacht hat, als eine Fabrik- und Gewerbestadt allerersten Ranges. Für die gesammten technischen Zweige der Industrie, für die Verarbeitung der Rohmaterialien, den Maschinenbau, die chemische Industrie, die Herstellung optischer, mathematischer, chirurgischer, überhaupt wissenschaftlicher Instrumente von den gewöhnlichsten bis zu den feinsten und complicirtesten Gattungen, in denen der fortschreitende Erfindungsgeist hohe Triumphe feiert; für die sogenannte Confectionsarbeit und Lebensmittelbereitung galt Berlin seit langer Zeit, wenn auch nicht in dem verdienten Maße, als ein bedeutender Ort. Die sogenannten großen Künste, Architektur, Plastik, Malerei haben seit Schlüter und mehr noch seit Schinkel und Rauch wenn auch nicht ein vor allen anderen deutschen Städten bevorzugtes Heim, so doch stets eine große, in einzelnen Leistungen sogar hervorragende Bedeutung hier gefunden. Anders aber verhielt es sich mit dem Kunsthandwerk. Für dieses letztere grade ist die jetzige Ausstellung ein erster durchschlagender Erfolg, den wir der aufopfernden rastlosen Thätigkeit der letzten zehn, man darf vielleicht noch richtiger sagen nur der letzten fünf, Jahre verdanken und der sich fast ohne jede staatliche Beihülfe, aus der Selbsterkenntniß unserer Gebrechen und der muthigen Initiative verhältnißmäßig weniger gewonnen, in um so hellerem Lichte den erstaunten Fremden nicht allein, nein den meisten Berlinern selbst hier zum erstenmale kund thut.

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, hier auch nur ganz oberhin eine Aufzählung der besonders verdienten Firmen und Künstler sowie der ausgezeichnetsten Gegenstände zu geben, die sich in den Hallen der Ausstellung vereinigt finden. Es soll nur auf die wahrnehmbaren Fortschritte in den wichtigsten Zweigen der handwerklichen, an das Kunstgebiet angrenzenden Thätigkeit mit kurzen Worten hingewiesen werden, auf die Hebung des Geschmacks in der Anordnung dieser Gegenstände zum Ganzen, wie sie sich vor allem in der Decoration gegebener Räume, in der Ausschmückung der Zimmer und Säle des Wohnhauses und des Palastes am glänzendsten zeigt. Von den Räumen der Ausstellung selbst, von der Construction des Hauptgebäudes und der Einrichtung des Parks und der Höfe mag bei dieser Gelegenheit eingeschaltet werden, daß sie sich mit dem Arrangement großer internationaler Expositionen natürlich nicht messen können. Man muß erwägen, daß die Berliner Ausstellung das reine Privatunternehmen einer Anzahl um das Gewerbe hochverdienter Männer ist, dem man anfänglich selbst in den Berufskreisen



mit Mißtrauen entgegenkam, und daß es die erste Aufgabe dieser Männer sein mußte, alles, was man einen finanziellen Krach nennen könnte, unter jeder Bedingung zu vermeiden. Daher sind die Gebäude einfach von Holz construirt, ein Theil des Hauptbaues ist von der vorjährigen Provinzialausstellung in Hannover übernommen aus Gründen der Sparsamkeit und hiernach hatte sich selbstverständlich alles andere zu richten. Von einem bedeutenden architektonischen Gesamt- und Masseneindruck wie in Wien und Paris ist demnach keine Rede, die Anordnung der Räumlichkeiten aber zweckentsprechend und der Aufbau der einzelnen Gegenstände meist geschmackvoll und bequem. Ein ganzes Heer von nachträglich, als das Unternehmen gesichert war, sich anmeldenden Ausstellern mußte abgewiesen werden, da kein Platz für sie übrig war. Leidet doch schon der Park mit seinen zum Theil reizenden Pavillons, Springbrunnen, plastischen Werken und anderen Bauten durch die weite Ausdehnung des Hauptpalastes an einer gewissen Enge, die bei sehr starkem Besuche oft unbequem wird und die gefällige Anordnung der herrlichsten Pflanzengruppen — eines sprechenden Beleges für die hochausgebildete Berliner Gartenkunst — beeinträchtigt. Das Gesamtterrain der Ausstellung, das einzige, was Stadt und Staat unentgeltlich dazu gegeben haben, konnte leider unmöglich erweitert werden.

Zum Hauptportal eintretend gewinnen wir zunächst einen Ueberblick über die Töpferei Berlins, in des Wortes weitester Bedeutung genommen: Porcellan, Steingut, Majolika, Glas. Das letztere ist nicht ein Hauptartikel der Berliner Industrie. Es ist im Wesentlichen nur eine berühmte Firma vorhanden, die sich die Herstellung farbiger Glasgefäße mit stark aufgetragener Emailbemalung und Verzierung als ihre Hauptdomäne erkoren hat und hierin nach Güte des Materials, Schönheit und Mannichfaltigkeit der Formen und Zierlichkeit der Ornamentik allerdings Musterleistungen aufzuweisen hat, die sich vor keiner andern Fabrik der Welt zu verstecken haben. Im Porcellan ist, was namentlich die früher in bedenklichem Stillstand begriffene königliche Manufactur anlangt, ein erheblicher Fortschritt zu verzeichnen. Theils geht man auf die alten Muster des vorigen Jahrhunderts in Form und Bemalung mit Erfolg zurück, theils versucht man mit sicherem Farbensinn das Porcellan in der Bemalung und dem Aufbau der Gefäße nach Art der Majolika zu behandeln und ihm die farbigen Reize abzugewinnen, über welche diese alte jetzt zu verjüngtem Leben aufgeblühte Technik so verschwenderisch gebietet. Diese Richtung hat ihr Zweifelhaftes, da es immer mißlich erscheinen muß, einem Material künstlich Vortheile abzugewinnen, die in der Natur desselben nicht begründet sind. Majolika selbst kannte man noch vor fünf Jahren in Berlin kaum. Das Gewerbemuseum begann unter Anlehnung an die italienischen Vorbilder diese Technik hier heimisch zu machen.

Auch jetzt werden Gefäße und Prachtteller oder -Basen in diesem Material hier nur wenig fabricirt, der Import übersteigt in dieser Beziehung die eigene Production noch im größten Maßstabe, dagegen hat man die gröbere Majolika oder Fayence zur Herstellung von Ofen und Kaminen in hochkünstlerischer Weise ausgebildet. Die alten grünen und braunen oder bunt gehaltenen Kapfsachel- oder mit Figuren geschmückten Ofen, wie sie die deutsche Stube des sechzehnten Jahrhunderts so behaglich charakterisirten, haben ihre Auferstehung gefeiert und nicht minder werden in allen möglichen Farben und Formen je nach dem Gesamtsfarbenton, der das betreffende Zimmer beherrscht, Ofen mit feineren Majolikaplatten, Gesimsen, Nischen und figurlicher Verzierung aller Art, die den feinsten Kunstsinne zu befriedigen vermögen, jetzt in Berlin gefertigt und haben den abstracten, glatten, nüchternen „Berliner Ofen“ mit seinen weißen Glanzacheln auch in der Praxis schon sehr wesentlich zurückgedrängt.

Den Hauptfortschritt aber haben die Gewerbe der Kunstschler, der Gold- und Silberschmiedekunst, der Bronze- und Eisentechnik und der „Decorateurs“ — um dieses fremde Wort, das sich mit dem uns noch vor zehn Jahren nahezu fremden Begriff eingebürgert hat, hier zu gebrauchen. Hierin feiert das Berliner Kunsthandwerk auf dieser Ausstellung einen Sieg über den früheren Ungeschmack, die gänzliche Nichtkenntniß und das eingelebte Vorurtheil des Publicums, wie ihn sich vor wenigen Jahren auch der begeistertste Reformator auf diesem Gebiete schwerlich hätte träumen lassen. Rechte Bronzen mit Ausnahme von Kronleuchtern und Gasbronzen, die zum Hängen in großen Sälen bestimmt waren, wurden bis vor Kurzem in Berlin kaum angefertigt. Gegen Frankreich nicht bloß, sondern ebenso gegen Wien und selbst kleinere deutsche Städte stand man in dieser Hinsicht vollkommen zurück. Jetzt blüht dieser Zweig des Kunstgewerbes bereits und gewinnt sich täglich einen größeren Markt und damit kräftigeres Leben. Nirgends hat sich wie auf diesem Gebiete das Eingreifen der Künstler in den Kleinbetrieb des Handwerkers segensreich erwiesen. Die elenden, schlecht broncirten, in den Formen stumpfen und geschmacklos nach der Schablone componirten Zinkgefäße und -Geräthe werden immer mehr verdrängt und nach guten Mustern, besonders der deutschen und italienischen Renaissance, aber nicht bloß in gemeiner Nachahmung des Copisten, sondern oft schon frei erfindend, die Motive zweckgemäß ausbildend und umbildend, verfertigt man zum Schmuck und zum Gebrauch als Luxus- und Hausgeräth für den Reichen wie für den minder Begüterten alle jene Gegenstände, für welche das edle Metall der Bronze in seiner Formenshärte und coloristischen Schönheit so trefflich sich eignet, in reicher Fülle und Abwechslung. Auch die Ornamentirung sowohl der Bronze wie des Silbers

und Goldes durch Emailfarben wird immer allgemeiner und geschickter geübt. Die Arbeiten in Silber selbst zeigten schon lange Zeit, ehe die Bronzetechnik (ich sehe hierbei natürlich vom statuarischen Bronzeuß großer Werke, der seit lange trefflich hier geübt wird, ab) sich zu heben begann, eine feinere Technik. Auch sie jedoch ist in letzter Zeit wesentlich gehoben und die Art der Componirung so wie Decorirung silberner Gefäße besonders mit durch die Muster, welche der Hildesheimer Silberfund und der Lüneburger Rathsilberschatz (der im hiesigen Gewerbemuseum aufgestellt ist), hergaben, künstlerischer, dem Material entsprechender geworden. Auch hier entlehnt man die Formen fast ausschließlich der Renaissance und beginnt wieder, statt anspruchsvoller Wiedergabe statuarischer Monumente von Stein oder Bronze in Silber, vielmehr Luxusgefäße, Leuchter, Schalen, Tafelaufsätze nach guter alter Tradition mit figürlichen und nicht figürlichen Ornamenten zu schmücken, die dem Körper des Gefäßes oder Geräthes entsprechend das ganze beleben und zum Kunstwerke adeln. Weniger in die Augen fallend ist der Aufschwung, den die Kunst unserer Juweliere genommen hat. Hier kann sich Berlin, abgesehen von Paris oder London auch mit Wien nicht an Glanz und Pracht, mit den römischen und florentinischen Werkstätten nicht an Eleganz und feiner künstlerischer Ausführung messen. Auf erster Höhe dagegen — um vom feinsten Metall und den kostbarsten Stoffen auf das billigste und verbreitetste Erz zu kommen — steht unsere Behandlung des Eisens im Kunstbetriebe. Die Eisenschmiedekunst hat hier die Schablonenwerke der gußeisernen Geräthe gründlicher verdrängt wie die Bronzetechnik die schlechten Zinkwaaren. Diese Industrie, schmiedeeiserne Gitter, Geländer, Fenster und Balconbrüstungen, Laternenträger und dergleichen wurzelt auf festem Boden und hat durch den Bedarf, der von Jahr zu Jahr allgemeiner wird, den erfreulichsten Antrieb zu immer größerer Ausbildung und Vervollkommnung. In dieser Branche kann man ohne jede Uebertreibung Berlin mit in erster Linie nennen, es braucht auch vor der Concurrnz mit Paris, Wien und London hierin nicht im mindesten sich zu scheuen.

Die Gesammtergebnisse des Fortschritts in den einzelnen Zweigen der Kleinkünste zeigen sich aber am besten in der Kunst der oben schon erwähnten Decorateurs. Als ihr Werk sind die vollständig ausgestatteten Zimmer und Salons zu betrachten, da sie für den Eindruck und die Zusammenstellung des Ganzen, für den einheitlichen künstlerischen Effect im Farbenton und in der zweckmäßigen Componirung der verschiedenen Geräthe, welche im Verein mit Fußboden, Tapeten, Teppichen und Plafond das künstlerische Ganze erst schaffen, verantwortlich sind. Sie haben die Erzeugnisse aller möglichen Kunsthandwerker nur auszuwählen, anzuordnen und aufzubauen, aber diese Thätig-

keit erheischt ein so fein coloristisch und symmetrisch, plastisch und für Linear- und Formenschönheit ausgebildetes Verständniß, daß nur künstlerische Naturen vollendete Schöpfungen in dieser Art hervorzubringen vermögen. Hier werden alle Branchen des Kunstgewerbes erst lebendig, indem sie zu einem Organismus zusammengefügt werden, und der wahre Nutzen des höheren Handwerkes für die Verschönerung des Lebens, für die Herstellung eines behaglichen Heims wie glänzender Festräume kommt hier erst zur Geltung; hier wird die Probe darauf gemacht, ob das Kunsthandwerk seinen Zweck erfüllt, oder ob es in einzelnen forcirten Leistungen sich schließlich nur als ein künstlich aufgepfropftes Reis an dem Lebensbaum eines Volkes erweist. Wer die Reihe der theils eleganten und prunkvoll glänzenden, theils behaglichen praktischen und einladenden Zimmer (Studirzimmer, Speisesäle, Damenboudoirs, Wohn- und Schlafzimmer wie Empfangsalons) der Ausstellung durchwandert, kann nicht zweifelhaft sein, daß in Berlin das Kunstgewerbe eine Zukunft hat, weil es in seiner Gesamtbedeutung verstanden wird und somit seine eigentliche Aufgabe erfüllt. Vielleicht an kostbarer Pracht, aber gewiß nicht an Gediegenheit und Geschmack, stehen die besten dieser Zimmereinrichtungen hinter den ersten Leistungen von Paris, London und Wien zurück, und wer das neue Berlin kennt, weiß, daß die Ausstellung in dieser Beziehung nur ein Bild von dem wiedergiebt, was in den wohlhabenderen Familien und besonders bei den Besitzern eigener Häuser an Zimmerschmuck und Ausstattung für den wirklichen Gebrauch immer mehr Stil und Sitte wird. Mit der Einbürgerung des guten Geschmackes, mit der Freude und dem liebevollen Verständniß für die Producte der Kunstindustrie in immer breiteren Schichten der Bevölkerung steht und fällt aber die Kunstindustrie selbst; ohne Betheiligung der Massen kann sie nur ein Scheinleben, ein verkümmertes Dasein führen, und mit der Thatsache, daß die hiesige Gewerbeausstellung gerade in dieser Hinsicht die Lebensfähigkeit der das Kunstgewerbe fördernden Bestrebungen der letzten Jahre zweifellos erwiesen hat, ist allein ein reicher Gewinn und ein schöner Erfolg erlangt, der für die weitere Entwicklung des allgemeinen Interesses am Kunstgewerbe auf das segensreichste fortwirken und damit eine immer höhere Vervollkommnung dieses so lange vernachlässigten Zweiges nationaler Arbeit zeitigen wird.

**Politische Randglossen.** Die parlamentarische Lage. — Mit aufregender Schnelligkeit, fast von Tag zu Tage, verändert sich das Gesicht der parlamentarischen Lage. Es ist schwer den Ereignissen zu folgen, noch schwerer, eine Betrachtung festzuhalten, die nicht in der kommenden Stunde durch eine neue Wendung über den Haufen geworfen wird. Schien es

eine Zeit lang, als ob Herr von Bennigsen an der Spitze der national-liberalen Partei im entscheidenden Augenblick mit Erfolg eine vermittelnde Thätigkeit ausüben, seiner Partei die verlorene Stellung zurückerobern, ja vermittelst seines Antrages in Sachen der constitutionellen Garantie das ausschlaggebende Wort sprechen werde, so ist diese Aussicht durch das Votum der Tarifcommission wieder vernichtet worden. Die clerical-conservative Mehrheit ist wieder hergestellt, die Nationalliberalen haben eine um so empfindlichere Niederlage erlitten, als sie eben den Muth zu einer selbständigen Stellungnahme gewannen; auch der unter Bennigsens Leitung verbliebene Theil ist wiederum in die Opposition zurückgedrängt.

Vielleicht ist dadurch der Scheidungsproceß innerhalb der nationalliberalen Partei wieder hinausgeschoben. Aber das ist freilich, so wie die Dinge stehen, ein Trost von zweifelhaftem Werth. Niemand wird mit eigenmächtigem Dreinfahren am Bestand einer Partei rütteln wollen, die dem Reiche die werthvollsten Dienste geleistet hat, und deren dominirende Stellung unzertrennlich schien von einer gedeihlichen Weiterentwicklung seiner Einrichtungen. Aber doch ist aus Anlaß der zollpolitischen Streitfragen blos in ein acutes Stadium getreten, was ja längst kein Geheimniß und in jeder politischen Krisis offenbar geworden war: die Disharmonie ihrer Bestandtheile. Nicht über das Wirthschaftsprogramm wäre sie auseinandergegangen, wenn sie nicht längst schon erschüttert war. Diejenigen aber, die jetzt über die hereingebrochene Desorganisation der Parteien Klage führen, darf man wohl daran erinnern, daß der mangelhafte Zustand des bisherigen Parteiwesens noch vor nicht langer Zeit ziemlich allgemein anerkannt, ja geradezu als die Ursache der beständigen Reibungen, als Hinderniß für einen guten Fortgang der Geschäfte angesehen wurde. Es war doch unleugbar, daß die historische Abgrenzung der Parteien längst nicht mehr den Erfordernissen der Gegenwart entsprach. Die Einschnitte waren nicht an der rechten Stelle; im Gros der Wählerschaft hatten sie lange nicht dieselbe Bedeutung, wie für die auf der Mensur stehenden Parteien des Reichstags. Wenn man dem Fürsten Bismarck geradezu die Absicht zuschreibt, er habe die bisherigen Parteien in Verwirrung bringen, durcheinanderschütteln und auflösen wollen, so ist ihm diese Absicht unzweifelhaft gelungen, aber man würde doch kaum einen begründeten Vorwurf daraus ableiten können. Denn das wird man ihm doch zutrauen dürfen, daß er nicht aus bloßer diabolischer Zerstörungslust das Gewebe der Parteien habe in Unordnung bringen wollen; vielmehr, wenn dies seine Absicht war, so lag ihm doch ohne Frage der Gedanke zu Grunde, daß eine Neugestaltung aus dem Chaos hervorgehen müsse, die den Interessen des Reiches erspriesslicher wäre als der seitherige Zustand. Allein ob eine ent-

sprechendere Gestaltung der Parteien aus der jetzigen Verwirrung hervorgehen wird und kann, das ist eben die Frage, die sich heute kaum mit Ja beantworten läßt.

Noch ist die Entscheidung der Tarifcommission nicht diejenige des Plenums. Es ist viel, doch nicht Alles verloren. Herr von Bennigsen wird für die Vorschläge, die den Liberalen eine Brücke bauen sollten, und mit denen er in der Commission nicht durchgedrungen ist, vielleicht unter Modificationen, erneute Anstrengungen machen. Ausgeschlossen ist die Hoffnung nicht, daß die conservativen Parteien sich noch besinnen werden, ob sie dazu helfen wollen, dem Centrum das letzte Wort in der ganzen Frage zu lassen. Ausgeschlossen ist nicht die Möglichkeit, daß gerade aus dem Chaos heraus sich entwickeln werde, was schon lange als einzig erwünschte Form unseres politischen Lebens sich darstellt, nämlich daß die gemäßigten Elemente des liberalen und des conservativen Lagers sich zusammenschließen und damit eine dauerhafte und ausschlaggebende Mehrheit constituiren. Aber die Aussicht ist allerdings heute trüber als je. Weniger wegen der Verstimmung und Verbitterung, die sich am Ende eines so aufreibenden Kampfes naturgemäß einstellt, die aber doch von politischen Männern im Angesicht der Sache, die auf dem Spiele steht, überwunden werden müßte. Doch ein einfacher Grund steht der Verwirklichung jener Hoffnung allerdings entgegen, nämlich, daß Herr von Bennigsen für die Fortsetzung seiner vermittelnden Thätigkeit in keinem Falle mehr darauf rechnen kann, alle Stimmen der nationalliberalen Partei hinter sich zu haben. Der Kanzler wäre vielleicht heute noch geneigt, lieber mit den Liberalen zum Ziele zu gelangen als mit dem Centrum. Aber die Verständigung mit dem Führer, der nicht mehr auf seine ganze Partei zählen kann, hat für ihn erheblich an Werth verloren. Eben auf dieses Motiv wird schon die erneute Hinwendung des Kanzlers zum clericalen Programm und dessen nicht ohne Widerstreben erfolgte Annahme durch die conservativen Parteien zurückzuführen sein. Daran, so ist zu fürchten, werden auch erneute Versuche, im Plenum wieder zu gewinnen, was in der Tarifcommission verloren gegangen ist, voraussichtlich scheitern.

Was aber den Inhalt des in der Garantiefrage gefaßten Beschlusses betrifft, so wird man bei kühlerer Betrachtung nicht umhin können, die im Augenblick der ersten Erregung von liberaler Seite erhobenen schweren Bedenken stark übertrieben zu finden. Die Absicht, einen entschiedenen, auch formell bedeutsamen Schritt zur Centralisation des Reichsfinanzwesens zu thun, ist allerdings gescheitert, und das Interesse, das auch freihändlerisch gesinnte Nationalliberale aus unitarischen Gründen am Zustandekommen der Wirthschaftsreform nahmen, ist damit erheblich vermindert. Aber doch wäre

der Nachweis schwer zu führen, daß sachlich ein Rückschritt geschehen sei. Das Reich kommt so wie so zu den Mehreinnahmen, deren es bedarf, die Methode der Verrechnung ist zuletzt wirklich nur eine Formfrage, und was die den Einzelstaaten zufließenden Uberschüsse betrifft, so werden die Empfänger stets sich bewußt bleiben, daß sie dieselben lediglich der Erhebung des Reiches verdanken. Gerade je dringender die Einzelstaaten diese Einnahmen bedürfen, zunächst um ihre Matricularumlagen zu bestreiten, um so mehr werden sie ihre Abhängigkeit vom Reich empfinden, das formell auch in Zukunft bei den Einzelstaaten Betteln geht, in Wahrheit aber aus seinem Füllhorn den Nöthen und Verlegenheiten der Staaten zu Hülfe kommt. Es wird in der That erreicht, daß das Verhältniß zum Reich für die Glieder nicht als eine Last, sondern als eine Wohlthat sich gestaltet. Handelte es sich um eine *res integra*, so wäre also die Möglichkeit einer sachlichen Verständigung noch immer vorhanden. Nach dem bisherigen Gang der Dinge ist freilich zu bezweifeln, ob Herr von Bennigsen mit seinen Getreuen dem Lockruf der Regierungorgane folgen und sich entschließen wird, mit Verschmerzungen seiner Niederlage einfach die augenblickliche ultramontan-conservative Mehrheit zu verstärken. Offenbar befindet sich der Parteiführer jetzt in der denkbar schwierigsten Lage, und es ziemt sich, seiner Entscheidung auf alle Fälle mit dem Vertrauen und der Achtung entgegenzusehen, auf die ein so einsichtsvoller und selbständiger, von den reinsten Motiven geleiteter Politiker Anspruch machen darf. Auf der einen Seite winkt ihm die Aussicht, die ganze Partei noch länger zusammenzuhalten und ihren Bestand in eine Zeit hinüber zu retten, wo sie unter günstigeren Umständen wieder mit mehr Erfolg in die öffentlichen Dinge einzugreifen im Stande ist. Auf der anderen Seite aber wird er empfinden, daß es doch eine unsichere Rechnung ist, diese Zukunft darauf zu bauen, daß die Partei sich jetzt in die Opposition wirft und der ultramontan-conservativen Coalition allein die Mitwirkung zu der Wirthschaftsreform überläßt. Wie Herr von Bennigsen mit den Seinigen sich entschließt, davon wird kaum mehr das Gelingen dieser Reform abhängen, wohl aber Bestand, Stellung und Zukunft der bisher von ihm geleiteten Partei.

g.

### L i t e r a t u r .

St. Afra. Von Theodor Flathe. Leipzig, B. Taubnitz. 1879. — „Die unmittelbare Veranlassung zur Entstehung dieses Buches hat der Neubau der Fürstenschule zu St. Afra in den Jahren 1877—1879 gegeben. Durch den

Abbruch der alten Gebäude und die Aufführung des neuen sind die bis dahin wenigstens theilweise erhaltenen und erkennbaren Ueberreste der früheren Jahrhunderte so vollständig verwischt worden, daß es in dem Augenblicke, wo das Bild der Vergangenheit äußerlich dem Auge entschwand, doppelt geboten schien, die Erinnerungen an das Alte zu sammeln und dadurch die neu anbrechende Epoche mit der abgelaufenen zu verknüpfen."

Mit diesen Worten eröffnet der Verfasser die vorliegende Geschichte der berühmten sächsischen Fürstenschule zu Meissen, welche, im Jahre 1543 gegründet, seit Jahrhunderten als eine der besten deutschen Schulanstalten gegolten hat und bis auf unsere Tage eine Pflanzstätte gründlicher humanistischer Bildung geblieben ist. Das Buch will zunächst für die zahlreichen Schüler der Anstalt — frühere und gegenwärtige — die Entwicklung und die Schicksale der alten St. Afra aufzeichnen. Aber zugleich soll in demselben auch ein Beitrag zur Geschichte des Schulwesens in Deutschland überhaupt gegeben werden, die wiederum nichts anderes ist, als ein Theil der großen allgemeinen Culturgeschichte: das so in doppelter Absicht geschriebene Buch ist daher auch doppelt willkommen zu heißen.

Der Verfasser hat seine Darstellung in eine Reihe verschiedener Abschnitte eingetheilt. Zuerst die Einwirkung der Reformation auf das Schulwesen überhaupt und auf die sächsischen Schulanstalten im Besonderen, die Anfänge der Anstalt in dem ehemaligen Kloster St. Afra, die eigentliche Gründung der „Landes-  
schule“ durch Herzog Moriz von Sachsen, die Organisation derselben durch den drei Jahre nach der Gründung als Rector eingetretenen und wesentlich im Sinne Joh. Sturms von Straßburg wirkenden berühmten Humanisten Georg Fabricius, die Schicksale der Schule in den theologischen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts bis zur Einführung der neuen Ordnung im Jahre 1602, mit welcher Churfürst Christian II. der gegen den verhassten Calvinismus gerichteten Reaction, wie im ganzen Lande geschehen war, so auch in der Schule zum Siege verhalf. Im zweiten Hauptabschnitt kommen die Schicksale der Schule während des siebzehnten Jahrhunderts zur Sprache. Sie war dem Untergange nahe, als die Kaiserlichen, als die Schweden in Sachsen, in Meissen selbst eindrangten, als die Pest und der Hunger im Lande wütheten, ihre Frequenz war geschwunden, ihre ökonomische Lage sehr mißlich, ihre Organisation und ihre Leistungen dem Geiste des Zeitalters entsprechend, der noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts jeder Aenderung des scholastischen Formalismus so abhold war, daß, um nur eine von den vielen interessanten Einzelheiten, die der Verfasser beibringt, hier zu wiederholen, erst 1720 die Einführung mathematischen Unterrichtes möglich wurde, aber auch dann noch beinahe unterblieben wäre, weil der sich zu diesem Unterrichte anbietende ehemalige Inspector der Porzellanmanufactur in Meissen die Einkünfte der übrigen Lehrer an Holz, Korn und Bier zu schmälern drohte und, um Zeit für seinen Unterricht zu gewinnen, sich mit dem Tanzmeister verständigen sollte! Aber durch alle diese Stürme und Fährlichkeiten ging die Schule glücklich hindurch und eine abermalige Reorganisation derselben in den Jahren 1713—1728 hob dieselbe bald wieder zu größerer Bedeutung. Jetzt ward sogar der deutschen Sprache im Unterrichtsplane Beachtung geschenkt! „Es wäre billig, nachzudenken,“ sagt 1726 der Rector Martins in seinem Gutachten über die Reorganisation, „ob nicht zur Ehre der deutschen Nation und zum Nutzen der Republique die teutsche Sprache ein bißchen mehr in Consideration gezogen und excolirt werden möchte.“ „Denn man finde hin und wieder Gelehrte, die aus



den Fürstenschulen große Schätze von der griechischen und lateinischen Sprache weggebracht hätten, aber in der deutschen nicht so viel gelernt, daß sie überall glücklich damit fortkommen könnten.“ Aber freilich auch nicht eine eigens für den deutschen Unterricht bestimmte Stunde fand sich damals: Man begnügte sich das Deutsche bei den Uebersetzungen aus dem Lateinischen zu üben und man ließ es in dieser Stellung fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch. Das war auch nicht anders, als R. Chr. Gärtner, der nachmalige Herausgeber der „Bremer Beiträge“, als G. W. Rabener, J. S. Schlegel, Chr. F. Gellert und G. E. Lessing Schüler der berühmten Anstalt waren, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, welchem der Verfasser in seiner Darstellung den dritten Hauptabschnitt widmet. Begreiflich concentrirt sich hier das Interesse des Lesers auf das, was der Herausgeber über „die Schule Lessings“ sagt. Der Unterrichtsplan der Schule zu der letzteren Zeit, die Lehrer Lessings, darunter der Mathematicus Klimm, dem Lessing so viel verdankte, treten deutlicher in einzelnen Beziehungen vor uns, als selbst in Danzels bekanntem Werke. Die Betheiligung Lessings an einem großen Redectus, bei welchem er ein Vierteljahr vor seinem Abgang in deutscher Sprache über das seit 1735 in Deutschland in *re sacra* Geschehene sprach, ist hier zum ersten Male erwähnt. Und unvergessen bleibe auch die lustige Notiz aus den Disciplinarberichten: „Heerwagen hat Lessings Perruque in den Abtritt geschmissen und verspricht die Zahlung dafür zu leisten.“ Desgleichen wird über Rabener einiges Neue und Lustige berichtet. Er war bei einem großen, mit allerlei Ungebührlichkeiten verknüpften Weinschmaus unter den Strafbaren, die sich in einer poetischen Eingabe um Erlaß ihrer Strafe an Niemand andern als an den Kurfürsten selber wendeten: wahrscheinlich Rabeners erste poetische Leistung! Sie ist zu einem Theile abgedruckt. — Man sieht, es fehlt in dem Buche nicht an auch für weitere Kreise interessantem Stoffe. Der Verfasser hat auch die neuere Entwicklung der Schule (unter Baumgarten-Crusius und Franke) mit großem Fleiß und rühmlicher Sorgfalt dargestellt. Eine Menge von culturhistorisch werthvollen Actenstücken sind am Schlusse als Beilagen gegeben. Die Verlagshandlung hat das Buch mit ein paar vorzüglichen Kupferstichen, einem Porträt des Herzogs Moriz und einer Ansicht des alten Schulgebäudes, schmücken lassen.

L. H.

Die Königin Luise in Pommern. Von Dr. C. Blasendorff, Oberlehrer am Gymnasium in Pyritz. Stettin, S. Dannenberg. 1879. — Ein Beitrag zu der Biographie der Königin Luise, der zunächst ein localpatriotisches Interesse hat und für Leser der Provinz Pommern bestimmt ist. Der Inhalt ist zum größten Theil aus ungedruckten Quellen geschöpft. Wie Alles, was dem Andenken der unvergeßlichen Fürstin dient, werden die beigebrachten Einzelheiten, die das Bild derselben lebhaft auffrischen, auch einem weiteren Leserkreise willkommen sein.

g.

---

 Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 3. Juli 1879. — Druck von H. Eb. Engelhardt in Leipzig.

## Die Jugendjahre einer Königin.

In dem reichen Kranze von Herrscherinnen, welche im sechzehnten Jahrhundert die Throne Westeuropas inne gehabt haben, nimmt durch Begabung, Thätigkeit und Erfolge unstreitig die erste Stelle ein — Elisabeth von England. Stolz schlägt das Herz jedes ächten Engländers beim Gedanken an die glorreiche Monarchin, die während ihrer langjährigen Regierung dem Protestantismus zum definitiven Siege verhalf auf dem meerumgürteten Eilande, an deren zäher und kluger Politik die weltherrschenden Pläne Spaniens scheiterten, welche Männer wie Frobisher, Drake, Raleigh in alle Meere sandte, um den Grund zu der künftigen Seeherrschaft Englands zu legen, und in deren Vorbeerhain der größte dramatische Dichter wandelte, Shakespeare. Ihrem eigenen Ausspruche nach wollte sie nichts anderes sein als eine „ächt englische“ Frau, und wenn sie das ganze Hochgefühl des Königthums in sich trug, so gab das Bewußtsein, gerade Englands Krone zu tragen, demselben eine doppelte Stärke; in ihrem stolzen Selbstgefühl, in ihrer frischen Thatkraft und zähen Ausdauer, in ihrer eben so klugen als selbstsüchtigen Politik, wie in ihrer regen Freude an den friedlichen Erzeugnissen von Kunst und Wissenschaft ist sie die treue Tochter ihres Volkes, eine ächt nationale Erscheinung. Nur Minerva ist fertig mit Helm und Schild dem Haupte Jupiters entstiegen, sonst ist auch bei den Höchsten unserer sterblichen Gesellschaft wahre Größe das Resultat der Entwicklung und Erziehung, der trüben und heiteren Tage, deren Sonnenschein und Stürme Herz und Geist getroffen hat. Diese Anfangsstadien eines bedeutenden Lebens kennen zu lernen, die fünf und zwanzig Jahre an sich vorüberziehen zu sehen, welche die Jugendgeschichte von Elisabeth bilden, während welcher ihr von ferne die Krone winkte, ist keine undankbare Aufgabe, und wenn der Führer\*), dem wir im Allgemeinen dabei folgen, nicht allzusehr überfließt von Bewunderung für die

---

\*) La Jeunesse d' Elisabeth d' Angleterre (1533—1558) par Louis Wiesener. Paris, Hachette et Co. 1878.

große Königin, so darf er dafür das Recht für sich in Anspruch nehmen, durch umfangreiche archivalische Studien neues Licht auf manchen bisher dunklen Punct gebracht zu haben.

Weltbekannt sind die begeisterten Strophen, mit welchen Shakespeare in König Heinrich VIII. die Geburt und Taufe von Elisabeth (geboren 7. September 1533) feiert, aber der glänzende Schimmer königlicher Herrlichkeit strahlte nicht lange über der Wiege der Prinzessin. Am 19. Mai 1536 legte ihre Mutter, Anna Boleyn, ihr Haupt auf den Block, zwei Tage vorher war ihre Ehe für nichtig, ihr Kind für illegitim erklärt worden; so lagerten die finstersten Schatten, Schmach und Schande um den Morgen ihrer Kindheit, eines Vaters treue Liebe hat sie nicht gekannt. Heinrich VIII. wollte von dieser Tochter nichts wissen, nur sehr selten sahen ihn seine Kinder, der Mutterliebe zarte Sorge ist ihr fremd geblieben, dagegen war jede Erinnerung an ihre Mutter in das bittere Gefühl des Unrechts getaucht, das man ihr zugefügt, der Schmach, womit man auch das schuldlose Haupt der Tochter übergossen hatte.

Mutterlos und übler daran, denn vaterlos, brachte sie die Kinderjahre unter der Obhut ihrer Gouvernante, Lady Bryan, in Hunsdon zu; die wackere Dame, eine Verwandte ihrer Mutter, sorgte gewissenhaft für das verlassene, von allem entblößte Kind, in einem wahren Jammerbriefe schildert sie, wie „Ihro Gnaden kein Kleid, keinen Mantel, kein Weißzeug 2c.“ habe und bittet um schnelle Abhülfe; mit großem Tacte weiß sie die eigenthümliche sociale Stellung, welche die Prinzessin einnahm, zu wahren und aufs glücklichste auf das reichbegabte Kind einzuwirken. Jedermann, der mit Elisabeth zusammenkam, überzeugte sich von ihren guten Anlagen, sie lernte leicht, mit Interesse und Eifer, geleitet von trefflichen Lehrern; der ausgezeichnetste unter ihnen war der gelehrte, liebenswürdige Roger Asham, der Freund von Johannes Sturm, der gründliche Kenner des Alterthums. Ein schönes Band treuester Anhänglichkeit verband den Lehrer mit seiner hochgeborenen Schülerin, er ist nie müde geworden, das Lob derer zu verkündigen, die der Stolz seiner Thätigkeit war und wohlthuend ist die edle Dankbarkeit, mit welcher die Königin ihrem früheren Lehrer lohnte, und die schönste Anerkennung seiner Verdienste um sie und seiner Erfolge bei ihr bestand doch darin, daß sie auch auf dem Throne der Liebe zu den Studien der Jugend treu blieb „und an einem Tage mehr Griechisch las, als die jungen Caplane Lateinisch in einer ganzen Woche“ (Asham an Sturm). Von Italien aus hatte das wieder erwachte classische Alterthum seinen Siegeszug durch Europa gehalten, lateinisch und griechisch bildete die Grundlage alles Studiums und wo das weibliche Geschlecht in ernsterer Weise daran Theil nahm, da waren ihm die großen Todten von Hellas und Rom, Homer, Plato, Aristoteles, Cicero,

Livius und Andere so vertraute Gestalten, wie unserer Mädchenwelt Shakespeare, Racine und die Heroen der eigenen nationalen Literatur. Beinahe den ganzen Cicero, einen großen Theil von Livius hat Elisabeth mit ihrem Lehrer gelesen; als sie nach dem Aufstand von Thomas Wyatt in Woodstock in halber Gefangenschaft ein Jahr zubringen mußte, da fand ihr von Sorge und Zorn gequälter Geist in den friedlichen Studien wieder Beruhigung. Begreiflicher Weise brachte es ihre Stellung mit sich, daß neben den klassischen Sprachen die modernen nicht vernachlässigt wurden, noch sind italienisch geschriebene Briefe von ihr vorhanden; als sie zwölf Jahre alt war, übersetzte sie das Buch der geistreichen Margaretha von Navarra: „der Spiegel der sündigen Seele“, und wenn es auch kein Ideal einer Uebersetzung ist, was kann man viel von einem Mädchen dieses Alters erwarten! Es wurde ihr später nicht schwer, den Gesandten fremder Souveräne in ihrer Landessprache, französisch, spanisch, italienisch zu antworten, dagegen ist nirgends eine Andeutung enthalten, daß sie auch unser geliebtes Deutsch gesprochen oder verstanden habe. Wohl darf man sagen, die Gesamtbildung des Zeitalters hat Elisabeth mit Bewußtsein und Energie in sich aufgenommen, in dem großen Kreise gebildeter Frauen aus den höchsten Ständen ist sie auch in dieser Hinsicht eine hervorragende Erscheinung. Ein Theil des Adels, und nicht der schlechteste, rechnete es als Pflicht und Ehre, auch in der Domäne des Wissens eine hohe Stelle einzunehmen; da waren die drei Töchter von Cooke, die eine, später die Gattin von Elisabeths großem Minister William Cecil, sprach Griechisch so fließend wie Englisch, die zweite war die Erzieherin von Eduard VI., ihr Sohn ist Franz Baco, und die dritte, nachmals Lady Killigrew, konnte außer Latein und Griechisch auch noch Hebräisch; da waren ferner Catharina Parr, die letzte von den vielen Frauen Heinrichs VIII., die Herzogin von Suffolke, die Gräfin von Pembroke, Catharina Ashley und Lady Tyrwhite, die letztere gerade die Dame, in deren Gesellschaft Elisabeth am meisten verweilte, sie alle hatten Sinn für Studien, reges Interesse für Kunst und Wissenschaft. Auch Maria Tudor, die ältere Schwester Elisabeths, darf mit Recht zu dieser auserwählten Gesellschaft gezählt werden und endlich die bekannteste aus diesem erlauchten Cirkel, die liebenswürdige, sanfte, so frühe dem Hentkerbeil verfallene Johanna Gray. Freilich jene leidenschaftliche Begeisterung, welche Johanna Gray den Alten bewies, daß sie über Platons Phädon Kinderspiel und Jugendlust, Jagd und Geschwister vergaß, trug die ruhigere Elisabeth den Classikern nicht entgegen, sie hatte natürliche Reigung zu ihnen, sie fand Geschmack an ihren Helden und Thaten, die Feinheit der Sprache, die Eleganz des Ausdrucks wußte sie wohl zu würdigen, aber es ist doch bezeichnend für die zukünftige Herrscherin von England, daß die politischen Reden des Demosthenes sie besonders anzogen, daß die Verfassung

der griechischen Staaten, die Sitten und der Charakter der Athener und der anderen Völker ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Getheilt zwischen gelehrten Studien und weiblichen Handarbeiten, in welchen sie sehr geschickt war, verflossen die vierzehn ersten Jahre ihrer Jugend in friedlicher Ruhe. Es mochte ein Glück für die Entwicklung ihres Charakters sein, daß sie vom Hofe fern blieb, der rohe, wilde Ton, der dort herrschte, würde schwerlich günstig auf sie eingewirkt haben, denn das ungestüme Tudorblut floß auch in ihren Adern. Ueber ihren Eigensinn hatte sich ihre Erzieherin manchmal zu beklagen, und der mochte sich hüten, der ihren Bohn reizte; da brach ihre „Löwenatur“, wie sie selbst scherzend und stolz es nannte, in ihrer ganzen Festigkeit und Leidenschaft hervor. Sonst freilich wußte sie sich gut zu beherrschen, sie war von früh an angehalten worden, stets auf sich Acht zu geben, ihre eigenthümliche Stellung hatte dem gescheidten, scharf beobachtenden Mädchen ohnedies Zurückhaltung auferlegt; als der Wirbel des Lebens sie bald in die schwierigsten Lagen hineinführte, wußte sie eine Umsicht und Besonnenheit zu zeigen, welche Jedermann in Erstaunen setzte und nicht mit Unrecht nannte ihr Bruder Eduard seine kluge Schwester: Lady Temperance.

Am 28. Januar 1547 starb Heinrich VIII., in seinem Testament hatte er das Unrecht früherer Tage einigermaßen gut gemacht und seine beiden Töchter als successionsfähig anerkannt; ein reichliches Jahrgeld von 3000 St. (nach dem jetzigen Geldwerth mehr als 300,000 Mark) setzte sie in den Stand, ihrem Range gemäß zu leben; die Thränen, welche Elisabeth um den Vater vergossen, müssen schnell getrocknet worden sein, denn der Gleichmuth, welcher bald in ihrer Seele wieder Platz gegriffen, war selbst in den Beileidsbriefen an die nächsten Verwandten zu erkennen.

Aber die ersten Schritte in dieser halben Selbständigkeit schlugen nicht zu ihrem Vortheile aus; das vierzehnjährige Mädchen konnte man nicht allein sich überlassen, man stellte sie unter die Obhut der Königinwitwe Catharina Parr; gerne nahm die kinderlose Frau, die eine Verwandte der Boleyn war, die Waise in ihr Haus auf, ohne zu ahnen, daß sie damit der Gefahr und Versuchung Thür und Thor geöffnet hatte. Das Schicksal des englischen Reiches stand auf zwei Augen und die schwankende Gesundheit König Eduard VI. schien einen Thronwechsel in nicht allzuweite Ferne zu rücken. Noch war man in England nicht daran gewöhnt, eine Frau als Herrscherin zu sehen, so begreift es sich leicht, welche Aussichten sich den ehrgeizigen und mächtigen Baronen eröffneten, welche bisher nur der gewaltige Wille eines strengen, auf seine Alleinherrschaft eifersüchtigen Herrschers in Schranken gehalten hatte. Die Zeiten der weißen und rothen Rose mit dem Wechsel von Sturz und Erhebung, welchen sie den mächtigen Adelsfamilien Englands

gebracht hatten, lagen der damaligen Generation noch nicht außer Erinnerung. Was Heinrich Bolingbroke gelungen, konnten auch andere versuchen. An ehrgeizigen Leuten fehlte es damals so wenig als jetzt. Die Minderjährigkeit Eduards hatte der Familie Seymour, den Brüdern seiner Mutter, die höchsten Stellen im Rathe und im Reiche gegeben, der ältere derselben, der Herzog von Somerset, hatte sich zum Protector des Reiches ernannt und führte in seines Mündels Namen die Regierung, der jüngere, Thomas, nicht zufrieden mit der Würde eines Lordadmirals, suchte in der königlichen Familie selbst sich Eingang und Stellung zu verschaffen. Sobald es nur einigermaßen der Anstand erlaubte, heirathete er die königliche Wittwe, Catharina Parr, welcher der Kummer über den Verlust ihres gefährlichen Gatten das Herz nicht gebrochen hatte; aber der gewissenlose Mann hob seine Augen noch höher und kokettirte zu gleicher Zeit mit der Prinzessin, welche seiner Frau anvertraut war. Und Elisabeth, welche das Erbtheil ihrer Mutter, das leichte Blut der Boleyn, nicht verleugnen konnte, wurde zum erstenmal der Gegenstand der Aufmerksamkeit eines gewandten, schönen Cavaliers, nahm leichtfertig dieselben an, sie ließ bedenkliche Vertraulichkeiten desselben zu, die selbst in jenem keineswegs übermäßig zarten Zeitalter Anstoß erregten. Catharina, eifersüchtig und zugleich um Elisabeths Ruf besorgt, sorgte dafür, daß die Prinzessin ihr Haus verließ, aber die Correspondenz, welche zwischen den Damen unterhalten wurde, nährte doch zugleich die Beziehungen, welche zwischen dem Admiral und Elisabeth sich geknüpft hatten. Am 5. September 1548 starb Catharina, an den Folgen einer schweren Entbindung, nicht ohne ihrem Gatten auf dem Sterbebette sein Unrecht vorgehalten zu haben. Aber ungerührt davon dachte der freigewordene Liebhaber nur daran, sein Ziel um so rückhaltloser zu verfolgen. In der nächsten Umgebung von Elisabeth wurde über die Heirath häufig verhandelt und die Prinzessin widersprach nicht mit der Energie, welche sie sonst anzuwenden verstand, sie ließ auch hier und da eine Neigung zu Seymour durchblicken, in einem Punkte aber blieb sie ihrer gewöhnlichen Vorsicht getreu, daß sie nämlich in Briefen und Gesprächen stets die Einwilligung des geheimen Rathes zu dieser Heirath als nothwendiges Erforderniß betonte, eine Bedingung, welche schon Heinrich VIII. in seinem Testamente ihr auferlegt hatte.

Wie weit die ehrgeizigen Pläne des eitlen Mannes gingen, der nach Elisabeths Hand strebte, wer möchte das sagen? Seymour scheint mehr in Worten als in Thaten groß gewesen zu sein; ehe es zu einem eigentlichen Complotte kam, war die Sache schon gescheitert. Zu schroff standen die Parteien einander gegenüber, als daß nicht die geringste Handlung argwöhnisch beobachtet worden wäre; über jeden, der eines Hauptes über das übrige Volk emporragte, schwebte eigentlich die Anklage des Hochverraths beständig in der

Lust; am 16. Januar 1549 nahm der Tower den Großadmiral auf, der eigene Bruder, der Protector, stellte die Anklage auf Hochverrath. Mit dem Admiral wurden Barry, der Intendant von Elisabeth, und Catharina Ashley, ihre Gouvernante, verhaftet, Elisabeth selbst aber in strenges Verhör genommen über ihre Beziehungen zum Admiral. In einen bitteren Strom von Thränen brach sie aus bei diesem Vorgehen, aber nicht der Admiral und sein Schicksal hatten ihr dieselben entlockt, sondern die Trennung von Lady Ashley, welche sie von ganzem Herzen liebte. Aber alle Kunst des Inquisitors Tyrwhit scheiterte an der schlauen Diplomatie des sechzehnjährigen Mädchens, die mit jener frühreifen Sicherheit, welche ein überlegener Verstand gewährt, sich auf den legalen Standpunct stellte und bei der Behauptung blieb, die Einwilligung des geheimen Rathes nie außer Acht gelassen zu haben. Und als man sie damit zu schrecken versuchte, daß man ihr die schlimmen Gerüchte mittheilte, welche im Publicum über sie circulirten, blieb sie ruhig und verlangte nur energisch die Bestrafung der Verleumder und das Erlassen einer Proclamation, welche sie gegen solche Angriffe sicher stelle. Ohne durch eine Bewegung ihre Gefühle zu verrathen, vernahm sie die Nachricht von des Admirals Hinrichtung (20. März 1549), für ihre Umgebung aber schritt sie beim Protector mit einer Energie ein, welche die Freilassung der Gefangenen zur Folge hatte. Zu ihrer Herrin durften diese zunächst nicht zurückkehren. Auf Befehl des geheimen Rathes übernahm Lady Tyrwhit das keineswegs leichte Amt der Oberaufsicht über die Prinzessin, man kann nicht sagen, daß Elisabeth der gebildeten, wackeren Dame dasselbe besonders erleichtert hätte, denn mit schlechtverhehltem Unwillen fügte sie sich unter dieses Joch, „das sie in den Augen des Volkes nicht schuldlos erscheinen lasse“. Eine schwere Krankheit war die Folge dieser Gemüthsbewegungen, nur ihrer kräftigen Natur verdankte sie die Rettung, aber auch innerlich waren diese zwei Jahre eine Krisis für sie gewesen, es war die erste rauhe Erfahrung des Lebens, die sie mit eigener Kraft hatte überstehen müssen; wohl war sie nach einer Hinsicht unterlegen, in der Hauptsache aber siegreich aus Verleumdung, Verdruß und Gefahr hervorgegangen. Der Gott der Liebe hatte nicht vergeblich an ihrem Herzen angeklopft, das Wehe, welches er hervorgerufen, sagt man, sei der Grund gewesen, warum sie später den süßen Worten desselben nicht mehr Gehör gegeben, warum sie bei all den vielen Werbungen um ihre Hand die politische Seite vor allem hervorgehört und dieser gemäß handelte; koketter Spiel mit Männerherzen ist sie auch später nicht völlig abhold gewesen, aber der Entschluß, eine jungfräuliche Königin zu bleiben, ist vielleicht damals schon gefaßt worden. Die herbe Lection, welche sie empfangen, war auch sonst nicht verloren; sie hatte ihre Einsamkeit mitten in einer böswilligen Atmosphäre mit Schrecken erlannt, auf ihren Muth, auf ihren Verstand konnte sie

sich allein verlassen, beide wurden neu gestählt in dieser herben Probe, nicht minder auch der ihr angeborene Trieb der Selbständigkeit und endlich auch jene diplomatische Geschicklichkeit, die Gedanken zu verbergen und ihre Worte und Handlungen so zu stellen, daß sie sich nicht compromittirte, sondern nach allen Seiten hin freie, offene Hand behielt.

In ruhiger, den Studien geweihter Stille verflossen die nächsten zwei Jahre; sie brachten Elisabeth außer reichem, geistigem Gewinn aufs Neue das Wohlwollen, das Vertrauen ihres königlichen Bruders Eduard. Sie war seine Lieblingschwester von Anfang an gewesen, nur vier Jahre war der Altersunterschied, der sie trennte, während die bei weitem ältere Maria (geboren 1516) eben so gut für seine Mutter hätte gelten können; mit einander waren die beiden Geschwister erzogen und unterrichtet worden, als man sie später trennte, hatten sie sich das Versprechen einer häufigen Correspondenz gegeben, sie wurde auch so regelmäßig geführt, als man von Kindern erwarten kann, meistens in lateinischer Sprache. Die gemeinsame Liebe zu den Studien verband den hinwinkenden Knaben und die kräftige, einem hohen Ziele entgegenstrebende Schwester, noch inniger wurde dies Band durch die Gemeinsamkeit der religiösen Interessen. Anna Boleyn war protestantisch gesinnt. Die Scheidung von Catharina, die Heirath mit ihr war bekanntlich der Ausgangspunct, die Veranlassung zur Einführung der Reformation in England, Johanna Seymour, die Mutter Eduards, war evangelisch gewesen, auch die beiden Kinder wurden von Anfang an in evangelischen Grundsätzen von protestantischen Lehrern erzogen und unterrichtet, das neue Testament in der Originalsprache war die tägliche Lectüre von Elisabeth, Melancthons *Loci communes*, das classische Werk der protestantischen Theologie wurde gründlich durchgearbeitet, auch die Kirchenväter hatten ihre Stelle in dem Studienplan, ihr Sinn für Unabhängigkeit, ein Grundzug in ihrem Charakter, stimmte vortrefflich mit der Lehre überein und ließ sie dieselbe lieb gewinnen, welche den Menschen frei macht vom Menschen und seiner Sägung und ihn allein Gott und seinem Wort unterwirft. So war sie durch Erziehung und Neigung protestantisch, sie ist es von Grund gewesen: wenn später, wie wir im Verlauf dieser Skizze sehen werden, Zeiten eingetreten sind, wo die Macht der Verhältnisse sie zwang, äußerlich die Ceremonien der katholischen Kirche mitzumachen und ihrem Bekenntniß sich anzuschließen, die Ueberzeugung ihres Herzens blieb stets die protestantische Lehre. Für Elisabeth war diese Anschauung entscheidend, für England ist dieselbe von welthistorischen Folgen gewesen; die Popularität, welche sie genoß, noch ehe sie die Krone trug, beruhte gerade auf dieser protestantischen Gesinnung, welche sie mit der Menge des Volkes, mit der Mehrheit des hohen Adels theilte; denn dieser war, wie überall freilich nicht immer aus rein religiösen Motiven, der neuen Lehre



geneigt. Früh erkannte Elisabeth die Stärke ihrer Stellung, und sie hat nichts versäumt, dieselbe zu befestigen; es war ein wichtiger Tag für sie, als Eduard sie zu Hofe berief (1551), sie war damit wieder zu Gnaden angenommen, mit großem Gepränge zog sie in London ein. Aber im Gegensatz zu der prachtliebenden Zeit trug sie sich in merkwürdiger Einfachheit, den Grundsätzen gemäß, wie sie Calvin nie müde ward auszusprechen; die Perlen, welche sonst ihr Lieblings schmuck waren, die Diamanten und prächtigen Stoffe, welche aus dem Nachlasse ihres Vaters ihr zufielen, würdigte sie keines Blickes, in ihrem Haushaltungsbuch, das gerade über jene Zeit erhalten ist, und sehr interessante culturgeschichtliche Aufschlüsse über Preise, Gewohnheiten, über die Kosten eines großen Haushaltes zc. giebt, ist der Posten für Kleidung sehr gering. Auch von Büchern wurden nur Bibeln gekauft; dagegen wird die schöne Tugend der Barmherzigkeit gepflegt in Almosen und Unterstützungen an arme Studenten, und von den Ergötzlichkeiten dieser Welt sind es nur die musikalischen Genüsse, die Ausgaben für Harfen- und Lautenspieler, Sänger und Minstrels, welche einen größeren Posten repräsentiren. In späteren Jahren ist Elisabeth sehr sparsam geworden, sie war — und nicht gerade vortheilhaft — dadurch bekannt, damals trat jene Eigenschaft noch nicht hervor, aber das Jahresbudget schloß mit einem Ueberschuß für sie ab, ein Beweis, daß sie auch in jungen Jahren schon gut hauszuhalten verstand. Ob jene puritanische Einfachheit nicht eine gesuchte, berechnete war? fast möchte man es glauben, da Elisabeth als Königin die äußere Pracht des Auftretens keineswegs verschmähte.

Am 6. Juli 1553 entschlief König Eduard VI., mit ihm erlosch der Mannestamm der Tudor und die schwierige Frage der Thronfolge, die England so viel Blut und Zwietracht gekostet, trat in ihrer ganzen Schärfe hervor. Die letzten Stunden des sterbenden Königs hatte der Herzog von Northumberland benützt, um den schwachen, mit dem Tode ringenden Knaben zu einer Aenderung derselben zu bewegen: auf Lady Johanna Gray, seine eigene Schwiegertochter, und ihre männlichen Erben war sie übertragen worden. Wie kurz ist der Traum dieser Herrlichkeit gewesen! Wie schwer drückte die Krone, welche Johanna nicht begehrte, auf ihrem jugendlichen Haupte! Nach dem Gesetz, mit welchem der Wille des Volkes übereinstimmte, war Maria die rechtmäßige Königin, die Revolution des ehrgeizigen Herzogs mißlang völlig, Johanna wanderte in den Tower, Maria zog, begleitet von Elisabeth, am 3. August triumphirend in London ein. Eine neue Phase trat nun in Elisabeths Leben und Stellung ein, mit Marias Thronbesteigung war auch ihr Recht auf den Thron anerkannt, die Krone, welche in ihre Wiege gelegt worden war, und welche spätere Ereignisse ihr scheinbar so fern gerückt hatten, sie winkte nun in nicht allzugroßer Ferne; sie war bemüht, ihre Stellung

wenn nicht geltend zu machen, so doch vor Hof und Volk zu zeigen; bei der Krönung von Maria, bei anderen festlichen Gelegenheiten nahm sie die nächste Stelle bei der Königin ein und die Vergleichung zwischen den beiden Schwestern fiel nicht zum Nachtheil von Elisabeth aus. Sie war keine eigentlich schöne Frau, nicht mit freigebiger Hand hatte ihr die Natur diese höchste Gabe des weiblichen Geschlechts verliehen, aber die stattliche wohlgebildete Tochter Heinrichs VIII. mit ihren blihenden Augen und feinen Händen, voll natürlicher Grazie und Würde, in der Blüthe der Jugend, zog neben der früh verblühten, siebenunddreißigjährigen Schwester, deren Stirn voll Falten, deren Wangen eingefallen waren, aller Augen auf sich; es war, wie wenn der Gegensatz zweier Weltanschauungen, einer zum Untergang sich neigenden, und einer mit jugendlicher Kraft emporstrebenden auch hier zum Vorschein käme. Bald genug sollte derselbe offen hervortreten. Elisabeth weigerte sich, die Königin zur Messe zu begleiten, erst nach langem Kampfe, als ihr die schlimmsten Folgen wegen ihres Ungehorsams in Aussicht gestellt wurden, fügte sie sich, aber ohne einen Hohl aus ihrer Abneigung zu machen, ohne ihren Umgang mit „Ketern“ aufzugeben. So war sie zwar keine Märtyrerin ihres Glaubens, denn dies zu werden in irgend einer Weise, dazu hatte die berechnende Dame weder Lust noch Anlage, aber unwillkürlich stand sie damit da als die Trägerin einer jetzt verfolgten Richtung, als Haupt einer Partei. Denn mit vollen Segeln führte Maria den englischen Staat, die englische Kirche in den Katholicismus zurück; die Gegenreformation, deren Beginn mit dem Auftreten des Jesuitenordens 1542 erfolgt, schien in England am leichtesten und schnellsten zu ihrem Ziele zu gelangen; in rascher Folge schaffte Maria die calvinische Liturgie ab, entledigte sich ihres Titels als Oberhaupt der englischen Kirche und ruhte nicht, bis sie England wieder dem Papste unterworfen hatte; mit all dem Eifer, welchen ein lange zurückgehaltener, glühender Wunsch zu entfalten pflegt, ging sie vorwärts, ihrem klugen, kaiserlichen Onkel, Karl V., der durch seine Briefe und Gesandte ihr Rathgeber war, viel zu rasch. Aber den vollsten Triumph feierte die kaiserliche Politik in der Vermählung Marias mit dem Sohne des Kaisers, Philipp von Spanien; noch ehe man an verschiedene andere Bewerber dachte, zielten Marias geheime Gedanken dahin; im Verein mit diesem Bluts- und Glaubensverwandten glaubte sie die ihr so heilige Sache der Wiederherstellung des katholischen Glaubens am sichersten durchführen zu können; es gehörte die echte Schwärmerin einer bejahrteren Jungfrau zu jener Scene, wo sie (29. October 1553) in tiefer Nacht allein mit einer Palastdame kniend vor dem Sacramente dem kaiserlichen Gesandten feierlich ihr Jawort gab. Aber die Gefühle ihres Volkes hatte sie aufs Tiefste verletzt, die beiden Errungenschaften der Tudors, England weltlich und geistlich unabhängig zu sehen vom Festlande, gingen in

der Hand dieser unenglischen Frau rasch verloren; sollte das stolze Inselreich nur ein Anhängsel der spanischen Weltmonarchie werden? verwickelt in alle Kämpfe des Festlandes, des kaiserlichen Hauses? sollte der Nachfolger Petri abermals seine Hand gebietend ausbreiten über Englands Kirche und Volk? Die Unzufriedenheit wuchs, in der Empörung von Thomas Wyatt (Februar 1554) kam sie zum blutigen Ausdruck; einen Augenblick schien Marias Thron zu wanken, aber muthig hielt die Königin aus in London, der tapfere Wyatt fand nicht die nöthige Unterstützung, wurde gefangen, wanderte in den Tower und von dort auf das Schaffot. Am 18. März landete auch Elisabeth an dem berücktigten „Thor der Verräther“, welches schon so vielen erlauchten Gefangenen in die düsteren Mauern der Londoner Feste den Eingang gewährt hatte, auch sie war der Mitschuld, des Hochverraths angeklagt!

Es war ein eigenthümliches Verhängniß, daß wo die beiden Schwestern einander begegneten, sie feindlich zusammenstoßen mußten, der Vortheil der einen war stets der Nachtheil der anderen; eine der ersten Sorgen von Maria war gewesen, die Ehe ihrer Mutter für eine legitime erklären zu lassen; so begreiflich dies Verfahren war, so tief wurde Elisabeth durch diesen Parlamentsbeschluß gekränkt, denn welch ein Schatten fiel dadurch auf die Heirath, welcher sie das Leben verdankte! In hellen Flammen brach ihr Born aus, sie ging nicht zur Messe, besuchte ihre Schwester einige Zeit nicht, sie drang darauf den Hof verlassen zu dürfen, was man ihr endlich gewährte (December 1553). Eine Art Versöhnung war zu Stande gekommen, reich beschenkt von ihrer Schwester begab sich Elisabeth nach ihrem Schlosse Ashridge, dort traf sie eine Botschaft von Wyatt, der ihr rieth, sich weiter von der Hauptstadt zu entfernen, sie antwortete damit, daß sie ihr Schloß Ashridge besetzen ließ, aber auch eine Einladung der Königin, nach London zu kommen, lehnte sie ab und entschuldigte sich mit Krankheit. Ein Brief von Wyatt kündigte ihr seinen siegreichen Einzug in Southwark, der Vorstadt Londons an, in einem aufgefundenen Briefpäckete der französischen Gesandten fand sich eine Abschrift eines Briefes von Elisabeth an Maria, man wußte, daß sie mit den französischen und amerikanischen Gesandten verkehrt habe, und diese beiden waren dem Aufstand von Wyatt keineswegs fremd, Wyatt selbst enthüllte als seine Absicht, Elisabeth auf den Thron von England zu erheben — ihr Name wurde allenthalben mit der Verschwörung in Zusammenhang gebracht, bedurfte es noch weiterer Zeugnisse, um Elisabeth im schlimmsten Lichte erscheinen zu lassen? Und diejenige Partei, welche die mächtigste bei Hofe war, die spanische, besonders der Gesandte Renard, der „Beichtvater der Königin“, wie man ihn nannte, „sparte nichts, um den einmal erwachten Argwohn rege zu halten“, die Gefahr zu vergrößern, welche dem kostbaren Leben der Königin drohe. Es war ein Unglück für Maria, daß

sie diesem Fremdling zu viel Einfluß in ihrem Rathe schenkte, denn „was er schreibt ist Blut“; und ohne Ausnahme rieth er zu den härtesten strengsten Maßregeln, mit dem Instinct des Hasses sah er in Elisabeth die künftige Todfeindin spanischer Pläne und Herrschaft, er drang in Maria, ihre Schwester an den Hof zu fordern. Trotz ihrer Krankheit mußte Elisabeth gehorchen, in langsamen Tagreisen näherte sie sich London, unerwartet gestaltete sich ihr Einzug (22. Februar 1554) zu einem Triumphe, in ihrer offenen Sänfte, in Weiß gekleidet, bleich, aber mit dem Ausdruck entschlossener Hoheit begrüßte sie die Schaaren Volks, welche sich auf dem Wege drängten sie zu sehen; als sie später in den Tower gebracht wurde, riefen die Wachen der Gefangenen zu: Gott segne Euer Gnaden, — Zeichen einer Popularität, die man nicht mißverstehen konnte und welche gerade in den bedenklichsten Augenblicken ihres Lebens am deutlichsten hervortraten. Ihr Muth, ihre Zuversicht wuchs dadurch, mit Bethenerungen ihrer Unschuld betrat sie Whitehall, das ihr zunächst als Wohnung angewiesen war; sie blieb dabei, als der Kanzler Gardiner ihr beim Verhöre rieth, die Gnade der Königin anzusuchen: „Gnade gäbe es nur für die Schuldigen, man solle ihr beweisen, daß sie gefehlt habe“. Trotzdem wurde im geheimen Rathe beschlossen, sie in den Tower führen zu lassen. Bestürzt vernahm Elisabeth diese Kunde schlimmster Vorbedeutung, aber sie faßte sich sogleich wieder, sie bat, einen Brief an ihre Schwester schreiben zu dürfen, und mit jenem merkwürdigen Zauber, welchen sie auf jedermann ausübte, der mit ihr verkehrte (als un esprit plein d'incantation bezeichnet sie Renard einmal), setzte sie es durch. Es ist ein Schriftstück voll Verstand und Klarheit, demüthig, wie es sich für die Unterthanin ziemt, aber ohne daß der Ehre, der Würde der zukünftigen Herrscherin irgend etwas vergeben wäre; wie sehr die geistesstarke Brieffstellerin die Herrschaft über sich hatte, beweisen auch die eleganten gleichmäßigen Schriftzüge, die schön und künstlich geschlungene Unterschrift, welche Elisabeth stolz auf ihre schöne Handschrift überall anzubringen pflegte. Neben der Behauptung ihrer Unschuld stellt sie ihrer Schwester vor, welche unauslöschliche Schande sie durch jenen Befehl auf die Tochter eines Königs werfe; eine persönliche Audienz möge die Königin ihr gewähren, damit nicht eine Schwester durch falsche Berichte gegen die andere eingenommen werde. Aber die Bitte schlug an taube Ohren, stärker als je drang der kaiserliche Gesandte im Auftrag seines Herrn und Meisters auf die Hinrichtung von Elisabeth; Elisabeth betrat als Gefangene die blutbefleckte Burg Londons, der Proceß wurde sogleich gegen sie angestrengt; aber zu dem Ergebniß, welches die Verurtheilung irgendwie möglich gemacht hätte, führte er nicht. Eines der ersten Befehle, welches unter der Regierung Marias zu Stande gekommen, hatte die zahllosen Fälle, wegen welcher unter Heinrich VIII. wegen Hochverraths angeklagt werden konnte, sehr be-

beschränkt und die Todesstrafe nur für die wirkliche Theilnahme daran festgesetzt. Mit Glück hatte Throgmorton, der von der Verschwörung entschieden gewußt, dieses Gesetz auf sich angewendet und die Jury ihn deshalb freigesprochen, aus Aerger darüber wurde Maria drei Tage krank; das gleiche Gesetz wandte der Kanzler Gardiner auf den jungen Eduard Courtenay an, den letzten Sprößling der weißen Rose, der, weil sein Vater als Hochverräther enthauptet worden, seine Jugend hinter den düsteren Mauern des Towers hatte vertrauern müssen. Maria hatte ihn bei ihrem Einzug in London freigegeben und mit Ehren überhäuft, aber der Jüngling, in keiner Weise hervorragend, unerfahren und eitel, schien eher darauf bedacht, die versäumten Freuden nachzuholen, als geeignet, eine politische Rolle zu spielen. Auch er war in das Geheimniß des Aufstandes eingeweiht, beim Kampfe in den Straßen Londons hatte er gleich die Flucht ergriffen mit dem Rufe: Alles ist verloren; nun schlossen ihn dieselben starken Thürme wieder ein, aber Gardiner, sein Leidensgenosse in den früheren Tagen des Unglücks, hatte Mitleid mit ihm und rettete den ungefährlichen Verschwörer. Um so weniger konnte man nun Elisabeth etwas anhaben, des Blutes war genug geflossen, ihre Ankläger und Feinde wußten so gut wie sie selbst, welche starke Partei hinter ihr stand, standhaft hatte sie jede Mitschuld geleugnet, bewiesen konnte sie ihr nicht werden. Am 19. Mai 1554 verließ sie den Tower, einige Tage später wurde auch Courtenay freigelassen.

Es war die schwierigste Lage, in welcher Elisabeth bisher gewesen war und sie hatte sich auch dieser Gefahr gewachsen gezeigt. Der mathematische Beweis, daß sie mit jeder Faser ihres Herzens der Verschwörung fremd gewesen sei, wird sich wohl kaum erbringen lassen, aber noch weniger kann man behaupten, daß sie eigentlich eingeweiht gewesen sei in jene gefährlichen Pläne, geschweige denn, daß sie sie begünstigt. Sie war viel zu vorsichtig, um ihre Zukunft einem Unternehmen zu opfern, das so wenig sichere Bürgschaften des Gelingens in sich trug, überdies hätte sie mit der Anwartschaft auf den Thron schwerlich sich dazu hergegeben, ihren Unterthanen das Beispiel der Empörung zu geben! Als Maria sie an den Hof entbot, folgte sie nicht, denn sie wollte abwarten, wie sich die Dinge gestalten, und der Zug des Herzens zu ihrer Schwester, zu deren Rathgeber, war nicht sehr stark; schwer hat sie diese Zögerung gebüßt mit den Leiden einer harten Gefangenschaft, im Ganzen aber muß das Urtheil der Geschichte bleiben bei den Worten, welche Elisabeth mit einem Diamanten in eine Fensterscheibe in Woodstock rißte: „Verdächtigt wurde viel an mir, bewiesen kann nichts werden, dies sagt Elisabeth gefangen.“

Denn zunächst durfte sie nur ein hartes Gefängniß mit einem leichteren vertauschen; Woodstock, auf dessen altersgraue Mauern von Heinrich II. her

ein romantischer Schimmer fällt, später der Schauplatz der glänzendsten Festlichkeiten, welche Elisabeth zu Ehren veranstaltet wurden, sollte die erlauchte Gefangene beherbergen, ein ehrenwerther Edelmann, Bedingfeld, hatte die dornenvolle Aufgabe übernommen, „die hohe Lady“ zu beaufsichtigen und Elisabeth that nichts, um ihm dieselbe zu erleichtern; der kleine Krieg zwischen ihr und ihrem „Gefangenwärter“, wie sie ihn einmal im lodernden Borne betitelte, währte über das ganze Jahr ihres dortigen Aufenthaltes; Bedingfeld, erdrückt von dem Gefühl seiner Verantwortlichkeit, wußte nicht was er erlauben, was er verbieten sollte, mit den geringsten Kleinigkeiten kam er an den geheimen Rath, an die Königin, er quälte seine Gefangene mit Vorsichtsmaßregeln und sich mit unnöthiger Angst, das Schloß war anfangs in ziemlich verwahrlostem Zustande, manchmal fehlte es auch an Geld für den Sold der Wachen. Die Königin, erbittert über ihre Schwester, wünschte keine Briefe mehr von ihr zu erhalten, da sie ja doch nicht der Ausdruck ihrer wahren Gefühle seien, Elisabeth dagegen, oft leidend, aufgeregt über die fort-dauernde Ungnade, goß auf den unglücklichen Bedingfeld manchmal die Schaalen ihrer Mißstimmung und Laune aus. Als Königstochter wurde sie allerdings behandelt, das Knie beugend überreichte ihr der Gouverneur des Schlosses die Briefe, „Euer Gnaden“ wurde sie stets angeredet, aber sie, deren Seele nach Freiheit der Bewegung dürstete, war eben doch nur eine arme sorgfältig bewachte Gefangene, deren einzige Erholung, außer den gestatteten Spaziergängen, Lectiön und Studium war. Endlich fand sie den Weg zu dem Herzen der Schwester, sie ließ die Gebete von ihrem Caplan lateinisch lesen, beichtete und communicirte, wie besänftigendes Del wirkte diese Nachricht auf die erzürnte argwöhnische Königin, die lang ersehnte Ankunft ihres Gemahls in England stimmte sie überdies zur Versöhnlichkeit und Philipp selbst begünstigte diese Gemüthsstimmung; noch war er nicht jener hartkälte Monarch, der Tausende dem Scheiterhaufen und Schwert überlieferte, der so unheilvoll seinen Namen in die Geschichte seines Volkes und seines Zeitalters eingegraben hat. In einem langen Memoire hatte ihm Renard die Verhältnisse des Landes auseinandergesetzt, dessen Thron er einnehmen sollte und als besten Grundsatz Popularität und Milde empfahlen. Throgmorton und andere, welche noch im Tower schmachteten, dankten seiner Fürsprache ihre Freiheit; auch für Elisabeth sollte die Stimme ihrer Befreiung nun schlagen; der leitende Grundsatz in dem Verhalten der kaiserlichen Politik war nur sie als etwaige Thronerbin zu erhalten, denn starb Maria kinderlos, war Elisabeth von der Thronfolge ausgeschlossen oder gestorben, so ging Englands Krone auf das schöne Haupt von Maria Stuart über, die mit dem Dauphin von Frankreich verlobt war, und das schlimmste Ereigniß für die österreichisch-spanischen Weltpläne wäre eingetreten: die Vereinigung

von Frankreich, England, Schottland unter einen Monarchen. So wurde Elisabeth nach Hampton Court zu ihrer Schwester entboten (Ende April 1555), aber sie blieb noch unter Aufsicht, die Wachen Bedingsfelds waren um ihre Sänfte geschaart, durch eine Seitenpforte betrat sie den Palast und beinahe vier Wochen vergingen, ehe die Königin, noch immer erzürnt und argwöhnisch, sich bemüht fand, ihre Schwester zu empfangen. Freilich der Versuch, welchen Gardiner und der geheime Rath machten, die Gefangene zum Geständniß, zur Anerkennung ihrer Schuld zu bringen, schlug gründlich fehl. Elisabeth blieb bei ihren früheren Aussagen, wiederum machte sich der Einfluß ihrer bedeutenden Persönlichkeit im Verkehr mit den Lords geltend. Das Wiedersehen der Schwestern war zwar sehr romantisch — bei Fackelschein wurde Elisabeth abgeholt, sie wußte nicht, welchem Schicksal sie entgegengehe — aber keineswegs zärtlich oder vertraulich; es war die Königin, welche eine Unterthanin empfing, es war eine Angeschuldigte, welche unter den üblichen Ceremonien ihre Unschuld betheuerte und als sie schieden, hatte Maria schwerlich allen Argwohn in ihrem Herzen ausgelöscht, Elisabeth noch weniger die Behandlung vergessen, welche man ihr angethan; die Herzen der beiden Schwestern blieben einander fremd. Den besten Gewinn von dieser Versöhnung hatte Bedingsfeld; er wurde seines Wächteramtes entbunden und Elisabeth ertheilte ihm zum Abschied neckend das zweifelhafte Lob: „Gott verzeihe Euch wie mir das Geschehene! Wenn wir aber einmal später einen Gefangenen streng zu bewachen haben, dann lassen wir Euch holen.“

Die trübsten Jahre für Elisabeth waren nun vorüber, und während über England sich eine Epoche der religiösen Verfolgung lagerte, welche stets als ein düsterer Flecken, als nationales Unglück betrachtet werden wird, stiegen immer glänzendere Hoffnungen für die Prinzessin auf. Entronnen einer schweren Gefangenschaft, vielleicht einem noch schlimmern Loos umgab sie die Gloriole des Märtyrertums, während umgekehrt die strenge Abgeschlossenheit sie vor politischen Intriguen geschützt hatte, denn ihr Name repräsentirte eine Partei, wo sich irgend eine regierungsfeindliche Bewegung zeigte, wurde derselbe mit Recht oder Unrecht in Verbindung damit gebracht, auf ihr, als der künftigen Thronerbin ruhten die Hoffnungen des protestantisch gesinnten Theiles der Nation, um so mehr als die Aussicht, welcher sich Maria eine Zeit lang hingegeben, sich als trügerische erwies. An der Staatsleitung nahm sie allerdings nicht den mindesten Antheil, selbst von den großen officiellen Festlichkeiten wie Parlamentsöffnung u. s. w. hielt Maria ihre Schwester sorgfältig fern, denn sie war eifersüchtig auf die wachsende Popularität, deren sich Elisabeth bei dem Londoner Bürger ebenso erfreute, wenn sie durch die Straßen der City zog, von glänzendem Gefolge umgeben, wie bei dem vornehmen Adeligen, dessen Schloß sie mit ihrem Besuch beehrte.

Aber dafür blieb der Prinzessin das für den englischen Stolz so demüthigende Bewußtsein erspart, die Politik ihrer Heimath in das Schlepptau der österreichisch-spanischen Pläne gegeben zu haben. Auch die lodernden Feuer von Swithield vermochte Elisabeth nicht auszulöschen, sie hatte genug zu thun, sich selbst vor dem Verdacht der Kriecherei frei zu erhalten und genügende Proben ihrer Rechtgläubigkeit in Beichte und Communion abzulegen, aber in den Augen ihrer Landsleute schadete diese Connivenz nicht, nur um so sehnsüchtiger blickte man auf sie als auf die künftige Befreierin von der römischen Tyrannei. Sie selbst kannte die Stimmung der Nation gut genug; um sich dieselbe zu erhalten, lehnte sie die Heirathsanträge, die der Reihe nach an sie gelangten, fest und entschieden ab. Eduard Courtenay, welchen eine Zeit lang Maria und die englischen Großen im Sinne gehabt, hatte seine Augen höher zu Maria selbst erhoben; wie Elisabeth selbst sich zu dem unbedeutenden Manne gestellt hätte, darüber fehlen uns die Anhaltspunkte; Frühjahr 1556 starb er in Padua, das Licht seines Lebens hatte nirgendshin einen weiten Schein geworfen. Aber ernstlich, oft wiederholt waren die Versuche der spanischen Diplomatie, sie mit dem Herzog Philibert Emanuel von Savoyen zu vermählen. Den größten Theil seines Landes hatte derselbe im Kriege gegen Frankreich verloren, unauflöslich schien er an die kaiserliche Politik gekettet, noch fester dachte man dies Band zu schmieden durch die Vermählung mit der Schwägerin des Königs, Elisabeth wäre dann zugleich unter guter Aufsicht auf dem Festlande gewesen und allen Bestrebungen der protestantischen nationalen Partei hätte es an dem natürlichen, ja gesetzmäßigen Haupte gefehlt. Aber die kluge energische Prinzessin, über deren Hand so rücksichtslos verfügt werden sollte, setzte allen diesen Plänen ein kategorisches Nein entgegen; umsonst reiste der Herzog Winter 1554 auf 1555 nach London, umsonst kam Philipp stets wieder aufs Neue auf dies Project zurück, es ist nicht unmöglich, daß er auch deswegen seiner Frau Schonung für Elisabeth empfahl, jedenfalls hat er später ihr Vorwürfe gemacht, nicht ernst genug diese Angelegenheit zu betreiben. Aber Elisabeth blieb unerschütterlich, die ausgesprochene Selbständigkeit ihres Wesens traf zusammen mit dem Wunsche der Nation nach selbständiger Leitung der Politik frei von continentalen Einflüssen, die Errungenschaft von Jahrhunderten wollte sie nicht durch eine Heirath vernichten, zu welcher sie überdies ihr Herz gar nicht trieb. In der gleichen Stimmung lehnte sie das Anerbieten ab, welches Gustav Wasa für seinen Sohn Eric an sie stellte, „und wenn der mächtigste Prinz der Christenheit käme“, sagte sie, „so würde sie doch unvermählt bleiben, da sie diesen Stand am meisten liebe“. Sie ist dieser Ansicht auch später getreu geblieben und als vielumfrente Königin hat sie mit den Monarchen und Prinzen, welchen sie einen Hoffnungsschimmer auf ihre Hand ausleuchten ließ, mehr



ein kolettes Spiel getrieben, als ernstlich je daran gedacht, ihre Hand für immer zu vergeben.

Freudlos, immer trüber gestalteten sich die Tage der früh alternden Königin Maria; durch Philipp war sie in den neu ausbrechenden Krieg mit Frankreich (1557) hineingezogen worden; während Spanien den glänzenden Sieg von St. Quentin (10. August 1557) davontrug, verlor England Calais, seine letzte Besizung auf dem Festland; der Schmerzensschrei darüber, daß die letzte Erinnerung an ein Jahrhundert gewaltiger Kämpfe und glorreicher Siege an den Erbfeind verloren gegangen, hallte im ganzen Lande wieder, schlug auch tief verwundend an das Herz von Maria; „wenn sie gestorben sei, werde man in ihr Herz den Namen Calais eingegraben finden“, klagte sie und um so wahrer Klang diese Klage, da sie in nichts Ersatz fand für ihre verfehlte Politik, mit zunehmender Kälte begegnete ihr der Gemahl, 1555 war er zur Abdankung seines Vaters, zur Uebernahme der Regierung von den burgundischen Landen nach Brüssel gereist, erst März 1557 kehrte er wieder zu seiner Gemahlin zurück, um sie nach drei Monaten für immer zu verlassen; die gleichgültige Kälte seines Wesens, Kinderlosigkeit, die politischen Mißerfolge, zehrten an dem Leben der Königin, im Sommer 1558 ergriff sie ein schleichendes Fieber, von welchem sie nicht mehr genesen sollte. Unter dem Einfluß dieses Mißgeschickes hatte sich das Verhältniß zu Elisabeth freundlicher gestaltet, ihre Absicht, Elisabeth von der Thronfolge auszuschließen, hatte sie längst aufgegeben, selbst lebensfatt gewöhnte sie sich leicht, ihre zukünftige Nachfolgerin mehr um sich zu sehen. In ihrem geliebten Hatfield brachte Elisabeth ruhig und friedlich ihre Tage zu, umgeben von ihren Lieblingsdamen und Lehrern, ungestört konnte sie ihrem evangelischen Glauben leben. Von ihrem Gefolge wurde sie geehrt wie es sich für eine Prinzessin gebührte, deren Regierung schon anklopft an den Pforten der Gegenwart; der Ehrenplatz bei Hoffesten wurde ihr zu Theil, sie selbst war gefaßt, die Zügel der Regierung zu ergreifen. „Von dem Herrn ist das geschehen und ein Wunder vor unsern Augen,“ rief sie bewegt aus, als die Lords mit der Trauerkunde von der Schwester Tode zugleich ihr als Königin huldigten; ihrer eigenen Stimmung, wenn sie die letzten elf Jahre an sich vorüberziehen ließ, der Stimmung ihrer evangelischen Glaubensgenossen hat sie damit den richtigen Ausdruck gegeben, die Jugendjahre mit ihren schweren, den Charakter bildenden Gefahren und Kämpfen waren vorüber, nun begannen die Jahre des Herrschens, Elisabeth war dazu bereit und befähigt.

Theodor Schott.

## Spielhagens Platt Land.\*)

Für einen großen Theil unseres Publicums ist der eine „Romanschreiber“ so gut wie der andere, zumal da es kaum einer noch verschmäht, alltäglich im Feuilleton einer Zeitung zu seinen Lesern herabzusteigen und ihnen seine Geistesarbeit in hundert oder mehr Theilchen zerpfückt vorzulegen, so daß sie gar keinen Begriff davon bekommen können, daß der, welcher ihnen die „Schöne Geschichte“ erzählt, eigentlich ein künstlerisches Ganzes geschaffen und das, was er ihnen jetzt so zerstückelt darbietet, mit dichterischem Geiste als Einheit geschaut hat. Allerdings würde sich die große Menge der Leser auch ohne eine solche Mitschuld der Schriftsteller kaum zu einer höheren Auffassung erheben und es ruht eine Art von Fluch auf dem Roman, daß er so sehr dem niedrigeren Triebe der Neugier und Spannung entgegenzukommen genöthigt ist und das dichterisch-künstlerische Interesse erst in zweiter Linie in Anspruch nimmt. Bei vielen Lesern wird dies letztere ganz schweigen, bei anderen wird es nur dunkel zur Geltung kommen, indem sie sich vielleicht durch eine wirklich künstlerische Schöpfung unwillkürlich mehr gehoben fühlen, wenige aber werden sich der Ursachen bewußt, warum sie in einem Falle eine höhere ästhetische Befriedigung empfinden als in einem anderen. Darum werden auf keinem Gebiete der Literatur die Namen mehr durch einander geworfen, die Leute von zweitem oder drittem Rang mehr als beinahe gleichwerthig mit denen vom ersten behandelt als auf diesem und nur bei ganz wenigen Romanschriststellern sind wenigstens alle Urtheilsfähigen darüber einig, daß dieselben unbedingt über die Menge hervorragen und einen vollgültigen Anspruch auf den Namen und Rang von Dichtern haben. Daß zu diesen wenigen Friedrich Spielhagen gehört, steht außer Frage und ist durch fast alle seine Schöpfungen, obgleich auch sie meistens zuerst in Tageblättern ans Licht getreten sind, voll auf bewiesen; um so mehr Freude macht es, auch bei dem neuesten Werke dieses Dichters, „Platt Land“, das freilich auch seine bedenklichen Seiten hat, der künstlerischen Virtuosität gewissermaßen nachzuspüren und sich die Gründe der von ihm erreichten fesselnden Wirkung klar zu machen.

Der Held des neuen Romans ist ein junger thüringischer Edelmann, Baron Gerhard von Bacha. Durch den frühen Tod seiner Eltern genöthigt, für die Erziehung seiner drei jüngeren Brüder zu sorgen, hat Gerhard die Jurisprudenz nach Ablegung des ersten Examens aufgegeben und, um die Bewirthschaftung des väterlichen Gutes übernehmen zu können, in Tharand dem Studium der Landwirthschaft obgelegen. Als er sich nach einer Gelegen-

\*) Platt Land. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen. Drei Bände. Leipzig, V. Staackmann. 1879.

heit, auch den praktischen Betrieb an bester Quelle kennen zu lernen, umsieht, bietet sich ihm eine solche durch einen alten Studiengenossen und Landsmann, Anton Stude, der als Hauslehrer auf ein Gut Rankow in Neuvorpommern gegangen und dort auch nach dem Tode seines Züglings als Amanuensis des Principals, eines Herrn Moritz Zempin, geblieben ist; durch Studes Vermittelung kommt auch Gerhard als Volontär nach Rankow. Mit seinem Eintreffen daselbst beginnt die Handlung des Romans, mit seinem ihm durch einen schweren Conflict aufgenöthigten Ausbruch von dort schließt sie; der Conflict aber hat seinen Ausgangspunct nicht in Gerhard selbst, sondern in einer Entdeckung, die er in Rankow macht und die dann allerdings für seine eigene Stellung zu den Hauptpersonen seiner Umgebung maßgebend wird. Er erhält nämlich hier eine mehr und mehr zur Gewißheit werdende Kunde von den letzten Schicksalen seines Großvaters, die bis dahin für die Familie in Dunkel gehüllt gewesen sind. Denn jener ältere Baron von Bacha hat sich vielfach abenteuernd herumgetrieben und sich namentlich viel in Paris aufgehalten, dabei auch, um die Geldmittel für dies Leben zu gewinnen, das ihm als dem Vertreter einer älteren Linie zustehende Erbrecht auf die Baronie einem jüngeren Vetter abgetreten; nachdem er sich alsdann im Jahre 1812 dem Zuge des von ihm vergötterten Napoleon gegen Rußland angeschlossen, ist er für seine Angehörigen, eine Gattin und einen neunzehnjährigen Sohn, verschollen gewesen, der Proceß aber, den sein Sohn, Gerhards Vater, später um jenes Erbrechts willen geführt hat, zu Gunsten der jüngeren Linie entschieden und somit das Andenken des Großvaters durch die trübsten Eindrücke entstellt geblieben. Nun ergiebt sich jetzt, dreißig Jahre später, für Gerhard, daß der Großvater Anfang 1813 hier in Neuvorpommern gewesen, daß er hier ums Leben gekommen ist. Mit einem französischen Obersten, Vicomte de Brissac, der auf der Route Stettin-Sundin(Stralsund)-Hamburg eine Kriegscasse retten soll, aber um einer Verwundung willen unterwegs liegen bleiben muß, und dessen Diener Baptista hat der mit dem Vicomte eng befreundete Baron von Bacha bei dem Verwalter von Rosenow, eines Gutes des schwedischen Grafen Carlström, Namens Zempin, Obdach gefunden. Aber zum Unglück für die Flüchtigen bekommen der in arger Noth befindliche Zempin und sein Freund Deep, der ein anderes Carlströmisches Gut, Rankow, in Pacht hat, Witterung von der Kriegscasse und, als der besonders habgierige Deep in einem durch Baptiste zur Eifersucht getriebenen und von mächtigem Franzosenhaß erfüllten Forstgehüljen Garloff noch einen Bundesgenossen erhält, wird Zempin von jenen beiden mit fortgerissen und beim Ausbruch fallen alle drei über die Fremden her und erschlagen und berauben sie. Die in der Stille der Nacht und in der Einsamkeit eines abgelegenen Waldes verübte Unthat bleibt ganz und gar verborgen, da Niemand von der

Anwesenheit der Flüchtigen gewußt hat und der einzige, den Thätern selbst nicht sichtbar gewordene Zeuge des Verbrechens, der zwölfjährige Johann Zempin, der älteste Sohn des Verwalters, den Vorgang kaum ganz deutlich erfaßt hat und in seinem Schrecken jedenfalls an keine Kundgebung denkt; die Beute wird, da Garloff jeden Antheil zurückweist, von Zempin und Deep getheilt und der erstere durch dieselbe in den Stand gesetzt, bei einem Verkauf des Carlströmschen Besitzes die drei Güter Rosenow, Rankow und Rekow zu erwerben; nach seinem Tode geht das erste auf den eben erwähnten Johann, das zweite auf Gerhards Principal Moriz über und das dritte wird, da sich die Brüder nicht darum einigen können, von ihnen in gemeinsame Bewirthschaftung genommen oder vielmehr Deep zur Verwaltung übergeben. Von der That, durch welche der Vater zu seinem Vermögen gekommen ist, hat Moriz keine Ahnung, Johann wagt sich nicht darüber zu äußern, zieht sich aber menschenscheu zurück und empfindet namentlich gegen Deep und Garloff, die bei Gerhards Erscheinen in Rankow noch am Leben sind, einen heftigen Abscheu; auch hat er allen Umgang mit seinem Bruder abgebrochen, läßt aber seine beiden Töchter, Maggie und Edith, ungehindert in dessen Hause verkehren.

In diesen Kreis also tritt Gerhard in voller Unbefangenheit und Arglosigkeit und erst, als er sich schon durch intimere Beziehungen mit dem Wohl und Wehe dieser Menschen verwachsen fühlt, kommt ihm durch einen zufällig auftauchenden alten Brief, den der Vicomte de Brissac in jenem Winter 1813 von Rosenow aus an seine Gemahlin geschrieben hat, eine Ahnung und bald durch das Zusammentreffen verschiedener Indicien eine Gewißheit von dem thatsächlichen Verhältniß. Während er von Moriz Zempin mit der liebenswürdigsten Gastlichkeit aufgenommen ist und Johans Tochter Edith lieber als sein Leben gewonnen hat, sich auch der sympathischen Theilnahme des menschenscheuen Johann, der in ihm den Großvater wiederzusehen glaubt, erfreut und selbst für den schwer geprüften und im Grunde der Seele braven Garloff ein warmes Mitgefühl empfindet, fühlt er sich andererseits zur Rache aufgerufen und namentlich der Anblick des noch Tag für Tag Unheil säenden Deep läßt ihm die Sühnung des Verbrechens als eine ernste sittliche Pflicht erscheinen. Und dieser schon hinlänglich schwere Conflict wird durch ein anderes Moment noch mehr verschärft! Bei seinem Aufenthalt in Rosenow hat Gerhards Großvater, von Todesahnungen und Gefühlen der Reue ergriffen, zugleich durch Glück im Spiel in den Besitz einer bedeutenden Summe gesetzt, einen ihm offen gehaltenen Widerruf jener Abtretung seines Erbrechts aufgesetzt, dies Document muß in Rosenow noch vorhanden sein und sein Besitz würde Gerhard und seine Brüder zu Siegern in jenem Erbstreit machen und ihre jetzt nicht glänzende Lage ganz anders gestalten müssen.

Kann er es da, wenn er selbst auch verzichten wollte, vor seinen Brüdern verantworten, die Sache ruhen zu lassen, muß er nicht vielmehr Alles zur vollen Aufklärung des Sachverhalts und damit auch zur Herbeischaffung jenes Documentes thun? Und wenn er es thut, zerstört er das Glück ihm lieb gewordener Menschen, die gar keine Schuld an dem Verbrechen haben, und macht es sich unmöglich, die Hand Ediths zu gewinnen. Dabei wird ihm die Entscheidung durch die inzwischen zu Tage getretene Zerrüttung der finanziellen und socialen Stellung von Moritz Zempin, durch desselben Eifersucht gegen ihn um seiner Gattin Julie willen und durch das Verhalten der letzteren noch bedeutend erschwert, andererseits drängen ihn alle diese Dinge doch auch zu einem Entschlusse und dieser fällt, unter voller Zustimmung übrigens von Gerhards Brüdern, für den Verzicht auf die Rache und die Erneuerung des Erbstreites aus, wie es der eine Bruder Fritz, ein Jurist, am Schlusse der Dichtung (III, 234—36) schön in den folgenden Worten ausspricht: „Das Alles,“ (die äußere Schlichtung der Dinge zu allseitiger völliger Befriedigung) „wie gesagt, hätte für mich sein oder auch nicht sein können, es wäre für mich völlig irrelevant, stände ich noch auf dem alten Satze, daß man der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen müsse, und sollte die Welt drüber zu Grunde gehen; hätte diesen absurden, gotteslästerlichen Satz nicht die bessere Einsicht bei mir verdrängt, daß eine solche Gerechtigkeit die höchste Ungerechtigkeit sein würde gegen die schöne, herrliche Gotteswelt, die unter allen Umständen bestehen soll und nicht bestehen könnte, wäre wirklich der Mensch verdammt, die Erbschaft seiner Väter immer und überall anzutreten. Nein, Edith, nein! und tausendmal nein! er soll nicht dazu verdammt sein, er ist es nicht! Kein Mensch soll und darf verantwortlich gemacht werden für etwas, das er nicht begangen; und — was unendlich wichtiger und darum auch unendlich schwerer zu begreifen und unendlich schwerer auf sich anzuwenden und in That zu übersetzen ist: er soll und darf sich selbst nicht dafür verantwortlich machen wollen; er soll den Muth haben, sich — wie in ökonomischen — so auch in sittlichen Dingen — und da erst recht — auf seine eigenen Füße zu stellen; mit sich selbst, für sich selbst ein neues Leben zu beginnen; und so in dem brausenden Strom der Zeit und der unendlichen Verkettung der Dinge das Paradies der Unschuld wieder zu schaffen, aus dem ihn kein dumpfer Wahn einer Urschuld vertreiben soll, die er auf sich nehmen müsse, er möge wollen oder nicht; — aus dem ihn nichts und Niemand vertreiben kann — nur seine eigenen Thaten, nur er sich selbst!“

Die Erlebnisse Gerhards in Kanyow und Umgegend füllen nur wenige Wochen oder, bis zu seiner Vermählung mit Edith, Monate des Sommers und Herbstes des Jahres 1844. Die Lokalität ist, wie schon öfter erwähnt, Neuvorpommern oder noch genauer der Regierungsbezirk Sundin (Stralsund)

und die drei nahe gelegenen Städte Sundin, Grunwald (Greifswald) und Gartendamm (Dammgarten) geben die Möglichkeit, die Gegend, in der sich Spielhagen die Dörfer Ranzow u. s. w. gelegen denkt, aufs Genaueste zu bestimmen, ja nach den sorgfältigen Angaben des Romans könnte man sich auch von der Lage der Dörfer zu einander leicht einen Situationsplan entwerfen. Der Leser befindet sich also sozusagen auf Spielhagenschem Grund und Boden und es ist im höchsten Grade wahrscheinlich (wie auch in der That von Landeskundigen versichert wird), daß den thatsächlichen Angaben bestimmte Ereignisse der Wirklichkeit zu Grunde liegen und in einzelnen Persönlichkeiten, wie z. B. in der Baronin Basselitz (des nie fehlenden und hier wenigstens einmal flüchtig erwähnten Fürsten Prora gar nicht zu gedenken), Porträts wirklicher Menschen gegeben sind. Indessen ist diese Art von Realismus ja natürlich nur die Unterlage für jene höhere Naturtreue, deren die Romandichtung, welche es vor Allem mit der Darstellung des Wirklichen oder des in der Wirklichkeit Möglichen zu thun hat, unter keiner Bedingung entbehren kann und die ihr Spielhagen immer in so hohem Grade zu verleihen weiß; auch hier hat er seiner Fabel einen Hintergrund von so kräftiger und natürlicher Zeichnung gegeben, daß man die Lust, in der seine Helden leben, selbst mit zu athmen glaubt. Da haben wir zunächst als die unmittelbare Welt der Zempin und Genossen die anderen bürgerlichen Gutsbesitzer und ihre Frauen und Söhne und Töchter und als die Vertreter des Gegensatzes den Landrath Graf Westen und seine Gemahlin vor uns; auf der einen Seite ein wildes, genußsüchtiges, nur wenig durch die Sitte, ja kaum durch das Gesetz gehemmtes Treiben, das mit seiner Ungebundenheit und Gastlichkeit doch nur für den ersten Augenblick etwas Anziehendes hat und leicht genug zu drastisch gezeichneten widrigen Scenen oder zu „väterlich-patriarchalischen“ Rechts- und Sittenverletzungen führt; auf der anderen eine feudale Vornehmheit, der es an der rechten Fühlung mit den wirklichen Bedürfnissen des Volkes und Landes fehlt; mögen wir im Salon oder im Dorfkrug, im Walde oder auf dem Ackerfelde sein, überall finden wir wirkliche leibhaftige Menschen, wie sie zu diesem Boden und in diese Verhältnisse passen. Dabei ist, was auch zu der unmittelbaren Welt dieser Leute gehört, der Zustand des dürftigen und noch sehr der Willkür preisgegebenen, dafür aber auch rohen und brutalen Volkes ein wahrhaft klägliches, und die Versuche, ihm aufzuhelfen, noch sehr in den Anfängen. Denn, und das möchte ich als einen weiteren, mittelbaren Hintergrund der Dichtung bezeichnen, wir stehen noch, und empfinden das deutlich an dieser und jener Stelle der Dichtung, im absoluten Staat der Zeit vor 1848 und die feudalen Theorien des Grafen, aber noch mehr die pathetischen Declamationen Moritz Zempins gehören einer längst überwundenen Periode an; dabei klingt auch die deutsch-patriotische Stimmung

in Erinnerungen an den Befreiungskrieg nur ganz leise an, wie es für diese Zeit so begreiflich und natürlich ist. Nach dieser Seite hin eröffnet der Roman, der sich überhaupt ganz in den durch den Stoff unmittelbar gegebenen Grenzen hält, auch gar keine weitere Perspective; der einzige Blick in die Zukunft wird durch die in Aussicht gestellte Parzellirung der großen Güter und damit ermöglichte bessere Versorgung des Volks geboten.

Darum darf man auch die Idee des Romans nicht in dieser Richtung suchen; diese soll vielmehr nach der Intention des Dichters offenbar nur in den oben angeführten Worten liegen, in denen die von Gerhard in dem Conflict getroffene Entscheidung begründet wird. Freilich empfindet man das als einen gewissen Mangel der Dichtung, welcher mit der vom Dichter beliebten Form derselben im engsten Zusammenhange steht.

Gegen die Vertheilung des Stoffes auf die sechs Bücher kann man allerdings nicht die geringste Einwendung machen; sie ist im höchsten Grade planvoll und übersichtlich; stufenmäßig schreitet die Handlung vorwärts und erreicht etwa in der Mitte (in dem Briefe des Vicomte, der im dritten Buch zur Mittheilung gelangt, und in dem Waldfest und den sich daran schließenden Scenen des vierten Buches) ihren Höhepunkt, um sich dann ebenso stetig und ohne eine Minderung der Spannung zur Katastrophe zu wenden. Aber der Umstand, dem die Handlung diese Einheitlichkeit und diese Stetigkeit der Entwicklung vor allem verdankt, ist doch in anderer Beziehung gefährlich geworden, der Umstand nämlich, daß Gerhard, wie etwa Wilhelm Meister in den „Lehrjahren“, ausschließlich im Mittelpunkte der Erzählung steht und es mit Ausnahme des allerletzten kein einziges Capitel in der Dichtung giebt, in welchem er nicht vorkäme, ja in welchem sich die Handlung nicht um ihn drehte. Nun gehört er aber doch diesem Kreise nur vorübergehend an und, so wichtig die Entdeckung, die er macht, auch für ihn sein mag und so sehr sie für ihn auch in Beziehung zu den Personen seiner Umgebung steht, der Dichter hat uns schon vor der Entdeckung an und für sich für diese Menschen zu interessiren gewußt und sie würden dies Interesse auch ohne Gerhard und ohne seine Entdeckung und seinen Conflict in uns zu erregen vermögen, zumal wenigstens die Zempins nicht als Thäter bei dem Verbrechen betheiligt gewesen sind; dadurch, daß Gerhard nicht auf dem pommerischen Boden bleibt und sich trotz seiner Verbindung mit Edith nicht das Geschick jener Menschen gewissermaßen direct in ihm fortsetzt, wird ein gewisser Bruch in unserer Vorstellung hervorgerufen und das persönliche Geschick Gerhards und das der Welt, in der es ihm geworden ist, stehen am Schluß der Dichtung als zwei verschiedene und unverbundene Dinge vor uns. Indessen bleibt das doch in gewissem Grade ein äußerlicher Mangel und man kann ja sagen, daß durch Edith und die Baronin Basselitz eine Brücke zwischen Pommern und Thü-

ringen geschlagen ist. Bedenklicher hat diese Art der Gestaltung auf die Charakteristik eingewirkt. Einmal sehen wir die Anderen alle nur mit Gerhards Augen und machen, wo seine Eindrücke selbst noch unklare sind, seine Schwankungen in der Beurtheilung mit, ja müssen uns namentlich bei einigen Hauptgestalten, wie bei Moritz Zempin oder Julie oder Maggie, die mittlere Diagonale schließlich selbst ziehen, ein Geschäft, das uns der Dichter allerdings durch die Meisterhaftigkeit seiner Schilderung wesentlich erleichtert hat. Sodann erscheint Gerhard selbst viel zu sehr in dem hellen Lichte eines überall sieg- und hülfreichen Ritters; er ist kaum ein paar Stunden in Rangow, da sind zwei Mädchen und eine Frau sterblich in ihn verliebt, und kaum ein paar Tage dort, da ruht die ganze Last der Wirthschaft auf seinen Schultern; dabei ist aber, weil er ja nur um der Entdeckung willen vom Dichter nach Pommern gebracht ist, von großen Thaten seinerseits wenig zu spüren und er bei aller Liebenswürdigkeit und Rührigkeit doch nur passiv, doch beinahe nur, wie ihn der Dichter von Moritz Zempin selbst, natürlich übertreibend, nennen läßt, „Allerweltschwäher“ (III, 211).

Aber andere fremde Vorzüge wiegen diesen einen Mangel mehr als auf. Da glänzt zunächst die Darstellung im Großen und Ganzen durch eine wahrhaft meisterhafte Exposition, und besonders den öfter erwähnten Brief des Vicomte de Brissac (II, 92 ff.) halte ich für ein hervorragendes Prachtstück deutscher Erzählungskunst. Auf wie genauer Berechnung beruht jedes Wort in ihm, damit es auch zu der vorausgesetzten Situation passe und damit nicht irgend ein ungehöriger, verfrühter Zug sich einmische, und doch wie ungezwungen und natürlich erscheint Alles! Wie langsam kommt der unbefangene Leser zur Erkenntniß des wirklichen Zusammenhanges, und doch wie klar und verständlich sind die Schlußfolgerungen der Gräfin Westen an die Vorlesung des Briefes angeknüpft! Wie furchtbar hell muß andererseits Gerhard Alles entgegentreten, und wie begreiflich wird die Pein, unter der er bei den Erwägungen des gräßlichen Paars zu leiden hat! Mit welcher Sorglichkeit sind endlich gewisse Stellen des Briefes durch die Eröffnungen, welche Gerhard am Tage zuvor Moritz Zempin über seinen Großvater gemacht hat, vorbereitet! Und wenn Jemand die Scene beim Grafen zu lang und die Erörterungen zu weit ausgesponnen finden könnte, im Allgemeinen vollzieht sich der Wechsel der verschiedenen Bilder rasch genug und nicht selten leistet zur Erhöhung der Mannichfaltigkeit und der Frische der Eindrücke dem Dichter auch der Humor ganz vortreffliche Dienste. Am wenigsten glücklich ist meines Erachtens das Schlußcapitel componirt, da nach der üblichen leidigen Weise gar zu viel zur Aufklärung über die vorgekommenen Personen darin zusammengepackt ist und außerdem, wie schon oben bemerkt, Gerhard selbst durch die Verlegung des Schauplatzes nach Thüringen wie



von Allen, in deren Geschick er so eng verflochten war, losgelöst erscheint und bezeichnender Weise auch gerade in diesem Kapitel nicht mehr der Führer und Mittelpunkt der Handlung ist. In dem Detail der Darstellung macht sich in „Platt Land“ ein alter Vorzug Spielhagens, die Feinheit und Sicherheit der stilistischen Gestaltung, besonders bemerkbar. Die Führung des Dialogs ist vielfach von einer glänzenden Leichtigkeit, und in dem Briefe des Vicomte ist die Zierlichkeit und epigrammatische Sicherheit französischer Redeweise oft auf das Glücklichsie wiedergegeben. Anderswo (z. B. II, 159 ff., als Gerhard nach der Vorlesung des Briefes allein umherirrt) sind die vorhandenen inneren Gegensätze mit elastischer und ergreifender Deutlichkeit gezeichnet oder tritt die bekannte Virtuosität des Dichters, stark realistisch darzustellen, kräftig zu Tage. Ja, in dieser letzteren Beziehung hat der Dichter nach meinem Geschmacke auch diesmal wieder etwas zu viel gethan, und in Juliens Bekenntnissen z. B. möchte ich den einen oder anderen Zug gemildert wissen; andererseits ist das Halbdunkel, in welchem der nächtliche Besuch erzählt ist, ganz vortrefflich gelungen.

Die Charakteristik trägt nicht ganz den alten Typus, wie ich ihn bei der Anzeige der „Sturmflut“ in diesen Blättern als Spielhagen eigenthümlich zu kennzeichnen versucht habe, sie scheint mir vielmehr in einer Richtung einen Fortschritt aufzuweisen, indem uns der Dichter bei einzelnen Gestalten, wie z. B. Moritz Zempin und Julie, mehr in den psychologischen Werdeproceß hineinblicken läßt, als es sonst seine Art ist. Es hängt das mit dem oben erwähnten und im Wesentlichen als nachtheilig bezeichneten Umstande zusammen, daß wir alle Gestalten nur mit Gerhards Augen sehen; wenn dies den Dichter auf der einen Seite verhindert hat, uns das Bild mit aller Bestimmtheit nur in der Beleuchtung zu zeigen, in welcher er es gesehen wissen will, so hat es ihn auf der anderen Seite auch genöthigt, die Charaktere sich selbst mehr zur Schau stellen und ihr Thun motiviren zu lassen; schon aus diesem Grunde erhalten wir also bei Moritz und Julie eine auch für die allgemeine Situation interessante Vorgeschichte, die uns einen genaueren Einblick in die Genesis ihres Wesens gestattet und uns auch über ihren Ausgang nicht erstaunen läßt. Für Moritz ist besonders eine Stelle am Ende des zweiten Bandes charakteristisch, an deren Schlußwort wir ausdrücklich erinnern zu sollen glauben (II, 339): „Und dann kommen ihm (Gerhard) die Verse Iphigeniens in den Sinn von den Männern aus Tantalus Geschlecht, deren gewisses Erbtheil die gewaltige Brust und das kraftvolle Mark der Titanen war, aber denen der Gott um die Stirn ein ehern Band schmiedete und deren scheuen, düsteren Blick er Rath und Mäßigung und Weisheit und Geduld verbarg.“ Von Gerhards Charakter ist schon oben die Rede gewesen und hier mag nur noch zur Ergänzung auf das hohe Lob hin-

gewiesen werden, das ihm im Schlußcapitel Edith und Fritz ertheilen. In Betreff Maggies erweckt der Dichter durch die etwas pointirte Hervorhebung, die er ihr anfangs zu Theil werden läßt, größere Erwartungen, als er später befriedigt; sie ist ihm in Wahrheit nur ein beiläufiges Mittel zur Schürzung des Knotens, aber über ihr Wesen läßt er den Leser, wenn er nur den ganzen Verlauf der Handlung und das Schlußcapitel abwartet, keineswegs im Unklaren. Eine von Anfang an unheimliche, von Anfang an mit besonderer Sorgfalt und Vorsicht gezeichnete Gestalt ist Badder Deep, dabei um so wirkungsvoller, mit je weniger Aufwand und Absichtlichkeit er sich geltend macht und alle seine Bosheit so zu sagen auf den einen Moment der Begegnung mit Gerhard (III, 84 ff.) concentrirt; auch Deeps Beziehung zu Moritz Zempin, sowohl den ihrer ganzen Natur nach zwischen ihnen bestehenden Gegensatz als auch die trotzdem durch die Noth Zempin aufgedrungene Benutzung Deeps, ist mit großer Feinheit gezeichnet. Edith kommt wenig zur Geltung; auch ihr ist innerhalb dieser bestimmten Vorgänge, ähnlich wie Gerhard, nur ein passives Verhalten möglich. In Betreff aller übrigen Figuren (und sie sind in großer Fülle vorhanden) nur die Bemerkung, daß keine einzige, auch die ganz knapp skizzirten nicht, der Individualisirung entbehrt und manche wieder, wie, um nur drei Frauen zu nennen, die grobbürgerliche, phlegmatische Frau Sallentin, die derbe, aber edel denkende Baronin Basselitz und die vornehme, aber auch nicht unedle Gräfin Westen, vortreffliche Cabinetsporträts sind, um deren willen allein schon man der Kraft wie dem Maße, d. h. also der künstlerischen Gestaltungsfähigkeit des Dichters die größte Bewunderung zollen muß. Dazu kommen die vielen einzelnen feinen Züge, die bei aller Unscheinbarkeit so wesentlich zum Eindruck des Ganzen beitragen: so sind z. B. die Rollen bei der Ermordung der drei Flüchtigen so vertheilt, daß Garloff den Gegenstand seiner Eifersucht, Baptiste, tödtet, Deep sich auf den schwachen Vicomte stürzt und der Hüne Zempin es mit dem starken Baron von Bacha aufnimmt, Alles durchaus natürlich und dem Charakter wie der Körperbeschaffenheit der drei Leute gleich angemessen; aber dabei ist noch zu beachten, daß Zempin erst angreift und das Signal zum Kampfe giebt, als ihn Bacha, was auch für diesen charakteristisch ist, in seiner Ungeduld über die Unterbrechung der Fahrt durch einen Schlag gereizt hat, und ferner ergiebt sich nun für Gerhards Verhalten die Consequenz, daß er denjenigen, der die Hauptschuld am Tode seines Großvaters trägt, nicht mehr verantwortlich machen kann, für Garloff, ohne nachher einer unbewußten Imprität überführt zu werden, Sympathie empfinden darf und seine ganze Erbitterung auf den eigentlichen Anstifter des Unheils, Deep, richtet; sein Thun entspricht instinctiv den wirklichen Verhältnissen und darf ihnen entsprechen.

Aller Respect vor der Kunst des Dichters vermag indessen das Bekenntniß nicht zurückzudrängen, daß von den Gestalten seines neuen Werkes kaum eine recht sympathisch zu berühren vermag, eine Empfindung, die in den erwähnten Mängeln der Composition ihren inneren Grund hat; Gerhard und Edith, die solcher Sympathie in so hohem Grade würdig wären, können sie deshalb nicht mit voller Energie erwecken, weil ihnen der Dichter zu wenig eine positive Aufgabe gestellt und weil er sie in der sie umgebenden Nothheit und Gewaltthätigkeit so allein gelassen hat. Um so mehr aber ist man berechtigt, die unzweifelhaft ganz bedeutende Wirkung, welche das Werk ausübt, auf Rechnung der so unendlich feinen künstlerischen Arbeit und namentlich der in anderer Beziehung freilich wenig segensreich gewordenen straffen Einheitlichkeit zu setzen. So wie es einmal ist, erscheint „Platt Land“ vielleicht von allen Spielhagenschen Schöpfungen am meisten als ein Werk aus einem Guß.

Edm. Frize.

## Blücher als Rittergutsbesitzer.

### III. \*)

Während Blücher noch zu Radow wohnte und zunächst keine Aussicht auf Wiederanstellung im Heere hatte, schritt er zum Ankaufe eines zweiten Gutes und zwar abermals eines solchen, das der Besitzer nicht länger zu halten vermochte. Er erwarb nämlich am 26. März 1786 erb- und eigenthümlich das in der Nähe von Stargard gelegene Lehngut Sassenhagen A, welches seit kurzem von der Landschaft sequestrirt ward, von Julius von Wedell für einen Preis, der erheblich unter der landschaftlichen Taxe blieb, nämlich für 19,000 Thaler und übernahm sofort den wirthschaftlichen Betrieb.

Beim Abschlusse des Kaufvertrages zahlte er 500 Thaler an, ließ die Pfandbriefe im Betrage von 15,150 Thaler, sowie 2950 Thaler anderweitige Hypothekenschulden auf seinen Namen umschreiben und verpflichtete sich, mit dem Reste des Kaufschillings zu Johannis verschiedene Gläubiger des Verkäufers zu befriedigen. Nachher stellte sich aber merkwürdiger Weise heraus, daß im Grundbuche noch 4000 Thaler für die Gebrüder von Wedell und 4900 Thaler für den Pächter Klug eingetragen waren, und so ward denn am 1. Juli der erste Vertrag dahin ergänzt, daß der Verkäufer sich verbindlich machte, die 8900 Thaler bis zum 1. September löschen zu lassen, widrigenfalls Blücher das Gut zurückgeben dürfe. Zur Sicherung der bereits

\*) Vgl. Im Neuen Reich 1878 I, 92 ff.; 1879 I, 161 ff.

gezahlten Summen sollten dieselben auf die Wedellschen Güter Steinhöfel, Trample und Sassenhagen eingetragen und bis zur erfolgten Berichtigung der Sache keine weiteren Grundbuchschulden aufgenommen werden. Da Wedell wenigstens die 4900 Thaler rechtzeitig bezahlte, so ließ Blücher am 4. September durch seinen Bevollmächtigten, den Justizrath Cober zu Stettin, die Berichtigung des Besitztittels bei der Regierung beantragen. Diese ertheilte aber am 8. September zunächst nur die lehnherrliche Bestätigung des Kaufcontracts auf fünfundzwanzig Jahre, machte aber die Umschreibung im Grundbuche von der Einreichung einer neuen Vollmacht für Cober abhängig. Blücher stellte dieselbe am 8. September zu Raddow aus, und Cober reichte sie am 28. ein. Inzwischen war durch den am 17. August erfolgten Tod Friedrichs des Großen Blüchers Hoffnung auf den Wiedereintritt ins Heer gestiegen; er eilte also selbst nach Stettin, um die schnelle Berichtigung des Besitztittels zu erwirken. Hier schrieb er folgenden Brief an den Regierungspräsidenten:

Hochwohlgeborner Herr,

Höchstzuehrender Herr Regierungs-Präsident!

Ich habe bei der Königl. Regierung durch den Hof-Fiscal Cober die Berichtigung des tituli possessionis von dem Gute Sassenhagen nachsuchen lassen, mir ist, da ich jetzt aus der Provinz gehe, sehr daran gelegen, daß dies bald zu Stande kommt, weil sich daran die Citation der Agnaten und Creditoren accochirot, und ich, ehe dies geschehen, keine Disposition über das Gut habe, wozu ich doch bald zu gelangen wünschte. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich daher ganz ergebenst, die Gewogenheit zu haben, die Verfügung zu treffen, daß das Document über den berichtigten titulum possessionis mir des förderfamsten ausgefertigt werde.

Die mir heute bewiesene Gefälligkeit werde ich stets mit dem größten Dank erkennen und stets die vollkommenste Hochachtung an den Tag legen, womit ich stets beharren werde

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster Diener\*)

Blücher.

Stettin den 12. October  
1786.

Blüchers Wunsch ward Folge gegeben, und er als Besitzer von Sassenhagen eingetragen. Darauf erfolgte nach gerichtlichem Aufgebot des Geschlechts der von Wedell am 19. October 1787 die Präclusion ihrer Lehnrechte und am 14. Januar 1788 die Umwandlung des Gutes in ein befestigtes Erb- und Allodialgut.

Ueber die Art, in welcher Blücher, der in Mummelsburg stand, das Gut verwalten ließ, verlautet nichts; aus dem Grundbuche erfahren wir, daß im

\*) Diese Worte nebst Unterschrift eigenhändig.

November 1788 die für die Gebrüder von Wedell eingetragenen 4000 Thaler gelöscht wurden und Blücher im Juli 1789 eine Hypothek von 1550 Thaler bezahlte, so daß auf dem Gute außer den Pfandbriefen nur 1400 Thaler stehen blieben. Zu diesen kamen 1000 Thaler, welche Blücher am 1. October 1789 von der Majorin von Bothmer geliehen hatte, und 900 Thaler, welche derselbe seit dem 17. April 1790 der Frau Prediger Meyern zu Schönwalde bei Daber schuldete. Die für den Justizrath Bohl zu Stettin, welcher die Eintragung bewirken sollte, ausgestellte Vollmacht ist von Blücher zum Rummelsburg am 17. April 1790 unterschrieben und durch Weidrückung seines „angebohrnen Pottschafsts“, wie er selber bemerkt, bekräftigt.

Um dieselbe Zeit ging Blücher bereits ernstlich mit dem Gedanken um, das Gut zu veräußern. Ueber die Gründe giebt sein an den König gerichtetes Gesuch, welches in Abschrift vorliegt, nähere Auskunft. Er schrieb:

Ehe Ew. Königlichen Majestät Allerhöchste Guld mich wieder in Militärdienste rief und ich bei der Stargardschen Landschaftsdirection als Deputirter stand, kaufte ich von dem von Wedell das Gut Sassenhagen, habe es nachher ansehnlich verbessert und die von Wedell haben sich auf vorgängiges Aufgebot ihrer Lehnrechte entsagt, so daß ich es als gänzlich Erbgut besitze. Jetzt behindert mich Ew. Königl. Majestät Dienst und Entlegenheit meines Wohnorts davon die mir versprochenen Vortheile zu ziehen; ich bin Willens mich in der Nähe von Westpreußen anzulassen, und dazu fehlt es mir an Mitteln, wenn ich das Gut Sassenhagen nicht vortheilhaft verkaufe.

Verschiedene bürgerliche Gutsbesitzer, die fremde Lehne pfandweise besitzen, bewerben sich darum, keiner will aber, ehe die Allerhöchste Erlaubniß dazu von Ew. Königl. Majestät Guld habe, nicht mit mich schließen. Daß dies Gut nicht adeliche Liebhaber findet, beweiset, daß selbst, als ich es für den alten Kaufschilling dem ansehnlichen Geschlecht der von Wedell zur reuolution anbot, niemand sich gemeldet hat. Ew. Majestät haben mir schon so häufige Gnadenbezeugungen, die mich zur treuesten Devotion aufrufen, erwiesen, daß ich mich keine Fehlbitte zu thun schmeichle, wenn ich bitte mir zu erlauben, das Gut Sassenhagen an Bürgerliche verkaufen zu dürfen.

Ich ersterbe ꝛ.

Rummelsburg den 8ten Maertz  
1790.

Blücher  
Oberstlieutenant im Regiment von  
Goltz Husaren.

Die Regierung zu Stettin erhielt darauf die Weisung zu berichten, ob es vortheilhaft und zulässig sei, dem Gesuche zu willfahren; diese sprach sich aber dagegen aus, und so erfolgte ein ablehnender Bescheid. Es blieb Blücher also nichts weiter übrig, als sich nach einem adeligen Käufer umzusehen, und einen solchen fand er in der Person des Hauptmanns und Postmeisters Sigismund August von Hagen zu Stargard. Derselbe erwarb das Gut am 23. Mai 1790 für 22,000 Thaler. Er übernahm die Pfandbriefe und die

Hypothek von Frau Meyern (15,150 und 900 Thaler), zahlte beim Abschluß des Vertrages 1800 Thaler und am 20. December 1790 1550 Thaler. Der Rest mit 2600 Thaler nebst vier Procent Zinsen ward eingetragen. Von den erhaltenen Kaufgeldern bezahlte Blücher sogleich die Hypothek von 1400 Thaler, im August berichtigte er auch die von 1000 Thaler.

Die Uebernahme des Gutes erfolgte schon am 26. Mai. Es war Zeit, daß Blücher dieser Sorge enthoben ward, denn das Regiment rückte gerade damals nach Schlesien an die österreichische Grenze, wo kriegerische Ereignisse in Aussicht standen. Die Vollmacht für die Empfangnahme der 1800 und 1550 Thaler, vom 29. Mai datirt, ist bereits im Cantonnementsquartier Groß-Rüddow bei Neustettin ausgestellt. Im Sommer 1791 ward auch der Rest des Kaufgeldes mit 2600 Thaler ausgezahlt.

Schließlich sei bemerkt, daß Blücher gewiß einen guten Griff machte, als er diesen Grundbesitz erwarb, und daß ihn nur seine persönlichen Verhältnisse abgehalten zu haben scheinen, daraus den gewünschten Vortheil zu ziehen; denn schon 1803 ward das Gut für 50,000 Thaler und 1806 für 66,000 Thaler verkauft.

Die Liebe Blüchers für Grundbesitz macht es erklärlich, daß er sich nicht lange nach der Veräußerung von Raddow und Sassenhagen in der Nähe seiner Garnisonstadt Kummelsburg wieder anzukaufen suchte. Es geschah dies unmittelbar vor dem Rheinfeldzuge. Am 6. October 1792 erwarb der nunmehrige Oberst von Blücher von dem Prälaten des Caminer Domstifts Albrecht Friedrich Theodor von Puttkammer die im Kummelsburger Kreise gelegenen Güter Grünwalde, Saben und Ponickel für 25,000 Thaler. Nach dem Vertrage, der von dem Justizcommissarius Müller zu Kummelsburg in Person der beiden Contrahenten verlautbart ward, zahlte der Käufer 2750 Thaler baar an, übernahm an Schulden 18,000 Thaler und ließ für den Verkäufer 4250 Thaler eintragen. Indes Vortheil zog Blücher aus diesem Grundbesitze nicht; schon am 28. November rückte er an den Rhein ab und mußte die Bewirthschaftung fremden Leuten überlassen. Die Oberaufsicht übertrug er seinem Freunde, dem Bürgermeister Wittke. Bekanntlich lehrte Blücher auch nach dem Frieden von Basel nicht heim, sondern blieb an der Demarcationslinie stehen; aber auch wenn er nach Pommern zurückgekommen wäre, würde er als Chef des Regiments nicht in Kummelsburg, sondern in Stolp garnisonirt haben. Deshalb war er froh, daß der Vorbesitzer die Güter für den gegebenen Preis zurückzunehmen geneigt war. Zum Abschlusse des Vertrags bevollmächtigte er aus dem Cantonnement Münster am 18. Januar 1797 den genannten Wittke, und dieser schloß am 4. April den Vergleich dahin ab, daß die angezahlten 2750 Thaler auf Saben hypothekarisch sicher gestellt wurden.

Die politischen Verhältnisse zu Anfang des Jahres 1797 scheinen Blücher zu der Ueberzeugung geführt zu haben, daß der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich demnächst erfolgen und ihm eine baldige Rückkehr nach Pommern beschieden sein werde. Er traf demgemäß seine Vorbereitungen. Am 7. Februar kaufte er zu Stolp in der langen Straße ein Haus von einem gewissen Hensdewerk für 5000 Thaler und ließ dorthin seine noch in Kummelsburg stehenden Sachen schaffen. Frau Bürgermeister Wittke, welche den Umzug besorgte, durfte das vorhandene Porzellan als Andenken zurückbehalten. Bald nachher erwarb Blücher auch ländlichen Grundbesitz. Er ließ nämlich durch den Justizrath Cober, den er am 28. April von Münster aus dazu bevollmächtigt hatte, das zwischen Stolp und Lauenburg gelegene Gut Grumkow kaufen. Dasselbe, ursprünglich ein Grumkowsches Lehen, war später als ein lehnsfreies Erb- und Allodialgut in den Besitz der Familie von Böhn übergegangen und befand sich zur Zeit in den Händen des Rittmeisters Adam Joachim von Böhn. Die Besizung war ausgedehnt und Gewinn versprechend. Es gehörten zu derselben die Vorwerke Dombrowe und Schönfelde, sodann acht unterthänige dienstthuende Bauern, drei Geldgebende Freibauern, vier unterthänige und acht freie Cossäten. Zur Melioration waren dem Besizer vom Könige Friedrich II. 1776 9100 Thaler und 1785 abermals 2000 Thaler gegen die niedrige Rente von 141 Thaler 8 Groschen geschenkt worden. Die Landschaft hatte das Gut 1794 auf 21,256 Thaler taxirt und es demgemäß mit 14,150 Thaler beliehen. Blücher gab dafür 40,000 Thaler, übernahm den Kanon und die Pfandbriesschuld, die von dem Pächter Eichmann bezahlten 100 Thaler Vorstandsgelder und verpflichtete sich, zu Johannis 20,000 Thaler, zu Michaelis den Rest von 5750 Thaler nebst vier Procent Zinsen zu zahlen. Die Uebergabe, bei der sich der Käufer durch Herrn von Münchow auf Mickrow vertreten ließ, fand bereits zu Johannis statt und ergab einen Viehbestand von 8 Ackerpferden, 42 Kühen, 2 Bullen, 10 Kälbern, 500 Schafen und 4 Säuen.

Zu diesem werthvollen Besitze fügte Blücher zu Anfang des folgenden Jahres (1798) einen zweiten. Am 31. Januar kaufte nämlich in seinem Auftrage der Justizbürgermeister Höpner zu Stolp das eine halbe Meile von dieser Stadt gelegene Gütchen Ripnow nebst Pactinenz in Schmaak von der verwittweten Kriegsräthin von Bonin, geborenen von Stojentin für 15,600 Thaler. Blücher übernahm 4000 Thaler Landschaftscapitalien und zahlte 2000 Thaler in pommerschen, 6000 Thaler in westpreussischen Pfandbriessen und 1600 Thaler baar. Der Viehbestand des Grundstücks war nicht bedeutend, er bestand aus 4 Ackerpferden, 12 Kühen, 3 Ochsen, 2 Bullen und 2 Säuen.

Dürfen wir aus den erheblichen Zahlungen, welche Blücher bei der Er-

werbung der drei Grundstücke leistete, einen Rückschluß auf seine Vermögenslage machen, so leuchtet ein, daß dieselbe eine recht günstige gewesen ist. Der General selbst hat schwerlich durch sparsame Wirthschaft diese großen Summen erübrigt, wir müssen also annehmen, daß in denselben das von seiner ersten Gemahlin ererbte Vermögen, vielleicht auch das seiner zweiten steckt.

Die beiden pommerischen Güter ließ Blücher administrieren. Großen Nutzen brachten sie ihm nicht. Da er nun bei den kriegerischen Zeitläuften nicht absehen konnte, wann er in seine Garnison zurückkehren würde, und er außerdem bei einer günstigen Gelegenheit 1799 das bedeutende Gut Groß-Ziethen im Teltower Kreise gekauft hatte, so faßte er den Entschluß, seine Capitalien aus Pommern herauszuziehen und für den neuen Besitz zu verwenden. Er verkaufte also am 16. December 1800 zu Emmerich, wo er damals stand, Nipnow an den dortigen Acciseassessor von Zikewitz für 16,000 Thaler, als ohne wesentlichen Nutzen. 6000 Thaler wurden angezahlt, 6000 Thaler zu dreieinhalb Procent mit dem Vermerk eingetragen, daß sie erst nach vier Jahren gekündigt werden dürften. Die Uebnahme, bez. Uebergabe geschah durch Herrn von Zikewitz auf Gumbin als Bevollmächtigten des Käufers und den Regimentsquartiermeister Kutscher als Vertreter Blüchers.

Schwieriger gestaltete sich der Verkauf von Grumlow. Er bildet den Hauptinhalt der zahlreichen eigenhändigen Schreiben des Generals an den erwähnten Kutscher. Eine Auswahl derselben hat Berghaus in seinem Buche „Blücher als Mitglied der Pommerischen Ritterschaft“ veröffentlicht, doch scheint es geboten, den ganzen erhaltenen Briefwechsel in diesem Zusammenhange mitzutheilen, zumal er viele wichtige Angaben über das Leben und die Anschauungen des Generals enthält. Er wird den Inhalt eines folgenden Artikels ausmachen.

C. Blasendorff.

## Die Entscheidung in Berlin.

In dem seit vielen Wochen kaleidoskopisch fast Tag für Tag wechselnden Bilde der inneren politischen Lage haben sich endlich mit dem Ausgange der letzten Wochen die Linien zu festeren Umrissen auseinandergelegt. Der letzte Ausgang läßt sich mit einiger Sicherheit voraussagen und so wenig tröstlich er für die reichstreue Gesinnung sein mag, es ist immer für das ruhige Urtheil sehr viel gewonnen, daß es nicht mehr ungewiß nach Möglichkeiten zu haschen hat, sondern klaren Sinnes an die Thatsachen sich halten kann. In einem Augenblicke, da die Ansichten der ältesten politischen Freunde wieder einmal weit aus einander gehen und enggewohnte Verbindungen sich zu lösen beginnen, kann in einem Organe, welches nicht einer Partei, sondern



einer Sache dient, eine gewissenhafte Auffassung die andere nicht unbedingt ausschließen, und neben den Pessimismus, der immer dahin neigt alles verloren zu geben, weil nicht alles gewonnen ist, darf sich die kühlere Abwägung stellen, wie viel nach allem wirklichen oder vermeinten Verluste noch geblieben ist.

Um den Reichskanzler für den Antrag Frankenstein zu gewinnen, hat sich das Centrum entschlossen, Finanzzölle und Tabaksteuer in einer Höhe zu bewilligen, bei welcher Fürst Bismarck sein finanzpolitisches Programm in der Hauptsache gewahrt sieht. Die nationalliberale Fraction hat mit der Inhaltlosigkeit der Worte „constitutionell“ und „Garantie“ so lange gespielt, ohne zu einer greifbaren staatsrechtlichen Gestaltung der damit verbundenen buntsfarbig schillernden Vorstellungen zu gelangen, bis ihr zuletzt gewandte und nicht allzuviel von Scrupeln und Zweifeln geplagte Leute das Ziel abgelaufen und mit den „constitutionellen“ obendrein auch noch „föderative“ Garantien errungen. Kein ehrlicher Freund des deutschen Reiches wird sich verhehlen, daß der Ausweg, die Matricularbeiträge formell beizubehalten, die Mehreinnahmen des Reichs an Zöllen und Verbrauchssteuern ebenso formell den Einzelstaaten zu überweisen und erst wieder gegen die jahresweise festgestellten Matricularbeiträge von der Reichscasse verrechnen zu lassen — daß diese staatsrechtliche Construction, abgesehen von ihrer geschraubten Künstlichkeit, ihrer ganzen Tendenz nach den Reichsgedanken verleugnet und der centrifugalen Richtung seit Abschluß der Reichsverfassung die erste gesetzlich ausgesprochene Stütze giebt. Aber wenn dies ohne Rückhalt anerkannt wird, so darf doch gleich schon erinnert werden, daß es sich dabei nicht um eine neue Ausfaat, sondern nur um die Ernte des seit drei Jahren, seit der Bewegung um das Reichseisenbahnproject gesäeten und üppig in die Halme geschossenen Unkrautes handelt. Während seit dem Abschluß der Reichsjustizgesetze der Reichsgedanke in keiner einzigen Beziehung auch nur eine moralische Stärkung erfahren hat, ist das Capital der Erfolge, welche die gegenstrebenden Kräfte gleich bei den Reichstagswahlen von 1877 errangen, stetig angewachsen, und zwar weit weniger durch eigene Thätigkeit als durch die erschreckend fortgeschrittene Zerklüftung im reichstreuen Lager. Wer an dieser Zerklüftung durch That oder Geschehenlassen mitgearbeitet hat und nun hinterher sich wundert, wohin sie geführt hat, der mag uns von seiner Arglosigkeit, aber nicht leicht von seiner politischen Urtheilsfähigkeit überzeugen.

Ganz und gar aber ist nicht abzusehen, welcher Vortheil der geschädigten Sache dadurch erwachsen soll, daß man sich selbst den Vortheil der Gegner ins Ungemessene übertreibt. Der Schaden des Frankenstein'schen Antrages liegt in seiner Form, in seiner gleichsam symbolischen Bedeutung für das zeitige Stärkeverhältniß der sich auf dem Boden der Reichsverfassung über ihre Ausgestaltung oder Abschwächung bekämpfenden Richtungen, aber auch nur

in der Form. Es ist nicht richtig, daß mit dieser Form der wesentliche Zweck des Bismarckschen Finanzreformprogramms aufgegeben wäre. Es ist nicht richtig, daß dem Reich auch nur ein Atom reeller Macht gegen den heutigen Stand der Dinge entzogen oder dem Particularismus an seinem allein bei der Sache in Betracht kommenden Organ, dem Bundesrath, hinzugefügt wäre. Thatsächlich werden die neuen Steuern und Steuererhöhungen allein kraft der verfassungsmäßigen Finanzhoheit des Reiches erhoben. Thatsächlich wird das Reich dadurch finanziell auf eigene Füße gestellt, indem es mit der Abmessung seines Bedarfs nicht mehr abhängig ist von der ungleichen und schwankenden Finanzlage der fünfundzwanzig Einzelstaaten. Thatsächlich geht das Reich nicht länger bei den Finanzverwaltungen dieser Staaten in die Kost, sondern erscheint selbst mit dem an dieselben herauszuzahlenden Ueberschuß seiner Einnahmen als deren Kostgeber. An all diesen Thatsachen kann nicht das Mindeste dadurch geändert werden, daß man ihnen andere Namen aufklebt, denn der Bundesrath ist bei Festsetzung dessen, was hinfort noch Matricularbeiträge heißen soll, um gar nichts anders gestellt als bisher bei Abmessung dessen, was wirklich Matricularbeiträge waren. Und genau eben so liegt es mit den entsprechenden Rechten des Reichstages. Derselbe hat es nach wie vor in der Hand, durch Feststellung der sogenannten Matricularbeiträge Einnahme wie Ausgabe des Reichs abzugrenzen.

Was sich indeß auch gegen den Frankenstein'schen Antrag sagen läßt, es hilft alles nicht über die verhängliche Frage hinaus, was denn an Stelle desselben als „constitutionelle Garantien“ gesetzt werden sollte. Nur diejenigen Gegner des Antrages sind folgerichtig, welche in der Einnahmeerhöhung nicht weitergehen wollen als bis zur Abschaffung der Matricularbeiträge. Das war aber nicht der Sinn der nationalliberalen Fraction in ihrer überwiegenden Mehrheit, weder in der vorjährigen Reichstagsession noch in der letzten Landtagsession. Von Herrn von Bennigsen insbesondere liegen die hündigsten Erklärungen hierüber vor, die sich vor mehr als einem Jahre in demselben ausgesprochenen Gegensatz zu der Auffassung von Herrn Lasker befanden wie heute. Auch waren diejenigen, welche durch indirecte Einnahmen des Reichs noch über die Beseitigung der Matricularbeiträge hinaus auf die Erleichterung der directen Steuern in den Einzelstaaten hinarbeiteten, sich nicht unklar darüber, daß damit freilich dem Reichstag die Controle über Verwendung der an die Einzelstaaten abgeführten Ueberschüsse entgehen müsse. Diese Controle in wirksamer Weise auf die Einzellandtage zu übertragen, war ja eben das in Preußen so lebhaft verhandelte Problem, und die Nationalliberalen spenden ja heute ungetheilt dem abtretenden preussischen Finanzminister die höchste Anerkennung für das Verdienst, dies Problem in befriedigender Weise gelöst zu haben.

Wohl hätte sich für das, was innerhalb der Reichsverfassung an constitutioneller Garantie verlangt wurde, eine Form finden lassen, welche den föderalistischen Charakter des Frankenstein'schen Antrages fern hielt. Man konnte in der Gesamthöhe der berechneten Einnahmevermehrung aus einer Anzahl von Finanzzöllen und Verbrauchssteuern eine separate und consolidirte Einnahmemasse bilden mit der Bestimmung, daß aus derselben alljährlich durch die Budgetbeschlüsse des Reichstags und Bundesraths der Ersatz der bisherigen Matricularbeiträge entnommen, der Ueberschuß an die Einzelstaaten vertheilt werde. Indes eine solche Fassung ist in parlamentarischen Kreisen nicht in Frage gekommen. Dem Antrage Frankenstein stand zuletzt nur der Antrag von Bennigsen entgegen auf jährlich nach dem Bedarf quotisirte Bewilligung der Salzsteuer und des Kaffeezolles, und über diesen Antrag, so correct constitutionell er sein mochte, mußten sich vom wirthschaftlichen und finanzpolitischen Gesichtspuncte die größten Bedenken erheben. Die Gefahr, der Speculation eine Handhabe zu geben, war nicht die einzige. Aller doctrinären Einwendungen ungeachtet ist bis heute die Salzsteuer nicht unpopulär geworden, gerade weil sie bei ihrem bedeutenden Werthverhältniß den Preis des Salzes auf einer fast stabilen Höhe erhält. Wie denkt man sich aber wohl die Rückwirkung auf die Stimmung der Consumenten, wenn dieser Preis Jahr um Jahr nach den wechselnden Reichsbedürfnissen vom Ein- bis zum Drei- und Vierfachen schwanken sollte?

Das Betrübenste an der augenblicklichen Lage ist nicht die wahrscheinliche Annahme des Antrags Frankenstein, sondern, daß es dem Centrum gelungen ist, sich in die beherrschende parlamentarische Stellung einzudrängen, in welcher es dem Abschluß einer für das Reich so hochwichtigen Reform seinen Stempel aufzudrücken vermag. Dieser Gang der Dinge aber ist vor Allem dem Verhalten der nationalliberalen Fraction beizumessen, welche in Folge ihrer inneren Gegensätze Jahr und Tag lang in den finanz- und zollpolitischen Fragen nicht über negative Erklärungen hinausgekommen ist, bis die Verwirrung so groß geworden war, daß niemand mehr berechnen konnte, hinter welchem der leitenden „Führer“ die Mehrheit stand. Eine Partei, welche sich in dieser Weise selbst zur politischen Machtlosigkeit verurtheilt, darf das Schicksal nicht anklagen, wenn es das Urtheil unerbittlich vollzieht.

Die nächste unausweichliche Folge dieses Ausscheidens der nationalliberalen Fraction aus den bestimmenden politischen Factoren ist bereits der Rücktritt derjenigen preussischen Minister gewesen, in deren Personen der zwölfjährige segensreiche Bund der Mittelparteien zum Ausdruck gekommen war und deren Stellung darum unhaltbar werden mußte, sobald eine dieser Stützen versagte. Die mannichfaltigen Combinationen über die Wiederbesetzung der erledigten Stellen kommen in dem entscheidenden Punkte über-

ein, daß eine völlige Verschiebung nach der conservativen Seite hin dem preussischen Cabinet bevorsteht. Damit ist von selbst der Stillstand jener schaffenden Staatsthätigkeit bedingt, welche im Reich wie in Preußen diese zwölf Jahre erfüllte. Was sich heute conservative Partei nennt, wird noch weniger als ehemals unter der neuen Aera die liberale Partei für sich allein im Stande sein, positive Schöpfungen hervorzubringen, am wenigsten in dem unnatürlichen Bunde mit dem Ultramontanismus. Aber Stillstand ist nicht Reaction, die seit Jahren so oft ausgerufen ist, daß der Schrecken nun doch bald verbraucht sein dürfte. Zu einer „Reaction“ gehören Bedingungen, die einstweilen glücklicher Weise im Volke so wenig wie in den ausschlaggebenden Persönlichkeiten vorhanden sind. x.

### Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die politische Apathie. Parlamentsbau und Niederwalddenkmal. Das Bild von Matejko. — Daß es auch in unserem nordischen Klima nicht wohlgethan ist, die politische Saison allzu weit in den Sommer hinein sich ausdehnen zu lassen — sofern man auf eine allgemeine frische Betheiligung des Volkes an den politischen Ereignissen Werth legt — beweist die noch immer anhaltende Parlamentscampagne in der Hauptstadt. So bedeutende und noch dazu zum nicht geringen Theil materielle Interessen auf dem Spiele stehen, so sehr fehlt die Theilnahme des Publicums, der eigentlich breiten Masse der Nation, an den Vorgängen, die sich in so überraschender Eile hier abgewickelt haben. Dazu kommt, daß das Princip der „Ebbe und Fluth“ nicht bloß bezüglich der im Staatsleben sich ablösenden Richtungen und Kräfte gilt, welche bald die Dinge mit unwiderstehlicher Macht vorwärts treiben, bald retardirend, erhaltend und gegen eben erst neu Errungenes, aber noch nicht völlig in Fleisch und Blut nationaler Eigenart Uebergegangenes reagirend wirken — sondern ebensowohl bezüglich der Stärke und Intensivität des Interesses am politischen und öffentlichen Leben überhaupt, gleichgiltig ob das letztere eine mehr reactionäre oder progressivistische Bahn verfolgt, einen conservativen oder liberalen Grundcharakter aufweist. Nach den Stürmen und Brandungen der Jahre 1866 bis 1871 mit ihrem gänzlichen Umschwung der gesammten politischen Verhältnisse des Vaterlandes, nach der dadurch nothwendig gewordenen schnellen und energischen Action auf allen Feldern der Gesetzgebung in den folgenden Jahren und dem zu gleicher Zeit sich abspielenden, die Gemüther in der Tiefe aufregenden Kampfe gegen die versuchten Eingriffe der päpstlichen Hierarchie in das neue deutsche Kaiserreich ist vom Abschlusse der großen Justizreform an die „Ebbe“ eingetreten, und diesem politischen Naturgesetz müssen sich Alle beugen, bis die „Fluth“ wieder Macht gewinnt. Es geht hierin dem

gewaltigen Kanzler nicht viel anders als den Oppositionsparteien. Die große wirtschaftliche Reform, die gigantische Idee des Ankaufes aller Eisenbahnlinien durch das Reich haben im Großen und Ganzen auf die Nation nicht entfernt den Eindruck gemacht, wie so manches weit geringere Unternehmen, das in eine empfänglichere Zeit fiel. Unter dem Streit der Parteimänner und im harten Kampfe gegen Gruppen von Politikern, die sonst dem Ideengange des Kanzlers am fügsamsten folgten, sind die tief in alle Verhältnisse einschneidenden wirtschaftlichen Reformen der Hauptsache nach jetzt durchgeführt, und in der Eisenbahnpolitik nähert sich Fürst Bismarck ebenfalls der Erfüllung seiner, wenn auch modificirten Wünsche; eine ganze Reihe von Ministern und früheren Gehilfen sind dabei von der politischen Bühne herabgestoßen worden; neue Allianzen oder wenigstens Annäherungen haben sich vollzogen; endlich hat die vergangene Woche noch den Abgang dreier Minister zu verzeichnen, von denen zwei als bisherige Hauptstützen Bismarckischer Politik galten, während der dritte recht eigentlich zur Durchführung der neuen Finanzpolitik, welche augenblicklich, freilich mit erweitertem Programm, triumphirt, erst vor einundeinviertel Jahren berufen worden war — trotz alledem aber befinden wir uns weit mehr in einer Epoche politischer Stagnation und Interesselosigkeit des großen Publicums, als es die Politiker von Fach meistens glauben wollen. Im Norden wenigstens, ja in der Hauptstadt selbst, ist dies das getreue Bild der Stimmung, daß abgesehen von den eigentlichen Berufs-Politikern und den directen Interessenten weder die Anhänger der neuen wirtschaftlichen Aera noch ihre Gegner sich in einer besonders gehobenen oder niedergedrückten Stimmung befinden; kein großer Impuls geht durch die Massen weder der Befriedigung und Freude über den Sieg noch der Erbitterung über die Niederlage. Man nimmt das neue System hin und wartet ab; erst der Erfolg wird den Ausschlag geben und die politische Thätigkeit wie die politischen Leidenschaften der Menge aufs Neue beleben.

Wenn wir unsere Leser in die Hallen des deutschen Parlamentes führen, so geschieht dies auch nicht, um uns in die Parteikämpfe der hohen Zoll- und Steuerpolitik oder die Bedeutung der Ministerdemissionsgesuche einzulassen, sondern um zwei das Interesse der vaterländischen Kunst und das nationale Interesse überhaupt nahe berührende Beschlüsse der letzten Tage hier zu erwähnen: Der Parlamentsbau und die Vollendung des herrlichen im stolzen Gefühle der Siege von 1870/71 unternommenen Nationaldenkmals auf dem Niederwalde am Rhein sind durch jene Beschlüsse gesichert und zeitlich nahe gerückt. Der Künstler des letzteren ist Schilling in Dresden und dieser Name allein würde für die künstlerische Höhe des Werkes bürgen, thäte es nicht bereits das in seinem statuarischen Theile nahezu fertige Werk selbst.

Denkt man sich diese großartig empfundenen idealen und doch so naturwahr gehaltenen Figuren erst an dem steinernen Kerne des Monuments aufgestellt und den künstlichen bronzenen Relieffschmuck der Stirnseite dazu, endlich den Standort des Ganzen: jenes schön geformte Plateau mit der Aussicht auf den fluthenden Rheinstrom bei Rudesheim und Almannshausen, so wird man zugeben, daß schwerlich ein Colossalbildwerk in Deutschland von ebenbürtiger Bedeutung, Monumentalität und Schönheit sich vorfindet. Und prächtig wie der Anblick vom Denkmalsplatze aus auf den Rhein wird sich das Standbild der Germania auf seiner erhabenen und reichgeschmückten Basis vom anderen Ufer und von den Verdecken der Dampfer darstellen, die den Strom hinauf und hinunter Reisende aus aller Welt die herrlichsten Gaue unseres Vaterlandes hier bewundern lassen.

Der andere parlamentarische Beschluß betrifft den Bauplatz des Reichstags selbst, und beendet wenigstens die Leidensgeschichte der Vorarbeiten zu diesem Bau, welche bekanntlich seit nun acht Jahren nicht zu Ruhm und Ehre des Reichs gespielt hat. Hoffen wir, daß die nun folgende eigentliche Baugeschichte nicht ebenfalls an Schwierigkeiten und Hindernissen so reich wird, wie es seit den letzten Jahren der Regierungszeit Friedrich Wilhelm IV. alle großartig geplanten öffentlichen Bauten in Berlin haben erfahren müssen. Ich erinnere hier nur an den Dom, die Bebauung der sogenannten Museumsinsel mit einer Kunstakademie und einem Kunstausstellungsgebäude, an die geplante Bibliothek, den Campo Santo, für welchen die Fresken von Cornelius, die größten Entwürfe deutscher Malerei in diesem Jahrhundert, seit Jahren in den Cartons fertig, bestimmt sind. Alle diese Bauwerke sind im Streit über ihren Platz oder über ihren Plan Ideen geblieben, wenn man von den unwürdigen Ziegelsteinruinen absieht, welche, den schönen Lustgarten zwischen Schloß und altem Museum verunzierend, unvollendete Grundmauern des Domes und des Campo Santo bezeichnen. Ueber den Platz des deutschen Parlamentspalastes ist man nun nach acht Jahren unfruchtbarer Gezänkes endlich einig geworden; das Gebäude kommt auf den größten und mit edlen Gartenanlagen um das Siegesdenkmal herum verzierten Platz Berlins dicht vor dem Brandenburger Thore, auf den „Königsplatz“ zu stehen, und wird nach allen vier Seiten frei liegen, so daß dem ausführenden Architekten der vollste Spielraum zur Durchbildung des Ganzen gewährt ist. Eine Commission von sieben Mitgliedern des Reichstags, die durch Bundesrathsmitglieder und Techniker sich verstärken wird, soll von der jetzigen Session bis zur nächstfolgenden das Bauprogramm von 1871 revidiren und alles so weit vorbereiten, daß der Reichstag im nächsten Jahre die definitiven Beschlüsse für den Beginn des Baues fassen kann. Wäre nur der Baumeister erst designirt. Man hat zwar den preisgekrönten Entwurf von Bohnstädt, der im Jahre

1871 alle Welt entzückte oder mindestens als architektonisches Kunstwerk anerkannt ward; wir fürchten aber sehr, man wird sich, statt das vorhandene Gute (das ja im einzelnen nach Bedürfniß geändert werden kann) entschlossen zu benutzen, um vor allen Dingen rasch das Werk zu beginnen, vielmehr verleiten lassen, eine neue Concurrrenz auszuschreiben (nach diesem Ziele drängt bereits eine gute Anzahl Berliner und anderer Architekten) und somit allen Wechselfällen der schwierigen Entscheidung für einen neuen Bauplan entgegen gehen, wobei dann die Frage der Wahl des Baustils wieder alle Leidenschaften des Gothischen Gefolges der Gebrüder Reichensperger wachrufen dürfte. Indes das wird sich finden; freuen wir uns nach so vielen Drangsalen vorläufig des fast gesicherten Bauplazes (einige Schwierigkeiten sind auch hier noch zu überwinden) und hoffen wir, daß schließlich der Reichstag doch noch aus dem baufälligen jetzigen Interimshause heraus in ein schönes der deutschen Kunst zur Ehre gereichendes Heim einziehen wird — und daß wir den „Einzug“ noch erleben mögen.

Im großen „Uhrsaal“ der Kunstakademie unter den Linden ist seit vierzehn Tagen das berühmte Bild des großen polnischen Malers Matejko „Die Schlacht bei Grunwald und Tannenberg“ ausgestellt. Matejko, der spezifische Maler des Polenthums, hat seinen Weltruf auf der Wiener Ausstellung von 1873 sich erworben und begründet. Hier waren im großen internationalen Saale drei historische Bilder aus der Geschichte Polens, Ruhmestage seines Volkes illustrirend, aufgehängt. Die Gewalt der Charakteristik in Mienen und Haltung seiner Nationalhelden war ebenso packend als die ganze realistische und doch von großartiger Phantasie getragene Darstellungsweise des Schauplazes und der ganzen Begebenheit selbst, welche der Künstler auf der Leinwand darstellte. Dieselben Tugenden vereinigt in hohem Maße auch das colossale Oelgemälde, von dem wir reden. Es wetteifert an Ausdehnung mit den berühmten Colossalbildern, die Makart, Piloty und Andere in den letzten Jahren gemalt und die Reise um die Welt haben machen lassen. Die Schlacht von Tannenberg entschied über das Geschick des deutschen Ordens in Preußen, seine Herrschaft ward durch die Polen gebrochen und für drei Jahrhunderte und mehr war die ganze colonisatorische Arbeit der Germanen am baltischen Meere und in dem Weichsellande theils vernichtet, theils in Frage gestellt. Die Raserei des Mann gegen Mann geführten Kampfes in dieser Entscheidungsschlacht zwischen Deutsch- und Slaventhum schildert der polnische Historienmaler mit aller Gluth seiner patriotischen Phantasie. Die Beherrschung des Materials, die wunderbare Kraft der rücksichtslos in aller Naturtreue grell gegeneinander gesetzten Farben (die von feinen oder gar raffinirten coloristischen Effecten eines Makart mit einer gewissen Absichtlichkeit und Rauheit abstrahirt), die plastische Rundung, mit der einzelne Figuren

aus dem Rahmen herauszutreten scheinen, alles das packt den Beschauer anfänglich so stark, daß er die Schattenseiten des Gemäldes, die vor allem in der mangelnden Klarheit der Composition liegen, kaum gewahrt. Die Anordnung der Massen fehlt fast gänzlich, der wilde Menschen- und Pferdeknäuel, den das Bild zeigt, sondert sich nicht in einzelnen Gruppen ab, die von einander entfernt, als vorn oder weiter hinten stehend erscheinen müßten, sondern sind wie ein Relief auf einer Grundfläche gehalten. Die Perspective der Luft, das Auseinanderhalten von Vorder-, Mittel- und Hintergrund fehlt fast gänzlich. Die prächtig naturwahre Ausarbeitung einzelner Köpfe, die Energie mancher Motive in den Bewegungen der anstürmenden Lanzenreiter oder der sinkenden stahlgerüsteten Kämpen kann für diesen Grundmangel des Ganzen nicht vollkommen entschädigen. Uebrigens gehört das Bild in die Kategorie jener Gemälde, welche durch ihren Umfang über die Grenzen der eigentlichen Delmalerei entschieden hinausgehen. Gerade die talentvollsten unserer jüngeren Künstler pflegen, offenbar weil sie monumentale malerische Aufgaben, nach denen ihre Begabung drängt, vom Staate oder von reichen Privaten nicht erhalten, also in der allein entsprechenden Technik für „große Malerei“ dem Fresco nicht zu arbeiten vermögen, in die Sucht, sich nun auf übergroßen Leinwandflächen in Delmalerei derjenigen Conceptionen ihres Genies zu entledigen, welche nur auf breiten Wänden öffentlicher Gebäude oder stolzer Privatpaläste in fresco ausgeführt und in Verbindung mit der Gesamtarchitectur gedacht, daraufhin schon componirt, zur rechten Wirkung gelangen könnten. Schon der Glanz der Delfarbe macht es, wenn man nicht besondere Anstalten betreffs des Einfallens des Lichtes trifft, ganz unmöglich für den Beschauer, ein derartiges Colossalölbild im Rahmen auf einmal zu übersehen. Noch weniger pflegen sich Käufer für diese pseudomonumentalen Bilder zu finden, da selbst der Reichste selten Wände zur Verfügung hat, an denen er ein solches Werk passend unterbringen könnte. Die betreffenden Künstler sind zu bedauern, daß in unserer Zeit der Malerei von Seiten des Staates so wenig Aufgaben im großen Stil gestellt werden und daß, wo es einmal der Fall ist, diese Aufgaben selten den geeigneten Kräften gestellt werden — allein die Colossalmalerei in Del scheint uns kein Mittel, um diese Mißstände irgendwie auszugleichen oder abzuschaffen. —y.

### L i t e r a t u r .

Die Deutschen in Oesterreich. Ihre Stellung und ihre politischen Aufgaben. Leipzig, Otto Wigand. 1879. — Wüßten wir nicht aus anderen Anzeichen, daß abermals eine politische Krisis in Oesterreich im Anzuge sei, der Blick auf den Büchertisch würde uns darüber Gewißheit geben. Die Sturmvögel sind wieder da. Reformvorschläge, Verfassungskritiken, politische Programme und Desiderien häufen sich in bedenklicher Weise. Was die Broschüre eines anonymen Patrioten, welche soeben unter dem Titel: die Deutschen in Oesterreich ausgegeben wurde, betrifft, so hält es schwer, dieselbe scharf und bestimmt zu charakterisiren.



Ist der Verfasser ein gutmüthiger Schwärmer, welcher die letzten dreißig Jahre seit den Maitagen 1848 verträumt hat und nun wieder an die naiven Anschauungen jener Tage anknüpft? So möchten wir glauben, wenn wir folgende Sätze lesen: „Die ganze Welt ist sozusagen provisorisch. Wir leben in einer Uebergangszeit von vielfach zersektem, nicht mehr zu erhaltendem Alten zu einem noch nicht geoffenbarten Neuen. Der nationale Staat unserer Tage ist die Staatsform eines historischen Augenblickes: die „Vereinigten Staaten“ sind eine Form, die nur in Jungland möglich ist. Der Beruf Oesterreichs ist es, den Staat der Zukunft zu gestalten und dadurch ist Oesterreich selber der wahre Staat der Zukunft.“ Jungland! Vereinigte Staaten von Oesterreich! wie schmeckt das alles nach dem Jahre 48. Oder ist der Verfasser ein Schalk, der gut weiß, wie weit noch die Herrschaft der liberalen Phrase in Oesterreich reicht und daß man hier nicht allein allen Tendenzen ein liberales Mäntelchen umhängen muß, sondern auch thatsächlich den bittersten Kern schmachthaft macht, wenn man ihn mit liberalem Zuckerguße umgiebt? Sieht man nämlich genauer zu, so entdeckt man in dem Programm des unbekanntem Verfassers eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Plänen, welche in notorisch reactionären Kreisen genährt und gepflegt werden. Der Anonymus ist so freundlich, den Deutschen in Oesterreich noch fernerhin das „geistige Primat“ zu gönnen, wenn sie fein brav sind und „selbstlos auf jede andere Art von Vorherrschaft“ verzichten. Er stellt als Preis dieses nicht näher definirten unpolitischen geistigen Primates folgende Zugeständnisse auf. Die Deutschen haben dafür zu sorgen, daß „schwarzgelbe Schilderhäuser auf den einstigen Quais von Salonichi und neben ihnen österreichische Zollhäuser stehen“, sie müssen sich für den Eintritt der Tschechen in den Reichsrath aussprechen und die „Weiterbildung der Verfassungen Westösterreichs und des Gesamtstaates“ in Angriff nehmen. Unter der Weiterbildung der Verfassung versteht unser Autor, da „der Dualismus doch eigentlich nur eine Phrase ist“, die Rückkehr zum Centralisations-system. Wie diese neue Verfassung eingerichtet werden soll, darüber läßt er andere Leute sich den Kopf zerbrechen. Ihm genügt die Ueberzeugung, daß nur das „Princip der Verfassung unsterblich ist, nicht ihr Buchstabe, ihre Ziffern, ihre Paragraphen, ihre Alincas“. Hätte unser Staatsweiser selbst gedacht, statt andere Leute denken zu lassen, so würde er gefunden haben, daß bloße „Principe“ in der Politik blutwenig bedeuten, wenn nicht ihre praktische Durchführbarkeit nachgewiesen werden kann. Er würde sich dann erinnert haben, daß seine Mahnung an die Deutschen in Oesterreich, nicht ihr Auge sehnsüchtig nach dem Deutschen Reiche zu lenken, begleitet sein müsse von der Warnung an hohe und höchste Kreise, nicht in einem unberechtigten grenzenlosen Mißtrauen gegen alles Deutsche zu beharren; er hätte gesehen, daß die Schwierigkeit, die Tschechenfrage zu lösen, nicht auf dem politischen Gebiete liegt, sondern in dem Anspruch der Tschechen, mit Hilfe politischer Privilegien eine künstliche Cultur zu züchten, und daß endlich die Aufforderung, die österreichische Herrschaft bis nach Salonichi auszudehnen, durch bessere Gründe gestützt werden muß als allein durch das Bedürfniß des österreichischen Handels, sein Absatzgebiet auszudehnen, und daß nicht die Zustimmung der Deutsch-österreicher, sondern der gute Wille Rußlands und Italiens den Wunsch in eine Thatsache verwandeln kann. Doch genug von diesem vielleicht wohlgemeinten, aber herzlich wenig brauchbaren Versuch, uns über die politische Stellung der Deutschen in Oesterreich aufzuklären. Wären die 36 Seiten der Broschüre weiß geblieben, wir wären gerade so klug, wie wir es jetzt durch die fromm patriotischen Offenbarungen des Verfassers geworden sind. A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 10. Juli 1879. — Druck von A. Eb. Engelhardt in Leipzig.

## Eduard von Hartmanns Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins.

### I.

Daß der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten“ ein großes ethisches Werk veröffentlichte, wird Vielen überraschend gewesen sein. Unter den Vorwürfen gegen jene Philosophie stand ja gerade der meistens obenan, daß sie durch ihren Pessimismus die sittliche Weltanschauung gefährde oder geradezu aufhebe. Und nun schreibt derselbe Verfasser ein Werk, das nicht blos im Einzelnen reich ist an treffenden, sittlichen Urtheilen und gesunden Blicken in Welt und Leben, sondern das sogar durchgängig von einem sittlichen Idealismus zeugt, dem man selbst da, wo man dem Verfasser auf seinen eigenartigen Wegen nicht zu folgen vermag, einen relativen Werth nicht wird bestreiten können. Dabei wird der Pessimismus doch keineswegs verleugnet, sondern tritt besonders im Anfange und wieder am Schlusse des Ganzen sehr bestimmt hervor, denn der Verfasser stellt ihn geflissentlich als den Grund- und Schlüsselstein einer wahren, reinen Ethik hin. Wie es sich damit in Wahrheit verhalte, wollen wir später sehen; auf jeden Fall aber wäre es verkehrt, sich durch das unbestimmte Schreckbild des Pessimismus vor jeder näheren Prüfung des Einzelnen die unbefangene Würdigung eines Werkes stören zu lassen, in welchem ein tief sinniger und vielseitiger Denker die sittlichen Strebungen unserer Zeit Revue passiren läßt und ihre Ideale vorzeichnen versucht.

Das Werk enthält weder ein System der Ethik noch eine Geschichte der ethischen Systeme, sondern es beschreibt und beurtheilt die mannichfaltigen ethischen Standpunkte oder Principien, wie sie im geschichtlichen Leben der menschlichen Gesellschaft und der Einzelnen als die verschiedenen Stufen der Entwicklung und Seiten der Bethätigung des sittlichen Bewußtseins nach- und nebeneinander auftreten. Es ist eine „Phänomenologie“ des sittlichen Geistes der Menschheit in dem Sinne, in welchem Hegel diesen Begriff ver-

stand, aber nicht nach seiner dialektischen Methode ausgeführt; den Formalismus und die Unnatur der Hegelschen Begriffsdialektik verwirft der Verfasser mit Recht und setzt an ihre Stelle eine aus empirischer Induction schrittweise aufsteigende Gedankenentwicklung, und wir können ihm nur vollkommen beistimmen, wenn er eben in dieser inductivspeculativen Entwicklung „den bleibenden und positiven Kern der Dialektik Hegels“ findet. Die Besonderheit der sittlichen Principien und ihr Verhältniß zu einander wird hier nicht bloß in abgezogenen Begriffen definirt, sondern immer zugleich durch reichen geschichtlichen Stoff aus dem sittlichen Denken und Leben der Vergangenheit und Gegenwart veranschaulicht, aus der Erfahrung des Völker- und Einzel-Lebens mit Beispielen belegt, und in dieser steten Wechselbeziehung zwischen Begriffen und Erfahrungsthatfachen erhalten nicht bloß die Begriffe ihre reale Erfüllung und Bestätigung, sondern auch die Erfahrungswahrnehmungen ihre oft überraschend frappirende Beleuchtung. Die Geschichte der Moral und die Moral der Geschichte, Individualethik und Socialethik, psychologische und culturgeschichtliche Charakteristiken und philosophische Kritik und Speculation hat der Verfasser so kunstvoll in einander verwoben, daß sein Werk nicht bloß für den Philosophen und Historiker sehr lehrreich, sondern für jeden Gebildeten höchst anziehend ist. Auch die Männer der Praxis werden sich die Zeit nicht gereuen lassen, die sie auf das Studium dieses Buches verwenden; sie werden demselben manchen werthvollen Fingerzeig zur Orientirung in den praktischen Wirren der Zeit verdanken, indem sie finden, „daß die großen geschichtlichen Gegensätze, von denen das Culturleben unserer Zeit zerrissen und in seinem Bestande bedroht ist, lediglich die historische Verwirklichung verschiedener Formen des sittlichen Bewußtseins oder der reelle Austrag des ideellen Kampfes zwischen verschiedenen Gestaltungen des Principis der Moral sind“ (z. B. der Ultramontanismus Repräsentant des heteronomen Pseudomoralprincipis, die Socialdemokratie des social-eudämonistischen Principis u. s. w.).

In der ersten Abtheilung wird der Leser durch die propädeutische Vorschule zur Sittlichkeit geführt, durch die Schilderung der Pseudomoralprincipien des egoistischen Eudämonismus und der an äußere Autorität gebundenen Heteronomie. Und gleich hier an der Schwelle zeigt sich ebenso sehr die relative Wahrheit wie die Unwahrheit des Pessimismus, welcher letztere freilich erst am Schlusse in ihrer ganzen Bedeutung hervortritt. Es ist durchaus wahr, daß der egoistische Eudämonismus, welcher seine ausschließliche Befriedigung sucht und dieselbe in endlichen Gütern, in natürlichem Wohlleben zu finden meint, ebensowenig sittlich als vernünftig ist, daß er durch fortgehende Enttäuschungen seines Irrthums überführt wird, und daß erst aus seinem Bankrott und der daraus folgenden Selbstverleugnung die

wahre Sittlichkeit erwachsen kann. Die energische Betonung dieser Wahrheit ist gewiß ein hohes Verdienst der pessimistischen Ethik gerade in unserer Zeit, deren leichtem Optimismus und praktischem Materialismus sie ein heilsames Gegengewicht entgegenstellt. Aber dieses Wahrheitsmoment des Pessimismus ist keineswegs neu, sondern ist der Grundgedanke der christlichen Moral, der durchs ganze Neue Testament sich in mannichfachen Variationen hindurchzieht. Was hingegen am Pessimismus neu ist, die Behauptung, daß das Streben nach Selbstbefriedigung schlechthin und in jeder Hinsicht unberechtigt und unerfüllbar sei, das ist eine psychologisch und sittlich unwahre Uebertreibung. Nach Wohlsein zu verlangen, ist allem Lebendigen nothwendig, ist ebendarum auch beim Menschen keineswegs ansich schon vom Uebel; es kommt nur darauf an, worin das Wohl gesucht und gefunden werde; daß der Mensch es in sinnlichen Gütern oder in selbstischer Ueberhebung und Ausschließlichkeit nicht findet, beweist nicht, daß er es überhaupt nie und nirgends finden könne, sondern mahnt nur, statt des sinnlichen und selbstischen Scheinwohles das wahre Wohl zu suchen in den idealen und allgemeinen Gütern, die eben als solche nicht erstrebt und genossen werden können, ohne daß der Einzelwille die Schranken seines Egoismus durchbräche und sich in den Dienst höherer Zwecke und einer allgemeinen Ordnung stelle. In der Hingabe aber an diese objectiven Zwecke des Guten oder Gottes zugleich das eigene Glück oder die Seligkeit zu erhoffen und zu finden, das ist so wenig eine Trübung und Verfälschung der wahren reinen Sittlichkeit, wie E. von Hartmann behauptet, daß es vielmehr ebensowohl ihre Blüthe und Frucht wie dann wieder die Wurzel ihrer Kraft ist. Ein pessimistischer Rigorismus, der dem Menschen jede Hoffnung auf irgendwelche Selbstbefriedigung im Dienste des Guten verwehren will, ist in seiner Widernatürlichkeit zugleich ganz kraft- und fruchtlos; er benimmt nur der sittlichen Idee ihre praktische Motivationskraft auf die menschliche Natur und arbeitet dadurch im günstigsten Falle einem sittlichen Quintismus in die Hände. Darin eben liegt die unvergleichliche Kraft der christlichen Ethik, daß sie mit dem empirischen Pessimismus in Schätzung der Erdengüter den idealen Optimismus verknüpft, der in den höheren („himmlischen“) Gütern des Gottesreiches dem Menschen die höchste Befriedigung, die Seligkeit verheißt und gewährt. Dabei macht es für den sittlichen Werth und die Kraft dieses Motivs nichts aus, in welchen theoretischen Vorstellungsweisen von Gott oder Himmelreich es sich dem Bewußtsein des Einzelnen einleide; auch unter theoretisch sehr mangelhaften und naiven Vorstellungen von Gottes Willen und Reich kann sich eine Gottesliebe bergen, die als reinstes und kräftigstes sittliches Motiv zu wirken vermag. Indem E. von Hartmann dies beharrlich übersieht und die christliche Moral nur nach dem Maßstab der dogmatischen Vorstellungen, in welche sich ihre Motive

kleiden, beurtheilt, erscheint sie ihm als eine transcendent-eudämonistische und heteronome Pseudomoral; eine Beurtheilung, die an Geschichtswidrigkeit und Ungerechtigkeit nur in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ihre Parallele findet. Nicht blos ein tieferes Studium der geschichtlichen Entwicklung des Christenthums hätte zu anderer Würdigung seines idealen ethischen Gehaltes führen müssen; auch schon die tägliche Erfahrungswahrnehmung, daß Menschen von ganz naiver dualistischer Weltanschauung gleichwohl wahre Muster von Reinheit und Gediegenheit des sittlichen Charakters sein können, ja der letztere bei den Frauen namentlich fast immer mit heteronomen Vorstellungsformen verbunden ist, schon diese psychologische Beobachtung hätte zu größerer Besonnenheit im Urtheil über die Moral des historischen Christenthums mahnen sollen. Wer sonst so ernstlich, wie v. Hartmann, die idealen Factoren des sittlichen Volkslebens zu kräftigen bestrebt ist, der sollte nicht aus dogmatischem Eigensinn sich darin gefallen, gelegentlich wieder mit dem Troß deren zusammenzugehen, welche das Christenthum eben um seiner eminenten Idealität willen in den Staub zu ziehen und aus der Welt zu schaffen versuchen.

Abgesehen von diesem Punct, dessen Wichtigkeit allerdings nicht zu unterschätzen ist, finden sich in der Erörterung der verschiedenen pseudomoralischen Principien treffliche Partien. Ich rechne dahin vorzüglich die Beurtheilung von Schopenhauers negativ-eudämonistischem Princip der Askese und von Kirchmanns Princip der heteronomen Autoritätsmoral. Familienautorität und Staatsgesetz, gesellschaftliche Sitte und kirchliche Autorität können wohl propädeutisch für die wahre Sittlichkeit vorbereiten, aber nicht selber das höchste sittliche Princip sein; Gesetzgebung und Sitte sind selber Ausdruck des instructiven Rechtsgefühles und geselligen Ordnungssinnes, weisen also auf autonome Principien zurück und sind inhaltlich an diesen zu messen. Die kirchliche Autorität war zwar im Mittelalter eine heilsame Zucht für die gesetzlosen Barbaren, aber bei einem mündig gewordenen Volk und unter geordneten staatlichen Verhältnissen wirkt ihre künstliche und gewaltsame Aufrechterhaltung „wie eine chronische Bleivergiftung“; indem die Hierarchie die Stärkung ihrer Macht als höchsten göttlichen Zweck hinstellt und alle sittlichen Handlungen nach ihrer Nützlichkeit für diesen Zweck beurtheilt, bewirkt sie eine völlige Verwirrung und Umkehrung des natürlichen ethischen Gefühles in den Kirchenmitgliedern und richtete einen den früheren Segen weit überwiegenden sittlichen Schaden an. Wenn dann aber hinzugefügt wird, daß diese unheilvolle Consequenz des hierarchischen Principis gar nichts mit dem dogmatischen Inhalt der Religion oder Confession zu thun habe, so dürfte dies doch eine wesentliche Einschränkung erleiden durch die gleich darauf folgende Vergleichung zwischen Katholicismus und Protestantismus. Der Katholik läßt sein Seelenheil durch die Kirche besorgen, das ist bequem, aber

gedankenlos und nicht geeignet, zur Freiheit zu erziehen; daher „steckt auch den freigeistigsten Romanen doch immer das Autoritätsprincip im Blute; als Völker betrachtet, gleichen sie Slaven, die die Kette gebrochen haben, aber nicht freien Männern, — denn frei ist nur, wer sich selbst beherrschen und auf die Beherrschung Anderer verzichten gelernt hat“. Der Protestantismus hingegen dient den hierfür durch tiefere und ernstere Charakteranlage prädisponirten Völkern als eine höhere Schulklasse der moralischen Erziehung, in welcher sie durch allmählichen Uebergang von der Heteronomie zur Autonomie überleitet werden. „Er ist, indem er den Willen Gottes als alleiniges Moralprincip aufstellt, zunächst völlig heteronom; indem er aber jedes officielle Organ zur Interpretation des göttlichen Willens und jede Verbriefung der Sündenvergebung beseitigt und den Menschen auf sein eigenes Urtheil über den Willen Gottes und den sittlichen Werth seines Handelns stellt, führt er bereits ein Moment relativer Autonomie ein, das nothwendig bei fortschreitender Intelligenz und Cultur mehr und mehr Bedeutung erlangt und zuletzt das heteronome Princip mit Haut und Haar verschlingen muß.“ Die hier dem Protestantismus zugewiesene geschichtliche Uebergangsposition von „principieller Halbheit und Doppelheit“ ist zwar richtig, wenn man den empirischen Protestantismus im Auge hat, der in seiner kirchlichen Dogmatik die heteronome Autorität der Schrift vorführt; denkt man aber an das wesentliche Princip des Protestantismus, wonach unter „Wort Gottes“ nicht sowohl der Schriftbuchstabe als vielmehr die Offenbarung im eigenen Innern des Menschen, das Zeugniß des heiligen Geistes in unserem Herzen zu verstehen ist, so wäre jenes Urtheil dahin zu berichtigen, daß der Protestantismus nicht bloß eine vorbereitende Uebergangsstufe für die freiwerdenden Völker, sondern die bleibende Religion der freien Völker sei, und daß also der geschichtliche Fortschritt nicht in einem Hinausschreiten über seinen geschichtlich gegebenen Boden, sondern nur in immer völligerer Herausbildung seines wahren Principes in der kirchlichen Praxis bestehen könne. Daß E. von Hartmann diese Anschauung, von welcher die liberale Theologie ausgeht, verwirft, hängt mit seiner ungünstigen Ansicht vom Christenthum überhaupt und also zuletzt mit seinem Pessimismus zusammen, über den unten noch weiteres zu sagen sein wird.

Am Schluß dieses ersten Theiles wird treffend ausgeführt, daß die theoretische Vertheidigung der heteronomen Moralprincipien heutzutage nichts anderes sei als eine Berlegenheitsauskunft eines ethischen Scepticismus, der bei seinem Unglauben an ein im Menschen sich offenbarendes absolutes Princip des Guten oder an eine eminente Gottesoffenbarung sich an endliche Mächte äußerer Art anklammert, deren geschichtliche Bedingtheit und Unvollkommenheit er sich doch selber wieder nicht verhehlen kann. Eben so schön ist die

Zurückweisung der Bedenken, welche gegen das Princip der Autonomie vom Mißverständnis immer wieder erhoben werden: „Die sittliche Autonomie bildet sich nicht ein, außerhalb des Zusammenhanges der Welt gleichberechtigter sittlicher Wesen zu stehen und wohl gar diesen mit souveräner Willkür ethische Gesetze dictiren zu können; sie weiß sich vielmehr als Glied in dem geordneten Weltganzen, aus dem sie unbewußt entspringt und zu dessen geordneter Harmonie sie beizutragen bestimmt ist. Der Gott, der anfangs aus der feurigen Wolke zu seinen Kindern sprach, der dann sein Wort als schriftliches Gebot von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, er ist uns nicht verstummt, wenn wir diese Offenbarungen nicht mehr als solche anerkennen; er ist herabgestiegen in unsere Brust, und als wir selber seiend, spricht er zu uns als sittliche Autonomie. Aber auch nicht als wunderbares Orakel sitzt er da drinnen, wie man sonst wohl meinte, sondern in der natürlichen Entwicklungsgeschichte hat er uns diejenige Summe von Eigenschaften angebildet, aus denen unser sittliches Urtheil sich entfaltet, aus denen der warme Trieb entspringt, das für recht und gut Erkannte zu verwirklichen, — es geht aber auch in der sittlichen Welt alles natürlich zu, und ist darum nicht weniger der Pulsschlag göttlichen Lebens.“ Diese trefflichen Sätze finden dann später im Capitel von der sittlichen Weltordnung ihren ausführlicheren Commentar.

Aus dem so vorbereiteten Grund erhebt sich sodann die positive Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins (2. Theil) in schöner architektonischer Gliederung. Es werden erst die subjectiven Moralprincipien oder die Triebfedern der Sittlichkeit entwickelt, dann folgen die objectiven Principien oder Ziele der Sittlichkeit, und endlich schließen sich beide Seiten zusammen in den absoluten Moralprincipien als den transcendentalen Urgrund der Sittlichkeit. Diese Dreigliederung, welche durch Zusammenschluß zweier relativ wahren Seiten in höherer Einheit sich ergibt, kehrt eben so auch in jedem der drei Abschnitte wieder, erscheint aber meistens als so natürliche Aufeinanderfolge, daß selbst der geschworene Feind Hegelscher Dialektik, an die man ja allerdings erinnert wird, sich hieran sicher nicht stoßen kann.

Die subjectiven Moralprincipien oder Triebfedern theilen sich in die der Geschmacks-, Gefühls- und Vernunftmoral. Die Geschmacksmoral, welche die Ethik zu einem Theil der Aesthetik macht, wird zunächst im Allgemeinen am Beispiel der Herbart'schen Moral eingehend beurtheilt; dann werden ihre besonderen Modificationen vorgeführt: das (aristotelische) Princip der rechten Mitte oder des Maaßes, welches bei aller relativen und individuellen Berechtigung in seiner Ausschließlichkeit zur Apotheose der Mittelmäßigkeit führen würde; das Princip der individuellen Harmonie, das, für „schöne Seelen“ unter einfachen Verhältnissen passend, doch nie zum allgemeinen und obersten Leitstern des Lebens werden kann, weil es keine objective Norm giebt; es

fordert vor Allem schon seine Ergänzung in der universonen Harmonie (Stocker, Clarke); sofern aus ihr die unbewußte Weltvernunft hervorleuchtet, streift dieses Princip bereits an das nationale, aber in seiner instructiven Unmittelbarkeit kann es das bewußte sittliche Denken um so weniger entbehrlich machen, da ja die Harmonie in Wirklichkeit eine stets unvollkommene ist und immer erst werden muß. Die Reflexion darauf führt zum Princip der Vervollkommnung (Wolff), welches indeß so lange an abstracter Unbestimmtheit leidet, als nicht das Ziel der Vervollkommnung festgestellt ist. Dies geschieht in der Entwerfung eines ethischen Ideals, sei es eines objectiven und gemeinsamen, wie im Glauben der Christenheit an das selbstproducirte ethische Idealbild Christi, sei es eines individuellen, wie in der Idee der künstlerischen Gestaltung des eigenen Lebens. Dieses Princip, dessen Hauptvertreter Goethe war, wird zwar in seinem hohen Werth als Ornament am Hochbau der sittlichen Welt anerkannt, sein bezaubernder Reiz für feinfühligere Naturen zugestanden, sodann aber sehr richtig bemerkt, daß es zur soliden Grundlage der Sittlichkeit nicht zureiche, weil es zu überwiegend nur auf die äußere schöne Form gehe und die Gesinnung hohl und leer sein lasse, überdies im Conflictsfall zwischen Pflicht und Neigung den übermächtigen Impulsen zum Bösen gegenüber zu schwach sei. Ueberhaupt liegt der Grundfehler der Geschmacks-moral in ihrer ausschließlichen Subjectivität („Chacun à son goût!“), welche sie zu einer allgemeingültigen objectiven Norm unfähig macht.

Ihre nächstverwandte Ergänzung findet sie in der Gefühlsmoral, welche die fühlen ästhetischen Empfindungen des Gefallens oder Mißfallens durch das Pathos der Herzensbetheiligung verstärkt. Das „moralische Gefühl“, wie es die schottische Schule behauptete, existirt nicht als ein besonderer einfacher Sinn oder einheitliches Vermögen, sondern besteht „in einer Summe specifischer Gefühle von höherem oder geringerem sittlichen Einfluß und Werth“, ist also nur durch Entwicklung in diesen besonderen Factoren zu beschreiben. Das moralische Selbstgefühl wird besprochen nach seinen verschiedenen Aeußerungsweisen als Selbstachtung oder Stolz, Ehrgefühl, Schamgefühl und Würde — Alles recht hübsch bis auf den unmotivirten Ausfall gegen die christliche Demuth, deren Abhängigkeits- und Dankbarkeitsgefühl ja doch die Selbstachtung und sogar den Selbststuhm (vergl. Paulus) gar nicht ausschließt. Auch wird die Verknüpfung von Demuth und Selbstgefühl doch wieder unwillkürlich dadurch als nothwendig anerkannt, daß der Fehler des einseitigen und selbstgenügsamen sittlichen Stolzes treffend gezeichnet wird. — Als moralisches Nachgefühl werden die sonst unter dem Namen des „guten oder bösen Gewissens“ bekannten Empfindungen einer interessanten Untersuchung unterzogen; die scharfe Kritik des sittlichen Werthes der Reue enthält gewiß viel Beachtenswerthes, wenn sie auch über das Ziel hinauschießt. —



Unter den nach außen gerichteten Gefühlen kommt zunächst in Betracht das Gegengefühl des Vergeltungstriebes, das als Rachegefühl die instructiv-vernünftige Wurzel der staatlichen Strafjustiz bildet, und seine teleologische Rechtfertigung findet in der wenigstens propädeutisch heilsamen Kraft der Abschreckung und Bändigung des bösen Eigenwillens; in der wahren Sittlichkeit aber steht Vergebung so viel höher als Vergeltung, wie Liebe höher als Haß; daher muß auch für die Strafrechtspflege an die Stelle des blinden Vergeltungstriebes der vernünftige Zweck des Schutzes der Gesellschaft zum allein bestimmenden Princip werden und das der Talion verschwinden. — Die instructive Grundlage der socialen Sittlichkeit ist der Geselligkeitstrieb, ein Mittleres zwischen egoistischen und moralischen Instincten; den Boden der letzteren betreten wir zuerst mit dem Mitgefühl. Die Analyse des letzteren und die sittliche Würdigung der verschiedenen darin concurrirenden Factoren ist sehr fein und lehrreich; gegenüber Schopenhauers bekanntem Versuch, die ganze Moral auf das Mitgefühl zu begründen, wird nachgewiesen, daß das Mitgefühl zwar unschätzbar und unentbehrlich als subsidiäre Triebfeder, aber völlig unzulänglich als allein bestimmendes Princip der Sittlichkeit ist, ja ohne die solide Basis der Vernunftmoral und des ihr unmittelbar entsprechenden Pflichtgefühls sogar geradezu zu unsittlichem Verhalten (z. B. Ungerechtigkeit, Ehrlosigkeit und dergleichen) verführen kann. Treffend wird das relative historische Recht der Schopenhauerschen Moral gewürdigt: „Schopenhauers Mitleidsprincip ist als Reaction gegen die einseitig rationalistische Moral Kants zu betrachten und hat als solche eine gewisse historische Berechtigung, wenngleich sie über ihr Ziel hinaus schoß. Wenn Kant dem Handeln aus dem unmittelbaren Gefühl mit Unrecht jeden sittlichen Werth abgesprochen hatte, so lehnte Schopenhauer eben so ungerechter Weise die Vernunftmoral gänzlich ab. Indem er die Rechte der Gefühlsmoral gegenüber einer verknöcherten Vernunftexclusivität der Kathedermoral deutscher Popsphilosophen zu retten unternahm, vergriff er sich leider in dem aufgestellten Princip und verfocht den einmal ergriffenen Irrthum mit dem ganzen Eigensinn seines störrischen Kopfes.“ In gleichem Sinne werden ferner die Principien der Treue, Pietät und Liebe besprochen, ihr sittlicher Werth für das individuelle und öffentliche Leben warm anerkannt, aber auch jedesmal die Schranke ihrer Geltung und die Nothwendigkeit ihrer Ergänzung klar nachgewiesen. Besonders schön und tief wird das Wesen der Liebe in ihren verschiedenen Erscheinungen beschrieben, wobei auch die biblische Moral mehr zu Ehren kommt und 1. Cor. 13 mehrfach citirt wird; um so peinlicher berührt es, daß der Verfasser doch auch hierbei wieder ein kleinliches Bemängeln aus dogmatischen Antipathien nicht lassen kann.

Den Schluß und Uebergang zum nächsten Abschnitt bildet das Moral-

princip des Pflichtgefühls. Hier setzt sich nun E. von Hartmann ebenso mit Kant auseinander wie oben mit Schopenhauer: Kant hatte darin Recht, gegenüber aller Geschmacks- und Gefühlsmoral die Pflicht zur Grundlage der bewußten Moralität zu machen, aber sein Fehler war, daß er zwischen natürlichen Neigungen und Pflicht eine unübersteigliche Schranke errichten wollte, daher für das Wirksamwerden des Gesetzes im Willen den psychologischen Anknüpfungspunct nicht finden konnte, der eben im Pflichtgefühl liegt, das selbst eine Neigung höherer Art ist; damit hängt zusammen, daß er überhaupt den positiven Werth der natürlichen sittlichen Neigungen als Ausgangspunct und Hülfsmittel der bewußten Moralität verkannte, und endlich, daß er die Tugend nur in den mit der Neigung kämpfenden pflichtmäßigen Willen setzte, statt in die Harmonie von Neigung und Pflicht, was sie in Wahrheit ist, beziehentlich werden soll. Mit anderen Worten: der Grundfehler der Kantischen Moral ist derselbe abstracte Dualismus zwischen Natur und Geist, der auch der Grundfehler seiner Erkenntnistheorie, Religionsphilosophie und Aesthetik ist. In der That ist damit der Nagel auf den Kopf getroffen. Im weiteren Zusammenhang finden sich hier noch artige Bemerkungen über den charakteristischen Unterschied der Sittlichkeit beider Geschlechter, der sich im Wesentlichen auf das Ueberwiegen der Geschmacks- und Gefühlsmoral beim Weib, der Vernunftmoral beim Manne zurückführen läßt.

Die Vernunftmoral hat nun eine doppelte Aufgabe zu lösen: theils inhaltlich die Lücken der Geschmacks- und Gefühlsmoral zu ergänzen, theils die ungenügende Form ihrer unbewußten, instructiven Vernünftigkeit in die Klarheit und sichere Herrschaft des Bewußtseins zu erheben. Auch sie beruht auf einem der menschlichen Natur angeborenen Trieb: dem Vernunfttrieb, der erst in der selbstbewußten Herrschaft der Vernunft auf praktischem wie theoretischem Gebiet zur Befriedigung kommt. Der Vorzug der Vernunftmoral besteht darin, daß die Vernunft, als die in allen Subjecten mit sich gleiche, die Allgemeingültigkeit und objective Verbindlichkeit ihrer Forderungen verbürgt; der Mangel dieser objectiven Garantie ist der Fehler aller Gefühlsmoral. Dies hat Kant richtig gesehen, aber er irrte darin, daß er meinte, die Allgemeingültigkeit und Objectivität in der apriorischen leeren Form suchen zu müssen, daher der scholastische Formalismus und die abstracte Leerheit seiner Moral. Es war der Fortschritt der Schleiermacherschen und Hegelschen Ethik, die Vernunft nicht als leere Form, sondern mit dem concreten Inhalt der vernünftigen sittlichen Ordnung, in welchem sie Fleisch geworden ist, zum Princip zu machen.

Otto Pflaiderer.

## Die mittleren drei Symphonien Beethovens.

### Eine Skizze ihrer Entstehungsgeschichte.

Das bekannte Heiligenstädter Testament Beethovens vom Jahre 1802 schließt mit dem schmerzlichen Anruf: „O Borsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen. So lange schon ist der wahren Freude inniger Widerhall mir fremd. O wann, o wann o Gottheit kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen. Nie? Nein — o es wäre zu hart.“ Damit war des Künstlers Seele eine Richtung gegeben, die weit über das ihn umspielende Leben hinaus in ein höheres Dasein wies, dem er nun ebenfalls bald Denkmale zu setzen beginnen sollte. Ja die Pastoral-symphonie, die diesen „Tempel der Natur“ feiert, war ursprünglich als Nr. 5 bezeichnet, sollte also der C-moll-symphonie in der Ausarbeitung vorausgehen. Es mußte jedoch, wie es scheint, auch dieses Schicksalspothen erst innerlich überwunden sein, ehe die Ruhe gewonnen war, um den „Frieden Gottes in der Natur“ völlig zu erfassen und künstlerisch darzustellen.

Freilich sein Freund Breuning schreibt am 2. Juni 1806, die Kabale mit dem kurz zuvor zurückgezogenen Fidelio sei für Beethoven um so unangenehmer gewesen, als er durch die Nichtaufführung in seinen ökonomischen Verhältnissen ziemlich zurückgeworfen sei und sich um so langsamer erholen werde, als er einen großen Theil seiner Lust und Liebe zur Arbeit durch die erlittene Behandlung verloren habe. Allein das erste der Quartette, Opus 59, hat die Notiz „angefangen am 26. Mai 1806“, und die Vierte Symphonie (Opus 60) und das Violinconcert (Opus 61) gehören eben diesem Jahre 1806 an. Ja derweilen waren die schon früher begonnenen Opus 56, das Tripleconcert, Opus 57, die Appassionata genannt, und Opus 58, das vierte Concert, auch theils weiter geführt, theils gänzlich fertig geworden. Welcher Reichthum, der Zahl, dem Umfange und dem Inhalte nach! Die drei Quartette sind dem Grafen Rasumowsky gewidmet, der sie bestellt und die russischen Melodien dazu gegeben hatte. Wie weist das Adagio des zweiten auf jene höhere Region, in der jetzt Beethoven immer mehr heimisch werden sollte. Es sei ihm eingefallen, als er einmal Nachts lange den gestirnten Himmel betrachtet und an die Harmonie der Sphären gedacht habe, erzählte er selbst Czerny, und der Wandel der Sterne spiegelt sich in der beseligten Ruhe dieser still dahin ziehenden Töne herrlich wieder. Aller Schmerz scheint gelindert, alle Leidenschaft gestillt. Wie hatte sie aber auch noch in der „Appassionata“ getobt, deren Skizzen unter denen des Fidelio von 1805 stehen. Das ist wie mit Blut geschrieben und schreit auf in schmerzlichster

Erregung. Sie war im Sommer 1806 fertig und ist dem Grafen Franz Brunswick gewidmet. Von seiner Schwester, der Gräfin Therese, befand sich in Beethovens Nachlaß ein Delbild mit der Aufschrift: „Dem seltenen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen von L. B.“ Es wird vermuthet, daß an sie jener Brief an die „unsterbliche Geliebte“ gerichtet ist, der auch in bloßen Worten Beethovens Seelenzustand von damals wie seinen „riesenhaften Ideenschwung“ malt. Er fand sich nach seinem Tode mit anderen wichtigen Papieren in einem alten Schranke und ist aus einem ungarischen Badeort vom 6. Juli datirt. Man setzt ihn mit Grund in dieses Jahr 1806, wo Beethoven auch auf einem Besuche bei Brunswicks war. Doch wie dem auch sei, er bezeichnet eine äußerste Steigerung des persönlichen Gefühles und weist von selbst in die erhabene Region hinüber, wo alles irdische Wünschen schweigt. Er dient uns also zu einer geeigneten Ueberleitung in das jetzige Schaffen Beethovens, das eine Idealität anzunehmen beginnt, wie sie in solch wahrhaft überirdischem Glanze selten gesehen worden ist. Man findet ihn nach dem Original abgedruckt in den „Briefen Beethovens“, hier genügen die Hauptstücke desselben.

„Mein Engel, mein alles, mein Ich,“ beginnt er am 6. Juli morgens. „Nur einige Worte heute und zwar mit Bleistift (mit deinem) — erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt, welcher nichtswürdige Zeitverderb in dergleichen! Warum dieser tiefe Gram, wenn die Nothwendigkeit spricht! Kann unsere Liebe anders bestehen als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen? Kannst du es ändern, daß du nicht ganz mein, ich nicht ganz dein bin? Ach Gott, blick in die schöne Natur, und beruhige dein Gemüth über das Müßende. Die Liebe fordert alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit dir, dir mit mir. Nur vergißt du so leicht, daß ich für mich und für dich leben muß. Wären wir ganz vereinigt, du würdest dieses Schmerzliche ebensowenig wie ich empfinden. . . . Wir werden uns wohl bald sehen. . . . Auch heute kann ich dir meine Bemerkungen nicht mittheilen, welche ich während dieser wenigen Tage über mein Leben machte. Wären unsere Herzen immer dicht aneinander, ich machte wohl keine dergleichen. Die Brust ist voll dir viel zu sagen. Ach es giebt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist. Erheitere dich, bleibe mein treuer einziger Schatz, mein Alles wie ich dir, das Uebrige müssen die Götter schicken, was für uns sein muß und sein soll. Dein treuer Ludwig.“

Aber auf demselben feinen Blättchen geht es weiter, denn die Post ist bereits fort: „Du leidest, du mein theuerstes Wesen. Ach wo ich bin, bist auch du mit mir. Mit mir und mit dir werde ich machen, daß ich mit dir leben kann. Welches Leben!!! so!!! ohne dich. Verfolgt von der Güte der Menschen hier und da, die ich meine ebensowenig verdienen zu wollen als sie

wirklich zu verdienen. Demuth des Menschen gegen den Menschen, sie schmerzt mich, und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der den man den Größten nennt? Und doch ist wieder hierin das Göttliche im Menschen. . . Wie du mich auch liebst, stärker liebe ich dich doch, doch nie verberge dich vor mir. Gute Nacht. Als Badender muß ich schlafen gehn. Ach Gott, so nah! so weit! Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsere Liebe? Aber auch so fest wie die Beste des Himmels.“

Und noch einmal wird das Blatt ergriffen: „Guten Morgen am 7. Juli. Schon im Bette drängen sich die Ideen zu dir, meine unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksal abwartend ob es uns erhört. Leben kann ich entweder nur ganz mit dir oder gar nicht. Ja ich habe beschlossen in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich in deine Arme fliegen kann und mich ganz heimathlich bei dir nennen kann, meine Seele von dir umgeben ins Reich der Geister schicken kann. Ja leider muß es sein, du wirst dich fassen, umsomehr, da du meine Treue gegen dich kennst. Nie eine andere kann mein Herz besitzen, nie — nie. O Gott, warum sich entfernen müssen, was man so liebt. Und doch ist mein Leben in Wien so wie jetzt ein kümmerliches Leben. Deine Liebe macht mich zum Glücklichsten und Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens, kann diese bei unserem Verhältnisse bestehen? Sei ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unseres Daseins können wir unseren Zweck zusammen zu leben erreichen. Sei ruhig, liebe mich, heute — gestern — welche Sehnsucht mit Thränen nach dir — dir — dir mein Leben, mein alles. Leb wohl, o liebe mich fort, verkenne nie das treueste Herz deines geliebten L. Ewig dein, ewig mein, ewig uns.“

Klingt hier nicht der völlige Beethoven wieder? Er hatte in diesem Sommer eben bei Brunswicks die Appassionata beendet, die er selbst für seine größte Sonate hielt. Ist ihre Sprache irgend größer als die dieses Briefes? Seine Gemüthsstimmung war damals „meistens sehr melancholisch“. Um so mehr aber war die Kunst sein Trost, und gerade ihm mußte sie ein völliges Heiligthum sein, das er nicht gern dem fremden Auge öffnete, am wenigsten dem feindlichen. Dies erfuhr in diesem Herbst auf eine sehr drastische Weise der Fürst Richnowsky, zu dem er von Ungarn aus auf einige Zeit nach Schlessien gereist war, als derselbe ihn nöthigen wollte, den bei ihm einquartierten französischen Officieren vorzuspielen. Es gab eine heftige Scene, nach welcher Beethoven sofort das Schloß verließ und selbst dem nachreisenden Fürsten nicht wieder zurückfolgte, sondern direct mit Extrapost nach Wien fuhr, wo dann obendrein noch des Fürsten Büste als Sühnopfer fiel.

Es währte jedoch nur eine kurze Weile, bis die alte Freundschaft hergestellt wurde.

In den Quartettskizzen dieses Jahres 1806 stehen die Worte: „Ebenso wie du dich hier in den Strudel der Gesellschaft stürzest, ebenso möglich ist es, Opfern trotz allen gesellschaftlichen Hindernissen zu schreiben. Kein Geheimniß sei dein Nichtthören mehr, auch bei der Kunst.“ Der „Strudel der Gesellschaft“ bringt uns einige entscheidende Namen. Jener Graf Rasumowsky hatte als russischer Gesandter vor allen die glänzendsten Soiréen, in ihnen trug auch seines Bibliothekars reizende und liebenswürdige Frau, Marie Bigot, besonders schön Beethovensche Werke vor. Eben so schön spielte die hübsche, feine Gräfin Marie Erdödy, von Beethoven selbst „sein Beichtvater“ genannt. Ein anderes musikalisches Haus war das der Frau Dorothea von Ertmann, einer höchst anmuthigen Frankfurterin, und das der Familie Malfatti, deren Verwandter, Dr. Malfatti, Beethovens Arzt ward. Auch bei Streicher, der jene Nanette Stein, Tochter des Augsburger Clavierbauers, geheirathet hatte, welche Mozarts Brief von 1777 so drollig schildert, waren musikalische Gesellschaften, und gedenken wir noch des Fürsten Lobkowitz, so müssen wir uns fortan dort auch den jüngsten Bruder des Kaisers, den Erzherzog Rudolf, mitwirkend vorstellen, Beethovens hohen Schüler, der auch wirklich „Musik verstand“.

Allein der Hauptwerth jener Notiz besteht darin, daß wir erfahren, wie Beethoven trotz der Erlebnisse mit dem Fidelio jetzt vor allem an „Opfern“ denkt. Denn allerdings, wenn dies einschlug, dann war auch äußerlich „sein Glück gemacht“ und nichts hinderte ihn ferner, seinen Liebesbund durch die Ehe zu krönen. Dazu winkte jetzt in der That gute Hoffnung. Denn mit dem neuen Jahre 1807 gingen die beiden Hoftheater an eine Gesellschaft von Cavalieren über, an deren Spitze Fürst Lobkowitz stand, und dieser forderte denn auch Beethoven sofort selbst auf, sich sozusagen als Hoftheatercomponist zu melden. Dies geschieht alsbald und Beethoven macht sich dabei „anheischig und verbindlich“ jährlich wenigstens eine große Oper und eine Operette, sowie jede weitere erforderliche Musik zu liefern. Das Gefühl wahrhaft unerschöpflicher Schaffenskraft muß ihm damals, wo obendrein die innigste Liebe seine Geister beflügelte, zu dem kühnsten Selbstvertrauen emporgehoben haben, und eine donnergleich einschlagende Bethätigung desselben ist die Duvertüre, die er eben damals zu Collins Coriolan schrieb. Allein die Herren gingen nicht auf seinen Wunsch ein, sie mochten ihm als Instrumentalcomponisten in diesem Punkte nicht trauen und so wurde Beethoven, obwohl er darob dem „fürstlichen Theatergesindel“ wenig grün ward, ihm und uns zum Glück eben „seiner Weise“ erhalten.

„Wenn gediegene Kraft und die Fülle tiefer Empfindung den Deutschen

Charakterisiren, so darf man Beethoven vorzugsweise einen deutschen Künstler nennen. In diesem seinem neuesten Werke bewundert man die ausdrucksvolle Tiefe seiner Kunst, die das wild bewegte Gemüth Coriolans und den plötzlich schrecklichen Wechsel seines Schicksals auf das herrlichste darstellte und die erhabenste Rührung hervorbrachte," so sagt der Bericht über ein Concert, das Lichnowsky in diesem Frühjahr 1807 im Augarten gab. In eben dieser Zeit aber wissen wir Beethoven auf das Bestimmteste mit der C-mollsymphonie und der Pastorale beschäftigt. Er hatte vor allem durch Clementi, der ein großes Musikgeschäft in London besaß, und durch den alten Freund Simrock in Bonn, das ja damals französisch war, materiell mehr Freiheit der Bewegung erhalten, — „sodaß ich dadurch hoffen kann, die Würde eines wahren Künstlers noch in früheren Jahren zu erhalten“, schreibt er am 11. Mai 1807 an Brunswick. Und wenn wir die weitere Stelle dieses in den „Neuen Briefen Beethovens“ mitgetheilten Schreibens lesen: „Küsse deine Schwester Therese, sage ihr, daß ich fürchte, ich werde, ohne daß ein Denkmal von ihr dazu beiträgt, groß werden müssen,“ so verstehen wir, wie sich hier Liebe, Ruhm und hohe Anschauung zu einem neuen und gewaltigen künstlerischen Schaffen einten.

Das Nächste, was fertig ward, war die C-Messe, Opus 86, auf Bestellung Esterhazys geschrieben. Allein hier hat Beethoven noch ungleich weniger als in der Oper das eigentlich Entscheidende der Sache getroffen, und wie geistreich und schönklingend, eine religiöse Composition ist uns dies nicht. Doch berührt es nicht diesen Punct, wenn Beethoven selbst damals an Esterhazy schreibt: „Darf ich noch sagen, daß ich Ihnen mit viel Furcht die Messe übergeben werde, da Sie gewohnt sind, die unnachahmlichen Werke des großen Haydn sich vortragen zu lassen.“ Denn Haydn hat ebensowenig den wirklichen Kirchenstil. Einer Aufführung der Schöpfung des sechsundsiebzigjährigen Greises im nächsten Jahre wohnte jedoch auch Beethoven bei und empfing mit hohen Personen des Adels den ehrwürdigen Gast an der Thüre. Er, den er hier so ehren half, mochte ihm ein Zeichen des eigenen Ruhmes sein, dessen Glanz er mit dem Hervortreten der neuen großen Werke sicher voraussehen konnte. Bei der Aufführung der Messe im September 1807 in Eisenstadt geschah durch Mißverständnis ein persönliches Zerfallen des Componisten mit Mozarts Schüler Hummel, das erst nach einigen Jahren wieder ausgeglichen wurde. Der Fürst hatte die Messe mit der sonderbaren Frage kritisiert: „Aber lieber Beethoven, was haben Sie denn da wieder gemacht!“ und Hummel eben über solch sonderbare Art der Kritik gelacht, was Beethoven jedoch auf sich und sein Werk bezog. Von dem Fürsten wollte er seitdem erst recht nichts wissen.

Anders stand es mit dem eben so großmüthig noblen wie kunstfönnigen

Fürsten Lobkowitz, und ihm, als einem der ersten böhmischen Granden und großen Theaterliebhaber mochte es zu danken sein, daß man zunächst in Prag den Fidelio zu geben gedachte. Dazu schrieb denn Beethoven in diesem Jahre 1807 die Ouvertüre, Opus 138, die also nicht die zweite, sondern die dritte Leonorenouvertüre ist. Die Aufführung des Fidelio dort kam jedoch wie in Wien erst 1814 zu Stande. Vom nächsten Sommer 1808 kommt die Nachricht in die Oeffentlichkeit: „Der geniale Beethoven hat die Idee, Goethes Faust zu componiren, sobald er jemand gefunden hat, der ihn für das Theater bearbeitet.“ Zur Herbstmesse 1807 war der erste Theil des Faust zuerst als „Tragödie“ erschienen: wir wissen, daß ihn das Gedicht sehr tief getroffen hatte, denn noch spät und gar auf dem letzten Krankenbette beschäftigt ihn diese Idee. Faustmusik hatte er jedoch damals schon selbst geschrieben, die C-mollsymphonie, und mit ihr, als einem Grundpfeiler von Beethovens Schaffen und modernen Tonkunst überhaupt, haben wir uns also jetzt zunächst zu beschäftigen.

„Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen,“ hörten wir ihn selbst sagen. Und so zeichnet ihn auch der Eine mit „Personifizierte Kraft“, der Andere sagt: „Ein Jupiter sah zuweilen aus diesem Kopfe heraus“, der Dritte: „Besonders war die herrliche Stirn ein wahrer Sitz majestätischer Schöpferkraft“. Aufgestachelt durch den Widerstand des „Schicksals“, das heißt einer gegebenen Naturbeschränkung in der Taubheit, die ihn befallen, trat nun hier diese Kraft als solche in ihrer ganzen Geschlossenheit und Erhabenheit hervor. Man hat die Kraft, die das All erschaffen hat und erhält, „Wille“ genannt und die Musik selbst ein unmittelbares Abbild desselben, während die anderen Künste nur die Bilder dieses Lebenswillens sind und die Dinge der Welt wiedergeben. Nun, in diesem ersten Satze der C-mollsymphonie ist diese Kraft als persönlicher Wille in einer Steigerung vorhanden, die kaum irgendwo in der Kunst ihres Gleichen hat. Sie erscheint in ihrer vollsten Bethätigung, in ihrem ganzen Adel, und Jupiter-Symphonie sollte dieses Werk heißen, denn sie ist ein Zeuskopf, wie nur je ein Phidias einen erfunden. Und wenn man die Melodie als die „Geschichte des von der Besonnenheit beleuchteten Willens“ charakterisirt, so ist eben die Sonatenform der Symphonie als solche eine einzige solche große Melodie. Namentlich diese „Fünfte“ Beethovens erzählt uns die geheimste Geschichte jenes persönlichen Willens, malt all sein Streben und seine Bewegung. Kein Vorbild irgend welcher Kunst konnte R. Wagner einen Siegfried zeigen: hier spielt er als Kraft, als Wille, als besonnenstes Bewußtsein in seinem Urtypus des Geistes. „Aber solche Musik darf man doch nicht machen,“ hörte nach der Aufführung des Werkes in Paris Hector Berlioz seinen Lehrer Lesueur, obwohl derselbe gleichfalls von dem Werke tief bewegt



war, sagen. „Trösten Sie sich,“ lautete die Entgegnung, „es wird nicht viel dergleichen gemacht werden.“ Wie richtig hat der geniale Franzose gesehen!

Aber auch einzig die Macht der Leiden gebiert dieses Aufrufen aller Kraft, nur die äußere Steigerung und Spannung hält diese Energie aufrecht. Und wie schon Coriolan zuletzt alle Geschosse, die die Mutter auf ihn gerichtet, zu todesmuthiger Sühne in die eigene Brust drückt, so liegt im tiefsten Hintergrunde auch dieses kühnsten mannhaftesten Lebenswillens das Bewußtsein von dem Schein und Wandel aller Dinge. Beethoven fühlt im tiefsten Innern, daß nur darum das Schicksal „an seine Pforte geklopft“, weil er selbst im unwillkürlichen Drange der Kraft und des Schaffens sich an den heiligen Kreisen der Mutter Natur versündigt hat, ja daß aller „Wille“ nur Vergänglichkeit zeugt und Selbsttäuschung ist. So steht denn auch das Adagio in einer schönen Bescheidung und Hingabe an dasjenige da, was über allen persönlichen Willen geht. Und das Bewußtsein dieser höchsten That des Willens, sich selbst dahin zu geben und so seine wahre Freiheit zu bewahren, hat das Jubellied des Finales erzeugt, das ebenfalls nicht mehr Freud und Leid eines einzelnen Herzens angeht, sondern die „Freiheit“, die er bisher gesucht und gepriesen, in das höhere Gebiet des sittlichen Willens erhebt. Durch diesen ihren inneren Gehalt hat die E-mollsymphonie denn auch eine weit über ein bloßes „Kunstwerk“ hinausgehende Bedeutung und erfüllt neben den Erzeugnissen der religiösen Kunst Zweck und Wesen der Musik als einer Darstellung dessen, was die Welt „im Innersten zusammenhält“.

Und diese Erkenntniß des tieferen Zusammenhanges der Dinge schwebt fortan wie ein versöhnender und verklärender Schein hinter allem Dunkel, das stets mehr des Künstlers eigene Existenz umfängt und giebt ihm stets verklärtere Schöpfungen aus dem eigenen Schöpfungswillen ein.

Da folgt sogleich die Pastorale, mit der E-mollsymphonie zugleich in der Arbeit und nach ihrem Sinn die Seelenhingabe an den Frieden der Natur und die Erfüllung jenes Wortes: „Blick in die schöne Natur und beruhige dein Gemüth über das Müßende“. Während die vierte Symphonie im Vergleich mit jener fünften doch eben nur — eine Symphonie, wenn auch von Beethoven, bleibt, ist in dieser sechsten der poetische Sinn, das reine Gefühl für das hinter allem Leben Schwebende thätig, und ihre Idee und Stimmung bildet für Beethoven selbst eine Ueberleitung zur vollen Erfassung eines Ewigen, das er hier nur in der Gottheit schönem Kleide erschaut. „Erinnerung an das Landleben“ heißt es hier, aber zugleich „mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei“. „Die Beethovens liebten den Rhein,“ sagten schon die Jugendgespielen des Knaben Ludwig, und: „die schöne Gegend, in

der ich das Licht der Welt erblickte, ist mir noch immer so schön und deutlich vor Augen, als da ich euch verließ," schreibt er selbst an Wegeler. „Im Wald Entzücken, wer kann Alles ausdrücken“, steht auf einem Blatte von seiner Hand. Aber jetzt, wo er infolge der Taubheit „einsam sein Leben zubringen mußte,“ war ihm die Natur eine liebende Mutter, eine Schwester, ja eine Geliebte, und er blickte nicht blos wie in lebendigen Augen in ihre geheimen Wunder, sondern sie offenbarte ihre Macht als inneren Frieden spendend an ihm, der selbst so stürmisch war und den das Leben so mannichfach feindselig behandelte. In der „Scene am Bach“ murmelt das Wasser ihm Frieden zu und die Vöglein an dem Heiligenstädter Bächlein, wo diese beiden Symphonien fertig wurden, Freude. Neuen Lebensmuth giebt das „Lustige Zusammensein der Landleute“, und als „Gewitter und Sturm“ an die Macht des Ewigen gemahnt, sprechen die Hirten mit „Herr wir danken dir“ — denn das Finale sollte ursprünglich wie die schon 1800 geplante, aber ebenfalls erst 1808 vollendete Chorfantasie (Opus 80) Worte enthalten — ihre „frohen und dankbaren Gefühle“ aus. Es war wenn irgend etwas sein stets wiedererfahrenes persönliches Erleben und selbst ein Dankopfer, was er dieser höheren Spende spendete. Tiefere Versenkung in diese heilige Natur führte ihn aber zu noch tieferem Aussprechen der Stimmungen, die sie in unserer Brust enthüllt, und das Ganze ihres unsterblich webenden Wechsels mehr und mehr zur Erfassung des Ewigen und wahrhaft Bestehenden selbst.

Wir kommen jetzt zunächst zu einer ganzen Reihe neuer schimmernden Blüten seines Geistes, als habe diese innige Berührung mit dem Ewigen der Natur in ihm selbst einen ganzen fruchtzeugenden Frühling geboren.

Ein anmuthiger Verkehr bestand in diesen Jahren vor allem mit der Familie Malfatti und ihren zwei reizenden Töchtern. „Mir ist so wohl bei ihnen allen, es ist als könnten die Wunden, wodurch mir böse Menschen die Seele zerrissen haben, durch sie geheilt werden,“ — „ich vermute, daß ich dort (im ‚Wilden Mann‘ im Prater) keine wilden Männer, sondern schöne Grazien finden werde,“ und: „grüße mir alles, was dir und mir lieb ist, wie gern würde ich noch hinzusetzen, und wem wir lieb sind???? wenigstens gebührt mir dieses Fragezeichen,“ — solche Aeußerungen in den Zetteln an seinen Freund Gleichenstein, der 1811 die jüngere Schwester heirathete, geben uns die Situation. Er sendet der soeben jungfräulich ausblühenden dunkel-äugigen Therese, die wohl „flüchtig ist und alles im Leben leicht behandelt,“ aber „für alles Schöne und Gute so viel Gefühl und ein so schönes Talent für Musik“ hat, eine Sonate und empfiehlt ihr Goethes Wilhelm Meister und Schlegels Shakespear. Man erkennt, daß dem Verkehre auch hier der geistige Hintergrund nicht fehlte, dessen ein Beethoven nie entrathen konnte,

und fast scheint auf der Bahn „zu neuen Thaten“ auch diesem Siegfried mehr und mehr vor der hell aufgehenden Jugend die „unsterbliche Geliebte“ verbleichen zu sollen.

Das der Pastorale unmittelbar folgende Opus 69 ist die dem Freunde Gleichenstein gewidmete Cellosonate. Als Opus 70 kommen dann die beiden herrlichen Trios, der Gräfin Erdödy gewidmet, bei der er in dieser Zeit wohnte. Der erste Satz des D-durtrios ist ein glänzend freies Spiel des Geistes und der Kräfte, das Adagio aber wie Fausts tiefe Versenkung in die Natur und ihre Geheimnisse, — ja von den seltsamen Schauern dieses Satzes hat das Ganze bei den Musikern den Namen „Fledermaustrio“. Als Opus 72 ist die „Leonore“, die im Jahre 1810 herauskam, bezeichnet, Opus 73 aber, das schönste aller Concerte, dem Erzherzog Rudolph gewidmet. Weiter kommen Opus 74 das Harfenquartett, dem Fürsten Lobkowitz, und die Clavierphantasie Opus 75, dem Freunde Brunswick gewidmet, und endlich die von Beethoven selbst sehr hoch geschätzte Fis-dursonate, Opus 78, seiner Schwester Therese gehörend. Wahrlich genug „neue Thaten“ und welch glorreich!

Doch damit sind wir schon im Jahre 1809, und dieses brachte für Beethoven günstige Veränderungen: er erhielt ein ständiges Gehalt. „Meine Umstände bessern sich, ohne Leute dazu nöthig zu haben, die ihre Freunde mit Flegeln traktiren wollen, auch bin ich als Capellmeister zum König von Westphalen berufen worden und es könnte wohl sein, daß ich diesem Rufe folge,“ schreibt er am 1. November 1808 an den schlesischen Grafen Oppersdorf, den er im Herbst 1806 mit Lichnowsky zusammen besucht und der bei ihm eine Symphonie bestellt hatte, die er aber nie erhielt. Im folgenden December gab Beethoven zunächst ein großes Concert, in dem er die beiden neuen Symphonien, Stücke der Messe, das G-durconcert und die Chorphantasie aufführte und selbst phantasirte. Man ward so aufs neue und in weiteren Kreisen auf den großen ernstern Componisten aufmerksam, den ein Vüßling wie Jerome Bonaparte nach seinem Capua Cassel ziehen wollte, und begann um seinen Verlust besorgt zu sein. Die Freunde rühren sich, Beethoven selbst nicht weniger — man erkennt es aus den Briefen an Gleichenstein und die Erdödy —, und unter dem Gesichtspuncte der thätigen „Miturheberschaft jedes neuen größeren Werkes“ werden drei „Herren“ gewonnen, welche des Künstlers Verbleiben in Wien sichern: es sind — ihr Andenken sei gepriesen — Erzherzog Rudolph und die Fürsten Lobkowitz und Rinsky — der Gemahlin des letzteren sind die „Sechs Gefänge“ Opus 75 mit Goethes Mignon und Neue Liebe neues Leben gewidmet, — und die Summe beträgt 4000 Fl. = 8000 Mt. „Du siehst mein lieber guter Gleichenstein aus Beigefügtem, wie ehrenvoll nun mein Hierbleiben für mich

geworden," schreibt er am 18. März 1809 von dem „Decret“, das er am 26. Februar aus den Händen des Erzherzogs Rudolph empfangen, und das ihm keinerlei Verpflichtung auferlegte, als in Wien und Oesterreich zu bleiben. Wenn er aber hinzufügt: „Der Titel als Kaiserl. Kapellmeister kommt auch noch nach," so ist davon gewiß nie ernstlich die Rede gewesen, der Hof eines Kaiser Franz konnte einen solchen „Neuerer" nicht gebrauchen. Die obenerwähnten Widmungen dagegen waren naturgemäße Dankesbezeugungen für solche Thatfreundschaft.

Geplant ward jetzt vorerst eine große Reise, die England und sogar Spanien berühren sollte, und Gleichenstein vernimmt: „Nun kannst Du mir helfen eine Frau suchen; wenn Du eine schöne findest, die vielleicht meinen Harmonien einen Seufzer schenkt, so knüpf im voraus an. Schön muß sie aber sein, nichts nicht Schönes kann ich nicht lieben — sonst müßte ich mich selbst lieben.“ Allein der herannahende Krieg unterbrach jedes äußere Vorhaben, brachte aber auch in die Phantasie des Künstlers jenes farbenreiche Bild der frohen Allregung der Kräfte, das H. Wagner die „Apotheose des Tanzes" genannt hat, die Siebente (A-dur-)Symphonie (Opus 92). Es war das erstemal, daß Deutschland das Bild eines eigentlich nationalen Krieges sah: Napoleon erwuchs als der Erbfeind, und vom höchsten Adel bis zum Bauern regte sich in Wahrheit das ganze Volk zu einem energischen Befreiungskriege. Und wie der Marsch ja selbst nur ein Kriegstanz ist, so faßte Beethoven dieses fröhlich frische Ziehen der Schaaren, diese Rhythmen des Pferdegetrappels, dieses Fahnenwehen und Trompetenklingen in einem instrumentalen Bilde zusammen, wie die Welt nie etwas Leuchtenderes gesehen. Dem Dichter genügt ein Mühlenradstrudel, um den „brausenden Gischt" der Charybdis zu malen. Für Beethoven war dieses frohe Kriegsspiel, wie einst für die Eroica die Gestalt Bonapartes, eine Erregung der Phantasie, die dann selbstthätig aus dem nächsten geschichtlichen Anlaß ein allgemeines Bild des freien Spiels der Kräfte und der Allregung des menschlichen Dasein machte. Die Beziehung auf die Zeit und den Nerv seiner Entstehung bekundete aber dieses Werk auch noch in seiner späteren Wirkung. Ja es bildete die entscheidende musikalische Feier, als dann 1813 auch die eigentlichen Befreiungskriege erfolgten und zum glänzendsten Erfolg führten. Denn wie er persönlich sich dem mächtigen Eroberer an Naturkraft gewachsen fühlte, hatte er auch gleich Schiller die Regung des Genius der Nation, die denselben niederwarf, sicher vorausgesehen. Diesem zweiten Gesicht des Propheten, der in jedem echten Dichter lebt, diesem zweifellos gewissen Herzgeföhle des schließlichen Triumphes verdankte der Künstler es, daß er in den Tagen der grenzenlosten Schmach und Niederhaltung doch die Erhebung der Geister und den jubelnden Sieg zu dichten vermochte. Napoleon warf

diesmal noch die Oesterreicher. Aber wie er selbst bei Aspern und Wagram zuerst die Wucht und Standhaftigkeit deutscher Art gefühlt, so schilderte, als er nun die Kaisertochter gewonnen hatte und ganz Europa dauernd zu beherrschen schien, Beethoven dennoch in dem Scherzo und Finale dieser siebenten Symphonie den ganzen Jubel der siegreichen Nation mit allem Fest- und Volksspiel, womit je die wiedererrungene Selbständigkeit und Freiheit gefeiert worden ist. Wobei man dann in dem immerhin etwas wehmuthvoll ergreifenden zweiten Satz mit seinen eintönigen Schlägen auf der Dominante auch dumpfe rhythmische Schläge zu Tod und Begräbniß erkennen mag! Und gerade dieses außerordentlich charakteristische Thema steht in dem Beginn eines Skizzenbuches, das in dieses Jahr 1809 zu setzen ist.

Freilich zunächst ging es in Wien und Oesterreich böse her. Alles war in die enge Stadt gesperrt und mußte zudem harte Lasten tragen. War beim Abzuge des geliebten Schülers Erzherzog Rudolph „das Lebewohl“ der Sonate Opus 81a geschrieben, dem auch erst am 30. Januar 1810 das Finale („die Ankunft“) folgte, so schlummerte den langweilig beengten Sommer über seine Kunst völlig. Er arbeitete nach Ph. E. Bach, Kirnberger, Fux und Albrechtsberger „Materialien zum Generalbaß“ für den hohen Schüler aus, die später fälschlich als „Beethovens Studien“ herausgegeben worden sind. Am 8. September war noch ein Wohlthätigkeitsconcert, wobei Beethoven — ein Hohn auf die Zeit, da Napoleon soeben erst Schönbrunn verlassen hatte! — selbst die Eroica dirimirte. Den Rest des Sommers aber hoffte er in irgend einem glücklichen Landwinkel zubringen zu können, und der Aufenthalt bei Brunswicks in Ungarn trieb denn auch wieder Blüthen seines Genius hervor, jene Opus 77 und 78. Dieser Herbst 1809 scheint sogar das volle Wiedererwachen desselben zu bezeichnen. Denn das Skizzenbuch der siebenten Symphonie (Opus 92) enthält auch Skizzen der Achten (Opus 93), und Beethoven gedachte um Weihnachten wieder ein Concert zu geben, zu dem natürlich nur neue Werke verwerthet werden konnten. Entwürfe zu einem neuen Concert folgen denn auch jenen Skizzen, darauf steht da: „Polonaise für Clavier allein“ und dann: „Freude schöner Götterfunken — Duvertüre ausarbeiten“ und „Abgerissene Sätze wie Fürsten sind Bettler, nicht das Ganze,“ — die Wiederaufnahme einer Jugendidee, aber hier in größerem Style, also ein geistiger Keim zum Finale der neunten Symphonie. Die wirklich aufnotirte Melodie dagegen ist 1814 zu der Duvertüre Opus 115 („zur Namensfeier“) ausgearbeitet worden.

Das Theater hatte in jener Zeit der nationalen Erweckung wieder besonders Schiller gebracht. So mochte auch in Beethoven die frühere Idee der Composition von Schillers „Freude“ wiedererstehen, er wollte damals auch den Tell mit Musik ausstatten. Für den Egmont aber ward ihm wirklich

solch ein Auftrag gegeben und dabei führen wir ein bemerkenswerthes Wort von ihm an. „Schillers Dichtungen sind für die Musik äußerst schwierig, der Tonsetzer muß sich weit über den Dichter zu erheben wissen. Wer kann das bei Schiller? Da ist Goethe viel leichter,“ sagte er einmal zu Czerny, und in der That, diese Egmontouvertüre überragt an Größe des Athems und Schwung Goethes schöne Tragödie. Die Composition dieser Musik brachte ihn aber in eine um so vertrautere Bekanntschaft mit dem Dichter, und in dasselbe Jahr 1810 fallen denn auch die unvergleichlichen Lieder „Kennst du das Land“ und „Herz mein Herz“ in jenem Opus 75.

Mit diesem Jahre 1810 stehen wir zugleich vor einem etwas räthselhaften Punkte in Beethovens Leben, seiner „Heirathspartie“.

Im Frühling schreibt er selbst einem Freunde: „Erinnern Sie sich nicht der Lage worin ich bin, wie einst Hercules bei der Königin Omphale??? Leben Sie wohl und schreiben ja nicht mehr der große Mann über mich, denn nie habe ich die Macht oder Schwäche der menschlichen Natur so gefühlt als jetzt.“ Am 2. Mai aber heißt es gegen Wegeler: „Seit ein paar Jahren hörte ein stilleres, ruhigeres Leben bei mir auf und ich ward mit Gewalt in das Weltleben gezogen. Doch ich wäre glücklich, vielleicht einer der glücklichsten Menschen, wenn nicht der Dämon in meinen Ohren seinen Aufenthalt aufgeschlagen hätte. Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfe nicht freiwillig scheiden von seinem Leben, so lange er noch eine gute That verrichten könne, längst wär ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst. O so schön ist das Leben, aber bei mir ist es für immer vergiftet.“ Er bittet um seinen Tausschein und zwar auf eine so dringende Art, daß es auffallend ist. Drei Monate später fand sich denn auch die Auflösung des Räthfels: Breuning schrieb, er glaube, Beethovens Heirathspartie habe sich zerschlagen. Uns aber bleibt das Geheimniß seiner Wahl. Man räth unwillkürlich auf die „unsterbliche Geliebte“ und Therese Brunswid. Aber wir wissen nichts. Allerdings hatte er jetzt neben dem Ruhme ein sicheres Brod. Allein sie war gegen 32 Jahre alt und er schwerhörend. Dazu eine Verwandtschaft auf seiner Seite, deren sonderbarer Schimmer bekannt genug ist. Es mußte von ihrer Seite die Leidenschaft, wenn eine solche bestanden hat, unter den Bann der Klugheit gelegt worden sein, und allerdings ist es bezeichnend, daß seitdem ihr Name bei Beethoven nicht mehr genannt wird. Allein ihre noch lebende Nichte, die Stiftsdame Gräfin Marie Brunswid schreibt ausdrücklich: „Niemals habe ich von intimeren Beziehungen noch einer Leidenschaft zwischen ihnen gehört, während die tiefe Liebe zu meines Vaters Cousine Gräfin Guicciardi oftmals besprochen worden war.“ Giulietta aber war damals längst Gräfin Gallenberg. Die Lösung dieses Räthfels gehört demnach der Zukunft.

Dagegen besitzen wir ein paar Zettel an Gleichenstein, der im nächsten Frühjahr die jüngere Malfatti heirathete. „Du lebst auf stiller ruhiger See oder schon im sicheren Hafen — des Freundes Noth, der sich im Sturm befindet, fühlst du nicht oder darfst du nicht fühlen. Was wird man im Stern Venus Urania von mir denken, wie wird man mich beurtheilen ohne mich zu sehen? Mein Stolz ist so gebeugt, auch unaufgefordert würde ich mit dir reisen dahin,“ lautet der eine. Der andere aber: „Deine Nachricht stürzte mich aus den Regionen des Glückes wieder tief herab. Wozu denn der Zusatz, du wolltest es mir sagen lassen, wenn wieder Musik sei? Bin ich denn gar nichts als dein Musikus oder der Andern? — Ich kann also nur wieder im eigenen Busen einen Anlehnungspunct suchen, von außen giebt es also gar keinen für mich. Nein, nichts als Wunden hat die Freundschaft und ihr ähnliche Gefühle für mich. So sei es denn. Für dich, armer Beethoven, giebt es kein Glück von außen, du mußt dir alles in dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest du Freunde.“ In Therese Malfattis Besitz war die Skizze von „Herz mein Herz“ und Klärchens Lied „Freudvoll und leidvoll“. In der Zeit der Verlobung Gleichensteins war dem so bitter Getäuschten die sehnsüchtige Empfindung übergequollen, — allein konnte das achtzehnjährige Mädchen wagen, was die ernste Gräfin nicht gewagt? — Therese Brunswick starb unvermählt, Therese Malfatti heirathete 1817 einen Herrn von Droßdick. Der Verkehr Beethovens mit der Familie aber blieb bestehen.

Das Nächste was uns jetzt begegnet, ist die Bekanntschaft mit Bettina Brentano, die zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Goethe führte.

Ihr Bruder Franz hatte eine Birkenstock aus Wien zur Frau, in deren Elternhause Beethoven längst wohl bekannt war. Sie selbst war die Braut Archim von Arnims und ihre tief musikalische Natur hatte ihr eine wahre Sehnsucht zu Beethoven eingegeben. An einem schönen Maitage ging sie daher einfach mit ihrer verheiratheten Schwester Savigny zu ihm in seine Wohnung und ward auch aufs beste empfangen. Er sang ihr jenes schöne „Kennst du das Land,“ zwar scharf und schneidend, aber mit tiefstem Ausdruck. Ihre Augen glänzten. „Aha,“ sagte er, „die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen, Künstler sind feurig, die weinen nicht.“ Dann ging er mit ihr nach Hause zu Brentanos und seitdem waren sie alle Tage beisammen.

Bettina hat damals den Eindruck seiner Erscheinung und seiner Gespräche zusammengefaßt und an Goethe berichtet. Man findet diese so interessanten und bedeutsamen Schriftstücke in dem Buche „Beethoven“ (1877). Sie zeigen, wie sehr Beethoven den hohen Beruf seiner Kunst und ihre Wurzel im allerschaffenden Geiste faßte. „Er fühlt sich als Begründer einer

neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben, er erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Uerschaffene, — was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon von Sonnenaufgang am heiligen Tagewerk ist und nach Sonnenuntergang kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergiftet? — O Goethe, kein Kaiser und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht und daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven,“ schreibt sie. Und Goethe, der „mit Vergnügen das Bild eines wahrhaft genialen Geistes in sich aufnimmt“ und wohl weiß, „daß diesem eben sein Genie vorleuchtet und oft wie durch einen Blitz Helling giebt, wo wir im Dunkel sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen werde“. — Goethe lädt ihn nach Karlsbad, wo er doch beinahe jedes Jahr hinkomme.

Die beiden merkwürdigen Schreiben an Bettina (vom 11. August 1810 und 10. Februar 1811), deren Autographe seitdem aufgefunden worden sind, enthüllen das ganz liebeerregte Wesen des Künstlerherzens in dieser Zeit, man findet sie in den „Briefen Beethovens“. Ergänzend für diese Lebensseite des Künstlers und doch weit über all das Leid und die Freude solcher Zustände hinaus ist eine Composition dieser Zeit, das Quartetto serioso Opus 95 vom October 1810. Dumpfe Donner kündeten das Arbeiten dieses Vulcans an, und doch das Finale, wie weiß dieser Geist stets wieder von sich selbst frei zu werden. Auch das heldisch sich aufschwingende Trio Opus 97 stammt aus dem Frühjahr 1811 und zeigt besonders im Adagio eine ganz wunderbare innere Befeligung. Allein es scheint doch die Fülle bitterer Erlebnisse insofern einigen Einfluß geübt zu haben, als außer diesen Compositionen in jener Zeit wenig entstanden ist. Doch mag andererseits die Bestellung der beiden Festspiele „Die Ruinen von Athen“ und „König Stephan“ für das neue deutsche Theater in Pest seine beste Zeit weggenommen haben, und dann waren ja noch die beiden Symphonien auszuarbeiten. Auch fällt das Lied „An die Geliebte“ in dieses Jahr 1811 und der Hauptentwurf von Opus 96, der lieblich neckischen Violinsonate, vollendet 1812 bei Anwesenheit des damals berühmten Violinspielers Node in Wien.

Die Arbeit an den beiden Festspielen füllt den Sommer 1811 aus, ihre Aufführung aber geschah im Frühjahr 1812. Zugleich dachte man wieder an eine Oper für Wien — es waren die Ruinen von Babylon —, und ferner muß eine Einladung nach Neapel, wo Graf Gallenberg Theaterdirector war, eben damals an ihn ergangen sein. Das Nächste aber war eine Bade- reise nach Teplitz, wo er mit Barnhagen, Tiedge und Elise von der Hecke in ein näheres Verhältniß trat. Bei ihr lebte eine lichtbraune junge Dame aus Berlin, Amalie Sebald, damals 25 Jahre alt, mit einer bezaubernd schönen Stimme und durch geistige und körperliche Vorzüge gleich ausgezeichnet. Zu ihr faßte der so oft getäuschte Meister eine tiefe Zuneigung: ihr Auge



zeigt Seelengüte und Verstand zugleich, ihr Mund ist besonders lieblich, — vor mir liegt ihr Bild. „Der Gräfin einen recht zärtlichen und doch ehrfurchtsvollen Händedruck, der Amalie einen recht feurigen Kuß, wenn uns niemand sieht,“ schreibt er hinterher an Tiebge. Goethe sah er diesmal nicht. Doch ging er nächstes Jahr abermals hin, und damals geschah nun die vielbesprochene Begegnung mit dem „kostbarsten Kleinod einer Nation“, wie er selbst gegen Bettina einen „großen“ Dichter nennt. Wir geben davon die Hauptsache.

Anwesend waren das österreichische Kaiserpaar, ihre Tochter, die Kaiserin von Frankreich, der König von Sachsen, der Herzog von Sachsen-Weimar und zahlreiche andere fürstliche Personen. Zu der früheren Gesellschaft kamen jetzt Goethe, der Jurist Savigny und sein Schwager A. von Arnim nebst seiner reizenden Frau Bettina. „Mit Goethe war ich viel zusammen,“ schreibt Beethoven selbst am 12. August 1812 an seinen Erzherzog nach Wien. Und des Dichters Wort gegen Zelter lautet: „Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt. Allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genugreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.“

Die merkwürdige Begebenheit, die in dem ebensoviel bestrittenen wie gelesenen dritten Briefe an Bettina steht, dessen Autograph nicht vorhanden scheint, erzählt nun sie selbst in einem Schreiben an Bückler-Muskau. Goethe, der von den anwesenden Fürsten viel Auszeichnungen genossen hatte, habe besonders der Kaiserin seine Devotion bezeugen wollen und das „mit feierlich bescheidenen Ausdrücken“ auch Beethoven angedeutet. Dieser aber habe entgegnet: „Ei was, so müßt Ihr's nicht machen. Ihr müßt ihnen tüchtig an den Kopf werfen, was sie an Euch haben, sonst werden sie's gar nicht gewahr. Ich hab's ihnen anders gemacht.“ Und nun erzählte er, wie ihn einmal sein Erzherzog haben warten lassen und er darauf fortgegangen sei; einen Orden könnten sie einem wohl anhängen, einen Hofrath könnten sie wohl machen, aber keinen Goethe, keinen Beethoven, davor müssen sie Respect haben. Indem sei nun der ganze Hofstaat gekommen. Nun sagte Beethoven: „Bleibt nur in meinem Arm hängen, sie müssen uns Platz machen.“ Aber Goethe machte sich los und stellte sich mit abgezogenem Hut an die Seite, während Beethoven mit untergeschlagenen Armen mitten durchging und nur den Hut ein wenig rückte, während diese sich von beiden Seiten theilten um ihm Platz zu machen und ihn alle freundlich grüßten. Jenseits blieb er

stehen und wartete auf Goethe, der mit tiefen Verbeugungen sie hatte an sich vorbeigelassen. Nun sagte er: „auf Euch habe ich gewartet, weil ich Euch ehre und achte, wie Ihr es verdient, aber jenen habt Ihr zuviel Ehre angethan.“ Nachher sei dann Beethoven zu ihnen gelaufen und habe ihnen alles erzählt.

Daß diesem Vorgange nicht entfernte Ueberschätzung der eigenen Person, sondern ein tief menschliches Gefühl der Gleichberechtigung zugrundelag, die in der That der Künstler am schwersten erwirbt, bezeugt der ganze Verlauf von Beethovens Leben, bezeugt auch hier der Verkehr aus den letzten Tagen dieses Badeaufenthaltes: er fand Fräulein Sebald wieder. Eine Reihe Billets von zartester Bescheidenheit an sie in den „Neuen Briefen Beethovens“ deutet uns das innige Einvernehmen mit der feinsinnigen Norddeutschen an, die zugleich seinem Naturell mit besserem Verständniß, als er bisher erfahren, entgegenkam. „Ich fand nur Eine, die ich wohl nie besitzen werde,“ schreibt er 1816. Und aus demselben Jahre stammt sein Geständniß, seit fünf Jahren habe er eine Dame kennen gelernt, mit welcher sich zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte; es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. „Dennoch ist es jetzt noch wie den ersten Tag, ich hab's noch nicht aus dem Gemüth bringen können,“ schloß er. Er wußte nicht, daß Amalie Sebald seit October 1815 Frau Justizrath Krause hieß. Er hat diesmal seine Empfindung auch deutlich in Tönen ausgedichtet, in dem Liederkreis „An die ferne Geliebte,“ der das Datum „1816 im Monat April“ trägt.

Es war das letztemal, daß er ernstlich mit einer „Heirathspartie“ umging. Bald sollte ihn das Schicksal zum „Vater“ machen, aber ohne Frau. Allein was auch an persönlichem Wünschen und Bedürfnen noch durch dieses Künstlerleben hindurchging, fest auf die Sterne gerichtet stand sein Sinn, und in der idealen Welt fand er wirklich seine Freunde: nach der siebenten Symphonie gewann auch die achte eben in diesem Herbst 1812 ihre Vollendung. Wenn das neclische Allegretto scherzando der letztern den Keim seiner Entstehung in dem kurz zuvor erfundenen Mälzl'schen Metronom (Chronometer) hat, so mag das ungewöhnliche Menuett mit seinem stolzirenden Schritt auf jene vornehme Hofgesellschaft hinweisen, die Beethoven so sehr an die überwundenen Zeiten des Ancien régime ermahnte, wo das l'état c'est moi auch noch in der Gesellschaft galt. Jedenfalls aber ist es eben der wunderbar frei und groß sich aufschwingende Geist einer neuen und besseren Zeit, was in diesen Werken sich ankündigte, und gerade die siebente Symphonie sollte es denn auch sein, die unserem Meister selbst im großen und weiten Sinne die Herzen der Zeit öffnete: sie half den neugewonnenen Frieden mitfeiern, den der Wiener Congreß begründete, und dies leitete in Beethovens

Leben ebenfalls eine neue Phase der Entwicklung ein, die ihn erst auf die volle Höhe seines Daseins und seines Künstlerthums führte, zur neunten Symphonie, zur großen Messe und zu den mächtigen letzten Quartetten.

Ludwig Muhl.

### Ein mediatisirter deutscher Kleinfürst.\*)

Der Graf Franz von Erbach-Erbach wird in den Büchern der Weltgeschichte nicht genannt. Dennoch zeigt ein Blick in die Lebensbeschreibung, die jetzt sein Andenken erneuert und für weitere Kreise festhält, daß er ein biographisches Denkmal wohl verdient hat. Die deutsche Culturgeschichte hat, wie wir hier an einem Beispiel sehen, noch manche Schätze zu heben. Was die deutsche Bildung den kleinen staatlichen Verbänden unserer alten Verfassung, den kleinen Höfen und Gemeinwesen verdankt, das können wir jetzt um so unbefangener anerkennen und zu Tage fördern, je weniger diese verbliebenen politischen Gebilde unseren nationalen Bedürfnissen mehr im Wege stehen.

Das Leben dieses Kleinfürsten hat sein Interesse schon um der Zeit willen, in die es fiel: Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Noch mehr aber wegen der Persönlichkeit desselben und der bleibenden Schöpfungen, in denen sein reger Kunstsinne und sein wissenschaftlicher Eifer sich verewigt haben. Die Vorgeschichte des reichsgräflichen Hauses, dessen Besitzungen im Odenwald liegen, bietet wenig Bemerkenswerthes, es seien denn die Kriegsabenteuer verschiedener Glieder, von denen übrigens etliche wacker für die evangelische Sache fochten. Rasch geht der Biograph durch diese Ahnenhalle hindurch, um nun desto umständlicher von seinem Helden zu berichten, dem letzten souveränen Grafen, der am 29. October 1754 im Schlosse Erbach geboren, nach seinem Taufpathen Kaiser Franz I. den Namen Franz erhielt, mit drei Jahren seinen Vater verlor, durch seine Mutter aber eine sorgsame Erziehung à la mode empfing und mit seinem Gouverneur Christian Friedrich Freund, einem offenen, vorurtheilsfreien Kopfe, früh auf Reisen geschickt wurde. Schon mit fünfzehn Jahren machte er Voltaire einen Besuch und Rousseau, von denen der erstere einen ungleich günstigeren Eindruck auf die Reisenden hervorbrachte als der letztere. In Colmar suchten sie den blinden Pfeffel auf, und in Straßburg erlebten sie kurz nach ihrer Ankunft das Leichenbegängniß Schöpflins, August 1770. In Straßburg wurde längerer Aufenthalt gemacht, der junge Graf studirte, und zwar vorzugsweise die archäologischen Werke Winkelmanns. Im Mai 1772

\*) Graf Franz zu Erbach-Erbach. Ein Lebens- und Culturbild von L. Ferdinand Dieffenbach. Darmstadt, Liter.-artist. Anstalt. 1879.

aber ging es nach Paris, wo er den Hof Ludwigs XV. kennen lernte und in der aristokratischen Gesellschaft der Weltstadt sich bewegte. Dann wurde London besucht und darauf die Reise auf dem Festland fortgesetzt. Man liest die Schilderung dieser Fahrten und der gewonnenen Eindrücke um so lieber, als sie vielfach die Aufzeichnungen des Gouverneurs wiedergiebt, also den Reiz einer ursprünglichen Darstellung besitzt.

Im September 1773 kamen sie nach Potsdam und wurden von Friedrich dem Großen empfangen. Der König empfing sie stehend, auf den Rohrstock gestützt, den Hut auf dem Arm, und begrüßte sie mit vieler Zuvoorkommenheit. Er war sehr gut gelaunt, sein leuchtendes Auge, sein geistreicher Blick, sein liebenswürdiger, freundlicher Gesichtsausdruck verlieh allem was er sprach, eine Lebendigkeit und Ueberzeugungskraft, die Jeden auf das lebhafteste zu ihm hinzog. Der König sprach nahezu dreiviertel Stunden; er kam auch auf die Mitglieder des eben durch Papst Clemens XIV. unterdrückten Jesuitenordens zu reden, bedauerte das Loos der Vertriebenen und sagte u. A.: „Es scheint mir hart, den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu bestrafen. Diejenigen, die bei uns sich aufhalten, sollen unvertrieben bleiben. Ich bin Keßer, ein großer Keßer, folglich kann mich der Papst auch nicht meines Eides entbinden, die Religionsverhältnisse in Schlesien so zu lassen, wie ich sie vorgefunden habe. Sie sehen, wir Anderen haben auch eine Religion, und im Grunde des Herzens kann uns der Papst nicht darüber grollen. Wer weiß, was kommt. Eines Tages vielleicht braucht man diese Herren Jesuiten wieder — nun, ich werde dann eine Pflanzschule haben.“

Die Reisenden wohnten noch den großen Herbstmanövern bei, die der König persönlich leitete, und der Begleiter des Grafen schreibt: „Er war herrlich anzusehen, der alte Held. Jedesmal wenn er zu Pferde stieg, schien er sich zu verjüngen. Es ist eine Thätigkeit, eine Schnelligkeit, eine Aufmerksamkeit in ihm, die unvergleichlich ist. Mit dem Auge eines Adlers überblickt er Alles, und wie der Blitz trägt ihn sein Bucephalus überall hin, wo seine Gegenwart nothwendig ist.“

Von Berlin begab sich Graf Franz über Leipzig und Dresden nach Wien, wo Kaiser Josef und dessen Hof besucht wurde. Es folgte eine erste Reise nach Italien, die aber der jetzt neunzehnjährige Graf gegen das Widerstreben seiner Mutter durchzusetzen hatte. Er berief sich auf seine Neigung zu den Alterthümern. Die Mutter aber schrieb dawider: „Daß unser Sohn Lust zu Antiquitäten hat, ist uns mehr als zu wohl bekannt. Allein sollten wir solche noch ferner nähren? Es ist ein mühsames und kostbares Studium. Es erfordert abstracte Männer, und es erfordert, um selbst Sammlungen zu machen, reiche Männer, die Capitalien todt liegen lassen können. Wenigstens wir haben noch keinen reichen Antiquarium gesehen. Und was wird unserem

Sohne die Kenntniß von Antiquitäten helfen? Gewiß nicht soviel, als die Erfahrung im deutschen Staatsrecht. O! könnten wir doch dessen Wißbegierde darauf lenken!“ Auch die üblen und gefährlichen Wege in Italien sind der guten Mutter eine Sorge. „Das Clima,“ fährt sie fort, „die Lebensart, die vor Leib und Seele große Verführung, die Banditen und dergleichen Ursachen liegen uns freilich mehr am Herzen als schlechte Wege. Wir haben zwar von Unserem Sohne und dessen Aufführung die besten Begriffe. Es bleibt aber allemal ausgemacht, daß Italien ein Land ist, dessen Speis' und Trank nicht jeder Deutsche vertragen kann, und in welchem die Verführung groß ist.“ Dennoch ergiebt sich das mütterliche Herz zuletzt in das Unvermeidliche. „Wir sehen aber leider, daß unser Sohn mit Eigensinn auf dieser Reise bestehet, und wir sehen im Voraus die Verdrießlichkeiten, die uns daraus entstehen werden, wenn wir solche nicht zugeben. Wir wollen uns dessen Herz und kindliche Liebe nicht entziehen.“

Im December 1773 wurde von Wien aufgebrochen und über Venedig ging es gleich nach Rom, wo die Kunstschätze eifrig studirt und mit dem russischen Hofrath Meiffenstein und dem Director der capitolinischen Museen, Abbate Visconti, enge Freundschaft geschlossen wurde. Durch den Cardinal Albani wurde der Graf auch dem Papste vorgestellt. Im März wurde Neapel besucht und die Rückreise über Florenz, Genua und Turin gemacht.

Nach seiner Rückkehr nach Erbach, Juli 1775, übernahm der Fürst die Regierung seines kleinen Ländchens im Odenwald, das 31 Quadratmeilen groß 32,000 Einwohner zählte. Er führte, zweimal vermählt, die Regierung nach den aufgeklärten Tendenzen der Zeit, ein freisinniger und milder Reformirer. Am meisten aber lag ihm das Zustandekommen der großen Sammlungen am Herzen, die heute noch das Schloß zu Erbach beherbergt. Zunächst Sammlungen von Rüstungen, Waffen und mittelalterlichen Kunstwerken, denen später solche von Werken der römischen und griechischen Kunst folgten. Die letzteren waren die Frucht einer zweiten Reise nach Italien, im Jahre 1790, wo er wiederum eifrig studirte, dazu aber sammelte und selbst an Ausgrabungen sich betheiligte, so in Tivoli, in Herculanium, in Pompeji. Es befinden sich unter diesen antiken Schätzen, im „hadrianischen Zimmer“ zu Erbach, die in Tivoli gefundene Statue Hadrians, eine Büste Alexanders des Großen und andere gute Arbeiten des Alterthums, auch der berühmte Helm vom Schlachtfelde von Cannä. Ein zweites Zimmer, das „trajanische“, enthält eine Statue Trajans, verschiedene Büsten, darunter ein Kopf des Germanicus, und Alterthümer aller Art. Auch die wissenschaftlichen Bestrebungen des Grafen zur Aufhellung des Aufenthaltes der Römer im Odenwald werden von dem Biographen ins Licht gestellt. Er hat das ganze System römischer Befestigungen aufgedeckt, die auf den Höhen des linken Mainufers errichtet sind.

Solche Studien pflegte der Graf während der Stürme der französischen Kriege und während der Rheinbundszeit, die ihm die Mediatifirung brachte. Der Freiheitsbewegung schloß sich der habsburgisch gesinnte Graf, der den corsischen Emporkömmling haßte, von ganzer Seele an: vom Minister Freiherrn vom Stein ward er zum Bannerherrn des Obenwälder Landsturmes ernannt. In Wien betheiligte er sich an den Bemühungen, welche die Mediatifirten zur Wiederherstellung der alten Reichsverfassung machten. Nach dem Congreß, der diese Bestrebungen vereitelte, zog er sich aus dem öffentlichen Leben ganz zurück, seinem Ländchen ein gütiger, patriarchalischer Herr. Nach einem heiteren und thätigen Lebensabend — ein eifriger Sammler und begeisterter Alterthumsfreund blieb er Zeitlebens — segnete er das Zeitliche am 8. März 1823. In seinen hinterlassenen Papieren findet sich ein genauer Plan des Schlachtfeldes von Marathon, den er entworfen hatte, um nach demselben an Ort und Stelle Ausgrabungen vorzunehmen. Ein bleibendes Vermächtniß hinterließ er in seinen Sammlungen. Auf diejenigen des Rittersaales hatte Napoleon III. sein Auge geworfen, er wollte sie im Jahre 1868 für eine Million Gulden erwerben und damit eine Brunnhalle der Kaiserin Eugenie ausschmücken. Das Büchlein ist mit einem guten Bildniß des Grafen geschmückt und kündigt sich als der Anfang einer deutschen Adels-galerie an, die, nach diesem Beginne zu schließen, der deutschen Culturgeschichte schätzbare Beiträge zu liefern verspricht.

W. L.

### Aus dem Reichstag.

Der Abschluß der fünfmonatlichen Session — eben so der längsten wie der folgenreichsten, die bis jetzt stattgefunden — ist erfolgt, und es läßt sich die Bilanz ziehen, die für Gesamtdeutschland aus den gefaßten Beschlüssen sich ergeben wird, insoweit überhaupt die Gegenwart im Stande ist, die Wirkungen für die Zukunft zu übersehen. Diese Einschränkung gilt um so mehr, je erregter die Gegenwart ist und mithin nothwendig befangen in ihrem Urtheil.

Um aber solche Bilanz zu ziehen, muß man zurückgehen auf den Ausgangspunct, auf die Forderungen und Aufgaben, die sich aus unserer letzten Vergangenheit entwickelt hatten und deren Lösung der jetzigen Reichstags-session oblag. Finanzielle Selbständigmachung des Reiches mittelst Ersetzung der Matricularbeiträge durch eigene indirecte Reichssteuern, das war der Grundgedanke der Reform, wie sie vom Reichskanzler seit länger als Jahresfrist wiederholt als nothwendig entwickelt worden, nothwendig ebensowohl im Interesse des Reiches wie im Interesse der Einzelstaaten, für welche eine weitere Steigerung der zu hoch entwickelten directen Steuern nicht möglich und gegenüber steigenden Bedürfnissen ein Freiwerden ihrer bisherigen Matricular-

beiträge für die heimischen Landesbedürfnisse nothwendig geworden war. Unter den Objecten für diese neuen indirecten Reichssteuern erschien in fast allseitigem Einverständniß der Tabak als eins der geeignetsten und ergiebigsten. Zu diesem einfachen Gedanken einer Finanzreform im Reich, die allerdings in ihrer unmittelbaren Rückwirkung auch den Einzelstaaten zu Gute kommen sollte und mußte, gesellte sich durch das Kanzlerschreiben vom 15. December vorigen Jahres der weitere Plan einer wirthschaftlichen neben der Finanzreform durch Aufgeben unserer bisherigen Handelspolitik, die im Wege von Handelsverträgen den Zolltarif möglichst zu vereinfachen suchte, unserer Industrie die nothwendigen Rohstoffe und Halb-Fabrikate zollfrei oder zu möglichst billigen Zollsätzen zuzuführen bestrebt war und einzelne deutsche Industriezweige durch mäßige Schutzzölle gegen auswärtige Concurrenz schützte. An die Stelle dieses Systems wollte das Kanzlerprogramm einen autonomen Tarif gesetzt wissen mit dem Princip der allgemeinen Zollpflicht für alle Waaren und Rohstoffe mit Ausnahme der in Deutschland überhaupt gar nicht vorhandenen, wie Baumwolle, und mit dem Princip des gleichen Schutzes für alle heimische Production.

Das Hinzutreten dieser wirthschaftlichen Reform zu der Finanzreform erschwerte die Ausführung beider und das von Anfang an sich zeigende Bestreben, beide untrennbar mit einander zu verbinden und eines durch das andere zu unterstützen und durchzubringen, worauf wir in unseren Berichten wiederholt verwiesen, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Verwirrung und die Schwierigkeiten zu vermehren.

In welcher Form gehen nun diese Reformgedanken als fertige Gesetzeswerke aus der Reichstagsession hervor?

Das Reich hat neue indirecte Steuern erhalten, sogar ein gut Theil über den Betrag der abzulösenden Matricularbeiträge hinaus (ein Mehr von rund 30 Millionen durch Tabakzoll und -Steuer, von 30 Millionen durch Finanzzölle, von 40—50 Millionen durch Schutzzölle, während die diesjährigen Matricularbeiträge einschließlich der Aversen 92 Millionen betragen), aber die beabsichtigte finanzielle Selbständigkeit des Reiches ist durch den Franckensteinschen Antrag, dessen Annahme das Centrum zur Bedingung seiner Zustimmung machte, vereitelt, die Matricularbeiträge bleiben nach wie vor ganz unverändert fortbestehen und die Erträgnisse der ganzen Zölle und der Tabakssteuer gehören dem Reiche künftig nur so weit, als sie den Betrag von 130 Millionen nicht übersteigen, das übrige gehört den Einzelstaaten. In dieser Richtung ist also die Finanzreform sehr wesentlich modificirt und der eine in ihr liegende Gedanke ist sogar in sein Gegentheil verwandelt worden, der Gedanke nämlich, die in der Verfassung als ein provisorisches Auskunftsmittel behandelten Matricularbeiträge durch eigene Reichssteuern zu

ersehen. Vielmehr sind nun die Matricularbeiträge als dauernde Reichsinstitution sanctionirt und das Reich ist verpflichtet, ohne Rücksicht auf seine steigenden Bedürfnisse, von seinen eigenen Reichssteuern nur eine für immer fixirte Geldsumme zu behalten und alles andere an die Einzelstaaten zu deren beliebiger Verwendung abzuführen.

In der wirthschaftlichen oder Zollreform differirt das gewonnene Resultat nicht wenig von dem aufgestellten Kanzlerprogramm. Zwar die Abwendung von dem bisherigen maßvollen System, das durch Handelsverträge einen friedlichen und vortheilhaften internationalen Verkehr zu sichern suchte, ist im weiteren Verlauf noch weit stärker zum Ausdruck gekommen als es nach dem Kanzlerprogramm beabsichtigt schien; aber das System der allgemeinen Zollpflicht ist stillschweigend fallen gelassen, das Princip des gleichen Schutzes für alle heimische Production hat sich als gänzlich undurchführbar erwiesen und anstatt desselben ist zurückgeblieben ein Zollschutz für einzelne Industrien auf Kosten anderer, die hierunter leiden, und besonders hervortretend ist die große Begünstigung des in zwei Industriezweigen angelegten großen Capitals, die Begünstigung der Eisen- und Spinnereiindustrie. Wenn im Anfange die für die Landwirthschaft berechneten Zölle auf alle unentbehrlichen Lebensmittel sehr im Hintergrund standen, so traten dieselben allmählich als Hauptsache in den Vordergrund der Agitation, namentlich seit der Reichskanzler in seinem bekannten Briefe an von Thüngen seine eigene Vorlage in dieser Beziehung so abfällig beurtheilte und zur Agitation dagegen aufforderte. Im Reichstag stieg im Verlauf der Verhandlung die Vorliebe für hohe Schutzzölle, die im Ganzen an mehr Stellen durch den Reichstag eine Erhöhung als eine Abminderung erfahren haben. Die Coalition des Großcapitals in Eisen, Spinnerei und Landwirthschaft siegte über alle Einwendungen und die Mitglieder dieser Coalition decretirten sich gegenseitig höhere Schutzzölle, deren Last die Masse der Consumenten zu tragen hat, ohne Antheil zu haben an dem Geldgewinn, den das Großcapital daraus zieht.

Einen integrirenden Bestandtheil des neuen Systems bilden die Retorsionsmaßregeln gegen Staaten, die unsere Waaren durch hohe Zölle von sich ausschließen wollen. Wird einmal das System der Handelsverträge als der beste Weg, friedlichen internationalen Verkehr zu sichern, verlassen, so ist die Möglichkeit für die Regierung ganz unentbehrlich, im Wege von Retorsionen andere Staaten zu einer uns günstigen Zollbehandlung zu zwingen. Insofern halten wir den Gedanken, welcher in dieser Beziehung im Gesetzentwurf enthalten war, für völlig berechtigt. Aber die Ausführung des Gedankens gab dem Bundesrath eine so schrankenlose Gewalt, daß damit dem Handel jede Stetigkeit und jede sichere Calculation unmöglich gemacht wurde, denn der Bundesrath sollte berechtigt sein, den ganzen Tarif um hundert Procent



zu erhöhen gegenüber dem Lande, das auch nur eine deutsche Waare mit einem „erheblich höheren Zoll“ als in Deutschland belegte. Diese schrankenlose Ermächtigung ist reducirt auf den Fall, daß ein Land deutsche Waare ungünstiger behandelt als die eines anderen Landes und die Möglichkeit der Zollerhöhung ist von hundert Procent reducirt auf fünfzig.

Der für Deutschland, namentlich für die Ostseeprovinzen so unendlich bedeutende Durchfuhrhandel besonders in Holz und Getreide, der durch die bedeutenden Zollerhöhungen und die Zollbelegung bisher zollfreier Artikel eine noch gar nicht in allen Folgen zu übersehende Schädigung zu fürchten hatte, war in den Vorlagen völlig unberücksichtigt und ohne jede Fürsorge geblieben. Mühsam war es in der Commission des Reichstages gelungen, für diesen wichtigen Zweig deutscher Thätigkeit nothwendige Sicherungsmaßregeln durch die obligatorische Einführung von Transitlagern, die eine zollfreie und ungehinderte Manipulation mit den transitirenden Waaren ermöglichen, herbeizuführen. Leider sind im Plenum diese Sicherungsmaßregeln, dem starken Verlangen des Kanzlers entsprechend, wieder bedeutend abgeschwächt worden, wie denn überhaupt der deutsche Handel, der nicht nach Schutz Zoll ruft, als nicht recht ebenbürtig betrachtet und etwas stiefmütterlich behandelt zu werden pflegte.

Wenn so Finanzreform wie Zollreform in bedeutenden Theilen, wenn auch mit starken Abänderungen, zur Thatsache werden, die Finanzreform freilich in ihrem der Entwicklung des Reichsgedankens förderlichen Theile in ihr volles Gegentheil verwandelt, so ist daneben noch des Schicksals zu gedenken, welches der Erweiterung widerfahren ist, die das System im Laufe der Verhandlung erfahren hat. Die Finanzreform war ursprünglich berechnet auf Selbständigmachung des Reiches mittelst Ersetzung der Matricularbeiträge durch eigene Reichssteuern; damit fanden zugleich die finanziellen Verlegenheiten der Einzelstaaten ihre Erledigung, die mit ihren nun disponibel werdenden Matricularbeiträgen ihre heimischen Deficits decken konnten. Dieser Gedanke erweiterte sich allmählich dahin, daß nicht nur für das wirklich vorhandene Bedürfniß des Reiches neue Reichssteuern erhoben werden sollten, sondern weit darüber hinaus — bei den Heidelberger Finanzministerconferenzen scheint der Gedanke von neuen Reichssteuern im Betrage bis zu 250 Millionen bereits eine Rolle gespielt zu haben —, so daß das Reich als großmüthiger Dispensator an die Einzelstaaten vertheilen könne. Der Reichskanzler behandelte in einer seiner ersten Reden diesen Gedanken bereits als einen integrirenden Bestandtheil seines Programms und zwar mit der ausgesprochenen Tendenz, auf diese Weise in Preußen die directen Landessteuern ganz oder theilweise durch indirecte Reichssteuern zu ersetzen. Beiläufig scheint uns in dieser übertriebenen Entwicklung der indirecten Steuern ein eben so

großer Fehler zu liegen, wie bisher in der allzustarken Entwicklung der directen Steuern. Die darauf folgende Rede des preußischen Finanzministers Hobrecht, der diese Pläne des Kanzlers als Zukunftsmusik charakterisirte, bewies wenigstens das eine sicher, daß dieser Theil des Programms im preußischen Staatsministerium noch völlig unfertig sei, und also keinesfalls für eine jetzige Finanzreform im Reiche in Betracht kommen könne. Gleichwohl hat fortwährend die Tendenz einen starken Einfluß behauptet, daß dem Reiche zum Zweck einer freigebigen Vertheilung an die Einzelstaaten unbegrenzte Erträge aus Reichssteuern zugeführt werden möchten, die weit über das nachgewiesene Reichsbedürfniß hinausgehen. Wir haben diese Tendenz von Anfang an als eine grundsätzliche bekämpft, nur geeignet, die Finanzrechte zwischen Reich und Einzelstaaten in der nachtheiligsten Weise zu verwirren. Im finanziellen Resultat ist dieser Theil des Planes für jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen, da die jetzt verwilligten Steuern noch nicht so viel ergeben, um für die nächste Zeit namhafte Vertheilungen an die Einzelstaaten erwarten zu lassen. Für uns genügt es daher zur Zeit, den Widerspruch gegen den Plan zu constatiren. Aber der Grund zur Ausführung ist durch den Franckensteinschen Antrag gelegt und wir möchten späterer Ausführung den Nachweis vorbehalten, wie bedenklich und verwirrend ein solches System wirken mußte. Für jetzt glauben wir nur daran erinnern zu sollen, daß dieser Theil des Systems für jetzt vorbereitet, aber unausgeführt ist, wohl aber im weiteren Verlauf des zur Zeit nur in seinen Anfängen zur Ausführung gelangten Systems mit Sicherheit auf die weitere Ausführung zu warten hat. Von den projectirten Finanzzöllen sind ja jetzt nur ein Theil zur Ausführung gelangt. Die kommenden Legislationen müssen auf diesem Gebiete noch auf ganz andere Vorlagen gefaßt sein und dann wird dieser in unseren Augen falsche Gedanke einer sogenannten Unification der deutschen Reichs- und Landesfinanzen stärker in den Vordergrund treten.

Wenn sonach die finanzielle wie die wirthschaftliche Reform in stark modificirter Form aus der Reichstagsession herauskommt, eine Modification, die das Schutzzollsystem sehr verschärft und die finanzielle Selbständigkeit des Reiches geschwächt hat, so fallen noch stärker ins Gewicht die Mittel, wodurch dies erreicht und die begleitenden Umstände, die sich daran knüpfen. Die überaus mäßigen Forderungen der nationalliberalen Partei, durch periodische Verwilligung einzelner Zölle das Budgetrecht des Reichstages sicher zu stellen, wurden abgelehnt und dagegen die Forderungen des Centrums genehmigt, die den Einzelstaaten mehr Vortheil zu sichern suchten als dem Reiche. Und diese Forderungen sind genehmigt auf Grund einer Vereinbarung zwischen den Parteien der Conservativen und des Centrums, die bisher der Bismarckschen Politik, die das deutsche Reich begründete, den erbittertsten Widerstand

entgegenstellten, und in demselben Augenblick wo dies geschieht, nehmen drei preussische Minister, und unter ihnen Falk, der der erprobte Repräsentant der Unabhängigkeit des deutschen Staates gegenüber den Anmaßungen der römischen Hierarchie in mehrjährigem Kampfe war, ihre Entlassung, und der Reichskanzler erklärt in schroffer Weise der Partei der Nationalliberalen, die seine Politik seit Begründung des Norddeutschen Bundes am nachdrücklichsten unterstützt, daß er sie nicht mehr brauchen könne, sich von ihr abwende und sie für eben so staatsgefährlich halte wie die Socialdemokratie — das alles sind Thatsachen und Symptome, die man nicht isolirt betrachten kann. Wenn einer der entlassenen Minister erklärt, daß er nicht des Frankenstein'schen Antrags halber gehe, so glauben wir ihm dies gern, wie wir überhaupt den Frankenstein'schen Antrag zwar für äußerst verwirrend und herzlich mangelhaft halten, aber nicht als das deutsche Reich geradezu zerstörend oder untergrabend. Aber das Zusammentreffen jener Umstände ist doch kein zufälliges und der Abgang des Ministers Falk in dem Augenblick, wo die Partei der römischen Hierarchie sich ausdrücklich als der Helfer in der Noth für das deutsche Reich gerirt und als solche Erfolge erzielt, ist doch ein deutliches Symptom dafür, daß die deutsche Finanz- und wirthschaftliche Reform, die ganz wesentlich durch Hülfe der Partei der römischen Hierarchie durchgeführt worden ist, dieser Partei einen Einfluß auf die Leitung unserer Geschicke sichert, die uns wohl zu ernstern Bedenken Anlaß giebt.

Das ist im großen Ganzen das Resultat dieser Reichstagsession: eine Zollreform aus unserer langbewährten Bahn heraus in die neue, in ihren Erfolgen mindestens unsichere Bahn eines Schutzollsystems hinein, das wichtige Theile unseres Handels und unserer Exportindustriellen ernstlich zu schädigen droht und dessen rapide Steigerung in wenig Wochen voraussichtlich zu weiteren Steigerungen der Schutzölle in der folgenden Zeit führen wird. Unausbleiblich werden manche Industriellen durch die jetzigen Schutzölle schwer beeinträchtigt und sie werden Hülfe suchen durch das Verlangen nach neuen Schutzölle für ihre eigenen Fabrikate. Welchen Einfluß der über alles Erwarten stark ausgeprägte Uebergang Deutschlands zum Schutzollsystem auf unsere Handelsbeziehungen zu anderen Staaten äußern wird, ist noch nicht zu übersehen; zu fürchten ist aber, daß an die Stelle der friedlichen Förderung internationalen Güterausstausches durch Handelsverträge ein für alle Nationen schädliches System von Kampfzölle treten wird. Die nothwendige Preissteigerung der meisten wichtigen oder ganz unentbehrlichen Bedürfnisse, die namentlich durch den hohen Roggenzoll und die Zölle auf eine Reihe anderer unentbehrlicher Lebensmittel bewirkt werden muß, ist eine Calamität, für welche kein Aequivalent in einer dadurch beabsichtigten Förderung der Landwirthschaft zu hoffen ist.

Das was für das Wohlbefinden einer Nation mehr Werth als billige Preise, nämlich die Förderung der Kaufkraft aller Einzelnen, kann durch das neue System nicht erreicht werden, denn wie soll die Kaufkraft gefördert werden, wenn eine ganze Reihe der neuen Schutzzölle große deutsche Exportindustriellen so schwer schädigen, daß deren Umfang großen Einschränkungen entgegengehen wird. Leider ist unter diesen Verhältnissen auch die Fortdauer der Unsicherheit und Unruhe zu befürchten, unter welcher Deutschland durch das fortgesetzte Austausch und Wiederfallenlassen großer Projecte schon so lange zu leiden hat. Die Wahrscheinlichkeit, daß die neuen Schutzzölle zu einer fortgesetzten Agitation für ihre Steigerung oder Milde rung, namentlich was die Getreidezölle betrifft, führen werden, läßt auch fürchten, daß das traurige Vorwalten materieller Interessenfragen unser politisches Leben auch für die nächste Folgezeit schädigen wird.

Inwieweit die jetzige Coalition zwischen Ultramontanen und Conservativen das jetzt erreichte Ziel überdauern, inwieweit diese Parteien einen dauernden Einfluß auf die Regierungspolitik ausüben und damit die Gestaltungen der letzten zwölf Jahre wieder zurückschrauben werden, darüber mag jetzt kein besonnener Politiker eine sichere Prognose stellen. Das aber scheint uns zweifellos, daß die Regierung, die in so wichtigen Fragen die Unterstützung dieser Parteien annahm und die vom Centrum dafür gestellten Bedingungen genehmigte, unmöglich sich eines jeden bestimmenden Einflusses dieser Helfer in der Noth wird entziehen können. Wenn der gleichzeitige Rücktritt dreier Minister noch kein deutliches Symptom dafür sein sollte, daß wir uns in der That in einer neuen Strömung befinden, so spricht wohl deutlicher für die Absichten der neuen Regierungsparteien, daß der Centrumsführer Windthorst an seine Bewilligung der Finanzzölle bereits die Erwartung knüpfte, daß die Regierung, der man so hohe Finanzzölle verwillige, auch die Hand bieten werde zur Revision „gewisser Gesetze“ und das conservative Organ, die „Neue Preussische Zeitung“ hat schon sehr bestimmt und energisch die Aufhebung eines der wichtigsten Gesetze zur Abwehr der Anmaßungen römischer Hierarchie, des Gesetzes über die Vorbildung der Geistlichen, gefordert und zu dem neuen Cultusminister von Puttkamer das Vertrauen ausgesprochen, daß derselbe in dieser Richtung thätig sein werde. Gegenüber diesen Thatsachen und diesen Ausichten entwickelt sich nach unserer Meinung aus dem Ergebnis dieser Reichstagsession die verdoppelte Verpflichtung für die nationalen Parteien, mit deren Unterstützung bisher die Constituirung und Entwicklung des deutschen Reichs erfolgt ist, darüber zu wachen, daß nicht unvermerkt unter der Firma föderalistischer Garantie der Reichsgedanke wieder zurückgeschraubt und anstatt einer Festigung eine Vockerung des Reichsverbandes die Folge der jetzt erreichten, in wirthschaftlicher Beziehung so

bedenklichen Reform werde. Wir hoffen zuversichtlich, daß die nationalen Parteien durch die neue Lage, deren volle Gestaltung noch wie ein dunkles Räthsel vor uns liegt, sich nicht auf den verhängnißvollen Irrweg einer systematischen Opposition, nicht zu einer Allianz mit den rein negirenden Parteien verleiten lassen werden. Aber wir hoffen, daß sie neben ihrer vollen Unabhängigkeit und Selbständigkeit auch die maßvolle Ruhe und Besonnenheit sich wahren und durch positives Schaffen die Stützen nationaler Politik bleiben werden, auch wenn zur Zeit ihre Stellung der Regierung gegenüber von der bisherigen vielfach abweichen wird. M.

### Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Die Reichsrathswahlen und deren Folgen. — Die Wahlen für den Reichsrath sind im wesentlichen so ausgefallen, wie zu erwarten war. Die meisten grotesken Candidaten sind mit mehr oder weniger Unglanz durchgefallen. Daß es Herrn Schindler, dem renommirtesten parlamentarischen Geschäftsmann, auch diesmal nicht glücken wollte, wieder Einlaß in das Haus vor dem Schottenthore zu gewinnen, ist vielleicht zum großen Theile dem nicht immer witzigen aber charaktervollen „Figaro“ zu danken. Schindler hatte die letzten Jahre von dem prächtigen Rittersitz bei Salzburg aus, welchen er sich erwirthschaftet hat, nur Verse ertönen lassen, welche von der gesinnungsvollen Presse immer weidlich herausgestrichen worden waren; und selten fehlte dabei ein Seufzer, daß ein solcher Mann, ein solcher Kämpfer, jetzt in der Arena vermißt werden müsse. Alles schien gut vorbereitet, die „alten Geschichten“ vergessen zu sein. Als er nun candidirte, brachte die genannte Wochenschrift die allbekannte Gestalt mit einem Blatte Papier, auf welchem die Anfangsworte eines Schreibens Schindlers zu lesen waren, das in dem Ofenheim'schen Proceß Anlaß zu einer bezeichnenden Episode gegeben hatte. Die Erinnerung war zu drastisch! Ein Trost wird es für ihn und seine Gesinnungsgenossen sein, daß wenigstens Herr Ofenheim selbst in der Bukowina nominirt worden ist. Einen eigenthümlichen Vertrag mit den Städten seines Wahlbezirks — zinsfreie Darlehen für die Dauer seines Mandats — hat Ofenheim für erfunden erklärt; eine andere ergögliche Wahl-anekdote ist aber, soviel ich weiß, nicht dementirt worden. Er soll mit den Wählern gegen seine Wahl gewettet haben, hundert gegen eins, so daß er am Wahltag in der unangenehmen Lage sich befunden habe, jedem der betreffenden Wähler hundert Gulden Wettschuld auszuführen. Das wäre immerhin origineller, als das Gelöbniß des Baron Schwarz-Senborn, zu Gunsten seines Wahlbezirks auf die Diäten verzichten zu wollen. Als er den üblen Eindruck dieses Großmuthsactes wahrnahm, zog er sein Versprechen freilich wieder

zurück, allein es war zu spät, der Weltausstellungs-*Baron* hatte offenbar die Wiener für weiter vorgeschritten im Americanismus gehalten, als sie es sind. Dafür wird die gesetzgebende Versammlung in ihrem Schooße mehrere Eisenbahndirectoren begrüßen, unter diesen auch einen, welcher der vorwärtigen Frage eines Urwählers, wie Candidat über die colossalen Gehalte der Directoren „nothleidender“ Bahnen denke, beredtes Schweigen entgegensetzte.

Haben gegenüber solchen Thatfachen die liberalen Blätter ein Recht, großes Gewicht darauf zu legen, daß vier Minister von ihren bisherigen Wählern verworfen worden sind? Für die Regierung ist diese Schlußkatastrophe allerdings traurig. Immer wieder ließen sie sich bestimmen die Geschäfte fortzuführen, bis ihnen endlich von unten ein so eclatantes Mißtrauensvotum gegeben wird. Ja, es zeigt, daß die Bevölkerung dieses Ministeriums überdrüssig ist, aber deshalb die Wähler zu becomplimentiren, ist geradezu komisch. Dieses Ministerium schleppte eine garstige Geschichte mit sich herum, an welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die gegenwärtigen Mitglieder derselben direct unbetheiligt waren; vor Jahr und Tag wurde es in einer Flugchrift beschuldigt, Staatsmittel zu Wahlzwecken verwendet und mit den für die Unterstützung des Gewerbestandes bewilligten Millionen Millionäre, die sich verspeculirt hatten, und insolvente Banken gerettet zu haben und ähnliches mehr. Im Reichsrath interpellirte die Rechtspartei, weshalb solche Anschuldigungen schweigend hingenommen würden; es erfolgte die Antwort, der Staatsanwalt habe den Auftrag einzuschreiten. Als nach langer Zeit sich wieder ein Abgeordneter nach dem Erfolge jenes Einschreitens erkundigte, fertigte ihn der Justizminister in gereiztem Tone ab, als ob die Anfrage einen Zweifel gegen die Unabhängigkeit der österreichischen Justiz einschließe. Die „Verfassungspartei“ rief dazu Bravo. Seitdem hat man über die fatale Angelegenheit nichts mehr vernommen. Und haben etwa deshalb die Wähler in Wien und in Steiermark Advocaten gewählt, welche ganz gewiß mit den Herren Glaser und Stremeyer nicht in Parallele zu stellen sind? Nein, wegen ihrer Connivenz gegen den Grafen Andrassy. Und weiter: hat die Partei Aussicht, an das Ruder zu gelangen, verfügt sie über Männer, welche man sich auf der Ministerbank denken kann ohne den Ernst zu verlieren? Keines von beiden. Es ist ein ganz gedankenloses Renommiren, wenn ihre Organe jetzt schon dem conservativen Ministerium die kürzeste Dauer und darauf eine neue Aera des Liberalismus prophezeien. Mit Ach und Krach wird für den künftigen Reichsrath eine Mehrheit von einigen Stimmen für die „Verfassungstreuen“ herausgerechnet, d. h. für die Ministeriellen und die Oppositionellen von gestern, die Gemäßigten und die Radicalen, welche einander noch soeben aufs heftigste angefeindet haben; nur achtzig Mitglieder dieser Partei, die längst keine Partei mehr ist, gehören

jener geschlossenen Minorität der 112 an, welche den Berliner Vertrag nicht genehmigen wollte, und nach den Combinationen der oppositionellen Blätter würde Graf Taaffe, welchem ohne Zweifel die Bildung eines neuen Cabinets zufallen wird, sich vor allem bemühen, in dasselbe Abgeordnete zu ziehen, welche auf der Linken saßen, aber in der bosnischen Frage mit der Regierung gingen. Den Liberalen wird vielleicht eine kleine Schaar von Genossen in den jungtschechischen Abgeordneten zuwachsen, das heißt, die Sladkowsky u. s. w. werden wohl in Fragen der bürgerlichen Freiheit mit der Linken stimmen, doch nur, wenn diese sich zu Concessionen in der staatsrechtlichen Frage herbeiläßt. Wenn Graf Taaffe beabsichtigt, die Tschechen in ähnlicher Weise zu befriedigen, wie seinerzeit die Polen, so wird ihm die nöthige Stimmenmehrheit schwerlich fehlen, und man weiß in der That nicht, was die Linke dagegen einwenden will, da sie selbst ja die Ruthenen Galiziens den Polen ausgeliefert hat. Ihre Blätter rühmen sich, die Deutschösterreicher hätten zweimal derartige Pläne zunichtegemacht, unter Belcredi und unter Hohenwart — als ob nicht beidemale Herr von Beust das Beste gethan hätte!

Ob das nun angekündigte conservative Regiment sich in ein reactionäres verwandeln soll oder nicht, das wird zum nicht geringen Theile von der Haltung der deutschen Opposition abhängen. Aber es gewinnt nicht den Anschein, als ob sie etwas gelernt hätte. Ihre Zeitungen predigen jetzt allerdings Einigkeit, Vertagen aller Verfassungsstreitigkeiten, Vergessen der persönlichen und Parteizwiste. Aber der Kampf gegen die noch nicht gebildete Regierung beginnt schon wieder in der altgewohnten, würdelosen, erbitternden Weise. Wenn man verbreitet, der Minister Taaffe habe einen Beamten in Mähren entheben lassen, weil derselbe sich für die Wahl des Ministers Chlumeky verwendet habe, und hartnäckig dabei verharret, nachdem zwei-, dreimal in der bündigsten Form die ganze Geschichte für erfunden erklärt worden ist, so läßt sich die Entrüstung in den maßgebenden Kreisen nachempfinden, und läßt sich denken, daß die Gegner freier Bewegung mit ihrem Lehrsatz: „Mit einer solchen Presse ist nicht zu regieren“ offenen Ohren begegnen. Wir erwarten um so weniger Gutes, als die geplante Einigung der Opposition gewiß wieder Herrn Herbst an die Spitze der ganzen Partei bringen wird, diesen gefährlichen Politiker, auf den persönlich mit aller Schärfe paßt, was der deutsche Reichskanzler neulich von der Fortschrittspartei sagte, daß ihre ganze Kraft und Kunst sich auf das Widersprechen beschränke.

Ueberhaupt hat die Lage nicht wenig Aehnlichkeit mit der im deutschen Reich. Wie dort haben die Politiker sich in eine Parteilogik verrannt, haben nicht mehr das Wohl des Ganzen, sondern nur noch das Parteiprogramm vor Augen, sehen in Jedem, der nicht auf dies Programm schwört, einen schlechten Menschen und Vaterlandsverräther, und geben Alles verloren, sobald

sie nicht dictiren können. Möchte sich nur auch ein Minister finden, der an Einsicht und Energie so hoch diese Parteileute überragt, wie Bismarck selbst die Tüchtigsten unter den Liberalen!

Aus Berlin. Internationale Müllerausstellung. Das Kreuzberg-Monument. — Berlin ist förmlich ausstellungslustig geworden. Das außerordentliche Gelingen der Gewerbeausstellung scheint gezündet zu haben, und man schwärmt von neuen Projecten, während man am anderen Ende der Stadt, am Kreuzberge, eine zweite und noch dazu internationale Ausstellung bereits besitzt, die verhältnißmäßig fast ebenso besucht ist als die erstgenannte. Ich meine die Ausstellung des Müllergewerbes. Obwohl in erster Linie nur Fachzwecken und -Interessen dienlich, zieht sie doch durch geschicktes Arrangement und die günstige Lage an einem in letzter Zeit sehr verschönerten Punkte der Stadt im großen Tivoligarten und zu Füßen des „Berges“ mit dem Siegesdenkmal von 1813 und 1814 gewaltige Mengen von Beschauern aller Stände dorthin. Kenner versichern, daß noch nie in so vollständiger Weise der Gesamtbetrieb der Müllerei verdeutlicht und vertreten gewesen sei wie hier. Die verschiedenen Maschinen, die seit der uralten Windmühle und Wassermühle einfachster Construction zur Zermahlung und Reinigung der Getreidekörner erfunden und angewendet worden sind oder sich erst einzubürgern versuchen, sind aus allen Ländern der Erde hier zu sehen und — was mehr sagen will — für den, der sich die Mühe giebt, ihrer Wirkung nach zu verstehen, denn sie arbeiten oder werden interpretirt in ihrer Methode. Frankreich, England, Oesterreich, Holland, die Schweiz und Amerika zeichnen sich besonders aus. Wer sich für Müllerei weniger interessirt und hartköpfig genug ist, aller Belehrung darin sich zu entziehen, den lohnt, abgesehen von den Erfrischungen des Tivoligartens, ein Gang nach dem Monument, das bekanntlich Friedrich Wilhelm III. durch Schinkel in Gestalt einer eisernen, in ihren Nischen mit den Helden der Freiheitskriege geschmückten gothischen Spisssäule errichten ließ. In den letzten Jahren hat der Preußische Landtag mehrere Hunderttausende bewilligt, um durch Anpflanzung von Gartenanlagen den Sandhügel, der sich etwa zweihundert Fuß hoch ziemlich steil aus der Ebene erhebt und das Monument trägt, freundlicher zu gestalten, während das letztere selbst nebst Basis um vierzig Fuß durch hydraulische Pressen in technisch sehr kunstvoller Weise in die Höhe gehoben (es handelte sich um eine Last von vielen tausend Centnern), und auf einen neuen breiten und außerordentlich stattlich sich ausnehmenden Unterbau von mächtigen Granitquadern aufgestellt worden ist. Diese lang andauernden colossalen Arbeiten wurden erst zu Pfingsten vollendet. Eine schöne Freitreppe führt vom Bergrücken auf den Quaderbau hinauf. Ein großer Treppenaufgang,



welcher von der in der Axe des Monumentes liegenden neuen Großbeerensstraße den steilen Hügel selbst hinan führen soll, ist projectirt. Es wird dies ein Treppenwerk von bedeutenderen Dimensionen werden als die berühmte „Spanische Treppe“ in Rom, die vom gleichnamigen Plage auf den weltbekannten Monte Pincio führt. Auch die Garten- und Parkanlagen sollen dann erst vollendet werden. Die stattliche Auffahrtsstraße kommt von der dem geplanten Treppenwerke entgegengesetzten Seite und soll ebenfalls noch verschönert werden. Da das Monument Jahre lang der Bauten halber abgesperrt war, so ergießen sich jetzt täglich Menschenströme von Tausenden in den Abendstunden nach jener Gegend hin, um von der Basis des Denkmals aus den freien Ueberblick über das große Häusermeer des modernen Berlin mit seinen Kuppeln und aus der Masse der Miethscasernen stolz hervorragenden öffentlichen Palästen, namentlich dem gewaltigen Schloßbau und dem neuen Rathhause, zu genießen — ein Blick, welcher lohnender ist, als der Fremde, der über den Sandhügel der märkischen Ebene spottet, glauben mag. Bei reiner Luft sieht man, da diese Höhe weit umher die „beherrschende“ ist, nicht bloß die Riesenstadt mit allen ihren Vororten, sondern weit bis Spandau und Potsdam hin. Der Rückweg vom Kreuzbergmonument nach der Stadt führt uns durch die Belle-Alliancestraße auf den ebenso genannten Platz mit den Kämpfer-Gruppen, die dort um die Victoriasäule herum zum Andenken an jene Schlacht, erst seit zwei Jahren, aufgestellt sind. Diese Gegend der Stadt hat sich in der letzten Zeit völlig verändert und gehört jetzt mit zu den schönsten Theilen Berlins. Hierüber wie über die in diesem Jahre mächtig geförderten Parkanlagen an der Spree bis nach den alten Wendischen Fischerdörfern Treptow und Stralau, und die geplante internationale Fischereiausstellung des kommenden Jahres ein nächstes Mal mehr, zumal das einzige alte Volksfest der Berliner, das in die Zeiten des „Fischerdorfes“ zurückreicht, der „Stralauer Fischzug“ uns in kurzer Frist bevorsteht. . . . y.

### L i t e r a t u r .

Goethe in Eger. Von B. Pröll. Wien, Gerold. 1879. — Diese dem Wiener Goethe-Verein gewidmete kleine Schrift ist eine nichts Neues enthaltende Zusammenstellung der Notizen, die über Goethes Besuche in Eger, sein Interesse an der Stadt und ihrer Umgegend, und seinen Verkehr mit dem Polizeirath Grüner von Eger bekannt sind. Dem Verfasser scheint es besonders angelegen gewesen zu sein, zur Kenntniß zu bringen, daß das im Garten des Hotels Kronprinz Rudolf zu Eger errichtete Goethe-Denkmal, ein Obelisk, von dem das Titelblatt der Schrift eine Abbildung enthält, von ihm herrührt, und daß im Juni dieses Jahres bei der Wander-Versammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen die Enthüllung dieses Denkmals stattfinden sollte.

L. H.

## Ein Blick in die französische Verwaltung des Elsaß in den Jahren 1716—1724.

Betrachtet man eine der historischen Karten, wie sie den Zustand des Elsaß um die Mitte oder das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wiedergeben, so wird man überrascht durch die Zerstückelung des Landes in einzelne Territorien. Nur im Süden findet sich ein zusammenhängendes größeres Gebiet, die vorderösterreichischen Lande; im Uebrigen folgen in bunter Abwechslung der Farben die rappoltsteinischen Besitzungen, das Land des Fürstbistums von Murbach, das obere Mundat, eine bischöflich straßburgische Besitzung, zahlreiche kleine Herren von Adel, dann Hanau-Lichtenberg, Leiningen, Baden, das untere oder Weißenburger Mundat, in welchem theils Churpfalz, theils der Bischof von Speier die niedere Gerichtsbarkeit besaßen.

Die höhere Gerichtsbarkeit dieser Gebiete war sammt der eigentlichen Souveränität entweder im Frieden von Münster an die Krone Frankreich übergegangen, oder sie war von den Reunionskammern durch Pactiren, Drohung und Gewalt allmählich erworben worden.

Einzelnen Ständen waren durch besondere Capitulationen besondere Rechte belassen; im Ganzen aber herrschte, nachdem die Friedensschlüsse am Ende des siebzehnten und dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts die Hoffnungen der elsässischen Stände und des Volkes auf Rückkehr zum Reiche als eitel erwiesen hatten, der Monarch Frankreichs mit täglich steigendem Einflusse, vertreten durch eine starke Garnison von 24,000 Mann, durch den souveränen Rath in Colmar und den Intendanten in Straßburg.

Von der Verwaltung Frankreichs im vorigen Jahrhundert, besonders von der Zeit der Regentschaft, die nach dem Tode Ludwigs XIV. begann, hat man im allgemeinen nicht sehr gute Begriffe. Wie soll man sie auch haben, wenn der Regent selbst, jener geistreiche und verkommene Philipp von Orleans, in einem Anfälle trunkenen Galgenhumors die Lage mit den Worten bezeichnete: „das Königreich Frankreich ist vortrefflich regiert, das muß man

sagen; regiert von einer Maitresse, einem Kuppler, einem Dieb und einem Trunkenbold.“ Als letzten bekannte er sich selbst, die anderen Genossen des Soupers waren Madame de Parabère, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Dubois, Erzbischof von Cambrai, und der bekannte Finanzkünstler Law.

Dennoch ist diese Vüderlichkeit der höfischen Kreise, vielleicht auch weiter Kreise der Hauptstadt, nur die eine Seite; es gab auch damals neben denen, die auf dem Vulcan tanzten, ein arbeitsames und sparsames Frankreich, es gab hohe Beamte in den Parlamenten und den Intendanturen, welche sich ganz dem Wohle ihrer Provinz widmeten und dieselbe übertriebenen Forderungen und unrichtigen Anschauungen gegenüber vertraten. Wäre das nicht der Fall gewesen, so ließe sich nicht erklären, wie das Staatsgefüge bis fast zu Ende des Jahrhunderts hätte aushalten können, und wie die Revolution in einem großen Theile der Provinz, unähnlich dem blutigen Gewoge der Hauptstadt, nur die Oberfläche kräuselnd bewegte.

Die innere Geschichte Frankreichs auch von dieser Seite aus anzusehen, ist von großem Interesse; dies Interesse muß noch wachsen, wenn uns der Einblick gestattet wird in die Verwaltung derjenigen Grenzprovinz, die wir heute wieder die unsere nennen.

Vor zehn Jahren gelang es dem damaligen Archivar des Departements Niederrhein, Ludwig Spach, aus dem Nachlasse einer Beamtenfamilie im mittägigen Frankreich handschriftliche Bände um den geringen Preis von 216 Francs zu erwerben, welche sämmtlich Bezug hatten auf Elsaß und Straßburg, und von denen einer die Correspondenz des Herrn d'Angervilliers enthielt. Dieser — sonst wenig genannt — selbst Spach weiß über ihn nichts zu berichten, und Strobel erwähnt ihn in seiner bis jetzt maßgebenden „Vaterländischen Geschichte des Elsaß“ nur einmal — war königlicher Intendant, Träger der obersten Civilgewalt im Lande in den Jahren 1716—1724.

Aus diesen „Lettres écrites à la cour“, die nun in einem stattlichen Bande als ein Theil des Jahrbuchs des historischen Vereins vor uns liegen, lernen wir einen Verwaltungsbeamten kennen, der das Interesse seiner Monarchie stets im Auge hat, es aber nicht darinnen am besten gewahrt sieht, wenn er den Herren von der Kanzlei zu Versailles immer zu Willen wäre. Dort befand man sich, wie aus den Briefen hervorgeht, in einer manchmal fast komischen Unwissenheit über die Verhältnisse des Landes; Herr d'Angervilliers muß z. B. erst auseinandersetzen, daß der Fürstabt von Murbach, der doch im Friedensinstrument von Münster ausdrücklich genannt ist, nicht unter die kleinen Herrn von Adel gehöre.

Zimmer und immer wieder machte er die besondere Art von Land und Leuten klar. „Sprache und Sitten der Einwohner sind noch die nämlichen.

wie sie im Jahre 1648 waren; daher kommt es, daß die elsässische Bevölkerung die neuen Einrichtungen, die man ihr aufdringen will, absolut nicht verträgt." Er ruft den Gewalthabern ins Gedächtniß, daß es von Anfang an Verwaltungsprincip gewesen sei, „mit den außerordentlichen Auflagen, mit denen man das Königreich belastete, das Elsaß zu verschonen, um der Bevölkerung durch diese neuen Dinge nicht vor den Kopf zu stoßen."

Diese Gesinnung entwächst nicht sentimentalen Gefühlen, sondern der vom Standpunct des damaligen Politikers aus vollkommen staatsmännischen Erwägung, daß man auf diese Weise die Provinz am leistungsfähigsten erhalte für die Zeit, da man ihrer am meisten bedürfe — für den Krieg. Sei diese wohlwollende Gerechtigkeit auch aus einer egoistischen Staatsraison hervorgegangen, sie ist nichtsdestoweniger lobenswerth. Es wird im damaligen Frankreich nicht viel Männer gegeben haben, die es wagten, einer unumschränkten Gewalt gegenüber mit den geschriebenen Privilegien der Stände oder mit Gründen der Vernunft die Rechte und die Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Bevölkerung so zu vertreten, wie d'Angervilliers es that.

Dabei begegnen wir einem Manne, dessen Kopf sich dann, wenn es einmal eine Nothwendigkeit oder eine vermeintliche Nothwendigkeit erfordert, in diesem Labyrinth von Capitulationen, Privilegien und Sonderverträgen einen schnellen Weg an das Ziel zu finden, eine Reihe von Auskunftsmitteln darbietet; aber der diplomatische Kniff kommt als seltene Ausnahme, ist meist nur als Möglichkeit akademisch erörtert; in der Regel sehen wir den Intendanten auf der Seite, auf welche das Gewissen verwies, und die wohl fast immer die unbequemere war. So bemerkt er einmal, als die Stadt Straßburg sich bei gewissen Ansprüchen auf Octroifreiheit, welche die Schweizer Truppen erhoben, auf ihre Capitulation von 1681 berief, man könne ihr erwidern, da die Stadt vom Reich im Frieden von Ryswick (1697) an Frankreich abgetreten worden sei, könne sich dieselbe nicht mehr auf die Capitulation von 1681 berufen. Aber am Schlusse weiß er doch mit dem Vorschlage eines Compromisses den Conflict zu beenden.

Nach der Seite der Form hin sind die Briefe Muster von Schärfe und Klarheit. Verwickelte Fragen aus dem Rechtsleben des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, betreffend Lehnesrechte, Collaturrechte geistlicher Stifter, Organismus eines städtischen Gemeinwesens werden in wenig Zeilen behandelt und für das Verständniß vornehmer Franzosen zurecht gelegt, denen diese Dinge nicht viel mehr waren als böhmische Dörfer, und die auch nicht gelangweilt sein wollten, wenn sie sich überhaupt herbeiließen, die Briefe des Intendanten zu lesen.

Daß eine Reihe wichtigen culturhistorischen und statistischen Materials

sich bietet, ist selbstverständlich bei Schriften, welche so ziemlich alle Gebiete der Verwaltung berühren.

Gehen wir nunmehr ins Einzelne.

In seiner Stellung zur katholischen Kirche wahrt d'Angervilliers die Rechte des Staates ganz entschieden; den Protestanten gegenüber sehen wir ihn in zwei Fällen in Thätigkeit. In Wiltzbruch hatte um 1718 ein großer Theil der Einwohner sich wieder offen zur lutherischen Lehre bekannt. Auf die Anordnung des Generalprocurators Neef in Colmar sollten sie gefangen gesetzt werden. Sie ließen Haus und Feld im Stich und entflohen. Der Graf von Hanau, welchem Wiltzbruch gehörte, machte Vorstellungen: die Procebur koste dem Könige Unterthanen und ihm Vasallen; d'Angervilliers berichtete über die Ungerechtigkeit und Schädlichkeit dieser Maßregelung an den ersten Präsidenten der Kanzlei von Versailles. Von dort wurde ihm geschrieben, bei dem Generalprocurator werde nicht viel auszurichten sein, denn seine Gesellschaft (der Conseil) ordne sich blind dem unter was er wolle, viele der Rätthe seien ja auch seine Verwandten. Daraufhin schrieb d'Angervilliers an den Großsiegelbewahrer d'Arneville, es könne ihm unmöglich zuträglich erscheinen, alle die Unglücklichen von Wiltzbruch der schlechten Laune des Generalprocurators zu überlassen, und schlägt zwei Wege vor, wie die Sache geschlichtet werden könne. Dem fügt er bei: „Ich darf nicht unterlassen, Ihnen zu sagen, daß Herr Neef, Generalprocurator in Colmar, vor wenig Jahren Amtmann im Dienste des Grafen von Hanau zu Buchsweiler war. Ich weiß, daß die beiden sich trennten, Einer mit dem Andern wenig zufrieden. Kommt Einem da nicht der Verdacht, daß Herr Neef die Gelegenheit sucht, seinem früheren Herrn die Autorität fühlen zu lassen, welche ihm der Wechsel der Bedienstung verschafft hat?“

In Schleithal und Oberseebach hatte die Gegenreformation 1680 begonnen, und war mit den bekannten Mitteln jener Zeit durchgeführt worden. Ein Theil der Gemeinde blieb reformirt. Derselbe hatte viele Anfechtungen zu erleiden; selbst die Höfe von Preußen und Holland verwendeten sich für die beiden Gemeinden. Nach dem Frieden von Ryswick war die Souveränität über das Amt Altenstadt zwischen Frankreich und der Kurpfalz streitig geworden, aber beide Theile, die abwechselnd die Souveränität übten, hinder- ten gleicherweise die Religionsübung der Reformirten. Als d'Angervilliers 1722 in den Handel eintrat, hatte — das sehen wir in verschiedenen Stellen der Berichte zwischen den Zeilen — der Ueberläufer Neef bei der Kanzlei in Versailles die Denunciation angebracht, als geschehe zu wenig, um in den Religionsfachen die Autorität des Königs aufrecht zu erhalten. Als nun die reformirten Bewohner von Schleithal und Oberseebach einen Lehrer kommen ließen, der ihre Kinder unterrichtete und Gebetsgottesdienst halten sollte, griff

der Intendant ein, ließ die Lehrer verhaften, und als es zu einem kleinen bäuerlichen Aufstand kam, schrieb er: „es scheint das Einfachste, eine Abtheilung des in der Nähe liegenden Dragonerregiments in die Gemeinde zu schicken und bei den Calvinisten einzuquartieren, doch so, daß man dafür sorgt, daß ihnen keinerlei vexation zugesügt werde.“

Wir gewinnen hier einen Einblick in die Strömungen in den maßgebenden Behörden des Landes und der Provinz, und die Ueberzeugung, daß d'Angervilliers in diese Religionshändel ohne irgend eine eigene Passion eintrat. Das erscheint nicht unbedeutend, wenn wir die allgemeine Signatur jener Zeit bedenken, und uns insbesondere erinnern, wie ein früherer Intendant, Herr de Langrange (1681—1698), der bischöfliche Generalvicar de Katabon, die Jesuiten l'Empereur und Dey, und die Gattin des Gouverneurs von Straßburg, Madame de Chamilly, im Amte Germersheim von Ort zu Ort zogen und die Evangelischen ermahnten, katholisch zu werden.

Mit der Erwerbung des Landes zwischen Queich und Jura waren eine Menge von Vasallen aller Art unter die Souveränität der französischen Krone gekommen. Widerstrebende Elemente gab es unter ihnen, seit Straßburg, vom Reiche verlassen, capitulirt hatte, nur wenige. Alle Hoffnung auf Restitution schien ja verschwunden. Da galt es, die Großen zu schonen und herbeizuziehen, die Kleinen zu beherrschen und von den Verbindungen im Reich zu trennen, und den Unterthanen der großen und kleinen Vasallen Vortheile zu bieten, welche ihnen die französische Herrschaft annehmbar erscheinen ließen.

Murbach, die ehemals reichsunmittelbare Abtei, neben Weißenburg, Fulda und Rempten eines der „geführten Klöster in Deutschland“, hatte seine Souveränität mit der Vasallenschaft in Folge eines einfachen Beschlusses der Reunionskammer von Breisach aus dem Jahre 1681 vertauscht. Der Act der Annexion eines der ältesten und größten Reichsstifter scheint damals ganz spurlos vorübergegangen zu sein. Endlich im Jahre 1717 befann sich Murbach darauf, um das Recht zu bitten, wieder wie ehemals ein Kanzleramt einrichten zu dürfen, so daß wie die übrigen ehemals reichsunmittelbaren Stände auch Murbach das Recht haben sollte, in zweiter Instanz Civilsachen bis zu einem gewissen Gelbbetrage und Criminalsachen zu entscheiden, vorbehaltlich des Appells nach Colmar. Der Bischof von Straßburg hatte dies Recht schon 1682 erhalten, der Graf von Hanau 1707, auch in die Capitulation von Straßburg von 1681 war es aufgenommen. Herr d'Angervilliers verhehlt nicht die Nachtheile, welche die Gewährung dieser Gnade haben würde. Er sieht voraus, daß die anderen Reichsunmittelbaren dasselbe verlangen würden, auch fürchtet er, „daß diese vielfältigen Kanzleien das Volk ein wenig zu sehr in den deutschen Sitten und Gewohnheiten erhalten, da es sicher sei,

daß diese Gerichtshöfe alles Mögliche thäten, um Appellationen über sie hinaus zu verhindern, so daß am Ende die Einwohner dahin kommen, von nichts anderem zu wissen als von ihren (reichsunmittelbaren) Herren und deren Beamten“. Nichtsdestoweniger ist sein Bericht in einem dem Begehren der Abtei günstigen Sinne gefaßt.

Der Prinz von Birkenfeld, aus dem Geschlechte der Wittelsbacher, war durch Heirath in den Besitz der Grafschaft Rappoltswiler gekommen. Im August 1719 bat er den Regenten, die 28,757 Livres annehmen zu dürfen, welche ihm seine Gemeinden bei Gelegenheit seiner Hochzeit in vier Jahresraten „verehren“ wollten. Der Intendant, der sonst sehr bedacht war, die Steuerkraft der Gebiete zu schonen, empfiehlt doch die Bitte zu gewähren, und als es sich später darum handelte, bei der Geburt eines Sohnes ihm das Viertel jener Summe, 7178 Livres 10 Sous zu gewähren, spricht er auch dafür.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir etwas von den Steuern, welche die Grafschaft damals aufzubringen hatte, und wie es scheint, mit Leichtigkeit aufbrachte. Dieselbe bestand aus fünfzig Gemeinden und ungefähr zweitausend Familien. Außer den regelmäßigen Abgaben an den Grafen, leistete sie jährlich 41,763 Livres für den König, dazu jene außerordentlichen Geschenke von über 7000 Livres vier Jahre hindurch, so daß wir wohl, bei normalem Verlauf der Dinge, ungefähr 30 Livres auf das Familienhaupt rechnen dürfen.

Ein Baron von Sickingen, Präsident am Directorium des Breisgauischen Abels, will im Jahre 1716 ein unterelsässisches Lehen, einen Theil von Hohenburg bei Weissemburg veräußern. Er ist kaiserlicher Unterthan, und hat durch seinen Vormund in seinem und seiner Brüder Namen dem Kaiser Leopold für alle seine Lehen den Huldigungsseid geleistet. Die Franzosen betrachten das als Felonie; manches dagegen spricht auch zu seinen Gunsten, unter andern daß er ein hochangesehener Herr ist und daß die französischen Generäle sehr zufrieden waren mit der Art, wie er der Armee des Königs entgegengelommen war, als diese in Freiburg lagerte. Ausschlaggebend ist aber für den Intendanten die Rücksicht, daß es werthvoll sei, offenkundig zu machen, „daß ein Unterthan des Kaisers den König als Souverän im Unterelsaß anerkannt“ habe.

Zwei Adelige aus dem Sundgau, Philipp von Pfirdt und Jakob von Reichenstein, stellen ein ähnliches Gesuch wie der Sickingen. Philipp, der letzte männliche Sproß der Familie, wollte das Lehen übertragen auf die Kinder seiner Schwester, die an einen Herrn von Reichenstein verheirathet war. In seinem Berichte führt der Intendant als empfehlend für die Bittsteller die Dienste an, welche die Verwandten des Pfirdt und der Reichenstein in der Armee des Königs geleistet hätten. Er fährt dann fort: „Der Letztere

hat vier Söhne, noch jung, und er versichert, daß er sie bestimmt, die Waffen im Dienste des Königs zu tragen. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß es nützlich ist, so viel als möglich den Adel des Landes unter die Truppen Sr. Maj. zu bringen. Es ist ja bekannt, daß die Gleichheit der Sprache und der Sitten die elsässischen Adelligen bestimmt, Dienste bei den Fürsten des Reiches zu nehmen." Der Intendant rät deshalb, der Regent möge die erbetene Gunst bewilligen, sobald Herr von Reichenstein sein Versprechen in Betreff eines seiner Söhne erfüllt haben würde.

Wir haben hier ein Beispiel für viele, auf welche Art die angesehenen Familien des Landes für das französische Interesse gewonnen wurden, so daß wir uns nicht wundern dürfen, nach wenig mehr als fünfzig Jahren Träger fast aller der bekannten Namen in französischen Diensten zu sehen.

Das Münsterkapitel von Straßburg, bestehend aus den Canonikern und den zwanzig Vicaren, die man auch den „großen Chor“ nannte, hatte sich bis zum achtzehnten Jahrhundert ausschließlich aus den Familien des deutschen Adels ergänzt. Der Kaiser hatte hie und da das Recht ausgeübt, bei dem ersten Sterbefall, der in seine Regierung fiel, die Pfründe zu vergeben. Bei einem Streite, der zwischen den Canonikern und dem großen Chore ausbrach, wurde das erst bekannt. Der Intendant war der bekannte Dritte, der sich freute, als die Zwei sich stritten. Er rieth dem Regenten, auch seinerseits das Recht zu üben und schlug ihm eine Ernennung vor: „Da ist hier Gilbert Louis de Beigeret, Sohn des ehemaligen Gouverneurs der Citabelle von Straßburg, der eine Wittwe mit mehreren Kindern ohne Vermögen hinterlassen hat; der ältere ist Capitän im Regiment Enghien.“

So trat der erste Franzose in das deutsche Capitel.

In seinem Aufsatz „Was ist deutsch?“ hebt Richard Wagner hervor, daß wir Deutsche, obwohl der Etymologie nach Solche, welche die Eigenart dem Fremden, insbesondere dem Wälschen gegenüber zäh festhalten, „die beschämende Wahrheit nicht abweisen können, daß deutsche Volkstheile unter fremdem Scepter, sobald sie in Bezug auf Sprache und Sitte nicht gewaltsam behandelt werden, willig ausbauern, wie wir dies am Elsaß vor uns haben“.

Die Briefe d'Angervilliers gönnen uns einen Blick auf einen der Gründe, aus denen dieses ruhige Sichschicken in die Fremdherrschaft erwuchs, denn über diese Gefügigkeit muß man sich trotz der riesigen Machtmittel einerseits und der Hülflosigkeit andererseits immerhin wundern bei einem Stamme wie dem alemannischen, der durch seine Zähigkeit, Abstoßungskraft und ruhige Leidenschaftlichkeit bekannt ist. Es leben hier nicht die zudem durch lange Herrschaft des Krummstabes verweichlichten fränkischen Mischrasen des Mittel- und Niederrheins, die sich für die Aufnahme wälschen Wesens so ungemein



geeignet erwiesen, daß Cüstine seiner Zeit, über diese Selbstentmannung erstaunt, meinte, seit er am Rheine sei kämen ihm all' diese Menschen wie die Narren vor. Allerdings muß man zugeben, daß außer dem durch die Jesuiten angeregten gehässigen und grausamen Vorgehen gegen die Protestanten, eigentliche in das Fleisch schneidende Gewaltmaßregeln in den ersten siebenzig Jahren der Annexion nicht zu verzeichnen sind. Die unsinnige Ordonnanz vom Januar 1685, daß alle Richter, Magistrate, Notarien und Gerichtsschreiber ihre sämtlichen Acten in französischer Sprache abfassen sollten, bei Strafe sie als nichtig erklärt zu sehen und 500 Livres Strafe zu zahlen, wurde nie ausgeführt; ebensowenig der Befehl des Intendanten La Grange, sämtliche Bewohner der Provinz hätten sich nach französischer Art zu kleiden.

Aber es müssen auch positive Gründe vorhanden gewesen sein, welche einen Theil der städtischen und die große Masse der bäuerlichen Bevölkerung, welche letztere im Elsaß weitaus die Mehrzahl bildet, die französische Herrschaft nicht bloß passiv hinnehmen ließen.

Auf diese Frage fällt bei der Lectüre der „lettres écrites à la cour“ manch erklärendes Licht.

Bis zur französischen Annexion war die Herrschaft in den Reichsstädten meist in den Händen einer geschlossenen Anzahl von reicheren, unter einander verwandten Familien. So lange der geringere Zunftgenosse sich in alle Anordnungen und Sprüche der städtischen Obrigkeit, in das Begehren des vornehmen Nachbarn fügte, mochte es ihm wohl ergehen, kam er aber einmal aus irgend einer Ursache in Conflict mit den „Herren“, so gab es Mittel genug, ihm das Leben sauer, wo nicht unmöglich zu machen. Bei den Bauern und den bäuerlichen Gemeinden verhielt es sich ähnlich. Diese waren einer ungerechten und gewaltthätigen Herrschaft, einem auffässigen Amtmann gegenüber eigentlich rechtlos. Wer konnte, wenn dies überhaupt der Nachsicht der Herrschaft gegenüber räthlich schien, an das Reichskammergericht nach Speier appelliren? Documente fanden sich selten vor; „man behandelt“ — wie der Intendant einmal berichtet — „die Geschäfte hier nur nach der Tradition und der Gewohnheit.“ Die verunglückte elsässische Bauernbewegung von 1525 hatte, wie wir uns aus einer Vergleichung geschriebener Gewohnheitsrechte aus dem Zwanziger- und dem Dreißigerjahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts überzeugen, einen schlimmen Rückschlag zu Ungunsten der Bauern zur Folge gehabt. Und im Laufe der Jahre war nichts besser geworden. Die Finanzverwaltung dieser Amtleute schildert d'Angervilliers in einem Briefe an den Herzog von Noailles. „Der Amtmann schickt einer jeden Gemeinde den Zettel mit der Bestimmung der Auflage; dazu fügt er, auf nichts weiter als seine eigene Autorität gestützt, noch andere Auflagen unter dem Titel außerordentliche Kosten der Ämter, Wegeverbesserung, Ab-

sendung von Boten, Gratificationen für sich selbst, und anderen Vorwänden ähnlicher Natur, von denen der größere Theil nichts als Schwindel ist. So kommt es, daß die Bevölkerung absolut in der Hand des Amtmanns sich befindet.

Da kam die französische Annexion und die Errichtung einer Instanz über den Einzelherrschaften, kräftiger, näher, rascher wirkend, als es die schwerfällige kaiserliche Gewalt jemals gewesen war. Man konnte nach Colmar appelliren; man hatte einen Intendanten, der die Stadtobrigkeiten, die Patrimonialrichter und Rentmeister beaufsichtigte; man hatte mit einem Worte die Wohlthaten der Einführung der modernen Monarchie in den mittelalterlichen Feudalstaat. Die Monarchie, welche damals die Verwaltung des Elsaß in die Hand nahm, war allerdings nur der aufgeklärte Despotismus, aber dieser Despotismus war immerhin aufgeklärt; er tödtete nicht die Henne um der Eier willen, sondern er pflegte und schützte die erstere, und die Henne befand sich dabei im Vergleich mit der Vergangenheit sehr wohl.

So war dem Herzog von Mazarin ein großes Gebiet zwischen Belfort, Basel und Thann als Schenkung übertragen. Er verlangte die Frohndienste, wie sie ihm nach der im Innern von Frankreich vorhandenen Uebung in der Schenkungsurkunde zugestanden worden waren. Die Gemeinden protestirten; die Geschäftsträger des Herzogs meinten, die Sache könne nur bei derjenigen Instanz ausgetragen werden, von welcher die Dotation ausgegangen sei, also beim königlichen Rath in Versailles. Der Intendant ist der entgegengesetzten Meinung. In seinem Brief an de la Houffaye, seinen Vorgänger in dem hohen Amte, setzt er auseinander, daß es sowohl hinsichtlich der Gerechtigkeit als der Interessen des Herzogs passend erscheine, daß er sich vertheidige vor dem Tribunal, von welchem er angegriffen worden war, d. h. vor dem souveränen Rath von Colmar. In Sachen der Steuerexemption der Mitglieder dieses obersten Gerichtshofes herrschte große Willkür. Es wurde für die Beamten und zwar „bis zum Schreiber und Wachssiegelanleger herab“ (Greffiers et les Chauffe-cires), wie sich der Intendant ein wenig ironisch ausdrückt, verlangt, daß alle von denselben innegehabten Güter, welcher Art sie auch seien, von jeder Auflage exempt seien. Das sei das Recht der Parlamente in Frankreich. Dadurch litten aber die Gemeinden. Wenn eine derselben, wie Heiteren im Oberelsaß eine Grundrente von sechszig Sack Hafer an die Stadt Colmar zu zahlen hatte, und zwei Drittel der Gemeindegüter in Händen der Privilegirten waren, so wurde die Last für das übrigbleibende Drittel um das Dreifache stärker. Die gedrückten Bauern erhoben sich und wandten sich an den Intendanten; von der Justiz war in diesem Falle nichts zu hoffen. Der Intendant verlangte in Versailles die Abfassung eines Reglements und wies auf das Beispiel der benachbarten Franche-

Comté hin, in welcher die Güter, welche Adel und Privilegirte besaßen, auf-lagenpflichtig waren. Einen Anspruch der dahin ging, daß nicht allein das eine selbstbewirthschastete Gut der Standesperson abgabefrei sein sollte, sondern auch alle innegehabten durch Pächter bewirthschasteten, wodurch es dann wie der Intendant meint, läme „daß alle Last auf die Armen, Unver-theidigten fielen“, diesen Anspruch bezeichnet er in seinem Briefe an den Marschall d'Houzelles als „von der äußersten Absurdität“.

Der Adel des Unterelsaß hatte im December 1680 die Befugniß erhalten, die Auflagen von seinen Unterthanen in dem Betrage weiter zu erheben, in welchem sie ihm gestattet werden würden. Das Directorium der Reichs-ritterschaft hatte ohne zu fragen, Beträge für die Bezahlung der Beamten des Directoriums und der laufenden Kosten erhoben; gewöhnlich 10,000 Livres, in manchen Jahren 30—40,000 Livres. Durch zwei Proceffe, die es führte um Lehens- und Jurisdictionssachen, waren Kosten von 66,000 Livres erwachsen. In der schärfsten Weise spricht sich der Intendant gegen dies Gebahren aus, „durch übertriebene und ungerechte Auflagen die Vasallen des Adels zu belasten, welche Unterthanen des Königs sind“, und wenn er auch meint, daß die einmal gemachten Schulden von den Herren des Directoriums allein nicht bezahlt werden können und daß man hier durch Nachlaß an königlichen Auflagen helfen müsse, so kann er sich doch nur zufrieden erklären mit der Gelehrigkeit, welche er bei den Beamten des Directoriums für seine Weisungen fand.

Welche Wirkungen mußten solche Vorgänge, wenn sie bekannt wurden, auf die Bauernschaft des Landes machen! Die französische Verwaltung aber hatte selbstverständlich keine Ursache dergleichen geheim zu halten.

Der schon einmal citirte Franz Ruprecht von Zickersheim, einer der glühendsten Feinde der französischen Annexion, der Verfasser der berühmten elsässischen Topographie, welche dem Reichstag zu Regensburg in den Jahren nach 1710 vorgelegt werden sollte, damit das Reich mit einem Blick sehe „was es an dem edlen Elsaß durch fremde Gewalt nun eine geraume Zeit verloren hat, und was es durch einen jetzt anlegenden leyten Nachdruck glor-würdig wieder erwerben könne“ — auch dieser, also ein unverdächtiger Zeuge, hebt an einigen Stellen die Verbesserungen in Betreff der Verwaltung und insbesondere der Rechtsgleichheit und Rechtssicherheit hervor, welche dem Eintritt der französischen Monarchie zu danken waren.

Nicht ohne eine Beimischung von strafendem Hohn ist es wohl, wenn er von den magistratischen Kammern der Stadt Straßburg redend ausruft: „Sie können keinen Bürger wegen der appellation was in ungunen nehmen oder rächen, wann sie nicht wollen ein monite erlangen, wie der Sailer macht.“

Unter einer besonderen Ueberschrift „Virtus etiam in hoste laudanda“ führt er an, „in welchen Stücken der große König dieses Land innoviret gebessert, excoliret und gezieret hat“.

Von den „Robotten und Frohnen denen Edelleuthen und stands Personen gehörig“ heißt es z. B.: „Diese seind vormahlens ohne gemessen gewesen, solche hat er Reguliret und zu gemessenen reduciret, nemlich auf eine dienstbahre Persohn des Jahr 12 Tag, so auff Geld und nicht Naturam gerichtet worden. . . . Wann dann einer von Adel oder Standes-Persohn mehre Meyerhöft hatte, so ware nur solcher frei, den er mit seinen eigenen Vieh und Pflug bauete, die Bestandmeyere wurden neben an den Eigenthumb-Herrn gebenden Pacht, allen Königl. oneribus unterworfen.“

Von der Justiz wird Folgendes gerühmt: „Die collabirte Justiz hat er um ein merkliches verbessert, da er das Conseil Provincial zu Breisach in ein Souveraines exaltiret, für welchem Herzog, Bischof, Fürst, Herr, Adel, Geist- und Weltliche, Reich und Arm, Christ und Juden in begebenden Fällen erscheinen, Rede und Antwort geben, auch Urtheil erwarten muß, vor dem kann ein Unterthan, Knecht oder Dienstbot in rechtmäßigen Begebenheiten seinen Herrn verklagen; es werden auch die größte Proceß ultra triennium nicht protrahiret.“

Beispiele für das von Jchtersheim Angeführte ergaben sich bereits aus den Briefen d'Angervilliers, und es dürfte, soweit es in einem engen Rahmen möglich ist, der Beweis erbracht sein, daß wir Recht hatten, die ruhige Angewöhnung des kerndeutschen Landes unter die französische Herrschaft zumeist auf Rechnung der Vortheile zu schreiben, welche die centralisirte Monarchie gegenüber der Patrimonialverwaltung bringen mußte.

Von der Leistungsfähigkeit des Landes im Kriegsfall hat d'Angervilliers eine hohe Vorstellung. Das Wort „Glacis“ lesen wir überall zwischen den Zeilen, aber ausgesprochen wird es selbst in diesen nicht zur Veröffentlichung bestimmten Briefen nirgends.

Als es sich darum handelt, eine neue französische Aich-, Schlacht- und Getränkesteuer einzuführen, schreibt der Intendant, daß nach seiner Meinung „die Provinz in keiner Weise dieser Auflage unterworfen werden könne und dürfe“. Außer den Gründen allgemeiner Natur, die wir oben schon angedeutet haben, führt er auch an, „welche große Summen während des Krieges von 1694 und fernerhin aus dem Lande gezogen worden seien, daß es auch zur Zeit des Schreibens noch 201,000 Livres mehr leiste, als es eigentlich müsse, und daß man immer als dringendste Nothwendigkeit im Auge zu behalten habe, ein Land zu conserviren, das ganz allein im Falle eines Krieges der Rheinarmee alle Hülfsmittel bieten könne“. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß Elsaß von dem Innern Frankreichs damals noch durch das Herzog-

thum Lothringen durch Bruntrut und das württembergische Mömpelgard getrennt und nur durch eine schmale Militärstraße über Pfalzburg in Communication mit dem Hauptlande stand. „Es giebt Zeiten,“ führt der Intendant aus, „wo das Land durch Lieferungen und Arbeitsleistungen das Hundertfache mehr als andere Provinzen zu leisten hat, — das sind die Zeiten des Krieges.“

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß der Intendant mehr als 40,000 Pferde auf das Elsaß rechnete, „bereit in jedem Nothfalle zu marschiren“.

Da diese Zahl auf Grund einer Zählung bei der Belagerung von Landau und Freiberg aufgestellt ist, so darf sie als richtig angenommen werden, und ist somit ein Beitrag für die sogenannte Depecorationstheorie, jener Theorie, nach welcher in civilisirten Ländern mit dem Wachsthum der Bevölkerung die Zahl der Haus- und Nuthtiere abnimmt. Elsaß hatte nach der Viehzählung vom 10. Januar 1873 insgesamt nicht mehr als 49,165 Pferde über drei Jahre zur landwirthschaftlichen Arbeit bestimmt, von denen auf das Unterelsaß 34,635, auf Oberelsaß 14,530 fallen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß das Land am Ende des 17. Jahrhunderts und zwar bei Einführung der Kopfsteuer im Jahre 1694 nur 245,997 Einwohner zählte, während in der Zählung von 1875 die beiden Bezirke Unterelsaß und Oberelsaß 1,034,122 Einwohner aufwiesen.

Während also die Zahl der Pferde sich nur um ein Viertel hob, hat sich die Ziffer der Einwohner in anderthalb Jahrhunderten um mehr als das Vierfache vermehrt.

Viele der Briefe behandeln die Ausfuhr der Landesproducte über die Grenze der Schweiz und des Breisgau. In Versailles wollte man z. B. nur eine bestimmte Anzahl von Säcken, 168 in der Woche, über die Brücke von Hüningen gehen lassen; der Intendant zeigt sich diesem Prohibitivsystem gegenüber, wie wir es nennen würden, als gemäßigter Schutzzöllner. Er will nicht, daß das Land in seinem Ueberfluß ersticke, und zudem „wenn ihr den Baslern und den Bewohnern von Breisgau den Kauf und den Export unseres Getreides verwehrt, so werden sie uns kein Rindvieh mehr verkaufen und lassen uns unsere Weine“.

Das Steuerwesen der Provinz war ein höchst verwickeltes. Der Uebergang zu strengeren Ordnungen scheint sich sehr langsam vollzogen zu haben.

Die Städte Straßburg, Colmar und die zehn Reichsstädte der Landvogtei Hagenau hatten ihre eigenen Einkünfte. Straßburg z. B. hatte als Hauptsteuerquellen das Salzmonopol, den Zoll und eine Getränkesteuer, genannt das Umgeld, also überwiegend indirecte Steuern. Die Einkünfte

beliefen sich auf ungefähr 600,000 Livres\*); die Einkünfte der Stadt Colmar, welches die erste des Bohnstädtebundes war, betrugten 58,000 Livres, die von Türkheim, welches die kleinsten Einkünfte hatte, betrugten 3600 Livres. Aus diesen Einnahmen wurden die jährlichen Ablieferungen an den König bestritten, wo nicht etwa eine besondere Auflage, eine Kopfsteuer, eine Kriegsteuer durch besondere Umlagen, auch directer Natur, aufzubringen war. Die herrschaftlichen Gebiete zahlten an ihren Amtmann und den königlichen Einnehmer. Bei dieser herrschaftlichen Steuererhebung konnte sich der Einfluß des Intendanten sehr wohlthätig erweisen, wie wir dies oben schon angedeutet haben. Er schlägt, um den Uebelständen mit einemmale ein Ende zu machen, vor „daß der Amtmann jeder Gemeinde den Gesamtsteuerzettel zukommen lassen solle, daß ihm verboten werden solle, eigenmächtig irgend eine Auflage auf Befehl seines Herrn zu machen; der Einnehmer des Königs solle sodann dem Amtmann so viel Quittungen geben, als er Gemeinden hat, und zum Schlusse sollten sie alle Jahre vor dem Intendanten abrechnen“. Man sieht, daß hierdurch eine doppelte Controle geschaffen werden sollte, während es bis dahin an irgend einer gefehlt hatte.

Gegen die Einführung neuer Steuern, die weil im übrigen Frankreich vorhanden, nun auch dem Elsaß aufgelegt werden sollten, wehrt sich d'Angervilliers mit allen Kräften. Die ordentliche „Subvention“ welche Elsaß zu leisten hatte gegen die Zusicherung, neuen Anflagen nicht unterworfen zu werden, betrug 99,000 Livres. Im Jahre 1700 wurden daraus 300,000 Livres, abermals unter der Zusicherung, daß die Provinz von allen außerordentlichen Steuern entbunden sein solle. Eben bei Gelegenheit der Akz-, Schlacht- und Getränkesteuer erhebt der Intendant veredt seine Einwände im Interesse der Ruhe des Landes und weist, wenn es nun einmal nicht anders gehe, auf den Weg des Abonnements hin, welcher der angemessenere sei in der einerseits reichen, andererseits allen Neuerungen so abgeneigten Provinz.

Die Nachfolger d'Angervilliers scheinen nicht in der gleichen Weise auf das Interesse der von ihnen verwalteten Provinz bedacht gewesen zu sein, oder ihre Rathschläge haben kein bereites Ohr mehr gefunden in dem lärmenden, luxuriösen, offenen Auges dem Abgrund zustürzenden Getriebe von Versailles; denn bis gegen den Beginn der Revolution hin stieg die Summe, welche die Provinz regelmäßig zu entrichten hatte, auf neun Millionen. Nehmen wir dazu die Steuern an die Stadtcasse oder die Herrschaften, welche auch nicht geringer wurden, so ergiebt sich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin, die geringe Bevölkerungszahl, die schlechten Communicationen, die geringe Ausfuhr mit in das Bild hereingezogen, eine ganz erhebliche Ueberlastung

\*) Im Jahre 1876 war der Einnahmebetrag auf 2,110,272 Mark veranschlagt.

des Volkes, welche die revolutionären Explosionen der neunziger Jahre in einzelnen Theilen, besonders des Oberelsasses, ganz begreiflich macht.

Culturhistorisch interessant sind die Bemerkungen des Intendanten über eine Verordnung vom Juni 1723, durch welche der König die Verbote erneuerte irgend ein Buch oder eine Brochüre ohne Privileg oder Erlaubniß des Königs zu drucken.

Der Literaturbetrieb des altbürgerlichen Gemeinwesens und der städtischen Universität, welche damals allerdings nicht auf einem ihrer Höhenpuncte stand, kam den vornehmen Franzosen komisch vor, wie das der süffisant-übertreibende Ton des Briefes erweist:

„In Straßburg giebt es acht Drucker, von denen nur zwei etwelche Beschäftigung haben; ihre Arbeiten sind vorzugsweise Almanache, Thesen, Parteischriften, Programme, Epitelamne und Leichenreden, denn in diesem Lande verheirathet sich kein Bürger, ohne daß nicht einige lateinische Verse seitens der Universität verbrochen würden, und bei seinem Tode versäumt man nie die Geschichte seines Lebens dem Publicum zu übergeben. Häufig genug drucken sie auch noch Gebetbücher und Grammatiken, und manchesmal geben sie auch etwas Neues heraus, nämlich alte Bücher die ihnen ausgegangen sind; das sind meistens Werke der Theologie, der Rechtswissenschaft und der Medicin. In Colmar ist ein einziger Drucker, welcher seine ganze Zeit auf die Parteischriften und die Edicte und Declarationen des General-procurators verwendet. Im Gebiete des Prinzen von Birkenfeld in Markkirch hat sich seit drei Jahren ein Drucker etablirt, der seinen Lebensunterhalt gewinnt, indem er einige Almanache und Gebetbücher zum Gebrauch der Lutheraner druckt. In dem Rest der Provinz giebt es keinen Drucker.“

Die Pressen, diese beredtsamen Zeugen von der geistigen Regsamkeit eines Landes, waren somit allerdings nicht sehr zahlreich vorhanden, aber immerhin war es mit dem selbständigen wissenschaftlichen Leben hier in der deutschen Grenzprovinz unendlich besser bestellt, als in allen übrigen Theilen Frankreichs, ausgenommen die Hauptstadt. Dies erweist schon der eine Daniel Schöpflin, welcher 1720, eben als d'Angervilliers Intendant war, seine Laufbahn an der Universität Straßburg begann.

Eine Art von „Rettung“ wird uns zum Schlusse noch zu einer Pflicht der Gerechtigkeit. Es wird das keine jener moralischen „Rettungen“ sein, die aus einer geistreichen Caprice oder aus literarischem Widerspruchsgeist irgend eine historische Person, die bisher sehr schwarz oder blutroth erschien, mit dem weißen Gewande liebenswürdiger Menschlichkeit bekleidet — es soll nur ein Mann, der bisher in einem Hauptwerke einseitig und deshalb falsch beleuchtet erschien, in dem vollen richtigen Licht seiner ganzen Handlungsweise gezeigt werden.

In der vaterländischen Geschichte von Strobel erscheint d'Angervilliers wie schon erwähnt, nur einmal, und hier in enger Verbindung mit einem Namen, der heute noch im Elsaß einer völligen Unpopularität, ja gründlicher Verachtung genießt — mit dem Namen Klinglin. Von Franz Josef Klinglin, dem königlichen Prator in Straßburg, demselben, der späterhin einem der größten Erpressungs- und Unterschleifsproceffe einen europäischen Namen gab, und der nach einem glänzenden Leben eingekerkert in der Citadelle von Straßburg eines geheimnißvollen Todes starb, von ihm heißt es: „Beschützt von dem Staatsminister Herrn d'Angervilliers, zu dessen Departementen Elsaß und Straßburg gehörten, wußte er die für ihn so günstigen Verhältnisse mit vieler Geschicklichkeit zur Erlangung seiner persönlichen Zwecke zu benutzen.“

Wer nur dies liest, wird mit dem Namen d'Angervilliers keinen guten Begriff verbinden: „Sage mir, wen du protegirst, und ich will dir sagen, wer du bist.“

Wir ersehen nun allerdings auch aus den Briefen, daß der Intendant bei einem zwischen dem Altanmeister Gambs und dem Prator Johann Baptist Klinglin (dem Vater und Vorgänger des Franz Josef) entstandenen scharfen Streit für diesen Partei nimmt. Der kundige Herausgeber der Briefe bemerkt in einer Note, daß Gambs damals nicht vollkommen im Unrecht gewesen sei. Aus dem Ton des Briefes geht auch eine große Voreingenommenheit für den Prator Johann Baptist Klinglin hervor. Zugegeben, daß d'Angervilliers diese parteiischen Gefühle auf den Sohn übertrug, daß ihm in Folge davon, als er, nach Versailles zurückgekehrt, eine mächtige Hand in der Verwaltung des Elsasses hatte, die Verhältnisse nach gewisser Richtung hin in falschem Lichte erscheinen, und er — in gutem Glauben an die Trefflichkeit des Protégés — den Prator in seiner gewaltthätigen eigensüchtigen Geschäftsführung unterstützte; dies zugegeben, so gestatten die uns jetzt vorliegenden „lettres à la cour“ nicht, in dem ehemaligen Intendanten des Elsaß einen jener damals in Versailles nicht seltenen verworfenen hohen Beamten zu sehen, welche die Niedertracht ihrer Organe schützten, um von denselben getragen zu werden. D'Angervilliers unterlag, wenn der Bericht des ehrlichen Strobel richtig ist, einem menschlichen Irrthum, der ihm nicht das Verdienst rauben kann, ein hervorragend geschickter, wohlwollender und gerechter Beamter der französischen Zeit gewesen zu sein, welcher eher würdig ist, mit einem Manne wie Bazay-Marnesia, als mit Klinglin in einem Athemzuge genannt zu werden.

August Schröder.



## Eduard von Hartmanns Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins.

### II.

Unter den rationalen Moralprincipien ist das rein formale der Wahrheit vorangestellt. Hierbei entwirft der freimüthige Philosoph ein Bild von der „Verlogenheit“ unserer gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Zustände und Gewohnheiten, dessen Farben zwar theilweise zu grell aufgetragen sind, das aber im Ganzen doch kaum unrichtig sein dürfte; viel Dank wird sich der strenge Kritiker damit freilich auf keiner Seite verdient haben, aber es kann unserer Zeit gar nichts schaden, wenn sie statt der ewigen Hymnen über das Thema: „Wie wirs so herrlich weit gebracht“ auch einmal solche derbe Lectio über die tiefen Schäden, die ihr Culturfirniß verdeckt, zu hören bekommt; deren Schluß lautet: „Je mehr in der Gesellschaft die affectirte französische Eitelkeitsstänkelei wieder durch deutsche Natürlichkeit und Schlichtheit verdrängt wird, je mehr der Muth einer eigenen religiösen Ueberzeugung und einer privaten Befriedigung des religiösen Bedürfnisses wachsen und die Lösung des Widerstreites zwischen Gefühl und Verstand auf Grund einer tieferen speculativen Weltanschauung sich anbahnen wird, je mehr die Centralregierungen der Staaten von Geschäften entlastet werden, die aus einem gährenden Uebergangsstadium erwachsenen Parteiverhältnisse sich consolidiren und das parlamentarische Geschwätz sich discreditiren wird, desto mehr werden unsere öffentlichen Zustände an Wahrhaftigkeit und sittlichem Werthe gewinnen und von ihrer gegenwärtigen krankhaften Verlogenheit gesunden. Der Hauptantheil an der Besserung dieser Zustände wird Aufgabe der Erziehung sein.“

— Nicht minder pikant sind die kritischen Erörterungen über die Principien der Freiheit und Gleichheit. „Nirgends herrscht größere Begriffsverwirrung über das Wesen der Freiheit als auf politischem Gebiete. Theils beruht dieselbe in der Verkennung des negativen und relativen Charakters der Freiheit, theils aber in der doctrinären Verbohrtheit der politischen Parteien und in der Verlogenheit, mit der sie ihr Streben nach Parteiherrschaft durch Schwärmerei für Freiheit zu maskiren bemüht sind.“ Nur auf religiösem Gebiet ist, wie E. von Hartmann sehr richtig bemerkt, jede Art des Zwanges unter allen Umständen widersinnig, weil hier das Wesen der Sache in einem inneren geistigen Proceß besteht, der sich nicht decretiren und aufzwingen läßt, ohne den Glauben zu einem äußeren Lippenbekenntniß zu entleeren und Zwiespalt zwischen kirchlicher Form und innerem Bewußtsein d. h. aber: Heuchelei zu erzeugen. Hingegen auf politischem und socialem Gebiet hält unser Philosoph jede den Culturzwecken der Gesellschaft förder-

liche Form des Zwanges für vernünftig, nur den die Culturentwicklung hemmenden Zwang für unvernünftig; der Culturproceß bestehe eben darin, daß der Einzelne der Natur gegenüber immer freier, der Gesellschaft gegenüber immer — extensiv und intensiv — unfreier werde. Das scheint im directen Widerspruch zu stehen mit Hegels Satz, daß die Geschichte der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit sei; näher besehen, ist doch der Unterschied der beiden Geschichtsphilosophen nicht so groß; auch Hegel versteht unter der wachsenden Freiheit keineswegs die individuelle Willkür (welcher Philosoph könnte das thun?), sondern die Uebereinstimmung des vernünftigen Willens der Einzelnen mit der objectiven Vernunft der sittlichen Welt und umgekehrt, was von Hartmann das Einwilligen in die vernünftige Unfreiheit mit der Erkenntniß ihrer zweckmäßigen Nothwendigkeit nennt; immerhin möchten wir Hegels Ausdrucksweise den Vorzug geben, nicht bloß, weil sie weniger paradox klingt, sondern weil sie auch wirklich wahrer ist, denn sie schließt auch das von Hartmann überall verkürzte Recht der Subjectivität als Moment des geschichtlichen Processes mit ein. Völlige Zustimmung aber verdient die kritische Nachweisung der Unvernunft der socialen und politischen Gleichheitsidee; das Ende der Nivellirung aller gesellschaftlichen Unterschiede wäre einfach die allgemeine Bestialität, wogegen alle Entwicklung und so auch die der menschlichen Cultur zur extensiv und intensiv fortschreitenden Differenzirung oder Steigerung der Ungleichheit führen muß.

Es folgt weiterhin eine gründliche philosophische Untersuchung des Begriffes der sittlichen Freiheit. Ich muß mir hier versagen, auf diese näher einzugehen, und bemerke nur, daß die Kritik der indeterministischen Wahlfreiheit (*liberum arbitrium indifferentiae*) durch Analyse der psychologischen Motivationsproceße zum Feinsten und Umsichtigsten gehört, was man hierüber lesen kann. Auch die Kritik jener „transcendentalen Freiheit“, welche in den Systemen von Kant, Schopenhauer und Schelling als *deus ex machina* da eintritt, wo die Begriffe aufhören, verdient Zustimmung; doch fragt sich, ob jener Begriff nicht im Rechte bleiben dürfte in Beziehung auf die Offenbarung des idealen Ich im empirischen, jenen „Silberblick“ des endlichen Geistes, in welchem sich ihm sein göttlicher Wesensgrund enthüllt, also das Transcendentale ins Bewußtsein tritt, wobei übrigens psychologisch betrachtet Alles natürlich und gesetzlich zugeht, wie E. von Hartmann an späterem Ort selber ausführt.

Die Möglichkeit der Verwirklichung der Freiheit eines Jeden neben der aller Andern ist erst gegeben durch eine vernünftige Ordnung zwischen Allen; der Begriff der Ordnung daher die erste haltbare Form, in welcher die Vernunftmoral zu einem bestimmten Princip sich herauskrystallisirt. Die Ordnung aber entwickelt sich geschichtlich aus der noch fließenden Sitte zur

festen, durch positive Sägung definirten Rechtsordnung, welcher die subjectiven Principien der Rechtlichkeit und Gerechtigkeit unmittelbar, das der Billigkeit mittelbar entsprechen. Den Schluß dieser rationalen Moralprincipien und den Uebergang zu den objectiven Zielen der Sittlichkeit bildet die Zweckidee. Nach einem nochmaligen Rückblick auf Kant, der zwar den Gedanken eines allgemeinen Reiches der Zwecke berührt, aber ihn wegen seines falschen Gegensatzes von Natur und Geist oder von Nothwendigkeit und Freiheit nicht für die Ethik fruchtbar zu machen weiß, wird nun hier das Verdienst der Hegelschen Philosophie um die teleologische Ethik und deren Consequenzen in Wissenschaft und staatlichem Leben warm gepriesen. Indem Hegel allem falschen Subjectivismus gegenüber die Fahne des objectiven Zweckes aufpflanzte, in der Geschichte einen Entwicklungsproceß zur Verwirklichung des vernünftigen Reiches der Zwecke erkannte, und auf den Staat als den greifbar gewordenen substantiellen Zweck hinwies, hat er wie ein reinigendes Gewitter die Dünste der Romantik und den gegenseitigen Cultus der schönen Seelen verschleucht und den Boden vorbereitet, auf welchem der preußische Staat seine geschichtliche Mission zu erfüllen befähigt wurde. Wir stimmen dem völlig bei und hätten nur gewünscht, daß E. von Hartmann selber der immanenten Teleologie und dem optimistischen Evolutionismus Hegels bis zu Ende treu geblieben wäre, statt schließlich doch noch durch einen Salto mortale in eine diametral entgegengesetzte Weltansicht seine bessere Einsicht zu verleugnen. Auch würde vom Standpunkte einer streng immanenten Teleologie aus, was die Hartmannsche in letzter Instanz nicht ist, die Beantwortung der Frage, ob und wiefern der Einzelne Selbstzweck sei? doch wohl weniger einseitig negativ ausgefallen sein, als es hier durchweg geschieht.

Da nun aber für den Einzelnen nur die Zwecke sittlich gut sind, welche direct oder indirect den Zwecken einer höheren Daseinsordnung und in letzter Absicht also dem absoluten Zweck der Welt dienstbar sind, so ist klar, daß die subjective Moralität wesentlich abhängig ist von der theoretischen Weltanschauung des Einzelnen oder eines Volkes, insbesondere von den Absichten über die objectiven Zwecke, welche der menschlichen Thätigkeit gesteckt sind. Die Lehre von den subjectiven sittlichen Triebfedern muß sich also ergänzen durch die von den objectiven Zielen der Sittlichkeit. Unter ihnen tritt voran das socialeudämonistische Princip des Gesamtwohles als dasjenige, welches noch Ueberwindung des egoistischen Strebens nach eigener Glückseligkeit das nächstliegende Ziel menschlichen Strebens zu sein scheint. Nach einer Auseinandersetzung mit den englischen Utilitaristen J. Stuart Mill und Bentham, an welchen die unklare Vermischung der Principien des Eigenwohles und des Gesamtwohles getadelt wird, wird das socialeudämonistische Princip dahin

formulirt, daß das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl von Individuen zu erstreben sei; daraus aber folge, führt der Verfasser aus, mit Nothwendigkeit das Nivellement der Gütervertheilung oder die Socialdemokratie. Die Schilderung der Folgen, welche eine demgemäße Umgestaltung der Gesellschaft für den stetigen Rückgang der Cultur bis zum Wiederaufkommen auf der Stufe vollkommener Bestialität haben würde, und der Hinweis auf die nahe Verwandtschaft und künftige wahrscheinliche Verbündung von Socialdemokratie und Jesuitismus gehört zu den interessantesten Particen des Buches. — Dem socialeudämonistischen Princip stellt sich zunächst als directes Gegentheil das der Culturentwicklung entgegen; sie ist der ausschließliche Zweck der Geschichte, welchem das Wohl der Einzelnen wie der Völker erbarmungslos zum Opfer gebracht werde, wie der Verfasser durch Hinweis auf den mannichfachen Jammer der geschichtlichen Menschheit wahrscheinlich zu machen sucht. Außer der modernen Geschichtsanschauung, welche jenen Zweck inductiv nachweist, findet dieses Princip eine Unterstützung und nähere Erklärung in der Darwinischen Selectionstheorie, welche, weit entfernt, dem Idealismus gefährlich zu sein, vielmehr gerade am deutlichsten die Herrlichkeit und Macht der Idee offenbart, indem sie zeige, daß stets dem Tüchtigeren und Besseren auf Erden der Weg zufalle und somit das Schillersche Wort: die Weltgeschichte ist das Weltgericht, zugleich bestätige und erläutere. Es schließen sich hieran sehr interessante Ausführungen über die Culturbedeutung der Kriege, der wirthschaftlichen Concurrrenz, über Zinswesen und Erbrecht, zuletzt über Ehe, Kinderbesitz und die Frauenfrage; die stark realistische Auffassung der letzteren findet übrigens in früheren schönen Ausführungen über die ideale Bedeutung der Ehe, als der höchsten Verwirklichung der Liebe, ihre werthvolle Ergänzung oder Correctur. Als die Realisirung der menschheitlichen Idee muß die Cultur gleichmäßige Entwicklung von Geist, Gefühl und Geschmack sein, der intellectuelle Fortschritt genügt keineswegs, es gehört dazu auch die Vereblung des Geschmacks und die Läuterung, Vertiefung und Verfeinerung des Gefühls durch den Cultus der Liebe und der Freundschaft; nur durch das Selbstverfittlichungsstreben eines Jeden wird die Idee der Menschheit verwirklicht. — Aber dies Culturstreben kann nun doch nicht völlig losgelöst werden vom Glückseligkeitsstreben, das ja ebenfalls zu unserer Naturanlage gehört und ein so wesentlicher Hebel für jenen Fortschritt ist. Es muß also auch eine organische Synthese des evolutionistischen und socialeudämonistischen Principes geben, und diese liegt in der sittlichen Weltordnung oder dem Theil des teleologischen Weltplanes, welcher zu seinen Trägern vernünftige Wesen (auf der Erde also die Menschen) hat. Sie besteht theils aus dem subjectiven sittlichen Bewußtsein mit seinen der Wirklichkeit voraneilenden Idealen, theils aus den objectiven Ordnungen und Institutionen der geschichtlich gewordenen

Gesellschaft, welche beide Seiten ihren einheitlichen Grund haben in der absoluten Zweckidee der göttlichen Vernunft. Vortrefflich wird nun hier das Verhältniß der sittlichen Weltordnung zur natürlichen Gesetzmäßigkeit erörtert; gegenüber allem Naturalismus sowohl wie abstractem Idealismus oder Dualismus, wie man sie jetzt sonst gewöhnlich trifft, ist hier gezeigt, wie die Suprematie des Sittlichen über das Natürliche die strenge Gesetzmäßigkeit des letzteren nicht ausschließe, sondern zur Vermittlung ihrer höheren Zwecke gebrauche, denn das sittliche Gesetz sei an sich selber nichts anderes als eine höhere Form des realen Entwicklungsgesetzes der Welt, ein Segment aus der Totalität der teleologischen Entfaltung der göttlichen Weltidee, und als solches ein Complex von Partialideen, die concret als Anlagen, Kräfte und Triebe unserer Natur wirksam werden, und deren Inhalt erst in und von unserem Bewußtsein zum „Moralgesetz“ gestempelt wird. Damit ist der üble Dualismus von Natur und Sittenwelt, der es zu keiner einheitlichen Weltanschauung und damit zu keiner festen Begründung des Sittlichen kommen läßt, in einer höheren Einheit, die doch keine Einerleiheit ist, überwunden und der Boden geebnet für eine fruchtbare Versöhnung der verständigen und der idealen Weltansicht, also für eine wahre Theodicee, zu welcher auch der Verfasser selber in den treffenden Bemerkungen über die Bedeutung des Bösen für die sittliche Weltordnung werthvolle Beiträge giebt. Hier scheint mir der Verfasser auf der Höhe seiner philosophischen Speculation zu stehen, von der er nur nicht wieder hätte herabsinken sollen.

Nicht als ob schon das Zurückgehen auf den Urgrund der Sittlichkeit, wovon der letzte Abschnitt handelt, an und für sich als ein solches Herabsinken zu betrachten wäre. Im Gegentheil muß ich dem Verfasser darin völlig Recht geben, daß weder die subjectiven noch die objectiven Moralprincipien für sich allein ein zureichender Grund der Sittlichkeit zu sein vermöchten, den einen fehlt ja die objective Allgemeingültigkeit und den andern die subjective Verbindlichkeit; ebensowenig würde ihre blos äußerliche Combination dem Mangel abhelfen können, da ja auch die Unfittlichkeit sowohl subjective als objective Gründe für sich hat. Es muß der letzte feste Grund in einem absoluten, metaphysisch-religiösen Princip gesucht werden. „Wohl ist der Ausbau der Ethik ohne Rücksicht auf Metaphysik bis zu einem gewissen Grade möglich, aber solche Ethik schwebt gewissermaßen in der Luft, d. h. ihr fehlt der Eckstein, der ihr Gebäude erst haltbar macht für Alle, die nicht schon ohnehin durch ihre Veranlagung oder Gewöhnung geneigt sind, auf den Nachweis eines letzten Urgrundes der Sittlichkeit zu verzichten.“ Diesen Grund dadurch erschleichen zu wollen, daß allein aus Postulaten des sittlichen Bewußtseins metaphysische Realitäten, die jeder anderen Stütze entbehren, ins Blaue hinein construirt werden, erklärt der Verfasser mit Recht für einen völlig un-

wissenschaftlichen Versuch, denn aus Gemüthspostulaten läßt sich am Ende Alles — also Nichts! — beweisen. Der metaphysische Urgrund der Ethik muß also derselbe sein, der sich auch als Grund der Wirklichkeit bewährt: das einheitliche Weltprincip oder Gott. Und zwar fordert das Interesse des sittlichen Bewußtseins, seiner Autonomie namentlich, das Verhältniß Gottes zur Welt und zum Menschen nicht dualistisch, sondern monistisch zu denken, als Verhältniß der Wesensidentität bei Verschiedenheit der objectiven Erscheinung des vielen Endlichen vom einen göttlichen Wesen. E. von Hartmann polemisirt in diesem Zusammenhang stark gegen die theistische Gottesidee als den Grund der heteronomen Moral, der magischen Erlösung u. s. w. Indes dürfte hierbei doch vielleicht der Gegensatz in der Sache nicht so groß sein, als von Hartmann es darzustellen beliebt. Auch er verwahrt sich ja gegen abstracten Monismus und gegen eine solche Betonung der Immanenz Gottes in der Welt, daß darüber die Seite der Transscendenz in Frage gestellt und das Absolute auf die Totalität der Erscheinung reducirt würde, was eine naturalistische Wendung des Monismus wäre; der Begriff der Immanenz, so bemerkt er selber sehr richtig, habe nur als Correlatbegriff der Transscendenz Bedeutung und es könne vernünftiger Weise nur von einem jenseits der Sphäre der Erscheinung Liegenden behauptet werden, daß es der Welt der Erscheinung einwohne; noch höhere Bedeutung gewinne die Transscendenz, sofern Gott als der unendliche Grund des Geistes dem endlichen actualen Geist gegenüberstehe. Daß aber unser Geistesleben, obgleich ein Tropfen nur im Kelch des ganzen Geisterreiches, doch Geist von seinem Geiste und Leben von seinem Leben sei, — nun, das sagt doch nicht erst E. von Hartmann, sondern das hat ebenso die christliche Theologie immer gesagt. Ebenso dürfte das Hartmannsche „Bewußtsein der Wesensidentität mit Gott“ und das christliche Bewußtsein der Kindschaft Gottes, des Geistesbesitzes aus und in Gott sachlich sich kaum unterscheiden, wenigstens nicht mehr, als eben der religiöse Ausdruck sich naturgemäß vom philosophischen immer unterscheiden wird. Oder wären es nicht ganz die Klänge der christlichen Mystik, die uns aus den schönen Sätzen entgegentönen, mit welchen die erhebende und beseligende Kraft des Bewußtseins der Wesensidentität beschrieben wird? „Das Sittengesetz, das der Selbstherrlichkeit des Eigenwillens als strenge, lästige Fessel erschien, hört mit dem Widerstand der Selbstsucht auf, als solche empfunden zu werden, und die Majestät des göttlichen Gesetzgebers verschwindet, indem der Mensch sich mit ihm Eins weiß und ihn selbst, sein tiefstes Wesen (und nicht bloß seine Wirkungen) in seiner Brust wiederfindet. Sich selbst als göttlichen Wesens zu wissen, das tilgt jede Divergenz zwischen Eigenwillen und Allwillen, jede Fremdheit zwischen Mensch und Gott, jedes ungöttliche, d. h. bloß natürliche Gebahren; sein Geistesleben als einen Funken der göttlichen Flamme

anzusehen, das wirkt den Entschluß, ein wahrhaft göttliches Leben zu führen, d. h. sich über den Standpunct der bloßen Natürlichkeit zu erheben zu einem Leben im Geist, das im positiven Sinne gottgewollt ist, das schafft den Willen und das Vermögen, gottinnig zu denken, zu fühlen und zu handeln und alle endliche Aufgabe des irdischen Lebens in göttlichem Lichte zu verklären.“

Wie nun? sollte denn nicht hierin, in dieser gottinnigen Lebensverklärung, auch schon das höchste Ziel wie der letzte Grund der Sittlichkeit und des Daseins überhaupt zu finden sein? Wir möchten das meinen, aber E. von Hartmann ist anderer Ansicht. Er glaubt dem fertigen Gebäude noch ein oberstes Stockwerk aufsetzen zu müssen, in welchem das Ganze erst seine Krönung finde. Er kann den letzten Zweck der Weltentwicklung und alles sittlichen Strebens doch nicht in dem lebendigen Ganzen selbst finden, in dieser immer schon seienden und immer noch wachsenden Offenbarung göttlichen Lebens in der Welt und Verklärung des Endlichen zur Göttlichkeit; er sucht — hierin wieder ganz mit der naiven Vorstellung zusammengehend — den Zweck in einem Jenseits des wirklichen Daseins; aber nicht etwa in positiver jenseitiger Seligkeit der Geschöpfe — das wäre transscendenter Individual-egoismus und Pseudomoral; auch nicht in der Offenbarung der Herrlichkeit und Liebe Gottes — das wäre eine unverzeihliche Eitelkeit und Selbstsucht Gottes, wenn er eine so qualvolle Welt nur um seiner Selbstverherrlichung willen ins Dasein gerufen hätte. Das lösende Wort des Räthsels liegt vielmehr, so versichert uns E. von Hartmann, in der Erkenntniß, daß der letzte Zweck des Weltprocesses darin bestehe, das absolute Wesen von der Unseligkeit, in welche es durch das Actuellwerden seines unvernünftigen Willens gerathen sei, dadurch zu erlösen, daß das Elend des Daseins wieder aufgehoben werde zum Frieden des Nichtseins. „Das reale Dasein ist die Incarnation der Gottheit, der Weltproceß die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes und zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleische Getreuzigten; die Sittlichkeit aber ist die Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges.“

Der Verfasser warnt nun zwar in starken Worten Jeden, der zum schwindelfreien Erklimmen einer solchen Höhe sich untüchtig fühle, daß er sich nicht erdreisten solle, das Erhabenste zu bemängeln, weil seine Kleinheit ihm die Hoffnung verwehrt, zu demselben hinaufzureichen. Wir sind gleichwohl so frei, dieses „Erhabenste“ vielmehr für einen argen Rückfall aus der Höhe philosophischen Denkens in die dunstigen Niederungen gnostischer Träume zu halten. Desinit in piscem mulier formosa superne! Gerade je höher ich den sonstigen philosophischen Gehalt und praktischen Werth dieses Werkes anschlage, desto lebhafter muß ich bedauern, daß es durch solch einen theoretisch

und praktisch gleichsehr verwerflichen Schluß entstellt worden ist. Es war ja natürlich zum voraus zu erwarten, daß sich die meisten Leser und Recensenten mit Vorliebe, wo nicht ausschließlich, an diese pikante und abenteuerliche Schlußpartie halten und darüber all das Viele und Treffliche, was sonst aus dem Buch zu lernen wäre, in den Wind schlagen werden. Zwar halte ich diese Recensentenunart, ein Buch, dessen principieller Standpunct Einem nicht gefällt, summarisch abzurtheilen, ohne irgend welche Rücksicht aufs Einzelne und Gute, was es enthält, zu nehmen, oder den Lesern davon Kunde zu geben, unter allen Umständen für eine nicht entschieden genug zu verurtheilende Leichtfertigkeit und Ungerechtigkeith; aber im Fall des Hartmannschen Werkes hatte dies Verfahren insofern eine scheinbare Berechtigung, als der Verfasser selber seine pessimistische Weltansicht so gebliffentlich als den Grund- und Schlußstein des Ganzen hingestellt hat, daß man meinen kann, es stehe und falle alles Einzelne, was das Buch enthält, solidarisch mit jenem einen Punct. In Wahrheit ist es aber doch nicht so, sondern mir will es scheinen, als ob in diesem neuesten Werk E. von Hartmanns der Pessimismus nur noch als üble Nachwirkung seines Ausgangspunctes in eine sonst weit darüber hinausgewachsene und wahrhaft großartige Speculation störend hineinragte, seine Beseitigung also erst vollends zur geschlossenen Consequenz des Gedankenbaues führen würde.

Oder ist es etwa consequent, daß E. von Hartmann die anthropomorphischen Vorstellungen des populären Theismus aufs unbarmherzigste verfolgt und ihre Widersprüche mit der wirklichen Weltbeschaffenheit allenthalben aufdeckt, schließlich dann aber von seinem Absoluten so krasse Menschlichkeiten aussagt, wie der kirchliche Theismus dies entfernt nie gewagt haben würde: die Dummheit des vernunftlosen Willens, der den Frieden des Nichtseins zerstört durch die Unthat der Welterschöpfung, dann das Unseligkeitsgefühl des in sich entzweiten Gottes, der zur Buße für jene Unthat in das Elend des Weltprocesses eingehen muß, welches er „wie einen juckenden Ausschlag“ empfindet, und in welchem seine unbewußte Heilkräft sich von seinem inneren pathologischen Zustand unter Beihülfe der vernünftigen Geschöpfe zu befreien sucht u. s. w.? Oder ist es consequent, wenn E. von Hartmann die Autonomie der wahren Sittlichkeit aufs strengste betont und schon jede scheinbare Heteronomie der religiösen Sittlichkeit rücksichtslos verwirft, schließlich aber doch den letzten Zweck alles sittlichen Sollens und Strebens in das denkbar abstracteste Jenseits hinausverlegt? Denn offenbar ist die Erlösung Gottes von seinem inneren Leiden, von dem ich selbst nichts fühle, für mich ein viel fernerer und fremderer Zweck, als irgend welche himmlische Seligkeit, oder gar als die concrete Idee des verwirklichten „Reiches Gottes“. Die Gotteserlösung und Weltaufhebung ist dem individuellen Leben ein schlechthin jen-



seitiger und irrationeller Zweck, dem dienen zu müssen nur als die unfreieste und unseligste Heteronomie empfunden werden könnte. Eine Teleologie, die auf jenes Endziel hinausführte, würde daher keinerlei verpflichtende Kraft für unser sittliches Bewußtsein haben; was der letzte feste Grund unserer Sittlichkeit sein sollte, schlägt also in der nihilistischen Fassung E. von Hartmanns um in einen sie verschlingenden Abgrund. Der evolutionistische Optimismus, der im Culturfortschritt der Welt den unbedingt werthvollen Zweck erkennt, und der nihilistische Pessimismus, der Alles in Nichts aufgehen läßt, sind nun einmal schlechthin unvereinbare Gegensätze. Entweder E. von Hartmann hält am letzteren fest, dann wird er seine teleologische Ethik, die eine werthvolle Fortbildung der Hegelschen Philosophie ist, wieder fallen lassen müssen; oder aber er macht mit letzterer noch consequenteren Ernst, dann wird er zu der Einsicht kommen müssen, daß der absolute Zweck Gottes im Weltproceß selbst sich realisiert, nämlich in der unendlichen Offenbarung der göttlichen Lebensfülle in allen Arten und Stufen des Daseins, zuhöchst im gottinnigen Geistesleben der endlichen Geister. Er wird dann finden, daß in der sittlichen Weltordnung, wie er sie selber trefflich beschrieben hat, schon auch die völlig zureichende Theodicee wegen der Weltübel liegt, sofern dieselben die zwar unvermeidlichen, aber auch zweckdienlichen Mittel sind für Hervorbringung höherer Güter. Er wird dann auch in dem einzelnen persönlichen Geist einen positiv berechtigten, wenngleich nur relativen Selbstzweck anerkennen, sofern derselbe genau insoweit, als er sich als willig dienendes Glied einordnet in die teleologische Ordnung des Ganzen, auch zu eigener Selbstbefriedigung gelangt oder (wie Christus sagt) seine Seele, die er um Gottes willen hingiebt, wiederfindet in der beseligenden Einheit mit Gott, im Reich Gottes.

Bei diesem Fortschritt vom negativ-teleologischen oder pessimistischen zum positiv-teleologischen oder optimistischen Monismus würde sich endlich ohne Zweifel auch das Verhältniß E. von Hartmanns zum Christenthum anders gestalten, seine Beurtheilung desselben unbefangener, verständniß- und liebevoller werden. Was ihn jetzt so schroff von demselben scheidet, ist nicht seine philosophische Speculation, sondern sein phantastischer und pessimistischer Gnosticismus; ja ich möchte fast vermuthen, daß seine Polemik nur darum so heftig sei, weil er sich des unwillkürlichen Gefühls einer tiefen Wahlverwandtschaft mit dem Christenthum erwehren möchte. Sollte die Hoffnung zu kühn sein, daß der mit dem Christenthum gemeinsame ideale Zug seiner Speculation über die Schopenhauerschen Reminiscenzen und den Eigensinn der literarischen Consequenz den Sieg davontragen und aus dem Saulus noch einen Paulus machen könnte?

Otto Pfleiderer.

## Pariser Plaudereien.

Mitte Juli 1879.

Jetzt ist die Zeit der Villegiatur. Die Reichen und Wohlhabenden haben der Weltstadt den Rücken gewendet, die Hôtels sind ausgestorben, die Läden sorglich geschlossen, die Möbel, in ihre Sommerpaletots oder Ueberzüge eingehüllt, dürfen ausruhen von den Strapazen des Winters und dolce far niente pflegen, denn der Concierge ist der einzige Bewohner des Hauses.

Dem Fremdling aber, der aus fernem Land gezogen kommt, die Reize der Seinestadt zu schauen, sei mein herzliches Beileid gebracht! Nicht anders als mit Bedauern vermag ich den Gestalten nachzublicken, die der rothe Einband des treuen Gefährten Baedeker von Weitem schon kennzeichnet. Nicht, daß sie gekommen, macht sie zum Gegenstand besonderer Theilnahme, sondern daß sie eben jetzt kommen mußten. Die Reiselust paßt nur in seltenen Fällen den richtigen Augenblick ab, um ihr Mütthchen an Paris zu fühlen. Große Städte sind wie große Damen zu behandeln. Die züchtige Hausfrau des Kleinbürgers allerdings waltet vom Morgen bis zum Sonnenuntergang gleich geschäftig ihres Hauswesens, in dessen Mitte sie stets nett und proper zu finden sein wird. Die Weltdame jedoch zu überraschen, ehe sie ihre Boudoirandacht vollendet hat, wäre gleich groß als Mißgriff wie als Quelle der Enttäuschung. Und diesen Fehlgang machen diejenigen, die glauben, weil der Hochsommer die Reisesaison sei, so müsse man auch zu dieser Zeit Paris besuchen. Sie vergessen, daß Paris einer großen Volière gleicht, deren In-sassen ausfliegen, sobald Staub und Hitze den Aufenthalt darin unangenehm machen. Freilich ist über Staub und Hitze in diesem Sommer nicht zu klagen, dagegen um so ärger über die Treulosigkeit und Tücke der Witterung, die es nahezu unmöglich macht, ohne Schirm und Paletot das Haus zu verlassen oder gar sich aufs Land zu begeben.

Nun kommt der Fremdling, den Kopf voll von rosigem Vorstellungen über das heitere Leben in der Seinestadt, über die Genüsse, die sich ihm darbieten, über den Luxus, der da herrscht. Nichts von alledem findet er. Der Käfig ist leer, die lustigen Bewohner über allen Wipfeln. Auf den Straßen geschäftige, verdrossene Gesichter; in dem schattigen Tuileriengarten Kinderwärterinnen, mit ihren Schülzlingen, unter militärischer Bedeckung, dienstfreie Ladenhelden, petits bourgeois der ärmsten Classe, lauter Leute, denen man ansieht, daß sie überall lieber wären als wo sie sein müssen. Von all den Reitern, die im Bois noch kürzlich ihre mehr oder weniger vollblütigen Pferdetummelten, höchstens einige Officiere, welche ihren Gäulen Bewegung verschaffen wollen; dann und wann ein Sonntagsreiter, der sich für die Höhe

der Sporting-Aera schüchtern vorbereitet. Die meisten Bühnen sind gesperrt, und in jenen, in welchen noch ziemlich schläfrig Comödie gespielt wird, bieten die altersmüden Habitués, die Diensthöflinge und das substituierende Logenpublicum einen verkehrten Begriff von der glanzvollen Staffage, wie sie diese Räume beanspruchen.

Wer Paris kennen lernen will wie es ist, der komme im Frühling, wenn die grünen Bergeshalden ringsum sich mit neuem Prunkgewande schmücken, wenn die Gesellschaft, die gute wie die schlechte, sich vollzählig ein Rendezvous giebt, in dem zu dieser Zeit noch jungfräulich frischen Bois, wo das öffentliche Leben neu aufathmet unter der schwindenden winterlichen Hülle; wo Tausende reizender Frauengestalten ihr Sinnen und Trachten nur auf den Wettkampf in der Toilette richten, als wollten sie zeigen, was sie seit dem letzten Balle für schöpferische Modegedanken ausgeheckt; wo auf den Bühnen noch alles aufgeboten wird, die Schaulust derer zu befriedigen, die da kamen um zu sehen und gesehen zu werden. Oder er komme im Herbst, wo sich dasselbe Bild nahezu wiederholt, wo jeder Tag neue Zuzüge von Flüchtlingen bringt, die sich wieder in dem Stadtwesen behaglich warm fühlen möchten, nachdem sie die einsamsten Alpenthäler und die schweizer Berghäupter unsicher gemacht.

Von den Fremden ganz abgesehen, ist es im letzten Monat hier ungemein still zugegangen, woran eben Jupiter pluvius wesentlich Schuld. Kein Wunder auch, daß die meisten der Herren Deputirten und Senatoren mit Vergnügen für die Uebersiedelung nach Paris stimmten; Schnupfen und Rheumatismus setzten ihnen derart zu, daß einige sich gemüßigt sahen, wieder ihre Pelzmützen hervorzufuchen.

Daß das tragische Ende des jungen Napoleon hier eine allgemeine, doch wohl gemerkt, gemäßigte Theilnahme hervorgerufen, ist nicht mehr als natürlich und billig; wenige aber verkennen, daß man sowohl dem armen Prinzen als Frankreich des Ereignisses wegen bei reiflicher Ueberlegung im Grunde nur Glück wünschen kann. Wer möchte die grause Erbschaft von Sedan wohl freiwillig antreten? und welche politische Verwickelungen hätte Napoleon IV. heraufbeschwören können? wohingegen, sollte Frankreich wieder einmal umkehren, ein Napoleon V. eine ganz andere und freiere Stellung einnehmen wird. Kurz, der Tod des erkaiferlichen Prinzen ist ein Ereigniß von außerordentlicher Tragweite, welches vorläufig der jungen Republik um so mehr zu Nutzen kommt, als auch gleichzeitig ein Stück Rom mit ihm begraben wurde.

Was die republikanischen Festlichkeiten betrifft, die zur Erinnerungsfeier der Bastille-Einnahme am 14. des Monats unter Hugos, Louis Blancs und einiger Anderer Führung veranstaltet waren, so sind dieselben schon durch die

Ungunst der Witterung arg beeinträchtigt, im Ganzen aber auch nur von der Minorität der radicalen Partei mit gemäßigtem Enthusiasmus begangen worden; giebt doch die gegenwärtig bestehende Regierung den geschäftsmäßig Unzufriedenen und Krakehlern von Profession nur geringe Gelegenheit zu ernstern Angriffen und berechtigten Forderungen. Im Palais Bourbon, das völlig restaurirt ist, gab der Kammerpräsident Gambetta gleichzeitig ein erstes Fest, das überaus stark besucht war. Die völlige Abwesenheit des schönen Geschlechts jedoch gab demselben einen etwas langweilig düsteren, um nicht zu sagen philisterhaften Anstrich. Doch verdient erwähnt zu werden, wie sowohl hier als auch bei den radicalen Festlichkeiten ein obwohl ungezwungener, doch tactvoller Ton herrschte, der sich für die Folge wohl noch steigern und zu einer Art Cordialität übergehen mag, wie dies auch dem republikanischen Modus entspricht.

Sonntag fand die alljährliche Heerschau auf der Ebene von Longchamps statt. Der in den letzten Tagen sowie in der vorausgegangenen Nacht gefallene Regen hatte jedoch den Boden derart durchweicht, daß der Reiterei wie besonders der Artillerie ihre Bewegungen sehr erschwert wurden, auch zeigte sich der Himmel noch um Mittag so drohend, daß die Bevölkerung lange nicht in dem Maße wie sonst zu dem Schauspiel herbeiströmte.

Der Präsident der Republik befand sich mit dem Präsidenten des Senats, Martel, und dem Präsidenten der Deputirtenkammer, Gambetta, sowie sämtlichen Ministern in der Tribüne des Staatschefs. Herr Grévy wurde bei der Hin- und Rückfahrt durch ein Detachement Kürassiere, Martel und Gambetta durch je eine Abtheilung Dragoner begleitet und von der Menge vielfach mit dem Rufe: „Vive la République!“ begrüßt.

Nachdem der Generalgouverneur von Paris, Baron Aymard, gefolgt von seinem zahlreichen Stabe und den Militärattachés Deutschlands, Oesterreichs, Spaniens, Schwedens, Italiens, Englands, Japans u. die Revue abgenommen hatte, ritt er mit seiner glänzenden Suite vor die Tribüne des Präsidenten der Republik, begrüßte denselben und nahm dann seiner Tribüne gegenüber Aufstellung, worauf das Defiliren begann. Die anwesenden Truppen beliefen sich auf 31 Bataillone Infanterie, 16 Batterien Artillerie, 39 Schwadronen Cavallerie, etwa 20,000 Mann mit 3000 Pferden; manche Compagnien der Infanterie zählten nur 70 Mann, und manche Schwadronen nicht mehr als 60 Pferde. Hinsichtlich des Aussehens, der Haltung und des Materials der Mannschaften verdient anerkannt zu werden, daß der Fortschritt von Jahr zu Jahr sichtlicher ist und daß sich auch trotz des republikanischen Regimes eine wesentlich strammere Disciplin und tactvollere Haltung als vormals zur Geltung bringt. Bei der Rückfahrt stürzte nahe der Porte Maillot eines der Pferde des Wagens, in dem die Frau und Tochter

des Präsidenten der Republik sich befanden. Der päpstliche Nuntius, der sich als streitbarer Herr auch nach Longchamps begeben, mußte sich gefallen lassen, daß er hier und da mit einem „Vive la République! Vive les lois Ferry!“ begrüßt wurde.

Wenn die Marschälle Mac-Mahon, Canrobert und Lebouef durch ihre Abwesenheit glänzten, so ist dies begreiflich, sie schmollen mit der Regierung, die doch im Grunde nur correct handelte, indem sie die Gesuche der genannten Herren, nach Chislehurst zu gehen, einfach ablehnte und zwar einfach im Hinblick darauf, weil sonst eine beträchtliche Anzahl älterer Officiere gleichfalls mit demselben Gesuche gekommen wäre, dem man unmöglich hätte willfahren können.

Was die hiesige Oper betrifft, so ist ein neuer Vertrag, wesentlich nach dem Muster des früheren, abgeschlossen, und darin dem neuen Leiter derselben, Herrn Baucorbeil, wie seinem Vorgänger, eine jährliche Staatsunterstützung zugesichert, die für 1880 auf 800,000 Francs im Budget festgesetzt ist. Dieser Beihilfe stehen aber weitgehende Verpflichtungen des Unternehmers gegenüber; sie schreiben ihm vor, das Theater in würdiger Weise und von denjenigen Gesichtspuncten aus zu leiten, welche für die Staatsverwaltung die maßgebenden sein würden. Zusammengefaßt sind dieselben in dem Cahier des Charges. An der Spitze desselben steht der Satz, daß die große Oper in Paris als ein „Museum der Musik“ zu leiten sei und vor den übrigen Theatern durch die Auswahl der gegebenen älteren und neueren Werke, sowie die vorzüglichen Leistungen der Sänger, Tänzer und des Orchesters sich auszuzeichnen habe. Nur die Oper wie das Ballet sollen gepflegt werden, und zwar sollen vor allem die Schöpfungen der französischen Kunst zur Darstellung gelangen. Die Aufführung fremder Dichtungen bedarf der Genehmigung des Ministers. Jedes Jahr ist die Direction verpflichtet, zwei neue Stücke ausstatten zu lassen, die zum Mindesten sechs Acte und darunter wenigstens vier Acte Oper enthalten müssen.

## L i t e r a t u r .

Schweden und Norwegen nebst den wichtigsten Reiserouten durch Dänemark. Handbuch für Reisende von R. Baedeker. Leipzig 1879. — Plus, ultra! der ländergierige Wahlspruch Karls V. scheint seit einigen Jahren dem rothen Fähnlein Baedekers voranzuleuchten. Hat es früher nur über Mitteleuropa, von London und Paris bis Buda-Pest und Palermo herrschend geweht, so ward es 1875 gleichsam im ersten Kreuzzug in Jerusalem und Damascus, 1877 im zweiten auf den Pyramiden und dem Sinai aufgepflanzt. Jetzt aber darf man auch von Baedeker rühmen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe, freilich zunächst nur im Hochsommer ein paar Monate lang; denn nun hat er sein Fähnlein gar als Flagge aufgehißt und die kühne Wikinger-

fahrt erobernd über den Polarkreis bis ans eisige Nordende unseres Erdtheils ausgedehnt. Wir aber preisen jeden Fortschritt dieser völkerverbindenden Weltmonarchie, denn unter keinem anderen Scepter werden so sehr Ordnung und Freiheit mit einander verbunden; Baedekers deutscher Unterthan fühlt jeden Augenblick über sich die starke Leitung und den sicheren Schutz eines aufgeklärten Regiments und kann doch ebenso stets und überall, in Natur und Kunst, unter Menschen und Bäumen, zu Wasser und zu Lande nach seiner eigenen Façon reisefelig werden.

Es ist ein ungeheures Gebiet, über welches das neu vorliegende Handbuch seine Weisungen erstreckt. Kopenhagen und der Sund mit den Schlössern und Buchenwäldern Seelands waren schon ehemals im norddeutschen Baedeker durch einen freien Abstecher kurz berührt worden; jetzt erscheinen sie ausführlicher behandelt, bilden jedoch sammt den maritimen Anmarschlinien von den deutschen Nord- und Ostseeküsten her trotzdem nur die verhältnißmäßig kleine Operationsbasis für die großen Unternehmungen hier nach Schweden, dort nach Norwegen. In den gewaltigen Dimensionen dieses Gebiets aber, in den Entfernungen, die sich zwischen den einzelnen besonders sehenswürdigen Punkten ausspannen, liegt zugleich die innere Schwierigkeit der Reiseführung; zumal da die Art, jene Entfernungen zu überwinden, durch Landesnatur und =Sitte höchst eigenthümlich bestimmt wird. Das Dampfschiff spielt hier eine Rolle, wie in keiner anderen Gegend der Erde; es umschreibt nicht bloß die langgedehnte Außengestalt Norwegens vom Skager Rack bis zur russischen Grenze am Eismeer, sondern es schiebt sich durch die Sunde der Inseln hindurch und dringt, zuletzt vom Ruderboot abgelöst, bis in die innersten Winkel der Fjorde vor; es zieht nicht minder quer über die breite Landmasse Südschwedens auf der berühmten Straße der Binnenseen und Kanäle. Dazu kommt selbst auf den trockenen Wegen, in den Thälern Norwegens wenigstens noch allgemein, die ebenso originelle als festgeregelte Beförderung durch die Karren der „stydsplichtigen“ Bauern; endlich im Hochgebirge das Reitpferd und weit häufiger natürlich der Alpenstod, freilich alte Bekannte aus Schweiz und Tirol, die jedoch hier im Norden zu sehr anders gestalteten Höhen in einem durchaus abweichenden Klima leiten, weshalb es auch da der besonderen Wanderregeln und Rathschläge für den Umgang mit Wind und Wetter, Fels und Eis, Thier und Menschen die Menge giebt. Mit allen diesen Reiseformen und =Gelegenheiten nun seinen Schützling im Allgemeinen wie im Speciellen genau bekannt zu machen, zu jeglichem lohnenden Ziel ihn auf die einfachste, billigste und sicherste Weise zu befördern, ist hier wie sonst Baedekers eigentliche Aufgabe, bei deren Lösung er auch diesmal wieder das unvergleichliche Geschick seiner Methode darthut. Ein Blick auf N. Nielsens Büchlein, dem bisher gebräuchlichsten skandinavischen Führer deutscher Reisender, zeigt sogleich einen ganz erstaunlichen Fortschritt an Ausführlichkeit wie an Präcision. Vornehmlich die inneren Heiligthümer der norwegischen Hochlande, vor allem die feierliche Gebirgswelt von Jotunheim, sind nun erst für unsere Landsleute recht erschlossen worden; die wunderbare Fahrt von Drontheim nach dem Nordkap, deren Scenerie zum großen Theil „erhabener ist als irgend etwas sonst in Europa“, wird jetzt erst in ihrer Ausführbarkeit Jedermann deutlich. Für beide Partien ist die Hülfe des Herrn Tribunalsrath Passarge in Königsberg, eines der größten Kenner des Nordens, vorzüglich von Nutzen gewesen.

Ueberschwänglichkeit liegt bekanntlich Niemandem so fern wie Baedeker; wer sein Palästina aufmerksam liest, gewinnt den lebhaftesten Eindruck, daß dies Land zwar ungemein interessant, dabei aber in der That recht garstig sei. Wenn er

daher auf Nordland den eben citirten Superlativ des Urtheils anwendet, wenn neben zahllosen einfachen, auch Doppelsterne häufig genug begegnen, so steht man, daß eine skandinavische Reise wirklich auch dem verwöhnten Kenner der Alpen und Italiens dringend zu empfehlen ist. Hinter der mächtigen Natur, die selbst den Hauptstädten Stockholm und Christiania ihren wesentlichen Reiz verleiht, steht die Kunst zwar entschieden zurück; daß indeß auch ihr Liebhaber nicht leer ausgehen wird, zeigen die Artikel über die Museen der schwedischen und der dänischen Capitale, wobei A. Springers und Dr. W. Bodes Feder den Herausgeber unterstützten. Ungleich mehr Antheil aber erweckt die historisch-ethnologische Seite einer Fahrt nach Dänemark, Schweden und Norwegen. Scandinaviens Geschichte hat sich, so weltbedeutend sie zu Zeiten gewesen ist, doch im Ganzen in einem eigenen Kreise bewegt; ihr volles Verständniß kann, weit mehr noch als das bei anderen Nationalgeschichten der Fall ist, allein in ihrer Heimath gewonnen werden. Sehr mit Recht hat deshalb Baedeker der unterrichtenden Uebersicht über die physikalischen Verhältnisse der skandinavischen Halbinsel von Dr. Krostas Hand eine ungewöhnlich eingehende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung Schwedens und Norwegens von Professor R. Maurer in München beigelegt. Nicht minder willkommen ist das dem Handbuch abtrenubar angefügte Heft „Zur dänisch-norwegischen und schwedischen Sprache“, das den näheren Verkehr mit dem Volke, dem — besonders in Norwegen — das höchste Lob spendet wird, erleichtern und so das Studium seines rein erhaltenen Charakters anbahnen soll.

Vier Pläne und siebzehn Karten bilden die künstlerische Ausstattung des Buches; denn dies Prädicat kommt den Arbeiten von Wagner und Debes unbedingt zu. Namentlich die Specialkarten der Fjord- und Küstenlandschaften Norwegens im Maßstabe 1:500,000 und die zierliche Darstellung der Umgebung von Stockholm (1:100,000) erfreuen und belehren auch das uninteressirte Auge des Betrachters am heimischen Schreibtische, wie viel mehr wird der Tourist zu Schiff oder zu Fuß ihre Ausführlichkeit und Klarheit zu schätzen wissen! Die Zeiten sind lange vorüber, wo alle Häfen Scandinaviens von Wisby bis Bergen und weiterhin vom Herrscherwort der Kaufleute und Schiffer der deutschen Hanse widerhallten; heut, wo jede Nation im eigenen Hause Herrin ist und sein soll, läßt und besucht man sich anspruchslos zu Gäste. Daß wir jedoch auch von solchem Gastbesuche des Nordens Güter heimbringen mögen, freilich ideeller Natur, ist die Absicht des neuen Baedeker und wird gewiß auch seine Wirkung sein.

a/D.

Goethe und der Componist Ph. Chr. Kayser. Von E. A. S. Burkhardt. Leipzig, Grunow. 1879. — Eine freilich lückenhafte, aber gleichwohl recht dankenswerthe Bereicherung der Goetheliteratur: die Darstellung des Lebens eines Jugendfreundes von Goethe, des zu Frankfurt a. M. 1755 geborenen und zu Zürich 1823 verstorbenen Musikers Ph. Chr. Kayser, über welchen Goethe in Dichtung und Wahrheit — trotz der innigen Beziehungen, in denen er einst zu Kayser stand — merkwürdiger Weise mit keinem Worte berichtet hat. Ph. Chr. Kayser war schon vor Goethes Abgang nach Straßburg mit Goethe, mit Klinger und deren Freundeskreise bekannt und verbunden; auf Goethes Empfehlung kam er 1775 nach Zürich; in besonders lebhaften Verkehr aber trat er mit Goethe, als dieser, nach der Rückkehr von seiner zweiten Schweizerreise und dem erneuerten Verkehr mit dem Jugendfreunde, diesem, dessen musikalische Talente er bewunderte, die Composition seines Singspiels „Jery und Bätely“ aufgetragen hatte. Auf Goethes Anregung ging Kayser 1781 nach Weimar. Hier kam ihm

zwar Sedendorff mit der Composition von Goethes Singspiel zuvor, der letztere aber verlor deshalb das Interesse an Kayser, den er zur Composition seiner maurerischen Lieder aufforderte und für dessen weitere Ausbildung er sich bei Glück in Wien verwenden zu können hoffte, nicht. Als Kayser wieder nach Zürich zurückgekehrt und von da mit dem jungen Kaufmann Vöhr (dem späteren Bankier in Leipzig und Schwiegerohn des trefflichen Kupferstechers Bause) nach Italien gegangen war, knüpfte sich eine neue lebhaftere Correspondenz zwischen Goethe und Kayser an, deren Hauptgegenstand die vom Dichter gewünschte Composition von „Scherz, List und Rache“ bildete und in welcher dann auch weiterhin die Composition von „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villabella“ zur Sprache kam. So sehr aber war Goethe von der Fähigkeit Kayfers, ihm in seinen dramatisch-musikalischen Bestrebungen und Leistungen förderlich werden zu können, überzeugt, daß er während seines Aufenthalts in Rom Kaysern dorthin zu ziehen dachte, daß er hoch erfreut war, als Kayser aus eigenem Antriebe seinem Plane entgegenkam und den Winter 1787 in Rom zubrachte, ja daß er nach der Rückkehr aus Italien Kaysern zu einem zweiten Besuche in Weimar veranlaßte. Aber während die beiden Freunde noch in Rom auf das beste zusammengelebt, im Gedankten an Kayfers Compositionen zum Egmont, im Studium der italienischen Kirchenmusik mit einander geschwelgt hatten, trat in Weimar sehr bald eine Veränderung ihres Verhältnisses zu einander ein. Sei es, daß Mißhelligkeiten über die Aufführung von „Erwin und Elmire“ der erste Grund einer Mißstimmung zwischen Dichter und Componist gewesen sind, sei es daß Kayser in Folge der Annäherung anderer Componisten an Goethe sich zurückziehen Veranlassung nahm — sei es endlich, daß das damals eben aufsteigende Gestirn Mozarts alle bisherigen Opern selbst ihren eigenen Urhebern bedeutungslos erscheinen ließ — kurz, seit dem Jahre 1789 hören die Beziehungen zwischen Goethe und Kayser plötzlich auf und sie haben sich nicht wieder erneuert. Kayser — der jetzt mit Klinger wieder in Verbindung trat und dem Klinger schon 1785 die Neue Arria in der Ausgabe seines „Theaters“ gewidmet hatte — ging nach Zürich zurück, wo er als Musiklehrer bis an sein Ende thätig war und sich als Mensch und als Künstler großer Achtung und Anerkennung zu erfreuen hatte, im Alter übrigens, wie so Viele von den in der „Sturm- und Drangperiode“ bekannt gewordenen Persönlichkeiten, ganz anderen Ideen und Stimmungen, als die der Jugendzeit waren, hingegeben. — Der Verfasser hat im Anhang zur vorliegenden Schrift die Briefe Goethes an Kayser, von dem auch ein Porträt nach Lavater und einige Compositionen beigegeben sind, zum Abdruck gebracht. Diese Briefe bilden die Hauptgrundlage zum Texte seiner Monographie, aber ergänzend treten hinzu eine Anzahl werthvoller Mittheilungen von anderer Seite. Sollte unter diesen die handschriftliche Biographie Kayfers von David Heß in Zürich keine größere Berücksichtigung verdient haben? Die Briefe Kayfers an Goethe, welche viele Lücken der vorliegenden Arbeit ergänzt haben würden und welche das Goethearchiv in Weimar besitzt, sind dem Verfasser leider nicht zur Verfügung gestellt worden: Das Goethearchiv wird noch immer auch der ernsthaftesten Forschung verschlossen!!!

L. H.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Von G. Teichmüller, Prof. der Philosophie an der Universität zu Dorpat. Zweite Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot. 1879. — Solche, die sich für ihr Bedürfnis des Unsterblichkeitsglaubens nicht mit frommer und scheuer Ahnung begnügen, sondern einen philosophisch aufgebauten Beweis begehren, werden diese nach Logeschen Principien ge-



führte Untersuchung willkommen heißen, und was ihnen darin schwerverständlich ist (das Buch wendet sich an alle Höhergebildeten) wird ihnen wahrscheinlich nur um so mehr imponiren. Ob es auch sonst überzeugend wirken wird, ist eine andere Frage. Der Verfasser ist zwar gewiß, einen strengen wissenschaftlichen Beweis geführt zu haben. Aber wenn er in letzter Instanz diesen zwingenden Nachweis darauf gründet, daß der Cirkel noch nicht geschlossen ist, daß die Welt ihren Inhalt noch nicht erschöpft hat, daß noch ungeahnter Vorrath des Lebens und Erkennens vorhanden ist, so ist dies ein Moment, das ja auch die Gegner bereitwillig zugeben, nur daß sie die von der Vernunft geforderte Ergänzung und Erfüllung nicht auf dem Wege der persönlichen Fortdauer suchen, sondern dafür auf die allgemeine unendliche Entwicklung verweisen, in welcher der Einzelne nur ein dienendes Glied ist. Und zwar nicht bloß die irdische Entwicklung, wie der Verfasser der idealistischen Philosophie vorwirft, die noch auf dem Standpunct der alten ptolomäischen Weltanschauung stehe, d. h. die Erde für den einzigen und höchsten Schauplatz der Weltgeschichte und den Menschen für das vollkommenste Wesen halte. Man darf ja nur zum Beispiel die betreffenden Abschnitte im „Alten und neuen Glauben“ lesen, um zu sehen, daß dieser Vorwurf nicht stichhaltig ist. Am wenigsten aber wird das Moment der Analogie, das gleichfalls mit Nachdruck geltend gemacht wird, zu ersetzen im Stande sein, was der Beweis zu wünschen übrig läßt, wie denn der Verfasser selbst, sein mühsam aufgerichtetes Gebäude fast wieder preisgebend, mit dem Resultate abschließt: daß das große und herrliche Ziel „nur im Glauben und in der Hoffnung festgehalten werden kann; die Sache selbst bleibt ein Mysterium“. Das Buch ist übrigens angenehm geschrieben und mit Geist, und es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser, trotz seiner Ueberzeugung, von den „Geschmacklosigkeiten“ und der „elenden Quacksalberei“ des Spiritismus sich entschieden abwendet.

L.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Leipzig, 1879. Breitkopf und Härtel. — Im Jahre 1777, also zwölf Jahre nach Goethes Eintritt in Leipzig, wanderte ein junger Niedersachsener, Johann Heinrich Jugler, nach der Pleißenstadt, um hier Medicin zu studiren. Der junge Mann fand hinreichende Muße, auch außerhalb der Hörsäle sich in Leipzig umzusehen. Und da er einen frischen Blick und ein gutes Urtheil besaß, überdies die einschlägige Literatur fleißig benutzte, so lieferte er in der 1779 verfaßten Beschreibung Leipzigs ein gar deutliches und anschauliches Bild von dem damaligen Leben und Treiben in der Stadt und an der Universität. Die Handschrift ruhte ein volles Jahrhundert in der Familie des Verfassers und wird jetzt zum ersten Male in trefflicher Ausstattung und mit einer Fülle orientirender Anmerkungen veröffentlicht. Das Büchlein besitzt mehr als ein bloßes Localinteresse. Wie der anonyme Herausgeber, in welchem wir wohl einen hervorragenden Gelehrten Leipzigs vermuthen dürfen, in dem Vorwort bemerkt, giebt es keine Schilderung Leipzigs, die so nahe an die Zeit, in welcher Goethe daselbst weilte, heranreicht, und so dürfte sie außer den Leipzigern auch allen Gliedern der Goethegemeinde herzlich willkommen sein.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-handlung.

Ausgegeben: 24. Juli 1879. — Druck von A. Eb. Engelhardt in Leipzig.

## Ueber Zwerg- und Riesenvölker.\*)

Der Gegenstand, welcher uns heute beschäftigen soll, läßt sich von der physiologischen und der anthropologisch-historischen Seite betrachten. In erster Hinsicht sind wir noch nicht hinreichend klar über die Gesetze des menschlichen Wachstums. Theoretisch sollte man annehmen, daß dasselbe im Verhältniß stünde mit den Nahrungsmitteln, mit den klimatischen Verhältnissen, insofern diese eine Bewegung im Freien leicht zulassen, kurz mit allem, was das Leben angenehm macht, die Sorgen verscheucht, den Stoffwechsel anregt. Daß diese Bedingungen nicht allein die bestimmenden sind, lehrt schon die gewöhnlichste Beobachtung der Individuen; was Völker betrifft, so fehlt noch das genügende Material, welches erst die neueste Zeit herbeizuschaffen angefangen hat, doch wissen wir schon, daß selbst Polarvölker, wie die Eskimo oder Esquimartzik, das heißt Rohfleisesser, welche sich selbst Innuits-Menschen nennen, daß diese Völker, welche unter so ungünstigen Nahrungs- und klimatischen Verhältnissen leben, mitunter die Höhe von fast sechs Fuß erreichen. Die Mutter eines Mannes von dieser Größe, welchen E. Bessels (Archiv für Anthropologie VIII, 108) sah, war fünf Fuß sechs Zoll groß.

Es müssen also hier noch Verhältnisse, insbesondere erbliche Einwirkungen obwalten, welche wir nicht genau kennen.

Die umfassendste Sammlung von Körpermitzen findet sich zusammengestellt in dem Supplement zum neunten Bande der „Zeitschrift für Ethnologie“. Unter dem Titel: „Körpermitzen verschiedener Menschenrassen“ hat der österreichische Regimentsarzt Dr. A. Weisbach das Material zusammengestellt, welches der Linienchiffsarzt Dr. Janka von der Reise der österreichischen Fregatte „Donau“ nach Ostasien, und dasjenige, welches er selbst in seinen Stellungen in Olmütz und Constantinopel zu sammeln Gelegenheit hatte.

\*) Vortrag, gehalten im Frankfurter Verein für Geographie und Statistik.

Obgleich eine Menge Material mit dem größten Fleiß auf 336 Großoctavseiten zusammengestellt ist, so giebt es doch nur einen Anfang, da manche Völker nur in wenigen Exemplaren vertreten sind.

Was nun die anthropologisch-historische Seite unseres Themas betrifft, so gehören Riesen und Zwerge zu den angeborenen Ideen, welche bei allen Völkern sich finden und welche der verschiedensten mythologischen Deutung unterliegen. Es bedarf nur der Erinnerung, daß die Riesen, Giganten, eine so wichtige Rolle in der griechischen Mythologie spielen und daß die Zwerge, wie wir später ausführlicher sehen werden, bereits bei Homer vorkommen. In der deutschen Mythologie repräsentiren die Riesen die ungebändigten Naturkräfte und rohen Massen, die Zwerge dagegen die in der Stille wirkenden und wohlthätigen Elementarkräfte.

Zwerg wird von *Theurgos*, Wunderthäter, Zauberer, abgeleitet. Gleich den antiken Zwergen sind auch die nordischen zauberkundig, indem sie namentlich die Kunst verstehen, sich durch ihre Nebel- oder Tarnkappen unsichtbar zu machen. Auch sind sie der Metalle, ihrer Fundorte und ihres Bearbeitens kundig, außerdem aber verstehen sie auch alle übrigen Künste und Handwerke. Die Riesen werden Völkernamen, denn *Hüne* ist nichts anderes als *Hunne*. An Goliath und die wohlthätigen Zwerge des deutschen Volksmärchens, an die Riesen der deutschen Volksfage, z. B. der elsässischen Sage von des Riesen Spielzeug darf hier nur erinnert werden, um die Allverbreitung der Idee nachzuweisen. Auffallend ist, daß schon in der Sage die Riesen als das Symbol des erobernd eindringenden, die Zwerge als das Symbol des absterbenden einheimischen Elementes auftreten. Wir werden später sehen, daß Schweinfurth die zwerghaften Affeneger nebst den anderen verkümmerten Stämmen Südafrikas als Ueberbleibsel der absterbenden Völker auffaßt und daß dasselbe von den Zwergen im Inneren von Madagascar gilt.

Gehen wir nun nach diesen Andeutungen zur historischen Betrachtung der Riesen- und Zwergensage über, so bietet sich uns zunächst Homer dar mit dem Riesengeschlecht, unter welchem wir Polyphem näher kennen lernen, in der Odyssee, und mit den Pygmäen in der Ilias. Es beginnt der dritte Gesang der Ilias mit den Versen:

Aber nachdem sich geordnet ein jegliches Volk mit den Führern,  
Zogen die Troer in Lärm und Geschrei einher wie die Vögel:  
So wie Geschrei ertönt von Kranichen unter dem Himmel,  
Welche, nachdem sie dem Winter entflohn und unendlichem Regen,  
Dort mit Geschrei hinzieh'n an Oeanos strömende Fluthen,  
Kleiner Pygmäen Geschlecht mit Mord und Verderben bedrohend  
Und aus dämmernder Luft annahn zu böser Befehdung.

Herodot berichtet im zweiten Buch, daß die Nuhamonen, welche an der großen Syrte wohnen, zu südlichen Nachbarn Leute haben, welche kaum die

Hälfte der Statur anderer Menschen erreichen (Francofurt 1595, S. 100). Der Pseudotelesias, angeblich Leibarzt des Artaxerxes, dessen angebliche Denkwürdigkeiten über das persische Reich nur in Auszügen, welche der griechische Patriarch Photius im neunten Jahrhundert seinem Myriobiblion einverleibte, erhalten sind (Herodot, Francofurt 1595, S. 582), versetzt die Pygmäen nach Indien. Sie sind nur eine halbe Elle hoch, sehr härtig und behaart. Auch ihre Thiere sind klein, ihre Schafe so groß wie unsere Lämmer, ihre Ochsen und Pferde, Esel und Maulthiere nicht größer als unsere Widder. Dreitausend Pygmäen hat der König von Indien in seinem Gefolge; sie sind die geschicktesten Bogenschützen und Jäger.

Aristoteles berichtet (*Historia animalium* I, 8, 2): Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Aegyptens, wo der Nil entspringt; dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist dies keine Fabel, sondern die reine Wahrheit. Pferde und Menschen sind von kleiner Art und wohnen in Höhlen.

Plinius (*historia naturalis* VI, 30) sagt: Manche erzählen, daß das Pygmäenvolk zwischen den Seen wohne, aus welchen der Nil entspringt.

Pomponius Mela (*de situ orbis* III, 8) berichtet: Innen wohnen die Pygmäen, ein kleines Volk, welches seine Saaten gegen die Kraniche unglücklich zu vertheidigen sucht.

Strabo, welcher an verschiedenen Stellen seiner Geographie (I, 2, 30, 35; II, 1, 9; XV, 1, 57; XVII, 2, 1) auf die Pygmäen zu sprechen kommt, stellt sie gleich den Sagen von Schirmsfüßlern (d. h. Männern mit Einem großen Fuß, welche sich mit demselben gegen die Sonne schützen), von Hundsköpfigen, Brustängigen und Einäugigen\*) und sagt, daß noch niemand Glaubwürdiges die Pygmäen gesehen hat.

So weit von den Historikern, Geographen und Naturkundigen des Alterthums; dichterisch verwerthet ist die Pygmäensage durch Ovid, Juvenal, Nonnus, Oppian und Statius.

Aus dem Zeitalter der Wiedergeburt der Wissenschaften führen wir nur den Kosmographen Sebastian Münster († 1552) an (Ausgabe von 1598, S. 1389). Es heißt da: Es sollen auch in Indien die kleinen Zwergmännlein sein, so man Pygmäen nennt, die keinen Frieden haben vor den Kranichen, denn allein wenn sie zu uns herausfliegen. Es werden die Pygmäen nicht länger denn drei Spannen hoch, haben in ihrem Lande allweg Sommer, reiten gewaffnet auf den Widdern und im Frühlinge nehmen sie der Kraniche Eier und Jungen und vertilgen sie, damit sie nicht überhand nehmen. Etliche setzen ihre Wohnung bei dem Wasser Ganges, andere bei dem Ursprung des Nils in Afrika.

\*) Petermann, Mittheilungen 1871. A. Bastian, LoangoListe. I, 333.

Johannes Stradanus oder Jan von der Straat, ein niederländischer Maler des siebzehnten Jahrhunderts, hat in seinen Darstellungen aller Arten Jagden auch die Pygmäen nicht vergessen, welche einerseits auf Widbern reitend mit Kranichen kämpfen, andererseits Elephanten erlegen, indem sie auf deren Fußwurzel stehend, ihnen mit Beilen die Sehnen durchhauen.

Auch Schweinfurth (Im Herzen von Afrika II, 133) hörte diese Sagen, ehe er die Pygmäen wirklich vor Augen bekam. Unter seinen Dienern waren Leute, welche berichteten: In einem südlich vom Gebiete der Niam-Niam gelegenen Lande hätte man Männlein gesehen, die nie über drei Fuß Höhe erreichten, einen langen weißen Bart bis an die Knie trügen und, mit guten Lanzen bewaffnet, dem Elephanten unter den Leib schlüpfen und ihn so leicht zu erlegen vermöchten, da er mit seinem Rüssel ihrer nicht habhaft werden könnte. Sie verkauften den Händlern viel Elfenbein und würden Schebber-Digintu genannt, ein Name, der eigentlich Leute mit spannenlangem Bart bedeutet, denn merkwürdigerweise knüpfen die Sudanesen, wie wir, an das Bild, welches sich ihre Phantasie von Zwergen gestaltet, stets die Vorstellung von Männlein, die mit langen Bärten versehen sind.

Erst bei Munsu, dem König der Moubuttu, konnte sich Schweinfurth durch den Augenschein davon überzeugen, daß es in der That eine ganze Reihe von Völkerstämmen gäbe, deren durchschnittliche Körpergröße weit unter das mittlere Maß der bekannten Bewohner von Afrika zu stehen kommt. Mehrere Tage hatte Schweinfurth bereits in der Residenz des Moubuttukönigs verlebt und noch immer waren ihm nicht die vielbesprochenen Zwerge zu Gesicht gekommen, seine Leute aber hatten sie gesehen. „Warum habt ihr sie mir nicht gleich mitgebracht?“ war seine vorwurfsvolle Frage. „Sie fürchten sich,“ hieß es. Da erscholl eines Vormittags lauter Jubel durch das Lager. Mohammed hatte die Pygmäen beim König überrascht und schleppte nun trotz allen Sträubens ein seltsames Männlein vor Schweinfurths Zelt; es hockte auf seiner rechten Schulter, hielt ängstlich Mohammeds Kopf umklammert und warf scheue Blicke nach allen Seiten. Der Zwerg wurde Schweinfurth gegenüber gesetzt, der königliche Dolmetsch saß zu seiner Seite und der deutsche Reisende konnte nun seine Augen weiden an der Verkörperung tausendjähriger Mythen, konnte ihn zeichnen und ausfragen. Doch war dies Resultat nicht ohne Mühe zu erreichen. Um den Zwerg zum Sitzen zu bringen, mußten ihm Geschenke gereicht werden, und außerdem bedurfte es noch der Geschenke an den Dolmetsch, damit er dem kleinen Mann Muth einsprach. So hatte Schweinfurth denselben zwei Stunden zur Verfügung; er wurde gemessen, porträtirt, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt.

Sein Name war Abimolu; er war das Haupt einer Familie, welche

eine halbe Stunde von der Residenz eine kleine Pygmäencolonie bildete. Aus seinem eigenen Munde erfuhr Schweinfurth die Bestätigung, daß ihr Volksname Alka sei. Die Alka bewohnen ausgedehnte Gebiete im Süden der Monbuttu, ungefähr zwischen dem ersten und zweiten Grad nördlicher Breite. Ein Theil der Alka ist dem Monbuttukönig unterworfen und dieser, indem er die Pracht seines Hofes durch alle ihm zugänglichen Naturmerkwürdigkeiten zu erhöhen suchte, hatte auch einige Familien des Pygmäenvolkes in seiner Nähe angesiedelt. Die Dolmetschung war etwas mühsam; der königliche Dolmetsch übersetzte aus der Alka in die Monbuttusprache und die Begleiter Schweinfurths aus dem Niam-Niam-Stamme übersetzten aus der Monbuttusprache in ihre eigene, dem deutschen Reisenden verständliche. Danach ergab sich, daß ihr Land drei Tagereisen Südsüdost läge, von drei kleinen Nebenflüssen des Nulle bewässert werde; daß sie in viele Stämme zerfallen und von neun Königen beherrscht werden. Die von Escayrac de Vautre und von Külle in dieser Gegend angegebenen Namen von Zwergvölkern waren ihnen unbekannt.

Adimoku war anderthalb Meter hoch, ziemlich bejahrt; hatte einen großen Kopf, dicken Hängebauch und dünne, kurze Säbelbeine; so machte der Waffentanz, welchen er, mit Lanze, Bogen und Pfeilen bewehrt, aufführte, einen sehr komischen Eindruck, um so mehr, als er seine sehr kräftigen und gewandten Sprünge und Stellungen mit lebhafter Mimik begleitete, wobei besonders der rüffelartige Mund eine große Rolle spielte. Lachend riefen die Dolmetscher der Niam-Niam: „Wie Heuschrecken hüpfen die Alka im Grase herum; die Elephanten sehen schlecht und die Alka sind flink; sie schießen ihre Pfeile ihnen in die Augen und jagen ihre Lanzen ihnen in den Bauch.“

Schweinfurth wurde durch die Gesten der Alka in hohem Grade an die Schilderungen erinnert, welche Reisende von den Buschmännern gegeben haben. Reich beschenkt machte sich Adimoku auf den Heimweg. Schweinfurth forderte ihn auf, seine Stammesgenossen ihm zuzuschicken, sie sollten willkommen sein und reich beschenkt werden. Bereits am folgenden Tage erfreute sich Schweinfurth des Besuches zweier junger Männer, die er zeichnete; das eine Porträt ist gerettet\*), denn bekanntlich gingen dem kühnen Reisenden durch das zwecklose Freudenschießen der Neger an einem sehr trockenen Tage mit seiner Rohrhütte der größte Theil seiner unschätzbaren Zeichnungen, Notizen und Sammlungen in Flammen auf. Auch an den folgenden Tagen erhielt Schweinfurth fast täglich Besuch von Alka. Auch größere Exemplare von Alka fanden sich ein, welche aus der Vermischung mit Monbuttu hervorgegangen waren. Leider gelang es dem Reisenden nicht, Weiber dieses Volks-

\*) II, 139.

stammes zu Gesicht zu bekommen, und auch die Wohnungen derselben zu besuchen, wurde durch seine plötzliche Abreise verhindert.

Dagegen hatte er Gelegenheit, mehrere Hunderte von Affakriegern zu sehen. Mummeri, der Bruder des Königs Mlucha, welcher über den südlichen Theil des Landes herrscht und dem die Affa zunächst zinsbar sind, war von einem siegreichen Feldzug gegen die schwarzen Momwu an das Hoflager gekommen. In seiner Kriegerschaar befand sich auch eine Abtheilung Pygmäen. Schweinfurth, der nichts von Mummeris Ankunft wußte, war gerade von einem größeren Ausflug zurückgekehrt, als er vor dem königlichen Palast von einem Schwarm von Knaben, wie er meinte, umringt wurde, welche Scheingefechte zu seinem Empfang improvisirten, ihre Pfeile auf ihn richteten und ihn in übermüthiger und zudringlicher Weise umschwärmten.

„Das sind ja Tititiki,“ riefen die Niam-Niam-Begleiter des Reisenden aus, welche so die Affa nennen, „Du meinst wohl, es seien Kinder, — das sind Männer, die zu fechten wissen.“ Auch hier entging durch den Abmarsch Mummeris beim Grauen des nächsten Morgens unserem Reisenden die Gelegenheit einer näheren Untersuchung. Einem phantastischen Traumgebilde gleich waren sie wieder versunken in die Nacht, welche das innerste Afrika umfassen hält, so nahe und doch unerreichbar!

Schweinfurth hatte sechs erwachsene Affa gemessen, aber alle Notizen und Zeichnungen hat er bei dem erwähnten Brande eingebüßt; nur das hatte sich ihm eingepägt, daß keiner über anderthalb Meter maß. Dagegen hat Schweinfurth einen Affa, freilich einen Knaben von fünfzehn Jahren, von König Munsu zum Geschenk erhalten und anderthalb Jahre zum Begleiter gehabt.

Mewue\*), so hieß er, war bei seinem Tode  $1\frac{4}{10}$  Meter hoch; da er in den letzten zehn Monaten seines Lebens nicht gewachsen war, so ist dies als seine definitive Größe zu betrachten. Er erlag in Berber einer Dysenterie, Folge seiner Unmäßigkeit. Seinem gnomenhaften Wesen entsprachen auch die zahlreichen Unarten und kleinen Teufeleien, welche er sich gegen seinen Wohlthäter erlaubte. Er war hellbraun von Farbe, hatte einen verhältnißmäßig großen Kopf auf dünnem Halse, der Kopf zeigte schnauzenförmiges Vorspringen der Nase, kugelförmige Schädelwölbung, tiefe Einsenkung der Nasenwurzel. Der Oberkörper ist lang im Verhältniß zu den Beinen, die Gelenke, besonders die Kniegelenke, sind plump, die Füße einwärts gerichtet. Dadurch wird der Gang watschelnd; Mewue konnte nie eine gefüllte Schüssel tragen, ohne den Inhalt zu verschütten. Dagegen zeichnete er sich durch Schmalheit seiner Hände aus. Haar und Bartwuchs waren schwach entwickelt. Mit einem Worte: es war ein Affentypus gleich dem der Busch-

\*) Abgebildet II, 141.

männer, von welchen die Affa sich nur durch ihre größeren, mehr vorstehenden Augen unterscheiden.

Weitere Nachrichten über die Affa hat die ethnographische Gesellschaft in Berlin von den deutschen, in Aegypten lebenden Ärzten, Dr. Reil und Dr. Sachs, erhalten und in ihrer Zeitschrift (VI. Verhandlungen 1874. S. 73. 120) mitgetheilt. Der 1873 bei den Monbuttus verstorbene italienische Afrikareisende Miani hatte auch zwei Affajünglinge hinterlassen und dieselben mit seinem übrigen Nachlaß der italienischen geographischen Gesellschaft zu Rom vermacht. Diese beiden Affa, Mianis Adoptivöhne, mit Namen Timbo und Charallah, wurden zuerst nach Chartum, dann nach Cairo gebracht, wo sich gerade Schweinfurth aufhielt, dort gemessen und photographirt. Dr. Sachs hat darüber in einem Brief vom März 1874 folgendes mitgetheilt: Timbo ist etwa vierzehn, Charallah zehn bis zwölf Jahre alt; der erste ist ein Meter zwölf Centimeter, der zweite ein Meter hoch. Beide haben eine hellkaffeebraune Haut, starkes gekräuseltes Haupthaar, große dunkle Augen, eine platte und breite Nase und einen intelligenten Gesichtsausdruck.

Im Ganzen stimmt damit Dr. Reil überein, welcher im Verein mit dem berühmten Richard Owen, laut Brief vom 28. April, die Knaben untersucht hat, nur giebt er ihre Körperlänge geringer an als Dr. Sachs, nämlich ein Meter für den größeren, fünfundachtzig Centimeter für den kleineren Affa.\*)

Die Affa scheinen ein Glied zu bilden in der langen Reihe von Zwergvölkern, welche, mit allen Anzeichen einer Urrasse ausgestattet, sich quer durch Afrika längs des Aequators erstrecken. Wir besitzen eine Menge von Erkundigungen, welche die weiter ins Land vorgedrungenen Reisenden über Völkerstämme von geringer Körpergröße eingezogen haben. Sie stimmen auch darin überein, daß die kleinen Leute durch einen röthlicheren oder helleren Ton sich von ihren Nachbarn unterscheiden; Abweichungen dagegen finden sich, wo es sich um die Behaarung handelt. Der einzige Reisende, der vor Schweinfurth mit einem Theil dieser Rassen in Berührung kam, war du Chaillu.

Er fand innerhalb des Gebietes der Aschongo ein wanderndes Jägervolk, Obongo genannt, von denen er eine Anzahl gemessen hatte. Er fand sie heller als die Nachbarn, mit kurzem Haupthaar, aber mit starker Haarentwicklung am Körper; als mittlere Höhe giebt er an vier Fuß sieben Zoll oder 150 Centimeter.

\*) Sie sind abgebildet: R. Hartmann, die Nigritier XIII, 17, beschrieben von Mantegazza und Zannetti im Archivio per l'antropologia e la etnologia IV, 136.



Abgesehen von der Behaarung des Körpers stimmt seine Beschreibung vortrefflich zu den Eigenthümlichkeiten der Affkaraffe.

Nach Battel (in Purchos his Pilgrim. London 1625) soll im Nordosten vom Lande Jobbi, welches nördlich vom Gette-Fluß liegt, ein Zwergvolk hausen, das Matimbos oder Dongo genannt wird, gerade in derselben Gegend, wo du Chailu die zwerghaften Obongo fand. Portugiesische Gewährsmänner aus dem siebzehnten Jahrhundert berichten sogar über ein Zwergvolk, Bakka-Bakka genannt, auch bei Dapper finden sich Nachweise darüber. Der holländische Arzt Oliver Dapper, welcher 1690 in Amsterdam starb, hat 1670 einen starken Folioband über Afrika compilirt. Alles, was Dapper von zwergartigen Völkern erzählt, erinnert in hohem Grade an die Affa, deren eigener Name bereits im sechzehnten Jahrhundert an die äquatoriale Westküste gedrungen war, denn das vorgesetzte B (in Bakka) bedeutet eben bloß, daß der Name eines Volkes genannt sei und nicht der eines Landstriches, eben so wie Obongo und Babongo, wovon später die Rede sein wird. Nachdem uns Dapper von den Jaga, welche in alten Zeiten Furcht und Schrecken bis an die Loangoküste verbreiteten, und die Wohnsitze dieses Volkes in einer Entfernung von hundert Meilen landeinwärts im Nordosten von Loango angegeben, auch hinzugefügt hat, daß die Caravanen von diesem Küstenplatze aus bis zu den Jaga hin und zurück eine Marschdauer von drei Monaten erforderten, giebt er an, daß noch weiter landeinwärts das meiste Elfenbein von den Mimos oder Bakke-Bakke geholt werde, welche dem großen Makoko zinsbar seien. „Diese kleinen Menschen,“ heißt es S. 571, „sollen sich, wie die Jaga erzählen, durch eine gewisse Teufelskunst unsichtbar zu machen und also die Elephanten zu schießen wissen.“ An jeder Stelle in diesen Berichten, wo von den Bakka-Bakka die Rede ist, wird ihre Gewandtheit im Erlegen der Elephanten besonders hervorgehoben, gerade so, wie es in den Erkundigungen bemerkbar wurde, welche Schweinsfurth selbst von Augenzeugen über das Leben der Affa eingezogen hat. Da, wo Dapper den Hofstaat des Königs von Loango schildert und der Zwerge Erwähnung thut, welche vor seinem Throne sitzen (S. 527), sagt er: „Die Schwarzen berichten, daß in einer Landschaft oder Wildniß lauter solche Zwerge wohnten, welche allda die meisten Elephanten zu schießen pflegten. Man nennt sie allda gemeiniglich Bakke-bakke und anderwärts auch Mimos.“ Seite 573 ist vom Reiche des großen Makoko die Rede, welches hinter dem Königreiche Congo, nördlich vom Zairefluß, 200—250 Meilen landeinwärts angegeben wird: „In den Wildnissen dieses Königreichs befinden sich die oben genannten kleinen Menschen, welche den größten Handel mit Elfenbein im ganzen Königreich zu treiben pflegen.“ Ausdrücklich wird gesagt, daß das Elfenbein daselbst gegen Salz von Loango eingetauscht werde. Nun ist aber das Seesalz oder Steinsalz

in allen von Schweinfurth besuchten Gegenden Centralafrikas nirgends Gegenstand des Tauschhandels; alle Völker daselbst behelfen sich mit selbstgewonnenem Aschensalz.

Als aber Schweinfurth bei Munsu war, erhielt er aus dem Munde der daselbst angesiedelten Chartumer die Nachricht, daß dieser König Tribut von den Alfa in gutem Salz entrichtet erhalte, dasselbe werde weit von Süden hergebracht. Im Hinblick auf die Dappersche Nachricht scheint daher die Vermuthung gerechtfertigt, daß noch heute eine Handelsverbindung von der Westküste her bis in jenen innersten Centralkern Afrikas reiche, in welchem die Alfa ihre Wohnsitze haben.

Escayrac de Lauture (Bulletin de la soc. de géogr. de Paris 1855. X) erfuhr von Eingeborenen, daß in den Gegenden am oberen Laufe des Schari-Flusses kleine, röthliche, stark behaarte Menschen wohnen, und in demselben Theil von Centralafrika sind auch die Wohnsitze der zwerghaften Kentob und Bethan zu verlegen, über welche dem Reverend Külle (Polyglotta africana S. 12) in Sierra Leone Eingeborene berichteten. Die Kentob sind ein Volk von nur drei bis vier Fuß Höhe, sehr gute Jäger, sie bezahlen dem König einen Tribut in Salz. Die Bethan sind drei bis fünf Fuß hoch, haben lange Bärte und handlange Haare. Sie jagen Affen, Wildschweine, Antilopen und Elephanten. Dr. Robert Hartmann, der bekannte Africareisende, jetzt Professor in Berlin, sagt in seinem Werke: Die Nigritier. Berlin 1876 (I, 495): In Fazoglu hörte ich verschiedene Nachrichten über die Doqo, kleine Leute, über welche bereits der Missionär Krapf (Reisen in Ostafrika S. 76) nach Aussagen eines Slaven Mittheilungen gemacht hat. Hiernach sind die Doqo etwa vier Fuß hoch, dunkelolivfarben, haben dicke Lippen, platte Nasen und nicht wolliges Haar, welches den Frauen bis auf die Schultern fällt. Krapf hat einen etwa vier Fuß hohen Slaven gesehen, welcher zu dieser Beschreibung paßte und durch die Leute als ein dem Pygmäengeschlecht des Inneren angehöriges Individuum bezeichnet wurde. Diese kleinen Leute sollen nackt gehen, kein Feuer kennen und nur von Früchten, Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig zc. sich nähren. Sie lassen die Nägel an Händen und Füßen lang wachsen, um damit Ameisen heraus zu scharren oder um damit die eingefangenen Schlangen zu zerreißen. Sie leben ohne Oberhaupt, ohne Gesetze und Ehe und haben keine Waffen. Die mir gewordenen Notizen über die Doqo, fährt Hartmann nach diesem Bericht fort, erscheinen mir gleich denen von Krapf gegebenen so nebelhaft, daß ich lange Zeit kaum wagte, dieselben auch nur gelegentlich zu erwähnen. Erst, nachdem sie seit Schweinfurths Forschungen über die Alfa wirkliche Gestalt angenommen, glaube ich damit an die Oeffentlichkeit treten zu dürfen. Diesen meinen eigenen, von denen früherer Berichterstatter etwas abweichenden, Notizen zufolge

sollen die Dogo vier bis vierundeinhalb Fuß hoch werden, sehr hager, von brauner Farbe sein und kurzes, krauses Haar haben. Ihre Züge sollen denen alter Affen gleichen. Sie hausen in den dichten Wäldern ihrer Heimat, gehen nackt und bauen sehr einfache, mit Fellen, großen Blättern oder Stroh gedeckte kuppelförmige, runde Hütten. Sie nähren sich von allen möglichen Thieren, besonders von Reptilien, Heuschrecken, Termiten, Larven etc. Nach Behauptung Einiger führen sie nur hölzerne Lanzen und Wurfsstöcke, nach Anderen aber auch Bogen und hölzerne Pfeile, welche sie mit Euphorbiensaft vergiften. Ungemein erfinderisch auf der Wildbahn, wissen sie auch größere Thiere in ihre Fallen zu bringen. Sie leben unter Häuptlingen in einzelnen Gemeinden beisammen, wechseln aber als herumschweifende Jäger öfters ihre Wohnplätze, je nach dem Wildreichtum der Gegend. Landbau treiben sie nicht, sammeln dagegen allerlei Früchte. Von ihren Nachbarn werden sie als unheimliche, sonderbare Wesen gefürchtet und gemieden; zuweilen auch machen diese Nachbarn Einfälle in ihr Gebiet und führen einzelne als Sklaven hinweg.

Die oben erwähnten, von du Chailly entdeckten Obongu sind auch von der deutschen afrikanischen Expedition nach der Loangoküste als Babongo oder Mabongo wieder aufgefunden worden.

Bastian\*) maß einen derselben, welcher älter als achtzehn Jahre sein konnte und vierundvierzig Zoll hoch, aber sehr kräftig war. Stabsarzt Dr. Falkenstein, ein Mitglied der deutschen Loangoexpedition, hat mehrere Mabongo photographisch aufgenommen. Ein vierzehnjähriger Bursche maß 102, ein vierzigjähriger Mann 136 Centimeter.

Auch bei ihnen sind die Knie dick, die Hände zierlich wie bei den Akka.

Aus dem Angeführten geht hervor: Eine Kette von unsteten und ihrer völligen Auflösung entgegengehenden Völkerresten von unvollkommenster Massenbeschaffenheit wohnt von Meer zu Meer durch die Breite des ganzen Aequatorialgürtels von Afrika.

Ueber die Zwergvölker auf Madagascar stammt die erste Nachricht aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Etienne de Flacourt, Director der französisch-ostindischen Compagnie und Statthalter von Madagascar, erwähnt in seiner *Histoire de la grande île de Madagascar*. Paris 1661, eine Zwergsage auf dieser Insel, hält sie aber für Fabel. Man habe ihm eine Gräberstätte gezeigt, wo die Zwerge begraben sein sollten, die, aus dem Innern hervorbrechend, hier im Kampfe gefallen wären. Ernsthafter faßt die Sache auf der Botaniker der Bougainvilleschen Expedition Commerson, welcher von der Insel Bourbon am 18. April 1771 einen Brief an Lalande

\*) Die deutsche Expedition an der Loangoküste. Jena 1874. I. 138.

richtete und darin von einer Zwerggrasse erzählte, den Kimos, welche die höchsten Berge im Innern der Insel Madagascar bewohnten. Wenn man die Sprache abrechne, könne man sie für Affen halten; sie seien heller als die übrigen Eingeborenen und zeichneten sich durch lange Arme aus. Sie seien klüger, thätiger und kriegerischer als die übrigen Stämme der Insel; ihr Muth sei doppelt so groß als ihr Wuchs. Noch nie seien sie unterjocht worden. Sie lebten von Ackerbau und Viehzucht, ohne Handel und Verkehr mit ihren Nachbarn. Ihre Waffen sind Lanzen und Pfeile. So weit die Mittheilungen Commersons, welche er von Hörensagen hatte; er hat aber selbst eine Kimos-Frau gesehen im Fort Dauphin, am Südennde von Madagascar. Dort zeigte ihm Graf de Modave eine Sclavin, etwa dreißig Jahre alt, drei Fuß acht Zoll (119 Centimeter) hoch, von heller Bronzefarbe, mit langen Armen, so daß sie, ohne sich zu beugen, die Kniescheibe erreichte, mit kurzem, wolligem Haar und kräftiger Körperbeschaffenheit. Ein Bericht des genannten Gouverneurs de Modave ungefähr aus derselben Zeit bestätigt und erweitert diese Angaben. Als er im September 1768 zu Fort Dauphin ankam, wurde er gleich durch eine Denkschrift bekannt gemacht mit der Existenz der Kimos, welche die Mitte von Madagascar unter 22 Grad südlicher Breite bewohnen. Dies reizte ihn, eine Expedition nach dem Pygmäenlande zu unternehmen, welche durch Untreue und Feigheit der Führer zwar erfolglos blieb, aber doch das Vorhandensein eines Zwergvolkes constatirte. Die Männer seien durchschnittlich drei Fuß fünf Zoll (110 Centimeter) hoch, die Frauen etwas kleiner. Sie sind dick und untersezt, von hellerer Farbe als die übrigen Insulaner, ihre Haare kurz und wollig, die Männer tragen einen langen abgerundeten Bart. Sie schmieden Eisen und Stahl, woraus sie Lanzen verfertigen. Dies sind ihre einzigen Waffen. Modave erhielt von einem Begleiter des Häuptlings Maimbon Mittheilungen über die beiden unglücklichen Feldzüge, welche dieser gegen das Land der Zwergge unternommen. Auch ein Häuptling der Mahafalles, zunächst der Bai St. Augustin, gab Mittheilungen über die Kimos, mit welchen er Krieg geführt habe. Nachdem die ganze Nachricht ziemlich ins Gebiet der Fabel geworfen worden war, gab überraschende Auskunft ein Brief des als gründlichster Kenner Madagascars allgemein anerkannten englischen Missionärs William Ellis, welcher auf eine Anfrage also antwortete: „Mein Freund, der Missionär Inles, hat 1869 mehrere Monate in der madagassischen Provinz Bethileo zugebracht. Das klein gestaltete Volk, nach welchem Sie fragen, wohnt an der südwestlichen Grenze dieser Provinz, etwa zwischen dem 21. und 22. Grad südlicher Breite und 45. bis 46. Grad östlicher Länge von Greenwich (also an derselben Stelle, welche Modave ihnen anwies). Nur ist jetzt der Name Kimos unbekannt, sie werden von den übrigen Bewohnern Bazimba genannt und von

ihnen mit abergläubischer Furcht betrachtet. Sie gelten ihnen für die Nachkommen der frühesten Bewohner des Landes. Sie sind kleiner an Gestalt und heller von Farbe als die anderen Stämme."

Den Gegensatz gegen die Atka und Buschmänner, welche nicht über anderthalb Meter hoch werden, bilden die Patagonier, über deren Körpergröße mehr Schätzungen als Messungen vorliegen. Die verschiedenen Angaben bilden eine seltsame Musterkarte maßloser Uebertreibungen und dann wieder der Versuche, ihre Größe auf gewöhnliches Maß herabzusetzen. Wir beginnen mit Pigafetta, der 1520 die Magellansche Expedition zurückführte und zuerst Patagonier sah. Er sagt: der Kleinste ist länger, als die längsten Männer in Castilien. Dagegen behauptet Drake 1578, sie seien nicht länger als manche Engländer. Ruyvet, 1591, giebt die vage Bestimmung, sie seien fünfzehn bis sechzehn Spannen hoch, eben so unbestimmt spricht van Noort von Eingeborenen von langer Statur. Der Holländer Schouten, 1615, giebt an, es seien zehn bis elf Fuß lange menschliche Gerippe in Gräbern gefunden worden. Dagegen sagt der Engländer Narborough, 1669, Herr Wood war länger als sie alle, wobei wir freilich über die Leibeslänge des ehrenwerthen Herrn Wood nicht aufgeklärt werden. Falkner, 1750, sah einen Kasilen, der sieben Fuß und einige Zoll hoch war. Admiral Byron, 1764, berichtet: ein Häuptling war gegen sieben Fuß hoch und von den andern waren nur wenige kürzer. Wallis, 1766, maß einige der längsten. Einer war sechs Fuß sieben Zoll, mehrere sechs Fuß fünf Zoll, die mittlere Größe war zwischen sechs Fuß und fünf Fuß zehn Zoll. Commerçon, der Botaniker der Bougainvilleschen Expedition, 1771, behauptet, sie seien nur fünf Fuß sechs bis acht Zoll hoch. Biedma, 1783, sah sie gewöhnlich sechs Fuß hoch; dagegen behauptet der französische Reisende d'Orbigny, 1829, nie einen gesehen zu haben, der über fünf Fuß elf Zoll hoch war, die mittlere Höhe war fünf Fuß vier Zoll (173 Centimeter). Fitzroy und Darwin, 1833, nennen sie im Durchschnitt die längsten aller Menschen, die mittlere Höhe war sechs Fuß; Cunningham, 1868, sah als den längsten einen Mann von sechs Fuß zehn Zoll, als Durchschnittsgröße fünf Fuß elf Zoll.

Zu übersehen ist bei dieser Zusammenstellung freilich nicht, daß die Engländer dabei nach englischen Fuß rechnen, d'Orbigny sicher nach französischen. Auch jetzt, wo die meisten Culturvölker das Metermaß angenommen haben und dadurch sich leicht verständigen, sind die conservativen Engländer bei ihrem Fußmaß geblieben, so daß immer schwierige Reductionen nothwendig sind.

Die Patagonier nennen sich indeß selbst Tehuelchen; Patagonès heißt Großfüße. Pigafetta sah 1520 im Port St. Julian achtzehn Eingeborene mit Schuhen von Guanacohaut, welche gewaltig große Fußtapfen machten; daher nannte er sie Großfüße.

Das neueste Werk in der wenig zahlreichen Literatur über Patagonien ist das vom königlich großbritannischen Marinecapitän George Chavort Musters, welches 1873 in deutscher Uebersetzung von Martin zu Jena erschienen ist.

Musters war 1869 und 1870 daselbst und hat das Land von Punta Arenas unter dem 53. Grad südlicher Breite bis Patagonos unter dem 41. Grad durchstreift.

Er sagt: Bei den Tehuelchen, die sich unter der Horde befanden, mit der ich reiste, war die durchschnittliche Höhe des männlichen Geschlechts eher über, als unter fünf Fuß zehn Zoll. Bei dem Messen ließ sich selbstverständlich kein anderes Mittel anwenden als die Vergleichung mit meiner eigenen Größe; aber das eben erwähnte, damals sogleich aufgezeichnete Ergebnis stimmt mit demjenigen überein, zu welchem Herr Cunningham selbstständig kam. Zwei andere, welche von Herrn Clarke genau gemessen wurden, waren je sechs Fuß vier Zoll hoch. Nachdem wir uns den nördlichen Tehuelchen angeschlossen hatten, fand ich, wenn auch die südlichen in der Regel die längsten waren, doch keinen Grund, an dem angegebenen Durchschnittsmaß etwas zu ändern, da kleinere Männer, die man unter ihnen traf, nicht reine Tehuelchen, sondern Mischlinge von ihnen mit Pampasindianern waren. Besonders auffallend ist bei allen die außerordentliche Muskelentwicklung an den Armen und der Brust. In der Regel sind sie am ganzen Körper gut proportionirt. Musters sah sie häufig Ball spielen oder baden und schwimmen und konnte sich so von dieser Thatsache überzeugen. Sie haben so kleine Füße, daß, wenn ihre Stiefeln an der Wade für den englischen Reisenden zu klein waren, dieselben den Fuß des Engländers nicht aufnahmen. Der Widerspruch zwischen dieser Wahrnehmung und der oben erwähnten spanischen Benennung „Großfüße“ erklärt sich aus den Stiefeln, welche aus Pferde- oder Pumahaut verfertigt, und wenn sie durchgelaufen sind, noch mit einem Ueberschuh versehen werden. Auch ihr Spann oder Keihen ist außerordentlich hoch gewölbt. Sie sind gute Fußgänger. Zwei Tehuelchen legten freiwillig eine Strecke von vierzig englischen Meilen ohne zu essen in zwölf Stunden zurück, ohne bei der Ankunft sehr erschöpft zu sein, denn sie können Nahrung lange entbehren. Die Kraft ihrer Arme ist außerordentlich groß; sie werfen auf weite Entfernung die Kugel (Bola) mit dem Riemen und fangen auf diese Weise die Strauße und Guanacos. Der hier gemeinte Strauß ist *Rhea americana*.

Die Köpfe der Männer sind mit dichtem, lang und wallend herabhängendem Haar bedeckt; aber die spärlichen Barthaare, die sie von Natur haben, und selbst die Augenbrauen, werden mit silbernen Haarzangen ausgerissen. Gegen den Bart haben sie eine solche Abneigung, daß sie dem englischen

Reisenden anlagen, auf diese schmerzhafteste Weise sich ebenfalls von seinem Barte zu trennen.

Die Frauen haben eine durchschnittliche Höhe von fünf Fuß sechs Zoll; sie sind auch sehr kräftig gebaut und bereits so civilisirt, daß sie ihrem kurzen groben Haar mit künstlichen Zöpfen nachhelfen. Die angeborenen Ideen über die Einflüsse der Natur auf den Menschen und das jenseitige Leben, welche bei so vielen Völkern in gleichmäßiger Weise vorkommen, finden sich auch bei ihnen. Alle Haare, die ihnen beim Bürsten ausgehen, verbrennen sie, denn sie glauben, daß, wenn bösgesinnte Menschen ein Haar von ihnen bekommen, sie mit demselben Zauberei treiben können. Aus demselben Grunde werden, wenn sie die Nägel abschneiden, die Schnitzel sorgfältig den Flammen übergeben. Wenn bei der Hochzeit zum Mahle Stuten geschlachtet werden, so nimmt man sich sehr in Acht, daß von dem Fleisch oder Abfall die Hunde nichts anrühren, weil dies Unglück bringen soll.

Bei dem Tode eines Tehuelchen werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Thiere getödtet, seine Ponchos, Schmucksachen, Wurflugeln und was ihm sonst persönlich zugehört, auf einen Haufen gelegt und verbrannt, während die Wittve und die anderen Frauen laut jammern und klagen. Das Fleisch der Pferde wird unter die beiderseitigen Verwandten vertheilt, die Wittve schneidet sich vorn das Haar ab und bemalt sich mit schwarzer Farbe. Die Leiche wird in einen Mantel, Poncho oder Panzer eingenäht, von einigen Verwandten fortgeschafft und, mit dem Gesicht nach Osten, in sitzender Stellung begraben. Ueber der Grabstätte wird ein Steinhügel errichtet. Es ist Regel, den Namen des Verstorbenen nie zu erwähnen und auch jede Anspielung auf denselben zu vermeiden; nach der Ansicht der Tehuelchen soll der Todte völlig vergessen sein.

Bei dem Tode eines Kindes zeigen die Eltern aufrichtigen Schmerz. Das Pferd, auf welchem es während des Marsches zu reiten pflegte, wird herbeigeschafft, das Zeug, selbst die Wiege, wird darauf gelegt und das völlig ausgestaffirte Pferd mit Lassos erdrosselt, während man bei allen anderen Ceremonien, wo Pferde getödtet werden, dieselben mit Bolas auf den Kopf schlägt. Das Sattelzeug, die Wiege und Alles, was dem Kinde gehörte, wird verbrannt, wobei die Frauen schreien und singen. Die Eltern werfen überdies, um ihren Schmerz zu äußern, ihre eigenen Kostbarkeiten ins Feuer. Als einmal das einzige Kind reicher Eltern starb, wurden außer dem Pferde, auf welchem es zu reiten pflegte, noch vierzehn Hengste und Stuten geschlachtet. Diese Opfer haben den Zweck, den Gualichu, den bösen Geist, günstig zu stimmen. Weiter auf ihre Naturreligion, auf welche einzelne Erzählungen der Missionäre kaum merklich eingewirkt haben, einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Wir nehmen als psychologisches Gesetz nicht nur bei Menschen, sondern auch bei den höheren Thieren an, daß die großen offenherzig, edelmüthig, plump, die kleinen gewikt, boshaft, versteckt sind, eben weil sie den Mangel ihres Körpers durch Vorzüge des Geistes ersetzen müssen. Dieser Auffassung entspricht die Charakteristik der beiden Völker, welche wir als Typen der Zwerge und der Riesen dargestellt haben.

Von den Alfa sagt Schweinfurth (II, 153): Sie sind an Sinnesschärfe, an schlauer und wohlberechneter Geschicklichkeit den Monbuttu bei weitem überlegen, denn sie sind vorwaltend ein Jägervolk. Diese Schlaubeit ist indeß nur der Ausdruck eines in ihrem innersten Wesen wurzelnden Naturtriebes, der seine Freude an Bosheiten hat. Nsewue machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, nächtlicher Weile gefährliche Pfeilschüsse auf Hunde auszusenden; er quälte Thiere. Als wir uns im Kriege befanden, schien ihn nichts mehr zu erfreuen, als die abgeschnittenen Köpfe der Abanga, welche Schweinfurth zu wissenschaftlichen Zwecken kochte. Während die meisten Diener vor Angst fast sinnlos waren, lief Nsewue jauchzend durch das Lager und rief, den Spottnamen der Abanga gebrauchend: Wo ist Bakinda? Bakinda ist im Topf. — Ein solches Volk excellirt in einer teuflischen Erfindungsgabe, um Fallen zu stellen und dem Wild Schlingen zu legen.

Von den Patagoniern dagegen berichtet Musters (S. 199): Ich bin bei den Geschäften, die ich mit ihnen hatte, immer mit Ehrlichkeit und Rücksicht behandelt worden, und für meine wenigen Sachen wurde die größte Sorge getragen. In Bezug auf ihre Wahrheitsliebe habe ich folgende Erfahrung gemacht: Wenn es sich um unbedeutende Sachen handelt, lügen sie fast immer und erfinden Geschichten, blos Spases halber. Handelte es sich aber um eine Sache von Wichtigkeit, so sprachen sie die Wahrheit, so lange man ihnen Treue und Glauben hielt. Als ich einige Zeit unter ihnen war, und sie sich überzeugt hatten, daß ich es stets vermied, nur irgend von der Wahrheit abzuweichen, hörten sie auch in unbedeutenden Sachen auf, mich zu belügen.

Wilhelm Stricker.

## Voltaire und der badische Hof.

Nachträge, mitgetheilt von Erich Schmidt.

Vor einiger Zeit habe ich in diesen Blättern, Strauß ergänzend, einen boshaften Bericht über Klopstocks Karlsruher Aufenthalt vorgelegt. Den vollendetsten Gegensatz zu dem unhöflichen Benehmen des deutschen Varden, der die gastliche Stätte bei Nacht und Nebel verließ, gewährt der Briefwechsel



Voltaires mit der Markgräfin von Baden-Durlach. Was ich hier zum ersten Male buchstäblich treu nach Kingschen Abschriften veröffentlichte, rückt bereits bekannte Dinge in ein noch helleres Licht und erfreut durch den Ton, denn die kleinsten Billets Voltaires an ferne Freunde und Gönner athmen, auch wo sie keine bedeutenden Thatsachen oder Gedankenblitze enthalten, ein feines Parfüm verbindlichster Höflichkeit und sprachlicher Anmuth.

Voltaire, im Sommer 1758 der Gast Karl Theodors in Schwetzingen, hatte den Karlsruher Hof auf der Reise besucht und die zuvorkommendste Aufnahme gefunden. Man sah mit Stolz den französischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts in seinem berühmtesten Vertreter vorsprechen. Caroline Luise, eine Schülerin desselben Riotard, von dem wir zum Beispiel ein Portrait der Frau von Epinay besitzen, verhiess dem Gefeierten zum Andenken ein Pastellgemälde von ihrer Hand, das sie ihm schon im August mit der Bemerkung ankündigte, sie habe nie mit größerer Lust gearbeitet. Er erhielt es im December und hier ist sein Dank:

## 1.

aux Delices 23. Decembre 1758.

Je baise à genoux la main  
Qui crayonna ce rare ouvrage  
Votre tableau parait divin  
Mais le portrait du peintre eut charmé davantage.

Ah! que ne puis-je peindre à la postérité  
La grandeur sans orgueil, la douceur sans foiblesse  
Et les charmes de la beauté  
Ornant le front de la sagesse!

Je connois mon modèle; on verrait trait pour trait  
Les grâces, les talens et les vertus ensemble,  
Que dirait-on de ce portrait?  
qu'il est foible, mais qu'il ressemble.

Votre Altesse Serenissime, Madame, daigne m'honorer d'un présent unique, il me semble qu'il n'y a point de Princesse qui pût en donner autant. Je conserverai toute ma vie, Madame, avec la plus respectueuse et la plus vive reconnaissance ce monument de vos talents et de vos bontés. Je ne désire que de recouvrer un peu de santé, pour être en état de venir remercier votre Altesse Se et de me mettre encore une fois à Ses pieds et à ceux de Monseigneur le Markgrave. Je ne cesse pas de parler du sejour de Carlsruhe, la nature a rendu ce lieu bien agréable; Vous l'embellissez par les arts et quiconque en a vu la Souveraine, desire passionnement de Lui faire encor sa cour. Lorsque j'avois l'honneur d'être dans les palais de Vos Altesse Ses j'étois confirme dans l'idée, que l'Allemagne est aujourd'hui ce qu'était l'Italie du tems des Ducs de Ferrare et des Medicis; faut-il que tant de malheurs ravagent

un pays qu'on embellissait avec tant de peine? Madame la Markgrave de Bareith, qui aimait comme Vous tous les arts et dont le merite approchait du votre, meurt au milieu de sa carrière, après les plus violents chagrins. Madame la Duchesse de Gotha voit les états dévastés. La Saxe est en proye à tous les fléaux, toute l'Allemagne souffre. Carlsruhe est très bien nommé dans ces tems horribles; c'est en effet l'asile du repos. Puisse-t-il longtems l'être! puissiez vous, Madame, vous et Monseigneur, et toute votre auguste famille jouir de la tranquillité, que tant de Princes ont perdue; puissiez vous être aussi heureuses que vous le méritez. Je suis avec le plus profond respect Madame de vos Altesses Sérénissimes le très humble et très obeissant serviteur Voltaire.

Sie dankt bald für die reizenden Verse, die sie erröthend bewunderte. Und Voltaire schmeichelt von neuem (2. Februar 1759) der Frau, welche durch Malen, durch Schreiben und durch ihre Güte sich Unterthanen oder vielmehr Slaven in einem freien Lande erwerbe; er möchte sich ihr an ihrem Hofe, dem Palast des besten Geschmacks, zu Füßen werfen, denn

Tout me plaît en vous, tout me touche;  
Parlez, belle princesse, écrivez ou peignez;  
Les Graces, par qui vous rénez,  
Ou conduisent vos mains, ou sont sur votre bouche.

Bald hat er auch an sie ernsteres zu schreiben. In die Reihe der bedrhten Briefe, worin Voltaire mit heiligem, bewunderungswürdigen Eifer die Sache des unglücklichen Jean Calas gegen die kalte Grausamkeit einer irrefeleiteten Justiz vertritt, gehört auch sein Ruf an die Markgräfin:

## 2.

aux Delices près de Genève 2. Auguste (1762).

Madame Je crois faire ma cour à votre coeur et à votre esprit en envoyant les pièces ci-jointes à Votre Altesse Sérénissime. Je suis persuadé qu'elle sera touchée de l'avanture horrible, dont ces mémoires rendent compte. Elle est faite pour haïre l'injustice et le fanatisme et pour plaindre les infortunés. Sa voix et son suffrage valent bien un arrest d'un parlement de France, et si Votre coeur est touché, les malheureux cessent de l'être. Je suis . . . . .

Die Beilage war natürlich das Mémoire de Donat Calas pour son père. Es ist bekannt, wie aufregend das traurige Ereigniß auch in Deutschland wirkte. Sogar auf die Kunst: Meister Chodowiedki rabierte sein vortreffliches Blatt, Calas' Abschied von den Seinen darstellend, Chr. F. Weiße schrieb sein Trauerspiel. Die philanthropischen Schriften sind Jahrzehnte lang voll von Protesten gegen die Ungerechtigkeit und Härte der Gesetze mit Berufung auf dieses Opfer des Justizmordes und seinen berühmten Vertheidiger. Als ein ledes Genie 1779 dem todten Voltaire allen Nachruhm

absprach, nahm es sein Eintreten für Calas und die Toleranz ehrerbietig aus. Rechnen wir es der Zeit und nicht den einzelnen an, wenn auch die Besprechung so herber Vorgänge in Briefen von Floskeln umrankt wird, die uns unpassend erscheinen; so wenn die Markgräfin zweimal Voltaire seine Complimente heimzahlt mit der Versicherung, die unglückliche Familie sei glücklich durch diesen Anwalt. Sie hat am 17. August auf der weißen Rückseite des Voltaireschen Briefes ihre Antwort entworfen, die von Ring später dem Herausgeber la Hogue zur Veröffentlichung mitgetheilt worden ist. Derselbe hat auch die vier Billets Voltaires empfangen, aber nicht verwerthet. Uebrigens scheint man den Druck der übrigen Briefe Voltaires an die Markgräfin Ring zu verdanken. Er sagt es selbst. Manches liegt wohl noch in Karlsruhe.

Anderes schiebt sich zwischen diesen Austausch edler, hülfreicher Regungen. Voltaire spielt mit dem Namen der Residenz, aber er könne bei seiner Gebrechlichkeit nicht mehr kommen, sonst würde er am Hochzeitstage seines Schüglings, der Nichte Corneilles, nach dem Brauche der alten Troubadours den frohen Zug vor dem Schlosse der hohen Frau tanzen lassen. Oder er spricht von der Semiramis des Nordens und scherzt über das salische Gesetz: „ich für meine Person habe, seit ich die Ehre gehabt Ihnen aufzuwarten, immer gewünscht, daß die Frauen herrschten“. Wieder aber kommen die Calas an die Reihe. 1764 liest die Markgräfin den *Traité sur la tolérance à l'occasion de la mort de Jean Calas*, den ihr der Verfasser mit bewegten Worten zugesandt hat, und hilft die Hinterbliebenen unterstützen.

Auf die Calas folgten die Sirven. Im Sommer 1766 sind alle Schreiben Voltaires, an wen es auch sei, voll von diesem neuen Handel. Man lese, was er am 13. Juni an Grimm, am 22. Juli an den Fürsten von Vigne schreibt. Caroline Luise empfing damals folgende Briefe:

## 3.

à Fernei par Geneve 23 Juin 1766.

Madame, J'en use avec V. A. S. comme les catholiques avec les saints; ils leur adressent des prières quand ils ont besoin d'eux. Vous verrez, Madame, par le petit écrit que je mets à vos pieds, qu'il s'agit encor de defendre l'innocence contre le fanatisme. Permettez que votre nom soit au premier rang de ceux qui protègent une famille infortunée; nous ne pouvons avoir recours qu'à des ames aussi généreuses que la votre. Les plus foibles secours nous suffiront. V. A. S. a fait éprouver ses bontés aux Calas; il est bien étrange que la même horreur, qui fait fremir la nature, soit arrivée deux fois dans la même année et dans le même pays; mais il ne sera pas extraordinaire que vous ayez deux fois signalé votre générosité. Je vous en aurai, Madame en mon particulier

une obligation que je ne puis vous exprimer. Les persécuteurs rougiront quand ils sauront, par qui l'innocence persécutée est secourue.

Je suis avec un profond respect Madame de V. A. S. le très h. et très ob. serviteur Voltaire.

## 4.

à Ferney 22 Juillet.

Madame, V. A. S. ne perd aucune occasion de faire du bien autant on voit ailleurs de fanatisme et de cruauté, autant il y a de vertu et de générosité dans votre ame. Ma respectueuse admiration pour vos sentimens augmentent mon regret de ne pouvoir vous faire ma cour. Mon age et mes maladies m'ont privé de ce bonheur. Je n'aspire qu'au moment où je pourrai venir à vos pieds, vous dire avec quel profond respect et avec quel attachement je serai jusqu'au dernier moment de ma vie Madame de V. A. S. le très h. et très ob. serviteur Voltaire.

Im Juli 1775 machte der Markgraf auf seiner Schweizerreise mit dem Erbprinzen und den Herren von Edelsheim und von Palm dem Patriarchen von Ferney einen Besuch, den Ring nach den Berichten und Notizen der Begleiter beschrieben hat als „Serenissimi nostri Reise nach Ferney“. Anekdoten sind ihm wieder die Hauptsache.

Der Greis lag krank darnieder, nahm jedoch den Wunsch des Fürsten, er möge ihn im Bett empfangen, nicht an, sondern kam den Gästen in voller Kleidung, dem etwas altmodischen Rock, großer Perrücke und Sammetshuhen entgegen, um sofort den anwesenden Damen, unter denen sich auch die aus Boufflers' Briefen bekannte Madame Cramer aus Genf befand, das Lob Karlsrubes zu singen: c'est le jardin d'Eden dont on vous a parlé tant et que vous ne verriez que là, on s'y promène sous les allées de Canneliers et de Giroflées et l'on y respire un air si aromatique que je vous dis qu'il n'y a rien de pareil nul part. Dann erzählte er viel von seinem Ferney, dem Wohlstande der Familien und dem einträglichen Geschäft der Uhrmacher. „Die Häuser sind alle schön und Viele mit Balcons; das Schloß wo Voltaire wohnt, ist niedlich, schön meublirt, im rez de chaussée hat er sein Arbeitszimmer das in den Garten geht; die Tische lagen voller Broschüren aller Gattung, die Bibliothek ist niedlich und alles nett und bequem eingerichtet. Vornen am Fenster steht ein ausgestopfter Tiger, den er zuweilen zum Sitze gebraucht, trumeaux u. Marmortische sind nicht gespart, eine schöne Sammlung von Gemälden, tableaux de toute espèce zieret die Wände; er wies sein eigen Portrait in Porcellain u. des Königs in Preußen portrait von der Mad. Terbuche gemahlt die ihm der König erst im Maymonat geschickt u. von dem seinigen dabey geschrieben hatte, die Mahlerinn habe sichs nicht nehmen lassen ihn mit aller grace juvenile und mit allzu viel Menschenfreundlichkeit zu mahlen und ihm dadurch zu

schmeicheln; gleichwol sagen unsre Reisenden, sahe er so menschengehässig alt u. unfreundlich aus, als wolte er gleich alle fressen, die ihn ansehen, c'etoit donc badinage de la part de sa majesté. Auf der Kirche beim Schlosse, die Voltaire erbaut, stehn über dem Portal in goldnen Buchstaben die Worte: Deo erexit Voltaire. Er gieng mit Ihre Durchl. in den Gärten und Alleen spazieren, so sehr sie auch darwider protestirten u. ihn f. Gesundheit zu menagiren baten, sie fanden alles schön u. wol angeordnet, sahen a. etwa 60 Stück Rindvieh in einem jungen Baumschlag u. er erzählte daß er seine vornehmsten Heerden in den Gebirgen hätte. Vor seines Arbeitszimmers Fenstern ist ein herceau darinn lief sein Rehbock und Ziege herum, denn er wünschte daß sie sich accoupliren möchten u. ein Kirchenlehrer habe ihn zuerst auf den Einfall gebracht, dieß accouplement zu versuchen, er zweifle nicht daß eine neue race von Heiligen, wenigstens Kirchenvätern daraus entstehen könnte und was dergleichen Scherze mehr sind. Sie blieben bei 4. Stunden und amusirten sich sehr mit dem muntern und petillanten Greisen, dessen blitzendes Auge noch immer zeigt, was in dem schwarzen dürren hagern Körper für eine feurige Seele wohne. Er begleitete seine Gäste bis an die Gutsche, Herr v. Palm aber gieng sodann mit ihm zurück die Treppe hinauf, und den küßte er zum Abschied; Ihre Durchl. HEn Markgrafen hatte er gebeten, der Frau Markgräfinn Hochf. Durchl. ihn zu Füßen zu legen. Herr Huber, der künstliche Ausschneidler des Portraits v. HEn Voltaire hatte die Gesellsch. nach Ferney begleitet u. unter andern erzählt daß er da der Candido herausgekommen damit zu Voltairen gelaufen, der ohne desgl. zu thun als ob er der Verf. des Buchs wäre, eine Seite darinn gelesen u. gesagt habe: on verité oela est assez plaisant und nachd. er noch weiter gelesen ausgerufen oh pour le coup, cela est de notre ami Grimm worauf er Huber allenthalben ausgebreitet, der secret. Grimm seye der Verf. Einmal seye Voltaire sehr krank gewesen, er habe einige Nächte nach einander gewacht, endlich habe er nach Hauß gehn u. ausschlafen wollen: da aber die Aerzte sagten in dieser Nacht werde es mit ihm ausgehen habe er aus Neugierde bey dem Sterben eines solchen Mannes zugegen seyn und davon reden (?) zu können, sich entschlossen noch diese Nacht auszuhalten; vor Müdigkeit seye er aber eingeschlafen u. erst, da es Tag ward, aufgewacht, da habe er nach dem Todtkranken sehen wollen, ihn aber zur nicht geringen Bestürzung nicht mehr im Bette gefunden u. geglaubt er läge schon auf dem Strohsack; in der Angst seye er aller Orten herumgelaufen u. habe ihn endlich im Garten gefunden, wo er herumspaziert seye. Ein andermal seye er auch gar nicht wol gewesen habe viele Tage nach einander das Bett gehütet und da er eines Tags Besuch bekommen u. dabey etwas aus Paris erzählt worden von der Zeit her da er noch in Paris gewesen, sich dabey einer Dame erinnert,

die einen närrischen Kerl zum Postillon gehabt, der mit seinem Peitschen u. schnackischem Ton u. wunderbaren Wendungen jedermann lachen zu machen gewußt habe, indem er davon sprach, hörte er auf einmal auf zu lachen, gerieth in Feuer, wolte die Contorsionen des Kerls nachmachen u. sprang aus dem Bette u. machte die Stellungen des Kerls ganz natürlich nach, ohne sich zu bekümmern od. daran zu denken daß er im Hembde war. Der Buchhändler Caille von dem B. in s. Epitre à Guibert sagt j'étois l'autre jour chez mon libraire Caille qui n'a souvent rien qui vaille, war weil er würtl. ein schnackischer Kerl deswegen sehr turlupinirt worden, sich zu rächen ließ er Verse in die Zeitung setzen des Inhalts, daß bey ihm alle Werke des Herrn Voltaire ganz u. Stückweise zu haben seyen u. sein ganzer Borrath aus keinen andern als Volt. Schriften bestehe; als es Voltaire las lachte er selbst darüber u. sagte: mon ami ce n'est pas de votre tête que cela est sorti. Dieser Caille brachte einen ganzen Korb voll solcher brochuren à la Voltaire zu Sereniss. die ihm auch manche davon abnahmen."

Den Besuch einer der geistreichsten und originellsten Französinnen endlich, der Freundin Diderots u. s. w., deren Salon auch deutsche Schriftsteller wie Sturz bewundernd beschrieben, hat Ring in seiner geschwätigen Weise unter der Aufschrift Mad. Geoffrin chez nous à Carlsrouhe geschildert. Sie verweilte auf der Rückreise von Polen einige Tage in der kleinen Residenz, immer lebendig, witzig, geradezu, eine Meisterin der Conversation, der man gern manches ungewöhnliche nachsah. Sie konnte die verheiratheten Gelehrten nicht leiden und verfocht ihre Antipathie sowohl im kleinen Kreise als bei Hofe mit keiner Offenheit: der savant solle sich lieber dann und wann für ein paar Livres eine Grisette kommen lassen, un savant ne doit pas se marier — car que diable fera-t-il d'une femme, il n'étudiera plus et les cris des enfans l'étourdiront; Ring versucht sie aus dem Bayle zu widerlegen und schließt, sie sei ja selbst verheirathet gewesen; oui, erwidert sie, mais je suis femme et je ne suis pas savant et c'est toujours une sottise. Der Markgraf selbst springt ein: mais Madame, je suis marié aussi et en cette qualité je dois soutenir la cause de Mr Ring; sie aber pariert: Vous êtes Prince, et un Prince doit avoir de la succession, mais la succession d'un savant ce sont les productions de son génie, les livres, les ouvrages savans. Als die Pariserin aber von neuem dem Grisettenthum das Wort redet, sagt der Fürst ernst: du côté des moeurs je crois qu'il n'y a pas à balancer. Der spätere Frankfurter Resident Schmidt von Rossan hatte ihr einen Plan der Stadt versprochen und holte ihn, nicht im besten Zustand, aus seiner Tasche hervor. „Raum hatte sie es in die Hand genommen, so schmiß sie es vor der ganzen Versammlung ihm vor die Füße, comment petit salope, sagte

sie, vous osez presenter à une dame un pareil chiffon, gardez le pour vous.“ „So lang sie da war, mußte ihr zu Gefallen die Markgräfinn sich coëffiren, wie sie die etl. 70jährige Alte coëffirt war, die Haare vornen ganz glatt und niedrig, daß man kaum zwischen der Stirn und dem Auffatz Haare gewahr wurde oder wie sie es hatte statt der Haare ein wenig Puder, es ließ affreux.“ „In der Folge sind unsre gnädigste Herrschaften in Paris zum öftern bei ihr gewesen, haben da mit allen Artisten und Gelehrten Bekanntschaft gemacht, bey ihr gespeist und viele Höflichkeiten genossen. Beym Weggehen hat sie Jhro Durchl. dem Markgraf mit einem schönen Amor von Biscuit auf einem schwarzen Piedestal ein Präsent gemacht, worauf mit goldnen Buchstaben das bekannte Motto geschrieben:

Qui que tu sois, voici ton maitre,  
Il l'est, il le fut ou il devroit l'être.“

### Konrad Martin, weiland Bischof von Paderborn.

Der am 16. Juli verstorbene Bischof Martin hat in den letzten zehn Jahren so viel von sich reden gemacht, daß ein Rückblick auf sein Leben und auf die Rolle, die er in den kirchenpolitischen Wirren der Gegenwart gespielt hat, auch in dieser Zeitschrift am Platze sein dürfte.

Martin war geboren am 18. Mai 1812 zu Weismar im Eichsfeldischen (Provinz Sachsen). Nachdem er in Heiligenstadt das Gymnasium absolvirt hatte, studirte er in München und Würzburg Theologie; er besuchte auch die Universität Halle, zunächst in der Absicht, bei Gesenius seine orientalischen Studien fortzusetzen, und hörte dort, wie er später zu erzählen liebte, auch Wegscheider, Tholuck und andere protestantische Theologen. Am 3. Mai 1834 promovirte er in Münster, wurde am 27. Februar 1836 zum Priester geweiht, war dann vierundeinhalb Jahr Rector des Progymnasiums in Wipperfürth und wurde im Herbst 1840 Religionslehrer an dem katholischen (Marzellen-) Gymnasium in Köln. Im Jahre 1844 veröffentlichte er ein „Lehrbuch der katholischen Religion für höhere Lehranstalten, zunächst für die oberen Classen der Gymnasien“, welches bald an den meisten preussischen Gymnasien eingeführt wurde, bis zum Jahre 1873 sechzehn Auflagen erlebte und erst 1874 durch eine Verfügung des Ministeriums beseitigt wurde. Im Herbst 1844 wurde Martin auf den Vorschlag des Erzbischofs von Weisfel zum außerordentlichen Professor der Theologie in Bonn ernannt; im Februar 1848 wurde er zum ordentlichen Professor befördert. Er war zugleich Inspector des mit der Universität verbundenen katholisch-theologischen Convents

und mit Professor Diesinger katholischer Universitätsprediger. Sein eigentliches Fach war die Moralthologie; er las aber auch über neutestamentliche Einleitung, biblische Theologie und alttestamentliche Exegese.

Martin war weder ein klarer noch ein tiefer Denker, noch ein gründlicher Gelehrter, hatte sich aber durch fleißiges Studium respectable theologische Kenntnisse erworben und wußte, was er zusammengelesen, geschickt zu verwerthen. Freilich streifte er bei seinem Compiliren oft sehr nahe an die Grenze des Plagiates: als im Jahre 1850 sein „Lehrbuch der katholischen Moral“ erschien, stellte sich heraus, daß ein Collegienheft des Professor Dieckhoff zu Münster ungebührlich stark benutzt war\*); was er über neutestamentliche Einleitung vortrug, war meist aus dem Werke von Hug entnommen, und ich selbst habe in einem von ihm dictirten Hefte über biblische Theologie ganze Seiten gefunden, die ohne Angabe der Quelle aus Hengstenbergs Christologie abgeschrieben waren. Einen Mangel an wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit bekundete Martin auch dadurch, daß er Unrichtigkeiten und Versehen, die ihm in seinen Büchern nachgewiesen wurden, nicht gern eingestand und berichtigte.

Martin vertrat als Theologe eine streng orthodoxe Richtung, war aber vor dem Jahre 1870 kein bewußter Ultramontaner. In den ersten Auflagen seines Lehrbuches der Religion trägt er das gerade Gegentheil der vaticanischen Infallibilitätslehre vor, und wenn er auch in den späteren Auflagen die Ausdrücke milderte, so ist doch seine Darstellung noch in der 1869 erschienenen dreizehnten Auflage nichts weniger als infallibilistisch, wie denn auch ein im Jahre 1862 von ihm veröffentlichter und in seiner Diocese von den Kanzeln verlesener Hirtenbrief in einem seltsamen Gegensatz zu dem Eifer steht, mit welchem er seit 1870 die päpstliche Unfehlbarkeit als katholische Glaubenslehre verkündigte (s. „Deutscher Merkur“ 1871, 520).

In Bonn war neben Thomas von Aquin Bossuet der von Martin am meisten gepriesene Theologe. Andere als theologische Bücher las er nicht leicht; nur für Goethe hatte er, unter dem Einflusse des mit ihm befreun-

\*) In der Vorrede zu dem 1852 erschienenen ersten Hefte seines *Compendium Ethicae christianae catholicae* sagt Dieckhoff: „Nur ungern füge ich die durch die Sachlage gebotene Erklärung bei, daß, wenn Jemand vielleicht in diesem Hefte einige, in dem folgenden sogar sehr viele Definitionen, Sätze, Auseinandersetzungen und Argumentationen findet, die mit denen eines kürzlich in deutscher Sprache erschienenen Buches über Moralthologie übereinstimmen, dieselben nicht von mir aus diesem Buche entnommen sind, wie mir Alle, welche mehrere Jahre vor dem Erscheinen desselben meine Vorlesungen gehört haben, bezeugen können. Mehr darüber zu sagen, unterlasse ich um so lieber, als die neue Auflage des betreffenden Buches, von der ich eben jetzt durch die Freundlichkeit des Verfassers ein Exemplar erhalte, als eine ganz umgearbeitete bezeichnet ist.“



deten Gymnasialdirectors Heinrich Bone, eine fast schwärmerische Verehrung, die sich auch in den vielen, nicht immer passend angebrachten, Goethecitatzen in einigen seiner Schriften bekundet.

Martin zeichnete sich weder als Dozent noch als Prediger aus. Aber an der Universität war er nicht unbeliebt und bei der Bonner Bürgerschaft als sittenstrenger, frommer und eifriger Geistlicher geachtet. In weiteren Kreisen wurde er nur durch die beiden erwähnten Bücher bekannt. Seine Ferien brachte er regelmäßig vom ersten bis zum letzten Tage in seiner Eichsfeldischen Heimath zu, an der er so hing, daß sein College Dieringer ihm einmal sagte: Papst werde er nie werden, da die Cardinäle fürchten müßten, er werde den päpstlichen Stuhl von Rom nach dem Eichsfelde verlegen. Im übrigen war er in seiner heimathlichen Diöcese (das Eichsfeld bildet einen Theil der Diöcese Paderborn) wenig bekannt; von denjenigen, die ihn zum Bischof dieser Diöcese wählten, hatten ihn die meisten wohl kaum einmal gesprochen.

Nach dem Tode des Bischofs Drapper (5. November 1855) reichte die Majorität des Paderborner Domcapitels dem Könige eine Candidatenliste ein, auf welcher der Weihbischof Baudri in Köln, der Generalvicar Melchers in Münster (der spätere Erzbischof von Köln), ein Pfarrer Keller in Burtscheid bei Aachen und die Professoren Dieringer und Martin in Bonn standen. Der eigentliche Candidat der Majorität war der Weihbischof Baudri; an Martins Wahl hat bei der Aufstellung der Liste wohl kaum Einer gedacht. Die Minorität des Capitels sandte eine andere Liste ein, auf welcher auch einige der Diöcese Paderborn angehörige Geistliche, namentlich der dortige Weihbischof Freusberg, standen. Der König erklärte, von den Candidaten der Majorität seien Baudri, Dieringer und Keller *personae minus gratae*, und bezeichnete den Weihbischof Freusberg und zwei andere von den Candidaten der Minorität als solche, gegen deren Wahl er nichts zu erinnern habe. Bei der am 29. Januar 1856 vorgenommenen Wahl erhielt Martin eine knappe Stimmenmehrheit; die Minorität stimmte für Melchers, trat dann aber der Majorität bei. In Rom fand die Wahl einigen Anstand, da man dort prätendirte, es müßten auf einer von dem Domcapitel eingereichten Candidatenliste von der Regierung mindestens drei Namen belassen werden; die Wahl wurde indeß, da die Person des Gewählten sehr genehm war, bestätigt, und am 17. August 1856 wurde Martin von dem Erzbischof von Bessell im Paderborner Dome feierlich consecrirt.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Wahl keine glückliche war. Es mangelte Martin gewiß nicht an gutem Willen und Eifer. Aber unter den guten Gaben, die er hatte, fehlte namentlich eine der für sein Amt nothwendigsten, das *χαρίσμα κυβερνήσεως* (1. Kor. 12, 28). Ruhig zu überlegen, klar

zu denken, besonnen zu urtheilen und reiflich erwogene Entschlüsse zu fassen und diese dann consequent, aber ohne Ueberstürzung durchzuführen, war nicht seine Sache. Er ließ sich nur zu leicht durch augenblickliche Impulse bestimmen, auch von solchen, die ihn geschickt zu behandeln wußten — und das waren nicht immer die besten Rathgeber, in der späteren Zeit namentlich die Jesuiten — beeinflussen, während er nicht gern von denen, die dazu berufen waren, guten Rath annahm und auch durch sachlich begründeten Widerspruch verstimmt wurde. Auch als Bischof predigte er fleißig, bereiste oft seine Diöcese und war unermüdblich thätig; aber in der Verwaltung und in der Wahl seiner Gehülfen machte er viele Mißgriffe, erließ zu viele und oft sehr unüberlegte und unpraktische Verordnungen u. s. w. So wurde er bei dem „guten katholischen Volke“ beliebter als bei seiner Geistlichkeit. In der letzten Zeit trat der Bischof immer mehr hinter dem kirchlich-politischen Parteimann und Agitator zurück.

Im Jahre 1864 erregte Martin in weiteren Kreisen Aufsehen durch die Schrift „Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen meiner Diöcese, über die zwischen uns bestehenden Controverspuncte.“ Sie erlebte in zwei Jahren vier Auflagen. 1866 folgte ein „zweites bischöfliches Wort“ und noch 1869, also kurz vor dem vaticanischen Concil, die Broschüre „Wozu noch die Kirchenspaltung?“ Die erste Schrift hat damals in protestantischen Kreisen viel böses Blut gemacht und scharfe, durchweg sehr berechnete Entgegnungen hervorgerufen (vergleiche die Vorrede zur zweiten Auflage von K. Hases Polemik und den Anhang zu dem „Zweiten Worte“). Sie war aber nicht so böse gemeint; selbst bei der naiven Erklärung: „Von Gottes und Rechtswegen bin ich Bischof der Diöcese Baderborn, d. h. nicht bloß der Katholiken dieser Diöcese, sondern aller Christen, die innerhalb der Grenzen derselben wohnen, welchem Bekenntnisse sie auch angehören mögen“, hatte er wohl wirklich, wie er später versicherte („Zweites Wort“, S. 148) zunächst mehr an die „oberhirtlichen Pflichten“, die er auch den Protestanten gegenüber zu haben glaubte, gedacht, als an die Rechte, die er nach der ultramontanen Anschauung über sie beanspruchen konnte. Die freundliche Aufnahme, welche er bei seinen ersten Firmungsreisen in Sachsen und der Grafschaft Mark auch von Seiten der protestantischen Bevölkerung gefunden, und entgegenkommende, von Martin meist ganz mißverständene Aeußerungen einzelner Protestanten, hatten bei ihm wirklich die Illusion hervorgerufen, wenn die „Controverspuncte“ nur richtig dargestellt würden, müßten sich die Protestanten massenhaft von ihren Predigern — gegen diese ist die Spitze der Polemik gerichtet — lossagen und katholisch werden. Daß ihm zu einem rechten Trenner so gut wie alle Gaben fehlten und daß der von ihm eingeschlagene Weg weniger geeignet gewesen, eine Bekehrung der

Protestanten zum Katholicismus herbeizuführen — nur daran dachte er natürlich, wenn er von Beseitigung der „Kirchenspaltung“ sprach — als die confessionellen Gegensätze zu verschärfen, das hat er wahrscheinlich bis zu seinem Ende nicht anerkannt. Von den Katholiken, welche zu seinem Vorgehen den Kopf schüttelten, spricht er in dem „Zweiten Worte“, Seite 151, kaum weniger bitter als von den „Predigern“. Auf dem vaticanischen Concil producirte er bekanntlich Briefe, worin protestantische Pastoren „im Namen vieler Evangelischen der Provinz Sachsen“ unter der Bedingung der Aufhebung des Cölibatsgesetzes und der Gestattung des Laienkelches den Uebertritt zur katholischen Kirche in Aussicht stellten (vergleiche Friedrichs Tagebuch, S. 424). Die dadurch hervorgerufenen Erörterungen haben es so gut wie sicher gemacht, daß Martin dupirt worden war. Was er in einer späteren Broschüre (Unsere gegenwärtige Pflicht. 1878, Seite 20) über Aeußerungen hoher Beamter und des Generalsuperintendenten eines thüringischen Fürstenthums aus dem Jahre 1872 mittheilt — letzterer soll gesagt haben: „er sehe für die Protestanten kein Heil, als indem sie massenweise zu der geschmähten Mutterkirche zurückkehrten“ — wird auch auf ein Mißverständniß zurückzuführen sein.

Nachdem Martin im Jahre 1860 dem Provinzialconcil zu Köln beigewohnt, kam er auf den Gedanken, „nach der (seit Jahrhunderten in Vergessenheit gerathenen) Vorschrift des Trienter Concils“ eine Diöcesansynode zu halten. Er führte den Plan im Jahre 1867 in wunderlicher Weise aus: den zusammenberufenen Geistlichen wurde bei ihrer Ankunft in Paderborn ein gedrucktes Heft von 175 Seiten, allerlei Verordnungen in lateinischer Sprache enthaltend, eingehändigt; es waren etwa fünf Stunden dazu bestimmt, in welchen sie Einwendungen dagegen vorbringen konnten; außerdem hatten sie während der drei Tage, welche die Synode dauerte, einige ascetische Vorträge eines Jesuitenpaters anzuhören und kirchlichen Feierlichkeiten und der „Publication der Synodalstatuten“, d. h. der Vorlesung des erwähnten Heftes mit den paar von dem Bischof genehmigten Aenderungen beizuwohnen. Diese Publication war um so überflüssiger, als das Heft alsbald in den Buchhandel kam. Daß das Ganze, zumal noch verschiedene eigenthümliche Zwischenfälle vorkamen und in den Synodalstatuten einige wunderliche Dinge standen, eigentlich einer Caricatur einer Synode sehr ähnlich sah, hat wohl nur Martin nicht begriffen. Kein anderer deutscher Bischof hat übrigens eine solche Synode gehalten und Martin selbst wenigstens keine zweite. (Vergleiche J. Kollmann, die Diöcesansynode vom 8., 9. und 10. October 1867. Zur Beleuchtung des Kirchenregiments in der Diöcese Paderborn unter dem Bischof Dr. Konrad Martin. Münster 1868.)

Im Jahre 1859 reiste Martin zum ersten Male, 1862 zum zweiten Male nach Rom. An der Bischofsversammlung vom Jahre 1867 wollte er

nicht theilnehmen; er hatte schon eine Firmungsreise in Sachsen angetreten, da bestimmte ihn eine nochmalige dringende Aufforderung des Cardinals Reischach, diese Reise abzubrechen und nach Rom zu eilen. Damals ist, wie mittlerweile bekannt geworden, im engern Kreise das Programm des vaticanischen Concils festgesetzt worden, und man hat Martin für die bis dahin, wie erwähnt, von ihm bestrittene Infallibilität gewonnen. Zu seiner Ueberraschung händigte ihm Reischach vor seiner Rückreise eine Summe Geldes als Ersatz der Reisekosten ein.

Den zur Beschwichtigung der deutschen Katholiken bestimmten Hirtenbrief der in Fulda versammelten Bischöfe vom 6. September 1869 hat Martin mitunterschieden. Dagegen soll er zu der von derselben Versammlung nach Rom gesandten Denkschrift, in welcher von dem Plane, die päpstliche Infallibilität aufs Tapet zu bringen, dringend abgemahnt wurde, die Unterschrift verweigert haben. Auf dem vaticanischen Concil war er Mitglied der Commission für dogmatische Materien, hielt eine lange Rede zu Gunsten der Infallibilität (Quirinus, Röm. Briefe S. 583) und war einer der eifrigsten, wenn auch nicht geschicktesten Vertreter der curialistischen Tendenzen. (Eine pikante Zusammenstellung der in Friedrichs Tagebuch enthaltenen Notizen über ihn steht im „Rheinischen Merkur“ 1871, 527.) Unter den Schriften, die er über das vaticanische Concil, und was damit zusammenhängt, veröffentlicht hat, ist eine im Jahre 1873 erschienene Sammlung von Actenstücken zu erwähnen; manche derselben hat er hier, mit besonderer Erlaubniß Pius IX., zuerst bekannt gemacht. Bei der Unachtsamkeit, mit der er mitunter bei seinen literarischen Arbeiten verfuhr, begegnete ihm das Mißgeschick, daß er in dem wichtigsten Actenstücke, dem Infallibilitätsdecrete, die entscheidenden Worte *non autem ex consensu ecclesiae* ausließ.

In den ersten Jahren seiner bischöflichen Amtsführung harmonirte Martin mit der preussischen Regierung sehr gut. Noch 1866 schreibt er in dem „Zweiten bischöflichen Worte“ Seite 230: „Wo der preussische Adler weht, kann auch die katholische Kirche frei ihr Banner entfalten. Im Interesse der kirchlichen Freiheit drängt sich mir wohl oft der stille Wunsch auf, es möchte unser liebes Preußen, wenn es sonst ohne die Verletzung der Gerechtigkeit geschehen könnte, [außer Schleswig-Holstein] noch den einen und anderen unserer deutschen Duodezstaaten in aller Ruhe und Gemüthlichkeit sich annectiren.“ Nach dem vaticanischen Concil wurde das anders. Gegen die Mairgesche opponirte er, wenn nicht entschiedener, doch lebhafter und heftiger als die anderen Bischöfe. Aus seinem Hirtenbriefe vom 18. August 1873 stammt das geflügelte Wort: „Seit den Tagen eines Diocletian haben wir eine so heftige Verfolgung des Namens Jesu Christi nicht gesehen.“ Eine anschauliche Darstellung seiner Opposition giebt die dem Gerichtshof für kirchliche

Angelegenheiten eingereichte Anklageschrift vom 9. December 1874 (abgedruckt in der „Germania“ vom 31. December 1874 und im „Deutschen Merkur“ 1875, Seite 13). Ueber seine Erlebnisse in den Jahren 1874 bis 1877 hat Martin selbst in dem Schriftchen „Drei Jahre aus meinem Leben“ sehr naiv berichtet.

Nachdem er wiederholt wegen Uebertretung der Maigesetze zu Geldstrafen verurtheilt worden, wurde er, indem er sein nicht unbedeutendes Vermögen an seine Verwandten verschenkte, „insolvent“, und da die von einem Anderen für ihn eingezahlten Strafgebühren vom Gerichte nicht angenommen wurden, am 4. August 1874 ins Gefängniß abgeführt. Nachdem der Gerichtshof am 5. Januar 1875 seine Amtsentlassung ausgesprochen, wurde er am 19. Januar nach Wesel abgeführt, um zunächst eine gegen ihn erkannte mehrmonatliche Festungshaft abzusitzen, dann auf Grund des Reichsgesetzes, betr. die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, dort internirt zu bleiben. Im Juli 1875 bat er um die Erlaubniß, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in ein Seebad zu gehen, machte dann aber, ohne die Antwort abzuwarten — die Erlaubniß traf einige Tage später ein — am 3. August dem Regierungspräsidenten von Minden die Anzeige, er werde am 4. abreisen und führte dieses in der folgenden Nacht aus. Er reiste aber nun nicht direct in ein Seebad, sondern beschloß, zunächst einige „verwaiste“ Gemeinden seiner Diöcese zu besuchen. Auf dem Aachener Bahnhofe glaubte er von zwei Eisenbahnbeamten erkannt zu sein, fragte nun einen dortigen Freund um Rath, und da dieser ihn „um des Himmels willen bat, sich sofort nach Holland zu begeben“, erkannte er „in seinem Rathe die Stimme Gottes“ und ging nun in das holländische Seebad Rattwyk. Durch eine Verfügung vom 15. August 1875 wurde er auf Grund des oben citirten Reichsgesetzes der preussischen Staatsangehörigkeit verlustig erklärt. Da er von Holland aus im Februar 1876 über einen Priester der Paderborner Diöcese die Excommunication verhängte, wurde er am 14. März, wahrscheinlich auf Veranlassung der preussischen Regierung, aus Holland und Anfangs April auch aus Belgien ausgewiesen. Wo er sich seitdem aufhielt, giebt er nicht an. Im Frühjahr 1877 reiste er, wie er erzählt, „im strengsten Incognito“ zum vierten Male nach Rom. Man scheint seine Anwesenheit dort nicht gern gesehen zu haben: „viele Freunde, unter anderen auch mehrere Cardinäle, ertheilten ihm den Rath, nur im Civilanzuge auszugehen“; man erweckte in ihm die Furcht, Bismarck werde auch die italienische Regierung gegen ihn aufheben, und drang in ihn, er möge „in aller Stille“ wieder abreisen, was er denn auch that. Seitdem hat er „im strengsten Incognito“, wie erst jetzt nach seinem Tode bekannt geworden, in Mont St. Guibert, einem Dörfchen bei Brüssel, gelebt. Seine Leiche ist in der Stille nach Pa-

derborn gebracht und dort, mit Erlaubniß der Regierung, am 25. Juli feierlich im Dome beigesezt worden.

Die zahlreichen Schriften, die er außer den erwähnten veröffentlicht hat, haben nur sehr geringen wissenschaftlichen oder literarischen Werth. Einzelne haben mir Material für meine Denkschrift „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube“ geliefert. Seine vielen populären kirchlich-politischen Tageschriften stehen hinter denen des Bischofs Ketteler zurück, der zwei Jahre vor ihm (13. Juli 1877, merkwürdiger Weise auch in denselben Tagen, in welchen im Jahre 1870 das Infallibilitätsdecret fertig gemacht wurde) vom Schauplaze abgetreten ist. Eine derselben verdient indeß mit ein paar Worten erwähnt zu werden. Sie heißt „Drei Gewissensfragen über die Maigesetze, beleuchtet von einem deutschen Theologen“, Mainz 1873, ist also anonym erschienen, aber sicher von Martin verfaßt. Er handelt darin von der Stellung, welche die Katholiken den Maigesetzen gegenüber einzunehmen hätten, und führt Seite 90 aus, daß katholischen Beamten, wenn sie es ohne Gefährdung ihrer amtlichen Stellung nicht vermeiden könnten, mit gewissen Einschränkungen die Mitwirkung zur Ausführung der Maigesetze gestattet sei. Im Herbst 1874 meldeten die Blätter, Pius IX. habe dem Bischof Martin eine goldene Medaille geschickt; aber gleichzeitig wurde bekannt, die Indexcongregation habe am 10. Juli jene Broschüre, donec corrigatur, verboten. Es erschien denn auch alsbald eine „zweite veränderte“ Auflage, worin der obenerwähnte Passus zwar wieder abgedruckt, aber von dem Verfasser selbst „widerlegt“ wird. Das Hauptargument in dieser Widerlegung ist: „Wir haben uns mittlerweile über die Stellung, welche der h. apostolische Stuhl zu dieser Frage einnimmt, Gewißheit verschafft, und nie und unter keinen Umständen werden wir mit dieser höchsten Lehrautorität uns jemals in Widerspruch setzen.“ — Nach dieser letzten Anwendung einer milderen Auffassung der Maigesetze hat sie Martin nur um so heftiger bekämpft. Der Titel einer 1877 erschienenen Broschüre heißt: „Nicht Revision, sondern Aufhebung der Maigesetze!“

Man kann der Standhaftigkeit, mit welcher der Verstorbene für seine Sache gestritten und gelitten, die Anerkennung nicht versagen. Wenn er den Kampf nicht immer in würdiger Weise geführt und Vieles, was er gethan, und noch mehr, was er geschrieben, auch von dem wohlwollendsten Beurtheiler nicht entschuldigt werden kann, so wird man, um ihn nicht ungerecht zu beurtheilen, nicht verkennen dürfen, daß das Amt eines katholischen Bischofs in Preußen in den letzten Jahrzehnten an seinen Inhaber Anforderungen stellte, denen Martin nicht gewachsen war, denen sich aber auch seine Collegen nicht gewachsen gezeigt haben.

F. H. Neusch.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Aus Oesterreich.** Allerlei Trinkgeldaffairen. — Der Mann, welcher mit allzeit beredtem Munde das Trinkgelbergeben und Trinkgelbernehmen als eine berechnete Eigenthümlichkeit Oesterreichs zu rechtfertigen unternahm, Karl Giska, liegt im Grabe, in welches als letzten Abschiedsgruß der Ritter von Ofenheim ihm die Worte nachrief: „Ein Volk weint dir nach!“ Darunter konnte wohl nur jenes „Volk“ verstanden sein, welches dem einstigen Parteiführer und Minister es nicht vergessen kann, daß er das Recht der activen und passiven verschämten Bestechung unter die unveräußerlichen Rechte des österreichischen Menschen aufnahm. Und wie groß dieses Volk ist, das lassen einige Proceßverhandlungen und deren Folgen ahnen.

Wenn ein häßliches Geschwür an einem Staatskörper ausbricht und alle Welt sich voll Ekel abwendet, so pflegen Diejenigen, welche am liebsten das Geschwür gänzlich hinwegleugnen oder für eine besondere Schönheit ausgeben möchten, zu sagen: weshalb macht ihr gerade von diesem Falle so viel Aufhebens? Wir sind alle ungesund, die Zustände überall faul, es ist eitel Pharisäerthum, daß ihr über uns die Nase rümpft. Trag ein Jeder mit Geduld und in der Stille sein Gebreche. — Dieses Räsonnement ist auch jetzt wieder fleißig mobil gemacht worden. Als die schmutzigen Händel sich in Wien abspielten, setzten die Wiener auseinander, daß die Thorheiten und deren Ausbeutung so alt seien wie die Welt; und nun das Nachspiel in Ungarn furchtbare Dimensionen annimmt, beklagen dortige Organe vor allem, daß Dinge, wie sie überall vorkommen, ausgenutzt werden zur Verunglimpfung des magharischen Globus. Es ist wohl ein sonderbarer Patriotismus, welcher, um des guten Ruß willen, die schändliche Krankheit verheimlichen und ihr Zeit lassen möchte, den ganzen Organismus zu zerstören! Es mag wahr sein, daß unter der Menge im Lande und außerhalb derselben, welche jetzt ihre Empörung ausdrücken, viele Heuchler mitschreien. Aber es verräth doch noch einen gewissen Credit der öffentlichen Meinung. Wären wir einmal dahin gelangt, in schweigendem Einverständnis über alle Excesse hinwegzugehen, so müßte ja über den ganzen Staat „das Kreuz gemacht werden“.

Processe gegen Industrierritter, welche gewissen Patienten Heilung ihrer „Kreuzschmerzen“ versprochen, Geld bekommen, aber keine oder falsche Orden geliefert haben, sind in Oesterreich nichts seltenes. Und da in den meisten Fällen die Geschädigten ihre Kränkung lieber geheimhalten, als sich durch einen Proceß dem öffentlichen Spotte preisgeben, so kann man darauf schließen, daß das Unwesen eine unglaubliche Ausdehnung gewonnen habe. Die Schönfärber wollen darin nichts ungewöhnliches erkennen, sie verweisen auf die Ordensnartheit der Franzosen, der Belgier u. s. w. Allein sie erklären uns

nicht, weshalb man aus jenen Ländern nie oder doch nur äußerst selten etwas von Processen dieser Art hört. In der Bevölkerung Oesterreich-Ungarns muß doch der Glaube verbreitet sein, daß für eine gewisse Summe Geldes eine „Decoration“ zu kaufen sei und mit der Decoration zugleich der Adel oder die Baronie für Kinder und Kindeskinde. Und die Art, wie sich auf dem Ordenswege die österreichische und ungarische Ritterschaft fortwährend, zu Zeiten täglich, vermehrte, die höchst fragwürdigen Gestalten, an welchen plötzlich außerordentliche Verdienste (ob männlichen, ob sächlichen Geschlechts? bleibt unerörtert) entdeckt worden waren, mußten jenem Aberglauben Vorschub leisten. Nach den neuesten Enthüllungen scheinen die liberalen Ministerien auf beiden Seiten der Leitha die Ordens- und Adelssehnsucht namentlich ihrer semitischen Mitbürger benutzt zu haben, um Mittel zur Unterstützung der regierungsfreundlichen Presse oder zur Bestreitung von Wahlauslagen zu erhalten. Der Gedanke ist sinnreich, durch eine Titelleistungssteuer in den Besitz bedeutender, nicht zu controlirender Fonds zu kommen, und er ließe sich vielleicht im wirklichen Staatsinteresse fruchtbar machen? Ein Finanzkünstler könnte, von dem Axiom ausgehend, daß unser Zeitalter sich mit spartanischen Sitten, mit „rauhher Tugend“, mit den Geboten des kategorischen Imperativs u. s. w. nur noch im Princip befreunden kann, die Verleihung von gewissen Titeln und Abzeichen gegen eine jährliche Abgabe befürworten; consequente Republikaner mögen den Handel mit „Auszeichnungen“ als die sicherste Methode begrüßen, um dieses Corruptionsmittel unschädlich zu machen. Von anderen Standpuncten aus wird man dagegen einwenden, daß wenigstens nicht dieselben Bänder, Kreuze, persönlichen und erblichen Titulaturen, welche heute einem beliebigen Handelsmanne, weil er reich und „noch unbeanständet“ ist, verliehen werden, morgen einem ausgezeichneten Staatsdiener, Gelehrten oder Künstler als Belohnung angeboten werden dürften, wird man es bedenklich finden, daß ein Hoheitsrecht einen Marktpreis erhalte. Und alle Parteien werden sich endlich darin vereinigen, daß auf keinen Fall derlei Handel insgeheim abzumachen, die gezahlten Gelder wie alle anderen Staatseinnahmen zu behandeln seien. Möglicherweise geben die jetzigen Scandale den Anstoß zur Prüfung der Materie.

Wie dem sei: in Wien kam durch einen ungeduldigen Ordensaspiranten heraus, daß ein ungarischer Jude die Besorgung übernommen und Gelder verlangt hatte, welche er angeblich zum „Schmierer“ gewisser, namhaft gemachter Hofbeamten benöthigte; die Beamten erstatteten die Anzeige, es fanden sich mehrere in gleicher Weise Betrogene (die meisten zogen es, wie immer, vor, unbekannt zu bleiben) und der interessante Geschäftsmann wurde von den Geschworenen verurtheilt. Obgleich auf allen Seiten sichtlich das Bemühen vorwaltete, Discretion zu üben, war das Nennen einer politischen



Persönlichkeit in Pest, welche in verwandte unsaubere Geldgeschäfte verwickelt gewesen, nicht zu umgehen. Der Herr suchte die Sache als im Allgemeinen unschuldig und im Besonderen patriotisch darzustellen, seine Wähler gaben ihm eine Ehrenerklärung, und damit schien dieser Zwischenfall abgethan zu sein.

Der zweite Act dieser Tragikomödie „das Trinkgeld“ führte uns in einen anderen Gesellschaftskreis. Lange Zeit stand bekanntlich die Beseitigung der Wucherverbote auf dem Programm der liberalen Parteien; die Forderung war nur eine Consequenz der Manchesterdoctrin. Plötzlich hatte, wie man erzählt, ein Wiener Redacteur Ursache, den Wucher in seiner ganzen Schädlichkeit kennen zu lernen, und das Blatt, an welchem derselbe thätig ist, warf, von anderen collegial unterstützt, die Frage auf, ob der Staat dem verderblichen Treiben der Blutsauger ruhig zuschauen dürfe. Die Nothhelfer, welche sich unerwartet in ihrem Geschäftsbetriebe gestört sahen, wollten den Ausfall leif pariren, nämlich Wechsel des betreffenden Herrn öffentlich zu jedem Preise ausbieten, aber es war ihnen nicht möglich, das Inserat zu publiciren, während andererseits der Journalistik Stoff in Menge zur Verfügung gestellt wurde, welcher darthat, welche unerhörten Preise die „Geldgeber“, fast ausnahmslos polnische Juden, sich für ihre Gefälligkeiten zahlen lassen. Man drang auf Schutz des Kleingewerbes, der kleinen Beamten u. s. w., von welchen die Herren mit gewöhnlich sehr klangvollen Namen sich vorzüglich nähren sollen, und die Polizei gab dem Verlangen nach, indem sie eine Anzahl derselben in ihre galizische Heimath „abschob“. In diesem für die Wucherer ernstern Moment erschienen verschiedene Wochenblätter auf dem Kampfplatze. In den beiden Hauptstädten Wien und Pest wimmelt es nämlich von Zeitschriften, welche eigentlich gar keine Abonnenten haben, sondern von sogenannten Schweiggeldern leben sollen. Ihre Opfer sind in erster Linie Schauspieler, Sänger und dergleichen der Oeffentlichkeit angehörende Personen. Diesen wird angeboten, sich in dem betreffenden geschätzten Organ rühmlich besprochen, auch wohl porträirt zu sehen, natürlich gegen ein angemessenes Honorar, welches nach der Höhe der Gage oder sonstiger Einnahmen geschätzt ist. Gehen sie auf das Geschäft nicht ein, so werden sie so lange verfolgt, werden ihre künstlerischen Leistungen und lieber noch ihr Privatleben in einer Weise besprochen, daß sie gewöhnlich mit viel größeren Opfern ihre Ruhe erkaufen. Aber dieses Feld ist bald abgewirthschaftet. Daher spürt man Verhältnissen nach, deren Veröffentlichung wohlhabenden Personen unangenehm sein könnte; es erfolgen leicht verständliche Andeutungen, es werden Schmähartikel in Bürstenabzügen überreicht mit dem Anerbieten, den Abdruck zu verhindern u. s. w. Diese Mittel wurden nun gegen die Wucherer in Anwendung gebracht, und auch gegen Leute, welche ganz ehrliche Geldgeschäfte

machen. Aber Leute des ersteren Schlages lassen sich natürlich nicht so leicht einschüchtern. Sie sammelten Material, stellten ihren Bedrohern geschickt Fallen, und rasch nach einander wurden in Wien zwei Redacteurs wegen Erpressungsversuches verurtheilt, obgleich sie mit aller Vorsicht zu Werke gegangen waren, von den Trinkgeldern durchaus nichts gewußt hatten, welche in dem einen Falle der „Administrator“, in dem andern die Frau des Angeklagten zu nehmen pflegte.

Inzwischen hatte sich in Ungarn die Opposition des Umstandes bemächtigt, daß ein Mitglied der Regierungspartei bei dem Ordenshandel theilhaftig erschien. Die Blätter drohten zuerst mit Enthüllungen, durch welche noch ganz andere Kreise compromittirt werden sollten, und ein gewisser Asboth beschuldigte endlich offen den Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, Grafen Zichy-Ferraris, der unlautersten Geldgeschäfte. Die Versuche, diese peinliche Angelegenheit durch den Spruch eines Ehrengerichtes, durch einen Zweikampf zu beendigen, scheiterten. Der Angegriffene brandmarkte Asboth als Verleumder, und die Personen, von welchen Zichy bestochen worden sein sollte, stellten dies öffentlich in Abrede. Aber gerade diese Erklärungen wendeten die öffentliche Meinung gegen den Staatssecretär. Gegen Dreher, den Besitzer der weltbekannten Bierbrauereien (Schwechat) wurde vor Jahren eine Untersuchung wegen bedeutender Steuerdefraudation anhängig gemacht, von den Ergebnissen verlautete nichts, und Asboth behauptete, daß Zichy für ein nominelles Darlehn von 100,000 Gulden die Sache todt gemacht habe. Dreher leugnete das Darlehnsgeschäft nicht, wohl aber dessen Zusammenhang mit dem Rechtshandel, und gebrauchte dabei die unglückliche Ausrede, jene Untersuchung gehe ihn gar nichts an, sondern nur seinen Geschäftsführer. Andere 100,000 Gulden will der Banquier Erlanger dem Grafen Zichy, nicht in Folge einer Erpressung, sondern aus freien Stücken — geschenkt haben. Nicht besser wurden die Sachen durch die Drohung eines regierungsfreundlichen Blattes, es könne auch mit Enthüllungen dienen. Asboth aber, welcher ausgezeichnete Verbindungen haben muß, brachte und bringt unermüdlich neue Daten bei, welchen gegenüber die Regierung sich bis jetzt darauf beschränkt hat, officiös zu erklären, Verdächtigungen, welche gegen einen Beamten, die Zeit vor seiner Beamtenstellung betreffend, ausgestreut würden, seien für sie kein Grund, gegen denselben vorzugehen, nur die Krone und die Volksvertretung seien befugt, Rechenschaft zu fordern. Nun gehen aber die Behauptungen der Ankläger dahin, daß mehrere von den Geschäften allerdings von dem Unterstaatssecretär, nicht von dem Privatmanne Zichy gemacht worden seien, insbesondere die Adelsverkäufe, daß der Ministerpräsident Tisza um diese Geschäfte gewußt habe. Aus alledem geht hervor, daß Tisza Kopf oder Schrift spielt. Er muß auf eine gefügige Majorität im Abgeordnetenhaus rechnen,

welche aus Politik die kleinen „Unregelmäßigkeiten“ billigt, und darauf, daß er, auf das Parlament gestützt, auch von oben her nichts zu befahren habe; er muß aber auch wissen, daß ein unabhängiges, wir wollen nicht sagen feindseliges, Haus ihn auf alle Fälle verurtheilen werde, nachdem er einmal seinen ersten Beamten in solcher Weise gedeckt hat.

Die Opposition glaubt jetzt den Moment gekommen, um Tisza und mit ihm Andrássy zu stürzen. Sie arbeitet unerbittlich und mit allen Mitteln, welche ihr die schrankenlose ungarische Pressfreiheit und die eigenthümliche Beschaffenheit der ungarischen Verwaltung gewähren. Wie bezeichnend ist es, daß eine Zeitung, „Magyarország“ (Vaterland) nur weniger Tage bedurfte, um feststellen und erzählen zu können, wo sich die vergessenen Acten jener Dreiherrschen Untersuchung befunden haben, und daß sie erst während der jetzigen Scandale in das Justizministerium gelangt seien! Uebrigens muß ausdrücklich erwähnt werden, daß auch die leidenschaftlichsten Angriffe den Privatcharakter des Ministerpräsidenten unberührt lassen, während auf Zichy in einer Weise losgehauen wird, die schwerlich in einem zweiten Lande denkbar wäre.

Die Frage ist, wie Jedermann begreift, heute keine ausschließlich innere mehr. Die Opposition gegen das jetzige Ministerium in Ungarn umfaßt gar bunte Bestandtheile, Hochconservative, ehemalige Deakisten, Radicale und Vertreter der unterdrückten Nationalitäten reichen einander die Hände, um sich nach dem Siege sogleich wieder zu trennen. Die allgemeine Lage gestattet kaum eine andere Annahme, als daß die Conservativen ans Ruder kommen würden, und dieser Wechsel könnte leicht auch eine Schwenkung in der auswärtigen Politik nach sich ziehen.

Aus Berlin. Die politische Lage nach Schluß des Reichstages. — Es geht in die dritte Woche, seit der deutsche Reichstag seine Sitzungen geschlossen hat. Die überstürzten Eindrücke des Endes der Sitzungsperiode haben Zeit gehabt, sich ein wenig zu klären, aber die Frist hat kaum etwas dazu gethan, den Druck der Entmuthigung, des Zweifels, der Aussicht ins Leere zu erleichtern, der auf dem Gemüth des aufrichtigen, von keinem Parteieifer befangenen Patrioten lastet. Der aufmerksame Beobachter kann sich nicht verhehlen, wie weithin eine solche Stimmung in den bestgesinnten Kreisen verbreitet ist.

Nicht was in der Reichstagsession, sondern wie es geschehen, nicht das letzte Ergebnis, sondern die begleitenden Umstände, unter welchen es fertig geworden, sind in ihrem unaufhaltsam fortwirkenden Einflusse nur zu sehr angethan, jenes Gefühl zu nähren. Nach allem heftigen Ausbruch doctrinärer Leidenschaft gegen die Schutzzölle und demagogischer Leidenschaft gegen

die „Besteuerung nothwendigster Lebensbedürfnisse“ wird es vorerst dabei bleiben, daß Niemand im Stande ist, auch nur annähernd und glaubhaft zu sagen, welche Wirkungen der neue Zolltarif und das Tabaksteuergesetz auf die Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse im Ganzen und Einzelnen, einschließlich der Ernährungsverhältnisse des „armen Mannes“ üben wird. Wenn irgend ein Zweig der Staatswissenschaft, ist die Volkswirthschaftswissenschaft der Erfahrung, aber kaum in einem anderen Zweige sind bis zur Stunde die Erfahrungen so dürftig und so wenig vorurtheilfrei gesammelt. Wo aber die Erfahrung nicht zulangt, muß das Experiment, der auf verständigen Anschlag bekannter Umstände unternommene Versuch aushelfen, und es ist nicht ohne Weiteres ein Vorwurf gegen die beschlossenen Tarifänderungen, daß sie Experimente seien. Gewiß nicht weniger Experimente, nicht besser auf zuverlässige Erfahrung gegründet waren die Aenderungen, die in entgegengesetzter Richtung von 1865 bis 1873 vorgenommen wurden, und die Erfahrung hat sie keinenfalls durch den Erfolg eines dauernden wirthschaftlichen Aufschwungs bewährt. Nimmt man dazu, daß nach dem unverdächtigen Zeugnisse ausländischer Beurtheiler die schutzzöllnerische Richtung in dem neuen Tarif durchweg nur in sehr bescheidenen Verhältnissen zur Geltung gelangt ist, so bleibt es fürs erste übertrieben und verfrüht, an den „wirthschaftlichen Umschwung“ schwere Besorgnisse zu knüpfen. Auch die eifrigsten Gegner des neuen Tarijs von wirthschaftlichen Gesichtspuncten werden, nachdem sie für diesmal vor dem Wahrspruch und Urtheil der deutschen Gesetzgebungsorgane unterlegen sind, nur aus der Erfahrung neue und ernsthafte Waffen entnehmen können, um die Entscheidung vor der öffentlichen Meinung mit Aussicht auf Erfolg anzufechten. Der wirthschaftliche Streit, der sich bis zu einer in deutschen Parlamenten außer in hochpolitischen Krisen unbelannten Erbitterung gesteigert hatte, wird wohl oder übel ruhen müssen, bis unzweideutige Wirkungen der angenommenen Vorlagen zu Tage getreten sein können.

Als sicheres Ergebnis der Beschlüsse des Reichstages bleibt also zunächst nur die rein finanzielle Thatsache einer namhaften Steigerung der dauernden Reichseinnahmen übrig mit der staatsrechtlich politischen Vorkehrung, welche zum Zweck „constitutioneller“ und „föderativer“ Garantien getroffen worden ist: Jene Thatsache liegt ganz in der Richtung, welche die nationalen Parteien seit dem Bestande der Reichsverfassung verfolgt haben, und ist die endliche praktische Gestaltung eines Zieles, nach welchem seit zwei Jahren mit mehr oder minder Entschiedenheit von ihnen hingestrebt wurde. Der Antrag Franckenstein, wie man ihn sonst beurtheilen mag, läßt das Recht des Reichstages ungeschmälert, über die Verwendung der Reichseinkünfte zu beschließen und zu bestimmen, wieviel von den neuen Einnahmen als Ueberschuß that-

sächlich an die Einzelstaaten abgeführt werden kann. Von seiner föderalistischen Seite hat der angenommene Antrag, wie früher an dieser Stelle betont wurde, nur erst eine formale und symbolische Bedeutung: zum mindesten wird es erst von der politischen Gesamtlage abhängen, ob die centrifugalen Kräfte jemals im Stande sein werden, Form und Symbol zum Hebel realer Machterweiterung für den Particularismus zu machen. Bis dahin gehören beide mehr zu den begleitenden Umständen, unter welchen die Reichstagsession zu ihrem positiven Ergebnisse geführt hat, und die — wir kommen damit auf unseren Eingang zurück — in der That eine nachhaltig niederdrückende Wirkung auf die Vorkämpfer des Reichsgedankens üben müssen.

Diese die sachliche Entscheidung einhüllenden Vorgänge gipfeln darin, daß die parlamentarische Mehrheit gesprengt ist, welche ins achte Jahr den Reichsgedanken getragen hatte und daß sich in die Lücke jene Partei eindrängen konnte, welche eben so lange den Crystallisationspunct für alle der Reichsentwicklung widerstrebenden Kräfte gewesen war. Nehmen wir alles in allem, was an diesem Ausgang innerhalb der nationalliberalen Partei theils offener Rückfall in die Opposition der Verneinung, theils unsicheres Schwanken und die Unfähigkeit, einem politischen Problem reale Gestaltung zu geben, eins ums andere verschuldet haben, so bleibt immer noch die Frage berechtigt, ob Fürst Bismarck auch im eigensten realistischen Interesse wohlgethan hat, sich in kurzer Wendung auf die Unterstützung bisheriger Gegner zu werfen, ohne ernstlicher als geschehen ist den Versuch zu machen, mit großem staatsmännischen Aufruf durch das Gespinnst der Fraktionsintrigue hindurch den gesunden Kern der nationalliberalen Partei für das Wesentliche seines finanz- und zollpolitischen Programms zurückzugewinnen. Es ist freilich eine tendenziöse Uebertreibung, daß der Reichskanzler durch seine Rede vom 9. Juli der Partei seine Absage erklärt habe; was er in den schärfsten Ausdrücken zurückwies, war jener Fraktionshochmuth, wie er in den „leitenden“ Kreisen genährt wurde, die Rolle der „auszuschlaggebenden“ Partei mit stetig zusammengeschmolzenen Kräften immer willkürlicher spielen zu können. Es war diesen Herren in seltsamer Verblendung ganz aus dem Bewußtsein gekommen, daß ihre Partei auch in den Zeiten des höchsten Glanzes nie für sich „auszuschlaggebend“ gewesen war, daß sie positive Erfolge nur in enger Verbindung mit den gemäßigt conservativen Gruppen und mindestens der freiconservativen Reichspartei hat erlangen können. Man hatte sich ein System des Schaukelns zwischen Fortschrittspartei, Centrum und Conservativen zurechtgelegt, bei welchem man glaubte, die Fäden der Entscheidung immer in der Hand zu behalten. Es war das gute Recht des leitenden Staatsmannes, sich in diese Fäden nicht verschlingen zu lassen; aber wenn er nach offenherziger Erklärung in jener Rede von dem letzten Wahlkampfe vergebens gehofft hat, disparate Ele-

mente aus der nationalen Partei abzusprengen, so hat es in den beiden Sessionen des neuen Reichstags mehr als eine Gelegenheit gegeben, durch umsichtige Haltung und energische Einwirkung der Regierung diesen Zweck zu erreichen. Vielleicht ist von den großen Eigenschaften des Fürsten Bismarck, von seiner ganzen staatsmännischen Entwicklung der Mangel untrennbar, daß er es niemals zu jenem stetig leitenden Einflusse auf die ihm folgenden parlamentarischen Mehrheiten gebracht hat, ohne welche eine Regierung mit Parlament auf die Dauer gar nicht geführt werden kann. Während er insgemein die Fractionen ihren „Führern“ und deren parlamentarischer Diplomatie überließ, hat er in Augenblicken der Erregung und Entscheidung in einer Weise eingegriffen, die oft mehr abstoßend als gewinnend wirkte. An Stelle eines ruhig fortlaufenden Ausgleichs der hervortretenden Gegensätze mußten Compromisse von Fall zu Fall aushelfen, von welchen keiner über das nächste Bedürfnis hinaus die innere Annäherung und Verschmelzung der auf dauerndes Zusammenwirken angewiesenen Kräfte gefördert hat. So ist denn auch in der entscheidungsvollen Stunde der abgelaufenen Session, als die nationalliberale Fraction hart vor der Ausscheidung der „mit der Fortschrittspartei sympathisirenden“ Elemente stand, alle Boraussicht über den Haufen geworfen durch die kurzentschlossene Art, mit welcher Fürst Bismarck auf die Verständigung mit dem Centrum einging, ohne einen Versuch, die Construction der „constitutionellen Garantien“ durch seine eigenen Finanz- und Staatsrechtstechniker der Fractionstaktik aus den Händen zu winden. Es ist nicht wohl denkbar, daß die nationalliberale Partei in ihrer überwiegenden Mehrheit einen Antrag, gegen den sich praktisch so Unwiderlegliches einwenden ließ wie den des Herrn von Bennigsen, zur unerläßlichen Bedingung der Schlußabstimmung für Finanz- und Zollreform gemacht hätte. Nicht die Zurückweisung jenes Antrages, sondern die Annahme des Antrages Franckenstein hat die gemäßigte Mitte der Fraction widerwillig an den oppositionsbegierigen Flügel gekettet.

So hat sich der Riß in der Partei an der unglücklichsten Stelle vollzogen; trotz der abermaligen Schwächung hat sich der Zerfallsproceß in ihrer Mitte um gar nichts geklärt, es ist so wenig abzusehen, wie der jetzige Kumpf länger zusammenhalten, als welcher Anlaß nun die nothwendige weitere Trennung herbeiführen soll. Das Schlimmste an dem augenblicklichen Zustande ist die heillose Verzettlung der Kräfte, welche zu einer gesunden Ausbildung verfügbar waren und die jetzt einer unvermeidlichen Entfremdung unter einander verfallen. Es kann nicht ausbleiben, daß auch Fürst Bismarck seine Politik unter dieser Zersplitterung eines Tages wird leiden sehen. Wir zweifeln nicht im mindesten an seinem festen Entschlusse, den neuen Verbündeten keine mit dem Staatswohle unverträglichen Zugeständnisse zu machen.

Aber wenn auch keine überstürzende Nothwendigkeit diesen Entschluß ins Wanken bringen sollte, das Bündniß wird sich an hundert unscheinbaren Stellen der Staatsthätigkeit ansaugen, seine Wirkung unmerklich in die Poren des Staatskörpers eindringen, und der leitende Staatsmann wird sich dann vielleicht vergebens nach der Stelle umsehen, wo sich der Anhalt auf der gleitenden Bahn finden ließe.

Dieser Art sind die Besorgnisse der gemäßigten freisinnigen Kreise gerade hier in Preußen, wo sich die Wirkungen der neuen Parteicombination am ersten fühlbar machen müssen. Vielleicht kommt dann aber auch von hier aus der erste Anstoß über die Ungewißheit des Augenblicks hinauszugelangen und die gestörte Verbindung noch zu rechter Zeit herzustellen. Die bevorstehenden Landtagswahlen müssen über die Stimmung im Lande, die einstweilen jede Partei für sich escomptirt, einen untrüglichen Aufschluß geben, und die Kämpfe in der Herbstsession des Landtags mögen noch einmal das ganze nationale Interesse Deutschlands auf sich ziehen. x.

### L i t e r a t u r.

D. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkertunde, herausgegeben von J. Löwenberg. Dritter (Schluß-)Band, Leipzig 1879. — Die posthume Sammlung journalistischer Arbeiten des bedeutenden Geographen, auf deren ansehnlichen Werth diese Blätter schon zweimal hingewiesen, erreicht mit dem vorliegenden Bande ihren Abschluß. Er bringt noch eine schöne Nachlese von Aufsätzen halb geographischen, halb politischen Charakters, in denen namentlich Colonialwesen und Handelspolitik geschildert und erörtert werden. Die scharfsinnigen und beredten Artikel für den Freihandel und wider den Schutzzoll sind, obwohl zum Theil zwanzig Jahre alt, durch den Umschwung der Zeiten für den Augenblick neugeboren worden. Das werthvollste Stück des Bandes aber bildet der geist- und gesinnungsvolle Rückblick von 1858 auf „zehn Jahre deutscher Pressfreiheit“, einst in der deutschen Vierteljahrsschrift erschienen; er entwickelt aus dem Historischen und Concreten mit Ernst und Feinheit eine Menge gemeingültiger Sätze und unvergänglicher Reflexionen über Presse und Publicum, die jedes Mitglied der einen wie des anderen mit Nutzen und Erbauung lesen wird; er enthüllt zugleich noch einmal zum Abschiede die noblen und lebenswürdigen Seiten des Gelehrten, des Redacteurs, des Gentleman und des Menschen überhaupt, den wir noch außer dem Erdkundigen in Peschel verloren haben. a/D.

Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein Appenzellisches Lebensbild. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet von H. J. Heim, Pfarrer in Gais. Zürich, Fr. Schulthess. 1879. — Den kurzen Skizzen, welche A. Thomas in der „Allgemeinen Zeitung“ (1877, Beilage Nr. 31), Furrer in der „Zeitschrift des deutschen Palästinavereins“ (I, Seite 49 ff.) und Graf Riant in den Publicationen der Société de l'Orient latin dem berühmten Reisenden gewidmet haben, ist nun eine ausführlichere Biographie gefolgt, mit liebender Hand und treuer Pietät entworfen von einem Landsmann, der seit jungen Jahren mit Tobler und seiner Familie befreundet war und dem auch der handschriftliche

Nachlaß, soweit er nicht auf gelehrte Forschungen sich bezog, anvertraut worden war. Die Aufgabe, dieser Zierde des Appenzeller Völkchens ein kleines literarisches Ehrendenkmahl zu setzen, ist in gute Hände gelegt worden; denn so knapp der Raum bemessen ist für die Schilderung des interessanten Mannes, der als Gelehrter und als Mensch gleich anziehend ist, so genügt er doch vollständig, um dem Leser ein klares Bild von dem vielbewegten Leben, von dem unermüdlischen Arbeiten des trefflichen Mannes zu geben. Tobler ist es ergangen, wie ein Jahrhundert vorher seinem größeren Landsmann Albrecht von Haller; die literarische Bedeutsamkeit des gelehrten Forschers ist nur einem sehr geringen Bruchtheil des schweizerischen Volkes bekannt geworden, und auch dies spät genug; seine Verdienste um die sprachlichen Eigenthümlichkeiten seines Landes, seine großartigen Leistungen in der Palästinaforschung wurden im Auslande, besonders in Deutschland, viel früher, viel allgemeiner und rückhaltsloser anerkannt. Und wenn er in dieser Schrift als treuer Sohn der heimathlichen Berge geschildert wird, wenn sein Charakterbild gezeichnet wird, wenn seiner politischen und ärztlichen Wirksamkeit gedacht wird, und dies Alles dazu beiträgt, den ganzen Mann in Heimath und Ferne bekannt zu machen, so wird damit nur ein wohlverdienter Kranz auf das Grab in Wolfshalden gelegt, das den unermüdlischen Wanderer in seiner stillen Ruhe beherbergt. Eine originelle Gestalt in jeder Hinsicht ist Tobler, man sehe nur auf dem Bilde, das dem Buche beigegeben ist, den prächtigen Kopf mit dem wallenden Barte, der schönen Stirne, und man meint, einen von jenen Patriarchen vor sich zu haben, deren Heimath zu erforschen vierzig Jahre lang das treibende Interesse seines Lebens gewesen ist. Einer evangelischen wenig bemittelten Pfarrersfamilie ist er entsprossen (geb. in Stein in Appenzell, 25. Juni 1806). Die Atmosphäre, welche seine Jugend umwehte, hat auf Mann und Greis noch Einfluß gehabt, es ist nicht unmöglich, daß sein unbezähmbarer Wandertrieb ihn gerade deswegen in das heilige Land führte, weil kindlich fromme Erinnerungen dabei wieder wach wurden; einen seligen Tag in seinem Leben nannte er den, an welchem seine Anregung, den Charfreitag zum Feiertag für die ganze reformirte Schweiz zu machen, von Erfolg gekrönt war. Kräftig gebaut, suchte er seinen Körper durch Fußwanderungen, durch Schwimmen und Rudern abzuhärten, systematisch hat er sich auf die Strapazen seiner morgenländischen Reisen vorbereitet, auf bloßem Boden geschlafen, einen alten Folianten als Kopfstütze, äußerst mäßig und bedürfnislos, von beinahe spartanischer Einfachheit, war es ihm möglich, mit sehr geringen Mitteln Großes auszuführen; viermal war er in Palästina (1835, 1845, 1857 und 1865), dazwischen lagen Ausflüge nach Algier 1859, Italien 1860, London 1861, Rom 1862 u. s. w. Beinahe kein Jahr konnte er vergehen lassen, ohne daß er den Wanderstab irgendwo in ein ihm unbekanntes Land gesetzt oder alte Freunde und Bibliotheken, Buchhändler u. s. w. heimgesucht hätte. In seiner „Selbstschau“, wie er bezeichnend ein von früh an geführtes Tagebuch nennt, giebt er jedesmal die Summe bis auf Franken und Rappen an, welche ihn die Reise kostete, strenge Sparsamkeit, Bedürfnislosigkeit, der Ertrag einer guten medicinischen Praxis, hie und da auch ein Honorar aus seinen literarischen Producten machten ihm möglich, diese Reisen zu bestreiten. Häusliche Sorgen hielten ihn ebenfalls nicht zurück, Tobler war Junggeselle geblieben, seine Hausgenossen waren, als er 1840 Badearzt in Horn bei Rorschach wurde, eine achtundfünfzigjährige Magd und „eine etwas jüngere Kaze“; seine Studien, denen er sich mit einer Begeisterung und einem Eifer hingab, welcher mit den Jahren eher zu als abnahm, mußten seinem warmen, wohlwollenden Herzen die Gattin und die fehlende Häuslichkeit ersetzen. Ein un-



ermüdeter fleißiger Arbeiter ist er gewesen. Arbeit ist die Würze meines Lebens, schreibt er, und redlich hat er diesen Spruch wahr gemacht, er war nie zufrieden, wenn nicht alle Saiten seiner Kraft angespannt waren. Es ist gewiß eine Seltenheit, wenn ein praktischer Arzt den Pfad seiner Forschung in ein Gebiet hineinlenkt, welches ganz abseits von seiner Berufswissenschaft liegt, aber noch seltener und ein schönes Zeichen seiner medicinischen Tüchtigkeit, wie des Vertrauens, das er genoß, war dies, daß trotz seiner häufigen Reisen und langen Abwesenheit die Zahl der Patienten immer zunahm. In Zürich, Würzburg, Wien und Paris hatte er seine medicinischen Studien getrieben, in dem Städtchen Teuffen (Appenzell J. Rh.) ließ er sich zuerst als Arzt nieder, die Süßigkeiten einer Praxis, welcher es an einem „corpus“ fehlte, sind ihm so wenig erspart geblieben wie die Nöthen wegen Druck und Verlag seiner Werke; Pestalozzi's Leonhard und Gertrud reizte ihn zu dem Versuch, in seiner „Hausmutter“ das Leben einer Landfrau und Landmutter zu schildern, um Borurtheile zu bekämpfen, nützliche Lehren zu erteilen und dem Volke mit guten Rathschlägen in Leibesnöthen u. s. w. entgegen zu kommen (1830). Die Natur solcher kleiner Gemeinwesen, wie die Schweizerkantone sind, ihre Selbstverwaltung bringt es mit sich, daß jeder tüchtige Bürger mit eingreifen muß in das praktische, politische Leben. Die besten Mannesjahre von Tobler fielen in die Zeit der aufregenden Kämpfe der Dreißiger Jahre; er hielt sich zu den Liberalen, hatte in dem heimathlichen großen Rath und in Zeitungsblättern manche Fehde auszufechten, und wie sich sein gemeinnütziger Sinn in der Gründung von Armenhäusern, in den großartigen Vermächtnissen zeigte, welche er seiner Bürgergemeinde Wolfshalden zuwies, so hat er auch noch in späterer Zeit (1853 bis 57) als Nationalrath an der politischen Leitung seines Vaterlandes Theil genommen, freilich ohne großen Einfluß zu haben. Am verdienstesten um seine Heimath hat er sich gemacht durch die Herausgabe seines „Appenzellischen Sprachschazes“ 1837; Jahre lang hat er mit unermüdeter Sorgfalt an diesem Idiotikon gesammelt, die bedeutende wissenschaftliche Leistung wurde im Vaterland nicht gebührend gewürdigt, aber sie brachte ihm die Freundschaft von Grimm, Fallmerayer, Schmeller. Von da an war für ihn „des Büchermachens kein Ende“; denn wenn er seine erste Palästinafahrt unter dem Titel einer Lustreise dem Publicum vorlegte (1839), die späteren Beschreibungen sind in strenger wissenschaftlicher Form gehalten; um die Wahrheit über das interessante Land und die heiligen Stätten zu finden, die seit Jahrtausenden so viele Pilger aus aller Welt Enden angelockt haben, war ihm keine Mühe zu groß; er ließ es sich keine Kosten scheuen, seltene Bücher und Handschriften aufzusuchen, zu lesen, zu kaufen, seine Palästina-bibliothek suchte ihres Gleichen (sie wurde nach Tobler's Tode nach St. Petersburg verkauft), mit dem Wissen wuchs der Werth, die Tüchtigkeit der Arbeiten, seine Bibliographie Palästinas, seine Ausgaben der alten Reiseberichte sind Zeugen seiner enormen Gelehrsamkeit, eines fabelhaften Fleißes und gründlichster Sachkenntniß. October 1871 siedelte er von der Schweiz nach München über, die reiche Bibliothek, freundschaftliche Beziehungen zu dortigen Gelehrten hatten ihn dazu bestimmt, ein Kehlkopf-leiden bereitete am 21. Januar 1877 dem durch geistige Arbeit Ueberangestregten ein früheres Ende, als man nach seiner Constitution hätte erwarten sollen; der Tod hat ihm gleichsam die Feder aus der Hand genommen, denn am Vorabend desselben schrieb er noch an Graf Riant; ihm, dem Vielseitigen, Nimmermüden, kommt auch das Motto des ihm geistesverwandten Marnix de St. Aldegonde zu: *Repos ailleurs.* —tt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 31. Juli 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Winterfeldzug in Frankreich.\*)

Das Werk nähert sich seinem Ende. Mit dem Kriegsjahre, welches im Munde des Volkes dem großen Kampfe seinen Namen gab, schließt jetzt die Darstellung ab, wenigstens für die Ereignisse vor Paris. Im Munde des Volkes — im Heere wird immer pünctlich von 70—71 gesprochen, auch wenn es nur sich darum handelt, den Feldzug allgemein zu bezeichnen; dies häufige 70—71 hat einen das Ohr verletzenden Tonfall. Doch das ist nebensächlich. Mehr zu bedauern bleibt es, daß die Vollendung der Arbeit so ungebührlich langsam fortschreitet, denn mehr als ein Jahr ist seit dem Erscheinen des vierzehnten Hefes verstrichen, und nur ein dünnes Bändchen liegt diesmal den Lesern vor. Die Zahl der letzteren in nichtmilitärischen Kreisen hat längst abgenommen, denn es war eine unvermeidliche Täuschung, von einer kriegsgeschichtlichen Arbeit zu erwarten, daß sie den Laien ohne Studium mit Karte, Bleistift und Zirkel zu fesseln vermöge. Aber auch für die geringe Summe der letzteren, welche dem Werke treu geblieben, ist ein Erscheinen der einzelnen Lieferungen in kürzeren Pausen erwünscht, um das Interesse rege zu halten.

Auch für die vorliegende Besprechung ist es aus diesem Grunde unabweislich, an die früher geschilderten Vorgänge anzuknüpfen.

Nachdem Orléans unter mehrtägigen Kämpfen in den ersten Decembertagen wieder eingenommen war, wurde eine Vorhut auf das linke Voireufer geschoben und zur Verfolgung des Feindes auf den Straßen nach Tours und Oien Kavallerie entsandt, welche dem eilig zurückgewichenen Gegner noch an

---

\*) Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Hest 15. Die Sicherung der Einschließung von Paris und die Ereignisse vor der französischen Hauptstadt bis zum Beginn des Jahres 1871. Mit Karten und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1879.

tausend Gefangene abnahm. Die Hauptkräfte der zweiten Armee und der Heerestheile, welche der Großherzog von Mecklenburg führte, blieben einige Tage bei Orléans mit Vortruppen längs des rechten Ufers der Loire gegen Beaugency und gegen den Wald von Marchenoir.

Der feindliche Rückzug bildete auseinandergehende Strahlen. Das Centrum war bei Orléans über die Loire gegangen und der Richtung auf Vierzon gefolgt. Der linke Flügel, zwei Corps, zog sich auf dem rechten Loireufer in die obengenannten Landstriche zurück. Der feindliche rechte Flügel endlich, ebenfalls zwei Corps, bewerkstelligte den Rückzug auf dem rechten Loireufer bis Gien und von hier aus weiter theils nach Nevers, theils nach Bourges. So ist das Bild erst nachträglich klargelegt worden, im deutschen Hauptquartier war vollständige Sicherheit über den Verbleib der einzelnen Heeresgruppen und die Verschiebung ihrer Kräfte nicht sogleich zu erlangen gewesen.

Um Klarheit hierüber zu gewinnen, ließ der Führer der zweiten Armee, Prinz Friedrich Carl, das brandenburgische Corps dem Feinde am rechten Ufer aufwärts gegen Gien folgen, während der Mecklenburger die Delegationen der französischen Regierung aus Tours aufstöbern sollte. Schwächere Heerestheile sollten diese letztere Bewegung auf dem linken Loireufer in gleicher Höhe begleiten.

Das hannöversche und holsteinische Corps sollten nach den Anstrengungen der fortgesetzten Kämpfe in Orléans ruhen. Die nach Süden und Loireaufwärts dem Feinde folgenden Truppen stießen bei Sallbois, beziehentlich bei Gien auf lebhafteren Widerstand. Die Brücke bei diesem Orte war rechtzeitig von den Franzosen gesprengt, so daß nunmehr auf dem ganzen Flußlauf von Gien bis gegen Tours nur die Brücke bei Orléans selbst noch stand. Des starken Eistreibens wegen waren Pontons nicht zu benutzen. Ein gleichzeitiges Vorgehen auf beiden Ufern gegen den Sitz der Regierung war somit sehr erschwert.

Auf diesem Flügel der Armee ging der Mecklenburger, welcher mit seinem Heeresheile dem Prinzen Friedrich Carl nunmehr dauernd unterstellt blieb, seit dem 7. December langsam Loireabwärts gegen Beaugency vor. Die Gefechte schon dieses selben Tages ließen erkennen, daß auch hier stärkere Kräfte noch gegenüberstanden, welche voraussichtlich in dem für die Vertheidigung sehr günstigen Terrain zwischen dem Flusse und dem Wald von Marchenoir weiteren Widerstand leisten würden. Der am 7. zurückgeworfene Feind bildete augenscheinlich nur vorgeschobene Abtheilungen, welche sich Abends auf die Hauptstellung zurückzogen, und die an diesem Tage eingebrachten Gefangenen gehörten keinem der fünf Corps an, deren Anwesenheit bei der Loirearmee bisher festgestellt war. Der Großherzog beschloß die

Offensive fortzusetzen und zu diesem Zwecke seine Truppen nahe der Loire auf dem linken Flügel zusammen zu ziehen. Die am nächsten Tage in diesem Sinne vollzogenen Bewegungen führten zu dem heftigen Gefechte bei Cravant, welches erst gegen Abend durch Zurückwerfung der Angriffe des Feindes auf kurze Entfernung und Besetzung von Beaugency endete.

Die Operation auf Tours hatte an sich große Bedeutung durch den moralischen Eindruck und die Unordnung, welche die Vertreibung der augenblicklichen Regierung aus ihrem Sitze zur Folge haben mußte. Das Heranziehen der sämtlichen Truppen erschien daher um so mehr geboten, als der Widerstand des Feindes noch keineswegs gebrochen war. Am 9. December brach derselbe vielmehr mit Massen aus dem Wald von Marchénoir vor und suchte den deutschen rechten Flügel zu umklammern, wurde jedoch durch eine bayerische Brigade zurückgedrängt. In der Front blieb sein Angriff erfolglos und man schritt deutscherseits zu Gegenstößen, die den Feind so schwächten, daß er am dritten Gefechtstage unter Zeichen der Erschöpfung den Rückzug antrat. Ein entscheidendes Nachdringen mußte indeß bis zum Eintreffen der bei Orléans zurückgelassenen Corps hinausgeschoben werden, von denen Theile inzwischen bereits in südlicher Richtung entsendet und von dort zurückberufen worden waren.

Die Truppen der Armeeabtheilung des Großherzogs bedurften der Ruhe, da sie vom 2. bis 10. December in sieben Schlachttagen stets von Tagesanbruch bis zur Dunkelheit verlustreich gekämpft und Nachts die Vorposten fast immer auf Schußweite vom Feinde aufgestellt hatten.

Es schien jedoch, als wollten die Franzosen am Vair nochmals Stand halten. Tours war frei gegeben, die Regierung geflohen und die Bewegungen der Heere waren von der Rücksicht auf die Deckung dieses Ortes befreit. Seit dem 11. December wußte man auf deutscher Seite, daß der durch die Niederlage bei Orléans herbeigeführten Zweitheilung der ehemaligen Loirearmee ein dauernder Charakter gegeben war, indem Bourbaki zum Oberbefehlshaber der „ersten“ Südararmee ernannt war und General Chanzy die Führung der nördlich der Loire wirkenden zweiten Armee behielt. Bei der Zähigkeit, mit welcher die letztere bei Beaugency-Cravant gefochten hatte, erschien es nicht undenkbar, daß auch die Südararmee sich schnell wieder aufraffen könnte und vielleicht den Abmarsch des Prinzen Friedrich Karl nach Westen zu dem Versuch eines Vorgehens gegen die Einschließung von Paris benutzen würde. Bei Gien stand dieselbe hierzu näher als die Loireabwärts vorgetriebene Spitze der deutschen Truppen. Von dem, was südlich Orléans vorging, war man bei diesen wenig unterrichtet. Später hat sich ergeben, daß der Zustand der Demoralisation, in welchem sich die Bourbakische Armee noch befand, weit erheblicher war, als man angenommen. Vorsicht erschien

daher geboten. Die zweite Armee durfte sich nur soweit nach Westen entfernen, daß sie im Stande blieb, nach dieser Seite hin einem Stoße zu begegnen.

In dieser Lage mußte auf eine dauernde Besiznahme von Tours verzichtet werden. Für ein Vorgehen über den Loir jedoch hatte Prinz Friedrich Karl zum 17. December die Anordnungen bereits getroffen. Am 16. erhielt derselbe indessen Meldung, daß der Feind nach erfolglosen Versuchen, die Loirbrücken zu sprengen, Vendôme geräumt habe und im vollen Abmarsch auf Le Mans sei. Diese Nachrichten waren nur die Bestätigung einiger französischen Depeschen, welche ein geschickter deutscher Telegraphenbeamter zuvor in Blois auf ihrem Wege von Le Mans über Vendôme nach Tours mitgelesen hatte.

Die Möglichkeit, den Feind hier an der Loire noch mit entscheidendem Schlage zu treffen, war somit geschwunden. Andererseits häuften sich Meldungen sowohl im großen Hauptquartier wie bei Friedrich Karl, welche ein Vordringen Bourbakis auf Gien anzuzeigen schienen. Der Prinz hatte sich zwar in seinen Vorbereitungen zum Angriffe gegen Chanzu noch nicht stören lassen, sondern nur den General von der Tann angewiesen, am Canal von Orléans Widerstand zu leisten. Als jedoch die sichere Nachricht von dem gänzlichen Abzuge Chanzus eintraf, erschien es nöthig, mehr Truppen nach Orléans zu werfen, und es traf die Holsteiner (neuntes Corps) die Aufgabe, in einem ungewöhnlich schnellen Gewaltmarsch die Stadt zu erreichen, — die Brandenburger folgten; am Loir blieb nur das zehnte Corps (Hannover) und weiter nördlich der Großherzog zurück. Beide hatten in den nächsten Tagen nur leichte Kämpfe zu bestehen. Das neunte Corps konnte zunächst bei Orléans bleiben, da die Gefahr aus Süden vor der Hand beseitigt schien.

„Gegen Mitte December stand somit das deutsche Heer mit seinen Spitzen an der Seine-mündung und jenseit der Loire; zwei Armeen hielten Paris umschlossen. Im Rücken dieser Streitkräfte mußte fast ein Drittel des französischen Gebiets besetzt gehalten werden, während die Verbindung mit der Heimath durch einige noch in Händen des Gegners befindliche Festungen und nachhaltige Bahnzerstörungen nicht unwesentlich erschwert wurde. Diese Verhältnisse geboten der obersten Heeresleitung, den Kreis der ferneren Angriffsthätigkeit bestimmt zu begrenzen.“

Der König befahl daher beiden vorgeschobenen Armeen, der ersten im Norden, sowie der zweiten im Westen, ihre Hauptkräfte an geeigneten Sammel-puncten aufzustellen und deren nächste Umgebung von feindlichen Abtheilungen frei zu halten, im übrigen jedoch das Wiederauftreten des Feindes im offenen Felde abzuwarten und demselben dann mit energischen Ausfällen

zu begegnen. \*) Die zweite Armee hatte naturgemäß Orléans zum Ausgangspuncte ihrer Wirksamkeit zu machen, vorgeschobene Abtheilungen in Blois und Sien zu belassen und weiter aufzuklären. Der Mecklenburger sollte sich demnächst wieder näher an Paris bei Chartres aufstellen. In diesem Sinne hatte der Prinz Friedrich Karl bereits, seiner eigenen Auffassung der Kriegslage entsprechend, Anordnungen getroffen.

Die Ruhe, welche den Truppen der zweiten Armee hiernach für einige Zeit gewährt wurde, that denselben allerdings sehr Noth. Der ununterbrochene Bewegungskrieg hatte die Kopfstärke der Infanterie erheblich gemindert, die Pferde waren angegriffen, die Ausrüstung verschliffen; besonders das Schuhzeug hatte bei den starken, in Schnee und Regenwetter häufig auf grundlosen Wegen ausgeführten Märschen bedenklich gelitten. Ersatz an Allem war unterwegs, marschirte aber bisweilen wochenlang hinter den Truppen her, ohne diese bei der fortwährenden Bewegung erreichen zu können. War auch vorauszusehen, daß die Ruhe nicht lange dauern würde, so konnte doch selbst im Zeitraum einer Woche die Feldtüchtigkeit außerordentlich gehoben werden.

Das dritte und neunte Armeecorps und eine Cavalleriedivision verblieben in der nächsten Zeit in ihren Quartieren auf dem rechten Loireufer, mit den Hauptkräften in und bei Orléans; Cavallerie streifte in der Sologne. Der Großherzog folgte den Franzosen noch während einiger Tage und bezog am 24. December Cantonnements bei Chartres. Vorgeschobenen Abtheilungen fiel die Deckung in Richtung gegen Le Mans zu. Weiter nördlich stand schon seit längerer Zeit eine Cavalleriedivision, unterstützt durch Landwehrbataillone der Garde. Derselben war die Beobachtung der von Dreux und Mantes in westlicher Richtung fortführenden Straßen übertragen und dieselbe hielt gleichzeitig rechts über Vernon mit den an der unteren Seine stehenden Theilen der ersten Armee.

\*) Die Befehle des großen Hauptquartiers an die Armeen bieten auch in ihrem Wortlaut so großes Interesse, daß es gerechtfertigt ist, hier Einiges anzuführen. Charakteristisch ist die Darlegung der Lage in großen Zügen und die Anweisung, welche den Commandos derartig gegeben wird, daß die Lösung der Aufgaben ihnen im Einzelnen völlig überlassen bleibt. „Die allgemeinen Verhältnisse machen es nothwendig, die Befolgung des Feindes nach erfolgtem Sieg nur so weit fortzusetzen, wie erforderlich, um seine Massen der Hauptsache nach zu zersprengen und deren Wiederversammlung auf längere Zeit unmöglich zu machen. Wir können ihm nicht bis in seine letzten Stützpunkte, wie Lille, Havre, Bourges, folgen, nicht entfernte Provinzen, wie Normandie, Bretagne, Vendre, dauernd besetzt halten wollen, sondern müssen uns entschließen, selbst gewonnene Punkte, wie Dieppe, eventuell auch Tours, wieder zu räumen, um unsere Hauptkräfte an wenigen Hauptpunkten zu concentriren. . . . Dadurch wird unseren Truppen voraussichtlich die Ruhe eine Zeit lang gewährt werden, deren sie bedürfen, um sich zu erholen, ihre Ergänzungsmannschaften und Munition heranzuziehen, ihren Bekleidungszustand herzustellen. Seine Majestät der König haben hiernach befohlen“ 26.

Vom zehnten Corps endlich blieb eine Division mit stärkerer Cavallerie einstweilen am Voir bei Vendôme, während der Rest des Corps den Vormarsch gegen Tours fortsetzte und am 20. December bei Monnaie einige Tausend Mobilgarden in Unordnung auf Tours zurückwarf. Vor dieser Stadt traf die Spitze am folgenden Tage ein und stieß auf Widerstand der Bevölkerung an der Voirebrücke. Nach einigen Granaten, welche den Ort erreichten, erschien die weiße Fahne, und die Bürgerschaft ließ um deutsche Besetzung bitten. Man begnügte sich indeß, da eine dauernde Festhaltung von Tours nicht beabsichtigt war, mit der erreichten Einschüchterung und marschirte nach Zerstörung der Bahn nach Le Mans in die bei Blois angewiesenen Cantonnements, um auch auf diesem Gebiete den Truppen die Ruhe zu gewähren, welche sie bei einem Aufenthalt um Tours nicht gefunden haben würden. Kleinere Truppenkörper durchstreiften das Gelände auf beiden Flußufern. Sie stießen zwar mehrfach auf feindliche Streifcorps, stellten jedoch fest, daß die Ortschaften am unteren Cher in den letzten Wochen von größeren Massen des Gegners nicht berührt worden waren.

In gleicher Weise verfuhr die bei Vendôme stehende Division des Corps. Eine ihrer Streifparteien lieferte hierbei ein merkwürdiges Gefecht, welches in der Geschichte des sogenannten kleinen Krieges große Bedeutung gewonnen hat. Am 26. December gingen zwei Bataillone, eine Schwadron nebst zwei Geschützen unter Oberstlieutenant von Boltenstern Voirabwärts gegen Montoire vor, wo der Feind stärkere Kräfte gezeigt hatte. Die Abtheilung erreichte ohne Widerstand Montoire, besetzte eine Voirbrücke in ihrer Flanke und setzte am folgenden Tage den Marsch fort. Da der Vortrupp in einem Dorfe aus den Häusern Feuer erhielt, wurde dies sowie die Umgebung gründlich abgesucht. An der Spitze der übrigen Truppen drang ein Halbzug Infanterie in das Dorf Sougé ein, sah sich aber bald, von beiden Seiten heftig beschossen, zur Umkehr genöthigt. Der Gegner trat so zahlreich auf, daß die Abtheilung unter Wegführung von Geißeln aus dem Ort, wo die Einwohner sich am Kampfe betheiligte, den Rückmarsch antrat. Hier versperreten jedoch plötzlich starke Schützenwärme die Straße, an welcher weiter rückwärts dichte Colonnen standen, während von einer naheliegenden Höhe eine Batterie die kleine Abtheilung unter Feuer nahm. Diese, somit vollständig umstellt, hatte nur die Wahl zwischen Waffenstrecken und gänzlicher Vernichtung, wenn es ihr nicht gelang, den Feind zu durchbrechen. Der Führer, Oberstlieutenant von Boltenstern, ließ zunächst ein kurzes Schnellfeuer durch die Geschütze abgeben, dann stürmten die zur Stelle befindlichen Compagnien, in Schützenwärme aufgelöst, unter Hurraruf und ohne einen Schuß zu thun, vorwärts. Nach erbittertem Handgemenge, in welches die französische Artillerie rücksichtslos mit Granaten hineinscherte, gelang es,

den rechten Flügel des Feindes an die Höhen zu drängen und durch die so geschaffene Lücke den Rückzug fortzusetzen. Hinter der Infanterie her jagten dann die beiden Geschütze, an welche in einem Gehöfte je vier noch nicht verletzte Pferde gespannt waren, in vollem Galopp dem Dorfe Montoire zu, in welchem beim Vormarsch eine Besatzung zurückgeblieben war. Dieselben trafen hier glücklich ein, obgleich während der Fahrt im heftigsten Feuer noch zwei verwundete Pferde abgeschirrt werden mußten. Auch die Schwadron erreichte den genannten Ort ohne nennenswerthe Verluste, nachdem sie durch zwei Schützenlinien des Feindes gesprengt war und abgefessen die Pferde über mehrere Gräben geführt hatte.

Die Verluste betragen etwa 150 Mann, von denen die Hälfte verwundet in Gefangenschaft gerathen war. Den Rest der Verwundeten, sowie die eingezogenen Geißeln und 250 Gefangene gelang es mitfortzuführen.

Die beiden in Montoire gebliebenen Compagnien waren gleichfalls beschossen worden. Als der Gegner hinter den zurückgehenden Truppen lebhaft nachdrängte, überschütteten ihn jene Compagnien mit Schnellfeuer und wiesen seine wiederholten Vorstöße erfolgreich zurück. Unter diesem Schutze vermochte die ganze Abtheilung ihren Rückzug fortzusetzen. Die in dem heftigen Gefechte aufgetretenen französischen Truppen gehörten je einer Division, welche General Chanzy einige Tage zuvor auf Vendôme zu entsendet hatte, sie war mit den näher der Loire stehengebliebenen Abtheilungen in Verbindung getreten. Als der französische Führer den Vormarsch der Deutschen auf Sougé erfuhr, wendete er sich mit starken Colonnen aller Waffen gegen Montoire. Nach dem hierdurch herbeigeführten, oben geschilderten Gefechte erhielt derselbe den Auftrag zu einem größeren Vorstoß gegen Vendôme selbst. Er benutzte die nächsten Tage zur Heranziehung von Verstärkungen und brach am letzten Tage des Jahres zu diesem Zwecke auf.

Von deutscher Seite war die Anhäufung einer größeren Streitmacht auf dem rechten Voirufer nicht unbeachtet geblieben, doch konnte der um Vendôme vereinigten Division des zehnten Armeecorps (Hannover) eine ausreichende Widerstandskraft beigemessen werden. Es galt vielmehr den Feind zur Entwicklung seiner Massen zu zwingen, und zu diesem Zwecke wurde ebenfalls am 31. December eine stärkere Recognoscirung von Vendôme aus gegen den Abschnitt von Azay vorgesandt. Vor der überlegenen Menge der Franzosen ging dieselbe hinter den Fluß zurück, und es folgten mehrere wenig energische Angriffe gegen diese Stellung, welche vermöge eines in der Niederung geführten Bahndammes große Festigkeit besaß. Der Feind zog sich am folgenden Tage wieder hinter den Azayabschnitt zurück. Bei dem Großherzog fanden während der letzten Tage des Jahres in der Gegend von Nogent le Motrou mehrere Gefechte statt.



Wenngleich diese sämmtlichen Kämpfe keine erhebliche Ausdehnung gehabt hatten, so war doch in Folge derselben ein Vorschieben nicht unbeträchtlicher Massen des Feindes gegen den Voir erkennbar, und es gewann den Anschein, als ob Chanzy in nicht fernher Zeit von neuem versuchen würde, einen Heereszug auszuführen.

Die wichtigste und zweifellos schwierigste Aufgabe der Armee des Prinzen Friedrich Karl bestand in der Einziehung zuverlässiger Nachrichten über Stellung und Bewegungen der Armee Bourbakis. Diese hatte vierzehn Tage Frist für ihre Wiederherrichtung genossen. Die Frage war nur, wo sie wieder auf dem Kampfplatze erscheinen würde. Der in der viel durchschnittenen So-logne streifenden Cavallerie gelang es den zahlreichen Franktireurbanden gegenüber nicht, viel weiter als Bierzon vorzubringen. Die von ihr eingezogenen Erkundigungen widersprachen sich; nach den meisten sollten die Hauptkräfte Bourbakis noch bei Bourges stehen, nach anderen in westlicher Richtung abmarschirt sein. Am 25. December Abends jedoch ging im großen Hauptquartier von der zweiten Armee ein Telegramm ein, wonach ein bisher vom Feinde — südlich Orléans — besetzter Ort geräumt sei. Dort hatten entlassene Bauern französischer Fuhrparkscolonnen ausgesagt, die feindlichen Truppen von Bourges seien seit dem 22. mit der Eisenbahn nach Châlons sur Saône gefahren.

Diese Nachricht erregte Aufmerksamkeit, da sie mit anderen von Osten kommenden übereinstimmte. Bis gegen Ende des Monats häuften sich indeß wieder eine Reihe von Meldungen der streifenden Cavallerie, wonach bei Bourges noch bedeutende Kräfte des Feindes ständen. Auch fanden Vortwärtbewegungen der Franzosen an einigen Stellen statt, welche die vorgeschobenen Postirungen zurückdrängten. Daneben besagte eine aufgegriffene Zeitung aus Bourges, daß die Eisenbahn dort ausschließlich für militärische Zwecke in Beschlag genommen sei. Die Nachrichten, welche von der Loire her über den Verbleib Bourbakis eingezogen werden konnten, blieben somit überaus widersprechend.

In Anbetracht der zu dieser Zeit bei Vendôme und weiter nördlich stattfindenden Begebenheiten entstand daher bei der obersten Heeresleitung die Vermuthung, die Franzosen beabsichtigten, gleichzeitig von Le Mans und Bourges auf Paris vorzustößen. Sollten den getrennten feindlichen Armeen gegenüber die Vortheile der inneren Linie ausgenutzt werden, so war ein schneller, mit allen verfügbaren Kräften ausgeführter Angriff auf den nächsten und gefährlichsten Gegner geboten. Die zweite Armee erhielt daher telegraphischen Befehl, den westlich des Voir sich fühlbar machenden französischen Heerestheilen von Vendôme und Illiers aus entgegenzurücken. Theile der Einschließungsarmee von Paris, sowie das nach Süden zwischen den Truppen

des General von Werder und der zweiten Armee eingeschobene siebente Armee-corps (Westphalen) sollten mittlerweile ein Vordringen des General Bourbaki im Voingthal aufhalten.

Nach der Niederlage der französischen Voirearmee unter General Chanzy in den ersten Decembertagen hatte das siebente Corps Befehl erhalten, aus Chaumont auf Chatillon sur Seine vorzurücken. General Werder sollte von Dijon aus auch die Beobachtung von Langres mitübernehmen. Beide Heeres-theile sollten die rückwärtigen Verbindungen der zweiten und dritten Armee sichern und die südlichen Theile der Generalgouvernements Rheims und Lothringen die ordnungsmäßige Kriegsverwaltung durchführen.

„Diese Aufgabe,“ hieß es in der Instruction, „wird sich nicht durch längeren Stillstand, sondern vielmehr durch lebhafteste, gegen feindliche Truppenansammlungen gerichtete und mit ausreichenden Kräften unternommene Offensivbewegungen lösen lassen, wobei die dauernde Besetzung einzelner für die eigenen Verbindungen und Sicherstellung der Verpflegung wichtiger Punkte natürlich nicht ausgeschlossen bleibt.“ Besonders wurde in diesem Sinne die für den Etappendienst der zweiten Armee überaus wichtige Bahnlinie Chatillon-Nuits-Joigny empfohlen, deren Deckung einen Vormarsch über Nuits hinaus erforderte.

Der General von Werder erhielt dagegen den Auftrag, die Belagerung von Belfort zu fördern und zu schützen, die Verbindung der Festung Langres mit dem noch unbefetzten französischen Gebiete aufzuheben, da von hier aus noch fortwährend kleine Unternehmungen des Feindes stattfanden. Auch ihm wurde der Bewegungskrieg und die Besetzung der Gegend zwischen Dôle und Arc et Senans empfohlen, durch welche Maßnahmen wiederum Besançon von den Bahnverbindungen nach Südwesten abgeschnitten wurde.

Das siebente Corps besetzte in Folge dieser Instructionen bis Mitte December die Bahnlinie Chaumont – Troyes und stellte sich mit den Hauptkräften zwischen Nuits, Chatillon und Tonnerre auf.

Nachträglich ist bekannt geworden, wie die große Unternehmung der Bourbakischen Armee bereits zu dieser Zeit in voller Entwicklung stand. Auf deutscher Seite blieb ihre Verwendung noch eine geraume Zeit zweifelhaft. War sie aber zu Bewegungen in nördlicher oder östlicher Richtung bestimmt, so gewann die Aufgabe des siebenten Corps eine erhöhte Bedeutung und eine Verstärkung desselben durch einige Regimenter, welche in Lothringen zurückgehalten waren, erschien zweckmäßig.

Das vierzehnte Corps, General von Werder, gruppirt sich zur Erfüllung seiner mannichfachen Aufgaben um Dijon und Gray. Es lag jedoch in der Absicht, den größeren Theil unter zeitweiser Aufgabe von Dijon wieder über die Saône vorgehen zu lassen, Dôle zu besetzen und die Eisenbahn

weiter vorwärts zu zerstören. Da, wie oben erwähnt, die zu Mitte des Monats herrschende Auffassung der Kriegslage eine Unterstützung, beziehentlich Flankendeckung der zweiten Armee durch das siebente Corps nothwendig erscheinen ließ, mußte ein Theil des Corps eine Bewegung aus dem Donnetthal nach Westen ausführen. Von Auxerre wurden Truppen gegen die Loire geschoben, konnten jedoch nur sehr langsam vordringen, da vom Feinde alle Straßen in systematischer Weise zerstört und ungangbar gemacht waren. Die weitere Folge dieser Maßregel war die Ausdehnung des vierzehnten Corps bis in die Gegend von Nuits. Eine Bereithaltung stärkerer Kräfte um Dijon blieb indeß auch jetzt noch nöthig, ebenso offensives Verhalten.

Als die ausgesandten Streifkörper am 16. December von neuem südlich Dijon schon nahe bei Nuits auf feindliche Abtheilungen stießen, welche mit dem milderen Wetter wieder eine größere Regsamkeit bekundeten, sollte ein umfassender Angriff in Richtung auf Beaune Klarheit schaffen. Die Truppen trafen am 18. December den Feind, die Division des General Cremes, in starker Stellung bei Nuits, warfen ihn nach fünfstündigem, sehr hartnäckigem Gefecht mit bedeutendem Verlust auf beiden Seiten in südlicher Richtung zurück und behielten Nuits besetzt. Der Kampf berührte lauter Orte, die dem Deutschen werth sind, der alle die Bougeot, Vosne, Nuits und Beaune so gerne trinkt und hier nun an Ort und Stelle bewies, daß er keinen Franzosen leiden mag.

Inzwischen wurden die Nachrichten aus dem Südosten Frankreichs beunruhigender. Man wußte, daß Garibaldi in Autun an die 20,000 Mann ausrüstete. Die Organisation der Nationalgarde in Lyon machte Fortschritte und die Anzeigen mehrten sich, daß größere Massen zum directen Angriff gegen das vierzehnte Corps oder zum Entsatz von Belfort bereit standen. Das letztere wurde angewiesen, sich vor entschiedener Uebermacht auf Chaumont zurückzuziehen und den gegen Langres stehenden Truppen zu nähern, welche um diese Zeit die Vortruppen in die Festung zurückgeworfen hatten, aber gegen diese letztere nichts unternehmen konnten. Für den Fall, daß der Feind einen Theil seiner Kräfte gegen Belfort richtete, so war voraussichtlich eine Wiederaufnahme der Offensive zulässig. Immerhin mußte aber auf eine rechtzeitige Räumung der Lazarethe und Magazine von Dijon Bedacht genommen werden.

Das vierzehnte Corps, bekanntlich aus der badischen Division und preussischen Truppen zusammengesetzt, wurde unter diesen Umständen zur Vereinigung bei Besoul und Gray in Bewegung gesetzt und Dijon mit Bewilligung des großen Hauptquartiers von deutscher Besatzung verlassen.

Die während dieser Zeit in südlicher Richtung entsendeten Patrouillen

waren nur auf kleine, über den Dgnon ausweichende Franktireurtrupps gestoßen; auch wurde festgestellt, daß der Feind zwischen Besançon und Belfort bis jetzt Truppenmassen noch nicht zusammengezogen habe. Die Brücke bei V'zle sur le Doubs war gesprengt, weiterhin hatten die Patrouillen eine starke Marschcolonne gemeldet. Da nach übereinstimmenden Mittheilungen sich nunmehr bei Besançon ansehnliche, mittelst der Eisenbahn von Lyon herangezogene Streitkräfte versammelt haben sollten, so erhielt auch die bei Gray verbliebene badische Brigade am 31. Befehl sich Besoul zu nähern.

Eine Ueberschreitung des Doubs durch den Gegner hatte an keiner Stelle stattgefunden, vielmehr waren alle Brücken von ihm zerstört. Die Anwesenheit Gambettas in Lyon, die Ansammlungen um Besançon, die Nachrichten von dem Eintreffen algerischer Truppen, alles deutete darauf hin, daß drüben Außergewöhnliches vorginge. Das Eintreffen Bourbakischer Truppen auf dem östlichen Kriegsschauplatz hatte indessen nirgends constatirt werden können. Von anderer Seite liefen im großen Hauptquartier in den letzten Tagen des Jahres bestimmte und ausführliche Nachrichten ein, daß Bourbaki noch immer bei Bourges und Nevers stände. Unter diesen Umständen wurde das siebente Corps auf seinem Marsch nach Osten angehalten und das vierzehnte Corps bestimmt, nunmehr den Vormarsch in westlicher und südwestlicher Richtung anzutreten, Dijon womöglich wieder zu besetzen und die Festung Langres von Neuem beobachten zu lassen, indem der Feind anscheinend nicht zwischen Besançon und Belfort vorzustößen beabsichtige. Ehe General von Werder jedoch diesen Weisungen gemäß handeln konnte, veränderten sich diese Verhältnisse an der Saône vollständig und führten zu einem Entscheidungskampfe von weittragender Bedeutung.

Diese ganze Periode des Krieges trug, bis der Plan einer Verwendung der französischen Südararmee sich offenbarte, jenen Charakter des Ungewissen, der allen größeren Entscheidungen in diesem Feldzuge vorherging. Trotz der großartigen Vorbereitungen, welche die Regierung der nationalen Vertheidigung ins Werk setzte, gelangten, wie man sieht, nur sehr mangelhafte Nachrichten zum Gegner. Ab und zu gab ein aufgefangenes Zeitungsblatt aus dem Süden einige Winke, erst spät gelangten sichere Nachrichten auf den geheimen Wegen in das deutsche Hauptquartier. Es ist dies überraschend insofern, als der telegraphische Verkehr, welcher im weiten Bogen durch das Ausland dem Feinde Mittheilungen zuführen kann, bei aller Strenge doch nur unvollkommen zu überwachen ist. Unter einer harmlosen kaufmännischen Mittheilung vermag sich nach Chiffreverabredung eine militärische Kunde zu verbergen. Der patriotische Eifer des französischen Volkes konnte nicht allein diesen Erfolg hervorrufen, wenngleich das Handwerk der Spione bedeutend erschwert wird, wenn Jedermann wachsam ist. Mehr dürfte die Ursache die

Allgemeinheit der Rüstungen sein, sowie die Geheimhaltung der von den oberen Behörden getroffenen Maßregeln und vor allem der Ziele des Unternehmens. Hierüber darf erfahrungsgemäß nur ein Minimum bei den Unterführern verlauten, da anderenfalls ein Durchsickern in alle Schichten unvermeidlich ist.

Ein mehrfaches Schwanken der Auffassung auf deutscher Seite ist die naturgemäße Folge dieser Verhältnisse. Häufiger werden die erlassenen Anweisungen umgeändert, doch bemerkt man leicht, wie den selbständigen Führern jeder nöthige Spielraum für ihre Entschlüsse gelassen wird und nur ein reger Austausch der Anschauungen zwischen den einzelnen Hauptquartieren die gegenseitige Erkenntniß zu fördern bestimmt ist. In den getroffenen Anordnungen begegnet man immer wieder dem Streben, die Berechnungen nicht für einen einzigen Fall anzustellen, sondern für eine Mehrzahl möglicher Wendungen gerüstet zu bleiben. Die Schwierigkeit für die praktische Durchführung liegt in der Vermeidung von Hin- und Hermärschen und einer zu weiten räumlichen Vertheilung der Truppen, welchen ohnehin bei einem abwartenden Verhalten häufig große Unbequemlichkeiten zufallen. Diese Kunst der Heeres- und Truppenführung bedarf der Erfahrung und zweifelsohne würde ein peinlicher Kritiker der alten Schule hier mancherlei Versehen und Irrthümer herausrechnen, dennoch lag gerade auf diesem Feld ein wesentliches Moment der deutschen Ueberlegenheit und dieser Umstand sichert, wenn die Lehre weiter fortgebildet wird, der Armee einen bedeutenden Vorsprung vor den übrigen großen europäischen Heeren, welchen diese Tradition fehlt und die Erfahrung nur nachträglich in dem Studium der Kriegsgeschichte zugänglich wird.

Das Werk wendet sich in einem folgenden Abschnitte den Vorgängen im nördlichen Frankreich zu, wo bald nach der Schlacht bei Amiens (27. November) auch die Hauptstadt der Normandie besetzt worden war. Schon kurze Zeit nach diesem Erfolge, während nur eine geringe Truppenzahl an der Somme stehen geblieben war, mehrten sich täglich die Anzeichen, daß beträchtliche Streitkräfte des Feindes über Ham und St. Quentin gegen die Einschließung von Paris vorzubringen beabsichtigten.

Die von Amiens ausgehenden Reconoscirungen hatten festgestellt, daß seit mehreren Tagen Truppenmassen auf der Eisenbahn über Arras bis in die Höhe von Bapaume befördert wurden und alsdann die Richtung auf Péronne einschlugen. In Folge der bereits getroffenen Gegenmaßregeln befanden sich Truppen gegen die Dise vorgeschoben und eine Division des achten Corps (Rheinländer) war auf dem Rückmarsch dorthin. Inzwischen war durch die beim Obercommando und in Versailles eingehenden Nachrichten außer Zweifel gestellt worden, daß die Franzosen ein weiteres Vorgehen in südlicher Richtung aufgegeben hatten; ihr Augenmerk schien weniger auf Paris

als auf Amiens gerichtet zu sein. Diese Stadt war von den dort stehenden Truppen verlassen worden und nur die Citadelle besetzt gehalten, weil der dort commandirende Officier seine Stellung dort für zu bedroht erachtete. Bei der Wichtigkeit, welche erstere Stadt schon an und für sich und als Stützpunkt der ersten Armee an der Somme hatte, auch in Uebereinstimmung mit den Weisungen des großen Hauptquartiers, wurde vom Obercommando die sofortige Wiederbesetzung von Amiens befohlen.

Am 20. December hatte das letztere Gewißheit darüber, daß die feindliche Nordarmee in ansehnlicher Stärke zwischen Péronne und Corbie hinter der Somme stand; alle Brücken in dem breiten, sumpfigen Flußthale zwischen beiden Orten wurden vom Feind zerstört und nur einzelne Stege zur Verbindung mit den auf das linke Sommeufer vorgeschobenen Postirungen stehen gelassen. Die Streitkräfte verstärkten sich allmählich in der Richtung auf Amiens, während sie in der auf Péronne merklich abnahmen. Dagegen wurden die nach Norden führenden Straßen frei gefunden. Die Fortsetzung einer feindlichen Offensive war daher mit großer Wahrscheinlichkeit an der Hallue in der Richtung auf Amiens zu erwarten. Ging der Feind aber nicht bald weiter vor, so mußte angegriffen werden, da durch eine Festsetzung desselben an der Hallue die Hauptkräfte der ersten Armee dauernd nach dieser Seite hin gefesselt geblieben wären, was bei der allgemeinen Kriegslage höchst ungünstig werden mußte. In größter Eile fand die Versammlung der verfügbaren Truppen auf Amiens statt. Die soeben hergestellte Eisenbahn vermochte wegen Mangels an Betriebsmaterial für die Heranführung aus Rouen nur Geringes zu leisten. Da der Feind am 22. December keine Miene zum Angriffe machte, seine Vortruppen aber zwischen der Hallue und Amiens stehen blieben, wurde auf deutscher Seite für den 23. der Angriff in der Front auf Corbie und Albert und gegen die rechte Flanke befohlen. Aus den hierzu getroffenen Dispositionen entwickelte sich die Schlacht an der Hallue.

Die Vortruppen des Feindes wurden leicht gegen den Bach zurückgeworfen; hier jedoch leistete der Feind in starker besetzter Stellung hartnäckigen Widerstand. Die an der Hallue befindlichen feindlichen Truppen gehörten dem zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Armeecorps an, von denen das erstere nach der Niederlage bei Amiens aus den dort geschlagenen Truppen und herangezogenen Verstärkungen unter dem Schutz der Nordfestungen zusammengestellt worden war. Als der General Faidherbe dann Anfangs December Kenntniß von der Bedrohung Le Havres durch die Deutschen erhielt, beschloß er deren Aufmerksamkeit durch den in einem früheren Heft behandelten Vorstoß auf Ham und La Fère abzulenken. Das erstere gelang; die Festung La Fère war jedoch durch Handstreich nicht wieder den Deutschen zu entreißen. Er hatte sich deshalb gegen Amiens gewendet und

war bereits bis auf zwei Meilen herangerückt, als er am 17. December Nachricht vom Anmarsch beträchtlicher Truppenmassen des Gegners erhielt und wieder über den Sommesfluß gegen die Hallue zurückging und dort sich in der günstigen Stellung befestigte. Es trafen daselbst noch Verstärkungen ein, so daß die nunmehr etwa 43,000 Mann und 82 Geschütze zählende Armee in zwei Corps zergliedert wurde.

Es gelang den Rheinländern nach und nach dem Feinde sämtliche im Thale der Hallue liegende Dörfer zu entreißen, bis auf den jenseitigen Höhenrand vermochten sie nicht vorzudringen und zur Umfassung des Flügels reichten die Kräfte nicht aus. Mit Einbruch der Dunkelheit versuchte Faidherbe einen Offensivstoß auf der ganzen durch die brennenden Dörfer hell beleuchteten Linie, wurde jedoch zurückgeworfen. Im Hinblick auf die große Stärke des Feindes war für den folgenden Tag ein defensives Verhalten und Befestigung der eigenen Stellung während der Nacht geboten. Am 24. December standen beide Armeen wiederum in Schlachtordnung einander gegenüber. Ein neuer Versuch der Franzosen, überflügelnd anzugreifen, wurde zurückgewiesen. Es trat Ruhe ein und gegen Abend deuteten die Bewegungen derselben auf den bevorstehenden Abzug. Für diesen Fall erhielt das achte Corps Befehl unmittelbar zur Verfolgung überzugehen. Der folgende Morgen brachte die erwartete Entscheidung. Der Feind, dessen Verluste in den Dorfgesechten erheblich waren, hatte unter dem Schutze der langen Nacht und mit Benützung der Eisenbahn seinen Rückzug angetreten und zwar, wie sich später ergab, über Bapaume bis hinter die Scarpelinie nach Douai. Die in ihrem inneren Halt noch wenig befestigten, auch gegen die strenge Kälte zum Theil nur ungenügend ausgerüsteten französischen Truppen waren durch den ungünstigen Verlauf des Kampfes in hohem Grade erschüttert worden.

Das rheinische Armeecorps und starke Cavallerie folgte in den nächsten Tagen über Bapaume und durchzog das Land, die von Rouen herangezogenen Bataillone lehrten dorthin zurück, die übrigen Truppen wurden nunmehr zur Einschließung von Péronne verwendet, welche kleine Festung als wichtiger Uebergang über die Somme in dem breiten Wiesenthal nicht länger in Feindeshand belassen werden durfte, nachdem die übrigen bis abwärts nach Amiens in deutschem Besitze waren.

Inzwischen hatten die Verhältnisse bei Rouen einen bedrohlicheren Charakter angenommen. Auf beiden Seineufern war ein Vorgehen des Feindes von Havre her bemerkbar. Da die Stadt zu unmittelbarer Vertheidigung ungeeignet war, so mußte diese weiter vorwärts erfolgen und auf beiden Ufern starke Verbände gesammelt werden. Zum Glück war die Eisenbahn nach Amiens und Gonesse hergestellt und die Vereinigung des ganzen ostpreussischen Corps an der unteren Seine wurde vom großen Hauptquartier ge-

nehmigt. Nur kleinere Zusammenstöße erfolgten hier, der bedeutendste war die Wegnahme des befestigten Schlosses Robert des Teufels am Sylvester des Jahres. Am gleichen Tage fand auch die Uebergabe von Mezières nach kurzer Beschießung statt und konnte nunmehr ein Theil des dort verwandten Belagerungsparkes für Péronne zur Verfügung gestellt werden. Mezières war bald nach der Schlacht von Sedan lange Zeit als neutral behandelt worden, um die Benutzung der dicht unter der Festung vorüberführenden Bahn für die Verwundeten und die gefangene Armee zu erreichen. Mit dem Fall der Festung gewannen nun die Deutschen eine zweite aus der Heimath in den Bereich der ersten Armee und der Einschließungstruppen von Paris führende Bahnlinie, welche allerdings erst nach Wiederherstellung einiger zerstörter Strecken in regelmäßige Benutzung genommen werden konnte.

Somit war im Norden ähnlich wie im Westen ein Zustand vorübergehender Ruhe eingetreten, welcher die Kräfte der Deutschen zu den letzten Entscheidungen zu sammeln gestattete. Im Süden sahen wir die Lage noch nicht geklärt, allein die Vertheilung der Streitkräfte auf die zu erwartenden Gefahren berechnet. Es bleibt noch zum Schluß der Stand der Feindseligkeiten vor der belagerten Hauptstadt bis zum Jahreschluß nachzuholen.

Der Ausgang der Schlacht bei Villiers am 2. December hatte in Verbindung mit den in jene Zeit fallenden Erfolgen an der Somme und Voire zunächst die Wirkung, daß die Einschließungsarmee vor Paris, abgesehen von unbedeutenden Berührungen, fürs erste unbehelligt blieb. Die Vertreibung der Pariser von ihrer vorgeschobenen Stellung auf dem Mont Avron war die nächste Aufgabe und sollte den Anfang der längst erwarteten Beschießung bilden.

Im Hinblick auf die politischen Verhältnisse und die gedrückte Stimmung in der Hauptstadt erschien es angezeigt, auch auf der Südfront den artilleristischen Angriff ins Werk zu setzen.

Mit Ablauf October standen 235 schwere Geschütze im Belagerungspark bereit und eine Anzahl Batterien war gebaut. Allein die Munitionsnachfuhr bedingte noch gewaltige Leistungen der Bahn, die zwar bis Chelles aus der Heimath heranzuführen, und der Fuhrwerke, welche die bereits in Nanteuil abgeladenen großen Bestände heranschleppen mußten; die um Paris aufgetriebenen Wagen eigneten sich wenig zu dieser Arbeit. Wenn nun auch die Pferde der Colonnen herangezogen und aus dem in Metz erbeuteten Heergeräth große Fuhrparks zusammengestellt wurden, so trat diese Entwicklung nur allmählich ein und in diesen elementaren Verhältnissen ist der Hauptgrund für die Verzögerung der Beschießung zu suchen.

Die Einschließungsarmee verblieb im Wesentlichen in ihren Stellungen. Die Truppen wurden zur Anfertigung des Strauchwerkes und zu anderen



Hülfsarbeiten verwendet, verstärkten die Vertheidigungsanlagen in ihren Abschnitten und verbesserten die Unterkunftsräume. Diese angespannte Thätigkeit übte bei dem bis Mitte December herrschenden Froste einen vortheilhaften Einfluß auf die Gesundheit der Mannschaften aus, welche der Witterung entsprechend bekleidet waren und deren Verpflegung durch die aus der Heimath zugesendeten reichlichen Spenden eine wohlthuende Abwechslung erhielt.

Die Pariser rechneten auf Entsatz von der Loire her und rüsteten von neuem die Truppen zum Ausfall. Mit besonderem Eifer wurde die Armee des Generals Ducrot neu gegliedert. Schon am 6. December sollte ein neuer Stoß versucht werden. Allein die Mittheilung über die Wiedereinnahme von Orléans bewog den Gouverneur Trochu nun zunächst einen Massenausfall behufs Verdrängung der Deutschen aus La Bourget zu unternehmen. Zu diesem Zweck wurde am 13. December, mit dem Eintritt milderer Witterung, deren belebender Einfluß auf die Kriegsthätigkeit der Franzosen bei jedem ähnlichen Anlaß sich zeigte, die Herstellung von Erdarbeiten auf der Nordfront begonnen, welche beim Ausfall als Stützpunkte dienen sollten. Dieser selbst fand am 21. December statt, doch die Vorbereitungen waren auf deutscher Seite nicht unbemerkt geblieben und am 19. brachten Ueberläufer Nachricht von einem bevorstehenden größeren Unternehmen. Als dann am Nachmittage des 20. von den längs der Einschließungslinie vertheilten Ausschauposten die Ansammlung bedeutender Truppenmassen im Norden der Stadt gemeldet, rüstete sich die Maasarmee zum Widerstand. Am Frühmorgen des nächsten Tages standen die Truppen demgemäß an den einzelnen Uebergängen der Wasserlinie, welche die nördliche Einschließung verstärkte, bereit. Sobald sich der Nebel vertheilt hatte, eröffneten die Franzosen ihr Feuer aus den Forts und den neu erbauten Zwischenbatterien, sowie aus gepanzerten Eisenbahnwagen, welche gegen Bourget vorgeschoben wurden. Die besten Truppen der Pariser, darunter die Marinesüßiliere, begannen den Angriff auf das Dorf und gewannen in verlustreichem Häuserkampf langsam Boden, vermochten jedoch nicht die große Glasfabrik am Südausgang zu nehmen. Dagegen gelang es von Norden, also im Rücken der schwachen Vorpostenabtheilung, welche allein in Bourget stand, vorzudringen, und gleichzeitig gingen Colonnen zu beiden Seiten des senkrecht zur Einschließung gerichteten lang gestreckten Ortes gegen die Einschließungslinie vor. Aus diesem Grunde kam die Meldung von dem schon während der Dunkelheit begonnenen Angriff erst sehr spät nach rückwärts und bei der ungünstigen Windrichtung wurde von dort aus der Kampf spät bemerkt. Es war daher bereits 9 Uhr, als die ersten Unterstützungen eintrafen, mit deren Hülfe es bis zum Nachmittage gelang, das Dorf vom Feind wieder zu säubern. Auf den übrigen Puncten, so auch im Marnethal, scheiterte der Ausfall vollstän-

dig, bei dessen Abweisung zeichnete sich die Gardeartillerie besonders aus, indem sie über die Inundation auf nahe Entfernung gegen die feindlichen Batterien vorging.

Die Ausfallarmee verblieb Nachts außerhalb der Mauern, die Maasarmee war daher auf erneute Angriffe gefaßt, doch wurde nur im Marnethal der Versuch ohne Erfolg wiederholt. An den folgenden Tagen lagerten die feindlichen Massen in ihren Stellungen und erst am 24. wurde ein allmählicher Abzug beobachtet, so daß bis dahin auch bei der Maasarmee vollständige Bereitschaft nöthig blieb.

Es scheint, als ob es den Franzosen an der nöthigen Kraft zu der von den Führern beabsichtigten Fortsetzung der Angriffe gebrach. Der Grad ihres Kampfmuthes wird am besten erläutert dadurch, daß der Feind anfing gegen das offene, von wenigen Compagnien ohne Artillerie vertheidigte und unter dem wirksamen Feuer der Forts belegene Dorf Le Bourget mit der Sappe vorzugehen. Mehrere Bataillone, geschützt durch stärkere dahinter stehende Truppenmassen, arbeiteten Tag und Nacht an der Aushebung von Parallelen und Geschützständen und schufen so „ein eigenthümliches Gemisch von Vertheidigungs- und Angriffswerken“. Am 26. December stellte der Feind diese Arbeiten plötzlich ein. Die Veranlassung hierzu wird man in der seit einigen Tagen eingetretenen ungewöhnlichen Kälte finden dürfen, unter der die mangelhaft untergebrachten und bekleideten französischen Truppen empfindlich litten. Eine Illustration dieser Zustände gab im vorjährigen Pariser Salon ein Bild von dem außerordentlich fähigen Kriegsmaler De Neuville, der unter mehreren Scenen aus den Kämpfen um Le Bourget auch ein Bivouak der Franzosen in den Laufgräben, dabei auch eine eigenthümliche Bekleidung, einen Brustpanzer aus flockigem Schafsfell, darstellte. Welchen Eindruck der Winterdienst den Bewohnern einer milderen Zone bereitete, ist mehrfach klar geworden. Die ausgeführten und mit Geschütz ausgerüsteten Werke blieben stark besetzt, wenngleich sie schon durch die Belagerungsartillerie der Deutschen, welche nicht minder von der Kälte zu leiden hatten, ohne jedoch an Leistungsfähigkeit einzubüßen, ernstlich bedroht erschienen!

Der oben erwähnte Mont Avront wurde nämlich am 30. von den Franzosen geräumt gefunden und die bisher gegen diesen verwendeten Geschütze konnten nunmehr zur Bekämpfung der Nordseite schreiten. Mit den ersten Tagen des neuen Jahres standen alsdann auch fast hundert schwere Geschütze bereit, von Süden her das Feuer gegen die französische Hauptstadt zu eröffnen.

Hiermit schließt das Heft ab, dessen Darstellungsweise, wie schon eine Reihe der vorhergehenden gethan, eine weit gedrängtere Form erwählt, als die ursprüngliche Anlage des Werkes bedingt hätte. Im Sinn einer schleu-

nigen Durchführung der großen Arbeit ist dies nur erwünscht, wenngleich der Charakter der Chronik, die auch die Leistungen Einzelner aufzeichnet, dadurch verloren ging. Hier ist zweckmäßig die stetig anwachsende Literatur der Geschichte einzelner Truppentheile eingetreten, welche eine wesentliche Bedeutung für die Erhaltung der kriegerischen Tradition innerhalb der einzelnen Regimenter gewonnen hat. Der Verlag von Mittler hat ein unleugbares Verdienst in der Erleichterung dieser Arbeiten, welchen er die Platten seiner bisher den Werken beigelegten Platten zur Verfügung stellt. Dies bietet einen Anlaß, eine wenig löbliche Sparsamkeit zu rügen, welche bereits bei mehreren Hefen des Generalstabswerkes hervorgetreten. Eine Reihe an sich vorzüglich in Holz geschnittener Karten sind den Blättern derart einverleibt, daß die Rückseite den Text weiterführt. Das Durchscheinen beider Drücke macht einen widerwärtigen Eindruck und die Billigung dieses Verfahrens bei einem monumentalen Werke durch den Autor ist erstaunlich, welcher einen bedeutenden Reinertrag schon längst zu einer wissenschaftlichen Stiftung gestalten dürfte. Das ist wirklich preussische Sparsamkeit.

### Bewegungen auf dem Gebiete der Münzpolitik.

Es versteht sich wohl von selbst, daß in unserer realistischen Zeit die Münzfrage nie ganz zur Ruhe kommt. Selbst Culturkampf und Darwinismus, so stark sie die Seelen ergreifen mögen, verhindern es nicht, daß sehr weltliche Fragen nach der besten Geldwirthschaft und nach ähnlichem die weitesten Kreise beschäftigen. Selbst die frömmsten katholischen Gegenden horchen auf, wenn irgendwo in Belgien oder England oder Amerika ein neuer Schwindler sich anheischig macht, eine „katholische“ Bank nach bekanntem Recept zu gründen, oder wenn sich eine Aussicht zeigt, daß der „lateinische Münzverein“, den 1865 vorzugsweise romanische Staaten geschlossen haben, sich erweitert und so die Macht der katholischen Welt sich auf so moderne Weise etwas verstärkt. So greift ja alles ineinander.

Dieser lateinische Münzbund verdient es denn auch wohl, daß wir ihn zuerst ins Auge fassen. Jeder weiß, daß die politische Uebermacht Frankreichs ihn geschaffen hat und daß eben dieselbe auch nahe daran war, im Jahre 1867 den *type français* zum Typus einer Weltmünze zu machen. Es ist nicht gelungen, weil man in England widerstrebte und weil auch in Frankreich selbst sich Bedenken erhoben, die Bedingung anzunehmen, unter der allein eine Weltmünze möglich war, nämlich die Bedingung, die Doppelwährung aufzugeben. So ist es denn beim lateinischen Münzbunde geblieben. Freilich wir wissen, was aus ihm geworden ist. Er hatte den *étalon double*, und

hat jetzt den *étalon boiteux*. Die Begründer der Doppelwährung in Frankreich hatten nicht die alberne Meinung, daß das von ihnen festgesetzte Verhältniß zwischen Gold und Silber ( $15\frac{1}{2} : 1$ ) immer bleiben müßte. Sie behielten sich vor, es zu ändern, wenn die Verhältnisse des Welthandels anders würden. Wie widerwärtig nun auch solche gesetzliche Aenderungen sein mögen und wie sehr sie gegen alle Doppelwährung sprechen, die Urheber der französischen Münzordnung retteten wenigstens den Ruf, daß ihnen der gesunde Menschenverstand nicht fehle. Schon damals, als Napoleon I. meinte, auch in Geldsachen könne der Staat alles was er wolle, bewahrten jene Männer eine richtigere Vorstellung von dem Verkehr und vergaßen nicht seine internationale Natur. Später allerdings machte man aus der Noth eine Tugend und besonders Wolowsky, der nun auch todt ist, brachte es weit in der Predigt der Tugenden, welche die Doppelwährung des lateinischen Münzbundes an sich habe. Seine Predigt fand nur wenig Glauben. Wären nicht das Haus Rothschild und die Bank von Frankreich gewesen, sowie ähnliche große Finanzinstitute, die auch bedeutenden politischen Einfluß besaßen, so wäre die Doppelwährung schon vor 1870 verlassen worden. Was die Praxis seither darüber gelehrt hat, ist bald gesagt. Die Doppelwährung ist factisch beseitigt. Denn es gehört doch wohl zu den selbstverständlichen Einrichtungen derselben, daß jeder nach seiner Wahl in die öffentliche Münze Gold oder Silber zur Prägung bringen kann, wenn er nur die gesetzlichen Bedingungen erfüllt. Diese Bestimmung ist bekanntlich im lateinischen Münzverein aufgehoben, man kann nur noch Gold ausprägen lassen, nicht aber Silber. So ist also die Herrlichkeit zu Ende. Selbst mächtige Regierungen vermögen, wie sich zeigt, nichts wider die Natur der Dinge. Man konnte auf dem Weltmarkt für ein Pfund Gold  $18\frac{1}{2}$  Pfund Silber kaufen, in dem lateinischen Münzverein nur  $15\frac{1}{2}$  Pfund. Natürlich drängte sich das entwerthete Silber massenhaft an die Münze, während das Gold auswanderte. Die Regierungen wollten das bei all ihrer Liebe zur Doppelwährung doch nicht ruhig mit ansehen und verschlossen die Prägungsanstalten dem Silber, zuerst theilweise, zuletzt ganz, natürlich mit Ausnahme der von der Behörde selbst veranstalteten Ausprägung von kleinen unterwerthigen Silberscheidemünzen, die bei der Sache nicht in Betracht kommen. Und doch kamen sie schließlich in Betracht und zwar wegen Italiens. Denn in diesem Lande konnte sich bei der ungeheuern Production von Papiergeld nicht blos das Gold und das vollwerthige Silber nicht mehr halten, auch das unterwerthige Silber von 2 Francs bis zu 20 Centimes floß nach der Schweiz, nach Frankreich und Belgien über, die nun etwa 100 Millionen Francs in unterwerthigen kleinen Münzen mehr besaßen, als sein durfte. Nun hat der italienische Staat sich zu einer Convention verstehen müssen, gemäß der er die von den anderen

Ländern gesammelten und von der französischen Bank ihm präsentirten kleinen Silbermünzen wieder ankaufen muß, und um sie festzuhalten, muß er das kleine Papiergeld unter 5 Francs vernichten. Natürlich nach und nach, 30 Millionen bis Ende 1880, 23,3 Millionen im Jahre 1881, 23,3 Millionen im Jahre 1882 und den Rest im Jahre 1884. Vielleicht daß das gelingt, und daß wenigstens der kleine Verkehr wieder in Ordnung kommt. Aber die Doppelwährung ist damit noch nicht in besserer Lage. Um so spaßhafter ist es, daß sie jetzt von einem französischen Finanzconsortium auch der Türkei anempfohlen wird. Man will diesen unglücklichen Staat zu einem Anschluß an die lateinische Münzunion treiben, wie man es mit Rumänien und Griechenland gemacht hat. Das Wahrscheinlichste ist, daß der Sultan sich dadurch, auf dem Wege einer so beliebten Münzverschlechterung, eine kleine pecuniäre Hentersfrist verschaffen will. „Die Vortheile, so heißt es, welche die Pforte von dem eventuellen Uebergange zu der neuen Valuta erwartet, nehmen überwiegend nicht nur auf die Erleichterung späterer Anlehen in Folge der Identifizirung der hiesigen Valuta mit derjenigen der romanischen Staaten Bezug, sondern auch auf einen anderweitigen Gewinn, der sich für den osmanischen Staatsschatz aus der Umprägung selber ergeben soll und den man auf 2 bis 3 Millionen türkische Pfunde berechnet.“ Das ist schon etwas für den verschuldeten Staat des kranken Mannes.

Eine Zeit lang schien es, als solle die Doppelwährung im großartigsten Stile die Welt erobern. Wir haben in dieser Wochenschrift schon erzählt, wie der rührige „Bimetallist“ Cernuschi von Amerika aus benutzt werden sollte, um ein Einverständnis aller abendländischen Regierungen herbeizuführen über ein gesetzliches Werthverhältniß zwischen Gold und Silber. Man sah natürlich, daß dieses Problem zu lösen bisher nicht gelungen war, die lateinische Münzvereinigung war dazu nicht mächtig genug, aber man durfte hoffen, daß der Beitritt von England, Deutschland, Rußland etc. das Unmögliche möglich machen würde. Aber es ist aus der Sache nichts geworden. Amerika hat in der bedenklichen Weise, die wir früher geschildert haben, angefangen, Silberdollars dem Gold an die Seite zu stellen, aber das Publicum widerstrebt dem. Von 35 Millionen Dollars sind nur 6 Millionen für den Umlauf bestimmt, viel weniger ist wirklich in Umlauf gebracht. Man weiß nur zu genau, daß wenn beide Metalle in diesem Werthverhältniß (16 : 1) wirklich erst gleichen Spielraum haben, das Gold auswandert, denn bei der Doppelwährung bleibt immer das schlechteste Metall im Lande zurück. Der Schatzsecretär Sherman, der sich schon lange mit Münzangelegenheiten eingehend beschäftigt hat, hat neulich in seiner Rede ausgeführt, daß er nur dann eine unbeschränkte Silberausprägung in Amerika befürworten könne, wenn eine internationale Festsetzung über den Preis des Silbergeldes sich

erreichen ließe. Ob dies heißen soll, diese unbeschränkte Silberprägung sei daher aufzugeben, weil ja das gewünschte Einverständnis nicht zu Stande gekommen ist, oder ob es heißen soll, der Versuch werde nächstens besser gelingen und ein internationales Uebereinkommen (1 : 15 $\frac{1}{2}$  oder 1 : 16 oder sonstwie) sei immer noch zu erwarten, das ist aus dem Telegramm nicht zu ersehen. Das erstere ist uns wahrscheinlicher. Amerika hat schon so viel in Münzsachen zu seinem Schaden experimentirt, daß es nicht leicht ohne die größten Garantien allein mit der Doppelwährung vorangehen wird.

An die Doppelwährung knüpfen sich auch am besten die wenigen Bemerkungen, welche die deutschen Münzangelegenheiten betreffen. Am 19. Juni wurde die Reichsregierung von Delbrück, Bamberger u. interpellirt, ob eine Aenderung in der Münzgesetzgebung Deutschlands beabsichtigt werde. Es waren nämlich in englischen Kreisen mehrere Stimmen laut geworden, anscheinend wohl unterrichtete, die zweierlei behaupteten, einmal die Reichsregierung habe beschlossen, ihr überflüssiges Silber nicht mehr zu verkaufen, sodann dieser Beschluß ruhe auf dem andern, nicht die reine Goldwährung, sondern die Doppelwährung in Deutschland zur gesetzlichen Währung zu machen. Die Interpellation der genannten Herren, welche bekanntlich die Hauptförderer der deutschen Münzreform gewesen sind, kam dem Reichskanzler Fürst Bismarck sehr ungelegen, nicht bloß weil so Zeit verloren wurde mit Verhandlungen, die noch keine sachliche Auskunft zuließen, sondern auch weil persönliche Beziehungen ins Spiel kamen, die noch nicht ganz klar geworden sind. So viel ergab sich, daß ein bestimmter Entschluß, die deutsche Münzgesetzgebung zu ändern, amtlich noch nicht besprochen worden ist, daß aber die ehemalige Zuversicht der Goldwährung bei der Reichsregierung auch nicht mehr vorhanden ist. Was man schon lange ahnte, daß der Bankpräsident von Dechend mit seiner Vorliebe für die Doppelwährung (oder Silberwährung?) mehr Einfluß auf die Reichsmünzpolitik gewonnen habe, schien sich zu bestätigen durch die von ihm gehaltene Rede zur Vertheidigung der Sistirung der deutschen Silberverkäufe. Diese Sistirung wurde als provisorische Maßregel von Niemand gemißbilligt. Die Preise des Silbers waren in London sehr gedrückt, meist unter 50 p., so daß die Verluste für Deutschland groß waren. Nun hatten sanguinische Menschen versichert, nur das Angebot deutschen Silbers habe die Preise so gedrückt; wenn man dieses Angebot suspendire, werde sofort eine namhafte Erhöhung des Preises eintreten. In der That ging der Preis bis 52 hinauf, aber auch diese keineswegs bedeutende Besserung erfolgte nur darum, weil man glauben machte, die deutsche Maßregel sei eine definitive und das Silber werde in Deutschland wieder eine bleibende Stätte haben. Als dieser Glaube durch die Reichstagsverhandlungen erschüttert wurde, ging der Preis wieder herunter. Und es ist geradezu

räthselhaft, warum man nicht schon lange gesehen hatte, daß bei der so großen Silberproduction Amerikas, bei der geringen Aussicht auf großen Silberverbrauch der amerikanischen Münze sich das Silber durch die Suspension der deutschen Verkäufe nicht beträchtlich bessern könnte. Es würde noch tiefer heruntergegangen sein, wenn nicht Indien und China wieder mehr Silber in nächster Zeit von hier aus beziehen müßten.

Was übrigens bei Gelegenheit der Reichstagsverhandlungen über Währung und Münzpolitik gesagt und in den Blättern gedruckt wurde, zeigt, wie schwierig die Sache für den Laien ist.

Interessant waren die Angaben des Bankpräsidenten über die Kosten der Münzreform und über den in Deutschland noch vorhandenen Silbervorrath. Die erstere Rechnung freilich war dadurch sehr unrichtig geworden, daß der Münzgewinn bei der Ausprägung der neuen Silbermünzen, etwa 41½ Millionen Mark, nicht berücksichtigt worden war. Der Reichsanzeiger vertheidigte das zwar, weil der innere Werth dieser Silbermünzen derselbe geblieben und der Gewinn also nicht vorhanden sei. Aber wir sprechen ja nicht von Metaphysik, sondern von ganz reellen Dingen. Das Reich hat diesen Gewinn wirklich gehabt, wie die Rechnung zeigt und er muß darum auch berücksichtigt werden. Uebrigens kann man bei der Höhe der Kosten nicht umhin zu bemerken, daß sie nicht diese Höhe erreicht haben würden, wenn man vor fünf Jahren schneller vorgegangen und nach dem Vorschlage von Augspurg und Bamberger zu diesem Behufe Münzscheine ausgegeben hätte. Damals war das Silber noch wenig im Preise gesunken, und wir wären bei rascher Ausbeutung dieses Verhältnisses jetzt längst im vollen Besiz der Goldwährung, wie wir es jetzt noch nicht sind. Denn nach den Zahlen des Bankpräsidenten sind noch etwa 470 Millionen Mark in Silber vorhanden, von denen schon über 305 Millionen in der Reichsbank liegen. Das sind Summen, die über Soetbeers Berechnungen hinausgehen. Wir werden also noch Schwierigkeiten genug zu besiegen haben. Aber sie dürfen nicht die thörichte Meinung aufkommen lassen, wir seien auf falscher Fährte mit unserer Reform und müßten zur Doppelwährung übergehen. Es sind nur Pfscher, die so etwas rathen. Die Münzgeschichte und die Theorie ist für uns. Wir wollen, wenn die alte Krankheit den besten Mitteln der Arzneikunst nicht gleich gewichen ist, darum noch lange nicht nach Revelaer oder Marpingen laufen.

---

### Der Teufelskraz oder Hexenmal.

Das Bild, das ich jetzt aufrolle, stellt eine unheimliche nächtliche Landschaft des alten Volkslebens dar. Wir meinen die Zeit des epidemischen

Hexenglaubens, der Teufelsbündnisse. Bei diesen letzteren kam Blutmischung vor, wie sie bei Eiden und Bündnissen uralt und als weitverbreitet bekannt ist. Neben der blutigen Unterschrift des Teufelsopfers kommt aber auch das anamali oder Teufelszeichen vor. Dieses Stigma kannte man in Deutschland lange bevor die Hexen verbrannt wurden. Der Teufel drückt dem Leibe seiner Opfer ein Zeichen ein, dessen Stelle fortan unempfindlich ist. Das Zeicheneindrücken als Eigenthumsmerkmal ist ja etwas Gewöhnliches, so macht es der Schafbesitzer, der Viehhändler, aber daß diese Zeichenstelle nicht mehr organisches Leben wie der übrige Leib hat, man mag dreinstechen oder es brennen, das ist teuflisch, kann auch dichterisch nicht wie Blutschrift verwerthet werden.

Der berühmte Prediger Berthold von Regensburg im dreizehnten Jahrhundert sagt vom Teufel: „Froh machen ihn alle, die in Hauptsünden fallen, da mahlt er gleich sein Zeichen an sie, und will Ehre davon haben, daß sie seinen Schild führen.“ Unsere Hauptautorität für den älteren Aberglauben am Oberrhein und Elsaß, Barthol. Anhorn, Pfarrer der evang. Kirchen und Gemeind Bischofszell (Magiologia, Basel 1674), sagt von diesen Zeichen, „der Teufel mache sie selber den mit ihm in Bund getretenen in den Leib. Die Gestalt der Zauberzeichen sollen sein wie Hasen- oder Rayenpfoten, wie Krottenhänd, wie schwarze Hund oder sonst nur einfaltige schwarze oder blaue Maasen.“ „Diese vom Teufel den Zauberern und Hexen auf- und eingetruckte Zeichen sollen, wie man schreibt, ganz unempfindlich seyn, also daß wann man gleich eine Nadeln tieff in dieselbigen hineinsteckt, doch weder Blut herausfließet noch einige Empfindlichkeit an denselben verspürt.“

Das Pfizer-Plaziische ärgerliche Leben und schreckliche Ende Dr. J. Faustii (Nürnberg 1695) enthält bekanntlich viele Belehrungen und Nachweise zum alten Faustbuche. Da hören wir denn auch, „wenn etwan der Teufel besorget, es möchte der Mensch als ein Bundsgenöß wiederwendig werden und von ihm abfallen, so macht er ihm ein Stigma oder Merkmal an den Leib, ihn damit dieses Bundes und des versprochenen Dienstes stets zu erinnern und zur Beständigkeit anzumahnen; und solches Merkmal pfleget er ihm zu machen, entweder an oder hinter den Ohren oder wo er sonsten will, zwischen den Leffzen oder unter den Augbrauen oder auf der rechten Achsel oder unter der Achsel oder an der Brust oder auf dem Rücken oder Hüften oder heimlichen Dertern, welches Merkzeichen sich findet, wenn man ihn ausziehet. Und ist der Ort da dieses Merkzeichen ist ein wenig erhaben und wegen der Narben etwas hügelicht, auch ganz ohne Blut und unempfindlich, daß ein solcher Mensch daran nichts fühlet, wenn gleich mit Nadeln dreingestochen wird.“ „Die Richter, behauptet Bodinus (deutsch von Fischart) werden dieser Mäler gemeinlich gewahr, seien sie auch gar wol verborgen, diese Amäler,“



wie es da heißt. „Advocat Aubert vom Parlament aus Poitiers hat mir erzählt (Bodinus), daß er einer Instruktion eines beklagten Zauberers, so ein Schmid zu Chasteau Thiery gewesen, beigewohnt, da hab er denselbigen auf der rechten Achsel gezeichnet befunden, aber des folgenden Tags habe ihm der Teufel das Malzeichen aus- oder abgethan gehabt.“ Des Königs Procurator Claudi Dessay zu Ripemont habe gelegentlich des Processus der Hexe Johanna Herwilerin deren Gemerk oder Kundzeichen gesehen, des folgenden Tages habe auch das der Teufel weggenommen. Einer, gen. Trei Leyter, war schon zum Tode verurtheilt und hatte seine Hinrichtung zu gewärtigen; er erhielt Begnadigung zugesagt, wenn er seine Mitschuldigen und Gesellen angeben würde, sofern man ihn in die Versammlung brächte. Er erkannte die alsbald, wie er sie auf dem Hexensabbat gesehen habe, die sonst ein sonderlich Gemerk, welches sie unter sich selber wissen zu erkennen, an ihnen hatten. Um seiner Sache mehr Kraft zu geben, behauptete er unverholen, seine zahlreiche Zaubergesellen wären wie eine Herde Viehes gezeichnet und daß man das Gemerk finde, wenn man sie nackend ausziehe. Man befand es auch in der That, denn sie waren gleichsam wie mit einem Hasentäplein gezeichnet und dasselb Ort war unempfindlich, wann man sie schon an den gemerkten End bis aufs Bein sollte stechen. Im alten Köln hießen die Stigmata Diaboli Teufelstrah. Sie wurden von gesunder Denkenden als Eindrücke in Folge von Krankheiten, von zu starker Einbildung der schwangeren Frauen angesehen, wo es ja oft nachgewiesen werden kann. Ein älterer französischer Richter machte folgende Beobachtungen (16., 17. Jahrhundert). Eine Einwohnerin von Siboro, Maria von Kalde, sagte aus, sie habe oft ein glühendes Eisen zu den dem Teufel übergebenen Kindern tragen sehen, ob es der Teufel selbst gebrandtzeichnet oder ob ers durch einen Helfershelfer getan, könne sie nicht sagen. „Solches haben wir,“ fügt der Jurist bei, „aus anderer kundtschaft, die es selbst gesehen, anderwärts erfahren.“ Francine Broqueiron aus der Pfarr D'Amou bekannte, daß sie sich über 50 Jahre dem Zaubereilaster ergeben hätte, sie sein unzähligemal auf dem Hexensabbat mitgewesen, befand sich bezeichnet auf der linken Schultern, sagte aber aus, sie wüßte nicht recht obs der Teufel selbst oder Maria de Bourdesoles, die sie zuerst zum Hexentanz anführte, solches Zeichen ihr eingedruckt. Ein Apostem oder Geschwer zeigte sich da das 4 Monate lang alltäglich floß. Noch nach 50 Jahren beim Verhöre 1613 den 8. Febr. in der Kammer de la Tournelle beim Parlament in Bordeaux schmerzte die Teufelstrake gewaltig. — Einsmal meldete sich eine Jungfer bei denselben Richtern mit der Denunziation: im ersten Anschauen erkenne sie alle Zauberer und Zauberinnen an einem dem Krotensfuß gleichförmigen Zeichen, das alle Zauberer de Biar-

rix in ihren linken Augen tragen sollten. Eine Frau wird vor dieselben Richter citirt die eben ein peinliches Verhör abhielten, weil sie denunzierte, daß die eben vorgenommenen Frauen oder Zauberinnen einen Teufel auf der linken Schulter trügen, was sich nachher als nichtig herausstellte. Derselbe Richter konnte sich auch folgendes sichere (!) Urtheil bilden: Die vornehmsten Trutten und Hexen kennen einander unter sich. Führt man viele zur Gerichtstätte, so sagen andere vor aller Welt offen aus, welche bekennen und welche nicht bekennen. Ja welche sich sogar die Eingeweide ausreißen lassen, ehe sie bekennen; so z. B. hatte eine letzterer Zal 2 Teufel auf ihren beiden Achseln, welche sie immer anstießen und nicht zu bekennen anreizten. In Bayonne hatte das Gericht ein 17jähriges Mädchen Morguy auf Anrathen der Geistlichkeit des Kirchspiels herangezogen um zu denunzieren, da sie früher von einer Zauberin öfters mit zum Sabbat geführt aber doch wieder zum Guten belehrt war. Diese kannte die jüngere Welt ihres Geschlechtes die verzaubert und also auch gekennzeichnet war. Dazu ward ein in der Stadt domizilirender Bader, auch eine vortreffliche Aquisition, genommen, weil er gute Rundschaft in der Häusern hatte. Um ihm alle menschlichen Gelüste bei seinen Malzeichen an den jungen Geschöpfen zu ertöten, sind ihm halb verkadaverte Leiber zum Absuchen gegeben worden. Das Mädchen selbst stach den Eingezogenen eine lange Nadel in das Centrum des Zeichens das bald klein, bald groß, ja bald so klein war als die Nadelspitze und die betreffende seufzte und klagte nicht. Der Barbier verband andern die Augen und sieh, wenn er seine Procebur anheben wollte, da wußten die armen Opfer sich oft gegenseitig die Merkstätten auszustragen, daß man kaum etwas sah. Ganz austragen konnten sie's nie und an die noch unterscheidbare Stelle setzte der Barbier die Nadel ein und sie spürten nichts. „In der linken Hand hatte er eine Stecknadel und stellte sich als wollte er mit derselben Kopf in vielen Derteren, welche sie mit verbundenen Augen nicht sehen konnte, zu stechen. In der rechten Hand aber hatte er eine andere Steck- oder Nähnadel und wenn er die Zauberin mit dem Kopf der Stecknadel an vielen Dertern des Leibes anrührte, so zitterte und beklagte sie sich so kunstreich als wenn sie einen großen Schmerzen gelitten hätte; nichts destoweniger aber wenn sie mit der scharfen Spizen der Steck- oder Nähnadeln in das Zauberzeichen bis aufs Gebein getroffen ward, sprach sie kein Wort. Diese Prob ist gemacht ganz klärllich durch den Herrn von Grammont, Gouverneur von Bayonne und des Landes von Laburt in Gegenwart des Herrn Vasselas und seiner Frauen, welche zu dieser Zeit wie ein Ambassadeur in Hispanien reisete und eine lange Nähnadel in den Arm einer Zauberin Jannette de Belloc so tief hineinstach, daß die ganze Gesellschaft und er selbstn darob ein Mitleiden schöpfte, wiewohl der Ort,

welchen dieses Brandtmal ergriffen zumahle unempfindlich und ohne Schmerzen gewesen.“

Nun kam es darauf an, ob die Richter, Aerzte nicht auf das Blutfließen in Folge der spigen Stacheln, Pfriemen, Nadeln hin die Schuld oder Unschuld constatieren konnten. Erstens: ist die Nadel nicht blutig? Zweitens: läuft kein Tropfen Blut aus der Stichwunde? Allerdings sei es vorgekommen, daß man manchmal Blut sah, aber zum großen Theile sei es nicht der Fall gewesen. Diese krankhaft angesteckte Zeit, mit ihren Richtern obenan, begriff aber die Wahrheit nicht: wer einmal zur Untersuchung eingeliefert war, der mußte schuldig sein, fand man kein Malzeichen, so hats der Teufel eben weggekrakt! Andere wiesen noch Malzeichen, hatten aber längst dem Bunde entsagt: spürten sie früher die Stiche nicht, so spürten sie's jetzt. Das glaubten die französischen Richter, das glaubte selbst Del-Rio. In Bordeaux zogen sie einst einen Knaben ein, der sich zu einem „Beerwolf gegen Coutras“ gemacht, thaten ihm einen rothen Rock an und überlieferten ihn dem dortigen Barfüßerkloster. Beim Prozesse hatte er noch ein unempfindliches Teufelsmal, nachher, da er der Zauberei abgesagt, hatte er Empfindung an der Stelle, und das Zeichen war weg! Ja dieses Zeichen sei oft während der Untersuchung geschwunden. Statt über das Elend zu klagen, das wie ein dichter Nebel auf jener Zeit lag, und es medicinisch, juridisch und vielleicht mythologisch zu erklären — es gehört zum Hexenwesen selbst — wollen wir noch etwelche Verirrungen aufzählen und hierin einer Kölner Dissertation von 1629 folgen, die ihre Angaben einem französischen Richter Pierre de Lancre entnimmt. Eine Zauberin führte zweiundzwanzig Kinder zum Sabbath (Saburt), sie schworen Gott ab und dem Leidigen zu und erhielten die Stigmata. „Wer hat diese jungen Kinder gemerckzeichnet, wer hat ihnen offenbaret, daß sie mit dergleichen Brandtzeichen gemahlet, vnnnd von anderen vnterschieden? Wiewoll ich gestehen muß, daß die bezeichnete Zauberinnen selbstèn, sich dessen bißweilen nicht zuerinneren wissen. Die Herren der großen Cammer, wie dann auch die Herren de la Tournelle lieffen mich hiebevoren etliche mahl forderen, vmb mit mir sich einiger Puncten von der Zauberey, waß ich davon in vnseren proceduren durch die erfahrung erlernet, zu vnterreden; den 3. Septembris Anno 1610 wardt ich beruffen ob ich durch besichtigung daß Zauberzeichen im linden Auge einer jungen Tochter von 17. jaren erkennen lönte? Vnnnd siehe, ich erkante es alßbaldt im eintritt in die Cammer vnd vermerckte es in ihrem linden Auge, weil es etwas scheel, verwirret-wilbt, vnd mehr grausamer war, wede das ander; Man hat darin gesehen vnd befunden ein kleines Wölklein, welches einem Krötenfuß gar einlich war, in massen dann die Tochter runde auß belante, daß ihre Mutter sie, vmb Gott daselbst abzusagen vnd von dem Sathan das Zeichen

mit dessen Horn ins linker Auge, also zuempfangen auff den Sabbath were verführet worden, gestalt auch solches als die Mutter auff demselben Saal, selbigen lasters halber bezichtigt und angeklaget wardt, keins wegs verabredete.

Ist derowegen schließlich eine unfehlbare ja keine gewissere prob und anzeige der Zauberey, als wan die beklagte Mutter ire Kinder zu Hexentantz vn Sabbath angeführet, und dieselbe mit vnempfindtlichen zeichen angemahlet sich befinden.

Sechs Kindere haben vns vermeldet, waß massen sie durch eine eingezogene Zauberin von Vrronge mit nahmen Marissans de Tartas, wie dann auch von einem Schulmeister und selbigen Dorffs Schultheissen, (welcher unsere ankunfft vernemmende, von dannen geflohen, und sich in vnter Navarren begeben hatte) offtmahlen zum Tanze wehren verleitet worden; In angestelter Confrontirung haben fünff vnter beurten Kinderen einhellig auff gedachte Zauberinne beandt (sintemahl das sechste von obgesagten Schultheissen vn Schulmeister war verführet worden,) daß sie nemblich nach die nechst vergangne nacht auff den benachbarten Berg de la Rhune, und in der wiederkunfft zu der Gesellschaft des sechsten verführet, und alda etwan in einem Heuselein miteinander alle sechs von dem Schulmeister wehren gestrichen und gegeißlet worden, welches vor erwehnte Kindere sampt vnnnd sonders mit einhelliger stimm zumahl deut- und verstendiglich erzehlten.

Vnd ob woll wir jnen vorhielten, daß solches vns nach unserer meinung vast vnmöglich zu sein bedunckte, dieweil sie gesendlich angenommen, haben sie dennoch darauff alle einmühtiglich bestanden, in massen wir auch an alle den anderen Kindern, welche durch die auß anderen Kirspelen bürtige und gleichfalß gesendlich angenommene Zauberer verführet waren, daß sie dermassen hart und schendtlich gegeißlet worden, das das blutt hervorgeflossen und sich die Wlahlzeichen der geißelung ungesehrt wie ein Finger groß an ihnen befunden hetten, derowegen wir solches haben versuchen wollen, in meinung dieselbe lügen zu straffen darauff sie alle einhelliglich vorgewandt, waß gestalt sie sich sembtlich mit einem gewissen Wasser, welches die masen vnnnd streimen der Geißelung weggenommen, hinterwartz gerieben hette. Wir haben nichts destoweniger an ihren Merckmahlen, damit sie bezeichnet waren gefunden, höreten vieler Mutter wehklagen in anhören menniglichs, welche mit selbigen unglück an ihren Kinderen seindt heimgesucht, also daß sie in mangel und bey entstehung anderer mittel, damit ihre Kinder vor obertragung auff den Sabbath mögten befreyet sein, dieselbe des nachts ober in den Kirchen zuverschliessen und auffzuhalten sein genottrengt worden.

Ich will nicht vergessen, daß ich eine Zauberinne von Macaye Bürtig, so den 12. Julij. An. 1610 verbrandt worden, gesehen habe, welche drey

Zeichen hatte, vñnd zwar bekante, daß sie drey-mahl auff dem Sabbath, wiewol nicht in Person, sondern in einer Figur gewesen were, vnangesehen neun zeugen ohn einige widersprechung vestiglich darauff bestunden, daß sie dieselbe vnzehlich vielmahlen darauff gesehen hätten. In summa es will der Sathan hiemit vnseren lieben Herzen imitiren vñnd nachaffen, welcher als von dem Heiligen Apostel Petro drey-mahl war verleugnet, durch so viel öffentliche bekandtnussen desselben hat wollen versöhnet sein; Ebner gestalt, wenn der leidige Teuffel vernimbt, daß etliche Zauberinnen auff dem wege sein ihnen zuverlassen, leisset er sie Gott absagen, vñnd ist nicht zu frieden mit der erster anbethung, sondern so offt sie zum Sabbath erscheinen, müssen sie jme dergleichen ehrerpietung bezeigen, vnangesehen solches bey denen, welche er in seiner erkandtnuß vñnd diensten bestendiglich zuverharren erachtet, vnvor-nohten ist.

Aber dieses ist nicht dergestalt sicher vñnd vnfehlbar, daß darober einige allgemeine Regulen können gestelt vñnd auffgerichtet werden, wie Bodinus vñnd Danaeus zuthun sich vnterstanden haben, welche sagen, daß der Teuffel diejenige, welche sich ihme ergeben vñnd von ihme in seinen diensten als standthafftig zuverpleiben, erachtet werden, nicht verzeichnen solte, sintemahl ich selbst gesehen, daß die aller grossste vñnd elteste Zauberer vñnd Zauberinnen, welche wir vnter henden gehabt, mit einem, zweyen, ja bißweilen dreyen zeichen sein angemerckt gewesen.

Was willen wir sagen von gewissen Leuthen in Hispanien, welche sich ins gemein Los Salutatores lassen nennen, vñnd gewisse Kranckheiten zu heilen vnderstehen? Man sagt, daß sie alle von Geburt ein zeichen in gestalt eines halben Rades, gleich wie man in den Täßelen der Heiligen Catharinen mahlet, haben.

Vngefehr im anfang des Septembris im jahr 1610 kam einer auß Hispanien ins Landt von Laburt, welcher gab zuverstehen, daß er an seinem Leib drey Natürliche Zeichen trüge, vñnd zwar das eine vnter seiner Zungen, das ander auff der Schulter, das dritte an einem anderen orth, welches ich nicht habe wissen oder erfahren können.

Aber mercke, was hievon der grosse Zauberer Herz Ludwig Gaufridi Priester, welchem das Parlament von Aix im jahr 1611 am letzten April seinen Proceß gemacht, außgesagt. Dieser bekante, daß allen Zauberern, zur zeit ihrer erster ankunfft auff den Sabbath mit dem kleinen Finger des Teuffels, welcher hat dieses sonderbahre ampt gleichsamb einem Cantler vñnd Verwesern der Zauber-versamblungen, daß er die Kennzeichen vñnd Siegel des leidigen Sathans, denselben, welche sich ihme ergeben, anheffte. Daß wann der Teuffel dieses Zeichen den seinigen eindrucke, dieselbe ein wenig

Sitze empfinde, welche, je leiser oder stärkerer er den ort des Brandtmahls anrühre, desto weniger oder mehr auch das Fleisch derselben durch tringe.

Dieser bekante auch, daß er gezeichnet wehre mit seinem willen, vnd daß er Margaretam de Paludo eine von ihme zur Zauberrey angeführte Tochter durch vermittelung des Bundts, welchen er mit dem leidigen Sathan auffgerichtet, an ihrem Kopff, Herzen, Bauch, Hüfften, Schenkelen, Füßen, vnd vielen anderen orteren ihres Leibs zeichnen lassen, vnd solches zuwegen gebracht habe, gestalt er dabey vermeldete, waß massen sie noch vrthätlich in ihrer Hüfften eine Nadel, welche nicht außgehe, noch von dem orth da sie eingestochen, außgezogen werden könnte, haben solte; ja wen der Teuffel eine Nadel in selbigen orth des Brandtzeichens einstechen wolle, würde man seinem vorwenden nach sagen vnd vermeinen, waß massen er gleichsamb ein Pergamen durchboren vnd durchstechen thäte; er gab dabeneben vor, daß diese Zeichen in formb vnd mannier einer Protestation, nemlich, daß man sein ganzes Leben dem sonst abgesagten Erbsindt des Menschlichen Geschlechts, mit stets werender freundschaft zugethan vnd verwandt, auch jederzeit getrew vnd gewertig sein wolle, gegeben werden, vnnnd wiewol bißweilen bußfertige, vnnnd wegen begangner mißhandlung leidtragende Zauberer, welche sich zu bekehren vorhabens, erfunden werden, daß dennoch dieselbe zum Zeichen obgemelter protestation damit angemerket bleiben.“ Doch genug der Beispiele.

Die Heilwissenschaft hat heute die histerisch-epidemischen Hexenmale richtig erkannt.

Anton Birlinger.

## Die Eisenbahnfrage in Preußen.

### I.

Die große wirthschaftliche Bewegung, welche in Deutschland seit dem Abschluß des Socialistengesetzes alle anderen politischen Fragen in den Hintergrund gedrängt hat, ist durch das Ergebnis der jüngsten Reichstagsession nur von der zollpolitischen Seite zum Stillstande gekommen. Schon das epochemachende Schreiben des Reichskanzlers vom 15. December v. J. ließ aber keinen Zweifel darüber, daß der leitende Staatsmann mit nichten über dem drängender gewordenen Anliegen jene anderen Seiten der Wirthschaftspolitik aus den Augen verloren oder gar unterschätzen gelernt, welche er drei Jahre zuvor mit gleicher Energie in Angriff genommen und seitdem nur widerwillig hatte zurückstellen lassen — die Verkehrs- und insbesondere die Eisenbahnpolitik. In der That folgte dem Abschluß der Tarifvorlage im Bundesrath auf dem Fuße die Anregung, wenigstens auf dem einen Gebiet des Gütertarifwesens mit den noch immer unerfüllten Verheißungen der

Reichsverfassung Ernst zu machen. Nachdem indeß der aus dieser Anregung unter versprechenden Anfängen hervorgegangene Entwurf eines Tarifgesetzes auf die nächste Reichstagsession hat verschoben werden müssen, wird die Eisenbahnfrage aller Voraussicht nach vorher an den preussischen Landtag herantreten, in einem Maßstabe, welcher die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland in Anspruch nehmen muß, und mit der nahe liegenden Möglichkeit, ähnlich zerlegend in die bestehenden Parteiverbindungen hineinzufahren wie im Reichstage die Zolltarifvorlage.

Preußen ist recht eigentlich das Land gewesen, von dessen Eisenbahnzuständen die deutsche Systemmacherei den vermeintlichen Begriff eines sogenannten gemischten Systems extrahirt hat. In England hat sich das Privatbahnsystem, man möchte sagen, arglos aus der Gewöhnung herausgebildet, wie man dort seit anderthalb Jahrhunderten die Anlage von Landstraßen (turnpike roads), dann von Canälen, zuletzt von Pferdebahnen behandelt hatte. Von der Tragweite des neuen Verkehrsmittels hatte man in dessen Anfängen so wenig eine nur annähernde Vorstellung, daß man der monopolistischen Ausbeutung desselben genau wie bei jenen älteren Anstalten durch die bereits stehend gewordene Clausel der Concessionsbills vorzubeugen meinte, welche gegen Zahlung der festgesetzten Abgabe an die Unternehmer jedem Anderen das Recht vorbehielt, mit eigenem Betriebsmaterial den Bahnkörper zu befahren. Dieser Vorbehalt ging, als er in seiner Heimath sich längst als illusorisch erwiesen, in das preussische Eisenbahngesetz von 1838 über und ist seitdem noch ein volles Menschenalter hindurch das trügerische Ideal des deutschen Wirthschaftsdoctrinarismus gewesen.

Auf dem Festlande, wo nach der ununterbrochenen Tradition des Karolingerreichs die großen Verkehrswege (die grande voirie des französischen Staatsrechts) Veranstaltung des Staates geblieben waren, konnte dieser nicht umhin, zu dem neuen Verkehrsmittel von vornherein grundsätzlichen Stellung zu nehmen. Am frühesten that dies der junge belgische Staat, der schon 1833 jener Tradition getreu und dem englischen System entgegengesetzt für den Ausbau und Betrieb eines zusammenhängenden Eisenbahnnetzes auf Staatskosten sich entschied. Diesem Beispiele folgten in Deutschland zuerst Braunschweig 1837, weiterhin alle größeren Mittelstaaten, zum Theil nach ungenügenden Versuchen mit Privatunternehmungen, Baden 1838, Baiern 1840, Hannover 1841, Württemberg und Sachsen 1842; und wenn auch einige dieser Staaten Privatbahnen nicht grundsätzlichen ausschlossen, so blieben dieselben doch ein zu untergeordneter Bestandtheil des Eisenbahnnetzes, um von einem eigenen System zu reden. In Frankreich waren in den Jahren 1835 bis 1838 von verschiedenen Regierungen Projecte zu Staatseisenbahnen vorgelegt, aber regelmäßig von der Abgeordnetenkammer zurückgewiesen worden,

die, recht eigentlich Vertretung des beweglichen Capitals, diesem ein jenseit des Canals bereits so bewährtes Speculationsobject nicht entgehen lassen wollte. Die Folge war, daß nach wenigen Jahren wüsten Actienschwindels der Eisenbahnbau weit hinter den Nachbarländern zurückblieb, und erst dann einen Aufschwung nahm, als man seit 1840 zu dem System der Staatssubvention für Privatunternehmungen — dem bedenklichsten von allen — sich entschloß.

Inmitten dieser verschiedenartigen Vorbilder und Anregungen hat die preußische Eisenbahnpolitik ihren vielgewundenen Lauf begonnen. Nicht nur im Kreise der Beamten, sondern auch der weitsichtigeren kaufmännischen Interessenten fand das Staatsbahnsystem vom ersten Augenblick an nachdrückliche Vertretung, und die Entscheidung schwankte so sehr, daß man von dem ersten Gesuch an fast vier Jahre verstreichen ließ, bis 1837 nach einander an vier Privatgesellschaften die Concession ertheilt wurde. Was den Ausschlag gab, waren nicht die sachlichen Bedenken, welche wirthschaftliche und politische Doctrin hinterher gegen das Staatsbahnsystem zurechtgelegt haben. Der Staat konnte den Eisenbahnbau in geeignetem Umfange nicht ohne die Aufnahme einer beträchtlichen Anleihe in Angriff nehmen. Nun aber hatte das Gesetz vom 17. Januar 1820 in der feierlichsten Weise bestimmt: „Sollte der Staat künftighin zu seiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Besten in die Nothwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehns zu schreiten, so kann solches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung geschehen.“ Weber mochte man sich entschließen, mit dieser Bestimmung offen zu brechen, noch, und viel weniger, das Verkehrsbedürfniß zum Hebel eines politischen Systemwechsels machen zu lassen. Man mußte sich also begnügen, die wohlerkannte Pflicht des Staates für die allgemeinen Verkehrsinteressen den zugelassenen Privatbahnen gegenüber nach Möglichkeit zu wahren. Es geschah dies, indem man in dem Eisenbahngesetz vom 3. December 1838, abgesehen von dem Vorbehalt der Aufsichtsrechte und der vermeintlichen Gewährleistung freier Concurrrenz im Bahnbetriebe, den Uebergang der Bahnkörper in das Eigenthum des Staates wenigstens für eine spätere Zeit durch eine doppelte Vorkehrung zu sichern suchte. Der Staat sprach sich die Berechtigung zu, jede Privatbahn dreißig Jahre nach der Betriebseröffnung nach einem festgestellten Entschädigungsmaßstabe zu erwerben. Inzwischen aber sollte, wenn die Betriebsergebnisse der erst concessionirten Privatbahnen sich einigermaßen übersehen ließen, eine Eisenbahnabgabe vom Reinertrage zu dem Zweck eingeführt werden, um das in den Privatbahnen angelegte Capital allmählich (durch Rücklauf der Actien durch den Staat) zu amortisiren. Diese letztere Bestimmung wurde jedoch erst fünfzehn Jahre später durch den Handelsminister von der Heydt eingeführt



und ist dann in der ursprünglichen Absicht kaum fünf Jahre in Geltung geblieben.

Binnen weniger Jahre nach Erlass des Eisenbahngesetzes ließ sich nun aber bereits übersehen, daß die private Unternehmungslust nur eben ausreichte, kürzere Verbindungslinien zwischen bedeutenderen Verkehrsstätten und in dichter bevölkerten Gegenden herzustellen, daß sich aber auf diesem Wege in absehbarer Zeit keine Aussicht zeigte, zu einem das ganze Staatsgebiet durchziehenden zusammenhängenden Eisenbahnnetz zu gelangen. Die Regierung entschied sich nunmehr, um dieses Ziel zu erreichen, zu dem französischen System der Subvention von Privatunternehmungen und suchte hierfür die Zustimmung der im Jahre 1842 vereinigten provincialständischen Ausschüsse zu gewinnen. In dieser Versammlung wurde die Frage des Staatseisenbahnbaues noch einmal zur Debatte gebracht, und es trat für dieses System namentlich der spätere Handelsminister von der Heydt mit ganzer Wärme ein. Ein dahin zielender Antrag wurde auch nur darum mit geringer Mehrheit abgelehnt, weil die Regierung aus den unverändert fortdauernden politischen Motiven eine schroff abweisende Haltung zeigte. Nachdem dann die Versammlung sich für die Staatssubvention erklärt, wurde dieselbe in der doppelten Weise der Actienbetheiligung und der Zinsgarantie gewährt. In den Verträgen, welche hierüber mit den einzelnen Gesellschaften nach deren besonderen Verhältnissen abgeschlossen wurden, gewann zudem der Staat eine Reihe von mehr oder minder weit über die Bestimmungen des Eisenbahngesetzes hinausgehenden Berechtigungen.

Mit allen Versuchen dieser Art ließ sich indeß für ein wichtiges Glied des projectirten Eisenbahnnetzes, die spätere Ostbahn, ein Unternehmer nicht finden und die Regierung entschloß sich endlich, den Bau dieser Linie auf Staatskosten in Angriff zu nehmen. Aus den verfügbaren Mitteln des nach dem Plane von 1842 gebildeten Eisenbahnfonds hatte man damit bereits den Anfang gemacht, als der vereinigte Landtag von 1847 um Bewilligung einer Anleihe zu diesem Zwecke angegangen wurde. Die Versammlung verwarf die Proposition mit einer Mehrheit, in welcher sich grundsätzliche Gegner des Staatseisenbahnbaues mit jenem durch Georg von Vincke vertretenen politischen Doctrinarismus verbanden, welcher vor Erledigung der Verfassungsfrage im vollständigen Sinne der Verheißungen von 1815 und 1820 jede Geldbewilligung verweigerte. So blieb die Eisenbahnfrage länger als ein Jahrzehnt mit dem Verfassungstreite verschlungen. In seltsamem Widerspruch mit dem eigenen Beschlusse empfahl dann doch die Versammlung möglichste Förderung der begonnenen Arbeiten, die Regierung aber ließ dieselben einstellen, bis die socialen Verhältnisse des Jahres 1848 zur Wiederaufnahme drängten, und die Nationalversammlung den dazu vorläufig erforderlichen Credit bewilligte.

Die endgültige Beschlußfassung über die Ostbahn erfolgte erst durch den zweiten Landtag von 1849, als bereits der Handelsminister von der Heydt die Leitung des Eisenbahnwesens übernommen hatte. Seine zwölfjährige Amtsführung bildet die erste Periode einer durchdachten und folgerichtig durchgeführten Eisenbahnpolitik in Preußen. Da die Erbschaft der vorangegangenen zwölf Jahre nicht abgelehnt werden konnte, so suchte der Minister die begangenen Fehler wenigstens mit allen Mitteln, welche das Eisenbahngesetz und die besonderen Verträge mit den Privatunternehmungen an die Hand gaben, nach Kräften wieder gut zu machen. Es gelang ihm dies, neben der bereits erwähnten Einführung der Eisenbahnabgabe, insbesondere dadurch, daß er die durch Zeitverhältnisse herbeigeführte Bedrängniß verschiedener Gesellschaften benutzte, um deren Linien unter staatliche Verwaltung zu bringen; außerdem wurden mehrere Linien in den westlichen Provinzen auf Staatskosten gebaut.

Diese ersprießliche Thätigkeit der Verwaltung erhielt bezeichnender Weise ihren ersten Stoß durch die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses der „neuen Aera“, in welcher die während der Reactionszeit aus England übernommenen Manchesterideen die lebhafteste Vertretung fanden. Man benutzte das Creditbedürniß der Regierung angesichts des Krieges von 1859, um die Eisenbahnabgabe ihrer Bestimmung zu entziehen und für die laufenden Staatsbedürfnisse zu verwenden, und Herr von der Heydt sah sich dabei vom Ministerrathe im Stich gelassen. Mit seinem Rücktritt endlich beginnt das durch den Namen des Grafen Jyeplytz bezeichnete Jahrzehnt unseligster Zerfahrenheit der Eisenbahnpolitik, in welchem einerseits der Verfassungskonflikt und die tendenziöse Opposition gegen die schleswig-holsteinsche Politik des Herrn von Bismarck zur Veräußerung wichtiger staatlicher Befugnisse führte, um die Kosten des Feldzuges von 1864 zu decken, andererseits das System der Zinsgarantien mit dem der Strousberg'schen Generalentreprise combinirt wurde, um „Eisenbahnen zu nehmen, wo man sie finde“. Endlich führte das Uebermaß des Actienschwindels selbst zu der Reaction, daß man die vermeintlich zu erwartenden Vortheile neuer Anlagen für den Staat zu retten drängte. Die große Vorlage, welche Graf Jyeplytz in diesem Sinne (December 1872) einbrachte, wurde der Anlaß zu den Lasker'schen Eisenbahnreden, der Einsetzung einer Untersuchungscommission und zuletzt zum Sturze des Ministers. Der verlangte Credit aber wurde seinem Nachfolger Achenbach bewilligt, der im nächsten Jahre noch eine neue Serie von Projecten folgen ließ und gleichfalls durchsetzte. Damit war für Preußen der entscheidende Schritt zum Staatseisenbahnsystem gethan, um so mehr als inzwischen der hannoverische, hessische und nauffaische Eisenbahnbesitz zugewachsen war. In demselben Zeitpunkt aber begann die Verflechtung der preussischen Eisenbahnpolitik mit dem Eisenbahnproblem der Reichsverfassung.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Süden. Tirol. Verona. Münchener Ausstellung. —  
 Bahrn ist ein Wort, das in den kommenden Jahren, so oft die Wandervögel ausziehen, um sich zu ergötzen und zu erholen, mehr gehört werden wird als bis jetzt geschehen ist. Es ist der Name eines Dorfes, das jenseits des Brenner, bald nach Franzensfeste rechts von der Bahn, am Ausgange des Schalders-  
 thales reizvoll hingelagert ist. Erst seit einigen Jahren hat man begonnen, auf dieses Eden des sonst schon überaus gesegneten Brixener Thales aufmerk-  
 sam zu machen und jetzt schon ist es mit allem Rechte das geliebte und ge-  
 rühmte Heim Erholungsbedürftiger geworden. Selten ist ein Ort geeigneter dazu. Noch in ziemlicher Höhe über dem Eisack gelegen, besteht er aus einer  
 größeren Anzahl stattlicher Bauernhäuser, die diese Eigenschaft keineswegs durch ihr Aussehen bethätigen, weil sie es in der That eigentlich nicht sind. Früher war Bahrn der Sommersitz der Brixener Bischöfe, die oben über dem Dorfe in der Burg Salern residirten, von der nur noch wenige Ruinen vorhanden sind. Seine Hofleute erbauten sich um ihn herum die jetzt noch bestehenden wunderschön ausgeschmückten und wunderbar festen Landsitze — mit Erkern aller Art, Arkaden und offenen Gängen darüber, massiven Fenster-  
 gittern vor den unteren Geschossen, das Zeichen des Adels der Besitzer — die später in die Hände der Bauern übergingen. Ein solches reizvolles Ge-  
 bäude ist jetzt zu der Villa Mayr umgewandelt, das den besten Ruf genie-  
 sende Pensionshaus. Manches andere wird diesem Vorbilde bald folgen. Darunter stehen jetzt schon Villen verschiedener Besitzer und das Ganze ist durchwachsen und umwoben von einem Walde edler Kastanien, zum großen Theil ältester Art, und der Schaldersbach toset hindurch und bringt Kühlung und Leben in das prangende Bild. Wer schildert die Anmuth des Dorfes, gegen die Mitte des oberen Theiles hin, wo sich ein kleiner Platz öffnet um-  
 geben von solchen Baumriesen? Unvergesslich wird uns der Anblick der letzten Fronleichnamsprozession gerade an dieser Stelle sein. Frühlingssrisches, leb-  
 haftes Grün nach allen Seiten und Ruhe auf Plätzchen, die man im Traume nicht schöner sich denken kann. Ueberaus poetisch hat sich der glückliche Be-  
 sizer des letzten alten Hauses dort oben am Berge eingerichtet. Es ist lang-  
 gestreckt und die Fenster zeigen die alten gemüthlichen Formen des Kirchen-  
 fensters, runde Scheiben. Ringsherum rauscht es von dem herabstürzenden Wasser, das die weiten, von üppigstem Wuchse prangenden, hinabfallenden Wiesen bewässert, und nach allen Seiten steigen die prachtvollsten Bäume zur Höhe. Die Rückseite des Hauses ziert ein Balkon und die Wandfläche ein lieblicher Spruch angeblich nach Walthar von der Vogelweide.

Wen zieht es fort von hier? Niemanden — und wäre es der Fall,

wie leicht ist dem zu willfahren. Schalders oben in dem ganz deutschen Thale, Brigen unten, und wer nennt alle die Punkte, die zu besuchen wären in nächster Nähe. Doch wir flogen weiter aus, dem Süden zu, nach Bozen, Trient, Riva, nach dem zauberischen Gardasee, nach dem alten Verona zu, dessen Reize unverweklich sind. Oft schon zogen wir dort ein, nur in der Absicht Gesehenes wieder zu genießen. Das gelingt nicht. Immer findet sich noch nicht Gesehenes oder Erneueretes dazu. Wunderbar schön ist der Palazzo del Consiglio wieder erstanden, und geht die Arbeit an dem gegenüber liegenden Staatsgefängnisse, diesem selten schönen Baue so tüchtig weiter, wie man im Hofe begonnen, so würde in wenigen Jahren eine Reise nach Verona lohnen, um allein dieses Haus anzusehen. Diesmal galt es, die in der inneren Restauration vollendete Kirche San Zeno, und den Dom, der noch nicht vollendet ist, zu betrachten. Wie würdig sind diese Arbeiten gelungen! Manche der kleineren Kirchen boten diesmal, da wir durch Freundeshand geleitet wurden, Reize, die sonst nicht oder wenig beachtet werden und mit Entzücken wurden von uns die in S. Maria in Organo befindlichen herrlichen Schnitzereien und Intarsiaturen der Sakristei und des Chores besichtigt. Wahre Schätze für das Studium unserer Kunsthandwerker liegen hier vergraben. Nur ein kleines Theilchen davon ist für Deutschland durch die Engelhornsche Gewerbehalle nutzbar gemacht worden, während die Engländer, wie uns versichert wurde, über diese Gegenstände ein umfangreiches Werk publicirt haben.

Wer hat jemals die Capella dei Pellegrini im Kloster San Bernardino ohne tiefste Andacht betreten? Welche Pracht gepaart mit unsagbarer Einfachheit? Die Erkenntniß solcher Dinge wuchs jedoch in den letzten Jahren. Als wir vor etwa fünfzehn Jahren zuerst diese lange verschlossen gewesenen edlen Räume betraten, hat man uns ein Werk in Folio, welches darüber früher erschienen war, beinahe für Nichts an den Hals geworfen. Es enthielt etwa zwanzig Kupfertafeln, Abbildungen der überaus schönen Ornamente. Jetzt ist nicht ein Exemplar mehr aufzutreiben, und sollten hundert Thaler gezahlt werden.

In einer Art Hof stand im Hintergrunde, der sich in der Nähe des Ponte navi der Tisch zuenkte, ein alter Palazzo mit verblichnen Fresken bedeckt. Ueber der Eingangsthür erglänzte in Gold auf Grün Vino und alles was zur Bezeichnung einer Trattoria dient. Dort traten wir ein. Unsere von der grellen Sonne in der Straße geblendeten Augen starrten in tiefe Finsterniß, aus der sich nur im Hintergrunde, gerade vor uns, das prasselnde Feuer eines Herdes abhob, über dem ein Kessel brodelte. Nach und nach unterschieden wir rechts und links hohe venetianische Fenster, die gegen die Sonne mit grollorangen und dunkelbraunen Vorhängen verhängt waren und nur sehr wenig Licht einließen. Nur die obere Spitze des rechts gelegenen Fensters war frei und die durchdringenden Lichtstrahlen fielen auf eine Stollage, die, wie wir nach und nach erkannten, vom Erdboden bis zur

Decke reichte und in grellster Durchmischung mit kupfernen, zinnernen, messingenen Schüsseln und anderen Küchengeräthen bedeckt war. Mehr nach uns zu hing auf dieser Seite nahe der Decke ein geschnitztes Heiligenbild, vor dem zwei ewige Lampen in rothen und grünen Gläsern brannten. Auf der linken Seite des mächtigen Raumes wickelte sich ein ähnliches Gestell aus der Finsterniß los, das mit Weinflaschen in der vollen Ausdehnung bedeckt war. Nach und nach entdeckten wir die Gäste, die um die langen Tafeln verstreut in der Dunkelheit saßen, und den Wirth, den ehrenwerthen Signor Salgari, der sich vom seitwärts stehenden Schenkisch losnestelte, um nach unserem Begehre zu fragen. Er sorgte herrlich für uns, und als der feurige Val Policella knallte, konnte er es nicht unterlassen herzutreten und zu kosten, wie der von ihm präsentirte Wein schmeckte. Eccellente! Signor Salgari ist in Verona seiner Rechtlichkeit halber allgemein geachtet, was hier nicht unerwähnt bleiben soll. Zimmer lehrte ich in die Rembrandtsche Beleuchtung des großen Zimmers aus dem hellen Nebenraume zurück und als es ans Abschiednehmen ging, führte uns Salgari in seine im ersten Stock liegende Wohnung. Welch neues Wunder! Diese Räume waren ursprünglich ein großer Saal gewesen. Jetzt war er getheilt. Aber um alle Zimmer herum lief ein wohl anderthalb Ellen breiter Frescofries mit gar bemerkenswerthen noch erkennbaren Figuren. Paolo Veronese soll ihr Urheber sein. Ob's wahr ist, mögen wir nicht behaupten. Wohl aber ist zu sagen, daß gar manche Figur an seine Art zu malen erinnert.

Wehmüthig ging's wieder nordwärts. Die Eröffnung der Münchener Kunstausstellung stand bevor. Zur bestimmten Stunde waren wir zur Stelle und haben zwei volle Tage an deren Betrachtung gewendet. Die Franzosen blieben uns verschlossen. Leider können wir nicht sagen, daß der Eindruck ein erfreulicher gewesen sei. Eine große, übergroße Menge Bilder, die Rahmen oft kostbarer als die umschlossenen Kunstwerke. Verhältnißmäßig Weniges nur, was wirklich beachtet zu werden verdient. Am wenigsten unter den Bildern, die sich durch ihre Größe auszeichnen. Auch das große Wernersche Bild aus Versailles möchten wir nicht ausnehmen. Am meisten muß die Wahl der Sujets auffallen. Es bleibt unbegreiflich, welche Gegenstände gemalt werden. Eine Scene aus dem Leben der Ausstellung erhärtet vielleicht unsere Ansicht: Vor dem Bilde eines polnischen Malers, dessen Name uns entfallen — nennen wir ihn der Deutlichkeit wegen Schmieralsky — steht ein Herr vornehmen Aussehens mit seiner Dame im lebhaftem Gespräche. „Hier, mein liebes Kind,“ sagt ohne jeden Anflug von Bosheit der Mann, „hier, mein liebes Kind, siehst Du wieder einmal ein Beispiel von dem außerordentlichen Ideenreichtum, der in unserer Kunstausstellung diesmal zum Ausdruck kommt. Es ist in der That erstaunlich! Die Sache, welche Du da abgebildet siehst, wird Dir auf den ersten Blick klar sein.“ „Nein, lieber Mann.“ „Nicht? Nun, so laß Dir diesen Hergang erklären. Du siehst vor Dir einen polnischen Edelmann, einen Wojewoden, der sich Brust und Schultern entkleiden ließ und mit gefalteten Händen niederkniete, damit ihm sein Hauspfaffe, der in der einen Hand das Gebetbuch, in der anderen die Geißel hält, mit derselben den Rücken durchbläue. Du siehst, der Pfaffe ist in voller Arbeit begriffen. Nun wirfst Du die Kunst begreifen: Merkst Du nicht wie der Wojewode bei jedem Schläge laut aufschreit, wie er das Gesicht verzerrt? Man hat wahrhaft Mitgefühl mit dem Armen und wünscht ihm die Seligkeit, die er erringen will. Ist's nicht ein erhabener Malergedanke? Der ist

unseres Jahrhunderts würdig! Eine Verlöcherung des Gehorsams. Das will der Maler lehren, denn nur Gehorsam wird heut zu Tage gebraucht. Wie herrlich.“ „Hör' auf, lieber Mann! Ich verstehe das nicht recht. Und warum muß er ein Wojewode sein?“ „Aber, liebes Weib, siehst Du denn nicht die schöngehaltenen rothen Hosen und die gelben Lederstiefeln, von alten Zeiten her die Abzeichen der Wojewodschaft?“ — Ich ging vorüber. Ueber die Malerideen aber, die auf dieser Ausstellung zum Vorschein kommen, ließe sich ein ganzes Buch schreiben sehr niederdrückenden Inhalts. H.

Aus Berlin. Sommerstille. Blindencongreß. Parkanlagen. Der Salon. — Die Stille und Dede der Sommersaison ist nun doch über Berlin hereingebrochen, so lange sie auch diesmal gezögert hat. Die bis tief in den Juli dauernde politische Arbeit des Reichstags, die Gewerbeausstellung mit ihrem Fremdenzufluß und nicht am wenigsten die Abwesenheit jeder Hitze — wenn man die nasse, bisweilen geradezu kalte Temperatur dieses eigenthümlichen Sommers in dieser Weise negativ bezeichnen kann — hatten es bewirkt, daß die gewöhnliche Grenzscheide der Frühjahrs- und Sommersaison in so auffallender Weise hinausgeschoben ward. Jetzt aber beginnt die Hauptstadt, trotzdem wir uns über heiße, schwüle Luft und alle damit in einer Großstadt in Verbindung stehenden Unannehmlichkeiten wahrlich nicht zu beklagen haben, die Physiognomie anzunehmen, welche ihr jährlich im Hochsommer durch die Abreise tausender von Familien und eine gewisse Unbehaglichkeit und Langweiligkeit derer, die hier zu verbleiben gezwungen sind, aufgeprägt erscheint. Der Hof weilt auswärts, die Ministerien sind verwaist, so weit es der laufende Gang der Geschäfte irgend gestattet, der Reichstag ist verschwunden aus seinem provisorischen Hause, während seine Uebersiedelung in das neu zu erbauende Parlament durch eine noch jetzt unbegreifliche Abstimmung in den letzten Tagen der Session, welche einen früheren Beschluß geradezu umstieß, und den somit aufs Neue eröffneten unseligen Hader über den Bauplatz abermals ins Ungewisse vertagt ist; überall haben die Ferien begonnen oder beginnen nächster Tage, und die Vorbereitungen zu den Abgeordnetenwahlen des preußischen Landtages lassen selbst in der politisch so unzufriedenen Hauptstadt alle Gemüther noch ziemlich gleichgültig. Gegen diese übermächtigen Verhältnisse der todten Saison kommen die Gewerbeausstellung, obwohl sie noch immer sehr zahlreichen Besuch findet, die Ausstellung des Müllereigewerbes oder der letzter Tage hier zusammengetretene, höchst interessante und lehrreiche Blindenlehrercongreß nicht auf, während die sonst so zahlreichen Vergnügungen, welche der Berliner um diese Jahreszeit in den schönen Gärten und Concertlocalen an der Peripherie des Weichbildes und in Charlottenburg zu suchen pflegt, durch die Unsicherheit des Jupiter pluvius, der in diesem Jahre über die unglücklichen Wirthhe der Sommerlocale die volle Schale seines Hornes ausgießt, erhebliche Einbuße leiden. In dieser Beziehung konnten gestern die Mitglieder des letztgenannten Congresses, welche von der Stadt Berlin zu einem Bewillkommungsfeite in Treptow an der Spree eingeladen waren, von Glück sagen, denn es war seit langen Wochen der erste wirkliche Sommerabend, der uns bescheert ward. Die Gäste waren denn auch von den in der That reizenden Anlagen, die sich von der Stadt die Spree entlang bis nach jenem etwa dreiviertel Stunde entfernten Fischerdorfe hinziehen, und der weiten Aussicht über die hier breiter werdende, eine kleine Waldinsel umfließende Spree in ihrer märkischen Natur-

Schönheit in hohem Grade überrascht und entzückt — was fast allen Fremden, beiläufig gesagt, so zu gehen pflegt, die, mit dem alten Vorurtheil gegen die „Berlin umgebende Sandwüste“ brechend, sich überhaupt einmal aus dem Umkreis des Häusermeeres hinaus bemühen, um auch außer dem „Thiergarten“ etwas von der Umgebung der Hauptstadt in Augenschein zu nehmen. Die neuen Parkanlagen, auf die ich hier schon in einem früheren Briefe hingewiesen habe, sind auch in diesem Jahre wieder beträchtlich erweitert worden und, wie man sich denken kann, bei dem feuchten Wetter herrlich geblühen. Bei dem Dorfe Treptow, das hart an der Spree gegenüber der anderen wendischen Fischeransiedlung Stralau sich hinzieht, ist schon seit länger als einem Jahrhundert ein schöner, alter, der Stadt gehöriger Laubwald gelegen, der früher neben dem Wasserspiegel und der freundlichen kleinen Insel mit ihrer ebenfalls sehr alten, in vielhundertjährigen Eichen und Linden versteckten niedlichen Kirche wie eine Oase in der sonst öden und nur schwach angebauten Sandebene sich ausdehnte, die vom schlesischen Thor aus bis nach dem weiter stromauf gelegenen Köpenick hin sich erstreckte, höchstens durch einige Wiesen an den tieferen Stellen und Kiefern- oder Birkenplantagen hier und da kärglich unterbrochen. In den letzten Jahren, da die städtische Verwaltung überhaupt für große Parkanlagen außerordentliche Gelder aufgewendet hat (so für den ganz neu geschaffenen Humboldtshain und die Erweiterung und Verschönerung des alten Friedrichshains) sind nun von der Stelle, wo früher das schlesische Thor in der jetzt weggerissenen alten Stadtmauer sich befand, den Fluß entlang, begrenzt von ihm und der Köpenicker Chaussee, Anlagen entstanden, die im Stile der neuen Berliner Gartekunst, wie sie Linné und seine Nachfolger an den englischen Parkstil sich anlehnd für Berlin und Potsdam ausgebildet haben, dem ganzen Terrain in der abwechselnden Frische von Wald- und Buschpartien mit Wasser- und Rasenflächen ein gänzlich verändertes Aussehen gegeben haben. Ruhebänke und Blumenbeete, deren Hintergrund prächtige Bierzsträucher, seltene Coniferen und gemischte Laubholzanlagen ziehen sich rechts und links von der Straße hin, die inmitten des Ganzen von alten Bäumen eingefast direct nach Treptow führt, und der Fluß mit seinem regen Verkehr von Dampfern und Seegelbooten rahmt nach Nordosten zu dieses halb der Kunst halb der Natur zu verdankende Landschaftsbild anmuthig ein. Dicht neben dem alten Wäldchen von Treptow gestattet der tiefer liegende morastige Wiesengrund die Ausgrabung eines ziemlich großen, in verschiedene Buchten auslaufenden Sees, der ebenfalls von Buschwerk, so wie Laub- und Nadelholz eingefast wird und neben dem Bergnügen des Segelns im Sommer für den Winter eine spiegelglatte Eisfläche für den Schlittschuhlauf abgeben soll. Dieser See ist noch nicht vollendet, schreitet aber rasch vorwärts, und wird der „Rousseauinsel“ im Thiergarten, auf deren seeartigen Wasserumgebungen die vornehme Welt bisher der Belustigung des Eislaufs sich hinzugeben pflegte, eine vermuthlich starke Concurrrenz machen. Auch an dem Gesammtpark, dessen Ausdehnung vom Thor bis weit noch über Treptow hinaus ihn den Thiergarten an Umfang wohl übertreffen läßt, ist noch vieles unfertig; manche Stellen, die mit in die Anlage hineingezogen werden sollen, sind noch gar nicht bepflanzt. Eine Anzahl von Villen — das Terrain dazu verkauft die Stadt an Private für verhältnißmäßig sehr billige Preise — werden in der Nähe Treptows sich alsbald erheben, während dieser Ort selbst mit seinen hübschen am Ufer des Flusses liegenden und gärtengeschmückten Bergnügungsorten

bereits seit Jahren mehr der Villenvorstadt einer Residenz als einem Fischerdörfchen gleicht. Schreiten die Anlagen so glücklich vorwärts wie in den letzten Jahren, so dürfte schon in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Park hier geschaffen sein, der sich auch vor dem weltberühmten Bois de Boulogne nicht zu verstecken braucht, und der zugleich seiner ganzen Gestalt und Lage nach, namentlich der ihn begrenzenden Flußlandschaft wegen, dem Thiergarten nicht als Copie, sondern als ein würdiger Rivale von ganz anderem Charakter entgegentritt.

Bekanntlich hat Berlin seit einigen Jahren — es ist dies eine Neueinrichtung des abgegangenen Cultusministers Falk — ebenso wie Paris seinen jährlichen Salon. Nicht wie früher alle zwei oder drei Jahre, sondern jeden Herbst sind unsere deutschen Künstler — Architekten, Bildhauer, Maler und Zeichner wie Stecher — ebenso die Künstler der fremden Nationen eingeladen, ihre Entwürfe, Gemälde, Sculpturen und Bilder auszustellen. So wird denn trotz der großen Münchener Ausstellung auch in diesem Jahre und zwar am 31. August ein allgemeiner Kunstsalon hier eröffnet werden. Das Local dazu ist ein von außen sehr häßlicher, aber innen bequem ausgestatteter und mit den zweckmäßigsten Vorrichtungen für den Einfall des Lichtes versehener provisorischer Bau auf der Museumsinsel, denn das längst geplante Ausstellungsgebäude ist wie die neue Kunstakademie bisher ein frommer Wunsch geblieben. Die Jury für die diesjährige Ausstellung, welche über die Zulassung der eingesandten Werke zu entscheiden hat, besteht aus den Malern C. Becker, Bleibtreu, Dielig, Gräß, Gräf, A. Menzel; den Bildhauern Calandrelli, Schaper, Siemering, A. Wolff; und den Architekten Ende, A. Heyden, Orth, sowie dem Kupferstecher Habelmann. Es wird sich nun diesmal, da das Münchener Unternehmen concurrirt, zu zeigen haben, ob die Einrichtung der jährlichen allgemeinen Kunstausstellungen in Berlin haltbar ist oder nicht. Viele zweifeln daran, da Berlin nicht wie Paris als alleiniges Hauptcentrum der Kunst im Lande dastehe. In der That zeigt sich die individuelle Mannichfaltigkeit der Bestrebungen und des Schaffens auch auf dem Gebiete der Kunst sowie die Selbständigkeit der einzelnen deutschen Länder und Landschaften in der Existenz der Kunststätten zu München und Düsseldorf, Stuttgart, Karlsruhe, Weimar — um von anderen kleineren ganz zu schweigen. Ob aber trotzdem nicht ein jährlicher „Salon“ in der Hauptstadt — und wenn er auch nicht jedes Jahr gleich reich und bedeutend ausfällt — nur eine segensreiche Wirkung ausüben kann, ist eine Frage, die, wie uns scheint, erst nach einer längeren Erfahrung richtig beantwortet werden kann. —y.

### L i t e r a t u r .

Baedekers Handbücher für Reisende. — Zugleich mit dem erschuten Reisewetter haben sich auch die willkommenen Reiseführer im rothen Gewande eingestellt. Von Baedekers Schweiz liegt die 18., von Süddeutschland und Oesterreich gleichfalls die 18. Auflage vor. „Neu bearbeitet“, wie es auf dem Titel heißt, und Jedermann weiß, daß dies keine leere Versprechung ist. Mit überraschender Pünctlichkeit werden von Jahr zu Jahr die nöthigen Richtigstellungen und Erweiterungen vorgenommen, zuweilen neue Abschnitte eingefügt, Karten vermehrt, Panoramen verbessert. Bei der Schweiz ist diesmal die Anordnung getroffen, daß das Buch sich in zehn besonders geheftete Abschnitte zerlegen läßt, was manchem Touristen willkommen sein wird: das bisher nicht selten beliebte



unmethodische Ausreißen der Blätter wird künftig einem gesitteteren Verfahren Platz machen. Daß man darauf rechnen darf, im Baedeker stets das Neueste, ja das Allerneueste zu finden, dafür nur zwei Beispiele. In der Schweiz ist bereits die neue Drahtseilbahn beschrieben, die vom Gebäude des Briener Sees bis zum Gießbachhotel führt, und in Süddeutschland die neue Schwarzwaldbahn Stuttgart-Freudenstadt, von der es fraglich ist, ob sie noch für die diesjährige Reisesaison eröffnet und benutzt werden kann. Auch werden die Besucher Stuttgarts bereits mit dem auf der Waldhöhe des Hasenberges errichteten Aussichtsturm bekannt gemacht, von dessen Bau in diesen Tagen erst das Gerüst entfernt worden ist. Den zahlreichen kunstfreundigen Reisenden, deren Ziel in den nächsten Wochen München ist, wird es besonders angenehm sein, von Süddeutschland eine neueste Ausgabe mit sich führen zu können. g.

Ueber den Spiritismus als wissenschaftliche Frage. Antwort auf den offenen Brief des Herrn Professor Dr. W. Wundt. Von Dr. H. Ulrici. Halle, Pfeffer. 1879. — Der philosophische Anwalt des Spiritismus hat auf die löbliche Streitschrift des Herrn Professor Wundt („Im neuen Reich“ 1879, Nr. 26) eine Antwort ertheilt. Sie ist höflich und, wie uns scheinen will, etwas vollkommen ausgefallen. Im Wesentlichen beschränkt sich der Verfasser darauf, sich in dem Standpunct zu verschanzen, den er früher eingenommen. Er bleibt dabei, daß die von Herrn Glade beschworenen Spirits die Seelen abgestorbener Menschen sind, und er bleibt auch dabei, daß die spiritistischen Erscheinungen auf der Initiative der göttlichen Vorsehung beruhen. Hierin beirrt ihn auch nicht der nahe liegende Einwand, daß es doch eine starke Zumuthung an die göttliche Vorsehung ist, sie in den albernsten Handlungen, im Zerreißen eines Vorhanges, im Berrücken von Tischen, im Spielen einer Harmonika oder in den kläglichen Leistungen des selbstschreibenden Schieferstiftes sich offenbaren zu lassen. Gerade weil diese Erscheinungen so albern sind, enthüllen sie den Plan der göttlichen Weisheit in seiner ganzen Tiefe. Je abgeschmackter, um so überzeugender. Eine neue Variation des Credo quia absurdum. In der That versichert der Verfasser allen Ernstes, je willkürlicher und zweckloser die Erscheinungen sind, um so größeren Eindruck müssen sie auf den Materialisten machen, der die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit der Seele leugnet. Denn gerade dem verstockten Materialisten ist die Freiheit identisch mit subjectiver Willkür, anders ist ihm also gar nicht beizukommen. Der Verfasser rückt nämlich die spiritistischen Vorgänge verwegener in eine Linie mit den freien Willensbestimmungen des Menschen: beide sind ihm ein Beweis, daß nicht eine unabänderliche Gesetzmäßigkeit in der Natur bestehe, sondern daß freiwaltende, selbstthätige Kräfte vorhanden sind, welche, wonicht die natürliche Gesetzmäßigkeit durchbrechen, doch das Naturgeschehene mitbedingen und bestimmen. Ob diese Diverston nach dem philosophischen Problem der Willensfreiheit der spiritistischen Sache viel helfen wird? Wir fürchten, die göttliche Vorsehung hat es in ihren Mitteln gänzlich versehen. Die wohlmeinende Absicht, die ihr der Verfasser zuschreibt, nämlich durch die Kunststücke des Herrn Glade den hartgesottenen Materialisten zu bessern und zu bekehren, wird leider von geringem Erfolge sein. Ja wir glauben die neckischen Spirits zu sehen, wie sie Harmonika spielend sich lustig machen über eine Weisheit, die Taschenspielerkünste auf ein Gebiet hinüberzerzt, mit dem sie lediglich nichts zu thun haben.

L.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Ausgegeben: 7. August 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Ueber Handelsakademien.

Es treten von Zeit zu Zeit Anregungen hervor, die vorhandenen sogenannten Handelsakademien in größerem Stile zu entwickeln, neue Institute der Art nach diesem oder jenem fremden Vorbilde, sei dieses aus fremden Ländern oder aus fremden Fächern entlehnt, für die Bedürfnisse der Gegenwart zu errichten. Diese Anregungen gewinnen gelegentlich eine besondere Kraft aus der Umgebung concentrirten kaufmännischen und industriellen Wohlstandes, so daß die erste Bedingung, welche nicht bloß die Kriegsführung nach dem bekannten Worte, sondern auch die anderen Veranstaltungen des öffentlichen Lebens voraussetzen, nämlich das Geld, für solche Bestrebungen sich in reichlicher Fülle darbietet und die Frage dann nicht mehr die sonst gewohnte ist, wo man für den allgemein anerkannten Zweck die Mittel hernehmen soll, sondern umgekehrt die, ob die vorhandenen Mittel einem vernünftigen, allgemeiner Anerkennung werthen Zwecke zugewendet werden. Ganz kürzlich ist in Köln etwas der Art geschehen, und wir nehmen aus dieser Thatsache, zusammen mit der angedeuteten Wiederkehr derartiger Absichten an verschiedenen Orten und in verschiedenen Augenblicken, an dieser Stelle Anlaß zu der Erörterung der Frage, inwieweit es sich dabei um einen erstrebungswerthen Zweck handeln mag.

Zuvörderst, welches sind die Gründe, daß diese Bestrebungen geäußert werden?

Wir glauben nicht fehlzugreifen, wenn wir den hauptsächlichsten Grund in den Bewegungen des öffentlichen Lebens der Gegenwart suchen. Die Steigerung der Theilnahme an den politischen Geschäften, die wachsende Intensität und Extensität der Mitwirkung der erwerbenden und besitzenden Classen an den Angelegenheiten, welche die Gesamtheit betreffen, insbesondere aber die immer schärfer hervortretende Geltendmachung der besonderen wirthschaftlichen und Classeninteressen in diesem öffentlichen Wesen,

haben mit Nothwendigkeit auch in solchen Kreisen ein lebhafteres Bedürfniß nach wissenschaftlicher, theils allgemeiner, theils fachlicher Bildung hervorrufen müssen, welche nach den Gewohnheiten und Ansprüchen ihrer beruflichen Verrichtungen ein solches Bedürfniß früher nicht gekannt haben. Es ist eine gerade aus diesen Kreisen zu häufigen Malen geäußerte Beschwerde, daß die Juristen, die Advocaten, die Büreaumenschen oder, wie es neuerdings mit autoritativem Nachdrucke bezeichnet worden ist, diejenigen, welche „nicht säen und nicht ernten“, die Gesetze machen, den Staat verwalten, die Interessen vertreten, daß mit anderen Worten ein gewisses formelles Geschick in der Behandlung politischer Geschäfte einen Vorsprung gewährt vor der leider hintangesetzten fachlichen Competenz der dazu berufenen Männer. Es ist eine Beschwerde, die immer wiederkehrt, an allen Orten, unter allen möglichen Staatsverfassungen, und die dann am lauteſten sich hören läßt, wenn irgend eine bestimmte einzelne Maßregel den besonderen Wünschen und Interessen irgend eines bestimmten Kreises der materiell productiven Classen nicht zuzusagen scheint.

Inwieweit bei solcher Mißbefriedigung ein wirkliches und berechtigtes Gefühl geltend gemacht wird, das in der That auf eine objective Verletzung des sachlich Richtigen und Gerechten hinzuweisen in der Lage ist, oder ob es sich vielmehr blos um die Beschränktheit der Maulwurfsperspective der besondern Classeninteressen handelt, das aus Mangel an jener „formalen“ Bildung der Juristen, Büreaumenschen, Professoren u. s. w. zu dem Standpunkte der Gesamtheit sich nicht zu erheben vermag — in beiden Fällen wird man anerkennen müssen, daß die sei es objective, sei es subjective Beschwerde größere Aussicht zur Beseitigung ihrer Gründe haben wird, wenn sich die Industriellen, die Kaufleute u. s. w. derjenigen Bildung zu bemächtigen suchen, welche jenen Anderen den beneideten Vorsprung möglichst abgewinnt. Wenn sie die geistige Waffe, auf die sie oft so selbstzufrieden vertraut, den „gesunden Menschenverstand“ gleichsam nur als das rohe Erz erkennen, das die wissenschaftliche Bildung erst zu einem blanken schneidigen Stahle zu schmieden berufen ist — dann wird Hoffnung vorhanden sein, theils daß diese Kreise jenen wünschenswerthen Einfluß auf die staatlichen Maßregeln erlangen, welcher sich darin fruchtbar erweisen soll, daß dieselben den oft beklagten abstracten Charakter verlieren, theils daß sie fähig sind, eben diese Maßregeln anzusehen nicht blos als die Befriedigung eines einzelnen und ausschließlichen socialen Interesses, sondern als ein System mannichfaltiger Versuche, die sich bemühen, die zahlreichen, einander widerstrebenden Interessen in erträglichen Einklang miteinander zu setzen.

Das ist das Eine. Das andere ist das mit dem Zeitalter sich mehrende Bedürfniß nach allgemeiner Bildung, welches namentlich dort sich aufdrängt,

wo größerer Wohlstand und in Verbindung damit der Anspruch auf größere gesellschaftliche Geltung auftritt. Von der heute so viel geschmähten Halbbildung kann man wenigstens so viel Gutes einräumen, als jenes französische Bonmot von der Heuchelei rühmt: wenn die hypocrisie c'est l'hommage que le vice vend à la vertu, so ist die Halbbildung die Anerkennung, daß man jene Bildung zu besitzen verpflichtet wäre, welche man nicht besitzt. Die Wahrheit dieser Ansicht übersetzt sich in das praktische Leben, wenn der reiche Vater, welcher an sich selber die Lückenhaftigkeit der Halbbildung schmerzvoll aber zu spät empfindet, alles das, was er selber einst versäumt hat, an seinem Sohne nachzuholen sich entschließt, wenn er sich von der Ueberzeugung durchdringt, daß eine ehrenvolle Aufrechterhaltung derjenigen Stellung, welche großer Besitz und großer Erwerb in dem gesellschaftlichen Leben zu gewähren vermögen, nicht wohl anders thunlich ist als auf dem Boden einer gehörigen geistigen Vorbildung, einer innerlich freien Ansicht von Welt und Leben.

Die angedeuteten Anlässe mögen, statt manches Weiteren, das sich hier anführen ließe, dazu genügen, die thatsächliche Erscheinung, um welche es sich für uns handelt, als eine vernünftige und erfreuliche zu erklären.

Die Frage ist dann vor uns: Welches sind die Mittel, deren man sich für den besonderen Zweck bedient?

Zuvörderst sind es sehr einfache Mittel, welche sich darbieten und auch für die geschilderten Absichten benutzt werden. In England ist zwar im Stande der Kaufleute und Industriellen die Liebe zum Homer und den Musen, zur Wissenschaft und zum fachlichen Studium durchaus nicht in dem Umfange verbreitet, wie es auf dem Festlande öfters geschildert worden ist: aber eine Thatsache ist es allerdings, daß derlei Fälle nicht ganz und gar selten sind, nicht so seltene, wie bei uns zu Lande. In der City von London giebt es ein Bankhaus der Lubbocks, dessen einstiger Chef ein gelehrter Alterthumsforscher war, und dessen gegenwärtiger Inhaber, der Sohn des Genannten, sich nicht nur im Parlamente seit einer Reihe von Jahren als ein thätiges und hervorragendes Mitglied bekannt gemacht, sondern auch als wissenschaftlicher Schriftsteller, zumal im Gebiete der primitiven Culturgeschichte, einen geachteten Namen errungen hat. An Jahren und öffentlicher Stellung nahe mit Sir John Lubbock verwandt, sitzt im englischen Parlamente der frühere Marineminister und Vertreter der City im Unterhause, George Goschen, ein Mann, welcher gleich jenem vor Eintritt in das Leben in Oxford die regulären Universitätsstudien absolvirt und sich mit einer fachmäßigen Abhandlung im Gebiete der politischen Deconomie, die eine Reihe von Auflagen erfahren, seinen Platz vor der Welt zuerst errungen hat: seines Zeichens im übrigen der Sohn eines nach England eingewanderten Deutschen

und selber der Erbe und das Haupt des von seinem Vater geleiteten Bankhauses. Beide Männer charakterisirte, Lubbock sowohl wie Göschen, daß sie — neben sonstigen politischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen — gerade denjenigen Gegenständen den wissenschaftlich geschulten Verstand zugewendet haben, in welchen ihre erwerbende Praxis sich bewegt: beide haben über Angelegenheiten des Bankwesens Arbeiten veröffentlicht, die allein ihnen den Ruf gelehrter Praktiker in diesem speciellen Fache für alle Zeit sichern, in England wie im Auslande.

Die genannten Beispiele sind keine Ausnahmen. Sie ließen sich durch manchen anderen Namen vermehren, der hier nicht zu erwähnen ist, weil es uns nicht auf eine Statistik dieser Erscheinungen ankommt, sondern auf die Betonung der Erscheinung selber. Etwas derart regt sich hic und da freilich auch in deutschen Landen, aber wir begehen wohl keine Ungerechtigkeit, wenn wir behaupten, es sei dergleichen seltener bei uns, als in England, vollends viel seltener, als es zu wünschen wäre.

Dagegen gehört es bei uns keineswegs zu den Seltenheiten, daß aus den Umgebungen des kaufmännischen und industriellen Wohlstandes heraus einzelne Söhne Vorbereitung und Studium bestimmter Fachwissenschaften bewältigen zu dem auch in anderen Kreisen üblichen Zwecke, hierin eine Laufbahn für das Leben, eine Stellung für Berufspflicht und gesellschaftliche Ehre zu suchen. Im Verhältnisse zu der Gesamtzahl des deutschen, zumal des preussischen Beamtenthums, des Professorenthums, des ärztlichen Berufes, der Geistlichkeit und der Lehrerschaft ist es freilich immer noch eine bescheidene Minderzahl, welche sich von dorthier recrutirt, aber absolut genommen ist sie groß, wenn man an die Zahl solcher jungen Männer denkt, welche im oben angedeuteten Sinne für die Berufszwecke der Kaufmannschaft eigentliche Studien unternimmt.

Der Grund ist ein sehr naheliegender. Wenn einmal aus dem Schoße des, den heiteren Regionen geistiger Freiheit nicht oft gerade günstigen, materiellen Ueberflusses sich Talent, Fleiß, Streben für die Wissenschaft erhebt, so geschieht das regelmäßig in dem Sinne, daß nun auch die Vorliebe zum Studium weiter hinausführt, sei es in die Bahnen der Ehre, sei es in die abgelegenen Ruheplätze der Forschung, welche sich an das Studium knüpfen. Es wird ein auf wissenschaftliche Vorbereitung gegründeter Lebensberuf ergriffen, welcher als solcher die Abkehr von dem kaufmännischen Erwerbssleben in sich schließt. Ab und zu wird ein Compromiß geschlossen; mancherlei Verpflichtungen gegen die Familie, mancherlei besondere Verhältnisse geben Anlaß, das Eine und das Andere zu verbinden; das Eine an die Stelle des Anderen zu setzen. Aber selten sind diejenigen Fälle, da Talent und Neigung mit klarem Bewußtsein und innerstem Entschlusse die wissen-

schäftlichen Bestrebungen eines wissenschaftlich begabten Menschen in die Bahnen des kaufmännischen oder industriellen Berufes führen.

Es bedarf nicht vieler Worte, um die Ueberzeugung geltend zu machen, daß gerade dieses am seltensten Vorkommende etwas im hohen Maße Wünschenswerthes ist, daß für das erwerbende wie für das staatliche Leben, für die Einzelnen wie für das Ganze, für Gemeinde wie für Gesamtheit unendlich Vieles gefördert werden kann, wenn solche Männer maßgebend in die Mitte des praktischen Geschäftslebens treten, wenn das ganze Maß dessen, was das principielle Denken in sittlicher und intellectueller Richtung zu jeder Zeit vollbracht, unmittelbar in lebendiges Dasein tritt durch die Verkörperung also ausgerüsteter Menschen. Was kann der Einfluß der im geistigen Leben und zugleich im Wirthschaftsleben hochstehenden Männer nicht ausrichten für die Reinigung des Verkehrslebens von jenem Vielerlei sittlicher Verderbtheit, das heutzutage öfters als die unvermeidliche Frucht des modernen öconomischen Fortschritts erscheint? Was kann jener Einfluß nicht leisten für die besonnene Erörterung und Lösung der zahlreichen öconomischen und socialen Streitfragen, welche bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge heutzutage mit so viel Enge und Befangenheit persönlicher Interessen, so sehr nach den Instincten des Egoismus, so wenig nach der Einsicht einer objectiv verständigen Auffassung der Dinge behandelt werden? Wie viel ist hier namentlich zu thun für die unentrinnbare Aufgabe des großen Besitzes, zumal in unserem Zeitalter der socialen Kämpfe, daß er in seinem Vermögen walte wie Einer, welcher die Pflichten solcher Stellung begreift, daß er als ein Freier in dem Besitze herrsche, nicht von dem Besitze besessen werde! Ja, wie Vieles, wie Großes ist hier nicht zu thun, wenn man bloß die Aufgaben zu bezeichnen braucht im Angesichte der Vorstellung, solche Männer wären in der nöthigen Zahl vorhanden!

Es ist eine Thatsache, daß sie in der nöthigen Zahl und Art nicht vorhanden sind. Es ist ferner eine Thatsache, daß man unter Anderem meint, der angedeuteten Lücke abzuhelfen durch die sogenannten Handelsakademien. Und hiermit sind wir bei unserem speciellen Thema, für welches die vorangegangenen Worte die nothwendige Bevormutung waren.

Wir wünschen hier darzuthun, daß die Handelsakademien für irgend einen solcher höheren Zwecke, wie die angedeuteten sind, nicht das geeignete Mittel sein können. Schon der Name ist der Ausdruck einer schiefen Prä-tention. Denn wenn das Wort „Akademie“, sei es in dem allgemeineren Sinne, welcher es der Universität gleichbedeutend braucht, sei es in dem speciellen -Sinne für Fachakademien (also Bauakademien, Gewerbeakademien, Landwirthschaftsakademien, Forstakademien, Bergakademien) regelmäßig auf die Hochschulen angewendet wird, an welchen eigentliche Wissenschaften gelehrt

werden, wenn in dem Falle der Fachakademien die Absicht dieses wissenschaftlichen Unterrichts immerhin die Anwendung auf den Nutzen des täglichen Lebens ist: so handelt es sich bei den sogenannten Handelsakademien um etwas davon wesentlich Verschiedenes, und zwar wesentlich Geringeres. Die Bergakademien, Forstakademien u. s. w. haben die deutliche Aufgabe, für die technischen Zwecke des Bergbaus, der Forstverwaltung, die naturwissenschaftlichen Grundlagen und auf diesen Grundlagen die speciellen Disciplinen der Anwendung naturwissenschaftlicher Geseze zu überliefern, damit die Praxis dieser Berufszweige sich auf der Höhe des gegenwärtigen Standes wissenschaftlicher Erkenntniß bewege. Was die landwirthschaftliche Technik betrifft, so ist gerade die neuerdings so stark betonte landwirthschaftliche Krisis, die sich in Deutschland und anderen Ländern zufolge der Concurrnz jener entlegenen Productionsstriche im Osten und Westen der öffentlichen Discussion aufdrängt, insbesondere dazu geeignet, an die Nothwendigkeit eines landwirthschaftlichen Betriebes zu mahnen, welcher gegenüber jener ausländischen Ueberflüsse einer fruchtbaren Natur, die eigenthümlichen Kräfte und Fähigkeiten einer gesteigerten Cultur ins Feld führt und durch die Qualität der Leistung der Quantität jenes Ueberflusses die Spitze bietet, mit anderen Worten, durch die höchstmögliche Verwerthung der Wissenschaft im Landbau theils die Produktionskosten vermindert, theils solche Culturarten und Betriebszweige zu finden weiß, welche innerhalb der neuen Concurrnz sich siegreich zu behaupten vermögen.

Die Aufgabe dieser Akademien ist also eine klar gegebene. Eine Frage für sich ist es denn freilich, ob es selbst diesen Studien gedeihlich sei, in der Absonderung ihrer fachlichen Zwecke zu existiren, und ob es nicht wünschenswerther für sie sei, daß sie in den Kreis eines größeren Ganzen eingeordnet werden. Eine Frage, welche zuerst theoretisch, jetzt thatsächlich im letzteren Sinne immer mehr und mehr beantwortet zu werden pflegt.

Anders ist es mit den Handelsakademien. Schon aus dem früher Gesagten geht hervor, daß etwas der Art wie eine wissenschaftliche Grundlage für die speciellen Aufgaben des kaufmännischen Betriebes, ähnlich der Landwirthschaft, Forstwissenschaft u. s. w., keineswegs als der bestimmende Anlaß der Bestrebungen für wissenschaftliche Bildung der Kaufleute zu betrachten sein dürfte, sondern Gründe weit allgemeinerer Natur. Und zwar einfach deshalb, weil derartige besondere Fachwissenschaften für den Kaufmann, „Handelwissenschaften“, wie man sie wohl mit ziemlich unklarer Vorstellung öfters genannt hat, bei nüchternen Betrachtung gar keine wirkliche Existenz haben. Wenn man die Lehrpläne der Handelsakademien, welche hier und dort bestehen, näher prüft, wenn man dabei namentlich die blendenden Namen

der Fächer, welche gelegentlich zum Auspusz dienen müssen, abstreift, so bleibt etwa Folgendes übrig:

- 1) einzelne allgemeine Schulfächer, welche in den mittleren, allenfalls in den höheren Classen der Realschulen, ebenfalls gelehrt werden,
- 2) eine Reihe von Fertigkeiten des praktischen Geschäftslebens,
- 3) einige aus dem systematischen Zusammenhange gerissene und für den subalternen Zweck verdünnte Stücke von solchen Wissenschaften, die den Handel berühren.

Was die erste Art von Fächern betrifft, also beispielsweise deutsche Aufsätze oder Vorträge, Geschichte, Geographie, neuere Sprachen, so ist dergleichen natürlich in jeder Schule zu lernen, und zwar jeweilen nach dem Niveau dieser Schule oder der Classen derselben. Dafür bedarf es keiner besonderen „Akademien“.

Die zweite Art von Fächern umfaßt die mannichfaltigen Handwerkzeuge der kaufmännischen Routine, aber wohlgemerkt nur die Handwerkzeuge und nicht die Routine selber. Solcherlei sind die Fertigkeiten der Buchhaltung, des kaufmännischen Rechnens, der Arbitrage, der Correspondenz in deutscher und fremden Sprachen. Es sind das Dinge, welche jeder halbwegs offene Kopf auch im praktischen Leben des Handelscomptoirs mit Leichtigkeit erlernt. Während die Routine des Kaufmanns, die Technik des Handelsbetriebes überhaupt, nicht gelehrt werden kann anders als inmitten dieser Praxis, weil sie nicht eine geregelte Technik in der Weise des Landwirthschaftsbetriebes ist, sondern die Technik des Eigennuzes, des billigen Kaufens und theuren Verkaufens, welche durchaus eine Aufgabe lebendig-praktischen Zugreifens ist.

Die dritte Kategorie endlich führt Handelsrecht, Bankwesen, Geldwesen, Münzkunde, Waarentunde auf, d. h. Gegenstände, welche ein specieller Theil aus dem Ganzen selbständiger Wissenschaften sind. Sie lassen sich nicht, aus ihrem inneren Zusammenhange herausgetrennt, gründlich lehren, um so weniger gründlich, wenn die von den Schülern mitgebrachte Vorbildung ganz und gar nicht genügend ist, um der logischen Entwicklung wissenschaftlicher Lehren ernsthaft zu folgen. Das Handelsrecht weist in die Rechtswissenschaft, das Bank- und Geldwesen in die Nationalöconomie, die Waarentunde in die technische Chemie, in die Technologie und andere technisch-naturwissenschaftliche Fächer zurück. Und all dieses Besondere, wenn es im wissenschaftlichen Sinne den Geist des Schülers packen und durchdringen soll, fordert von ihm, daß er tiefer hinabsteige in die allgemeinen Principien der ganzen Wissenschaften.

Bei solcher Ansicht der bestehenden Handelsakademien will es uns bedünken, daß dieselben einerseits einen nur geringfügigen Nutzen herbeiführen, verglichen mit demjenigen, zu welchem sie sich anheischig machen, daß sie



andererseits durch eben die Prätensionen, welche sie geltend machen, indirecten Schaden herbeiführen.

Daß sie mancherlei Handreichung für den kaufmännischen Beruf gewähren, soll nicht geleugnet werden: ihr Nutzen liegt auf dem Gebiete der zweiten der oben vorgeführten Kategorien. Buchführen, Rechnen, englische und französische Correspondenz, alles das will freilich erlernt sein, so gut wie Schönschreiben, Tanzen, Reiten, Schwimmen, Fechten. Nur ist das alles leicht zu erlernen, und kein ernsthafter Mann wird das zum Gegenstande eines wissenschaftlichen Studiums machen wollen. Namentlich aber ist damit der Hauptnutzen der ganzen Anstalten erschöpft. Das übrige, was sie leisten, gehört nicht zu ihnen, sondern gehört, wenn es recht gehandhabt werden soll, entweder an die für die Hochschule vorbereitende Unterrichtsanstalt, oder an die Universität selber. Das letztere gilt von jenen Wissenschaften, deren losgelöste Stücke zusammen mit den Anweisungen der Routine als „Handelswissenschaften“ mit Vorliebe bezeichnet zu werden pflegen.

Und mit dieser Zwischenschiebung der Handelsakademien, welche die legitimen und bewährten Aufgaben der höheren Schulen und der Hochschulen kreuzt, hängt eben das Bedenkliche derselben zusammen. Vor der Unwahrheit oder vor der Selbsttäuschung, die damit verknüpft ist, gilt es zu warnen: zumal dann, wenn, wie jetzt eben der Fall ist, mit neuen anspruchsvollen Projecten an die Gründung neuer Handelsakademien gegangen werden soll.

Wenn die herkömmlichen Disciplinen der Gymnasien oder der sonstigen höheren Schulen für die unerwachsene Jugend, wenn die akademischen Fächer und Lehrstühle der Universitäten, jedes in seiner Art und an seinem Orte bereits jene Lehrmittel besitzen, welche hier in eigenthümlicher Gruppierung und in ungewohnter Mischung des Schulmäßigen und des Wissenschaftlichen zusammengefügt werden, wozu ein Interesse liegt überhaupt dafür vor, daß man derartige Akademien errichtet? Der schützenden Behauptung, daß auch dieses Fach, wie jedes andere, seine besonderen akademischen Veranstaltungen und seine Course des Lehrsystems in Anspruch zu nehmen habe, wäre einfach mit dem Zuvorgesagten zu begegnen, aus welchem der Inhalt dieser Lehrcourse sich in seiner negativen Besonderheit deutlich genug ergibt. Und eben mit dieser oben gekennzeichneten Zusammenkleisterung des Disparaten, jedenfalls des pädagogisch Disparaten, hängt der Vorwurf zusammen, welcher den Handelsakademien nicht erspart werden kann: daß sie nämlich das Schulmäßige, dessen ihre Schüler noch bedürfen, zum Akademischen, wenigstens dem äußeren Scheine nach, aufbauschen und zugleich das der Hochschule angehörige, wissenschaftliche Studium für die Zwecke eben dieser unzureichend vorgebildeten Schülerschaft herabdrücken. Also ein Hinaufziehen des niederen Unter-

richts, ein Herabziehen des höheren Unterrichts, mit dem Resultate einer Vermengung, welche alles Andere zu Wege bringt, als eine akademische Bildung.

Die Sachlage wird noch deutlicher, wenn man die thatsächlichen Zustände der Art und Weise, wie sich die Handelsakademien recrutiren, ins Auge faßt. Sie würden in quantitativer Hinsicht der Frequenz ein eben so kümmerliches Leben führen als sie es in qualitativer Hinsicht wirklich führen, wenn nicht die bestehenden Gymnasien und parallel laufenden Schulen, die dazu bestimmt sind, den Söhnen der „besseren“ oder der „gebildeten“ Classen die erforderliche Vorbildung zu geben, beständig eine ansehnliche Procentziffer solcher Schüler abstoßen würden, die über die Mittelclassen nicht hinaus kommen. Mangel an Begabung spielt unter den Gründen dieser Erscheinung gewiß eine bedeutende Rolle; aber auch gewiß nicht die einzige: strenge Zucht, der ernste Wille der Eltern, das bestimmte Bewußtsein bei dem jungen Menschen selber, daß er sich anstrengen müsse ungleich vielen Andern das Ziel der Schule ordentlich zu erreichen, würden die Zahl jener Abtrünnigen bedeutend vermindern. Umgekehrt aber wird diese Zahl groß bleiben, ja sich vergrößern, je plausibler und mannichfaltiger die Wege sind, welche neben der Schule her führen, welche bei dem nun einmal vorhandenen Ehrgeiz oder Anstandsgesühl, das ein gewisses Maß der Bildung äußerlich vorschreibt, oder gar bei einem so handgreiflichen Drucke wie ihn die militärische Dienstpflicht indirect und der einjährig Freiwilligendienst direct auf die wohlhabenden Classen im deutschen Reiche ausübt, die Möglichkeit eröffnen, äußerlich das Erwünschte auch auf andere Weise zu erlangen als auf dem Wege der zu hart befundenen regulären Schulbildung.

Und hier ist der Punct, wo der wunde Fleck der Handelsakademien nach unserer Ueberzeugung vor allem sitzt. Sie sind ein Mittel, sich um die bewährte, anerkannte Zucht der Schule herumzuschleichen und doch den äußeren Anstand mit einer gewissen Manier zu retten. Und diese gewisse Manier, mit welcher das geschieht, wird um so anspruchsvoller, um so selbstbewußter, ja pompöser der Aufwand ist, welchen man gleichsam zur Draperie verwendet, um derartige Anstalten zu wissenschaftlichen Fachakademien nach außen hin auszustaffiren. Gerade darum ist vor neuen, mit größeren öffentlichen Mitteln unternommenen Experimenten desto lebhafter zu warnen.

Berzichten nun aber die Handelsakademien auf die Aufnahme solcher unreifen Erzeugnisse einer halb- oder viertelsfertigen Schulbildung, verlangen sie ernsthaft, daß ihre Zöglinge vorgebildet seien wie man es gewohnt ist zu verlangen von jungen Leuten, welche wissenschaftliche Studien machen wollen, so zerfällt alsbald dasjenige, was sie als eigenthümliche Akademien diesen zu bieten vermögen, zu einer Geringsfügigkeit, welche mit abschreckender Deutlich-

keit den wahrhaft und tüchtig vorgebildeten jungen Mann an die Universität treibt. Dieser hypothetische Fall ist kein bloß hypothetischer; er wiederholt sich praktisch, nur leider nicht oft genug, im heutigen Leben. Sollte es aber wirklich wahr sein, daß in dem Umfange der Lehrgegenstände der Hochschulen irgend ein Fach noch fehlt, welches nach den Bedürfnissen der Zeit und der Verhältnisse eine speciellere Vertretung erforderte, so wäre dieses ja hier im unmittelbaren Anschlusse an das Bestehende mit Leichtigkeit zu erfüllen. Nur läßt sich kaum sagen, daß gerade für die Bedürfnisse der Studien eines späteren Kaufmannes die heutigen Universitäten irgend eine wirkliche Lücke aufzuweisen hätten, wenn man nicht etwa noch an der dilettantischen Phantasie der „Handelswissenschaften“ hängt.

Wird dagegen auf der anderen Seite die Forderung offen erhoben, man wolle eben den zum kaufmännischen Berufe bestimmten Knaben nicht mit Latein und Griechisch und dergleichen unpraktischen Dingen quälen, man wolle ihn statt dessen frühzeitig hineinführen in das ihm Nützliche und in den Umkreis der für ihn wichtigen Wissenschaften; so erwidern wir: ihn in das Nützliche hineinzuführen, dazu sind die „Akademien“ nicht da, sondern das Leben; und was die für ihn wichtigen Wissenschaften anlangt, so giebt es nur die Wahl, entweder auf ihr Verständniß verzichten und sich ohne Wissenschaft behelfen, oder für ihr Verständniß die nothwendige Vorbildung erwerben. Insbesondere ist, wenn von „allgemeiner Bildung“ geredet werden soll, nach aller pädagogischen Erfahrung eine gehörig abgeschlossene Schulbildung für diesen Zweck um vieles fruchtbarer als ein auf schwache Grundlagen gesetztes Allerlei von utilitarisch zurechtgestuften Abschnitten und Ausschnitten wissenschaftlicher Fächer.

Also: Entweder — Oder. Es wird auch ferner so gehen, wie es zu den Zeiten der Fugger und der Rothschild gegangen ist, daß man Geld macht und ein großes Licht wird in der Welt des Besitzes mit keiner anderen Wissenschaft als Schreiben, Lesen und Rechnen. Daher bleiben diejenigen, welche den Muth dieser Offenherzigkeit besitzen, auch fürderhin in ihrer Weise auf sicherem Grunde. Und wahrlich, es wird allezeit schwer halten nachzuweisen, daß geistige Bildung und materieller Erfolg im kaufmännischen Berufe nothwendig, ja nur regelmäßig zusammenhängen. Aber weil nun mal so ehrenwerthe Regungen, wie die Eingangs geschilderten, aus guten Gründen vorhanden sind und heutzutage zunehmen, darum muß im Sinne dieser Bestrebungen auf dasjenige hingedeutet werden, was Noth thut, und vor demjenigen gewarnt werden, was auf Abwege führt.

## St. Vigil.

Beim Abstieg in das Thal von Untermoy entwand des Hochgebirges stolze Warte hinter einem Nadelwalde, in dessen gelichteten Beständen kahle Bodenflächen und entästete Bäume den traurigen Stand der Forstwirthschaft verriethen. Bauern mit ihrem Gesinde waren in voller Thätigkeit, die Moos- und Pflanzenbede eines Abhanges mit den Humusschichten abzustreifen. Beim Geplauder über den Nachtheil, welchen der Lärchenwald erleiden müsse, wenn man das Erdreich von den Felsen schäle, bemerkte ein Knecht: „Nicht wahr, da ist das Schneiden besser, weil die Wurzeln Saft und Kraft behalten?“ „Das eine wie das andere hemmt den Wuchs der Bäume, die mit den Nadeln aus der Luft und mit den Wurzelfasern aus dem Boden Nahrungstoffe saugen.“ „Was sollen wir aber machen,“ fragte mißmuthig der Bauer, „wenn unser Heu und Stroh kaum zum Futter reicht und wir die Streu fürs Vieh nicht aus dem Walde nehmen dürfen?“ „Und wie soll Eure Wirthschaft vorwärts kommen, wenn Ihr mit jedem Haufen Streu für einen Zehner Holz im Walde verliert?“ Kopfschüttelnd wiederholte der Mann: „Nicht rechen, nicht schneiden . . wir müßten gleich zu Grunde gehen, wenn's nicht beim Alten bliebe“, und nahm dann um so eifriger die unterbrochene Arbeit wieder auf.

Der Thalriß von Untermoy bildet eine Verästelung des Gaderthales, die von dem Fuß des Peutlerkofel bis Zwischenwasser, gegenüber Plaikn, abwärts streicht, hier und da einen Blick auf den Kreuzkofel, die Eisengabel und den Felskloß des Hintergrundes erschließt, ab und zu durch Steilgehänge die Wanderung erschwert und bei der Armuth an malerischen Zügen von Touristen nur auf den Uebergängen von und nach Villnöß durchschnitten wird. An der Halde des gleichnamigen Dorfes boten Feld und Wiese wohl die Zeichen blühender Cultur, aber die öde Schenke neben der Kirche mit dem wortkargen Wirth, einem mürrischen Gast und ungenießbaren Erfrischungen schreckten vor weiteren Fragen nach Land und Leuten zurück: ohne Aufenthalt stieg ich über Wälschellen zum Bett der Gader nieder und erreichte längs dem Rinnsal des Nebenflusses in vorgerückter Stunde das Ziel.

Schon einmal hatte ich — vom Gipfel des Kronplatz — die Häusergruppe des Dorfes Vigil erschaut und seither Jahr für Jahr die Wanderung nach Enneberg auf den Plan der Sommerfahrten gesetzt, ohne den schönen Ort an der Mündung des Rauthales zu erreichen, auf dessen Dolomiten jetzt der Abendsonne Purpurgluth verglomm. Abseits von dem Weltverkehr fesselt St. Vigil durch die Reize der Natur und idyllische Züge des Volkslebens, das hier am romanischen Stamm seine unscheinbaren Blüten treibt,

indef deutsche Sitte im „Stern“, der allen Wandermüden zur Rast empfohlen sei, mit den schlichten Formen alter Zeit die Vorzüge germanischer Gastlichkeit bewahrt. Alpenfahrer, welche das kleine Haus zum Standquartier auf ihren Zügen durch die Formenwelt der Dolomiten erkoren hatten, und ein Botaniker aus Wien erfreuten sich mit Gästen aus dem Norden an dem Frieden des grünumsäumten Dorfes, das zwar als Sitz des Forst- und Steueramtes wie des Bezirksgerichts den Mittelpunkt der Thalbevölkerung bildet, zwischen dessen sauberen Häusern mit weißen Wänden, grünen Jalousien und grauen Schindeldächern jedoch Gänse, Ziegen und Kühe mit ihren Hirten die Staffage zu Dorfgeschichten aus den Alpen bieten.

Während das friedfertige Naturell der Ladinier die Uebung der Rechtspflege in hohem Grade erleichtert, so daß der Richter nur eines Secretärs bedarf, um alle Streitigkeiten und die Vorerhebungen etwaiger Verbrechen in dem Bezirke von 5500 Seelen zu erledigen, umfassen die Vormundschafts- und Curatelsachen illegitimer Kinder ein inhaltreiches Capitel seiner Registratur. Leichter als die Alpenöhne deutschen Stammes lassen sich die Enneberger durch ruhige Vorstellungen von Recht und Wahrheit überzeugen, und wenn sie nicht immer besserer Einsicht folgen, bleiben sie doch verträglich, fleißig, mäßig, selbst im Rausche dem Zank und Hader abgeneigt: selten stören Ehrenbeleidigungen, selten Prozesse um Mein und Dein den Frieden der Bewohner, die ihre Grenzen nicht verrücken, kirchlich frommen, weltlich frohen Sinns in Freude und Leid die Harmlosigkeit eines fast kindlichen Gemüthes bewahren und, wenn die Buben Liedlein singen, auf der Handharmonika zum Tanze spielen und mit den Mädchen die Wonnen stiller Liebe theilen, im Genuß des Weines Erholung von der Mühsal und dem Drucke des Tageswerkes suchen.

Hocherfreulich sind die Bestrebungen des Oberförsters auf Weckung und Belebung des Gemeinfinns in Enneberg und Abtei. Mit scharfem Blick hatte Signor Fezzi bei seiner Uebersiedelung nach St. Vigil erkannt, daß die Forstcultur nur durch Verbesserung der Landwirthschaft zur Blüthe gelangen könne und, unbeirrt durch Widerspruch und Hindernisse, die Stiftung eines landwirthschaftlichen Vereines, Begründung einer Bibliothek für wirthschaftliche Fragen, die Einführung von Musterwirthschaften, Besamung der Wiesen und Felder mit Futterkräutern, die Veredlung des Rindviehs und der Pferderasse ins Werk gesetzt, die Bäche mit Forellen bevölkert, das Schneiden der Bäume eingestellt und Pflanzengärten für Obstbaumzucht und Waldespflege angelegt. Für diese Neuerungen galt es in erster Reihe das Vertrauen der Landbewohner zu gewinnen, die es unbegreiflich fanden, daß ein staatlicher Beamter ohne Hinterhalt und Nebenzwecke ihre Interessen fördern könne. Der Fischmeister protestirte gegen den Zuwachs künstlich ausgebrüteter

Forellen, weil der Staat ja mit dem Eigenthum an diesen Fischen die Berechtigung zur Fischerei geltend machen könne; Bauern scheuten vor der unentgeltlichen Benützung ärarischer Hengste und Stiere zurück, um nicht zur Zahlung des Kaufpreises für die edlen Thiere verhalten zu werden, und als Musterwirthschaft sogar Prämien für Düngerbereitung und Ackerbestellung erhielten, standen sie vor dieser Umkehr aller Ordnung völlig verblüfft und vermochten es nicht zu fassen, daß die Regierung dem Steuerzahler Unterstützungen gewähre.

„Was kann denn so ein Schreiberherr von unserer Landwirthschaft verstehen?“ hieß es nicht ganz mit Unrecht hier und da, weil in der That die Boden-, Besitz- und Wirthschaftsverhältnisse genaue Kenntniß erforderten, um jeden Mißgriff zu vermeiden; allein die meisten Schäden der Land- und Forstwirthschaft lagen so offenkundig vor Aller Augen, daß es kaum besonderer Studien zu ihrer Beseitigung bedurfte, und für schwierige technische Fragen fand der Forstbeamte bei Fachmännern genügenden Rath. Als dann das Zuchtvieh von der veredelten Rasse den alten Viehstand der Bauern übertraf, ein zweijähriges Füllen seinem Besitzer beim Verlaufe sogar 400 Gulden eintrug, da dämmerte den Ennebergern allmählich eine Ahnung dessen, was Fortschritt in der Landwirthschaft bedeute, und der Forstmann blieb um so eifriger bemüht, in den Vereinsversammlungen das Vertrauen der Bauern auf ihren Führer und auf die Regierung zu befestigen.

Während so die Beamten Hand in Hand die wirthschaftliche Lage und das Leben der Rabenier zu verbessern streben, verzehrt der Lehrer beim Unterrichte, im Meßnerdienste und in Schreibereien für die Gemeinde seine sinkende Kraft. Als Enneberger Kind mit der Weise seiner Stammgenossen aufs genaueste vertraut, konnte Villait durch Schilderungen von Volkessart und Brauch ihr Charakterbild in wichtigen Beziehungen ergänzen und des Richters Schattenriß in Farben ausgestalten. Bei bescheidenen Einnahmen und geringem Gesamtvermögen der Gemeinde Enneberg haben die Bauern von St. Vigil nicht unerhebliche Zuschüsse für den Unterhalt ihrer Armen zu leisten, da ihrem Dorfe ein Spital gebriecht. So groß die Fläche des Gemeindewaldes, so klein der Antheil, welchen jeder Besitzer an Brenn- und Nutzholz bezieht, und, weil der Getreidebau nicht überall den Bedarf des Hauses deckt, Mais und Haidekorn zur Einfuhr kommen müssen, so bleibt ihnen nur die Nutzung der Wiese und Alm wie der Gewinn aus dem Verkaufe des gezüchteten Viehes. An der Mündung eines unbewohnten Thales, inmitten einer Felsenwildniß, durch die nur wenige, zum Theil gefahrvolle, Fochsteige beschwerliche Uebergänge nach den Nachbarthälern vermitteln, bleibt St. Vigil auf den Verkehr mit Bruned und dem Pusterthal durch eine

Straße beschränkt, deren Krümmungen die Holzabfuhr in hohem Grade hemmen.

Obwohl durch den romanischen, in Kirche, Schule und Haus gepflegten Dialect dem Deutschthum fast entfremdet, gelangen doch fast alle Bauern zur Vertrautheit mit der deutschen Sprache, und indem sie durch Anhänglichkeit an das Land, Opferwilligkeit und Treue gegen Kaiser und Reich ihre patriotische Gesinnung bethätigen, treten sie mit den Italienern in einen bemerkbaren Gegensatz. Sie lieben weder politisches Geschwäg, noch Freiheitsphantasien, gehen fleißig zur Kirche, zahlen ihre Steuern ohne Widerrede und halten an der patriarchalischen Einfachheit früherer Zeiten fest. Man mag es beklagen, daß die heißblütigen Bursche weder des Priesters Segen noch die Zustimmung der Aeltern erbitten, um vertraulichen Verkehr mit den heimischen Schönen zu pflegen, aber für diesen Leichtsinn entschädigen die Jungen wie die Alten durch ihre Gutmüthigkeit, ihren fröhlichen Sinn. Fleißig bei der Arbeit, gelassen in der Rede, mäßig im Genuß des Weines, und noch im Rausche harmlos, verleugnet der Enneberger so wenig seine Liebe zur Verträglichkeit wie seine Freude an Belustigungen, zu denen das Kegeln und das Scheibenschießen zählt. Nur am Kirchtage und im Fasching führt der Bauer Weib und Kind zur Schenke oder nach dem nahen Bade, aber dann zahlt er auch für die Gehalten den Wein, um mit den Großen und Kleinen, mit Knechten und Mägden sich unbefangen dem Vergnügen hinzugeben, das hin und wieder der Gesang in deutscher oder italienischer Zunge, nur selten des einzigen Soldatenliedes in heimischer Mundart erhöht.

Die Kenntniß der deutschen Sprache wird gegenwärtig auch durch den Unterricht erstrebt, allein da die Schule von Georgi bis Martini geschlossen bleibt, und im Winter mehr als achtzig Kinder von sechs bis vierzehn Jahren des Lehrers Kraft erschöpfen, so lernen nur die fähigsten Knaben bis zum Schlusse der Schulzeit eine Quittung schreiben, einen Brief verfassen, sich in deutscher Rede verständigen, und der Erzieher muß zufrieden sein, wenn sie außerdem das Kartenbild der Heimath richtig auszudeuten wissen und einen Liederschatz nach Hause tragen, dessen Melodien ihnen keine Notenschrift vermittelt hat. Da der Kirche die Orgel, der Gemeinde ein Musikchor, den wenigen Dilettanten ein Capellmeister fehlt, so bleibt das musikalische Talent der Enneberger unentwickelt und auch die Poesie der Märchendichtung entschwindet ihrer Phantasie, die nur noch halbverdorrte Reiser des Aberglaubens mit grünem Laube umflieht. Man hört nicht mehr die Sage von dem Wettstreit der Enneberger und Ampezzaner um die Födera vobla und Fossesalm, bei dem eine Sennerin die Macht der höllischen Geister brach, und sieht auch den Salvang nicht mehr, jenes bärtige Männlein, das hier und da der Bäuerin Holz zum Herbe trug, die Kohlen anblies, in Stall und Stadel bei

der Arbeit half oder auf der Weide das Vieh behütete und den Bauern, die ihm Obdach, Pflege und ein freundlich Wort vergönnten, reichen Segen in die Truhen, in die Keller trug; von Riesen und Zwergen schweigt des Volkes Mund und der Orco verblaßt zu einem Schatten, dessen unschuldige Neckereien den furchtsamsten Wanderer nicht mehr beängstigen: — dagegen haftet in dem leichtgläubigen Gemüth noch manches Vorurtheil, das erst der besseren Schulerziehung weichen wird. Noch hausen Hexen in Enneberg, die mit Teufelskünsten Thieren und Menschen Unheil bereiten, Hagelschauer und Gewitter auf die Fluren leiten und wenn sie in schmutzigem und zerrissenem Kleide als Bettlerinnen vor den Thüren abgewiesen werden, die Besitzer mit ihrer Zauberei bedrohen. Der Zufall treibt gar wunderliche Spiele und wenn dann hier und da ein Füllen oder eine Kuh erkrankt, so hütet sich der Bauerndoctor, Zweifel an dem Wahn der Leute kundzugeben, verspricht vielmehr den Spuk durch Gegenmittel zu bannen, die immer, ob sie helfen oder fruchtlos bleiben, die Furcht vor der unheimlichen Natur jener Weiber vermehren, zu denen auch Therese Rigo im Monthal gerechnet wird. Wer am Donnerstage zu Markte geht und zuerst mit einem Weibe zusammentrifft, der bringt sicher Unglück heim. Nur wenn der Mond im letzten Viertel steht, dürfen Erdäpfel und Rüben, die in dem Boden abwärts wachsen, nur im ersten Viertel die Samen des Getreides, das mit den Halmen aufwärts steigt, der Muttererde übergeben werden. Osterregen oder -Schnee bedeutet Hunger für das Vieh, am Aschermittwoch kündigt Schneefall vierzig Tage gleichen Niederschlag, und Regenschauer an Maria Magdalenens Namenstage bringen Mäuse auf das Feld. Weht der Wind am St. Gregoritage, so hält er vierzig Tage an; bisweilen läßt ein Bauer seinen Buben auf dem Berge lauschen, ob der Luftzug hörbar durch die Tannenwipfel braust. Zum Feste der heiligen drei Könige werden Haus und Stall mit Weihrauch, Wiese und Feld mit geweihtem Wasser gesegnet und beim Ausbruch eines Gewitters Weidenläschen, welche der Priester am Palmsonntage geweiht, ins Feuer geworfen, um das Haus vor Blitzschlag zu bewahren; Gartenblumen, am Feste der Himmelfahrt Mariä gepflückt, geweiht und zu Pulver zerrieben, bilden die beste Arznei für krankes Vieh.

Von alten Bräuchen wird das Fensterln zwar in Ehren gehalten, doch nur selten ausgeübt; dann und wann geht ein Bube, wenn die Alten schlafen, nach dem Hause eines Mägdeleins, stellt eine Leiter an die Mauer und klettert leise zum Fenster hinan, um mit der Jungfrau Zwiesprach anzuknüpfen oder, wenn sie mit Andern die Lagerstätte theilt, ihre Aufmerksamkeit wach zu rufen. Verharrt die Maid im Schweigen, so müht er sich durch Scherz und Wit, durch Lob und Tadel ihr Wohlgefallen zu erregen, ihren Widerspruch herauszufordern und, wenn einmal das Eis gebrochen, auf



schwankendem Gestell, so gut es gehen will, sich mit dem Dienbl weiter zu unterhalten. Nicht immer ist das Fensterln als Versuch der Werbung anzusehen, nicht immer bleibt dem kühnen Kletterer die Gunst der Maid versagt; bisweilen sendet der Geliebte auch einen Kameraden, des Mädchens Treue zu erproben, indessen er selber an dem Fuß der Leiter verstoßenen Wache hält, und jener tauscht wohl seinen Namen, ahmt eines Anderen Stimme nach, um das Mädchen zu überlisten und das Geheimniß seiner wahren Liebe zu entdecken.

Hat sich ein Paar gefunden und die Maid bei den Aeltern günstige Stimmung gegen den Geliebten erlauscht, auch wohl zum Angebinde das goldne oder Silberringlein und so viel blanke Thaler als ihre Mitgift Hunderte von Gulden betragen wird, im Voraus angenommen, so geht Toni mit einem Zeugen zur Werbung in ihr Haus und sucht, wenn freundliches Entgegenkommen ihn ermunthigt, dem Vater seines Herzens Wunsch zu offenbaren. Inzwischen backt die Jungfrau Krapsen, der Bauer ist und trinkt mit seinen Gästen, verhandelt Wirthschaftsangelegenheiten und erfährt hierbei des Werbbers Plan, seinen eigenen Hausstand zu gründen. Auf des Burschen Frage: „Wäret Ihr geneigt, mir für den Anfang Eure Anna als Hauserin zu überlassen?“ forscht der Alte sorgsam nach den Eigenschaften, die der Nachbar von der Hauserin verlangt, nach dem Jahreslohn und anderen Bedingungen, bis dessen offenherziges Bekenntniß, am liebsten wäre ihm die Hauserin für alle Zeit und ohne Lohn — zum erhofften Ziele führt, die Maid dem Ja des Vaters und der Mutter freudig ihr Gelöbniß fügt und mit dem Bräutigam den Tag zur Prüfung in der Christenlehre bestimmt. Wenn jeder von ihnen dann allein, zur festgesetzten Stunde, den Gang nach dem Widum unternimmt, krachen die Böller auf den Höhen, und wenn beide im Wirthshause ein Glas Wein getrunken, treten sie zaghaft vor den Pfarrer, ihren Glauben an das Sacrament der Ehe zu erweisen, und bestellen, wenn die Prüfung glücklich überstanden, frohen Muthes die Verkündigung. Nachdem Braut und Bräutigam — der Bursch mit einem Blumenstrauß am Hut, die Maid ohne Bier ihrer Wollenkappe — vereinzelt Freunde und Bekannte um Geleit zur Kirche, Gebet für ihr Beginnen und Betheiligung an dem Mahl gebeten haben, sammeln sich am Hochzeitmorgen hier und dort die Gäste und der „Junggesell“ erscheint im Hause der Braut, für zeitigen Aufbruch und die Ordnung des Zuges zu sorgen. Allein hier tritt ihm ein häßliches, schlecht gekleidetes Weib mit Jubel ob des unverhofften Glückes entgegen, den braven Toni heimzuführen, und indem die Alte des Verlobten Eigenschaften mit blühenden Farben malt oder, wenn Niemand ihre Freude theilen und der Brautführer sie bedeuten will, daß drinnen schon die Auserwählte seines Freundes harre, ihre eigene Tugend, Sittigkeit und Schönheit, ihre Schätze

an Geld und Gut zu preisen beginnt, spielt sie die Rolle der Braut nicht selten mit dramatischer Lebendigkeit so lange, bis ein paar Silberzwanziger den Mund verstummen lassen und Anna freien Zugang zu dem Wagen erhält.

Paarweis geht der vereinigte Zug — die Braut mit weißem Blumenkranz im Haar — unter Jauchzen und Pistolenschüssen zur Kirche, aber bald hemmt eine Klausen den Schritt und die Hüter des Bitters — Vuben, welche nicht zum Hochzeitsfest geladen wurden, Neider, abgewiesene Freier — fordern gebieterisch des Brautpaares Pässe, weil sie alle Abenteuerer, alle Bagabunden anzuhalten haben. Nun tritt der Führer vor, in Bers und Heim, mit Bitte, Drohung und mit allen Künsten der Beredtbarkeit die Freiheit des Hochzeitszuges zu vertheidigen, durch Ueberlegenheit des Geistes den Sieg zu erringen oder persönliche Angriffe auf die Falschheit, Tücke und Armseligkeit des Wegelagerers mit den Betheuerungen seines guten Rechtes zu mischen:

„Du bist der Herr von Rabiskopf,  
In diesem Dorf der ärmste Tropf;  
Verhungert, hager, hohl und bleich,  
Schaust Du ja einem Bettler gleich.

Wir aber fahren mit Jubel und Gewalt  
Und können hier nicht machen lange Halt;  
Wir fahren durch Dörfer, Städte, Bruden,  
Deine Klausen wollen wir zusammendruden.“

In der Ueberzeugung, daß blankes Silber am leichtesten das Hinderniß beseitige, fragt der Junggesell jedoch zuletzt nach des Wächters eigentlichem Begehrt und erwidert zufrieden:

„Der Preis ist mir schon recht gemacht,  
Weil ich die Braut noch höher acht“,

entrichtet den geforderten Zoll und schreitet stolzeren Hauptes dem Zuge in das Gotteshaus voran. Nach der Trauung und der Opferung am Altar trinken alle Gäste St. Johanniswein und kehren in gleicher Ordnung, von dem Geistlichen begleitet, zum Wirthshause zurück, wo sich am kleinen Tisch das neuvermählte Paar mit dessen Aeltern, der Priester, die Kranzjungfrau und der Junggesell vereinigen, während die geladenen Gäste an der großen Tafel auf eigene Kosten schmausen. Selten fehlen Musikanten, die mit Geige, Baß, Clarinette, Zither, oder mit der Ziehharmonika dem Reigen Melodie und Rhythmus geben, und wenn Knüdel mit Kraut als Zeichen zum Beginn der Tanzbelustigung erscheinen, eröffnet der Führer mit der Kranzjungfer den Ball, nachdem die Maid zuvor jedem Burschen ein Tuch als Marke gereicht, ein Geldgeschenk als Gegengabe angenommen hat. Später fordert

ein fremder Bursche, der sich Hut und Tuch geliehen, die junge Frau zum Tanze, huscht mit ihr unbemerkt zur Thüre hinaus und weiter, im Geleit einiger Kameraden, nach einer zweiten Schenke, das Festmahl und den Festtrunk fortzusetzen. Wird sie vermißt, so fordert der Junggesell Laterne und Perspectiv, das Versteck der Entflohenen zu erspähen, Schlüssel zur Deffnung der Thüren, eine Kette, um die Abtrünnige zu fesseln, und verfolgt, wenn ihm Gläser, Flaschen oder Trudentöpfe ohne Boden zur Auswahl eines Fernrohrs, eine Mausefalle statt der Leuchte, ein Blumenkranz als Kette, und andere Instrumente herbeigetragen worden sind — bald hierhin, bald dorthin gewiesen — die Spur der Flüchtigen, um sie, nicht ohne neues Wortgefecht, nicht ohne Zahlung des Lösegeldes für die Zechen, zur Rückkehr aus dem Verstecke zu bewegen. Früh scheidet das glückliche Paar und läßt die Tanzlust weiter brausen; des Zwanges ledig schließen Buben und Mädchen sich enger im Reigen zusammen, zechen lustig weiter und beenden in Fröhlichkeit das Vermählungsfest, dem hin und wieder am nächsten Tage ein Nachspiel in der Schenke die letzte Weihe giebt.

Des Pflanzensammlers Strauß von Alpenblumen und des Gebirges abenteuerliche Formen ermunterten zum Gange durch das Rauthal nach der kleinen Fannisalm, auf deren Wiesengrund der Oberförster junge Murmelthiere angesiedelt hat. Von der Dreifingerspiz und dem Col di Vatsch, an dessen Gehänge im grünen Tann die „Nonne“ trauert, wo von dem Felsmassiv des Pares an dessen Steilwand auf der anderen Seite der „Kapuziner“ in einer Felsengrotte betet, fesseln bis zur Matte mauersteile, schiefgeneigte, von Thürmen und Spizen bekrönte Dolomitgebilde, die sich mit den Kolossen des Ampezzaner Thales an Wildheit messen, durch wundersame Gestaltung den Blick. Im waldigen Grunde sieht man des Flusses Bett auf weite Strecken verschwinden und wieder machtvoll aus dem Boden brechen, schon vor der Biegung nach Westen hochstämmige Föhren und Fichten dem Zwerggeschlecht der Vatschen weichen — während auf den Wänden des Tamerskofels und der Eisengabel Lärchen- und Fichtenwipfel sich wiegen — und die weiße Schotterfläche mit goldigen Blüten von *Papaver pyrenaicum* verziert.

Unvermuthet wurde mir im kleinen Fannisthal der Anblick einer Gemse zutheil, die aus dem Dolomitgeklüft zur Ebene herunterstieg, und mitten auf dem Pfade, kaum hundert Schritte vor mir, stehen blieb, um hier, den Hals zur Seite gebogen, lauschend, lugend, drei bis vier Minuten zu verweilen. Farne abzulesen, war ich dicht an eine Felsenwand getreten und hatte die Freude, das sonst so scheue Thier in seiner Ruhe, wie in flüchtiger Bewegung zu schauen. Ohne mich gewahr zu werden, da der Luftzug abwärts strich, hüpfte die Gemse in leichten Sprüngen und in mäßiger Schnelligkeit den Abhang hinunter, setzte rascher die gegenüberliegende Halbe hinan, um wenig

später, nach kurzem Halt und neuer Umschau, in dem waldigen Geklipp der Eisengabel zu verschwinden.

Kantiges Geröll von lichter Farbe ermüdete den Fuß, blendete das Auge, und des Grünsees mattgefärbter Spiegel gab der Felsenwildniß keinen heiteren Ton, aber wo der Steig von einem grasbewachsenen Plateau zur Alm herüberleitet, da entrollte jede Biegung eine neue Ansicht der großartigen Hochgebirgsnatur. Terrassenförmig senkten sich die Mauern des Kreuzkofels zum Grunde der Matte nieder, in deren Tiefe ein Weiher oder See die Formenpracht des riesigen Amphitheaters spiegelt, das wohl als Schauplatz für die Spiele von Nörgelen und Zwergen mit Rieken und Riesen, des Salvang mit den Feen der Bergwelt erscheinen mag. Langsam fließt das Wasser durch den moorigen, von *Calla palustris*, *Myosotis alpestris*, *Ranunculus bulbosus* und breitblättrigen Wasserpflanzen bewachsenen Grund, rascher schreitet man über Felsenquadern und grünen Rasen zu den Alphütten, unter deren Wänden die Murmelthiere ihre ersten Schlupfwinkel eingegraben hatten, und späht umsonst nach einem Ausweg aus diesem Felsenkessel, an dessen Wänden hier und dort die Fluth des schmelzenden Schnees zur Matte niederstürzt.

Bei der nicht unerheblichen Entfernung der kleinen Fannisalm von St. Vigil, die nahezu fünf Stunden betragen dürfte, blieb wenig Zeit zur Blumenlese und von den Blüthen der Gentianen und Primeln ward das Auge fort und fort zu den majestätischen Felsgebilden hingezogen, deren Mauern, Thürme, Kuppen und Zinnen sich coulissenartig vor- und rückwärts verschoben. So trug ich außer Steinbrech, Farnen, Ranunkeln — darunter *R. hybridus* — und Anemonen nur die reizende *Primula minima*, *Viola biflora*, *Polygala chamaebuxus*, *Valeriana saxatilis*, die feinverzweigte *Hutchinsia alpina*, das winzige Hungerblümchen — *Draba aizoides* —, die stengellose *Silene*, *Lotus corniculatus* und einige bekanntere Arten heim, ward aber auf dem Rückwege durch einen unerwarteten Fund in angenehmer Weise überrascht. Wo der Legföhre Nadelfilz den Ries des oberen Rauthales überwebt, da lockte goldiger Schimmer mich tiefer in das dicht verschlungene Gebüsch, dessen Schatten den reizenden Schmuck eines stolzen Gewächses nicht verdunkelten. Am runden, etwa dreißig Centimeter hohen, von vier ovalen, gerippten Blättern scheidenartig umspannten Stengel schwankten wundersame Blüthen, deren jede mit zwei Paar schmalen, braunen Blumenblättern einen goldgelben, oben offenen Schlauch flügelartig umgab — es war das schöne *Cypripedium*, der seltene Frauenschuh.

Am nächsten Morgen rüstete der Wiener Blumenfreund zum Ausflug nach der Födera vobla Alm und bot mir einen Sitz in seinem Wagen an. Blauer Himmel, thaubenehtes Gras, erfrischend kühle Luft — alle Zeichen deuteten auf einen sonnenhellen Wandertag, und die Erzählungen des alten

Herrn, der jeden Sommer den Staub der Residenz mit dem Blumenduft der Matte vertauscht, aus seinem ereignisreichen Kriegerleben erhöhten mit dem Wechsel der Naturansichten den Genuß der Fahrt. Von Pederu zu Fuß nach dem Kreuz, über Schutt und durch Gesträuch, das hier *Rhododendron chamaecistus* und *Saxifraga rotundifolia* beschattete, dort die weißen Scheiben von *Chrysanthemum* mit grünem Schleier umwob; von den Hütten der Aelpler über die Grasflur in das buschige Hügelland. Dort schwannten neben *Pinguicula alpina* der Soldanellen gefranzte Glöckchen an schwanken Stielen hin und her, *Primula veris*, *Gentiana verna*, *Gagea lutea*, *Meum mutellinum*, *Pyrola uniflora* und andere Gewächse hatten ihre lichten Farben mit dem Grün des Rasens verwoben; hier waren *Saxifraga aizoon*, *Arabis scabra*, *Vaccinium*, *Daphne striata*, *Azalea procumbens* und das zierliche Hirtentäschlein zwischen Felsgeklüft und Alpenrosenbüsche gestreut, aber die fahlen Wände der Crepa del Ravinores, des Monte Cristallo silberglänzende Stirn und der hohen Geißel Zadenfirst forderten die Aufmerksamkeit heraus, nah und fern leuchtete des Winterkönigs zerfektes Hermelingewand und der Rückblick in des Mauthals grüne Mulde mit dem Gletscherhintergrunde, wie die Wanderung am Ufer des einsamen Sees hielt unausgeseht die Schaulust wach.

Schon sank die Sonne. Neben der Hütte lagen sonngebräunte Bursche und schauten behaglich wie der Koch das Feuer unter dem Kessel schürte und Knöbel formte, von denen jeder die Größe einer Männerfaust erreichte. Vor der Abendmahlzeit bestrich Toni des Hörers Phantasie mit Schilderungen aus dem Jägerleben. Wohl kündeten der scharfe Blick und das verwetterte Gesicht den Waidmann, aber die äußeren Züge verriethen nicht seine vornehme Natur, die ihn an dem Bersted des Schneec- und Steinhuhn, an der Fährte von Fuchs und Hasen vorübergehen läßt, um Spiel- und Auerhahn im dunklen Forst, die Gemse im Geklipp des Hochgebirges zu beschleichen. Des Jägers Tagebuch hat manchen erfolglosen Aufstieg in die Berge, manche leere Thalfahrt aufzuweisen, aber es hat auch Triumphe verzeichnet, bei deren Erinnerung noch heute sein Auge flammt und das Feuer der Jagdlust in jungen Jahren ahnen läßt.

G. Dahlke.

## Die Eisenbahnfrage in Preußen.

### II.

Es ist gezeigt, wie der Mangel eines umfassenden und folgerichtigen Planes, welcher die preußische Eisenbahnpolitik bis zum Jahre 1849 kennzeichnet, wesentlich bedingt war durch die Verflechtung dieser Angelegenheit mit der Verfassungsfrage, von deren Lösung durch das Gesetz von 1820 jede größere Aufwendung aus Staatsmitteln bedingt war. In ähnlicher Weise konnte die rückläufige Bewegung gegen das von dem Handelsminister von der Heydt klar ins Auge gefaßte und kräftig geförderte Staatsbahnsystem, welche seit 1859 zuerst durch die parlamentarische Vorherrschaft der Manchesterideen eingeleitet war, vollen Boden erst gewinnen, als der neue Verfassungsconflict abermals jede Creditbewilligung an die Regierung ausschloß. Eine Staatsfrage, welche solchergestalt zweimal durch politischen und wirthschaftlichen Doctrinarismus von rechts und links in verhängnißvoller Weise verwirrt worden ist, sollte schon darum in der Folge recht vorsichtig vor ähnlichen Einwirkungen behütet werden — um so mehr, da kaum an einer anderen Stelle der — Doctrinarismus der einen und der anderen Art sich so schroff durchkreuzt haben.

Als der Abgeordnete Vasker in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 14. Januar 1873 sich dazu bekannte, als „letztes Endziel“ ins Auge zu fassen, daß „der Staat einmal in Zukunft alle Hauptbahnen an sich bringen werde“, war diese Erklärung eine politische That, deren Ehre durch keine Gegnerschaft in anderen Richtungen verkümmert werden sollte. Der Handelsminister sofort wie am anderen Tage der fortschrittliche Abgeordnete Berger begrüßten dieselbe wie ein erlösendes Wort, und ohne Zweifel ist auch nur diesem energischen Vorgange die Nachdrücklichkeit beizumessen, mit welcher die Eisenbahnuntersuchungscommission sich in dem gleichen Sinne aussprach: daß „vollwirthschaftliche Rücksichten und Gründe auf die Vereinigung aller Eisenbahnen in den Händen des Staates als letztes Ziel hinführen“. Und in der gleichzeitigen Annahme des 120-Millionencredits wurde die theoretische Anschauung bereits zur praktischen Maxime: denn schon damals hat kein Einsichtiger unter den Gegnern wie unter den Freunden des Staatsbahnsystems sich verhehlt, was in seiner Rede vom 13. Februar dieses Jahres der Minister Maybach schon als geschichtliches Urtheil aussagen durfte: daß der Bau der großen Verbindungslinie Berlin — Weplar zwischen dem östlichen und westlichen Staatsbahncomplex in der That den Uebergang zum Staatsbahnsystem bedeutete, daß Preußen sich heute bereits in diesem System befindet, nur „in einem verkrüppelten und zwar nicht zum Nutzen weder der Staats- noch der Privatbahnen“.

Während aber der neue preußische Ressortminister sich hinreichend beschäftigt sah mit der Verwendung des im Jahre 1874 bis über 500 Millionen Mark gesteigerten Credits, ging die schöpferische Förderung der Eisenbahnfrage für die nächsten drei Jahre auf das neugebildete Reichseisenbahnamt über — diese geschichtliche Leistung kann den Urhebern der neuen Einrichtung einigermaßen genug thun für die sonstige Enttäuschung, welche sie bei derselben erfahren haben. Der erste Präsident des Reichseisenbahnamtes freilich zog sich schon nach Jahresfrist zurück vor dem Widerspruch, den sein Entwurf eines Eisenbahngesetzes, und dem Widerstand, den die versuchte Ausübung der dem Amte mehr zugebacht als unzweideutig zugewiesenen Functionen fand. Sein Nachfolger indeß, der heutige Minister Maybach, obwohl sein neuer Entwurf bereits in den Conferenzen vom Juli 1875 particularistisch durchlöchert war, bewies größere Ausdauer und vertraute, in die Bollwerke der Gegner am sichersten durch eine ungeahnte Ausdehnung der Angriffslinie einzudringen. Wenige Monate nach jenem Mißerfolg trat das in der Stille vorbereitete Reichseisenbahnproject plötzlich in die Oeffentlichkeit, nachdem, wie glaubhaft versichert wird, der deutsche Kaiser auf seiner Reise nach Italien, wo eben die Uebernahme der lombardischen Bahn durch den Staat in Frage stand, die lebhafteste Anregung für den Gedanken der Verstaatlichung des gesammten nationalen Eisenbahnnetzes erhalten hatte. Das Project, welches zuerst in der ungeheuerlich erscheinenden Gestalt der Expropriation sämmtlicher deutschen Eisenbahnen auf einen Schlag zu Gunsten des Reichs aufgefaßt war, verdichtete sich in der praktischen Hand des Reichskanzlers bald zu dem beschränkten Vorschlage, die preußischen Staatseisenbahnen und Hoheits- wie Vertragsrechte über und an Privatbahnen auf das Reich zu übertragen, und erschien so in der Session von 1876 vor dem preußischen Landtage. Bezeichnender Weise waren die vortrefflich disponirten und geschriebenen Motive des Entwurfes nicht im preußischen Ressortministerium, sondern im Reichseisenbahnamt ausgearbeitet, so daß es wohl erklärlich ist, wenn heute noch Minister Maybach sich zu den dort entwickelten Grundsätzen und Maximen bekennt. Der Eisenbahnpolitik des Reiches, für den Fall der Annahme des preußischen Anerbietens, ist in den Motiven die Aufgabe gestellt, „für alle Richtungen des Verkehrs je eine der für die Vermittelung desselben vorhandenen Routen im eigenen Besitz zu haben“. „Würden aber,“ heißt es zum Schluß, „die Bestrebungen der Regierung Preußens an dem Widerspruch maßgebender Organe des Reichs scheitern, so könnte es nicht zweifelhaft sein, daß alsdann Preußen selbst an die Lösung der gedachten Aufgaben heranzutreten und vor Allem die Erweiterung und Consolidation seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das nächste Ziel seiner Eisenbahnpolitik zu betrachten haben würde.“

Ueber die Aufnahme des Reichseisenbahnprojectes bei den verbündeten Regierungen sagt die Rede vom 13. Februar dieses Jahres kühl, daß „der Gedanke, Reichseisenbahnen ins Leben zu führen in dem Umfange, wie sie das (preussische) Gesetz vom 6. Juni 1876 ins Auge gefaßt, nicht den Anklang gefunden hat, auf den man glaubte rechnen zu dürfen.“ Sinnfälliger hatte sich schon fast zwei Jahre zuvor das Scheitern des Projectes darin ausgedrückt, daß sein Urheber die Stelle des Präsidenten des Reichseisenbahnamtes mit derjenigen eines Unterstaatssecretärs im preussischen Handelsministerium vertauschte. Das letztere hatte inzwischen die „Erweiterung und Consolidation des Staatsbahnbesizes“ nur durch die nothgedrungene Uebernahme „verkrachter“ Eisenbahnen zu fördern gewußt. Als dann Fürst Bismarck an der Absicht, durch Bildung eines eigenen Eisenbahnministeriums der Eisenbahnpolitik eine kräftigere Initiative zu geben, durch den doctrinär-tendenziösen Widerspruch der vom Abgeordneten Vasker geführten Abgeordnetenhausmehrheit gehindert wurde, trat noch im Verlaufe der Verhandlungen, März 1878, Dr. Achenbach zurück und Herr Maybach an seine Stelle.

Der neue Minister — seit der in der letzten Landtagsession durchgeführten Ressortvertheilung für öffentliche Arbeiten — bezeichnet sich selbst in der mehrerwähnten Rede als einen Mann, der, ein Vierteljahrhundert in der Eisenbahnverwaltung thätig, niemals den Gedanken verleugnet habe, weil er ihn eben aus der praktischen Anschauung als richtig erkannt, daß, was man gewöhnlich unter Staatseisenbahnsystem verstehe, für einen Staat wie Preußen das Richtige sei. Einer der thätigsten und erfolgreichsten Mitarbeiter des Handelsministers von der Heydt hatte Herr Maybach schon im Beginne seiner Laufbahn durch glückliche Unterhandlung das bedeutende Unternehmen der oberschlesischen Eisenbahn in die Staatsverwaltung überführt und längere Zeit an deren Spitze gestanden, dann nach 1866 die Leitung der früher hannoverschen Staatsbahn übernommen. In jenen Weg der Unterhandlung mit den Privatgesellschaften hat er dann während seiner kurzen Stellung als Unterstaatssecretär wieder eingelenkt und ist auf demselben als Minister mit so gutem Erfolge vorangegangen, daß bereits nach einem halben Jahre über einen Complex von insgesammt 2000 Kilometer Privatbahnen mit drei Gesellschaften ein für beide Theile billiger Abschluß in Aussicht stand. Darauf fußend sagte die Thronrede vom 19. November vorigen Jahres: „Im Interesse der Landeswohlfahrt erweist sich eine kräftigere Zusammenfassung und Ordnung des Eisenbahnwesens, sowie die Ergänzung des vaterländischen Eisenbahnnetzes in verschiedenen Theilen des Staates als unerläßlich.“ Die weiter ausgesprochene Hoffnung, „die behufs demnächstiger Ueberführung wichtiger Actieneisenbahnunternehmungen in die Hände des Staates und für den Bau einiger besonders dringlicher Eisenbahnlinien eingeleiteten Vorarbeiten“



noch im Laufe der Session zu einer Vorlage abzuschließen, hat sich allerdings nicht erfüllt. Dagegen hat der Minister die von Eugen Richter und seinem nationalliberalen Mitstrebenden Rickert mit gewohntem Geschick der Intrigue in Scene gesetzte Opposition gegen seine ganze Eisenbahnpolitik, die vielleicht auf die zwischenzeitlichen Beschlüsse des Staatsministeriums nicht ohne Einfluß geblieben war, glänzend abgeschlagen.

Bei der ersten Berathung des Etats (am 27. und 28. November) hatten die beiden genannten Redner die Losung ausgegeben, daß der Grund des vom Finanzminister angezeigten Deficits wesentlich in der seit 1873 eingeschlagenen Eisenbahnpolitik zu suchen sei, durch welche die Rente der Staatsbahnen von Jahr zu Jahr herabgedrückt sei. Mit Ausnutzung der ungünstigen Finanzlage und der allgemeinen oppositionellen Neigung gelang es denn auch, in der Budgetcommission den Vorschlag einer Resolution durchzusetzen, welche die Regierung auffordern sollte, „vom Ankauf von Vollbahnen unter den gegenwärtigen finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnissen Abstand zu nehmen“. Es war das in aller Form ein Mißtrauensvotum gegen die in der Thronrede ausgesprochene Politik. Wiederum in ehrenvollster Weise, wenn auch mit stark diplomatischer Vorsicht, hat hier der Abgeordnete Lasker in die Eisenbahnfrage eingegriffen, unbekümmert darum, die Taktik seiner nächsten „politischen Freunde“ empfindlichst zu kreuzen. Er formulirte eine Gegenresolution, welche an ihre Spitze die Aufforderung stellte, „die Durchführung des Staatsbahnsystems als Ziel der preußischen Eisenbahnpolitik unverrückt im Auge zu behalten.“ Die ängstlichen Seelen sollten dann beschwichtigt werden durch den Vorbehalt, „unbeschadet der Frage ob und in welcher Weise das Staatsbahnsystem über den bisherigen Umfang auszudehnen sei“, zuletzt sollten die Oppositionsvelleitäten captivirt werden durch die mannhafte Versicherung, daß es „dringend erforderlich ist, die Ziele und Grundsätze der Eisenbahnpolitik seitens der Staatsregierung klar darzulegen und eine Verständigung über dieselben mit dem Landtage herbeizuführen.“ Widerstandsvoll in sich wie diese mühsam zu Stande gebrachte Compromißfassung war, mußte sie vollends daran scheitern, nachdem Minister Maybach die „klare Darlegung“ über die Ziele und Grundsätze seiner Eisenbahnpolitik in der Rede vom 13. Februar bereits in einer Weise gegeben, mit welcher sich auch Herr Lasker als nachfolgender Redner für seine Person befriedigt erklärt hatte. Da er zudem in die Theilung des Antrages willigte, wurden die heterogenen Bestandtheile desselben von heterogenen Mehrheiten verworfen. Aber auch die Resolution der Commission fiel nun mit 179 gegen 174 Stimmen. Die Beurtheilung dieses parlamentarischen Vorganges in der Presse konnte keinen Zweifel darüber lassen, daß der moralische Sieg des Ministers ungleich bedeutender war als diese Zahlen es erscheinen lassen.

Mit vorsichtigem Tact hatte der Minister in seiner Rede vom 13. Februar vermieden, einen positiven Ausspruch des Hauses über die in der Thronrede dargelegte und von ihm eingehend entwickelte Eisenbahnpolitik seinerseits herauszufordern: „Es ist nicht gut möglich, in akademischer Erörterung sich über Dinge, welche so eminent praktischer Natur sind, zu verständigen . . . Ich meine, daß der Handelsminister berufen ist zu handeln, daß er Ihnen Thatfachen zur Genehmigung vorführen soll; an diesen Thatfachen möge dann die Landesvertretung ihre Kritik ausüben, sie mag sie billigen, sie mag sie verwerfen.“ Um so weniger ließ sich der negative Ausgang der Abstimmung vom 14., die Ablehnung der beiden vorliegenden Anträge, erwarten; vielmehr erhob sich über die kleinliche Rechthaberei um Worte und Wendungen desto siegreicher der schlagende Nachweis des Ministers, daß seine Politik nicht nur die Wiederaufnahme des in der einzigen positiven und fruchtbaren Periode ihrer Vorgeschichte Angestrebten, sondern zugleich die folgerichtige Ausführung dessen sei, was im Geist der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses von 1873 und 1876 liege. Die naheliegende, obwohl vom Minister schonend zurückgehaltene Folgerung war, daß die seit dem letzten Zeitpunkt in ihrer Zusammensetzung unveränderte Mehrheit nicht ohne den Vorwurf tendenziöser Umstimmung der Verfolgung dieser Politik ein Mißtrauensvotum entgegensetzen könne.

Es wird nun freilich dem nächsten Landtage gegenüber alles darauf ankommen, in welchen concreten Thatfachen sich die Politik des Ministers Maybach nunmehr darzustellen vermag. Die wahrscheinliche Verstärkung der conservativen Partei bei den der Session vorausgehenden Neuwahlen kann, zumal so weit sie auf Kosten der Fortschrittspartei erfolgt, allerdings auch dem Staatsbahnsystem nur zu Gute kommen, aber keinesfalls die Verhältnisse der letzten Session so verschieben, daß nicht die Entscheidung entweder bei dem Centrum oder bei der nationalliberalen Fraction liegen wird. Der Redner des Centrums in der Verhandlung vom 14. Februar hat sich zwar schon viel kühler als Herr Windthorst im Jahre 1876 — handelte es sich doch nicht mehr um eine Machtstärkung des Reiches — aber immer noch dahin ausgesprochen, daß „wir diese Richtung auf das Staatsbahnsystem nicht fördern wollen“, und die Partei hat anscheinend geschlossen in diesem Sinne gestimmt. Aber sofern es sich nun nicht mehr um einen generellen Beschluß handelt, sondern um die Genehmigung einzelner Verträge, deren Vortheile sich im einzelnen abwägen, und nachdem inzwischen das Centrum im Reich so aufopfernd dahin mitgewirkt, den Vorwand der Finanzlage Preußens abzuschwächen, würde der Sprung nicht allzukühn sein, wenn die Partei auch in dieser Angelegenheit „gegen fernerweite gute Verlöstigung“, um mit Zimmermanns unsterblichem Bedienten Karl Buttervogel zu reden, sich dem Fürsten

Bismarck zur Verfügung stellte. Läuft so die nationalliberale Partei dieselbe Gefahr wie in der letzten Reichstagsession, aus der Stellung der „ausschlaggebenden“ Fraction hinausgeschoben zu werden, so liegt nach mancher Erfahrung die Befürchtung auch nur allzunah, daß die Parteileitung einen Ausweg finden möchte, was man im Ganzen überwiegend gebilligt hat, in der einzelnen Anwendung „unannehmbar“ zu finden. Aber auch die entgegengesetzte Befürchtung liegt nicht allzufern, daß die Gegner der Staatsbahnen versuchen werden, die Regierung mit dem Vorwurf zu überrumpeln, daß sie, einmal in eine gleitende Bahn eingelenkt, gar nicht die Kraft und vielleicht auch nicht den Willen haben werde, sich innerhalb der Grenzen des Programms zu halten, welches 1876 nur auf den Besitz je einer Linie in jeder Hauptverkehrsrichtung ging, 1879 aber schon etwas unbestimmter als „Durchführung des Staatsbahnsystems in Bezug auf die Hauptlinien des Eisenbahnnetzes“ sich darstellte.

Sehen wir denn nach dieser Seite noch die verschiedenen bis jetzt in Frage gekommenen Erwerbsprojecte etwas näher an. Das älteste betrifft die Berlin-Stettiner Eisenbahn, und ließe sich in Bezug auf die Hauptstrecken vielleicht durch das Bedürfnis begründen, die Oberlinie zu vervollständigen, welche bis jetzt nur bis Küstrin abwärts in den Händen des Staates ist. Aber diese Strecken treten ganz zurück gegen die Nebenlinien, welche zwei Drittel des über 900 Kilometer betragenden Complexes ausmachen, und durch Zinsgarantien des Staates garantirt sind, welche, zumal seit der Staat selbst als Erwerber der „verkrachten“ Nord- und Pommerschen Centralbahn mehr oder weniger Concurrent geworden ist, den Etat alljährlich nicht unbedeutend belasten. Hier würde es sich gewiß dringend empfehlen, durch Betriebsvereinigung alle unnöthigen ConcurrENZAufwendungen zu beseitigen. Anders liegt die Sache mit der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahngesellschaft, welche ohne die ihrer Verwaltung unterstellte Hannover-Altenbekener Bahn gleichfalls an 900 Kilometer befaßt und eine ganze Reihe von Hauptverkehrsrichtungen Norddeutschlands — von Berlin nach Köln, Hamburg und Bremen, von den beiden letzteren Städten über Magdeburg nach Leipzig — ganz oder in wichtigen Bestandtheilen in ihre Hand gebracht hat. In erster Reihe kommt dabei für den Staat die Strecke Berlin-Lehrte in Betracht: mit Recht rügte es Minister Maybach als einen unverzeihlichen Fehler der Verwaltung des Grafen Tzenplitz, daß diese Verbindungslinie zwischen dem östlichen und dem hannoverschen Staatsbahncomplex nicht auf Staatskosten ausgebaut wurde. Während nun die Unterhandlungen mit Magdeburg-Halberstadt noch schwebten, wurde gleichzeitig mit deren Concurrenzlinie Berlin-Potsdam-Magdeburg eine Verhandlung angeknüpft. Es hatte dies seinen guten Grund, sei es um auf die erstere Unterhandlung einen Druck zu üben, sei es um für den

Fall ihres Mißlingens eine andere der nach dem Niederrhein führenden Hauptlinien sich zu sichern. Wie aber, wenn der Minister in der Lage ist, annehmbare Verträge mit beiden Unternehmungen dem Landtage vorzulegen? Das Princip der einen Linie in jeder Hauptverkehrsrichtung wäre damit durchbrochen; aber sollte hier nicht um so mehr die Rücksicht der möglichen bedeutenden Betriehersparniß ins Gewicht fallen, wenn die bis jetzt fast sinnlos geführte Concurrnz der beiden Linien unter einander und mit der neuen Staatsbahnlinie Berlin-Nordhausen-Weglar und Frankfurt aufhört?

Würden die genannten drei Unternehmungen in die Hände des Staates übergehen, so blieben von den zehn in Berlin mündenden Linien nur noch drei Privatbahnen. Destlich der Oder blieben nur unbedeutende und finanziell so schlecht gestellte Unternehmungen, daß ihr Uebergang in Staatshände nur eine Frage der Zeit sein kann; und das gleiche gilt von der Linie Berlin-Görlitz. Nun aber greifen die Erwerbsprojecte bereits mächtig nach dem Westen der Monarchie hinüber. Auf alter Vertragsberechtigung fußend, hat der Minister von der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft die Abtretung der Linien Deutz-Gießen und von Oberhausen nach der niederländischen Landesgrenze verlangt, mit gutem Grund, weil dieselben wichtige Anschlußlinien für benachbarte Staatsstrecken bieten. Eben darum aber würde die Köln-Mindener Gesellschaft durch die Abtretung empfindlich geschädigt, und da sie keinen rechtlichen Grund hat dem Verlangen des Staates auszuweichen, so mußte sie vorziehen, gleich die Abtretung ihres ganzen Unternehmens anzubieten. Durch diese Aussicht scheint nun wieder die Rheinische Eisenbahngesellschaft erschreckt zu sein, welche dann als das einzige reine Privatunternehmen in den westlichen Provinzen übrig bliebe, und so sind denn zuletzt gar Gerüchte aufgetaucht, daß auch der Uebergang der Rheinischen Bahn an den Staat ins Auge gefaßt wäre.

Während also im Jahre 1876 die Verstaatlichung sämtlicher Privatbahnen noch als ein ungeheuerliches wirthschaftliches Problem verrufen wurde, ist der gegenwärtige Minister der öffentlichen Arbeiten auf dem unscheinbarsten Wege in kürzester Frist ganz nahe an die Lösung dieser Aufgabe herangerückt. Die finanzielle Basis der bisherigen Unterhandlungen hat Herr Maybach in seiner Programmrede dahin bezeichnet, „daß wir dem schwankenden Credit der Gesellschaften den guten Credit des Staates zu einem billigen Preise substituiren in Form einer Rente“. Dabei ist noch, um nicht durch eine zu starke und plötzliche Ausgabe von Rententiteln den Staatscredit auch nur vorübergehend zu schädigen, der Vorbehalt gemacht worden, daß während einer Uebergangszeit der Staat nur den Betrieb der abzutretenden Bahnen in die Hand nimmt und inzwischen die Rente auf den Jahresetat verweist. Es leuchtet ein, daß auf diesem Wege, wenn man sich nur vor Ueberstürzungen hütet,

der Erwerb sämtlicher Privatbahnen nichts Erschreckendes mehr hat; und eben so ist klar, daß, wenn einmal diese Unterhandlungen bis auf einen gewissen Punct gediehen sind, die übrig bleibenden Privatunternehmungen sich zu denselben herandrängen müssen, weil die letzten am ungünstigsten gestellt sein würden.

So vorsichtig also auch der Minister seine einzelnen Vorlagen getrennt zu halten und eine jede nur nach ihrem besonderen Verdienst zu rechtfertigen bedacht sein wird, so drängt doch die Sache selbst in der einmal eingeschlagenen Richtung so unaufhaltsam weiter, daß sich ein wie immer beschränktes Programm des Staatseisenbahnsystems auf die Dauer nicht wird festhalten lassen. Um so wichtiger wird dann die Aufgabe, bei Zeiten den Besorgnissen zu begegnen, die sich 1876 so laut machten gegen die Möglichkeit einer übersichtlichen und eingreifenden Verwaltung des vereinigten Eisenbahncomplexes, ohne in die Gefahr einer übermächtigen Centralisation zu verfallen. Es ist bekannt, daß der Minister sich seit langeher aufs Eingehendste mit diesem Problem beschäftigt, er hat auch allgemeine Andeutungen über die ihm vorschwebende Lösung in seiner Programmrede gegeben, und neuerdings wieder mehrten sich die Meldungen, daß auch in dieser Richtung schon für die nächste Session eine Vorlage zu erwarten sein wird. Vielleicht ergibt sich in Kurzem schon Gelegenheit, auch auf diese Seite des Gegenstandes etwas näher einzugehen.

x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Aus Wien.** Der Ausgleich mit den Tschechen. Die Prager Universität. Nach Novibazar. — Nun steht die Wolke unmittelbar über unseren Köpfen, deren langsames Aufsteigen vom Horizont und Größerwerden wir seit langem erwartungsvoll beobachtet hatten. Der Streit der Meteorologen, ob das Wölkchen wachsen und näherkommen werde, könne, dürfe, ob ein Hauch von links her sie in Dunstatome auflösen müsse oder die Strömung von rechts her stark genug sei, sie fester zusammen zu ballen und emporzutreiben: der Streit hat ein Ende. Sie ist da, sie läßt sich nicht mehr weglegnen, noch wegsputten, heute, morgen, in acht Tagen muß sie sich entladen. Würde man nur eben so bestimmt, ob sie befruchtenden Regen oder verheerende Schloßen in ihrem Schooße birgt! Aber vorläufig ist noch aller Creatur unheimlich, bange, schwül zu Muth, ängstlich und ziellos flattert das gewisse Geflügel, auch Federvieh genannt, umher und scheint in Zweifel zu sein, ob es unterducken oder versuchen soll, durch Geschrei zu imponiren. Für alle Fälle schreit es, damit macht man sich wenigstens Muth für den Augenblick.

Sie entschuldigen wohl dies nur zu zeitgemäße Gleichniß. Die Atmosphäre ist in diesem Jahre so mit Electricität geladen, daß man mit Gewittern zu Bette geht und mit Gewittern wieder aufsteht und in den Zwischenzeiten den Druck der kommenden Unwetter empfindet. Und verständlich genug ist ja das Gleichniß. Als Graf Taaffe den ersten Schritt vor die Fronte des provisorischen Ministeriums hinausstrat, höhnte man: „Abermals im Winter Verfassung, im Sommer Ausgleich! Was Belcredi und Potocki und Hohenwart nicht zu Stande gebracht haben, das traut sich dieser kleine Graf zu; er wird kläglicher abwirthschaften als seine Vorgänger.“ Der Hohn ist wie gesagt verstummt. Man sieht sich der Thatsache gegenüber, daß diesmal die Verhandlungen nicht zwischen Regierung und Tschechen allein geführt werden, sondern daß der stets als eine Stütze des Verfassungslebens in Oesterreich gefeierte „erste Cavalier“ Fürst Karl Auersperg daran theilnimmt; und die Oppositionspresse weiß gar nicht, wie sie sich dazu verhalten soll. Daß sie selbst kräftigst dazu beigetragen hat, den deutschen Adel sich zu verfeinden, das kann sie doch nicht eingestehen, eben so wenig aber den Erfolg auf Rechnung des staatsmännischen Geschickes des Ministers setzen. Sie hilft sich aus der Verlegenheit, indem sie auf den wankelmüthigen, unzuverlässigen „Großgrundbesitz“ schilt, oder bitter bemerkt, der Ausgleich solle also ohne das böhmische Bürgerthum, über dessen Köpfe hinweg, abgeschlossen werden. Als ob, wenn das geschehen sollte, das Bürgerthum sich bei Jemand anders als seinen Vertretern in den parlamentarischen Versammlungen und in den Zeitungen zu bedanken hätte! Aber das Wunderlichste bei der Sache ist, daß die Tschechen sich auch nicht behaglich fühlen. Daß ihnen Concessionen werden gemacht werden, steht außer Frage, vielleicht recht verhängnißvolle, aber auf keinen Fall werden sie sich rühmen können, ihr altes Programm durchgeführt zu haben. Aus allem Gerede der tschechischen Blätter, mag es in noch so renommitischem und insolentem Ton geführt werden, geht doch hervor, daß ihre Abgeordneten in den Reichsrath kommen und daß nur durch diesen etwaige Verfassungsänderungen sollen vorgenommen werden. Sogar den „Minister für Böhmen“ lassen sie bereits fallen und wollen sich begnügen, wenn irgend ein Portefeuille in tschechische Hände kommt. Dagegen und gegen die Revision der Wahlordnung für den böhmischen Landtag wird schwer etwas einzuwenden sein. Ungerecht, gründlich ungerecht ist die letztere, und man wird nicht umhinkönnen, auf einen Modus zu sinnen, durch welchen die Minoritäten, seien sie deutsche oder tschechische, in ihrem Rechte geschützt, nicht wie die Ruthenen in Galizien und die Sachsen in Siebenbürgen vergewaltigt werden.

Im höchsten Grade zu beklagen wäre es, wenn das Ministerium, in welchem der Unterrichtsminister Stremayr auf alle Fälle verbleiben wird,

wirklich die Absicht hätte, an der Prager Universität die Parität dadurch herzustellen, daß sie allmählich die Zahl der tschechisch vortragenden Professoren auf die gleiche Höhe wie die der deutschen brächte, ohne die Gesamtzahl zu vermehren. Damit wäre die Tschechisirung der ältesten deutschen Universität ausgesprochen. Denn diejenigen Professoren slavischer Nationalität, welche sich der deutschen Sprache bedienen können, würden zu den Deutschen gerechnet werden, wie bereits an dem deutschen Polytechnikum Tschechen lehren, denen diese Stellung begreiflicherweise angenehmer ist, als eine, in welcher sie genöthigt wären, sich einer Sprache zu bedienen, die der Wissenschaft nicht genügt. Und abgesehen davon — welch' ein Zustand! Disciplinen, für welche nur eine Professur besteht, würden je nach dem Zufall nur in der einen oder der anderen Sprache vorgetragen werden. Gegen die einzig mögliche Lösung des Conflicts, die Gründung einer reintschechischen Universität, wehrt sich diese Nationalität mit allen Kräften, und mit Recht. Was für Philologen u. s. w. würden aus der hervorgehen, welche Aussichten böten sich ihnen! Die Alma mater müßte zu einer Abrichtungsanstalt für Subalternbeamte, Dorfrichter, Dorfärzte u. s. w. werden. Aber dadurch ist auch dieses Capitel der Klagen über Unterdrückung genügend charakterisirt. Und wenn man, wie vorausszusehen, bald wieder von dem Abwege zurückkäme, so würde inzwischen Unheil genug angerichtet worden sein.

Bei der Universitäts- oder richtiger Universitätenfrage ist Wien in hohem Grade interessirt. Im ganzen Reiche kommt erst auf 3,7 Millionen Einwohner eine Universität (in Preußen auf 2,9 Millionen). Von den zehn Hochschulen sind aber nur fünf deutsch, drei magyarisch, zwei polnisch, und da Graz, Innsbruck, Czernowitz nur kleine Universitäten sind, von den Professoren gern nur als Vorstufen für Wien behandelt werden, die Verhältnisse in Prag längst derart geworden sind, daß deutsche Studenten dort meist nur gezwungen aushalten, so erklärt sich leicht das unmäßige Zuströmen nach Wien. Alle jungen Leute in den „Ländern der ungarischen Krone“, in Galizien und den übrigen slavischen Ländern wenden sich, wenn ihnen die „nationale“ Bildung nicht genügt, hierher. Und es ist nicht allein die Menge der Studirenden, bei 4000, welche ungünstig wird, sondern auch das Ueberwiegen eines Elements, welches bereits so vielen Professoren die schwersten Seufzer ausgepreßt hat, wenn auch nur selten einer den Grund seiner Niedergeschlagenheit laut bekennt. Die sogenannten Deutschen aus den östlichen Provinzen sind fast ausnahmslos Juden, die hier so zahlreichen Stammesgenossen begegnen, daß man sich oft versucht fühlt, Wien als eine ausschließlich jüdische Universität zu bezeichnen. Wie sehr unter dieser Invasion der wissenschaftliche Geist leidet, wie sehr es zur Regel wird, daß die Studenten nur Collegia hören, welche sie zum Examen brauchen, das sind Dinge, deren

Erörterung nur deshalb noch nicht über die engeren Kreise hinausgegangen ist, weil die Zeitungen ein solches Thema entweder nicht besprechen wollen, oder glauben es nicht besprechen zu dürfen. Und sollte die Universität Prag ihren deutschen Charakter gänzlich einbüßen, so könnten diese Verhältnisse sich nur noch verschlimmern. An dem guten Willen des Ministeriums, sowohl die Zahl der Universitäten zu vermehren, als auch die bestehenden kleineren derart auszustatten, daß die Versuchung, nach Wien zu gehen, dadurch verringert würde, ist nicht zu zweifeln; doch steht der Ausführung der Kostenpunct im Wege, und nach dem nicht sehr günstigen Ausfall des Experimentes mit der deutschen Hochschule in der Bukowina dürfte man es sich dreimal überlegen, mit Geldforderungen zu solchem Zwecke vor das Abgeordnetenhaus zu treten.

Uebrigens kann es auch sein, daß alle Anstrengungen des Grafen Taaffe sich im letzten Augenblick als vergeblich erweisen. Wenn einzelne Wiener und Prager Blätter als die Sprachrohre von Abgeordneten genommen werden müssen, so wird von beiden Seiten der ganze politische Unverstand wieder aufgefahren werden, der den Dingen überhaupt die schlechte Wendung gegeben hat. Hier steifen Blätter, welche den ganzen Katechismus Kotted's und Welders aussagen, so oft Verfassungsfragen — in anderen Ländern auf der Tagesordnung sind, sich auf ihr göttliches Recht als Deutsche, und dort gebarden sie sich, als ob sie bereits dem geschlagenen Feinde die Friedensbedingungen dictiren dürften. Das Oesterreich ist wahrhaftig schwer zu regieren!

Und nun hat es den Anschein, als ob wir in diesem Monat auch noch den zweiten Act des bosnischen Unternehmens erleben sollten. Die Nachrichten aus dem Sandschak, dessen Verwaltung wir nun auch übernehmen sollen, um Serben und Montenegriner auseinander zu halten, lauten so wenig als möglich vertrauenerweckend. Und wenn die Officiösen in gereiztem Tone versichern, sie wissen das so gut und besser als andere Leute, so läßt es sich in diesem Falle den anderen Leuten nicht verargen, wenn sie sich daran erinnern, wie schlecht im vorigen Jahre die officielle und die officiöse Welt über Stimmungen und Zustände, selbst über Entfernungen, Straßen u. s. w. in Bosnien unterrichtet gewesen ist. Hat man sich die Lehre von damals zu Herzen genommen, so wird der Vormarsch nach Novibazar allerdings nicht solche Opfer erheischen, wie der Spaziergang nach Serajewo, aber auf viel Blutvergießen muß man sich immerhin gefaßt machen, zumal sich, wie es scheint, die Albanesen ernsthaft einmischen wollen, und nach dem Bekanntwerden der Convention mit der Pforte vermögen Diejenigen, welche ihre Söhne hergeben sollen, noch weniger sich für das Abenteuer zu begeistern als im Jahre 1878.



## Literatur.

Charlotte. Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleste. Stuttgart, Krabbe. 1879. — Dieses merkwürdige Buch, in welchem die bereits im Jahre 1851 als Manuscript gedruckten Memoiren der Frau Charlotte von Kalb einem weiteren Leserkreise dargeboten werden, ist in einer ganz bestimmten Absicht herausgegeben. Es soll, wie der Herausgeber in der „Zur Ausgleichung“ betitelten Vorrede hervorhebt, der Beurtheilung, welche der Charakter Charlottens in neuerer Zeit, und zwar besonders durch Adolf Stahr, zu erfahren hatte, entgegenwirken und das Bild der Freundin Schillers und Jean Pauls, welches der Ehrenretter der Cleopatra zum Berrbild und zum Typus einer hysterischen Kokette gemacht hat (Stahr, Schillers Frauengestalten) in seiner Reinheit und Hohenheit wiederherstellen. Und man wird hinzufügen dürfen: es soll zu jener Auffassung von Charlottens Wesen und Charakter, welcher Palleste in seiner weitverbreiteten und trefflichen Schillerbiographie Ausdruck gegeben hat, gewissermaßen Grundlage und Rechtfertigung sein. Hat der Herausgeber diesen doppelten Zweck, den er bei der Bekanntmachung der Memoiren Charlottens verfolgte, erreicht? Wir glauben diese Frage in gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade bejahen zu dürfen. Denn wer diese Aufzeichnungen liest und mit dem zusammenhält, was über Charlottens Leben und ihr Verhältniß zu Schiller und anderen Koryphäen unserer Literatur anderweitig bekannt geworden ist, und wie der Eindruck war, den sie auf eine Menge von durchaus verschiedenartigen Menschen und unverdächtigen Beurtheilern ihrer Persönlichkeit machte, der wird nimmermehr glauben können, daß die unglückliche Frau (und als eine recht unglückliche erscheint sie auf jeder Seite dieses Buches) nicht auch eine edle und bedeutende Frau oder gar das gewesen sei, wofür ihre modernen Ankläger sie haben ausgeben wollen. Aber freilich diese Memoiren sind keine ganz unmittelbaren Zeugnisse aus der Zeit, für welche sie doch als solche gelten sollen. Charlotte von Kalb hat sie in hohem Alter, vom Unglück gebeugt und einem mystischen Wesen verfallen, dictirt: es sind Erinnerungen an längst vergangene Zustände, die ein Gemüth, bei dem in Freud und Leid immer gleich die tiefsten Saiten angeschlagen werden, natürlicher Weise in ein idealeres Licht gesetzt hat. Dazu kommt, daß der positive Inhalt der Memoiren, wir meinen hier namentlich die Schiller betreffenden Partien derselben, eigentlich nur gering ist: Denn aus der abgerissenen, verworrenen, räthselhaften, das Unbedeutendste sogar ins höchste Pathos setzenden Darstellung sind nur mit Mühe die factischen Verhältnisse und vielleicht auch nur annähernd die wahren Stimmungen zu entnehmen, welche die Grundlage des Dargestellten bildeten: Der unerquickliche Eindruck, den trotz mancher großen Schönheit im Einzelnen diese Aufzeichnungen besonders in Folge ihrer Form machen, wird daher bei vielen Lesern wohl auf die Verfasserin selbst mit zurückfallen, und insofern dürfte der Herausgeber den Zweck seiner Veröffentlichung wohl nicht ganz erreichen. Immerhin aber ist dem letzteren, wie auch der Verlagshandlung der Dank dafür auszusprechen, daß sie durch das vorliegende Buch die Schillerliteratur mit einem in jedem Falle interessanten Documente bereichert haben.

L. H.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 14. August 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Iwan Ssergejewitsch Turgenjew. \*)

Julian Schmidt hat in die „Westermannschen Monatshefte“ (October und November 1877) einen längeren Aufsatz über Turgenjew geschrieben, in dem er fast jedes Werk und Werkchen des Meisters nennt und kurz charakterisirt. Erlaube mir der Leser vorauszusetzen, daß er diesen Aufsatz gelesen habe oder doch immer lesen könne, und enthebe mich der Pflicht, noch einmal ein ausführliches Inventar zu geben. Meine Absicht ist es vielmehr zu versuchen, ob ich im Stande bin, mehr Farbe und Leben in das Bild zu bringen, indem ich einzelne Züge bestimmter zeichne. Ich werde daher nur Weniges berühren, ich werde sogar Bedeutendes ganz übergehen, bei Einzellnem aber so lange verweilen, daß ich hoffen darf, dadurch dem Leser Turgenjews Person und seine Werke näher zu bringen.

Turgenjew ist den 28. October 1818 in der Stadt Orel in dem gleichnamigen Gouvernement geboren. Es ist das der Schauplatz seiner „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“.

Der patriotische Hauch des Jahres 1812 war rasch verflogen. Der fremde Einfluß trat wieder in seine alten Rechte ein. Den Kindern hielt man deutsche und französische Meister. „Die gründliche Kenntniß der russischen Sprache wurde für einen überflüssigen Luxus gehalten. Der junge Turgenjew las mit seinen ausländischen Erziehern die classischen Werke der französischen und deutschen Literatur, von der einheimischen hatte er keinen Begriff. Der erste, der ihm zeigte, daß eine russische Literatur überhaupt existirt, war der Kammerdiener seiner Mutter.“ In der Pension zu Moskau, später auf der Universität zu Petersburg, glich sich das wieder aus, allein die gründliche Kenntniß der deutschen und französischen, die frühe Er-

\*) S. A. Wengerow, Iwan Ssergejewitsch Turgenjew kritiko-biografitscheskij etjud. Petersburg 1877.

lernung der englischen Sprache machten es ihm leicht, sich mit den Werken der westlichen Cultur bekannt zu machen und gaben seinem Geist früh eine Richtung nach dem Abendland. Diesem Zug nach dem Westen folgte Turgenjew, als er nach Vollendung des Curses auf der Petersburger Universität sich nach Berlin begab, um dort Vorlesungen zu hören. „Mit demselben Bangen, welches sich eines Verliebten bemächtigt, wenn ihm bevorsteht, endlich den Gegenstand seiner unbestimmten Leidenschaft von Angesicht zu Angesicht zu sehen, trieb es Turgenjew, mit eigenen Augen die Heimath Goethes und Schillers zu sehen, den Geburtsort der Panacee der ganzen Menschheit — des Hegelismus . . .“ Doch nicht nur die Universität, viel mehr noch das ganze Leben machten auf ihn einen mächtigen Eindruck. In Petersburg hatte er nur das Paradekleid der deutschen Nation kennen gelernt, ihre Geschichte und Literatur, jetzt traten ihm im alltäglichen Leben die Spuren jener Cultur entgegen, die ihn aus seinem Vaterland nach dem Westen gezogen hatten. Wenn Turgenjew schon bei seiner Reise nach Deutschland ein „Westler“ war, so kehrte er von dort als ein unerschütterlicher Anhänger der Strömung des ausländischen Lebens zurück. Wie hätte er auch nicht ein Anhänger des Westens werden sollen, als er, sich losreißend aus dem düstern, dumpfen Gefängniß des russischen Lebens, in die freie Atmosphäre der europäischen Civilisation gerieth? Turgenjew war in einer Umgebung aufgewachsen, wo man das Herrenrecht gegen die unglücklichen Leibeigenen ohne Bedenken übte. Er brachte schon einen tiefen Abscheu gegen die Leibeigenschaft mit sich. Doch in Deutschland, wo er vor Augen hatte, was seinem Vaterlande fehlte, wo er die Frucht dieser Freiheit sah, wuchs der Unwille in ihm groß und die Ueberzeugung, daß jeder ehrliche Russe, der sein Vaterland liebt, alles thun müsse, um diesen Zuständen ein Ende zu machen, schlug in ihm Wurzel.

Turgenjew blieb drei Jahre im Auslande. Voll Bewunderung für den Westen kehrte er heim. Sein Geist war erstarkt, seine Kenntnisse hatten sich erweitert, die jugendlichen Kräfte entfalteten sich. Dem Allem gab er, dem Charakter der Epoche entsprechend, in Versen Ausdruck. Doch hat er sich später von diesen „Jugendsünden“ auf das Entschiedenste losgesagt. „Ich fühle eine gewisse, beinahe physische Antipathie gegen meine Gedichte,“ schreibt er in einem Privatbrief, „und besitze nicht nur kein Exemplar meiner Gedichte — sondern würde sogar viel darum geben, daß sie überhaupt nicht auf der Welt wären.“ So hat er aus der Gesamtausgabe, in die er die „ziemlich schwachen dramatischen Erzeugnisse“ und einige viel schwächere Novellen mit aufgenommen hat, seine Gedichte ausgeschlossen.

Vielleicht interessirt es den Leser, einen Ton aus jener Zeit zu hören, eine flüchtige Mahnung an die „Jugendsünden“ des großen Schriftstellers.

Freilich ist dieser Ton getrübt, da ich nicht das Original, sondern nur meine schwache Uebersetzung vorlegen kann. Doch die Melodie bleibt wohl noch erkennbar.

Wenn ein schon längst vergeßner Name  
In mir auf einmal neu erklingt,  
Die Liebe, die schon lang geschwiegen,  
Ihr traurig Lied mir wieder singt —

So schäm' ich mich ob meiner Schwäche,  
Daß an dem Schutt die Seele hängt,  
Daß sie noch an die Thränen, Küsse —  
An alles, was geschehen, denkt.

Ich schäme mich und werde traurig,  
Kann dem Gedanken nicht entgehn,  
Daß ich noch jezt mich immer täusche,  
Wenn ich mein Herz so sicher wahn'.

Wie darf ich alles das verachten,  
Was hant sich durch die Kindheit zieht,  
Was wie die ersten Frühlingsblumen,  
So schlichtern in der Seele blüht?

Mich schmerzt, daß ich das Angedenken  
Zu schmäh'n, zu lästern war bereit . . . .  
Ich wiederhole ihren Namen —  
Vertieft in die Vergangenheit.

Turgenjew hatte sich ausschließlich der Literatur geweiht. Zwar war er 1843 in die Kanzlei des Ministeriums für die inneren Angelegenheiten getreten, wurde dort auch im Stande geführt — das war aber auch alles. Er ging fast nie hinein. Das Registriren eingelaufener und erledigter Acten machte ihm wenig Vergnügen. Schon 1844 nahm er auf immer Abschied vom Kanzleileben. Seither lebte er bald auf dem Lande, bald — und zwar vorwiegend — in Petersburg.

Hier wird es am Plage sein, Belinski's zu gedenken, der auf Turgenjew gleich bei Beginn seiner literarischen Laufbahn einen bedeutenden Einfluß ausübte. Ich will den Leser mit der unerquicklichen Bergliederung der Frage verschonen, ob Belinski einen „scharfen“ oder weniger scharfen Verstand gehabt habe, ob er gerade den aller„feinsten“ Geschmack gehabt, ob seine Bildung „umfassend“ war oder nicht — darüber sind die Ansichten verschieden. Statt dessen stehe ein Bild aus jener Zeit da, wie es aus der lebendigen Feder Turgenjews selbst geflossen ist. „Ich ging,“ sagt Turgenjew in seinen Erinnerungen an Belinski, „oft nach Tisch zu ihm, um mich zu zerstreuen. Er hatte eine Parterrewohnung in der Fontanlagasse, unweit der Annenbrücke, unfreundliche, ziemlich düstere Zimmer. Ich kann nicht umhin zu

wiederholen: Es waren damals schwere Zeiten, der heutigen Jugend ist es nicht zu Theil geworden, Aehnliches zu erfahren. Doch der Leser mag selbst urtheilen: In der Früh bringen sie dir zum Beispiel deine Correctur zurück, ganz in Stücke gerissen, mit rother Tinte entstellt, als ob sie mit Blut besudelt; vielleicht mußt du zum Censor selbst gehen, und nachdem du deine vergeblichen, demüthigen Erklärungen und Rechtfertigungen vorgebracht, hast du das Vergnügen, seinen unwiderruflichen, oft spöttischen Richterspruch anzuhören . . . . Auf der Gasse kommst du dem Herrn Bulgarin\*) oder seinem Freunde Herrn Gretsck in den Wurf; ein General, und zwar nicht einmal der Commandirende, sondern ein ganz gewöhnlicher General reißt dich herunter oder, was noch schlimmer ist, muntert dich auf . . . Die Bestechlichkeit blüht, das Recht der Leibeigenschaft steht wie ein Felsen, die Kaserne in erster Linie, Richter giebt es keine, es geht das Gerücht, daß die Universität geschlossen wird, nachdem vorher die Anzahl der Studenten auf dreihundert beschränkt worden, die Reise nach dem Ausland ist unmöglich, vernünftige Bücher darfst du dir nicht kommen lassen, ein finsternes Gewitter schwebt beständig über den sogenannten gelehrten, literarischen Zeitschriften, auch die Angeberei zischt und kriecht herum. Unter der Jugend kein gemeinsames Band, keine gemeinsamen Interessen, in allen Schreck und Demuth bei einem bloßen Handwink! Nun siehe! da gehst du in Belinski's Wohnung, es kommt noch ein zweiter, dritter Freund, es entspinnt sich ein Gespräch und es wird dir leichter zu Muth. Der Gegenstand des Gespräches war meist ein solcher, der der Censur (in damaligem Sinne) nicht unterworfen war, besonders politische Verhandlungen gab's keine: die Nutzlosigkeit derselben lag nur zu klar vor Aller Augen. Die allgemeine Färbung unserer Gespräche war philosophisch-literarisch, kritisch-ästhetisch und meinetwegen socialistisch, selten historisch."

Belinski folgte mit größtem Interesse der literarischen Thätigkeit Turgenjew's, er kritisirte, lobt, tabelt, giebt guten Rath und hängt an Turgenjew nicht weniger innig als Turgenjew selbst an ihm und seinem Kreise. Als Turgenjew sich im Jahre 1847 nach Deutschland begeben hatte, schrieb ihm Belinski: „Als Sie sich auf den Weg machten, wußte ich im Voraus, was ich an Ihnen verliere, aber als Sie weggefahren waren, sah ich, daß ich in Ihnen mehr verloren, als ich gedacht . . . Seit Ihrer Abreise habe ich mich mit einer apathischen Selbstverleugnung der Langeweile hingegeben und habe mich gelangweilt wie nie in meinem Leben.“ Sie sahen sich in demselben Jahre im Ausland wieder und verlebten einige Wochen zusammen. Im Jahre

\*) Bulgarin, Gretsck und Stenkowski zu ihrer Zeit ein Triumvirat, das die Literatur tyrannisirte.

1848 starb Belinski. Turgenjew verlor in ihm viel. Vor sich ein lebendiges Beispiel zu sehen ehrlicher und leidenschaftlicher Beziehung zur Literatur, glühender Hingebung an die russische Denkweise insbesondere, an die europäische überhaupt; einen Menschen, für den die geistigen Bedürfnisse nicht einen überflüssigen Luxus bilden, sondern das tägliche Brod — in steter Gesellschaft zu sein mit einer solchen Persönlichkeit und auf einmal diesen hohen Genuß zu verlieren — das ist nicht leicht. Man darf sich nicht wundern, daß Turgenjew seinen Verlust bitter beweinte und nicht bald, vielleicht überhaupt nicht mehr einen solchen Freund gefunden hat, der seiner geistigen Richtung so nahe gestanden.

Doch gehen wir zu Turgenjews Werken über und greifen wir aus denselben einiges heraus, um Turgenjews Art und Richtung kennen zu lernen. Wir haben schon oben der „Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers“ gedacht, dieser Epopöe des Volkslebens. Diese Skizzen werden ein Denkmal in der russischen Literatur bleiben, das die spätesten Generationen in ergreifender Weise an die Vergangenheit erinnern wird. In das Elend, den Jammer, den die Leibeigenschaft über sein Volk gebracht, slicht Turgenjew wundervolle Gestalten voll Kraft und Frische, welche zeigen sollen, daß in dem Volke ein prächtiger Kern liegt, der einst zur Entfaltung kommen wird, wenn die Bedingungen andere werden. „In den Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers habt ihr in einem Bande das ganze Leben der Bauern vor euch mit seinen Leiden und den spärlichen Freuden. Ihr seht, wie der Aberglaube des Volkes Form gewinnt, wie die Begriffe desselben sich entwickeln, wie sich mit einem Worte die Weltanschauung des Volkes bildet. Ihr seht die Langmuth des Volkes, seinen passiven Heroismus, seine mürrische Gutmüthigkeit und Weichherzigkeit.“ Alles das ist mit einer Wahrheit und Anschaulichkeit, mit einer Wärme und einem Glanze erzählt, daß es einem zu Herzen geht, und man oft wie in Gedanken verloren ist ob der Erscheinung eines einfachen Bauers, eines kleinen Hirtenjungen, die mit solcher Sinnigkeit und Liebe vorgeführt werden. Doch der Leser mag selbst urtheilen!

Turgenjew hat sich auf der Jagd verirrt, kommt endlich spät an ein Hirtenfeuer, um das Bauernknaben sitzen, die die Pferde über Nacht hüten. Er erfährt, daß er weit abgeirrt sei und bleibt bei ihnen. Die Knaben erzählen sich Gespenstergeschichten. In der Ferne hört man einen unheimlichen, unbegreiflichen Schrei, wie er nur der Nacht eigen. Die Knaben sind alle etwas furchtsam und suchen sich damit zu beruhigen, daß dieser Ort rein sei, hierher können keine Gespenster kommen. Paul weiß am besten Bescheid in all dem Glauben und Aberglauben des Volkes. Er glaubt selbst daran, doch er ist für seine zwölf Jahre ein kerniger, fester Kerl, der sich nicht leicht fürchtet. Mitten in einer solchen Gespenstergeschichte erheben sich plötzlich die beiden

Hunde, stürzen mit lautem Geheul davon und verschwinden in der Dunkelheit. Die Knaben erschrecken. Paul aber springt auf und jagt mit Geschrei hinter den Hunden her. Das Gebell verliert sich in der Ferne, es wird still, bis endlich ein scheues Pferd herangaloppirt, Paul darauf an die Mähne geklammert. Er hatte geglaubt, ein Wolf sei in die Heerde gekommen. Ohne auch nur einen Stock in der Hand zu haben, hatte er keinen Augenblick gezögert, allein in der Nacht auf einen Wolf loszureiten . . . . Es war eine kleine Pause im Gespräch eingetreten. „Plötzlich ertönte ein seltsamer, scharfer, krankhafter Schrei zweimal nacheinander über dem Flusse und wiederholte sich einige Augenblicke darauf etwas weiter . . . Kostja erbehte . . . Was war das? — Das ist der Schrei eines Reihers, erwiderte Paul ruhig.“ Die Kinder erzählen sich gräuliche Geschichten, die am Wasser geschehen sind. Paul, der durstig geworden, geht mitten in der Nacht an den Fluß hinab um Wasser zu holen. Inzwischen sprechen die Kinder von dem kleinen Hans, der unlängst im Flusse ertrunken ist. Paul kommt zurück. Er hat Hans' Stimme gehört: „Pawluschka, ah, Pawluschka, komm her!“ Alle entsetzen sich. So plaudern sie bis tief in die Nacht. Gegen Morgen legen sie sich nieder und schlafen ein. Vor Sonnenaufgang erwachte Turgenjew und macht sich auf den Heimweg. Die kleine Erzählung ist zu Ende? Nicht ganz. — „Ich muß zu meinem Leidwesen hinzufügen, daß Paul noch in demselben Jahre starb. Er ertrank nicht: er wurde durch einen Sturz vom Pferde getödtet. Schade, es war ein prächtiger Junge!“ Was dieser Bursch im Kleinen, zeigen Chorj, Aossjanikow, Birjul im Großen, daß im russischen Volk ein tüchtiger Kern steckt, der nur entwickelt werden muß. Wenn das aber möglich sein soll, muß das Volk frei werden, denn in der Leibeigenschaft verkümmert das große, edle Element im Volke, wird unterdrückt, verliert seine Wirksamkeit. Nun, Rußland ist frei geworden! Die Zukunft muß lehren, ob dies Volk im Stande sein wird, seine Anlagen harmonisch zu entwickeln, vor allem aber ob die gesunden Elemente, die im Volke ruhen, im Stande sein werden, den Grund zu einer sicheren, ruhigen, friedlichen Entwicklung zu legen.

Auf der anderen Seite werden uns die „Herren“ geschildert, gewöhnlich nicht schlechte, grausame, aber charakterlose, unconsequente Menschen, deren gesunder Sinn durch die lange Gewohnheit der Herrschaft erdrückt worden ist. So der Gutsbesitzer Swerlow in „Jermolaj und die Müllerin“, der es für schwarzen Undank hält, daß das Stubenmädchen seiner Frau heirathen will. „Du Närrin weißt doch, daß die gnädige Frau keine andere Kammerjungfer hat“, ist für ihn ein stichhaltiges Argument. Die Frau hat aber die Faxe, keine verheiratheten Kammerfrauen zu dulden. Nach einem halben Jahre wiederholt das Mädchen seine Bitte, die Aufregung ist groß, die Frau

vergießt Thränen der Alteration, „nun . . . nun, was soll man da noch viel darüber sprechen. Ich gab natürlich augenblicklich Befehl, ihr das Haar abzuschneiden und sie ins Dorf zu schicken.“ Man sieht, diese „Privilegirten“ konnten gar nicht begreifen, wie so ein armes, junges Bauernmädchen sich es einfallen lassen konnte, dem Triebe der Liebe zu folgen, wenn in der anderen Waagschale die kostbare Gunst eines „Engels“, d. h. einer launenhaften, verzwickten Dame lag. Und doch ist dieser Swerlow ein ganz guter Mensch. Das ist ja gerade das Schlimmste bei diesen Leuten, die Halbheit, dieses Schwanken; man kann ihnen um so schwerer beikommen. Sei ein Schlavenherr, sagt Wengerow, nach mittelalterlicher Manier und alles ist in schönster Ordnung! Wenigstens wissen wir dann, mit wem wir es zu thun haben und wir haben nicht viel Umstände mit solchen Leuten zu machen. Aber was soll man mit einem Arkad Pawlytsch anfangen, der eine ausgezeichnete Bildung genossen, sein Haus nach europäischer Art eingerichtet hat? Er ist, um mit seinen eigenen Worten zu reden, streng, aber gerecht; er sorgt für die Wohlfahrt seiner Untergebenen und straft sie — auch nur zu ihrem eigenen Besten . . . . Man muß sie behandeln wie die Kinder, pflegt er in solchen Fällen zu sagen: — die Noheit, mon cher, il faut prendre cela en considération. Und dann dazu jene Frühstücksscene, die nicht einmal die schlimmste ist. „Nachdem er tüchtig und mit sichtbarem Behagen gefrühstückt hatte, schenkte sich Arkad Pawlytsch ein Glas Rothwein ein, führte es an die Lippen und runzelte die Stirne. — Warum ist der Wein nicht gewärmt? fragte er mit ziemlich schneidender Stimme einen der Diener. Der Kammerdiener gerieth in Verwirrung, blieb wie angewurzelt stehen und erbleichte. — Mir scheint, ich fragte dich, mein Lieber, fuhr Arkad Pawlytsch ruhig fort, ohne den Blick von ihm zu wenden. Der unglückliche Kammerdiener wandte sich ängstlich auf seinem Plaze, drehte die Serviette in seiner Hand und sagte nichts. Arkad Pawlytsch senkte den Kopf und blickte ihn nachdenkend und finster an. — Pardon, mon cher, sagte er mit einem angenehmen Lächeln, indem er mein Knie freundschaftlich mit seiner Hand berührte, und fixirte den Kammerdiener hierauf aufs Neue. — Jetzt geh', fügte er nach einem kurzen Schweigen hinzu, erhob die Brauen und schellte. Ein starker, brauner, schwarzköpfiger Mann mit einer niedrigen Stirn und ganz in Fett schwimmenden Augen trat ins Zimmer. — Wegen Feodor . . . Anstalten zu treffen, sagte Arkad Pawlytsch mit halber Stimme und vollkommener Selbstbeherrschung. — Zu Befehl, antwortete der Dicke, und ging hinaus. — Voilà, mon cher, les désagrémens de la campagne, bemerkte Arkad Pawlytsch heiter.“ — Was soll man mit einem solchen Zwitterding europäischer Tünche und tartarischem Barbarismus machen? „Dein Blut, sagt Wengerow, wallt vor Unwillen, du bist bereit, ihm irgend etwas ins Gesicht



zu schleudern, aber das geht nicht! Denn du hast es mit einem Europäer zu thun."

So fluthet es hin und her in diesen Erzählungen. Herren und Knechte werden in lebendigen, wahren Bildern, in kleinen charakteristischen Skizzen, die mit wenig Zügen viel sagen, vor unsere Augen geführt. Dazu ist die Natur mit so bestimmten Farben gemalt, daß der Duft derselben uns überall in breitem, ruhigem Strom entgegenweht. Als säßen wir mit dem Autor in dem Wald auf dem Rasen und er erzählte uns aus seinem Leben, über das russische Volk, von seiner Heimath, die er glühend liebt und in der ihn doch so vieles tief betrübt.

Die kleineren Novellen möchten wir gern übergehen, um uns lieber bei den größeren Werken aufzuhalten. Jene behandeln nur unbedeutende Momente des russischen Lebens, erst in diesen wird Turgenjew der gewaltige Arbeiter auf dem literarischen Gebiet, der im Stande ist eine umfassende sociale Bewegung hervorzurufen. Doch ich kann mich nicht entschließen, die reizende Erzählung „Mumu“ zu überblättern.

Garassim, ein kolossaler taubstummer Kerl, lebt anfangs auf dem Lande, arbeitet für vier — es ist eine Lust ihm dabei zuzuschauen. Die ewige Sprachlosigkeit verlieh seinem rastlosen Schaffen etwas feierlich Ernstes: die Willkür, mit der die Herrn ihre Leibeigenen von Ort zu Ort, von Beschäftigung zu Beschäftigung schleppten — Turgenjew erzählt uns von Einem, der nach einander Kutscher, Koch, Schauspieler auf einer Hausbühne, Hundewärter, auch einmal bei einem Schuster in der Lehre, schließlich zur Strafe Fischer in einer abgelegenen Gegend war, wo es keine Fische gab — jene Willkür machte aus dem wackeren tüchtigen Bauern einen Hausknecht in Mostau . . . „Das neue Leben sagt ihm anfangs durchaus nicht zu. Er war von Kindheit auf an Feldarbeiten, an das Landleben gewöhnt. Durch das Unglück, welches ihn betroffen hatte, der Gemeinschaft der Menschen entfremdet, war er stumm und kraftvoll aufgewachsen, einem Baum in fruchtbarem Boden gleich . . . Als er in die Stadt verpflanzt wurde, faßte er nicht, was mit ihm vorgehe — er war traurig, verblüfft, wie ein junger, kraftvoller Stier, der eben erst von der Weide, wo üppiges Gras ihm bis an die Knie ging, genommen, geradewegs in einen Viehbehälter der Eisenbahn geschafft und durch Rauch und Dampf und Funkenregen, mit Geklapper und Pfeifen entführt wird, immer weiter — wohin — das weiß der Himmel. Garassims Beschäftigung in seiner neuen Bestallung dächte ihm ein bloßes Spiel nach den harten Feldarbeiten; in einer halben Stunde hatte er alles fertig gemacht und er blieb dann entweder mitten im Hofe stehen und blickte mit offenem Munde die Vorübergehenden an, als erwartete er von ihnen eine Erklärung seiner räthselhaften Lage, oder er zog sich plötzlich in irgend einen Winkel zurück,

schleuderte Besen und Schaufel weit von sich, warf sich mit dem Gesicht auf die Erde und blieb so stundenlang regungslos auf der Brust liegen, einem eingefangenen wilden Thiere gleich. Doch der Mensch gewöhnt sich an alles, auch Garassim gewöhnte sich zuletzt an das Leben in der Stadt.“

Dieser Bär verliebt sich in ein zartes, flinkes Mädchen, Tatiana, das zum Hausgesinde gehört. „Sie hatte Eindruck auf ihn gemacht: ob durch den sanften Ausdruck ihres Gesichtes, oder durch die Schüchternheit ihres Benehmens — das weiß Gott!“ Dies Mädchen bestimmt die Herrin einem trunkenen Schuster, Kapiton, zur Frau, in der Hoffnung diesen dadurch von seinem Vaster zu heilen. Was wird Garassim dazu sagen? Dieser stumme Riese, der nur noch so lange warten wollte, bis er vom Haushofmeister einen neuen Rock bekommen, um Tatiana für sich zu verlangen. Er wird sie beide umbringen! Man bringt endlich Tatiana nach langem Zureden dazu, die Trunkene zu spielen. Das macht einen solchen Eindruck auf Garassim, daß er sich einen Tag lang gar nicht sehen läßt. Kapiton heirathet Tatiana. Am Hochzeitstage „blieb Garassims Benehmen in allen Stücken dasselbe, außer etwa, daß er von dem Flusse ohne Wasser zurückkehrte: er hatte irgendwo unterwegs die Tonne zerschlagen; und am Abend im Stalle beim Reinigen seines Gauls striegelte er das Thier mit solcher Gewalt, daß es hin und her wankte wie ein Halm vor dem Winde und unter seinen ehernen Fäusten sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte“.

Es vergeht ein Jahr. Kapiton bessert sich nicht und wird sammt Weib auf ein entlegenes Dorf geschickt; denn jeder dieser kleinen Herrscher hatte auch ein kleines — Sibirien. Bei der Abreise schenkt Garassim Tatianen ein rothes Tuch, küßt sie dreimal, begleitet sie ein Stück, bleibt plötzlich stehn und geht dem Fluß entlang. Es war schon Abend. Plötzlich sieht Garassim etwas im Wasser zappeln und zieht ein drei Monate altes Hündchen heraus. Er pflegt es wie eine Mutter, lehrt es Milch aus der Schale trinken, macht ihm ein Bettchen, deckt es zu, beschäftigt sich bis in die Nacht mit ihm und schläft endlich freudig und ruhig ein. Aus dem Hündchen wird ein prächtiger Hund, der von seinem Herrn nicht weicht. Der arme Garassim giebt ihm auch einen Namen, wenn anders das unarticulirte Stottern eines Stummen ein Name genannt werden kann; der Hund heißt — Mumu! Der Taubstumme hängt mit ganzer Seele an diesem Thier.

Es vergeht wieder ein Jahr. Garassim ist mit seinem Loos zufrieden. Da will das Unglück, daß die alte Herrin den Hund sieht und Gefallen an ihm findet. Der Hund zeigt ihr die Zähne. Auf ihren Befehl wird er aus dem Hause geschafft. Garassim ist untröstlich. „Er wandte sich an das Hofgesinde, fragte mit verzweifelten Geberden nach dem Hund, indem er die Hände in einiger Entfernung von dem Erdboden ausstreckte und mit Hülfe

derselben den Hund zu beschreiben suchte . . . Er durchstöbert halb Moskau, kommt staubig, schmutzig, müde nach Hause. Und als der Hund eines Tages zurückkehrt — wie groß ist seine Freude! Er will ihn verstecken, den Tag über einsperren, in der Nacht an die frische Luft führen. Früh morgens geht er auf den Hof mit niedergeschlagenem Gesicht, als sei nichts geschehen. Den ganzen Tag arbeitet er wie noch nie, pükt und fegt, rupft jedes Gräschen im Hofe aus, schlägt jeden Stab am Zaune aufs neue ein. Innsgeheim besucht er seinen Liebling und steht in der Nacht auf, um ihn spazieren zu führen. Ein Betrunkener geht am Zaun vorbei: Mumu bellt. Das ist zu viel für das nervöse, verrückte Frauenzimmer. Mumu muß sterben. Garassim bedeutet das zitternde Hofgesinde, er werde seinen Hund selbst umbringen. Wie einen zum Tode Verurtheilten tractirt er ihn noch einmal in der Restauration. Dann fährt er mit ihm auf dem Flusse weit aus Moskau hinaus und ersäuft ihn. „Garassim hatte nichts gehört, weder das kurz ausgestoßene Geheul des fallenden Mumu, noch das schwere Plätschern des Wassers; für ihn war der geräuschvollste Tag stumm und lautlos, wie es für uns die stillste Nacht nicht ist.“ Erst gegen Abend kehrt er heim, nimmt aus seiner Kammer Lebensmittel mit und geht fort in die dunkle Nacht hinein — in sein Heimathsdorf. Er hört nicht das heimliche Summen der Sommernacht, aber er fühlt den Duft der Felder, er sieht die unzähligen Sterne, die ihm den Weg zeigen. Nach zwei Tagen tüchtigen Marsches ist er wieder zu Hause, arbeitet wieder wie früher auf dem Felde für vier. Seither schaut er die Mädchen nicht an, hat sich auch nie wieder einen Hund gehalten.

Mumu ist 1852, neun Jahre vor der officiellen Emancipation der Bauern geschrieben. Es weht aus diesem seelenvollen Bild derselbe Geist, der uns in den Jagdskizzen anspricht. „Garassim, dieser kernige Kolof mit seinem Weh ist unser Landsmann, unser Bruder, ist ein Russe. Dürfen wir solche Leute noch länger in ihrem Elend lassen? Verlieren wir nicht selbst dabei am meisten?“ so spricht es aus jeder Zeile dieser wundervollen Erzählung.

Wir wenden uns von diesen kleinen Bildern aus dem Leben zu Turgenjews größeren Werken, in denen wir nicht mehr so unmittelbar den poetischen Hauch seiner Seele empfinden, weil er hinter den handelnden Personen zurücktritt, nicht mehr in eigener Person erzählt, spricht, die aber durch die großartigere, massivere Anlage seine Ideen mit dem größten Nachdruck zur Geltung bringen. Das erste Werk dieser Classe ist „Rudin“.

Darja Michailowna Lassunskis Haus galt fast für das erste im ganzen . . . schen Gouvernement. Die Hausfrau, einst eine gefeierte Schönheit, von Dichtern besungen, von Verehrern umschwärmt, sucht alle guten Köpfe in ihre

Gesellschaft zu ziehen; sie schätzt geistige Begabung, Bildung über alles. Eines Tages wird ein Baron erwartet, der einen Aufsatz über die Beziehungen des Handels zur Industrie in Rußland mitbringen soll, ein Baron „aussi aimable que savant . . . . un vrai torrent . . . il vous entraine.“ Der arme Baron. Es ist ihm hier die Rolle des Mohren zugebracht, der gehen kann, wenn er seine Schuldigkeit gethan hat. Seine Schuldigkeit war es Rubin einzuführen. Rubin erscheint mit einer Empfehlung und einem Entschuldigungsschreiben von ihm in der Gesellschaft und wir hören nie wieder etwas von diesem grandiosen Herrn Baron. Doch wir werden entschädigt. Rubin tritt unter diese nach Geist dürstenden Leute wie ein Prophet. Mit seiner hinreißenden Begeisterung zieht er rasch einen Zauberkreis um die Anwesenden. Er spricht über hohe, abstracte Ideen, spricht so schön, so gewandt. Der Reichthum seiner Gedanken hinderte Rubin sich bestimmt und genau auszudrücken. Ein Bild drängte das andere. Gleichnisse, unerwartet kühn, bald merkwürdig treffend, folgten Schlag auf Schlag. Nicht selbstgefällige Worthascherei des geschulten Schönredners, sondern Begeisterung sprach aus seinem ungestümen Redefluß. Er war um Worte nicht verlegen: folgsam und frei traten sie ihm auf die Lippen und jedes Wort schien, durchglüht vom Feuer der vollständigsten Ueberzeugung, direct aus der Seele zu strömen. Rubin besaß im höchsten Grad jene Eigenschaft, die man Musik der Beredsamkeit nennen könnte. Er verstand es, indem er gewisse Saiten des Herzens anschlug, zugleich alle anderen unbestimmt mittönen und erzittern zu machen. Es mag der Fall gewesen sein, daß der eine oder der andere seiner Zuhörer nicht recht verstand, wovon die Rede war, doch fühlte er die Brust schwellen, ein Schleier schien von seinen Augen zu fallen und in der Ferne stieg ein gewisses strahlendes Etwas vor seinen Blicken empor.

Alle Gedanken Rubins schienen der Zukunft zugewandt zu sein. Dieser Umstand verlieh ihnen das Drangvolle und Jugendliche . . . Am Fenster stehend, Niemand vorzugsweise anblickend, sprach er — und begeistert durch die Zustimmung und Aufmerksamkeit aller, durch die Nähe junger Frauen, die Schönheit der Nacht, hingerissen von der Fluth eigener Empfindungen — erhob er sich bis zur Beredsamkeit, bis zur Poesie . . . Der Klang seiner Stimme sogar, sonor und ruhig, vermehrte noch den Zauber; es schien, als redete aus seinem Munde etwas Höheres, ihm selbst Ungewohntes . . . Rubin sprach von dem, was dem zeitlichen Leben des Menschen Bedeutung für die Ewigkeit verleiht . . . . Vous êtes un poëte, sagte halblaut Darja Michailowna. Aber es war noch jemand im Zimmer, der noch mehr empfand als Darja Michailowna, wenn er sich auch nicht in einem französischen Stoßseufzer Luft machte. Ein Mädchen, noch nicht achtzehn Jahre alt, saß voll innerer Erregung da, lauschte auf Rubins Rede und ihr wurde

sonderbar zu Muth. Als hörte sie alles, was sie bei der Lectüre ihrer Lieblingsdichter und Schriftsteller dunkel geahnt hatte, deutlich und klar aussprechen. Wenn sie auch nicht jedes Wort verstand, so riß sie doch der Strom der Rede unwiderstehlich fort. Sie schlief die ganze Nacht nicht eine Minute. Den Kopf auf den Arm gestützt, hatte sie in das Dunkel hinausgeblickt, ihre Pulse pochten wie im Fieber und häufige schwere Seufzer hoben ihren Busen. Das war Natalie, Darja Michailownas Tochter. Rudin ist arm und folgt gern Darjas Einladung, als Gast im Hause zu bleiben. Es vergehen zwei Monate. Die Hausfrau treibt geistige Gymnastik mit ihm und die Tochter — verliebt sich in ihn.

Und Rudin? — Es kommt im Leben nur zu oft vor, daß man jemanden zu lieben glaubt und es ist doch nichts als Gewohnheit. Unsere Natur verlangt nun einmal Liebe. Kommt zu diesem natürlichen Bedürfniß ein einseitiger, tagtägliches Umgang mit einem Wesen anderen Geschlechts, so resultirt ein Druck, dem wir endlich nachgeben, und der Mensch — verliebt sich. Rudin liest Natalien die Producte der romantischen Schule vor, erklärt ihr die großen Werke der deutschen Literatur, weckt in ihr eine Fluth neuer Ideen. Sie aber hört ihm mit aufrichtiger Bewunderung zu; er merkt, wie seine Worte ihr ganzes Wesen ergreifen, das schmeichelt ihm . . . Doch wer kennt das nicht? Kurz, er erklärt ihr seine Liebe. Sie haben ein Rendezvous im Garten. Das Rendezvous wird verrathen. Darja Michailowna ist außer sich. Natalien hat die Leidenschaft aus einem stillen Mädchen zu einem starken, energischen Weib gemacht. Sie bestimmt Rudin eine Zusammenkunft. Sie ist entschlossen, alles zu verlassen, Mutter, Brüder, das glänzende, sorgenlose Leben, um einem Manne zu folgen, der nichts hat, als sein Talent. Rudin ist überrascht. Das hat er nicht erwartet: „So etwas von einem achtzehnjährigen Mädchen“ . . . Er sieht, daß er sich selbst betrogen hatte, als er glaubte Natalien zu lieben. Er steht zerklüftet da vor dem Mädchen, in dem die heilige Flamme glüht, von der er nichts weiß. Was bleibt ihm übrig? Beschämt, tief erniedrigt, nimmt er Abschied von dem Hause, in dem er glänzende Tage verlebt und macht sich auf den Weg — wohin? Er weiß es selber nicht.

Ist es ein Verbrechen, daß Rudin Natalien nicht liebte? Daß er gleichwohl glaubte, sie zu lieben? Daß er es, ohne selbst eine tiefe Leidenschaft, eine reine Liebe für sie zu empfinden, nicht wagte, das Leben eines lieben Geschöpfes an sein unstätes, schwankendes, unsicheres Loos zu fetten? Ich glaube — nein! Rudin hatte aber wirklich schlimme Fehler. Er spricht schön, thut aber nichts. Er predigt Selbstlosigkeit und ist nicht mehr als ein eleganter Schmarotzer, der auf anderer Leute Kosten lebt. Er leiht sich Geld aus mit der Absicht, es nie wieder zurück zu statten. Er hat keine Ausdauer,

keine feste, sichere Richtung. Er ist ein glänzendes Licht, das, vom Winde hin und her geweht, ewig flackert und nicht zur Ruhe kommt. Das ist der wahre Rudin! Doch er sühnt durch sein Leben alles. Er schlägt sich kläglich durch die Welt und muß viel Elend kosten.

Erst kommt er zu einem reichen Grundbesitzer, der sich mit grenzenloser Geduld auf die Wissenschaften stürzte. Rudin lebt als Freund, als Rathgeber bei ihm, vertieft sich in agronomische Bücher, sucht Reformen einzuführen. Doch alles zerschlägt sich an der Pedanterie des Gutsbesizers. Rudin merkte, daß er schließlich nichts mehr als eine Art intelligenten Parasits vorstellte und ließ diesen aus Roggenmehl mit Zuthat deutschen Syrups zusammengekneteten Krautjunker fahren . . . . Und stand wieder nackt und leicht da im leeren Raume. Flieg nun, wohin du willst . . .

Dann verbindet er sich mit einem genialen Sprühkopf, um einen Fluß schiffbar zu machen. Ohne Geld, ohne Maschinen, gehen sie mit Handarbeitern ans Werk. „Sechs Monate verbrachten wir in Erdhütten. Turbejew's einzige Nahrung bestand in Brod, ich selbst wurde auch nie satt. Ich bedaure es übrigens nicht, die Gegend da heraus ist wunderschön.“ Er verliert dabei seinen letzten Groschen, was zwar nicht schwer war, aber immerhin bitter.

Schließlich, nach vielem Herumirren, wird er Gymnasiallehrer. Er hält seinen Schülern Vorträge über russische Literatur, mit einer Beredsamkeit, einem Feuer, einer Leidenschaft, wenn auch ohne System. Er will auch hier Reformen, radicale Reformen durchführen. Durch eine Intrigue wird er gestürzt und wieder hinausgestoßen in das — Nichts! Am 26. Juni 1848 stirbt er in Paris auf einer Barricade.

Dieser ewig junge, begabte Rudin ist ein Opfer des Zwiespaltes, der in den Dreißiger und Vierziger Jahren zwischen dem Idealismus der russischen Intelligenz und der Wirklichkeit herrschte. Was konnte ein Mensch jener Zeit beginnen? In den Staatsdienst treten? Ein ehrlicher Mensch, dessen Rückgrat nicht sehr geschmeidig war, brachte es da zu nichts. Rudin hätte nicht lange im Dienste bleiben können. Seine Ideen waren zu großartig, die Thätigkeit eines Beamten jener Zeit zu erbärmlich. Was sollte er sonst beginnen? Er kann dem praktischen Leben keine Zugeständnisse machen, das wäre eine Sünde gegen die Logik, gegen den ganzen Charakter seiner Persönlichkeit. „Was ist Rudin anders,“ sagt Wengerow, „als der wahre Ausdruck unserer Intelligenz, welche sich stets bemüht ihr Leben und Treiben nach den Regeln der neuen Philosophie einzurichten, aber leider in diesem Bestreben jedesmal das vollständigste Fiasko macht? Was ist Rudin als ein Ueberfluß natürlicher Anlagen und Kräfte, die nicht gehörige Bearbeitung erhalten haben, um sich zur vollen Blüthe zu entfalten? Sein Hauptcharakter ist offenbar Mangel an der leitenden Idee, ohne welche die natürlichen

Anlagen eine momentane Explosion, zu Zeiten unter günstigen Umständen auch ein schönes blendendes Feuerwerk hervorbringen, aber nimmermehr als nützlicher Motor dienen können.“ Es fehlt Rudin an Konsequenz und Initiative. „Er war beredt, sehr beredt; aber ohne Tiefe. Ein Gelehrter wird euch mit einer Armee von Zahlen und Tabellen die Richtigkeit eines Satzes beweisen und ihr werdet bloß gähnen und durchaus nicht von der Wahrheit seiner Beweisführung durchdrungen sein. Da kommt ein Rudin. In lebendiger, hinreißender Rede, ohne alle praktischen Belege, spricht er für eine Sache im Namen der höheren menschlichen Instinkte, und ihr laßt euch angeln. Im Parlament spielen solche Leute oft die Führerrolle. Die menschliche Natur ist nun schon einmal so beschaffen, daß die Mathematik gut für den Kopf ist, aber für das Herz bedarf es etwas Bestimmteren.“

Rudin hatte einen bedeutenden Einfluß auf seine Kameraden. Die Jugend verlangt nicht „gründliche Gelehrsamkeit, nüchterne Darlegung“ der Thatsachen. Sie will den Kleinlichen Sorgen dieser Welt entrückt werden, sie verlangt „leidenschaftliche, aufrichtige Hingebung, großartige Pläne“. Und das fand sie bei Rudin. Jemand könnte einwenden, daß Rudins Worte nicht immer baare Münze waren. Wie man es nimmt. In dem Augenblick, wo Rudin seine hohen Ideen ausspricht, glaubt er auch selbst an sie und so ist er im Stande, auch auf seine Umgebung einen gewaltigen Eindruck auszuüben. Die Beredsamkeit ist eine dämonische Macht: sie wirft ihre Schlingen auch auf den Redner selbst zurück.

Rudin erschien Anfang des Jahres 1856 und erweckte bei seinem Erscheinen allgemeine Sensation. Alle begriffen, daß Turgenjew aus der kleinen Welt überflüssiger Leute und Heroen in kleinen Dingen übergegangen war auf das breite Gebiet der socialen Erscheinungen und Typen. Von da an datirt seine ungeheure Popularität.

Wenn Rudin den ersten Grund zu Turgenjews Ruf als Schriftsteller erster Größe legte, so sicherte „das adelige Nest“ denselben endgültig, und der Name seines Autors beginnt neben den großen Namen der russischen Literatur, Puschkin, Lermontow, Gogol zu stehen. „Das adelige Nest“ ist gleichsam der Schwanengesang der „alten“ Zeit. Nach ihm erscheinen bei Turgenjew neue Gestalten, für die das Leben, welches im „adeligen Nest“ geschildert wird, schon eine Erbschaft der Geschichte bildet.

Lawrezki ist einer jener nichtsthuernden Philosophen der Vierziger Jahre, d. h. der Zeit der Idealisten. Wie Rudin der Repräsentant der unbemittelten Hegelianer der Vierziger Jahre ist, so zeigt Lawrezki den russischen intelligenten Mann, den das Schicksal der Nothwendigkeit, sich das tägliche Brod zu erwerben, enthoben hat. Ihm war es wie Rudin schwer, eine entsprechende Thätigkeit zu finden. Der Staatsdienst um Geld war für ihn überflüssig.

Der Dienst als Mittel, seinem Lande Nutzen zu bringen — ein Unding. Sich mit Handel zu beschäftigen hatte er nicht Noth. Unter die Gelehrten paßte er nicht. Es blieb ihm nur Eines übrig — als Dilettant zu seinem Vergnügen zu leben und zu lieben. Doch das Streben nach persönlichem Glück schlug ihm fehl. Dank seiner „spartanischen“ Erziehung waren ihm die Frauen eine vollständige terra incognita. Dieser arme Spartaner gerieth bei der ersten besten Gelegenheit in die Falle. „Ihre runde Gestalt, ihr lächelnder Blick, ihre jungfräulich gewölbten Schultern und im zartesten Rosa-roth schimmernden Arme, ihr schwebender und dabei gleichsam müder Gang, ja selbst der gedämpfte, langsame, liebliche Ton ihrer Stimme — alles an ihr war wie von einem feinen Dufte, von einem unheimlich verführerischen Reiz, einer sanften, vorerst noch schüchternen Wonne, von einem Etwas umhaucht, das sich in Worten nicht ausdrücken läßt, und Verlangen und Aufregung, gewiß aber keine Scheu einflößte.“ So war Warwara Pawlowna — bald Lawrezki's Frau! Lawrezki, den es noch spät auf die Universität getrieben hatte, um die Lücken seines Wissens auszufüllen, giebt ihretwegen seine Studien auf, führt ihretwegen ein offenes, gastliches Haus in Petersburg, begiebt sich endlich ihretwegen ins Ausland. Doch sein ehrlicher Eifer verläßt ihn auch in der großen Welt nicht. An der Seite seiner lieblichen Frau geht er noch immer den Studien nach, bis ihn auf einmal ein entsetzlicher Schlag von seinem Schreibtisch aufschreckt. Seine Frau hat ihn betrogen, schon seit lange betrogen. Die Enttäuschung ist schrecklich. Lawrezki verläßt sofort seine Frau und Paris. Erst vier Jahre später hat er die Kraft in die Heimath zurückzukehren. Gleichwohl war Lawrezki's Idealismus noch nicht gebrochen. Noch hat er der Welt nicht entsagt, noch glaubt er an weibliche Reinheit und Treue. In ihm lebt noch der Durst nach Glück, er hat seine Gefühle noch nicht in das Archiv gelegt. So begegnet er einem Mädchen voll Natur, reinen Herzens und rein von Gedanken. Anfangs unbemerkt, dann immer stärker und stärker entbrennt in ihm das neue Gefühl. Ihr einfaches, ungekünsteltes Wesen bezaubert ihn. Selbst Meinungsverschiedenheiten führen sie nur noch näher. Lisa ist sehr religiös. Lawrezki, ein Freigeist, achtete ihre Ueberzeugung, weil sie so aufrichtig und wahr ist. Sie hingegen wird durch die Ruhe und den Ernst, mit der diese Frage berührt wird, versöhnt. Zwischen ihnen finden keinerlei „Liebesgeschichten“ statt und doch ergiebt sich die Erklärung gleichsam zufällig. Eine Zeitungsnachricht vom Tode seiner Frau scheint Lawrezki freie Hand zu geben. Er spricht mit Lisa. Ein neues Glück lächelt ihm. Da erscheint plötzlich — seine Frau. Mit gebrochenem Herzen trennen sich die Liebenden. Lisa vergräbt sich in ein Kloster, Lawrezki wirft sich auf die Landwirthschaft.

Die Liebe zu Lisa war der letzte Strahl der Jugend in unserem Helden.



Doch er verliert selbst dann nicht den Glauben an das Gute, die Festigkeit des Willens und die Lust zur Thätigkeit. So ist er einer der sympathischsten Repräsentanten der Vierziger Jahre. Und doch war Lawrezki ganz das Kind seiner Zeit. Er giebt selbst zu, daß er ein „Faulenzenzer“ ist, aber damals waren alle „Faulenzenzer“, nur das Volk schlief nicht, nur dies unterbrach mit dem Geräusch seiner Arbeit die Stille, die überall herrschte. Wohl ist er überzeugt, daß jeder gebildete Mensch etwas leisten soll, und als er die Hoffnung auf das häusliche Glück verloren hat, ist er fest entschlossen, an die „Arbeit“ zu gehen. Aber er weiß nicht, worin diese „Arbeit“ besteht. Schließlich beginnt er das Feld zu pflügen und das Loos seiner Leibeigenen zu verbessern. „Ja für seine Leibeigenen zu sorgen, das war die einzige Arbeit, womit sich ein denkender Gutsbesitzer jener Zeit beschäftigen konnte.“ So wurde das große Werk der Emancipation auf allen Seiten vorbereitet. Uebrigens knüpft Lawrezki ein zartes Band an das Volk: seine Mutter — war eine Leibeigene. Lawrezki ahnt überdies das Nahen einer besseren Zeit, er begreift, daß dem neuen Geschlecht bessere Bedingungen zur Entwicklung gegeben sein werden, daß es deshalb höher stehen werde als das alte. „Spielet, seid fröhlich, wachset auf ihr junges Volk,“ dachte er und nichts Bitteres lag in seinen Gedanken: — „das Leben beginnt erst für euch, und es wird euch leichter fallen als uns. Ihr werdet nicht, wie wir, euch eine Bahn zu brechen haben, kämpfen, stürzen, wieder aufstehen müssen, mitten im Dunkel; unsere Sorge war es, daß wir nicht zu Grunde gerichtet wurden — und viele der Unserigen sind zu Grunde gegangen! Ihr aber müßt ans Werk gehen, müßt arbeiten — und unsere, eurer Vorläufer, Segenswünsche sollen euch begleiten. Mir aber bleibt nach dem heutigen Tage und nach all diesen Eindrücken nur, euch meinen letzten Gruß zu entbieten und, wenn auch mit Trauer, so doch ohne Neid im Herzen, ohne mißgünstigen Rückhalt, im Angesichte des Endes, im Angesichte des mich erwartenden Gottes auszurufen: Willkommen, einsames Alter! Minne dem Ende zu, nutzloses Leben.“

Wir eilen dem Schlusse zu. Wir haben zwei Typen der Vierziger Jahre gesehen, werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Sechziger Jahre, sehen wir uns nach den Idealisten die Materialisten, die Nihilisten, an oder, wie es schon oben ausgesprochen war, „den Antagonismus zwischen den Vätern und Söhnen“.

Habent sua fata libelli! In Folge einiger rein subjectiven Gründe entschließt sich Turgenjew 1847 die Literatur an den Nagel zu hängen. Nachdem er schon einige Novellen herausgegeben, bildet er sich aus irgend einem Grunde ein, daß er nicht für die Literatur gemacht sei, daß er zu wenig Zeug zur künstlerischen Production habe. Da bittet ihn ein Redacteur um einen Beitrag für sein Journal. Turgenjew giebt den Bitten des Her-

ausgebers nach, sucht bei ihm liegende Skizzen hervor, und aus letzteren entwickelt sich eines der bedeutendsten Werke der russischen Literatur der letzten Jahrzehnte — „die Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“. Ganz gegen die Absicht des Autors geht aus einer Sache, der er fast keine Bedeutung zuschreibt, etwas in seiner Art Grandioses hervor.

Es waren fünfzehn Jahre vergangen. Aus dem schüchternen Debütanten Turgenjew ist ein Stern erster Größe geworden. Ganz Rußland liest mit Berausung jede Zeile, die aus seiner Feder fließt. Er selbst befindet sich auf dem Gipfel seines schöpferischen Talentes und entsendet im Laufe von sechs Jahren: Rudin, Assja, Faust, Das adelige Netz, Helene, und Die erste Liebe in die Welt. Er folgt aufmerksam den Erscheinungen in der russischen Gesellschaft und vor seinem geistigen Blick kann sich die aufwachsende Generation, die aufwachsenden neuen Formen der socialen Verhältnisse nicht verbergen. Das, von dessen Existenz noch niemand etwas ahnt, wirft schon mit deutlichen Zügen sein Bild in die Seele Turgenjews und er ist durchdrungen von dem Verlangen, die Resultate seiner Beobachtungen in der Form einer belletristischen Erzählung auszuführen. Die intelligentesten Leute hatten noch keine Ahnung von der geistigen Physiognomie ihrer Zeit. Die russische Gesellschaft befand sich in dem Wonnemonat ihres Erwachens, die Principien waren noch nicht fest geworden, die Wünsche hatten noch keine bestimmte Form erhalten. Alle strebten instinctiv nach etwas „Gutem“, das in den begeisterten Köpfen in sehr undeutlichen Zügen auftrat, doch niemand war in das Wesen der neuen Bewegung eingedrungen, niemand bemerkte die ganze Tiefe des Gegensatzes, die ganze Schärfe der Grenzen, welche die alte Richtung von der neuen trennte. Man sollte glauben, die junge Generation hätte dem Autor Dank wissen müssen, daß er den richtigen Ausdruck für ihre Bestrebungen, für ihre Richtung gefunden. Turgenjew war mit der Strömung gegangen. Basarow, der Held seines neuen Romans, war ihm theuer. „Während der ganzen Zeit, als ich schrieb, fühlte ich mich zu ihm unwiderstehlich hingezogen,“ schreibt er nach Beendigung der „Väter und Söhne“ in sein Tagebuch. Es war ihm lieb, „constatiren zu können, daß jenes kranke Geschlecht der russischen Hamlete verschwindet und gesunde, kräftige Gestalten ihre Stelle eingenommen haben. Er erkennt die Gesetzmäßigkeit der Oberherrschaft der neuen Leute vollständig an und zeichnet auch nicht einen „Vater“, der den Leser im Geringsten auf den Gedanken brächte, daß die Väter nicht in der That in die Kumpelkammer gehören. Turgenjew freut sich über die neue Entwicklung. Natürlich, hat er doch lebhaft einen Umschwung der Dinge ersehnt und dieser Sehnsucht in seinen Werken oft und oft Ausdruck gegeben. Dann stattet er seinen Helden mit so viel Kraft des Charakters aus, macht eine so imponirende Erscheinung aus ihm, daß man, so scheint es,

gar nicht daran zweifeln kann, daß er selbst für diese Gestalt Sympathie, für die Sache, deren Träger sie ist, warme Theilnahme hat. Allein der Nihilismus war zur hellen Flamme geworden, die Leidenschaft hatte die Empfindlichkeit der Menschen aufs höchste gesteigert. So erklärt es sich, daß Turgenjew durch seine „Väter und Söhne“ den Haß der jungen Generation auf sich zog.

Doch werfen wir einen flüchtigen Blick auf das Werk selbst. Arkad Kirssanow kehrt als Candidat von der Universität heim und bringt einen jungen Mediciner, Basarow, als Gast mit. Diesen beiden „Jungen“ stehen zwei „Alte“ gegenüber: Arkads Vater und Onkel, Nikolaus und Paul Kirssanow. Vater und Sohn bilden keinen so schroffen Gegensatz, um so prägnanter treten die beiden Richtungen in Basarow und Paul Kirssanow hervor, in jenem der gesunde, kräftige Materialismus, wenn auch auf die Spitze getrieben, in diesem der schwache, unthätige Idealismus, oder, um russische Schlagwörter herzusetzen, dort der Nihilismus, hier der Hegelismus. Ein Nihilist ist nach Arkads Definition ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, der ohne vorgängige Prüfung kein Princip annimmt, wenn es auch noch so sehr in Ansehen steht. Paul Kirssanow dagegen formulirt seinen Standpunct so: „Leute der alten Zeit, wie ich, denken, daß es durchaus nöthig ist, gewisse Principien ohne Prüfung, um Deinen Ausdruck zu gebrauchen, anzunehmen.“

Also Nihilist und Hegelst oder, in der Sprache der beiden Antipoden, „der haarbuschige Gefelle“ und „der Maulwurfsaristokrat“ standen sich gleich vom ersten Augenblick feindlich gegenüber.

„Du hast entschieden eine schlechte Meinung von den Russen.“ „Und warum nicht?“ erwidert Basarow, „das einzige Verdienst des Russen besteht eben darin, daß er eine abscheuliche Meinung von sich selbst hat; übrigens liegt auch nichts daran. Woran was liegt, ist zu wissen, daß zwei mal zwei vier ist; alles übrige will absolut nichts sagen.“ „Wie? auch die Natur selbst will absolut nichts sagen?“ erwiderte Arkad und warf einen Blick auf die buntfarbigen Felder, über die das Licht der untergehenden Sonne einen sanften Schein ergoß. „Auch die Natur will in dem Sinne, den du ihr augenblicklich beilegst, absolut nichts sagen. Die Natur ist kein Tempel, sondern eine Werkstätte und der Mensch ist ein Arbeiter darin.“

Plötzlich trafen die getragenen Tonschwingungen eines Violoncells das Ohr der Spaziergänger . . . . .

„Was hör ich?“ rief Basarow erstaunt. „Das ist mein Vater.“ „Dein Vater spielt Violoncell?“ „Ja.“ „Wie alt ist er denn?“ „44 Jahre.“ Basarow brach in ein schallendes Gelächter aus. „Worüber lachst Du?“ „Wie? ein Mann von 44 Jahren, ein pater familias, spielt im Gouvernement X. Violoncell?“ Arkad schwieg betroffen.

Es ist wahr, Basarow weiß seine Zeit auszunützen. Er stellt physikalische und chemische Versuche an, beschäftigt sich stundenlang am Mikroskop; wenn er einen Spaziergang macht, bringt er sich Frösche, Insecten, Pflanzen nach Hause, was er eben zu seinen Forschungen braucht. Er spricht mit Jedermann — „die jungen Domestiken folgten dem Doctor wie junge Hunde“ — urtheilt gesund und mit deutlich erkennbarer Beziehung auf die täglichen Bedürfnisse, auf die nächsten Grundlagen des Lebens. Was hat es dagegen viel zu bedeuten, wenn ihn Paul einen „anmaßenden, unverschämten, cynischen Menschen, einen wahren Plebejer“ schmäht, oder ein verdrehter Kammerdiener, der alte Prokofitsch, ihn einen „Abdecker, Lump“ titulirt und sagt, „daß er mit seinem langen Backenbart einem Schwein im Busche gleiche“.

Wir haben gehört, was Basarow von der Musik hält. Nicht besser geht es der Poesie. „Dein Vater ist ein guter Kerl,“ antwortete Basarow, „allein er ist reif für die Kumpellammer, er hat abgedankt, sein Lied ist zu Ende. Dieser Tage beobachtete ich, was er wohl treibt; er las Puschkin. Mach ihm begreiflich, ich bitte Dich, daß das abgeschmackt ist. Er ist kein Jüngling mehr und sollte all den Plunder ins Feuer werfen. Wer interessirt sich in unseren Tagen noch für Romantik und Poesie? Gib ihm irgend ein gutes Buch zu lesen.“ „Was könnte man ihm geben?“ fragte Arkad. „Man könnte z. B. mit „Kraft und Stoff“ von Büchner beginnen.“

Mit der Zeit wächst die Erbitterung in Paul so sehr, daß der Zusammenstoß nicht mehr ausbleiben kann. „Aristokratie, Liberalismus, Principien, Fortschritt,“ wiederholte Basarow. „Wie viele unserer Sprache fremde Wörter sind ganz unnöthig. Ein echter Russe nähm' sie nicht umsonst.“ „Was braucht er denn, Ihrer Ansicht nach? Hört man Sie, so stehen wir außerhalb der Humanität, außerhalb ihrer Gesetze, das ist etwas stark. Die Logik der Geschichte fordert . . .“ „Was brauchen wir diese Logik? Wir können sie ganz gut entbehren.“ „Wie?“ „Ei nun! ich denke Sie brauchen auch keine Logik, um einen Bissen Brod zum Munde zu führen, wenn Sie Hunger haben. Was sollen also alle diese Abstractionen?“ Paul erhob die Hände. „Wir verstehen das Alles nicht mehr,“ sagte er. „Sie beschimpfen das russische Volk. Ich begreife nicht, wie es möglich ist, keine Principien, keine Regeln anzuerkennen. Wodurch lassen denn Sie sich im Leben leiten?“ „Ich habe Ihnen schon gesagt, lieber Onkel,“ fiel Arkad ein, „daß wir keine Autorität anerkennen.“ „Für unser Handeln bestimmt nur die Rücksicht für das Nützliche, was wir für nützlich erkennen,“ fügte Basarow hinzu: „heut zu Tage scheint es uns nützlich zu verneinen, und wir verneinen.“ „Alles?“ „Durchaus Alles.“ „Wie? nicht nur die Kunst, die Poesie, sondern auch — ich nehme Anstand es zu sagen . . . —“ „Alles,“ erwiderte Basarow mit unaussprechlicher Ruhe. Paul sah ihm fest ins Auge; diese Antwort hatte

er nicht erwartet. Arkad wurde roth vor Freude. „Erlaubt, erlaubt,“ sagte Kirffanow, „Ihr verneint alles, oder um mich genauer auszudrücken, ihr reißt alles ein; aber man muß auch wieder aufbauen.“ „Das geht uns nichts an. Vor allen Dingen muß der Platz abgeräumt werden.“

Paul bringt einige treffende Argumente vor, doch ich will mich hier auf eine einzige Bemerkung beschränken. Sie trifft allerdings Basarow nicht, aber um so mehr seinen pathetischen Schüler Arkad und mit ihm einen großen Theil der jungen Generation überhaupt. „Ich bin,“ sagt Paul, „im Gegentheil überzeugt, daß wir viel mehr im Rechte sind, als alle diese jungen Herrn, wenn auch unsere Sprache vielleicht ein wenig veraltet ist, und wenn wir auch ihre Selbstüberschätzung nicht besitzen . . . . Dabei sind sie so affectirt. Fragt man sie bei Tische: Wollen Sie rothen oder weißen Wein? so geben Sie zur Antwort: Es ist Grundsatz bei mir, roth vorzuziehen, und das mit einer Bassstimme und einer so lächerlich wichtigen Stimme, als ob die ganze Welt auf sie blicke . . .“

Das sei genug, um dem Leser einen schwachen Begriff von den „Vätern und Söhnen“ zu geben. Schließlic wird der Streit zwischen Paul und Basarow mit den Pistolen ausgelämpft. Basarow hält zwar diese ultima ratio für eine schreckliche Dummheit, aber er kann nicht recht ausweichen und beide benehmen sich bei der Affaire vortrefflich.

Wie es bei einem solchen Radicalen nicht anders kommen kann, geräth Basarow oft mit sich in Widerspruch. Er spürt das selbst, ärgert sich darüber. Doch was läßt sich thun? Derselbe Basarow zum Beispiel, der einmal Arkad sagt: „Und dann, was soll es mit den mysteriösen Beziehungen zwischen einem Manne und einer Frau für eine Bewandniß haben? Wir Physiologen kennen die wahre Natur dieser Beziehung!“ derselbe Basarow verliebt sich! Die Liebe ist ein abscheuliches Ding. Denn was kann man solchen jungen Himmelsstürmern gegenüber thun, wenn sie behaupten, Neigungen, Gefühle, das sei alles baarer Unsinn? Sie leugnen dir einfach alles weg; sind wohl auch selbst davon überzeugt, daß sie nichts empfinden. Da kommt ihnen auf einmal ein so dummes Ding in die Quere, dessen „Physiologie“ sie so genau kennen, und gegen das sie doch nichts thun können. Mergerlich entfernt er sich, kehrt auf kurze Zeit heim, hilft seinem Vater in seiner ärztlichen Praxis und . . . stirbt, blutjung, in Folge einer chirurgischen Vergiftung, stirbt unerschrocken und ungebrochen wie ein alter Römer.

Was hätte er auch thun sollen? Die Frage aber, die auf unseren Lippen schwebt: „Was wäre aus ihm geworden, wenn er alt geworden wäre? was hätte er noch geleistet?“ ist sie nicht identisch mit der Frage: Was wird aus dem Nihilismus werden? was wird er leisten, wenn er erstarrt, wenn er über die vorbereitenden Arbeiten hinüber gekommen ist und wir seine

Früchte sehen?? Der Autor konnte auf diese Frage unmöglich antworten, er konnte der Geschichte nicht vorgreifen: Basarow mußte also sterben.

Am 2. Februar 1862 waren die „Väter und Söhne“ erschienen und in einigen Monaten war das von Turgenjew erdachte Schlagwort „Nihilist“ mit reißender Schnelligkeit Gattungsname, die stehende Benennung der jungen Generation geworden. Auch die Benennung „Väter“ und „Söhne“ ging in das Lexicon des täglichen Lebens über und wurde ohne weitere Beziehung auf Turgenjews Roman gebraucht. Dies ist ein Zeichen der ungeheuren Wirkung desselben trotz der wüthendsten Angriffe von allen Seiten. Mit der Zeit legte sich der Sturm. Die frühere Kälte gegen den Autor der „Väter und Söhne“ verschwand vollkommen und verwandelte sich in Bewunderung für das künstlerische Gefühl Turgenjews, welcher mit einem Male die großen Züge der neuen Bewegung erfaßt hatte.

Mit den „Vätern und Söhnen“ hatte Turgenjew den Glanzpunct seiner literarischen Thätigkeit erreicht. Wir wollen hier von ihm Abschied nehmen.

Und Neuland? wird mich vielleicht der Leser fragen. Auch davon wollen wir lieber schweigen, so nahe es mir läge, davon zu sprechen. In „Väter und Söhne“ ist uns der Nihilismus in großartigen, idealen Zügen entgegen getreten, als reine Theorie, unbeirrt von dem kleinlichen Widerspruch des Lebens. In „Neuland“ erscheint dies grandiose Gebäude zer schlagen in tausend Stücke und der ruhige Stolz, der darauf ruhte, ist von dem scharfen Hauch der Wirklichkeit zerstoßen; wir hören nichts als eine Reihe von Dissonanzen, deren keine einzige aufgelöst wird. Ein paar prächtige kernige Naturen in dieser Wirrnis machen den Eindruck nur noch wehmüthiger. Schweigen wir davon.

So haben wir denn einen flüchtigen Blick in einzelne Werke Turgenjews gethan. Eins dürfen wir vor allem bei Turgenjew nie außer Acht lassen: Alles, was er schreibt, hat einen realen Hintergrund. Es ist nicht Willkür, die unsere Phantasie hin und her jagt, nicht eine vage, ideale Möglichkeit, die den Personen und ihren Schicksalen zu Grunde liegt. „In Folge der Lebhaftigkeit, der Empfänglichkeit seines Talentes erscheint uns Turgenjew als ein Manometer und zwar ein sehr empfindlicher des russischen Lebens. Jede Veränderung in dem letzteren spiegelt sich in ihm sofort wieder.“ Es ist begreiflich, daß solche Werke, wenn sie noch dazu mit der Anmuth Turgenjews geschrieben sind, für uns Fremde den höchsten Reiz haben. Wir wissen, daß jeder Zug dem Leben, dem russischen Leben entnommen ist, und es entrollt sich vor unseren Augen ein Stück Volksleben. Es ist aber wohl Jedermann klar geworden, daß wir dieses Volk kennen lernen müssen, seien wir ihm Feind oder Freund.

Dskar Asboth.

## Der Hohentwiel.

„Wir stehen nicht an, die Gegend des Hegau den schönsten Fleck in deutschen Landen, ja noch weit darüber hinaus, zu nennen.“ Dieses überschwängliche Lob, das die neueste Beschreibung des Hohentwiel ihm und seiner Umgebung spendet, mag man billig auf sich beruhen lassen. Wer will 'unter den Schönheiten, deren sich das deutsche Land erfreut vom Fels zum Meer, eine Rangordnung vornehmen, mindere, höhere und höchste Preise austheilen? Jede ist in ihrer Art wieder unvergleichlich und will nach besonderem Maßstabe gemessen, als ein eigenthümlicher Genuß gewerthet und empfunden werden. Aber das wird der Kenner nicht in Abrede stellen, daß in der Landschaft des Hegau sich die Reize in ganz seltener Weise mischen; das Originelle, ja Bizarre mit dem Vertrauten, das Großartige mit dem Anmuthigen, das Heitere mit dem Feierlichen. Es ist ein ungewöhnlicher Formenreichtum, und die Formen stimmen zu einem Ganzen von einnehmender Schönheit. Wird das Auge zunächst von den charakteristischen Bildungen in der Nähe gefesselt, so erweitert sich die Umschau zu einem groß angelegten wechselreichen, bis zu den fernen Alpengipfeln abgestuften Gemälde, das man mit Fug und Recht eine historische Landschaft nennen darf.

Unter den vulcanischen Höhen aber, deren Gruppe das Hegau bildet, die Hochfläche zwischen Bodensee und Schwarzwald belebend, nimmt der Hohentwiel ohne Frage die vornehmste Stelle ein. Schon durch seine eigenthümliche Bildung ausgezeichnet, ein schroffer Felskegel, der doch des Waldes nicht entbehrt und mit Burgtrümmern geziert ist, beherrscht er den ganzen Umkreis; die anderen Berge, gleich ihm Emporkömmlinge aus dem Erdinneren, sind wie seine Trabanten um ihn gestellt; er ist zugleich der mächtige Eckpfeiler, an den sie sich in willkürlicher Zerstreung anlehnen. Von seinem Gipfel hat man den Genuß der Landschaft als eines Ganzen — zunächst die scharfumrissenen Genossen, zum Theil gleichfalls mit Burgresten gekrönt, eine weite wellenreiche Ebene, die von den dunkeln Höhen des Schwarzwaldes umsäumt wird, ein heiteres Wiesenthal mit Städten, Dörfern und Gehöften, nach Mittag aber in gewaltigem Aufbau und in unerschöpflicher Formen- und Farbenpracht die Kette der Alpen von den Algäuer und Tiroler Bergen zum Säntis, zum Glärnisch und Dödi, zu den Berner Alpen und, an besonders glücklichen Tagen bis zum röthlich schimmernden Haupte des Montblanc. „Vor den Alpen liegt im Südwesten und Süden, ganz in der Nähe, ein saftgrünes Waldgebirg, im schönsten Gegensatz zu dem Schimmer der Alpen; gegen Südosten aber ruht das Auge nimmermüd auf der zarten Fläche des Bodensees, der mit seinem flach umbordeten Untersee

ganz ausgebreitet gegen den Fuß des Hohentwiel heranglänzt, während sich der Obersee breit verläßt bis an die hohen Alpenberge bei Bregenz hinaufzieht. Rings um den See lachendste Ufer, Obst- und Weingelände, Villen, blühende Dörfer, alterthümliche Städte, Adolfszell, Steckborn und Constanz mit seinem stolzen Münster; und als hätte sich ein Theil gerade des üppigsten Gartengeländes losgelöst und treibe nun still auf den blauen Wellen, liegt mitten im Untersee das paradiesische Eiland Reichenau, vor einem Jahrtausend schon der Sitz hoher geistiger Bildung und sorgfältigster Kunstübung."

kehrt man von solcher Umschau wieder zum Berge selbst zurück, so wird die fremdartige Gestalt zusammt dem seltenen Gestein Fragen nach der Entstehung dieses Felskegels und seiner Brüder wachrufen. Der Geologe hämmert an den grauen Klingsteinwänden und sucht nach den eingesprengten gelbglänzenden Natrolithbändern. So weiß auch der Botaniker, weiß der Zoologe, daß sie hier auf einem besonders ergiebigen Fundort für seltenere Vorkommnisse stehen. Endlich hat auch die Geschichte nicht versäumt, dieses Berghaupt zu weihen. Dem Geologen reicht der Prähistoriker, diesem der Historiker die Hand. Der Hohentwiel ist stolz auf seine Schicksale und seine Helden, und wenn der lange mit Ehren behauptete Beruf als kriegerisches Bollwerk zuletzt in unrühmlicher Katastrophe untergeht, so hat dafür noch in später Zeit die Dichtung seinen Namen wiederhergestellt und in zauberisches Licht gestellt. Eines der frühesten Erlebnisse des Berges, dessen Umrisse in alter Chronik aufbewahrt worden, hat sie mit glücklichem Griffe hervorgesucht, und daraus eine Herzensgeschichte geformt, die sich seit Jahrzehnten einer noch heute unverminderten Gunst beider Geschlechter erfreut. Und durch solche That ist auch dem Berge selbst wieder erhöhte Gunst zugewendet worden. Denn es darf wohl behauptet werden, daß von dem vermehrten Bezug von Wanderern, den in neueren Zeiten der Berg aus dem Norden so gut wie vom Süden erfährt, wenigstens ein Theil auf Rechnung der zarten Gemüther kommt, welche andächtig an den Stätten verweilen wollen, wo der junge Mönch und die stolze Herzogin zusammen den Vergilius lasen, geheime Neigung sich unvermerkt in ihre Herzen schlich und ein bitteres Leiden über die Beiden kam, davon dann der Mönch in dem stärkenden Athem der Ebenalp wieder gesundete, indessen die Herzogin fortan in stolzer freudloser Einsamkeit das Vergangene auf der Seele trug. Wenigstens ist bei dem Castellán, der durch das Trümmer- und Buschwerk umherführt, die Nachfrage stark nach den Plätzen, wo dies und jenes sich begeben habe, stärker als nach den Spuren und Erinnerungen an die Zeiten des heldenmüthigen Commandanten Conrad Widerholt, und der Castellán hat wider seinen Willen und nicht ohne selbst darüber zu



lächeln, eine eigene poetische Topographie erfinden müssen, mit deren Hülfe er die Wißbegierigen zufriedenstellt, welche die Stätte von Frau Hadwigs Palast und von Praxedis' Kämmerlein ahnungsvoll betrachten wollen, oder den Thurm, in dessen Verließ der unglückliche Ekkehard saß, bis ihm die kluge Griechin Rettung brachte.

Einem durch seine Lage und Beschaffenheit wie durch seine Erinnerungen so ausgezeichneten Berge hat es schon bisher nicht an Monographien fehlen können. Dieselben dienten theils dem Gebrauch der Touristen, theils zogen sie seine Geschichte, insbesondere seine kriegerischen Ereignisse an das Licht. Der Hohentwiel hat aber auch eine solche Monographie verdient, wie sie ihm jetzt zu Theil geworden ist\*), nämlich eine sorgfältige Beschreibung, die sich über alles Wissenswürdige erstreckt und, wiewohl in gedrängter Form, das Topographische, das Naturgeschichtliche, die Landschaft und die Geschichte gleichmäßig umfaßt. Die Schrift ist ein Bestandtheil der bekannten württembergischen Oberamtsbeschreibungen, die von dem königlich statistisch-topographischen Bureau ausgearbeitet und, im Jahre 1824 begonnen, in Bälde vollständig vorliegen werden, ein fleißiges und zuverlässiges Sammelwerk, dessen Trefflichkeit längst anerkannt ist. So haben denn auch zum Hohentwiel die tüchtigsten Specialgelehrten mitgewirkt, jeder für sein Gebiet: ein anderer für das Gestein und die Erdbildung, ein anderer für die Pflanzenwelt, ein dritter für die Vögel und anderes Gethier u. s. w., also nicht ein leichtes Touristenbüchlein, sondern eine gründliche und lehrreiche Arbeit, die fast etwas trocken ausgefallen wäre, wenn nicht Eduard Paulus' anmuthige und poetische Feder mitgeholfen hätte.

Den geognostischen Theil hat Professor Oscar Fraas bearbeitet, und dieser Abschnitt ist um so anziehender, als der Hohentwiel ein besonders augenfälliges Beispiel ist, wie die Kräfte und Bewegungen der Natur überhaupt die Gestalt der heutigen Erdoberfläche zu Stande gebracht haben. Die Bildung des Hohentwiel hat etwas Typisches. Und zwar sind zwei Hauptacte in derselben zu unterscheiden. Entstanden ist nämlich der Felskegel durch vulcanischen Ausbruch; seine jetzige Gestalt aber hat er erhalten durch die Bersekungen, welche der große Rheinthalgletscher an ihm vorgenommen hat.

Vom Fuß bis zum Gipfel aus Klingstein, Phonolith, bestehend, ist der Hohentwiel mit seiner imposanten Gestalt zunächst der Typus für dieses eruptive Gestein. Die glockenförmige Kuppel, die steilen, durch Erosion gerippt erscheinenden Seitenwände, die schalenförmig über einander gelegten Ge-

\*) Hohentwiel. Beschreibung und Geschichte. Von O. Fraas, P. Hartmann, F. Karrer, E. Paulus u. A. Herausgegeben vom k. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart, Th. Knapp. 1879.

steinsplatten, die auf der Höhe des Berges sich flach legen, gegen den Rand sich wölben, gegen die Tiefe steil abfallen, tragen die Geschichte der Entstehung des Berges durch unterirdische Kräfte mit deutlicher Schrift an ihrer Felsenstirne geschrieben. Die Eruption fand gleichzeitig mit den westwärts ausgebrochenen Basalten statt, welche die anderen Hegauberge bilden, und zwar kann die Zeit mit Sicherheit angegeben werden: die vulcanische Katastrophe des Hegau fällt in das Ende des schwäbischen Tertiärs, denn der Molassesandstein, das oberschwäbische Grundgebirge, war schon abgesetzt und wurde sammt dem darunter liegenden schwäbischen Flözgebirge durchbrochen. Noch jüngere Tertiärgebilde, die etwa nach der Bildung des Hegau sich entwickelt hätten, kennt man in Schwaben überhaupt nicht.

Auf der Westseite umgiebt nun den Fuß dieses Phonolithfelsens ein Mantel von vulcanischem Tuff, der vollgespickt ist mit größeren und kleineren Körnern aller möglichen Gesteinsarten, die in den schwäbischen Gebirgen vorkommen. Obwohl deutlich geschichtet, ist dieses Gestein nicht etwa Sediment und Schlammablagerung, sondern ausgeworfene vulcanische Asche, die durch die Einflüsse des Regens allmählich sich setzte und zusammengebacken wurde. Die Masse der einst ausgeworfenen Asche und der den Aschenregen begleitenden Auswürflinge ist ganz gewaltig. Es läßt sich nachweisen, daß bei der Eruption die Asche mindestens 100 Meter hoch auf weite Entfernung hin die damalige Erdoberfläche bedeckte, bis gegen Ende des Ausbruchs — denn der Aschenregen pflegt der Lavabildung voranzugehen — der Phonolit als schwerflüssiger Teig in dem Tufftrater aus der Höhe gehoben wurde. Den Tuffmantel muß man sich ursprünglich um den ganzen Berg gelegt vorstellen. Denn es ist unmöglich, daß der Felsendom in die freie Luft getrieben wurde: die zähe flüssige Lava hätte sich alsbald ausgebreitet und wäre nicht als isolirter Berg 2- bis 300 Meter hoch in sich selber aufgestiegen. Vielmehr inmitten des aufgeworfenen Aschenhügels erstarrte mit dem Erlahmen der vulcanischen Thätigkeit die flüssige Masse, als der von den Kraterwänden des Tuffs eingeschlossene Kern. Erst als die spätere Erosion den leicht zerstörbaren Aschenmantel entfernte, trat der krystallinische Kern der erstarrten Lava frei zu Tage, je länger je mehr zum isolirten Fels sich gestaltend.

Das Erscheinen des großen Alpengletschers, der das heutige Rheinthäl herab sich bewegte, vollendete diese Formgebung. Vom Süden und Südosten herandrückend, ohne großen Widerstand zu finden, brach er sich erstmals an der Felsenecke des Twiel und riß ihm auf dieser Seite den Tuffmantel gründlich hinweg. Der Gletscher hat, wie nachweisbar, einst die höchste Höhe des Hohentwiel überragt und seinen Moränenschutt beim Abschmelzen auf dem Gipfel zurückgelassen. Vergebens versuchte er den Felskegel selbst von der

Erde zu fegen, er mußte sich begnügen, zum Andenken abgesprengte Phonolithklöße aufzuladen, und so führt von hier an die Moräne neben den alpinen Geschieben auch Blöcke der Hegaugesteine, welche über 40 Kilometer weit von dem Gletscher vertragen wurden.

Die Eiszeit hatte eine tiefgreifende Veränderung des Klimas zur Folge. Zur Zeit der vulkanischen Ausbrüche blühten hier Zimmtbäume und Kampherstauden; nach dem Abschmelzen des Gletschers stellten sich Geschöpfe ein, wie sie heute nur jenseits des Polarkreises gedeihen. Im Grunde der Hegauhöhlen findet man Reste vom sibirischen Mammuth, vom Rennthier, Bären und Eisfuchs. Mit denselben ist aber auch der Mensch auf den Schauplatz getreten, in den Höhlen Schutz suchend vor der Unbill des Klimas und reiche Beute findend unter dem Wild. Mit den scharfen Splintern der Feuersteine schärften diese ältesten Anwohner die Geweihstücke der Rennthiere und schufen sich Geräthe aus den Knochen. Die Hausthiere fehlen und alle Geräthschaften, die auf Ackerbau und festen Wohnsitz hinweisen; die Erbslinge, die am Twiel sich aufhielten, mögen also Jäger und Nomaden gewesen sein, die nur vorübergehend zur besseren Jahreszeit die Gegend besuchten.

Dagegen weisen die ältesten Spuren, die auf der Bergspitze des Hohentwiel selber sich finden, schon auf eine Zeit, in welcher Ackerbau getrieben wurde und die Menschen auf den Bergeshöhen ihren Göttern Opfer brachten. In einer Aschen- und Kohlenschicht, die am Rande des Gipfels unter den mittelalterlichen Festungswerken sich findet, zum Theil aber früher schon zum Zweck der Festungsbauten abgegraben und den Berg hinuntergeschüttet wurde, finden sich Scherben von Geschirren und zersplitterte Knochen von Rindern, Hirschen, Schweinen und Schafen; Reste die vollkommen übereinstimmen mit denen der Pfahlbauten des Bodensees. Sie zeugen also von einem Volk, das am See saß, dort dem Fischfang oblag und zugleich auf der Höhe des Twiel, als heiligen Berges, zu Opfern und Messen zusammentrat.

In dem Schutte, der die Scherben und ursprünglichen Geräthe dieses Volkes enthält, finden sich aber bereits auch Scherben römischer Siegelerde und Bronzen. Ohne Zweifel war der Hohentwiel von den Römern besetzt, mehrere Straßen führten vorüber, und auch da, wo jetzt die Melerei liegt, am Fuße des Berges, standen römische Gebäude. Der Name selbst wird aus der Sprache der Römer abgeleitet: duellum ist die erste Form, in welcher er vorkommt, und die Herkunft bleibt dieselbe, auch wenn man die Ableitung aus Hohenwyl (villa) vorzieht. Doch ist in der Geschichte nichts von den Römertagen unseres Berges überliefert. Aus dem Dunkel tritt er erst im neunten Jahrhundert, ja, wenn man unsichere Spuren anzieht, erst im zehnten Jahrhundert. Die ältesten Urkunden zeigen seinen Besitz mit der Herzogswürde in Schwaben verknüpft. Einer dieser Herzöge aus alemanni-

ischem Stamme war jener Burkard II. (954—973), dessen Wittwe Hadwig, Nichte des Kaisers Otto I., durch den St. Galler Chronisten zu so ungemainer Berühmtheit gediehen ist, obwohl jene Erzählung, wie in unserer Schrift lakonisch verkündigt wird, „bedeutenden historischen Schwierigkeiten unterliegt“. Die Geschichte des Berges bleibt überhaupt noch geraume Zeit ziemlich verworren. Im Besitze derer von Klingenberg wurde er eine gewöhnliche Ritterburg. Mit dem Ausgang dieses Geschlechts und zugleich des Mittelalters, beginnt dann die langwierige Rivalität der Häuser Oesterreich und Württemberg um den Besitz der werthvollen Feste. Württemberg ist zuletzt Sieger geblieben. Schon dem Herzog Ulrich gelang es, sich den Felsensitz zu eigen zu machen, und als er aus seinem Lande vertrieben wurde, begann er von diesem festen Punkte aus die Versuche zur Wiedereroberung seines Landes. Die Habsburger ließen zwar das Auge nicht von dem beneideten Kleinod, aber auch im dreißigjährigen Kriege vermochten die wiederholten Belagerungen der österreichischen und spanischen Heere nichts auszurichten gegen die natürliche Festigkeit des Places und die Standhaftigkeit seines Commandanten Conrad Wiederholt. Diese fünf Belagerungen im dreißigjährigen Kriege, oft beschrieben und gepriesen, sind die eigentliche Heldenzeit des Hohentwiel. Von da an ist es ihm nie wieder gelungen, eine namhafte Rolle zu spielen. Ja, die Wahrheit zu sagen, es erging ihm immer unrühmlicher. Die Burg verfiel und im achtzehnten Jahrhundert wurden ihre Verließe mehr und mehr zum Aufenthalt der Unglücklichen, welche die Gunst des Stuttgarter Hofes verscherzt hatten. Hierher sandte die Laune des Herzogs Karl den Patrioten Johann Jakob Moser, hierher den gestürzten Günstling Oberst Rieger, der hernach als Schubarts Kerkermeister auf Hohenasperg Gelegenheit bekam, die grausamen Künste selber auszuüben, die er fünf Jahre hindurch an sich erfahren hatte.

Und zuletzt ist der kriegerische Ruhm des Hohentwiel völlig zergangen mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts. Eines Tages zog ein französisches Heer vorüber, die Oesterreicher vor sich her treibend. Vandamme, der commandirende General, bekam Lust nach der „neutralen“ Burg, die ihm am Wege lag, er beehrte Einlaß, und die damaligen Wächter der übel bewehrten, doch durch ihre Lage noch immer fast uneinnehmbaren Feste, schlossen furchtsam und gutmüthig die Thore auf. Kaum war Vandamme im Besitze, als auch — wider das gegebene Wort — das Zerstörungswerk begonnen wurde, das, mehrere Monate hindurch fortgesetzt, die Höhe zu dem machte, was sie heute ist, ein Haufe mächtiger Trümmer, ausgebrannte Giebel und Mauern, gesprengte Gewölbe, Bäume dazwischen und üppig wucherndes Strauchwerk.

Seit dieser Zeit ist zu wiederholten Malen der Gedanke laut geworden, daß man eine so sichtlich für militärische Zwecke geschaffene Stätte — da,

wie der Baumeister Heinrich Schickhard zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich ausdrückt, „so nahe dabei kein einziger Berg ist, der ihm möchte Schaden bringen, also daß er weder mit Steigen, Schießen oder Untergraben durchaus nicht kann bewältiget werden“ — wieder ihrem natürlichen Berufe zurückgeben und für die Bertheidigung nutzbar machen sollte. Am eifrigsten war die Rede davon nach dem letzten französischen Kriege, als der Eindruck der von Bourbakis Heer drohenden Gefahr noch frisch in den Gemüthern war. Damals wandten sich die Blicke ängstlich nach der deutschen Südwestecke, die ohne jegliche Wehr einem Vorstoß des Feindes preisgegeben scheint. Seitdem aber am Fuß des Berges zwei Eisenbahnlinien zusammengeführt sind, schien der Gedanke, auch bei den veränderten Mitteln der Kriegführung die günstige Lage des Berges zu benutzen und seine natürliche Festigkeit durch Kunst zu erhöhen, noch näher gelegt. Und wirklich wurde dem großen Generalstab der Plan zugeschrieben, auf dem Hohentwiel ein Sperrfort anzulegen, das jene Eisenstraßen beherrschen sollte. Selbst eine kriegerische Flotille auf dem Bodensee befand sich unter den Projecten, wie sie damals allerdings vielleicht mehr unter den Liebhabern als unter den Gelehrten der Kriegskunst erörtert wurden. Da nun aber seither keinerlei Anstalten in dieser Richtung getroffen sind, so wird man des Trostes sein dürfen, daß im Rathe Moltkes unsere Reichsgrenze auch nach dieser Seite als hinreichend geschützt gilt, ohne daß es erforderlich wäre, zu solchem Zwecke die fried samen Schatten Hadwigs und Ekkehards neuerdings durch kriegerisches Getöse aufzuschrecken.

W. Lang.

## Minister von Puttkamer und die Landtagswahlen.

Selten ist die todte Jahreszeit so buchstäblich beim Worte genommen worden als heuer. Nach der unerhört schroffen Parteiverschiebung im Reichstage, nach dem jähen Ministerwechsel in Preußen, welcher sie krönte, und im Angesicht eines Wahlkampfes, in welchem sich die Stimme wenigstens des preussischen Landes auf beide Vorgänge vernehmlich machen soll, schleppte sich die öffentliche Meinung halb abgestumpft und halb in unbehaglicher Erwartung zwischen den volltönenden Gemeinplätzen der „Provinzial-Correspondenz“ und den aufdringlichen Anstalten der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zum Ritt ins alte romantische Land vormärzlicher Staatsweisheit dahin. Es ist begreiflich, wie in diese Stimmung die ersten Meldungen von der Cösliner Tischrede des neuen Cultusministers hineinschlagen mußten, nicht etwa nur bei den aufjubelnden Reactionsrufern, sondern auch innerhalb der Kreise,

welche nach allem und allem die Politik des Fürsten Bismarck mit wohlwollender, wenn auch etwas zurückhaltender Theilnahme zu begleiten bereit sind. Daß Herr von Puttkamer die Anschauungen seines Vorgängers in politischer so wenig als in religiöser Weise theilt, war freilich für Keinen etwas Neues; Niemand hat daran gedacht, daß er an dem von Dr. Falk unvollendet zurückgelassenen Werke, die Beziehungen zwischen Staat, Kirche und Schule staatsrechtlich zu ordnen und staatsmännisch zu vermitteln, in positiver Weise fortarbeiten könne; und gewisse officiöse Versicherungen, daß es sich bei dem Personenwechsel nicht um einen Systemwechsel handle, hat man nicht ernsthafter als in dem Sinne genommen, daß man nicht gerade das kaum Aufgebaute wieder abbrechen, und sich mit einem Stillstande begnügen werde, der wenigstens für die Zukunft die Lage in der Hauptsache unverändert lasse. Aber gerade weil Niemand durch einen unziemlichen Verdacht über seine Grundsätze es Herrn von Puttkamer nahe gelegt, ein Bekenntniß derselben abzugeben, mußte es um so größeres Aufsehen erregen, daß ein preussischer Minister eine Woche nach seinem Amtsantritt sich über sein Verhältniß zu seinem Vorgänger in einer Weise äußerte, wie es bisher mit den monarchischen Traditionen des Staates wohl kaum vereinbar gegolten hat. Nehmen wir gleich vorweg, daß die durch das nachdrucksvolle Organ des „Staatsanzeigers“ ertheilte Berichtigung über den Wortlaut der Aeußerungen des Ministers jenen Eindruck der Tactlosigkeit in der Form ausscheidet, welchen die umgelaufenen Privatberichte mehr oder minder stark erzeugen mußten. Vielleicht ließe sich auch in dem halbamtlich festgestellten Zusammenhange die den „kirchlichen und politischen Standpunct“ berührende Stelle als eine im Sinne des Redenden nothgedrungene Einschränkung der dem Amtsvorgänger so warm gespendeten Anerkennung auffassen — bliebe nicht bei alledem die unverkennbare Beziehung auf die jetzt erst völlig klar heraustretende Schlußäußerung, welche die „Führung meines Amtes gemäß meinen Ueberzeugungen“ auf dem Hintergrunde des „jederzeit bereit sein, von meinem Amte zurückzutreten“ in einer bei der politischen Richtung des Redenden doppelt auffälligen Weise abhebt. Galt es doch bisher den Conservativen als eine Art von Ritterpflicht, im Dienste des Monarchen auch mit einem gewissen Opfer persönlicher Ansichten auszuhalten. Alles in Allem genommen bleibt es nach dem Gösliner Vorgange auch dem vorsichtigsten Urtheile schwer anzunehmen, daß Herr von Puttkamer unter der Amtsführung nach seinen Ueberzeugungen nicht mehr verstehen sollte, als die Contrafirmirung kirchlicher Ernennungen, welche Dr. Falk nicht auf seine Verantwortlichkeit nehmen konnte, und etwa die Sistirung der Simultanschulbewegung. Wie will man sich da wundern, wenn die eben sich organisirende „Partei des Widerstandes“ die ministeriellen Worte aufs rückichtsloseste aus-

beutet? Kommt sie doch erst jetzt dazu, den Rücktritt Falks bei dem arglosen Wähler passend zu verwerthen, der bis dahin im Vertrauen auf den leitenden Staatsmann sich gern von den breithinströmenden Wortaccorden der „Provinzial-Correspondenz“ in Ruhe wiegen ließ. Und wenn es ein Glück für die Regierung war, daß die Generalsynode, deren voraussichtliche Haltung und Beschlüsse in mehr als einem „wesentlichen“ Punkte die „Ueberzeugungen“ des neuen Cultusministers auf die Probe stellen werden, nicht vor den Wahlen zusammenkommt, so ist dieser Vortheil mindestens zu einem guten Theile durch die improvisirte Kundgebung des Ministers verschertzt. Damit ist es denn freilich nicht so weit, daß ein so vereinzelter Vorfall den Ausgang der Wahlen entscheiden sollte. Nach wie vor bleibt die überwiegende Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Conservativen auf Kosten der beiden liberalen Fractionen ganz oder zum größeren Theil die Verluste wieder bringen, welche sie seit 1873 erlitten haben, und zwar in erster Reihe aus dem Grunde, weil der vermeintlich liberale Umschwung jenes Jahres doch sehr stark durch das Zerwürfniß des Fürsten Bismarck mit der altconservativen und sein in der kirchenpolitischen wie in der Verwaltungsreformfrage bethätigtes Verständniß mit der liberalen Partei bedingt war. Braucht doch, um das angenommene Ergebnis herbeizuführen, die Entscheidung der letzten Reichstagswahlen in den einzelnen Wahlkreisen nur bekräftigt zu werden. Was aber die unausbleibliche Folge der in diesem Sinne gewiß höchst unzeitigen Aeußerung des Cultusministers sein wird, ist die gesteigerte Zuspizung des Wahlkampfes zwischen der conservativen Rückströmung und der „Partei des Widerstandes“ auf Kosten der vermittelnden Elemente, welche den Anprall der Extreme in der parlamentarischen Campagne mildern könnten. Und bald genug dürfte doch die Regierung zur Empfindung kommen, wie unentbehrlich ihr diese Hülfskräfte wären, um die Geister, welche sie rief, zu zügeln!

x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Kurhessen. Todtenschau: Specht, Hepppe, Scheffer. — Die verhältnißmäßig große Zahl hervorragender Personen aus dem öffentlichen Leben Kurhessens, welche seit 1866 bereits verstorben sind, hat sich kürzlich um drei vermehrt: Generallieutenant z. D. von Specht starb am 12. Juli zu Eisenach, Professor der Theologie Hepppe starb am 26. Juli zu Marburg und Minister a. D. Scheffer starb am 8. August zu Engelbach.

Der Erstgenannte spielte eine Rolle in den Streitigkeiten, welche im Anfang der Sechziger Jahre als Folge des Verhaltens des kurhessischen

Officiercorps im Verfassungstreite von 1850 hervortraten. Generallieutenant von Haynau der Jüngere, welcher hauptsächlich die Schuld trug, daß den hessischen Officieren im October 1850 die Zumuthung gestellt wurde, die Befehle des Militärchefs der Treue gegen den nun einmal geleisteten und umfassenderen Verfassungseid vorzuziehen, hatte sich hierdurch auch viele derjenigen Officiere zu Feinden gemacht, welche ihre spätere verfassungswidrige Entbindung vom Verfassungseide für genügend zum Wiedereintritt in den Dienst angesehen hatten. Insbesondere sahen diese Officiere, zu denen von Specht gehörte, die später von Haynau als Kriegsminister erwirkte kurfürstliche Ordre, wonach ein seinen Vorgesetzten zum Duell fordernder Officier ohne Weiteres sollte auf die Festung geschickt werden können, als ein Mittel an, durch welches sich Haynau mit seinem bösen Gewissen vor jenen Feinden zu schützen suche. Besondere Nahrung erhielt diese Ansicht, als von Specht, weil er wegen einer Beleidigung durch Haynau diesen gefordert hatte, dafür von demselben alsbald auf zwei Jahre auf die Feste Spangenberg geschickt wurde. Nachdem 1862 die Bestrebungen nach Herstellung der Verfassung von 1831 ihrem Ziele nahe gerückt waren, erstrebte die liberale Partei auch eine Sühne für das 1850 an den Officieren begangene Unrecht. Es galt dies namentlich denjenigen, welche nicht wieder eingetreten waren, weil sie obige Eidesentbindung für unrechtmäßig hielten. Den ersten Schritt zu dieser Sühne unternahm einer der letzteren Officiere, Hauptmann a. D. Dörr, indem er in einer Broschüre, unter Darlegung des Vorfalls mit von Specht, obige Ansicht bezüglich der das Duell betreffenden Ordre aussprach und Haynau der Feigheit beschuldigte. Dessen Duellforderung nahm Dörr unter der Bedingung an, daß derselbe zuvor seinen Ehrenhandel mit Specht erledige. Den bezüglichen Erklärungen stand Dr. F. Dettler nahe, wie wir aus dem 1878 in Stuttgart erschienenen zweiten Bande seiner „Lebenserinnerungen“ erfahren. Die Folge war, daß Haynau an seinem eigenen Werke zu Grunde ging und sich tödtete. So hatte jenes Unrecht von 1850 vorläufig moralisch seine Sühne erfahren.

Der Zweite der Genannten, Professor Heppel, war einer von Kurhessens größten Gelehrten der neueren Zeit. Die große Bedeutung seiner zahlreichen, die deutsche und hessische Kirchengeschichte betreffenden Werke, von denen nur erwähnt werden mögen die „Geschichte des deutschen Protestantismus“, 4 Bde. 1856—1859, „Geschichte des deutschen Volksschulwesens“, 5 Bde. 1858 bis 1860 und die „Kirchengeschichte beider Hessen“, 1876, wird gewiß an anderen Stellen gebührend gewürdigt werden; hier möge nur bemerkt sein, daß Heppel, welcher durch seine klaren Hinweise auf geschichtliche Thatsachen mehrfach den auf Gründung einer Art protestantischer Hierarchie hinzielenden Bestrebungen Wilmar's aufs erfolgreichste entgegentrat, im zweiten kurhessischen Verfassungs-



streite von 1862 der liberalen Agitation sehr wesentliche Dienste leistete, indem er in einer Broschüre die geschichtlichen Nachweise zusammenstellte, daß Hessen stets auf der Seite Preußens und des nationalen wie religiösen Fortschritts gestanden.

Schon seit langer Zeit kaum noch öffentlich genannt und von Vielen vielleicht längst nicht mehr zu den Lebenden gerechnet, ist am 8. August Scheffer gestorben, der Mann, welcher nächst dem Kurfürsten und Hassenpflug der hauptsächlichste Schöpfer und Träger der Zustände war, gegen welche die schweren Kämpfe der Bevölkerung Kurhessens um Verfassung und Recht gerichtet waren. Während Hassenpflug der größte Rabulist war, zeichnete sich dieser sein erster und größter Nachahmer in der Verkümmernng der Volksrechte von jeher durch Derbheit und Gewaltthätigkeit aus. Seine ursprüngliche liberale Aera erstreckte sich nur auf das Jahr 1832, da er als Advocat zu Treysa in revolutionärer Weise für Bürgerbewaffnung agitirte. Damals in den Landtag gewählt, bekämpfte er schon die ersten ständischen Versuche, Hassenpflug wegen arger Rechtsverletzungen unter Anklage zu stellen. Das Mandat erhielt er nicht wieder, dagegen rückte er bald zum Amtmann, Obergerichtsrath, Regierungs- und Ministerialrath auf, und vertheidigte seit 1835 als Landtagscommissar den Ständen gegenüber alle Acte Hassenpflugs. Dabei legte er eine große Mißachtung des Landtags an den Tag. 1837, nach Hassenpflugs Rücktritt, setzte Scheffer als Landtagscommissar des Ministers von Hanstein das System der Untergrabung der ständischen Rechte nur noch schroffer, in der provocirendsten Weise, unter Verhöhnung ständischer Beschlüsse fort, stellte die offenbar verfassungswidrigsten Ansinnen, läugnete althergebrachte ständische Competenzen, wies jeden Tadel des Ministeriums grundsätzlich zurück und bestritt sogar das Recht der Abgeordneten, um Auskunft zu bitten. Seit 1846 führte Scheffer als Minister des Innern dieses System auf die Spitze. In den Märztagen von 1848 entfloß er Nachts heimlich aus Kassel, weniger wegen wirklicher Bedrohung seiner Person, als weil er sich der ganzen Schwere des auf ihm lastenden Volkshasses bewußt schien. 1850 erschien er wieder an der Spitze der sogenannten Strafbaiern, dieser Bundesexecutionstruppen, welche bestimmt waren, den an der Loyalität des kurhessischen Volkes gescheiterten Verfassungsumsturz auszuführen. Dabei leitete er als Bundescommissar die zur Strafe für Eidestreue verhängten Bequartierungen; dann spielte er den üblen Berather des preussischen Commissars von Udden bei Erlaß der sogenannten provisorischen Gesetze und suchte 1852 als Präsident der zweiten Kammer die die Mehrheit derselben bildenden Bauern durch unerhörte Terrorisirung zu bestimmen, der provisorischen Verfassung von 1852 zuzustimmen. Dies mißlang, Hassenpflug mußte 1855 abtreten, ohne seinen Neubau unter Dach gebracht zu haben, Scheffer

wurde abermals sein Nachfolger, aber auch ihm gelang jenes Werk nicht, trotz der widersinnigsten Behandlung der ständischen Erklärungen. 1858 trat Scheffer ins Privatleben und man hörte seitdem nur noch von seiner Unterstützung der bekannten hessischen renitenten Geistlichen Wilmarischer Richtung. Einundzwanzig Jahre ist es diesem Cincinnatus noch vergönnt gewesen, auf seinem Gute Engelbach Kohl zu ziehen und so bestand seine Strafe für alle seine Versündigungen am Volke Kurhessens darin, daß er die neuen deutschen Zustände erlebte und so lange schauen mußte. Mit Scheffer geht vielleicht eine der letzten Persönlichkeiten heim, in deren Leben und Wirken die kleinstaatliche Misère in der widerwärtigsten Weise zum Ausdruck kam.

Karl Wippermann.

**Aus Berlin. Fischereiausstellung. Stadteisenbahn.** Im nächsten Frühjahr soll hier eine internationale Fischereiausstellung, veranstaltet vom deutschen Fischereiverein, stattfinden. An der Spitze dieses Vereins steht der hochverdiente Abgeordnete Kammerherr von Behr-Schmoldow, der mit voller Thätigkeit schon seit Jahren für die Hebung der deutschen Fischerei wirksam ist. Bereits hat der Verein Resultate zu verzeichnen, die alle seine Widersacher oder Verspötter zum Schweigen gebracht haben, und erfreut sich mit Recht auch der pecuniären Unterstützung des deutschen Reiches. Auch diese durchgesetzt zu haben ist wesentlich das Verdienst des ebenso kenntnißreichen als liebenswürdigen Freiherrn von Behr, der eine der beliebtesten Persönlichkeiten im deutschen Parlamente ist. Zu der projectirten Ausstellung sind bereits eine große Anzahl von Anmeldungen aus fast allen Ländern der Erde eingetroffen. Der Fischereiverein steht in Verbindung mit anderen ähnlichen Vereinen in den verschiedensten Staaten, und ein reger Austausch der gemachten Erfahrungen in der Zucht, der Versendungsart, der Ernährung und dem Fang aller denkbaren Fischarten findet ununterbrochen statt. Bereits sind Flüsse und Binnenseen sowie kleinere Bäche, Gräben und Teiche, in denen früher feinere genießbare Fischarten schwer oder gar nicht gedeihen wollten, in vielen Gegenden unseres Landes mit der jedesmal den örtlichen Bedingungen entsprechenden Zucht von Fischen reich besetzt und bringen den Besitzern und Anwohnern eine gesunde und billige, das Fleisch vielfach ersetzende Nahrung, sowie Geldverdienst, die man früher, da kein Leiter und Lehrer für derartige Unternehmungen vorhanden war, keiner, der die ersten Mittel und die nöthigen Rathschläge zur Besetzung des betreffenden Gewässers mit Fischbrut gab — nicht ahnte, und deren Prophezeihung man fast überall als eine sehr kühne Schwärmerei bespöttelt haben würde. Namentlich sind vielfach amerikanische Fischarten in Gewässer verpflanzt worden, wo andere feine hiesige Fische nicht recht gedeihen wollten. Die verschiedenen Lachs- und Fo-

rellenarten, sowie das Reich der Karpfen und Muränen sind bedeutend erweitert worden und vermehren sich mit jedem Jahre. Die Ausstellung in Berlin soll von allen diesen in Deutschland schon erreichten Resultaten ein genaues Bild geben und dadurch zu weiterer Thätigkeit anspornen. Es werden nicht bloß möglichst alle Arten von Fischen, die man in den bekannten Gegenden der Erde bisher entdeckt und als nützlich für den Gebrauch des Menschen erkannt hat, zu sehen sein, sondern nicht minder wird ihre Lebensart, ihre Nahrung, ihre Zucht veranschaulicht werden, und alle hierzu wie zum Fang der Thiere nöthigen Geräthe und Instrumente, sowie die Zubereitung und Conservirung der Fische, die verschiedenen Präparate, die man aus ihnen erzielt und dergleichen mehr werden, soweit möglich, in belehrender und erklärender Weise ausgestellt werden. Wie sehr sich besonders unsere Nachbarländer zur Beschickung dieser höchst interessanten ersten internationalen Ausstellung ihrer Art rüsten, erhellt unter anderem daraus, daß der Storching in Norwegen, allerdings einem ganz besonders bevorzugten Fischerlande, 12,000 Kronen für die Betheiligung an der Exposition in Berlin bewilligt hat. Auch anderweitig ist der Ausschuß des deutschen Fischereivereins in letzter Zeit thätig gewesen. So hat er jüngst, veranlaßt durch die in Washington in den Vereinigten Staaten mit Erfolg eingeführte Einrichtung, in einer Reihe von Teichen (die sich in städtischen Gartenanlagen befinden), eine Anzahl verschiedener Fische zur Zier wie zur Lehre zu unterhalten, beim hiesigen Magistrat die Frage angeregt, ob es sich nicht empfehlen dürfte, die Gewässer unserer öffentlichen Parks ebenfalls derartig zu bevölkern. Wenn der Magistrat auf diese Idee eingeht, so wird der Fischereiverein die nöthige Brut verschaffen. Wir könnten auf diese Weise recht bald, ähnlich wie in dem bekannten Goldfischteich des Thiergartens, eine ganze Reihe kleiner Teiche und Bassins mit wimmelnder Fischbrut erhalten, und es läßt sich kaum ein erheblicher Einwand gegen diesen glücklichen Gedanken vorbringen.

Eine der größten und für die Physiognomie Berlins bedeutungsvollsten Bauten, die seit diesem Jahrhundert unternommen worden sind, nähert sich langsamen aber sicheren Schrittes ihrer Vollendung. Berlin gehört nicht zu den Städten wie Wien u. a., welche ihren früheren festungsartigen Charakter bis in die letzte Zeit durch Erhaltung von Wall und Graben — sei es auch nur im Zustande von Spaziergängen und Anlagen — bewahrt haben oder ein sichtbares charakteristisches Merkmal davon besaßen. Seit langer, langer Zeit ist unsere Hauptstadt entfestigt und Straßenzüge bezeichnen — für den Forscher mühsam zu erkennen — nur hier und da noch die alten Linien der Fortificationen. So konnte eine durchgreifende Veränderung der gesammten Stadt, wie sie in Wien die Anlage der großartigen Ringstraße schuf, hier in den letzten Jahrzehnten nicht Platz greifen. Der Plan, das Gesamtbild

der Stadt, so weit sich auch die Vororte ausdehnen mochten, schien vor-gezeichnet für alle Zeiten, und der Fall der alten Mauer vor etwa zehn Jahren hatte nicht viel zu bedeuten, da schon längst über dieselbe hinaus das Weichbild sich ausgedehnt hatte und die niedrige Umfassungsmauer nur Doganenzwecken diente. Ein Hausmann hätte erst recht keinen Sinn für Berlin gehabt, da eine alte winklig gebaute, dem modernen Verkehr widerstrebende City nur in sehr beschränktem Sinne des Wortes existirte. Sie umfaßt höchstens einen von etwa 30,000 Menschen bewohnten Raum, und auch dieser ist nicht entfernt so eng verbaut wie etwa die alten Stadttheile von Paris oder der Kern von Wien. Trotz alledem führt das moderne Berlin einen Bau aus, der im Stande sein wird, die Gesamtterscheinung der Hauptstadt sehr wesentlich zu verändern, vor allem aber den ganzen Verkehr durchgreifend umgestalten muß. Wir meinen die neue Stadteisenbahn, die mit dem Jahre 1881 vollendet sein soll. Hierdurch gewinnt Berlin eine Verkehrsstraße, die in dieser Großartigkeit weder Paris noch Wien besitzen, und welche von den unterirdischen Schienenwegen Londons wenigstens völlig verschieden sein wird. Die Bahn ist eine überirdische und durchschneidet die Stadt vom Ostbahnhof bis nach Charlottenburg, also in der Diagonale vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen, fast sämtliche Stadttheile berührend. Zahlreiche Bahnhöfe mitten in der Stadt sind zu diesem Zwecke bereits in Angriff genommen, und so manches Gebäude des alten Berlin fällt dieser Eisenbahn zum Opfer, die auf rundbogigen Arkaden das Weichbild durchschneidet, etwa in der Höhe von 25 Fuß. Aber auch noch anderes als Häuser verschwindet mit dem Bau der Stadtbahn. So vor allen Dingen einer der künstlichen, aber ziemlich alten Wasserläufe Berlins, der vielgenannte „Königsgraben“. Derselbe wird jetzt zugeschüttet, und in seiner Linie werden die Dampfszüge durch die belebtesten Theile der Stadt dahindrausen. Aber auch zu neuen Straßenanlagen bleibt Raum genug übrig, welcher durch das Verschwinden des alten, völlig unnütz gewordenen Wasserlaufes frei wird. Der Königsgraben ward 1658, also unter der Regierung des Großen Kurfürsten angelegt. Derselbe entwarf einen Plan zur Neubefestigung Berlins, und der später mit dem ersten Könige „Königsgraben“ benannte Wasserlauf ward damals angelegt. Große Wälle mit gemauerten Böschungen und Bastionen verstärkten das Werk, das nach dem niederländischen Festungssystem damaliger Zeit errichtet ward. Unter Friedrich I. im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde dasselbe durch Ravelins noch mehr befestigt und der Hauptwall mit Sandsteinquadern bekleidet. Friedrich Wilhelm I., der Vater des großen Friedrich, obwohl durch und durch Soldat, gab diese den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprechende Befestigung auf und ließ die Wälle abtragen, deren Terrain er den Bürgern zur Erbauung neuer

Häuser übergab. Dagegen blieb der Festungs(Königs)graben bestehen zum Besten der Schifffahrt. Längs des Grabens entstanden nun an Stelle der früheren Wälle und Bastionen die jetzige „Neue Friedrichsstraße“, so wie nach außen die „Neue Promenade“, die „Schönhauser Straße“, die „Münzstraße“ u. a. Die „Königs-“, die „Spandauer“ und die „Herkulesbrücke“, sämmtlich mit Zopfstaturen (zum Theil nicht ohne Geschmack) verziert, führten über den „Graben“ und verbanden die innere Stadt mit den damaligen Vorstädten jenseits desselben. Auch diese Brücken, wenigstens die beiden erstgenannten, müssen jetzt fallen. Die Altstadt von Berlin verliert damit historische Bauwerke, die ihr zum Unterschiede von den jüngeren Stadttheilen ein eigenartiges Ansehen verliehen. Die Statuen von der (vor Jahren stattlich verbreiterten) Königsbrücke sind bereits seit jener Restauration entfernt; sie werden restaurirt, da der Sandstein von der Witterung arg zerfressen war, und sollen auf einer der neuerdings im Bau begriffenen großen Spreebrücken (etwa der Unterbaum- oder der Marschallbrücke) abermals ihrem alten Zwecke, als Zier der Brückenpfeiler, dienen. Die Spandauer Brücke, mit hübsch erfundenen Laternenträgerstatuen von Rodé, steht noch intact, harret aber ebenfalls ihres Abbruchs. Die Brücke selbst hat das alterthümlichste Aussehen von allen Brücken Berlins und erinnert, obwohl erst 1785 von Unger erbaut, mit ihrem einfachen glatten Sandsteinplattengeländer an die alte römische Tiberbrücke, die über die „Insel“ nach Trastevere führt. Die Herkulesbrücke, dicht am Museum und dem Schlosse Monbijou, mit den schönen Herkulesgruppen und Sphingen von Langerhanns (dem Erbauer des Brandenburger Thores) errichtet, bleibt vorläufig stehn. Dicht vor ihr verläßt nämlich die Stadtbahn das Bett des Königsgrabens und geht schräg über die Spree und die sogenannte Museumsinsel, dann die Friedrichs- und die Karlstraße schneidend nach dem Lehrter Bahnhofe zu, um schließlich durch den Thiergarten hindurch Charlottenburg zu erreichen. Ob der Gesamtbau freilich 1881 schon so weit fertig sein wird, daß die Bahn dem Verkehr übergeben werden kann, steht dahin, der Königsgraben aber, der mit Sand ausgefüllt wird, dürfte in einem Monat schon völlig verschwunden sein, und mit ihm ein gutes Stück des alten Berlin, das freilich nicht schön, aber reich an geschichtlichen Erinnerungen war. Für die Topographie der Stadt bieten die Arbeiten bei der Ausschüttung des Grabens sehr reichen Ertrag. Mauern der früheren Bastionen, Reste der ältesten Stadtmauer und dergleichen finden sich noch so vielfach vor, daß der Kundige das Bild Berlins im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert um vieles genauer, als es die alten Pläne und Beschreibungen gestatteten, entwerfen kann.

## Literatur.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Heft 1—3. Leipzig, 1878—79. — Einem glücklichen Gedanken ist diese inhaltsreiche und werthvolle Zeitschrift entsprungen. Trotz der gewaltigen Rolle, welche der deutsche Buchhandel im literarischen und Geschäftsleben unserer Nation spielt, existirt noch keine wirklich gute Geschichte darüber. Im Jahre 1876 tauchte in dem nächstbetheiligten Kreise, im Börsenverein in Leipzig, der Gedanke auf Herausgabe einer quellenmäßigen, den Anforderungen der modernen Wissenschaft entsprechenden Geschichte des deutschen Buchhandels auf; eine Commission wurde zu diesem Zwecke niedergesetzt, es gelang derselben, in Friedrich Rapp die geeignete literarische Persönlichkeit für dieses ebenso interessante als schwierige Werk zu finden (1878). Zu gleicher Zeit wurde beschlossen, eine Zeitschrift zu gründen, welche, in zwanglosen Heften erscheinend, als Organ der historischen Commission dienen sollte, Vorarbeiten, Nachträge, Ergänzungen zu jenem Hauptwerke geben, kurz, das weite Feld dieser Geschichte bestmöglichst pflegen sollte. Die Idee hat sehr guten Anklang gefunden, die drei vorliegenden Hefte, jedes ein stattliches Bändchen von zwei- bis dreihundert Seiten bildend, geben aus Archiven, Familienpapieren und aus den Erfahrungen des Geschäftslebens in wissenschaftlichen und in fachmäßigen Abhandlungen eine Fülle des reichsten Materials. Den Reigen eröffnet im ersten Hefte F. H. Meyer mit einer bibliographischen Uebersicht über die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete, A. Kirchhoff schildert das tragische Schicksal des 1527 wegen einer socialistischen Schrift enthaupteten Buchführers Johann Herrgott, Fr. Rapp giebt eine kurze Geschichte des deutsch-amerikanischen Buchhandels im 18. Jahrhundert, E. Brockhaus theilt einen merkwürdigen Plan Metternichs mit, den Buchhandel staatlich zu organisiren; für Bibliophilen und für alle, welche viel mit Büchern zu thun haben, besonders interessant ist die Abhandlung von Steche: „Zur Geschichte des Bucheinbandes“ mit vollster Beherrschung des Gegenstandes geschrieben. Aus dem zweiten Hefte heben wir besonders hervor Heigels Arbeit über die Censur in Baiern und die umfangreiche Studie von Berger: „Der deutsche Buchhandel in seiner Entwicklung und in seinen Einrichtungen in den Jahren 1815 bis 1867,“ von einem Fachmann geschrieben und so eine treffliche Vorarbeit für Rapps Werk. Einen ganz anderen Inhalt hat Heft III: Die Anfänge der deutschen Zeitungspressen 1609 bis 1650, von J. D. Doppel. Wenn auch jetzt Buchhandel und Zeitungspressen ihre getrennten Wege gehen, so ist doch die frühere Geschichte des Zeitungswesens so enge mit buchhändlerischer Thätigkeit verbunden gewesen, daß dieser Monographie mit Recht ein Raum in dem Archive eingeräumt wurde; in ihren Ausführungen geht sie vielleicht über den Rahmen hinaus, welcher einer Fachzeitschrift zukommt, aber den Gewinn davon hat die Geschichtsforschung überhaupt. Auch die deutsche Zeitungspressen harren noch ihres Geschichtschreibers, während Frankreich (Hatin), England, Amerika schon längst die Biographen für ihre Zeitungen gefunden haben, und doch ist die Zeitung im eigentlichen Sinne des Wortes, das regelmäßig wöchentlich erscheinende politische Nachrichtenblatt, eine ächt deutsche Erfindung, wie Doppel überzeugend nachgewiesen hat. Wer je Studien über diesen Zweig der Literatur machte, weiß, wie dornenvoll die Aufgabe ist; meistens wurden die ersten Blätter eines solchen Unternehmens nicht gesammelt, in Archiven und Bibliotheken finden sie sich zerstreut, lückenhaft, wenig beachtet: sie sind mühsam zusammen zu suchen, ihr Ursprung, Herausgeber, Druck-

ort ist schwierig zu eruiren, nur solche genaue Kenntniß der Zeit, wie sie Doppel durch seine Studien über den dreißigjährigen Krieg erworben hat, giebt die Fähigkeit, sie sicher nach Ort und Zeit einzureihen. Das Resultat der scharfsinnigen Untersuchung, welcher als Einleitung Nachrichten über die geschriebenen Zeitungen des sechzehnten Jahrhunderts, Postprivilegium, Polemit u. s. w. vorangehen, ist folgendes: die älteste uns erhaltene Zeitung ist in Straßburg 1609 von Johann Carolus herausgegeben worden, ihr folgt 1615 eine Frankfurter Zeitung von Egenolf Emmel, 1617 eine Berliner Zeitung, 1620 treten Nürnberg und Hildesheim auf, die letztere wahrscheinlich ein Nachdruck der Nürnberger, 1621 giebt der Postmeister Birgöhen in Frankfurt eine zweite Zeitung heraus, Wien tritt 1623 in die Reihe, dann folgen Magdeburg (1626), Augsburg (1627), München (1628), Leipzig (1630), Hamburg (1631) u. s. w., ein Beweis, wie rasch das neue Mittheilungsorgan sich verbreitete. Es versteht sich von selbst, daß nur solche Zeitungen aufgeführt wurden, von welchen noch Nummern vorhanden waren; daß es noch mehr gegeben hat, ist mit Sicherheit anzunehmen, ebenso werden wohl auch noch manche zum Vorschein kommen, und ihrer Beschreibung wird das Archiv wohl gerne seine Spalten öffnen. Die Vergleichung verschiedener Zeitungen, die Frage nach ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, sowie die Untersuchung über Correspondenzbüreaus, Extrablätter, Preis, Nachsenden an die Abonnenten u. s. w. bilden einen wichtigen und für die Culturgeschichte interessanten Theil des Werkes. Mit Recht endlich macht der Verfasser auf den großen Werth aufmerksam, welchen diese alten Berichte für die Geschichte haben; man weiß, mit welchem Eifer der Forscher den Flugblättern aus der Reformationszeit, aus dem dreißigjährigen Kriege nachjagt. Trotz des Quellenreichtums, welchen die Archive darbieten, sind dieselben doch sehr gesucht, bald wegen ihrer charakteristischen Urtheile und Auffassungen, bald wegen ihrer zuverlässigen Berichterstattung. Die letztere empfehlenswerthe Eigenschaft theilen die Zeitungen mit ihnen; es fehlt der Leitartikel, es fehlt im Allgemeinen die Reflexion, man erhält den nackten Bericht, das einfache Ereigniß; die Parteilstellung dagegen, welche die Zeitung in dem dreißigjährigen Kriege einnimmt, ist oft nicht leicht zu erkennen.

„Die einzig richtige Geschichte eines Landes kann nur aus seinen Zeitungen gefunden werden,“ sagt Macaulay; die Geschichtschreiber jener für Deutschland so traurigen Periode werden dem Verfasser Dank wissen für die Nachweisung, wo diese Quellen zu finden sind. Eine Reihe gut ausgeführter Facsimiles der seltenen Blätter schließt den Band. — Wie wir hören, ist ein viertes und fünftes Heft schon in Vorbereitung; dem ganzen Unternehmen ist der beste Fortgang zu wünschen. —tt.

Aus Italien. Erinnerungen, Studien und Streifzüge. Von P. D. Fischer. Berlin, Ferd. Dümmler. 1879. — Die Reiseskizzen, welche in diesem Bande gesammelt sind, stammen aus einem Aufenthalt in Italien im Jahre 1861. Man kann also jedenfalls nicht sagen, daß der Verfasser gegen das *nonum promatur in annum* gesündigt habe. Im Uebrigen gelten sie Gegenden, die sich seitdem allerdings wenig verändert haben, und die dem Troß der Touristen nicht eben am Wege liegen: es sind Streifzüge durch Sicilien und eine Vetturinfahrt von Rom über Foligno, Assisi, Perugia, Urbino nach Ravenna. Am gelungensten dürfte die Schilderung von Syrakus sein: hier ist Stimmung und künstlerischer Aufbau. Sonst ist das Buch mit literarischen Besprechungen (Gregorovius, Reumont u.) und culturgeschichtlichen Studien aus dem zeitgenössischen Italien angefüllt, Aufsätze, die zur Zeit ihres ersten Erscheinens ganz verdienstlich waren, die aber doch kaum genug Originalität haben, um den Wiederabdruck zu rechtfertigen. g.

Geschichte der italienischen Volksdichtung. (Storia della Poesia Popolare Italiana di Ermaduo Rubieri. Firenze, Barbèra. 1877.) — Nach dem Aufhören des Druckes, den politische Verhältnisse auf die Aeußerungen des geistigen Lebens in Italien ausgeübt, quillt jetzt desto reicheres Leben in dem Lande, das sich von neuem in liebevoller Erforschung der Schätze bewußt wird, die sein Boden in jeder Beziehung hervorgebracht. Später als die meisten übrigen Nationen hat Italien angefangen jene Schätze zu sammeln, welche sein Volk in Lied, Mähr und Sprüchwort bewahrt hatte, und doch liegt schon jetzt eine solche Fülle poetischen und culturhistorischen Materials vor, daß es nicht verfrüht scheint, in Anlehnung daran eine Geschichte der italienischen Volksdichtung zu schreiben.

Herrn Rubieri's fleißiger und umfassender Arbeit gebührt das nicht geringe Verdienst, zuerst den Versuch gemacht zu haben, das reiche, aber zerstreut vorliegende Material von bestimmten literarischen Gesichtspuncten aus geordnet und in einer historischen Uebersicht zusammengestellt zu haben. Diese Geschichte, wenn sie auch weit davon entfernt ist, ein Muster der Darstellung und Anordnung zu sein, wird stets durch den Fleiß und die Genauigkeit der Arbeit ein zuverlässiges Nachschlagewerk bleiben. Sie hat tüchtig vorgearbeitet für den, der es einst unternehmen wird, die italienische Volksdichtung von freieren Gesichtspuncten aus zusammenzufassen, und seiner Darstellung eine knappere, präcisere, nicht durch ermüdende Wiederholungen und schwankende Eintheilungen schleppend gewordene Form zu geben. Der Fehler einer großen Weitschweifigkeit, an welcher Rubieri's Arbeit leidet, zeigt sich nur zu oft in den literarischen Erzeugnissen Italiens. Man fühlt sich beinahe versucht zu glauben, der Wohlklang seiner schönen Sprache verführe den italienischen Schriftsteller dazu, eine Thatsache, die sich in drei Worten aussprechen läßt, lieber in zehn zu sagen, weil das so viel voller und schöner klingt. Mit dieser Vorliebe für volltönende, breit angelegte Sätze mag auch die Eigenschaft zusammenhängen, daß der italienische Autor sehr selten direct in den Kern der Sache eindringt, wie das vor allem den Engländer und, nächst ihm, den Franzosen auszeichnet. Er zieht es vor in der Peripherie um seinen Gegenstand herumzugehen, immer enger werdende Linien zu beschreiben, bis er endlich auf diesen Umwegen zum Mittelpunkt gelangt. Doch diese, dem italienischen Schriftsteller im Durchschnitt gemeinsamen Mängel, treten weit zurück vor dem Verdienst vorliegender Arbeit, die mit gründlicher Sachkenntniß, mit Ernst, Eifer und warmem patriotischen Gefühl an ihre umfassende Aufgabe herantritt.

Rubieri faßt sein Thema in seiner ganzen zeitlichen Ausdehnung und behandelt die Geschichte der Volksdichtung seines Vaterlandes von der ältesten bis zur Neuzeit. Er nimmt mit Recht an, daß der Zusammenhang, in dem die jüngsten, poetischen Schöpfungen des Volksgeistes mit denen der ältesten Vergangenheit stehen, niemals vollständig unterbrochen worden sei. Er beginnt folglich seine Betrachtungen mit einem Rückblick auf die Volksdichtung der Etrusker und Latiner, so weit sich nach den geringen Spuren darauf schließen läßt. Daran knüpft er die des italienischen Mittelalters, und geht darauf über zu interessant zusammengestellten Beobachtungen über die Sprache der italienischen Volkspoesie. Er hat seinen reichhaltigen Stoff in drei Theile zerlegt, nach den drei Hauptgesichtspuncten, von denen aus er ihn betrachtet. Der erste Theil beschäftigt sich mit der Form, der zweite mit der Psychologie und der dritte mit der Moral, virtu, dieser Poesie, in der sich der Charakter des Volkes deutlicher offenbart als in jeder anderen, weniger unmittelbaren Aeußerung des Volksgeistes. Mit uner-



mübllichem Fleiße wird jeder dieser Gesichtspuncte nach allen Seiten hin beleuchtet, so daß der Leser im ersten Theil ein klares Bild erhält von allem, was sich auf die äußere Form bezieht, wie Dialect, Rhythmus, Metrum, sowie auf die verschiedenen Formen der Poesie, politische, sprüchwörtliche, geschichtliche, erzählende, geistliche, erotische. Besonders interessant ist hier das Capitel über die korsische Todtenklage, *vocero*, sowie das letzte dieses ersten Theils, das die Hauptelemente zusammenfaßt, welche die italienische Volksdichtung bilden. Der zweite Theil beschäftigt sich in gleich eingehender Weise mit der psychologischen Seite dieser Dichtung; behandelt die leidenschaftliche, satirische, galante, traditionelle, erheiternde u. s. w. Poesie, wieder in besonderen Abtheilungen. Der dritte Theil, *Morali caratteri della italiana popolare poesia*, bietet besonders viel Anregendes, indem hier am deutlichsten hervortritt, wie die Dichtung, gleich allen spontanen Aeußerungen des Volksgeistes, ein treuer Spiegel des inneren Wesens ist; wie in ihr die mannichfachen Einflüsse hervortreten, welche auf die Bildung des Volkscharacters eingewirkt haben und noch einwirken; wie sie endlich nicht allein den Volkscharakter deutlich erkennen läßt, sondern auch, dadurch daß sie zeigt, inwiefern er von den verschiedenen Verhältnissen beeinflusst wird, die Erkenntniß fördert, in welcher Weise auf ihn eingewirkt werden muß, wenn man wünschenswerthe Resultate erzielen will.

Es würde zu weit führen im einzelnen auf all die interessanten Puncte der Arbeit hinzuweisen, wie z. B. der Charakterisirung der verschiedenen Volksstämme Italiens nach der besonderen Art ihrer Dichtung.

Mit voller Berechtigung ist diese umfassende Arbeit Jedem zu empfehlen, der sich mit diesen Studien beschäftigt. Gewisse Einseitigkeiten der Auffassung, wie etwa das Urtheil über Lorenzo il Magnifico, wird der von dem italienischen Parteiwesen unberührte Ausländer leicht übersehen in Rücksicht auf das Verdienstvolle des mit solchem Fleiße und solcher Gewissenhaftigkeit ausgeführten Unternehmens, das in seinen zahlreichen feinen Beobachtungen des Volksgeistes in seinen dichterischen Ergüssen gründliches Studium und eine wohlthuende, warme Liebe zum Vaterlande zeigt.

M. B.

Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne. Von Emerich du Mont, Verfasser von „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins“. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879. — In sechzig Briefen werden dem Leser hier allerlei geistreiche Bemerkungen vorgetragen, aber auf unbedingte Zustimmung möchten nur wenige rechnen dürfen. Namentlich das, was der Verfasser von der Ehe sagt, ist so sehr von dem Standpunct der Schopenhauerschen Metaphysik der Liebe aus geschrieben, daß es bei den Anhängern einer weniger sinnlichen Auffassung keinen Beifall finden kann. In diesem einzelnen Puncte wie in der ganzen Darlegung vermißt man eine systematische und durchgebildete Anschauung und manches Lehrbuch der Psychologie behandelt die schwierige Frage mit weit mehr Präcision und Kürze. Andererseits ist manche feine Beobachtung gegeben, manches warmherzige und offene Wort ausgesprochen und keiner, der das Buch in die Hand nimmt, kommt in Gefahr sich zu langweilen.

E—e.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 21. August 1879. — Druck von A. Eb. Engelhardt in Leipzig.

## Kants Reinigung der Moral von der Glückseligkeitslehre.

Der bedeutendste Schritt, der jemals in der ethischen Principienlehre vollzogen wurde, geschah durch Kants Reform der Moral. Die griechisch-römische Philosophie kannte keine echte Moral, sondern nur das Surrogat einer egoistischen Pseudomoral; das Mittelalter kannte keine autonome Moral, sondern nur das Surrogat einer heteronomen Pseudomoral. Mit der Renaissance erhob auch der Eudämonismus von neuem sein Haupt und hatte es in der protestantischen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts dahin gebracht, daß man ernstlich zu glauben anfang, der wahre Sinn auch der christlichen Moral gehe dahin, den Menschen in vernünftiger Weise nach seiner eigenen Glückseligkeit streben zu lehren. Die heteronome Moral des Mittelalters hatte sich also als unfähig erwiesen, den Eudämonismus für die Dauer zu besiegen; sollte letzterer nicht für immer an die Stelle echter Moral treten, so mußte ein anderes Princip als das theologische der Heteronomie zu seiner Ueberwindung aufgeboten werden. Diese Heteronomie ernstlich zu bekämpfen, konnte Kant nicht zeitgemäß erscheinen, da sie ja so schwach schien, daß sie nicht einmal gegen den Eudämonismus sich hatte behaupten können, und da man sich in die Täuschung wiegte, daß die wahre christliche Moral gar nicht heteronom sei. Der allein zu fürchtende Feind war damals die egoistische Pseudomoral oder die Glückseligkeitslehre (Eudämonismus); diese galt es in ihrer sittlichen Werthlosigkeit oder Gefährlichkeit zu entlarven, um einer echten, zu aller Glückseligkeitslehre im Gegensatz stehenden Moral Raum zu schaffen, die natürlich nicht in theologische Heteronomie zurückfallen durfte, d. h. autonome Moral sein mußte.

In dieser Weise hat Kant seine Aufgabe erfaßt und in der Hauptsache gelöst, wenn auch die positiven Formeln seiner Lösung theils schief präcisirt sind (in der rein formalistischen Fassung seines Moralprincips und der Verkennung der objectiven, uneigennützigen Zwecke des sittlichen Willens), theils

zu eng ausgefallen sind (in der unrichtigen Unterstellung der Gefühlsmoral und Geschmacksmoral unter die eudämonistische Pseudomoral), theils der tieferen metaphysischen Begründung entbehren und rein als psychologische Facta hingestellt werden. Hier handelt es sich weder um den positiven Werth noch um die vielseitigen Mängel der Kantischen Formulirung seines moralischen Principis, welche ich bereits in meiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ erörtert habe, sondern um das unbestreitbare Verdienst Kants, zum ersten Mal die negativen Merkmale einer echten Moral in ihrem principiellen Gegensatz sowohl zu aller eudämonistischen als auch zu aller heteronomen Pseudomoral präcisirt und namentlich in ersterer Hinsicht mit aller Ausführlichkeit begründet zu haben. Alle nachkantischen Philosophen, welche auf eudämonistischen oder heteronomen Principien eine Moral zu errichten, oder auch nur denselben durch eine Hinterthür wieder Eingang in die Moral zu verschaffen gesucht haben, haben dadurch ihre Arbeit zu einem werthlosen, der Entwicklung hinderlichen Anachronismus gestempelt und sind damit in eine Rückfälligkeit weit schlimmerer Art gerathen als diejenigen, welche, unbekümmert um die in sich widerspruchsvollen Ergebnisse der Kantischen Vernunftkritik, fortgefahren haben, sich in den ausgetretenen Geleisen der dogmatischen Metaphysik zu bewegen. Da aber thatsächlich die Rückfälligkeit der ersteren Art heute weit gewöhnlicher ist als die der letzteren, so möchte es auch heute noch nicht überflüssig scheinen, die Kantische Bekämpfung der eudämonistischen Pseudomoral kurz zusammenzufassen, um die Zeitgenossen zu einer reinlichen und peinlichen Sonderung der Sittenlehre von der Glückseligkeitslehre anzu-spornen.

Das Princip der eigenen Glückseligkeit würde lauten: „Liebe Dich selbst über Alles, Gott aber und Deinen Nächsten um Dein selbst willen“ (VIII. 209)\*), denn unter Selbstliebe versteht man das Streben nach eigener Glückseligkeit. Der Nutzen eines solchen Principis ist nicht schlechthin zu verkennen, nur ist er auf eine propädeutische Anwendung desselben beschränkt, welche niemals zu einer definitiven werden darf. Um ein entweder noch ungebildetes oder auch verwildertes Gemüth zuerst zu einer gewissen Regalität zu bringen, mag es einiger vorbereitender Anleitungen bedürfen, es durch seinen eigenen Vortheil zu locken oder durch Schaden zu schrecken, aber dieses Gängelband muß fortfallen, sobald es seine propädeutische Wirkung gethan hat (VIII. 300). Denn zu einem Princip der Moral ist dieses Princip der eigenen Glückseligkeit aus verschiedenen Gründen untauglich.

Zuerst ist zu bemerken, daß es keine Verpflichtung, keine Verbindlichkeit

\*) Die Citate beziehen sich auf Kants sämtliche Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert; die römischen Ziffern geben den Band, die arabischen die Seitenzahl an.

aufzuerlegen kann, da es keinen Sinn hat, dasjenige durch ein moralisches Gesetz noch besonders als Forderung aufzuerlegen, wozu der Naturinstinct allein schon unwiderstehlich antreibt (IX. 230, 232); wäre eine Glückseligkeitslehre als Sammlung technischer Vorschriften oder Rathschläge, die dem Princip der Glückseligkeit dienen, möglich, so wäre dies doch niemals ein System von Pflichten, also niemals Moral zu nennen. Nun ist aber zweitens eine solche Glückseligkeitslehre eine unlösbare Aufgabe, denn da die Glückseligkeit nicht ein Ideal der Vernunft, sondern der Einbildungskraft ist (VIII. 44), da die constitutiven Elemente derselben nicht auf rationellem Wege zu bestimmen, sondern nur aus der Erfahrung zu entlehnen sind (VIII. 43), so ist ihr Begriff ein so unbestimmter (VIII. 42), daß er nicht nur nicht von einem Menschen auf den anderen übertragbar ist, sondern selbst in einem und demselben Subject mit der Wandelung der Bedürfnisse, Neigungen und Gefühle wechselt (VIII. 134), — d. h. das Princip der Glückseligkeit ist ein auf Zufälligkeiten basirendes Princip, dem eben so wie die Verpflichtungsfähigkeit auch die Allgemeinheit und Nothwendigkeit abgehen, welche man von einem Princip der Moral erwarten muß (vgl. VIII. 149).

Es kann wohl Jemand behaupten, daß eine Klugheitslehre auf Grund des Glückseligkeitsprincips, d. h. „eine Theorie der Maximen, zu seinen auf Vortheil berechneten Absichten die tauglichsten Mittel zu wählen“, das letzte Wort der praktischen Philosophie sei, aber ein solcher müßte dann auf die Selbsttäuschung verzichten, als ob er damit eine Moral aufstellen wollte, und statt dessen eingestehen, daß solche Behauptung die Moral im eigentlichen Sinne des Wortes leugne (VII. 270). Wäre eine solche Ansicht im Recht, wäre die eigene Glückseligkeit der alleinige Zweck des menschlichen Lebens und Strebens und die praktische Vernunft nur als Mittel zur Realisirung dieses Zweckes verliehen, so hätte jedenfalls die Natur ihre Mittel zum Zwecke schlecht gewählt, insofern sie erstens zwei Mittel zu demselben Zweck verwandte (Vernunft und Instinct), deren eines (der Instinct) schon ausreichend scheint, und insofern sie zweitens ein Mittel zum Zweck wählte, welches wie die Vernunft in der Verfeinerung des Strebens nach Glückseligkeit von dem Ziele immer weiter abführt, anstatt demselben näher zu bringen (VIII. 13, 14). Da aber die Natur bei organisirten Wesen doch sonst nichts vergebens und nichts verkehrt zu thun pflegt, so läßt schon dieser Zusammenhang darauf schließen, daß der Zweck des Lebens, zu dem die Vernunft als Mittel verliehen ist, ein anderer sein müsse als Glückseligkeit. Es ist richtig, daß der Mensch als Sinnenwesen vermöge des Antriebes seiner Natur (IX. 230) gezwungen ist, nach seiner Glückseligkeit zu streben; aber man müßte gänzlich an der Weisheit der Natur irre werden, wenn dieser zufällige empirische Zweck des Individuums nicht bloß als ein Nebenzweck zu betrachten wäre,

der im Vergleich mit dem eigentlichen Zweck seines Daseins sehr untergeordneter Art ist, und dessen Erfüllung durch diejenige des letzteren auf mancherlei Weise eingeschränkt, ja sogar unter Nichts herabgebracht werden kann (VIII. 15). Gibt es aber solchen höheren Zweck des Daseins, so gibt es auch einen höheren Bestimmungsgrund des Willens als die eigene Glückseligkeit, so gibt es auch eine echte Moral, die nicht mit Glückseligkeitslehre zu verwechseln oder zu vermischen ist.

Gäbe es keine echte Moral, so würde das Streben nach eigener Glückseligkeit zwar auch niemals moralisch, sondern nur schlechtweg natürlich heißen können; gibt es aber eine echte Moral, so entsteht die Möglichkeit, daß dieses an und für sich bloß natürliche Streben mit den moralischen Grundsätzen in Conflict gerathe, und dadurch unsittlich werde, d. h. daß die ursprüngliche Beziehungslosigkeit beider Gebiete (vgl. VIII. 222 unten) sich in ihren praktischen Consequenzen zu einem Gegensatz ausgestalte. Gäbe es keine echte Moral, so könnte man die Glückseligkeitslehre gewähren lassen, wenn man auch ihren Anspruch, Moral zu sein, zurückweisen müßte; gäbe es zwar eine echte Moral, aber ohne die Möglichkeit, mit der Glückseligkeitslehre zu collidiren, so müßte man zwar auf pünctliche und reinliche Sonderung beider Gebiete halten, um die Würde der Moral zu wahren und die Theilnahme der bloßen Glückseligkeitslehre an dieser Würde zu verhindern, aber man brauchte doch keinen besonderen Schaden von der Vermischung beider zu fürchten. Ist aber, wie es wirklich der Fall ist, das Princip der eigenen Glückseligkeit das gerade Widerspiel von dem der Sittlichkeit (VIII. 147), dann muß in der Scheidung beider Gebiete nicht bloß pünctlich, sondern sogar peinlich verfahren werden (VIII. 221, 222), weil sonst mit der Flagge der Sittlichkeit eine Contrebande gedeckt wird, welche die Sittlichkeit gänzlich zu Grunde richtet (VIII. 147). „Wenn man auch beide noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie vermischt, gleichsam als Arzneimittel, der kranken Seele zuzureichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst, und, thun sie es nicht, so wirkt das erste (die Moral) gar nicht, wenn aber auch das physische Leben hierbei einige Kraft gewönne, so würde doch das moralische ohne Rettung dahin schwinden“ (VIII. 217). Die Glückseligkeit, zum ganzen Zweck des Menschen gesetzt, macht ihn unfähig, seiner eigenen Existenz einen Endzweck zu setzen, und sein Verhalten in Uebereinstimmung mit diesem zu regeln (IV. 328).

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Glückseligkeitslehre in vielen Fällen den Schein einer sittlichen Gesinnung dadurch hervorbringen kann, daß ihre Vorschriften zufällig zu demselben äußeren Ergebnis führen, wie die der Moral; aber wenn hierdurch die Legalität gefördert wird, so ist doch der Gewinn mehr als zweifelhafter Art, weil dieser äußere Nutzen durch Unter-

grabung der wahrhaft sittlichen Gesinnung erkauft wird. Der Buchstabe des Gesetzes, nicht sein Geist würde erfüllt, das Gesetz würde gehaßt oder verachtet, während es um eigenen Vortheils willen befolgt wird, kurz alles würde in lauter Gleißnerei verwandelt und das unbestechliche Urtheil des inneren Richters über uns selbst würde nur um so härter lauten (VIII. 300), weil der Mangel des Wesens sich mit dem heuchlerischen Scheine bekleidet. Von allen unechten Principien der Sittlichkeit (VIII. 72) ist deshalb das Princip der eigenen Glückseligkeit das am meisten verwerfliche (VIII. 74), nicht blos weil es theoretisch falsch ist oder praktisch nichts zur Begründung der Sittlichkeit als Gesinnung beiträgt, „sondern weil es der Sittlichkeit Triebfedern unterlegt, die sie eher untergraben und ihre ganze Erhabenheit zernichten, indem sie die Bewegursachen zur Tugend mit denen zum Laster in eine Classe stellen und nur den Calcul besser ziehen lehren, den specifischen Unterschied beider aber ganz und gar auslöschen“ (VIII. 74). Wenn dieser Unterschied nicht beachtet wird und das unechte Moralprincip der Eudämonie an Stelle des echten Moralprincips der Autonomie als Grundsatz aufgestellt wird, so ist das die Euthanasie (der sanfte Tod) aller Moral (IX. 221). Nur die bisher übliche Begründung der Moral auf irdischen oder jenseitigen Eudämonismus ist der Grund, daß alle bisherige Tugendlehre in der Geschichtserfahrung so wenig guten Erfolg aufzuweisen hat; wenn erst ein von aller Glückseligkeitslehre gereinigter Pflichtbegriff im privaten und öffentlichen Unterricht eingeschärft werden würde, dann müßte es mit der Sittlichkeit der Menschen bald besser stehen (VII. 194, 195).

Eine unbefangene Beobachtung des sittlichen Bewußtseins, wie dasselbe thatsächlich im Menschen gegeben ist, zeigt denn auch, daß der Inhalt desselben etwas ganz specifisch anderes ist als das ebenfalls im Menschen gegebene Streben nach Glückseligkeit. Der Philosoph kann beinahe wie der Chemiker zu aller Zeit ein Experiment mit jedes Menschen praktischer Vernunft anstellen, um den moralischen Bestimmungsgrund vom eudämonistischen zu unterscheiden, wenn er nämlich zu dem eudämonistisch afficirten Willen (z. B. desjenigen der gerne lügen möchte, weil er sich dadurch etwas erwerben kann) das moralische Gesetz zusetzt; wie auf Kalizusatz in salzsaurer Kalklösung die Salzsäure sofort den Kalk verläßt, um sich mit dem Kali zu vereinigen, und der Kalk zu Boden fällt, so verläßt auf die Vorhaltung des moralischen Gesetzes die praktische Vernunft (im unwillkürlichen Urtheil über das, was geschehen sollte) den Vortheil, und vereinigt sich mit dem, was dem Menschen die Achtung vor seiner eigenen Person erhält, der Wahrhaftigkeit (VIII. 222). Wenn man empfänglichen Gemüthern Geschichten in moralischer Absicht erzählt, so werden dieselben in steigendem Maße von der bloßen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erstaunen, endlich bis zur größten Verehrung und dem

Enthusiasmus der Nacheiferung hingerissen werden, je reiner die in den Beispielen zur Anschauung gebrachten sittlichen Grundsätze sind, je uneigennütziger die Helden der Erzählung handeln und je größere Opfer sie bringen, um der Idee der Sittlichkeit treu zu bleiben (VIII. 305). Daraus folgt, daß das sittliche Bewußtsein um so lebhafter von moralischen Motiven afficirt wird, je reiner dieselben von jeder Vermischung mit dem Streben nach eigenem Wohlergehen sind. „Dasjenige aber, dessen Wegräumung die Wirkung einer bewegenden Kraft verstärkt, muß ein Hinderniß gewesen sein. Folglich ist alle Beimischung der Triebfedern, die von eigener Glückseligkeit hergenommen werden, ein Hinderniß, dem moralischen Gesetze Einfluß auf das menschliche Herz zu verschaffen“ (VIII. 306).

„So deutlich und scharf sind die Grenzen der Sittlichkeit und der Selbstliebe abgeschnitten, daß selbst das gemeinste Auge den Unterschied, ob etwas zu der einen oder zu der anderen gehöre, gar nicht verfehlen kann“ (VIII. 148, 149). Wollte z. B. ein Freund sich bei dir wegen abgelegten falschen Zeugnisses durch Aufzählung aller der Vortheile entschuldigen, die er dadurch erlangt, so würdest du ihm ins Gesicht lachen; wollte dir Jemand einen Haushalter dadurch empfehlen, daß er ihn als einen klüglich und unbedenklich für seinen Vortheil sorgenden Mann schildert, so würdest du glauben, er wolle dich zum Besten haben (VIII. 148); wollte Jemand die Unterschlagung des Depositums eines Verstorbenen mit seiner und seiner Familie Nothlage und dem Reichthum und der Unkenntniß der rechtmäßigen Erben entschuldigen, so würde doch jeder eingestehen, daß es trotz aller dieser mildernden Umstände ein Unrecht, ein Verbrechen sei (VII. 192, 193). Auch der schlichteste Verstand weiß es, daß nicht die schlaue Verfolgung des eigenen Nutzens, sondern im Gegentheil nur die Verfolgung eines uneigennütigen Zweckes moralisch genannt werden kann (VII. 184), daß nur eine ganz uneigennütige Pflichterfüllung eine reine Pflichterfüllung ist, und erst in dieser Reinheit der wahre Werth der Moralität zu finden ist (VII. 190), daß mit anderen Worten die Tugend nur darum so viel werth ist, weil sie so viel kostet, nicht (wie der Eudämonismus meint), weil sie so viel einbringt (VIII. 305), daß die Größe der Tugend nicht an dem Grade der mit ihr verbundenen Selbstliebe, sondern an dem Grade der mit ihr verbundenen Selbstverleugnung gemessen werden muß (VII. 190, 191; VIII. 307).

Gegen diese Forderung der Selbstverleugnung richten sich nun die heftigsten Angriffe der Vertheidiger des Eudämonismus, indem ihnen solche Forderung als unerfüllbar, widernatürlich und absurd erscheint. Besonders von Ch. Garve, einem der liebenswürdigsten und maßvollsten Vertreter des gesunden Menschenverstandes in der Aufklärungsperiode, wurden diese Einwürfe formulirt in seinen „Versuchen über verschiedene Gegenstände der Moral und

„Literatur“ und von Kant beantwortet durch die im Jahre 1793 in der „Berliner Monatschrift“ erschienene Abhandlung: „Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nichts für die Praxis“; I. „Von dem Verhältniß der Theorie zur Praxis in der Moral überhaupt.“ Wie die Moral ursprünglich der Glückseligkeitslehre nicht entgegengesetzt ist, sondern nur außer Beziehung zu ihr steht, und erst durch die praktischen Collisionen in einen Gegensatz zu ihr geräth, so ist es auch von vornherein gar keine Forderung der Moral, der Glückseligkeit zu entsagen, sondern nur von der Glückseligkeit zu abstrahiren, so weit die Pflicht ins Spiel kommt (VII. 183). So wenig das Streben nach eigener Glückseligkeit unmittelbar genommen moralisch genannt werden kann, eben so wenig kann es direct betrachtet unmoralisch heißen; es kann erst dadurch unmoralisch werden, daß die verfolgten persönlichen Zwecke mit sittlichen Zwecken in Collision gerathen. In so weit eine solche Collision zufällig nicht stattfindet, in so weit also meine persönlichen Zwecke nicht unmoralisch sind, hat niemand anders ein Recht, von mir deren Aufopferung zu fordern (IX. 234); vom moralischen Standpunct ist gegen die Selbstliebe nicht das Geringste einzuwenden, sofern dieselbe nur die Bedingung erfüllt, mit dem moralischen Gesetze nicht in Widerstreit, sondern entweder in Einstimmung, oder außer Berührung zu sein. Wenn sie außer Berührung und Beziehung zur Pflicht bleibt und sich in einer sittlich indifferenten Sphäre bethätigt, so macht der Mensch nur von seinem natürlichen Rechte Gebrauch, indem er sich einem Triebe überläßt, den die Natur ihm wohlweislich verliehen, und zu dessen Leitung sie ihn mit Instincten ausgerüstet hat (VII. 186; VIII. 11); wenn sie aber gar in Einstimmung mit dem moralischen Gesetze sich befindet, so dient sie als ein Hülfsmittel zur Pflichterfüllung, heißt so vernünftige Selbstliebe (VIII. 197), und wird in dieser Gestalt indirect eben so zur Pflicht (VIII. 18), wie sie im Collisionssalle mittelbar zur Pflichtwidrigkeit wird.

Die von Seiten der Moral zu stellende Forderung des Verzichtes auf eigene Glückseligkeit geht also niemals weiter, als soweit dieses Streben mit dem Moralgesetze collidirt; da die Selbstliebe nicht um ihrer selbst willen, sondern nur um der Sittlichkeit willen eingeschränkt wird, so kann diese Einschränkung sich niemals zu einer absoluten Vernichtung, welche die Basis der sittlichen Wirksamkeit zerstören würde, steigern, noch viel weniger aber sich in die Umkehrung der Selbstliebe, in den Selbsthaß und in die Frage einer mönchischen Ascetik und Casteiung verirren (IV. 409; IX. 354). Im Gegentheil, da doch nur einer oberflächlichen Betrachtung, welche die tiefere ursächliche Verkettung der Ereignisse unbeachtet läßt, die Sphäre des sittlich indifferenten Thuns eine nennenswerthe Breite zu haben scheint, da in Wahrheit die eigene materielle Lage und sociale Stellung von der einschneidendsten



Wichtigkeit für die eigene sittliche Leistungsfähigkeit sind, so scheint das ganze Gebiet der Selbstliebe, so weit sie nicht mit der Pflicht collidirt, unter den Begriff der vernünftigen Selbstliebe zu fallen, welche als — wenn auch nicht unmittelbare, so doch mittelbare — Pflicht zu betrachten ist und die verschiedenartigen „Pflichten gegen sich selbst“ unter sich befaßt. Nicht die Beförderung der eigenen Glückseligkeit aus Neigung hat einen moralischen Werth, wohl aber die aus Pflichtgefühl (VIII. 19), d. h. diejenige, bei welcher die instinctive Neigung zu dieser Beförderung von dem Bewußtsein der indirecten Pflichterfüllung, von dem Bewußtsein des mittelbaren Werthes dieser Selbstförderung für sittliche Zwecke begleitet, getragen und veredelt ist. Der Einfluß der Beförderung des eigenen Wohles ist ein doppelter. Einerseits steigert er durch Erhaltung und Erhöhung der Gesundheit, Wohlhabenheit, Stärke, Geschicklichkeit und Wohlfahrt die Mittel und Befähigung zur Ausübung sittlicher Handlungen (VIII. 223), andererseits erhöht er durch Herstellung der eigenen Zufriedenheit die Sympathie mit dem Loos Anderer und die Neigung zum Wohlthun (XI. 240) und beseitigt viele Versuchungen oder schwächt viele Motive zum Bösen, welche aus Armuth, Noth, Elend und verachteter Stellung ihre Kraft schöpfen (IX. 233, 234; VIII. 18, 223). Wer bloß aus Neigung sein eigenes Wohl befördert, der wird durch die unvermeidlichen Enttäuschungen des Lebens schwer betroffen, wer es aber aus Pflichtgefühl thut, der behält die beruhigende Zuversicht, daß er seine Pflicht gethan habe, wenn auch der Erfolg nicht den Erwartungen entsprach.

Diese Erklärungen scheinen genügend, um eine mißverständliche Auffassung der geforderten Selbstverleugnung abzuwehren; desto entschiedener muß aber die Forderung der Selbstverleugnung in dem von der Moral bestimmten Sinne festgehalten werden, ohne an ihr zu mäkeln und zu deuteln, wie es durch den Einwand geschieht, daß sie über die Kräfte des Menschen hinausgehe und darum eigentlich nicht als Forderung hinzustellen sei. Allerdings ist zuzugeben, daß die verlangte Selbstverleugnung streng genommen nur ein ethisches Ideal ist, das vielleicht noch von keinem Menschen durch vollkommen uneigennütige Pflichterfüllung verwirklicht worden ist; aber als Ideal, dem jeder Mensch mehr oder minder sich anzunähern im Stande ist, muß sie festgehalten werden, d. h. als Ziel der Reinheit des sittlichen Willens, dem jeder Mensch nachzustreben hat, sofern er sich sittlich zu verhalten gewillt und bemüht ist. Hingegen das Ideal fallen lassen, weil die Schwäche der menschlichen Natur seine vollkommene Verwirklichung nicht gestatte, die Flinte ins Korn werfen und die Begünstigung der eigennütigen Motive, als der den Menschen leichter afficirenden, zur Maxime erheben, das ist der Tod aller Moralität (VII. 190, 191).

Man könnte nun vielleicht glauben, daß Kant das Princip der Glück-

seligkeit nur in Beziehung auf dessen egoistische Fassung bekämpfe, im Sinne einer altruistischen Fassung aber gelten lasse, und könnte sich dafür auf seine Tugendlehre berufen, in welcher er ganz in die Bahnen der Wolffschen Moralphilosophie einzulernen scheint, insofern er eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit als die Ziele des sittlichen Handelns hinstellt. Indessen abgesehen davon, daß dieses Werk seines dreiundsiebzigsten Lebensjahres allgemein als eine seiner schwächsten Leistungen anerkannt ist, so ist doch wohl zu beachten, daß er den sittlichen Charakter des auf eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit gerichteten Handelns keineswegs aus der Beschaffenheit dieser Ziele, sondern aus dem von ihnen ganz unabhängigen kategorischen Imperativ der praktischen Vernunft ableitet, und daß er diese Ziele nur als solche bezeichnet, welche accidentiell mit den Forderungen des Sittengesetzes übereinstimmen, oder welche zufällig zugleich Pflicht sind. So erscheint also selbst in Kants Tugendlehre die Beförderung fremder Glückseligkeit keineswegs als Princip der Moral, als Begründung des sittlichen Werthes der That, sondern nur als beiläufiges Ergebnis derselben, deren sittlicher Werth aus ganz anderen Quellen fließt. Außerdem ist die zufällige Uebereinstimmung solcher Zwecke mit der Pflicht selbst bei Kant noch auf die private Sittlichkeit beschränkt, wo das Recht der Wohlthätigkeit nicht geschmälert werden darf, wird aber ausdrücklich von ihm geleugnet für die Sphäre des öffentlichen Rechts, wo an Stelle der Uebereinstimmung vielmehr der Gegensatz tritt. Der Altruismus kann sich wenigstens scheinbar auf Kant berufen, der Socialeudämonismus kann es gar nicht.

Dem Grundsatz: *Salus civitatis (nicht civium) suprema lex esto* leihet Kant eine Bedeutung, welche dem Sinne des Socialeudämonismus schnurstracks zuwiderläuft und sich schon in der (eingeklammerten) Unterscheidung des Staatswohls von dem Wohl der Bürger ankündigt. Nicht das materielle Gedeihen oder das „Sinnenwohl“ des Gemeinwesens, welches mit der Glückseligkeit der Bürger zusammenfällt, sondern das politische Gedeihen des Gemeinwesens oder die Erhaltung und Entwicklung der staatlichen Rechtszustände, welche er auch als das „Verstandeswohl“ bezeichnet, müssen als oberstes Princip des politisch-socialen Lebens gelten, denn die bürgerliche Gesellschaft besteht nur durch die Staatsverfassung (VII. 2, 273). Giebt es überhaupt eine Theorie des Staatsrechts, so muß sie aus der Vernunft abgeleitet werden und verbindende Kraft haben, ohne daß auf das Wohl- oder Uebelbefinden, das daraus entspringen mag, noch hingesehen werden darf (VII. 219). Käme es nur auf das Wohlergehen des Volkes an, so wäre am Ende jede bestehende Verfassung, als ein gewöhnter Zustand, gleich gut, und das beste, jede Veränderung zu vermeiden (VII. 218). Das Princip der Glückseligkeit richtet trotz der guten Absichten, die man dabei im Sinne hat,

wie in der Moral, so auch im Staatsrecht Böses an; der Souverän z. B. will das Volk nach seinen Begriffen glücklich machen und wird Despot, — das Volk will sich den allgemeinen menschlichen Anspruch auf eigene Glückseligkeit nicht nehmen lassen und wird Rebell (VII. 213, 214). Kant hält es mit dem Grundsatz: fiat justitia, pereat mundus, oder wie er es verdeutschte: „es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesamt darüber zu Grunde gehen,“ denn die Welt wird keineswegs untergehen, wenn der bösen Menschen dadurch weniger werden, daß Wohlfahrt und Glückseligkeit der Staaten als Principien zur Ableitung politischer Grundsätze verworfen werden (VII. 281). Der Mensch strebt für sich und sein Volk nach Glückseligkeit, aber die Vorsehung weiß besser, was ihm dient und leitet ihn zu dem Zweck der Perfectionirung durch fortschreitende Cultur auf Kosten der Glückseligkeit; der Mensch strebt nach Eintracht, die Vorsehung aber weiß besser als der Mensch, daß Krieg und Zwietracht das wirksamste Mittel zur Perfectionirung der Cultur ist, die schließlich auch zur Eintracht führt (VII. 2, 262). Gerade die Uebel sind es, durch welche die Kräfte der Seele gestählt und gesteigert werden zur Beförderung höherer Zwecke (IV. 331); mit dem Fortschritt der Cultur wachsen äußerlich und innerlich die Plagen des Lebens (IV. 329, 330), aber gerade die mit der Verfeinerung des Geschmacks wachsenden Uebel helfen am meisten den egoistischen Neigungen Platz abgewinnen für die fortschreitende Entwicklung der Menschheit (IV. 331). Zwischen dem Gesamtwohl und dem universellen Zweck der Culturentwicklung besteht ganz ebensolche Antinomie, wie zwischen der Glückseligkeit und der Tugend des Einzelnen; diese Wahrheit schimmert bei Kant bereits überall durch, wenn sie auch noch nicht ihren völlig präcisen Ausdruck gefunden hat.

Die nächste Ausflucht der Vertreter der Glückseligkeitslehre besteht darin, die auf Erden verlegte Hoffnung auf Glückseligkeit in eine jenseitige Welt hinüberzuspielen. Aber das Princip, Furcht und Hoffnung zu Triebfedern des Handelns zu machen, vernichtet auf alle Fälle dessen ganzen moralischen Werth, gleichviel, ob sie sich auf diese oder eine andere Welt richten (VIII. 271). „Wie, ist es denn nur darum gut, tugendhaft zu sein, weil es eine andere Welt giebt, oder werden die Handlungen nicht vielmehr dereinst belohnt werden, weil sie an sich selbst gut und tugendhaft waren? Kann derjenige wohl redlich, kann er wohl tugendhaft heißen, welcher sich gern seinen Lieblingslastern ergeben würde, wenn ihn nur keine künftige Strafe schreckte, und wird man nicht vielmehr sagen müssen, daß er zwar die Ausübung der Bosheit scheue, die lasterhafte Gesinnung aber in seiner Seele nähre, daß er den Vortheil der tugendähnlichen Handlungen liebe, die Tugend selbst aber hasse?“ (VII. 106).

Durch Hinüberspielen ins Jenseits werden also die Vertheidiger der

Glückseligkeitslehre ihre Sache keinesfalls verbessern, und hiervon ist Kant so sehr überzeugt, daß er sogar die Lehre Jesu als Bestätigung für seine Ansicht heranziehen zu können glaubt. Er erblickt den Kern dieser Lehre darin, daß sie den Menschen das Gottesreich auf Erden nur von der herrlichen, seelenerhebenden, moralischen Seite ausmalt, daß sie denen, welche der Theilnahme am Gottesreiche würdig werden wollen, voraussagt, daß sie sich auf Glückseligkeit hienieden keine Rechnung machen dürften, vielmehr auf die größten Trübsale und Aufopferungen gefaßt machen müßten, daß sie dieselben aber andererseits, um ihrer menschlichen Natur nicht gänzliche Verzichtleistung auf jede Glückseligkeit zuzumuthen, mit der Verheißung tröstet, es werde ihnen im Himmel wohl vergolten werden (X. 162). Auch Kant selbst, wenn er an der Hoffnung festhält, daß im Jenseits Tugend und Glückseligkeit durch den Weltregierer in die hier vermißte Harmonie und Proportionalität gesetzt werden würden, hält doch entschieden an der Forderung fest, daß die Pflichterfüllung, um moralisch zu bleiben, schlechthin uneigennützig bleiben müsse, daß der Mensch sich nicht von dem Hinblick auf die in der erhofften Proportionalität von Glückwürdigkeit und Glückseligkeit mitenthaltene eigene Glückseligkeit als Bestimmungsgrund seines Willens afficiren lassen dürfe (VIII. 271), und bloß diese vernunftgemäße und gesetzmäßige Proportionalität im Auge haben dürfe, welche an sich nicht eigennützig genannt werden könne, obwohl sie die Proportion der eigenen Glückwürdigkeit und Glückseligkeit in sich einschließe (VII. 185).

Abgesehen davon, daß der Ausdruck „Glückwürdigkeit“ an die nach dem Maßstabe der „Würdigkeit“ bemessene Gabenvertheilung eines Wohlthätigkeitsvereins erinnert und jedenfalls einem von Kant inhaltlich weit überwundenen Vorstellungskreise angehört, bleibt doch zu bemerken, daß hierbei psychologisch etwas Unmögliches gefordert wird: nämlich eine zur Willensanregung geeignete Vorstellung zwar vor Augen zu haben, ohne sich doch durch dieselbe motiviren zu lassen. Wäre dieses Kunststück im Hinblick auf das Jenseits vollziehbar, so könnten die Vertheidiger der Glückseligkeitslehre mit gutem Grund darauf bestehen, daß es auch im Hinblick auf irdische Glückseligkeit möglich sein müsse; wäre die moralische Unschädlichkeit des Glaubens an die Vereinbarkeit von Tugend und Glückseligkeit für das Jenseits zuzugeben, so möchte es schwer fallen, die Schädlichkeit desselben und die Nothwendigkeit der Entgegensetzung beider für das Diesseits aufrecht zu erhalten. Soviel steht fest, daß Kant die Uneigennützigkeit der Sittlichkeit auch in Bezug auf die jenseitigen Glückseligkeitsverhältnisse fordert und nur nicht den Muth findet, der menschlichen Natur den vollkommenen Verzicht auf positive Glückseligkeit für diese und jene Welt zuzumuthen, obwohl es eigentlich in der Consequenz seines

Moralprincips liegt, jeden verbindenden Faden zwischen Tugend und Glückseligkeit durchzuschneiden, um der letzteren ihre Reinheit zu sichern.

Wir kommen nun zu dem letzten Versuch der Eudämonisten, ihre anscheinend schon verlorene Sache zu retten, zu einem Versuch, der zwar bedeutend feiner angelegt ist als die bisher besprochenen, aber darum nicht minder unwahr ist (VIII. 152). Dieselben argumentiren so: wenn es auch zugegeben werden muß, daß die Tugend nicht in einer directen Proportion zu der Glückseligkeit stehen kann, so gilt das doch nur, so lange man das thatsächlich im Menschenherzen gegebene moralische Gefühl in Rechnung zu stellen vergißt; wenn man aber diesen integrirenden Bestandtheil des gesammten Glückseligkeitszustandes mitberücksichtigt, so erkennt man, daß der Lasterhafte durch die Vorwürfe seines Gewissens von der Falschheit seiner Calculation überführt wird, der Tugendhafte aber in der Seelenruhe und dem inneren Lohn der Tugend selbst den stärksten und eigentlichen Antrieb zu tugendhaftem Handeln findet. Alle äußere Glückslage wird entwerthet, wo die Zufriedenheit des Gewissens fehlt, und der größte Mangel äußerer Glücksgüter kann überwogen werden durch die Befriedigung und das Behagen, welche das Bewußtsein der Rechtschaffenheit und Tugend gewährt; darum muß die Furcht vor der Strafe und die Hoffnung auf den Lohn des eigenen sittlichen Bewußtseins als Beweggrund stärker sein als Furcht und Hoffnung in Betreff einer Veränderung der sonstigen Glückslage, und muß als der eigentliche und wahre Grund des sittlichen Handelns, als Princip der Moral anerkannt werden (IX. 220, VIII. 152).

Aber dieser Argumentation liegt ein Widerspruch zu Grunde (IX. 220). Die Voraussetzung ist, daß es eine Stimme des Gewissens im Menschen gebe, welche nach rein moralischen, d. h. nicht eudämonistischen Maßstäben das Thun und Wollen desselben beurtheile, da es nach einem rein eudämonistischen Moralprincip zu einer solchen Beurtheilung gar nicht kommen könnte; die Folgerung hieraus aber soll sein, daß der Maßstab für die sittliche Beurtheilung die Uebereinstimmung des Handelns und Wollens mit dem Princip der eigenen Glückseligkeit sei. Die Folgerung ist also eine solche, welche dem Inhalt der Voraussetzung widerspricht und, wenn sie wahr wäre, die Möglichkeit derselben aufheben, d. h. sich selbst den Boden unter den Füßen wegziehen würde. Wenn der Eudämonist ein Verbrechen begangen hat, weil er sah, daß es seine Glückslage erhöhen mußte, ohne ihm irgend welchen Nachtheil zuzuziehen, so wird er sich mit Recht einen verrückten Narren schelten, falls er eine schmerzliche innere Mißbilligung seines Handelns empfindet; denn er muß sich sagen, daß dieses sogenannte moralische Gefühl widersinnig ist, wenn das Princip seines Handelns richtig war. Er muß sich deshalb bemühen, dieses widersinnige Gefühl abzustumpfen und womöglich zu ertöden,

und wird früher oder später dahin gelangen, es auf einen Grad herabzusetzen, der durch das aus dem Verbrechen geflossene Vergnügen überwogen wird, oder der ihm gar gestattet, über die Aengstlichkeit des Redlichen vor plagenden Selbstverweisen zu lachen (VII. 394, 395). Je tugendhafter der Mensch ist, wegen desto geringerer Abweichungen vom Sittengesetz macht er sich Vorwürfe, je ferner er der Tugend ist, desto laxer äußert sich das Gewissen; der Tugendhafte begeht also den Irrthum, dem Lasterhaften seine eigene Denkungsart zu unterstellen, wenn er glaubt, daß derselbe sich durch die Aussicht auf Selbstvorfürfe von schlechten Thaten solle abhalten lassen (VII. 394). Nur wer schon tugendhaft ist, und nur in dem Grade, als er es schon ist, empfindet nach unsittlichen Handlungen ein bestimmtes Maß moralischer Unzufriedenheit mit sich selbst; diese kann also immer nur als Wirkung, niemals als Ursache der Tugend aufgefaßt werden (VII. 189), und es wäre ein Handumdrehen im Circle, wenn das als alleinige Ursache der Tugend gesetzt werden sollte, was nur als ihre Wirkung verständlich ist (IX. 220). Was hilft es dem Menschen, um ihn tugendhaft zu machen, die Seelenruhe der moralischen Selbstzufriedenheit anzupreisen, wenn ihm der Sinn fehlt, um den moralischen Werth seiner Existenz so hoch anzuschlagen? (VIII. 254.) Hier hilft nur eine wirklich moralische Erziehung, welche, ohne Rücksicht auf den inneren Lohn der Tugend, den Menschen zunächst dahin bringt, daß er seines Lebens bei allem äußeren Glücke nicht froh werden kann, ohne in jeder Handlung sich seiner Rechtschaffenheit bewußt zu sein. Das moralische Gefühl zu cultiviren, gehört allerdings selbst zur Pflicht, aber der Begriff der Pflicht kann aus ihm nicht abgeleitet werden, sondern muß dem Handeln vorhergehen, aus welchem das Gefühl erst folgt (VII. 152 bis 153).

Außer den bis jetzt angegebenen Widersprüchen aber leidet der fragliche Rettungsversuch des Eudämonismus noch an einem anderen Uebelstande, nämlich dem, daß die „moralische Glückseligkeit“, welche er neben und über der gewöhnlichen Glückseligkeit annimmt, auch schon ein sich selbst widersprechendes Uding ist (IX. 220), daß diese Wortzusammensetzung auf einem Mißbrauch der Worte beruht, welche selbst schon einen Widerspruch enthält (IX. 233). So wenig die Glückseligkeit im Sinne der Epikureer die Tugend einschließt, so wenig schließt die Tugend im Sinne der Stoiker eine positive Glückseligkeit in sich (VIII. 249). Die reine praktische Vernunft schlägt jeden der sittlichen Selbstschätzung vorausgehenden Eigendünkel nieder und thut der Selbstliebe erheblichen Abbruch, indem sie durch Einschränkung der Neigungen Schmerz verursacht (VIII. 197); sie entschädigt zwar den Menschen für die Opfer, die sie kostet, durch die Unabhängigkeit seiner intelligiblen Natur und der Seelengröße (VIII. 301), aber diese innere Beruhigung ist bloß

negativ (VIII. 216), ein blos negatives Wohlgefallen an seiner Existenz, eine bedürfnislose Selbstzufriedenheit (VIII. 256), welche nicht Glückseligkeit ist, auch nicht der mindeste Theil derselben (VIII. 216). Hat man seine Pflicht erfüllt, so hat man gerade nur eben seine Schuldigkeit gethan; die Pflichterfüllung kann also keine positive Freude bereiten, sondern nur von dem positiven Schmerz der Pflichtwidrigkeit befreien und höchstens im Contrast mit diesem als relativ angenehmer Zustand empfunden werden. Absolut genommen erreicht aber die moralische Zufriedenheit nur dann den Indifferenzpunct des Gefühls, wenn sie vollkommen ist, und als vollkommene Zufriedenheit ist wiederum die moralische ebenso unerreichbar wie die pragmatische mit dem sonstigen Wohlbefinden (VII. 2, 149). Die Tugend schmerzt also in doppelter Hinsicht; erstens durch den Abbruch, den sie den Neigungen thut, und zweitens durch die unüberwindliche Unvollkommenheit ihrer selbst; in so weit sie aber Selbstzufriedenheit ist, ist sie wieder nur ein negatives Gefühl der Beruhigung, keine positive Lust oder Glückseligkeit, so daß von „moralischer Glückseligkeit“ nur in einem ganz uneigentlichen und leicht irreführenden Sinne des Wortes die Rede sein könnte (IX. 220).

Aus dem Bisherigen erhellt, daß Sittlichkeit und Glückseligkeit weder identisch sind, noch auch die eine in der anderen enthalten sein kann, so daß der Begriff der einen aus dem der anderen analytisch abzuleiten wäre; es geht vielmehr aus diesen Erörterungen hervor, daß sie zwei ganz specifisch verschiedene Begriffe sind, deren etwaige Verknüpfung nur auf synthetischem Wege zu bewerkstelligen sein kann (VIII. 249, 250). Eine solche synthetische Verknüpfung zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit ist aber nicht nur aus der Erfahrung nicht abzuleiten (VIII. 250), sie erscheint sogar geradezu unmöglich. Denn diese Verknüpfung ließe sich doch nur nach der Kategorie der Ursachlichkeit denken, so daß entweder die Sittlichkeit als Folge des Strebens nach Glückseligkeit oder die Glückseligkeit als Folge des erreichten Strebens nach Sittlichkeit zu betrachten wäre. Nun haben wir aber die Unmöglichkeit einer Verknüpfung im ersteren Sinne auf alle Weise dargethan, und die Verknüpfung im letzteren Sinne ist ebenfalls unmöglich, weil der Begriff einer moralischen Glückseligkeit sich als ein Unding herausgestellt hat, und „weil alle praktische Verknüpfung der Ursachen und der Wirkungen in der Welt, als Erfolg der Willensbestimmungen sich nicht nach moralischen Gesinnungen des Willens, sondern der Kenntniß der Naturgesetze und dem physischen Vermögen, sie zu seinen Absichten zu gebrauchen, richtet“ (VIII. 221).\*) Es besteht also eine Antinomie oder ein Widerstreit zwischen Glück-

\*) Kant findet es befremdlich, daß gleichwohl die Philosophen alter wie neuer Zeiten die Glückseligkeit und Tugend schon in diesem Leben in geziemender Proportion haben finden, oder sich ihrer bewußt zu sein haben überreden können (VIII. 253). Er

seligkeit und Sittlichkeit, eine Antinomie, welche ebensowohl aus dem Gegensatz zwischen der collectiven socialen Glückseligkeit und der Culturentwicklung der Menschheit hervorleuchtet, wie sie im Individuum an der Opposition zwischen seinem Streben nach Glückseligkeit und seinem Streben nach Tugend offenbar wird.

Die Antinomie zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit ist schlechterdings unlöslich für die Sphäre der Erscheinungswelt; soweit die Formen von Raum, Zeit und Ursachlichkeit Geltung haben — also nicht blos für unser Erdenleben, sondern auch für das Leben auf anderen Weltkörpern und für eine etwaige zeitliche Fortsetzung des Individuallebens nach dem Tode — ist diese Antinomie nothwendig und unüberwindlich. Soll dieselbe überwunden werden, so kann es nur in einer intelligiblen Welt geschehen, wo die Geltung der Naturgesetze zugleich mit den Erscheinungsformen unserer Welt (und mit diesen beiden, streng genommen, auch zugleich die Naturbasis sittlicher Bethätigung) aufhört. \*) Wäre diese Antinomie nicht nothwendig unlöslich für unsere Welt, so wäre die Moralität unmöglich. Denn wenn die Moral blos Glückseligkeitslehre wäre, so gäbe es gar keine echte Moral, nur eine unechte, welche den Namen der Moral nicht verdient; wenn hingegen die Glückseligkeit als pragmatische Folge an die Sittlichkeit geknüpft wäre, so bliebe zwar der Begriff der Moralität unangetastet, aber ihre Verwirklichung würde psychologisch unmöglich, weil es nicht zu verhindern wäre, daß der Wunsch nach Erlangung dieser Glückseligkeit sich an die Stelle der rein moralischen Triebfedern drängte und diese außer Thätigkeit setzte, also die Moralität der Gesinnung durch Legalität aus egoistischen Gründen ersetzte. Wenn echte Moralität begrifflich und thatsächlich möglich sein soll, so muß jeder noch so dünne Faden zwischen Glückseligkeit und Sittlichkeit zerrissen, jede Brücke zwischen beiden Gebieten abgebrochen werden. Darf die Glückseligkeit in der Erscheinungswelt nicht einmal als Folge der Sittlichkeit zugelassen werden, so darf sie es noch viel weniger unabhängig von aller Sittlichkeit; denn sonst

---

gesteht seinerseits die Möglichkeit nur einer mittelbaren Beziehung zwischen Glückseligkeit und Sittlichkeit zu (VIII. 252), insofern Naturgesetz und Sittengesetz auf einen einheitlichen Schöpfungsplan zurückweisen und auch die Selbstliebe ein Factor in dem großen Getriebe ist, das in letzter Instanz doch ethischen Zielen dienen muß (IV. 424–425). Hierher gehört ebensowohl der oben erwähnte propädeutische Werth der Glückseligkeitslehre als einer Vorstufe der echten Moral (VIII. 300), wie der kunstvolle Mechanismus der gegenseitigen Einschränkung der egoistischen Bestrebungen Aller zu gesetzmäßiger Harmonie (VII. 227, 281, 282, 322–324; IV. 331).

\*) Für eine solche intelligible Sphäre ist die Unüberwindlichkeit des Pessimismus noch von keinem Pessimisten behauptet worden, und die Meinungen gehen nur über die Art und Weise auseinander, wie die von ihnen allen erhoffte Ueberwindung des Pessimismus näher zu denken sei.



würde sich erst recht Niemand um Sittlichkeit kümmern und alles der Glückseligkeit nachjagen. Gesezt z. B. die Natur hätte den Menschen mit einem so erleuchteten Verstande begabt, daß er die Mittel zur Erlangung seiner Glückseligkeit, die ihm jetzt vielfach unerreichbar sind, sich vollständig zu verschaffen vermöchte\*), so würde das keine andere Folge haben, als daß die instinctiven Neigungen, die doch allemal das erste Wort haben, zuerst ihre vollkommene und dauernde Befriedigung verlangen, und die Moral erst hinterdrein käme und zusehen könnte, wie sie es anfinge, dieselben in geziemenden Schranken zu halten (VIII. 293, 294).

Soll die Sittlichkeit trotz des unaufhebbaren instinctiven Glückseligkeitsstrebens im Menschen praktisch möglich bleiben, so muß die Erreichung der Glückseligkeit — sowohl außerhalb der Sittlichkeit als auch mit Hilfe der Sittlichkeit — praktisch unmöglich sein (wenigstens in der Erscheinungswelt, innerhalb deren sowohl von Glückseligkeit wie von Sittlichkeit im gewöhnlichen Sinne der Worte überhaupt nur die Rede sein kann); dies ist das unabweichliche Ergebnis von Kants Reform der Moral, wengleich er es in dieser präcisen Gestalt nicht ausgesprochen hat. Die Unerreichbarkeit positiver Glückseligkeit im zeitlichen Leben ist ein unumgängliches Postulat der praktischen Vernunft, oder moderner ausgedrückt: der Pessimismus ist eine unerläßliche Voraussetzung, welche das sittliche Bewußtsein als Vorbedingung seiner Selbstbehauptung zu machen genöthigt ist. Kants Reinigung der Moral von aller Glückseligkeitslehre macht zugleich kehraus mit dem rationalistischen Optimismus des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf die Behaglichkeit des Daseins; sein ethischer Idealismus entfaltet nur dadurch solche Reinheit und Hoheit, daß er den Pessimismus als seine *conditio sine qua non* erkennt. So gewiß Kants Reinigung der Moral von aller Glückseligkeitslehre ein unerschütterlicher Eckstein aller echten Moral und in ihrem bleibenden Werthe ganz unabhängig von seiner positiven Formulirung der sittlichen Grundsätze und Moralprincipien ist, so gewiß muß alle echte Moral nothwendig den Pessimismus zur Vorbedingung ihrer praktischen Realisirbarkeit haben.

Man sieht hieraus einerseits, wie haltlos der Versuch ist, den Pessimismus durch Berufung auf die Wahrheit des ethischen Idealismus Kants discreditiren zu wollen; gerade aus Kants Philosophie erhellt, daß der Pessimismus, ganz gleichgültig, ob er auf inductivem Wege aus der Untersuchung der empirisch gegebenen Welt zu erweisen sei oder nicht, doch jedenfalls eine

\*) Daß die Unerreichbarkeit der Glückseligkeit aus der psychologischen Natur des unersättlichen Willens folgt und durch keine Steigerung der Verstandesfähigkeiten aufgehoben werden kann, ist Kant wohl bewußt (IV. 327), kommt aber bei der hier gemachten hypothetischen Annahme nicht in Betracht.

unbedingte apriorische Gültigkeit als nothwendiges ethisches Postulat beansprucht. Auch wenn auf rein theoretischem, inductivem Wege sich niemals etwas über die Erreichbarkeit der Glückseligkeit in der Erscheinungswelt ausmachen ließe, oder wenn selbst ein dem Pessimismus ungünstiges Ergebnis die größere theoretische Wahrscheinlichkeit beanspruchen zu können schiene, so würde der Pessimismus dennoch als unbedingt richtig behauptet werden müssen, weil ohne ihn als Voraussetzung der ethische Idealismus unmöglich wäre, dessen Wahrheit von dem kategorischen Imperativ des sittlichen Bewußtseins verbürgt wird. Weil für Kant der Pessimismus als Postulat der praktischen Vernunft a priori feststand, darum durfte er es für überflüssig halten, denselben durch zusammenhängende theoretische Erörterungen aus der Erfahrung beweisen zu wollen; für unsere Zeit, wo mit dem sittlichen Bewußtsein selbst auch dessen Postulate dem skeptischen Einwand einer vielleicht nur illusorischen Beschaffenheit ausgesetzt sind, und wo in Folge dessen eine objective Fundamentirung ihrer subjectiven Ueberzeugungskraft durch die Uebereinstimmung mit theoretisch erwiesenen Wahrheiten verlangt wird, ist es nicht mehr überflüssig, einen solchen Beweis zu versuchen und auch nachträglich die mannichfachen Ansätze zu demselben zu sammeln, welche sich in Kants Werken zerstreut finden. Da Kant ursprünglich Optimist im Leibniz-Wolffschen Sinne war (I. 54, 133) und erst nach seinem vierzigsten Lebensjahre zum Pessimismus überging, als ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Moral im angegebenen Sinne zum Bewußtsein kam, so erscheint die Vermuthung nicht unbegründet, daß es wirklich auch in psychologischer Hinsicht die Reinheit seines ethischen Idealismus war, welche seinen Umschlag vom Optimismus zum Pessimismus verursachte und ihn lehrte, auch die empirisch gegebenen Thatfachen mit anderen Augen zu betrachten, als seine frühere Befangenheit im Optimismus ihm dies gestattet hatte. Obwohl Kant den Ausdruck „Pessimismus“ nicht braucht, so kann man doch sagen, daß er der erste Philosoph ist, der den Pessimismus zu einem integrierenden Bestandtheil seines Systems gemacht und in einer seinem System entsprechenden Weise begründet hat, oder daß er der Vater des philosophischen Pessimismus ist. Es ist wichtig zu beachten, daß diese erste systematische Eingliederung und Begründung des philosophischen Pessimismus nicht etwa von einem Stimmungspessimisten, sondern von einem der nüchternsten Denker aller Zeiten ausging und subjectiv wie objectiv durch den Fortschritt des sittlichen Bewußtseins zu der Stufe echter autonomer Moral verursacht war.

Eduard von Hartmann.

## Liszt's Schriften über Musik.

Wenn R. Wagner, wie H. Raube bei der Aufnahme seiner bekannten autobiographischen Skizze in die „Zeitung für die elegante Welt“ von 1843 sagt, durch den „Pariser Drang“ als Operncomponist auch zum Schriftsteller geworden war, so hat dafür bei Liszt ein ganz anderer Grund vorgelegen: der Trieb für seine Kunst zu wirken, sie möge Namen und Meister haben, welche sie wolle.

„Zerthum und Mißverständniß erschwerten den angestrebten Erfolg,“ so schreibt Wagner von der Weimarer Vorführung des Tannhäuser durch Liszt im Jahre 1849. „Was war zu thun, um das Mangelnde zu ersetzen, nach allen Seiten hin dem Verständnisse aufzuhelfen? Liszt begriff es schnell und that es: er legte dem Publicum seine eigene Anschauung und Empfindung von dem Werke in einer Weise vor, die an überzeugender Beredtheit und hinreißender Wirksamkeit ihres Gleichen noch nicht gehabt!“

Es ist der Artikel im „Journal des Débats“ vom Jahre 1849, der 1851 mit einem zweiten verbunden unter dem Titel „Lohengrin et Tannhäuser de Richard Wagner“ in Leipzig erschien, mit welcher 1852 in deutscher Uebersetzung in Köln herausgegebenen Schrift also Liszt ebenfalls als Schriftsteller auftrat.

Nicht, als wenn nicht schon vorher die ungemeine Lebhaftigkeit seiner Empfindung und Anschauung ihm die Feder in die Hand gedrückt! Vielmehr stand bereits seit 1838 gar mancher Reisebericht von ihm in der „Gazette musicale“, und fast kein bedeutend zu nennender Meister, Berlioz, Gade, Meyerbeer, Rossini, Schubert, Schumann, Moscheles und wie sie heißen mögen, ist von ihm ungeschildert geblieben, so daß in Verbindung mit den größeren Schriften „De la Fondation - Goethe à Weimar“, „F. Chopin“, „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn“ und den zahlreichen Aufsätzen in der „Neuen Zeitschrift für Musik“, wie den größeren über den „Fliegenden Holländer“ (1854) und „Robert Franz“ (1855) Liszt's Schriften gleich denen Wagners eine stattliche Reihe von Bänden bilden, die an Bedeutung keiner irgend eines Kunstschriftstellers nachsteht.

Und wie steht es denn eigentlich jetzt um dieses musikalische Schriftstellertum? Der Dichter Schubart hatte in seiner „Aesthetik der Tonkunst“ 1806 nur erst die Frühlingslaute derjenigen Tonsprache erklingen lassen können, die mit der Entstehung der Oper in unsere Kunst drang. Aber diese italienische Sprache, die derselben zu Grunde lag, besaß doch schon den höchsten Grad der Ausbildung, und das Französische der Gluckschen Opern hatte das „Sprechende“, das die Melodie durch diese Idiome gewann, nur steigern

können: die ganze Instrumentalmusik nahm bald ebenfalls diesen Charakter persönlicher Rede an, es war eben wie in der echten Lyrik sozusagen das Welt-Ich, das hier sprach. Als aber nun gar die deutsche Sprache selbst die Höhe ihrer Schönheit gewann und in die Musik eindrang, da zeigten sich ganz neue Schönheiten auch in unserer Kunst. Vizt schreibt in einem jener Reiseberichte von Wien aus im Jahre 1838, er habe dort mit vieler Freude und oft einer Rührung bis zu Thränen Lieder von Franz Schubert gehört, und fügt bezeichnend hinzu: „Schubert ist der poetischste von allen Musikern, die je existirt haben; die deutsche Sprache trifft bewundernswürdig das Gemüth, und nur von einem Deutschen können die kindliche Reinheit, die schweremüthige Vertiefung, die über Schuberts Compositionen hingegossen sind, ganz verstanden werden.“

Das war es, das Deutsche, die Sprache Goethes und Schillers, war über die Musik gekommen und hatte sie wie mit himmlischem Segen bethaut: sie gab jetzt hundertfältig zurück, was sie vor allem im Choral von Altersher bekommen hatte. Man kennt die fast schwärmerische Verehrung Glucks für Klopstocks Oden und vor allem für die Hermannschlacht. Mozart hatte das „Weilchen“ componirt, und der Hauch solcher Sprache wirkte selbst in der Zauberflöte noch so sehr nach, daß die traurigen Verse Schikaneders oder vielmehr Gieseckes ihre Schadenskraft verloren haben. Beethoven schwor ebenfalls anfangs auch nicht höher als Klopstock, er mochte den hohen Schwung der Intentionen dieses idealischen Dichtergemüths lieben. Als er aber Goethe kennen lernte, wars damit vorbei; „der hat den Klopstock bei mir todt gemacht,“ sagt er selbst. Und was hörte Goethes Freundin Bettina ihn ausrufen? „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch ihren Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt zum Componiren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimniß der Harmonie schon in sich trägt,“ so sagte Beethoven.

In der That, durch die Sprache hatte die Musik sich selbst völlig zur persönlichen Rede geneigt, und was Wunder, daß sie jetzt auch wieder poetisch entzündend auf das Wort wirkte? Ja fortan sind es durchweg die Meister der Musik selbst, die uns Auskunft über dieselbe geben, und wenn schon außer specieller Geschichte und Theorie der Musik die Fachgelehrten, die „Professoren“ den Componisten das eigentliche Künstlerische und Poetische auch zur Darstellung in Worten überlassen mußten, — in der Ausbildung der Sprache nach dieser Seite des Ausdrucks musikalischer Dinge hin sind fast nur diese Tonmeister selbst auch schöpferisch fortbildend gewesen.

Da ist zuerst schon 1809 C. W. von Weber mit seiner berühmten oder vielmehr fast berühmten Kritik über die Eroica. Trotz des eifernden Miß-

verständnis zeigt hier die Darstellung dennoch für mehr Verstand von Beethoven und der Musik überhaupt, als die ganze literarische Kritik von damals hatte, und man weiß, daß dieser Freischützcomponist später viel und sehr gut schrieb, sogar einen Künstlerroman zu dichten begonnen hatte. Ein Jahr später schrieb Bettina ihre „seelenvollen Phantasien über Musik“ auf, die in Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde“ in den Dreißiger Jahren kräftig in die schriftstellernden Musiker einschlugen und förmlich ihre bessere Seele erweckten. Um 1812 standen in Rochlig's Musikzeitung E. Th. A. Hoffmanns Recensionen der Beethovenschen Symphonien, die ihm heute sicherlich den Titel „Wagnerianer“ eingetragen hätten. Und er gab hier nicht blos der Sprache wundervollen Schwung und neuen Charakter, er mußte sie sogar erweitern, denn er schilderte in den „Kreisleriana“ in der bloßen Begriffssprache die Mysterien unserer Kunst, ihr Material, die Tonarten und ihren Charakter. Mochte dabei das Resultat sein, welches es wollte, er mußte die Grenzen der Sprache ausdehnen, ihren Wortschatz bereichern und ihr überhaupt neuen Charakter geben. Und er konnte es, denn er war beides, Musiker und Schriftsteller zugleich und in anderem Maße als jener preußische Capellmeister F. W. Reichardt, der doch auch über Händel, Gluck und Haydn manches Gute geschrieben hat.

Und doch ist hier immer noch mehr Glanz als Gluth, mehr Schwärmerie und sogar Phantastik als die treffende Kraft der Poesie und schwungvoller Phantasie, wie sie schon die echt dichterische Natur Bettinas bekundet hatte, deren Berichte denn auch Goethe selbst so ahnungsvoll an die Macht des Genius der Tonkunst gemahnten. Aber nicht eine bloße dichterische Natur, ein wirklicher „Poet“ wie bei Winkelmanns Darstellung der Plastik gehörte hier zum Treffen des Zieles.

Wir fassen uns kurz: Jean Pauls so tief musikalische Dichternatur entzündete mit der Macht des Gemüths und dem Himmelsbrande wahrer poetischer Intuition und Begeisterung jenen Robert Schumann, der nun zuerst in Deutschland in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik“ die Geister, die in ihrer Kunst auch denkend und betrachtend lebten, um sich sammelte. Wo blieben jetzt diese Theoretiker, ein Th. A. Wendt, in dessen Schriften doch Beethoven schon „Gedanken voll Weisheit“ gefunden? Wo auch Thibaut mit seiner „Reinheit der Tonkunst“, gewiß einem die Schönheit der Musik innig aussprechenden Büchlein, das manches Gemüth noch heute ihrem besseren Können zuführt. Dazu kamen jetzt die Aeußerungen Mozarts über Musik ans Licht, die seine Briefe (2. Auflage. Leipzig 1877) uns heute vollständig enthüllen. Und Beethoven selbst offenbarte seine hohe Anschauung von der Musik eben durch Bettinas Briefe von Goethe, die 1835 erschienen. Des Dichters Heinse Schriften über Musik lebten wieder auf, und von Frank-

reich wehte ein ernster Geist der Kunst in der Erscheinung von Hector Berlioz selbst in bloß schriftstellerischen Productionen herüber. Man sieht, die Musik ist auch hier an kein bestimmtes Idiom gebunden, und man meint fast, ihr Geist und Wesen muß als deren eigentliches Leben in sämtlichen modernen Idiomen wohnen und ihnen so den auszeichnenden Charakter vor den alten Sprachen geben.

Denn auch Liszt — und damit kommen wir zum Abschluß auf unseren spezielleren Gegenstand —, auch Liszt schrieb französisch und nur französisch, und doch können wir sagen, daß er auch unsere deutsche Sprache bereichert, erweitert, verschönert hat. Denn er schrieb aus dem inneren Geist unserer Sprache heraus, weil er aus dem Geiste der Musik schrieb, die vor allem uns angehört!

Er beginnt jenen Bericht der „Gazette musicale“ von 1838 so: „Vor ungefähr fünfzehn Jahren verließ mein Vater sein friedliches Dach, um mit mir in die Welt zu ziehen. Er ließ sich in Frankreich nieder, denn hier, meinte er, sei die geeignetste Sphäre für Entwicklung und Ausbildung meines Genies, wie er in seinem einfältigen Stolz meine musikalischen Anlagen nannte. So habe ich frühzeitig meine Heimath vergessen und Frankreich als mein Vaterland ansehen gelernt.“

Er lohnte diesem seinem neuen Vaterlande nun vor Allem durch Erlernung seiner Sprache, die sicher auch heute kein geborner Franzose mit mehr Sicherheit, Originalität und Schöpferkraft handhabt als er, so daß der Vorwurf von Neologismen und Germanismen, den man ihm wohl gemacht, sich meist nur in einer begreiflichen Beneidung seines so außerordentlichen Styles begründet. Dieser selbst nun ist von einer Kühnheit, Kraft, Feinheit, von einem Reichthum, die wahrhaft überraschend und geradezu berückend sind. Selbst durch die Lügen- oder doch Bettlergestalt der bisherigen Uebersetzungen sagt uns ein „einziger Blick seines blickenden Auges“, daß wir es hier ebenfalls mit einem Siegfried zu thun haben, und einer der Uebersetzer urtheilt mit Recht: „So einzig, unerreicht und erreichbar Liszt in seinem Spiele dasteht, ebenso einzig und ohne Vorbild ist er in seinem Style; beides ist seiner Seele Eigenthum. In beiden fühlen wir dasselbe geniale Sichgehenlassen, das aber selbst im Fluge der höchsten Begeisterung nie dem Schönen verlezend zu nahe tritt.“ Und wenn hier etwas auszusagen wäre, so könnte es nur der Ueberreichtum der Gedanken und die schwelgerische Ueppigkeit der Phantasie sein, die sich niemals in Bildern und Nuancirungen genug thun kann. Das ist aber nur die natürliche Folge des überschwenglichen Reichthums des Gegenstandes, mit dem er da umgeht. Und wenn die Engländer uns Deutschen in den Darstellungen der Musik, namentlich wo es Beethoven gilt, Unklarheit und geheimnißvolle Sprache vorwerfen, so kommt das daher,

daß ihnen denn doch eben diese Musik nach ihrer vollen Art noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Ueber die einzelnen Schriften selbst etwas zu sagen, würde zu weit führen. Es genügt zu constatiren, daß unser Künstler sich an dem Wesen der sämtlichen modernen Sprachen so erzogen, daß er im Stande war, den über ihnen schwebenden, ihnen allen gemeinsamen Geist zu fassen und damit auch den ihm entsprechenden Sinn und Gehalt der Musik auszudrücken, so daß es also in der That nach den historischen Darlegungen, die wir oben gegeben, eine Erweiterung und Fortbildung auch unserer Sprache ist, wenn diese Schriften einmal wirklich und gut deutsch übersetzt werden! Eine solche Uebersetzung besteht, es ist die der Schrift „Robert Franz“; wir kennen den Uebersetzer nicht, würden aber wünschen, daß er es unternähme, uns nun auch einmal Liszt's sämtliche Schriften zu geben. Sie sind mit ganz geringen Ausnahmen vortrefflich.

Das Historische und Theoretische freilich ist die schwächere Seite dieser Schriften, da beides eben der Wissenschaft und Forschung, und nicht der Kunst und Genialität als Eigengebiet angehört. Und doch ist auch in diesen Punkten die letzterwähnte Schrift sehr hervorragend, sie enthält eine Charakterisirung dessen, was wir „Lied“ nennen, die historisch und theoretisch kaum irgendwo besser gegeben ist; wie denn in dieser ganzen Schrift mehr die Ruhe der Betrachtung als der Schwung der Begeisterung herrscht.

Wie sicher und fein aber Liszt anzugeben weiß, wo etwas bisher nicht Dagewesenes hervortritt, und wie fruchtbringend seine Darstellungen deshalb gerade für die Geschichte seiner Kunst sind, dafür geben wir ein kleines Beispiel aus der Schrift über Lohengrin, mit der wir als einer sicheren Probe der ganzen Art dieser Schriften schließen. Es ist bei der Melodie, womit der vom Gral entsandte Ritter seinen wunderbaren Führer, den Schwan, entläßt. „Die Musik besaß noch nicht diesen Typus, welchen Maler und Dichter so oft wiederzugeben versucht,“ sagt hier Liszt, „sie hatte noch nicht dieses reine Empfinden, den heiligen Schmerz ausgedrückt, welcher die Engel und die dem Menschen überlegenen Wesen, die besser sind, als er selbst, ergreift, wenn sie aus dem Himmel verbannt und in unseren Aufenthalt der Trauer entsandt werden, um wohlthätige Sendungen zu erfüllen. Wir sind der Meinung, daß die Musik in dieser Beziehung die anderen Künste nicht mehr zu beneiden hat, denn wir sind überzeugt, daß noch in keiner derselben dieses Gefühl mit einer so hohen, ja himmlischen Vollendung wiedergegeben wurde.“

„Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht,“ heißt es also auch hier, wie bei Windelmann's Prosa von Goethe. Und wie diese Beschreibung der Bilder der plastischen Kunst seit nun bereits hundert

Jahren unsere Sprache um Bildungen bereichert hat, die heute fast in Jedermanns Munde sind, so wird die Darstellung der Schöpfung solcher neuen Seelengestalten, wie sie die Musik gegeben, der Sprache selbst tiefere Seele und neue Flügel zugleich geben, und Vizts Schriften spielen hier auch für die deutsche Sprache um deswillen eine solch besondere Rolle, weil sie eben den universalen Geist moderner Bildung repräsentiren und so selbst den eigentlichen und letzten Geist der Sprache hervorzubilden mithelfen können.

Ludwig Nohl.

## Die preussischen Wahlen.

Es ist schon fast eine Erleichterung im Druck der seit dem Reichstags-schluß herrschenden Stimmung, daß mit der Festsetzung der Termine zu den preussischen Landtagswahlen der ungewissen Erwartung ein Ziel gesteckt wurde. Binnen fünf Wochen werden die Wahlmänner, eine Woche nachher die Abgeordneten gewählt sein, und vor Ablauf von zwei Monaten kann die Präsidienwahl über den Charakter des erneuerten Abgeordnetenhauses Aufschluß geben. Je näher so die zahlenmäßige Entscheidung gerückt ist, desto müßiger wird es, sich in Vorausberechnungen über die Aussichten der Parteien zu ergehen; lassen sich doch auch aus den bisherigen Nachrichten über die Wahlbewegung erst zwei allgemeine Thatsachen übersehen: eine ungewöhnliche Zahl bisheriger Abgeordneter, welche ein neues Mandat ablehnen, und ein ähnliches Gedränge drei- und vierfacher Candidaturen in den einzelnen Wahlkreisen wie bei der letzten Reichstagswahl. Dagegen dürfte es die nachherige unbefangene Schätzung des Ergebnisses erleichtern, wenn man zum Voraus im Ueberblick die allgemeinen Bedingungen vergegenwärtigt, unter welchen das Wahlgeschäft sich zu vollziehen hat.

Das preussische Wahlsystem hat den Ausschlag weit vollständiger in die Hände des Mittelstandes gelegt, als wahrscheinlich seine Urheber sich gedacht haben. Die drei Classen der Wähler, welche die gleiche Zahl von Wahlmännern zu stellen haben, werden nach genauer Drittelung des directen Gesamtsteueraufkommens der einzelnen Gemeinden oder der aus mehreren Zweiggemeinden oder Gutsbezirken zusammengelegten Urwahlbezirke abgetheilt. Von dem Höchstbesteuerten anfangend, werden die Steuersummen der einzelnen Steuerzahler zusammengerechnet, bis das erste, dann das zweite Drittel der Gesamtsumme voll wird, so daß die Abtheilung meist innerhalb eines gleichen Steuerjahres nach dem Alphabet aufhören muß. Man konnte sich vorstellen, auf diese Art annähernd die drei Hauptstufen des socialen Wohlstandes auseinanderzuhalten. Während nun aber die zweite Classe in der That von den breiten Schichten des Mittelstandes eingenommen wird, und in



der dritten Classe, in welcher auch die Nichtbesteuerten mitwählen, die besitzlose Masse noch etwas stärker überwiegt als bei dem allgemeinen gleichen Wahlrecht, trifft es sich doch nur selten, daß die erste Classe von dem eigentlichen Großbesitz, den „Potenten“ beherrscht wird, weil eben die Classengrenze nicht durch einen festen Steuersatz für das ganze Land bestimmt ist, sondern in jeder Gemeinde nach deren besonderen socialen Verhältnissen sich verschiebt. So rücken meistens zur Ausfüllung des ersten Steuerdrittels der wenigen Höchstbesteuerten die obersten Schichten des Mittelstandes, in den größeren Städten namentlich Hausbesitzer und Gewerbtreibende, nach und erlangen das Uebergewicht der Stimmenzahl. Hieraus erklärte sich denn, daß nach den Wahlen der Reactionsperiode, in welcher die Demokratie sich der Wahl enthielt, der Regierungsapparat immer nur einen sehr beschränkten Einfluß hat üben können. Vergebens wurden in der Conflictszeit die Wahlkniffe und Einschüchterungsmittel der Reaction wieder hervorgesucht und fast noch überboten: die Wähler schickten zweimal dieselbe überwältigende Mehrheit gegen die Regierung zurück, und der Umschlag von 1866 vollzog sich nur, weil der ausgebrochene Krieg einen Umschlag in der Stimmung des ländlichen Mittelstandes der östlichen Provinzen herbeigeführt hatte. Desto stärker sind die Handhaben, welche das Wahlgesetz dem Einfluß der Parteiorganisation bietet, und dazu wirken neben der Classeneintheilung wesentlich auch das indirecte Wahlverfahren und die öffentliche Abstimmung. Hat eine Partei mit Geschick ihre Wahlmännercandidaten ausgesucht, so ist es den Gegnern ungleich schwieriger, gegen diese örtlichen Potenzen bei den Wählern aufzukommen, als bei der directen Wahl gegen den persönlich meist wenig bekannten Wahlcandidaten. Die einmal durchgesetzten Wahlmänner aber, schon durch die erhaltene Auszeichnung an die Partei gefesselt, bilden dann wieder für jede folgende Wahlperiode einen festen Stamm von Agitatoren. Die öffentliche Abstimmung aber hält nicht nur die Masse der geringeren Gewerbtreibenden unter der Controle ihrer Auftraggeber: sondern auch der Wähler des Mittelstandes ist ebenso empfänglich für die Einschüchterung der Bevatterschaft, wie empfindlich gegen den Verdacht der Abhängigkeit von oben.

Alle angeführten Umstände sind in den beiden letzten Jahrzehnten ganz vorwiegend der liberalen Partei zu Gute gekommen. In dem städtischen Mittelstande hat sie ja ihren eigentlichen Sitz, es ist in dem bezeichneten Zeitraume nicht vorgekommen, daß eine der Städte, die einen selbständigen Wahlbezirk bilden, conservativ gewählt hätte, und auch in der stärksten ultramontanen Fluth hat die liberale Partei Städte wie Köln und Crefeld, nachdem sie zum Reichstage längst verloren waren, zum Abgeordnetenhause behauptet. Aber auch auf den ländlichen Mittelstand übte die liberale Partei, wo sie nicht von der stärkeren Macht des katholischen Klerus gebeugt wurde,

einen vorherrschenden Einfluß, welcher in den östlichen Provinzen hauptsächlich durch den gemeinschaftlichen Interessengegensatz der Landstädte und des Bauernstandes gegen den Großgrundbesitz genährt wurde, und theils in den Geschäftsleuten, theils in den richterlichen Beamten und Anwälten der ersteren seine immer bereiten Organe hatte. Die agitatorische Ueberlegenheit der letzteren in Rede und Schrift brachte auch in den ländlichen Wahlkreisen Organisationen zu Stande, welchen die Conservativen nie etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hatten. Dank der Gunst all dieser Umstände hat denn auch die liberale Partei während 14 unter 21 Jahren (1858—1866 und wieder 1873—1879) die entschiedene Mehrheit im Abgeordnetenhause besessen, dazwischen liegen sieben Jahre des Gleichgewichts der Parteien, die conservative hat es seit der Reaction der Fünfziger Jahre nicht wieder zu einer herrschenden Mehrheit gebracht, ihre Erfolge bei den Reichstagswahlen waren ihrem Besitzstande im Abgeordnetenhause meist voraus.

Diese Bedingungen der bisherigen liberalen Wahlsiege erscheinen nun aber in der gegenwärtigen Stunde alle mehr oder minder erschüttert. Dem Interessengegensatz zwischen Bauernstand und Großgrundbesitz ist der fruchtbarste Boden entzogen, seit der erstere sich auf Grund der neuen Kreisordnung in gleicher Zahl auf den Kreistagen vertreten findet, und wenn die Annäherung der beiden ländlichen Factoren sich nicht sofort bemerklich machte, so hat sie doch von Jahr zu Jahr Fortschritte gemacht, bis sie heute in der gemeinsamen Errungenschaft der Kornzölle ihre Krönung findet. Während die freihändlerischen Liberalen mit dem Schlagwort der „Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse“ nur etwa in der dritten Classe der städtischen Wähler Gehör finden, entzieht man sich damit nicht nur vollständig das Vertrauen des ländlichen Mittelstandes, auch die Geschäftsleute der Landstädte werden abgestoßen, die recht wohl ihr Gedeihen mit der Kaufkraft der Landleute verwachsen wissen. Auch durch den Mittelstand der größeren Städte aber, abgesehen von den Seeplätzen, hat der wirthschaftliche Streit einen tiefen Riß gezogen; die Geschäftsstockung lastet so schwer, daß mindestens ein sehr großer Theil der Gewerbetreibenden sich an den Zollschutz klammert, wäre er denn wirklich auch nur ein Strohhalme. Aus dem Gesichtspuncte der Wahltaktik geht denn auch die „Provinzial-Correspondenz“ nicht gar fehl, wenn sie immer und immer wieder das Interesse der nationalen Arbeit zum Wahlausruf macht, obwohl der preussische Landtag den Zollfragen wie der wirthschaftlichen Gesetzgebung fernsteht. Endlich, last not least, während von dieser Zerklüftung die liberale Organisation aufs empfindlichste berührt wird, hat sich in den letzten Jahren eine Schule conservativer Agitatoren ausgebildet, die mit immer größerem Erfolge die „liberale Gesetzgebung“ in Stadt und Land zu discreditiren versteht. Merkt doch von der großen Neuorganisation der Justiz und Verwaltung die Bevölkerung zunächst

nur das Unbequeme des Ueberganges, und diese Unsicherheit des Ueberganges ist in der letzteren Beziehung ein sehr fatales chronisches Uebel geworden.

Die Lage ist also unleugbar für die liberale Partei eine sehr ernste geworden, und so stark sich die hauptstädtischen Organe mit allen denkbaren Illusionen in die Brust werfen, in der Provinz macht man sich aus der Ungunst dieser Verhältnisse durchaus kein Hehl. Sollte trotzdem die zu erwartende Einbuße sich geringer herausstellen, als sich mit gutem Grunde befürchten läßt, so wird man dies weniger eigenem Verdienst, sondern den Fehlern beizumessen haben, in welche vorzeitige Siegesgewißheit die Gegner hineintreibt. Wenn es eine Saite giebt, deren Ton fähig ist, wenigstens den gesammten städtischen Mittelstand wieder eng zusammenzuschaaeren, so ist es die, welche Herr von Puttkamer in Göslin angeschlagen hat. Von einem in Wahlangelegenheiten so erfahrenen Manne, der als Regierungspräsident von Gumbinnen die heißesten Wahlkämpfe gegen die lithauische Fortschrittspartei ausgefochten hat, ist es darum doppelt unverständlich, wie er zu einer solchen Unvorsichtigkeit sich hinreißen lassen konnte. x.

### Etwas vom heiligen Thomas von Aquino.

Es ist doch interessant, daß der „Unfehlbare“ gerade den Scholastiker Thomas von Aquino jetzt wieder so herausstreicht und nicht seine eben so frommen Nebenbuhler, wie z. B. den Duns Scotus. Daß er freilich auf die Scholastik zurückgeht, hat fast etwas Bedenkliches vom katholischen Standpunct. Denn die lebende Kirche in ihren letzten Bekenntnissen und in ihren höchsten Organen erfährt ja vom heiligen Geist alle Wahrheit und beurtheilt damit alles, auch die Scholastiker, die sich ja zuweilen widersprochen und dadurch eine kirchliche Auswahl ihrer Lehren nöthig gemacht haben. Aber praktisch hat es um so weniger Bedenken, einen so großen Scholastiker zu empfehlen. Und Thomas ist bei weitem der größte Scholastiker; es ist viel bildender und heilsamer, einen solchen Mann zu studiren, als den heutigen Perrone, den vielbewunderten römischen Dogmatiker, denn dieser ist bloß gelehrt in seiner Art, bei vieler Unwissenheit, aber Thomas ist ein großer Denker in seiner Art, ein originaler Mensch, obwohl alle großen Scholastiker nur den alten Bestand der Schrift und Kirchenväter wissenschaftlich reproduciren wollten. Man kann also die Empfehlung des Thomas für einen Fortschritt halten. Es ist auch die Empfehlung nicht auf die einzelnen Lehren des Thomas zu beziehen; die waren nur wenig anders, als die damals geläufigen Vorstellungen, die meist für uns Curiositäten sind. Wir sind nicht im Stande, an solchen Untersuchungen Geschmack zu finden, die sich auf den Zustand der Paradiesesmenschcn vor dem sogenannten Fall beziehen; die Frage berührt uns kaum, ob ein solcher ungefallener Mensch, wenn er von einem

hohen Thurm fielen, einige Rippen zerbräche oder gar stürbe; die Natur der Engel ist uns auch ziemlich gleichgültig, sowohl ihre Größe, ob ihrer einer oder zwei auf einen Stecknadelknopf gehen, als auch die Gründe ihres angeblichen Falles; wenig kümmert uns die Frage, ob die Taube, in deren Gestalt der heilige Geist erschien, ein wirkliches Thier gewesen ist, oder ob ein verklärter Körper zur selben Zeit, wie ein anderer verklärter Körper, denselben Raum einnehmen könne; billig enthalten wir uns, Untersuchungen über Christi Verdauung anzustellen, und auch anderes der Art übergehen wir mit dem dankbaren Gefühl, daß die Welt etwas weiter gekommen ist. Was der Papst mit seiner Empfehlung im Sinne hat, ist mehr die wissenschaftliche Forschung überhaupt, wie sie so schön systematisch bei Thomas vorliegt. Ist das nun nicht so zu sagen eine gründliche Ueberwindung des echt katholischen Satzes, daß wir (nach Tertullian) nicht forschen dürfen, weil nämlich das Evangelium uns die Forschung ersparen solle. Natürlich bleibt jeder Papst dabei, daß jede Forschung, auch die „freie“ Forschung, gewiß das katholische Kirchenwesen nur stützen könne, gerade wie es die Scholastiker auch meinten. Es ist allerdings anders geworden. Jetzt sagen uns der sogenannte Syllabus und große Kirchenfürsten, daß die freie Forschung nicht so ohne Bedenken sei, daß die Freiheit der katholischen Wissenschaft etwa darin bestehe, an die katholische Glaubenslehre gebunden zu sein, was, wie Karl Hase bemerkt, ein wenig an die Fabel erinnert von dem Hunde, der seine Freiheit eben darin fand, daß er an der Kette lag. Aber man kann es doch psychologisch nur schön finden, wenn zum Philosophiren mit einem Meister im Bunde aufgemuntert wird. Wer die Geschichte der Scholastik kennt, weiß auch, daß gerade die edle Einseitigkeit des Thomas hervorrief die andere Einseitigkeit des Duns Scotus, und daß ganz nothwendig diese Forschung zu einer Auflösung des Kirchenglaubens führte, wenn man sich nicht in die Mystik flüchtete. Wäre es also möglich, durch das erneute Studium des Thomas die heutigen gebildeten Katholiken wieder auf den Standpunct des damaligen Denkens zurück zu versetzen, so würde derselbe Zerreibungsproceß von neuem beginnen. Es ist freilich eine Unmöglichkeit. Wir können heutzutage nicht mehr alles abthun, was wir an methodischen Gewohnheiten des Denkens angenommen haben. Wir können nicht mehr aus aristotelischen Begriffen und überhaupt nicht mehr aus bloßen Begriffen denken; die Naturwissenschaften haben uns ein anderes Gewissen, der Wahrheit und dem Wahrscheinlichen gegenüber, gegeben. Und wo diese Naturwissenschaft auch nicht selbst hindringt, da bewahrt sie uns doch vor solchen Annahmen und solchen Formen des Glaubens, die unser geistiges Leben in ungleiche Stücke zerreißen würden. Wir können also voraussagen, daß, wenn die Mahnung des Papstes, den Thomas zu studiren, Erfolg hat und sich nicht verliert in oberflächliche Studien oberflächlicher Auszüge aus den Folianten des großen Heiligen, dieses Studium den katho-

lischen Geistlichen einen erhöhten geistigen Werth geben wird, einen wissenschaftlicheren Sinn in ihrer Art. Sie werden aber damit den Kreisen der heutigen Bildung nur noch fremdartiger gegenüberstehen, als sie es jetzt thun. Es ist nicht zu vermuthen, daß sie das als einen Uebelstand ansehen werden. Denn indem sie sich ganz nach Thomas der Hoffnung hingeben, daß Gott die Köpfe der Menschen so gut wie die Herzen wieder von der „falschen Weisheit der Welt“ zur alten Weisheit des Evangeliums zurückführen werde, herrschen sie unterdeß über die Seelen der Einfältigen mit einer Sicherheit, um die alle Polizei und alle Verwaltungen sie beneiden könnten.

### Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Andrassy's Rücktritt. Das neue Ministerium und die Tschechen. — Kurz nach Beseitigung des Ministeriums Hohenwart wurde Graf Beust durch Andrassy ersetzt. Wenn nun der letztere in seiner Eigenschaft als Minister des Aeußern wieder das damals aus Ruher gekommene cisleithanische Ministerium, welches zuerst Auersperg und zuletzt Stremayr hieß, nur um einige Tage überlebt, so sollte das nichts Auffallendes an sich haben. Aber so wenig Beust in Folge des Wechsels in der inneren Politik gefallen ist, so wenig scheint der Sturz Andrassy's mit der Bildung des Ministeriums Taaffe in Zusammenhang zu stehen. Plötzlich, unerwartet fand sich, wie einst der jetzige Botschafter in Paris, sein Nachfolger bewogen, seine Entlassung zu erbitten, in seiner Umgebung scheint man keine Ahnung davon gehabt zu haben; und schon dieser Umstand macht es einigermaßen wahrscheinlich, daß persönliche Verhältnisse diese Wendung hervorgerufen haben. Ob dem so ist oder wie sonst, das wird wohl erst eine spätere Zeit klarstellen. Die Zeitungen wissen es natürlich schon ganz genau, manche haben auch ihre Nachrichten unverkennbar von „guter Hand“, aber durch sie erfährt man eben nur, was die guten Hände in die Oeffentlichkeit zu bringen wünschen. Ebenso natürlich ist, daß dem abtretenden Staatsmanne mehr Steine als Kränze nachgeworfen werden. In dem Chorus der Schmähenden lassen sich drei Hauptstimmen unterscheiden. Zuerst die politischen Kinder, welche durch ihr Gebahren wohl an andere Unmündige erinnern, die jubiliren und in die Hände klatschen, wenn ein Erwachsener stolpert und fällt; aber hier mischt sich in die Spottlust und Schadenfreude noch Gesinnungstüchtigkeit: ein Minister ist unter allen Umständen ein schlechter Mensch, sein Fall ein Triumph der guten Sache, welcher nur durch den Gedanken verbittert wird, daß ihm wieder ein Minister folgen wird. Dann kommen die Gegner der Politik, welche Andrassy in den letzten Jahren verfolgt hat, und auch deren Freude ist nicht rein, denn keine Zeichen deuten darauf, daß eine andere Route eingeschlagen werden solle. Endlich macht

sich die Rancune persönlicher, erbitterter Feinde sehr bemerkbar. Diese Stimmen sind die interessantesten. Sie ertönen nicht jetzt zum erstenmal. Seitdem Graf Andrassy sich seinen Sectionschef Freiherrn von Hofmann durch Beförderung desselben zum Reichsfinanzminister vom Halse geschafft hat, dauert der Kampf der Trabanten der beiden Herren fast ununterbrochen fort. Die Einen erzählen, Andrassy habe Herrn von Hofmann gerathen, „doch lieber ganz zum Theater zu gehen“, für das er sich ja ausschließlich interessire; die Anderen versicherten, daß einzig und allein Herr von Hofmann den Minister vor den ärgsten Fehlern und Vörfissen gehütet habe, daß mit dem Ersteren Geschäftskennntniß, Fleiß, Gedächtniß, Tact aus dem auswärtigen Amte gewichen seien. Jetzt darf man sich rühmen: Haben wir es nicht stets gesagt? Aber gerade diese Feinde verrathen noch die größte Unruhe. Trotzdem sie behaupten, Andrassy habe ganz entschieden die Gunst seines Monarchen verschertzt, scheinen sie das selbst nicht zu glauben, vielmehr zu fürchten, daß der Graf sein eigener Nachfolger werden könne, und deshalb arbeiten sie mit Aufgebot aller Kräfte und aller Mittel. Nicht nur wird er den Deutschen denuncirt als Protector des magyarischen und grundsätzlicher Feind des deutschen Elements, neuestens schildern sie ihn gar als eine Art Wallenstein, oder schlimmer, als einen Pipin, welcher die kaiserliche Macht an sich reißen wolle. Und die loyale Indignation über solche Pläne nimmt sich besonders gut im Munde von Journalen aus, welche sich sonst gern auf die Radicalen hinausspielen.

Genug, für den Augenblick steht wohl nur das Was fest, das Wie, Warum, Was weiter liegen im Dunkel. In demselben Athem sagt man uns, Novibazar sei der Stein des Anstoßes, aber die Expedition dahin werde doch stattfinden, und ebenso widersprechen sich die Anwälte des Grafen Andrassy, indem sie versichern, er gehe freiwillig, weil er regierungsmüde sei, und wieder durchblicken lassen, die Krise könne mit einer Befestigung seiner Stellung endigen. Ohne irgendwie für besser informirt gelten zu wollen, möchten wir nur die Möglichkeit berühren, daß der Modus der Occupation, nicht diese selbst, verstimmt haben kann, und daß der Leiter der auswärtigen Politik bei der unerfreulichen Entwicklung der Dinge auch für Verhältnisse verantwortlich gemacht werde, die er nicht ändern konnte, sowie im anderen Falle günstige Constellationen zu seinen Verdiensten würden gerechnet werden. Die Convention bringt, wie vorauszusehen war, Verlegenheiten in Menge, vor allem befestigt sie in den Gemüthern der Bosniaken die Ueberzeugung, daß die fremden Eindringlinge vom Großherren nur geduldet, eines schönen Tages aber hinausgetrieben werden. Es bedarf also nur eines Funken, um sofort wieder einen allgemeinen Brand zu entzünden. Noch immer sollen die österreichischen Militärbehörden auf geheime Waffenmagazine kommen, und sie schließen daraus, daß deren noch unzählige über

das ganze Land verbreitet seien, und es wird ein sehr bedeutender Kraftaufwand vonnöthen sein, die Stellung in Friedenszeiten zu behaupten, geschweige bei Eintritt irgendeiner neuen Verwickelung im Orient. Dazu verstummen die Nachrichten nicht, welche Italien eines sehr verdächtigen Spiels in Albanien beschuldigen. Ausgeessen werden muß die Suppe, allein es wäre denkbar, daß man den Löffel in einer zuverlässigeren Hand zu sehen wünschte, so etwa, wie Graf Rechberg, als die schleswigholsteinische Angelegenheit schwierig wurde, dem Grafen Mensdorff den Platz räumen mußte. Auch der ziemlich gesuchten Erklärung begegnet man, der Minister sehe voraus, daß mit dem Marsche nach Novibazar diese Expedition nicht ihr Ende erreichen, man vielmehr, halb freiwillig, halb gezwungen, bis ans Meer werde vorrücken müssen; und das auszuführen, wolle er einem Anderen überlassen, weil er den Delegationen gegenüber sein Wort verpfändet habe, sich in keine weiteren Abenteuer einzulassen. Allen Respect vor der Gewissenhaftigkeit des Grafen Andrassy, aber es wäre doch seltsam von einem Staatsmanne, wenn er sich durch dergleichen Erklärungen abhalten lassen wollte, zu thun, was im Laufe der Begebenheiten nothwendig wird, ebenso seltsam, wie das Verlangen der Deputirten nach dergleichen Erklärungen.

Wenn in der orientalischen Politik Oesterreichs keine Schwentung beabsichtigt wird, so ist damit überhaupt einem Wechsel in den Beziehungen zu den Mächten vorgebeugt. Und in der That deuten der Besuch des Kaisers in Gastein und der des Erzherzogs Albrecht am rumänischen Hofe darauf, daß man sich bewußt ist, den herzlichen Haß Rußlands neuerdings auf sich geladen zu haben und deshalb um so enger mit denen zusammenrückt, welche in gleicher Verdammniß sind.

Wüßten wir nur eben so viel über die Ziele der inneren Politik. Das Ministerium Taaffe war nach langen Ankündigungen eines Morgens überraschend da. Der Präsident und die Mitglieder hatten gegen die seit langem eingerissene Gewohnheit verabsäumt, in den Redaktionsbureaus gehorsamst anzufragen, ob und wann sie ins Amt treten dürften, das Amtsgeheimniß war völlig gewahrt worden, und das allein verbürgte den Herren einen schlechten Empfang. Aber die Gesellschaft sieht in der That merkwürdig aus. Keine Parteiregierung, eine Coalition aller Parteien, welche sich nicht ausschließlich in der Negation bewegen — so hatte die vorher ausgegebene Parole gelautet. Nun sind in dem Cabinet vertreten die Polen durch den bisherigen Minister Ziemiakowski, die mährischen Tschechen, welche immer maßvoller aufgetreten sind als die böhmischen, auch mit geringer Unterbrechung an der parlamentarischen Arbeit theilgenommen haben, durch Dr. Braschal aus Brünn, die Partei des „Vaterlandes“ oder Rechtspartei durch den Grafen Falkenhayn, die Gruppe der zur Verfassungspartei haltenden, aber entschieden konservativen Großgrundbesitzer durch den Freiherrn Korb-Weidenheim, und hiernach blieben

für den rechten Flügel und das Centrum der Verfassungspartei (Club der Linken und Neue Fortschrittspartei im Abgeordnetenhaus) nur die drei Mitglieder des neuen Cabinets, welche nebst Ziemiałkowski aus dem alten herübergekommen sind: Graf Taaffe, Herr von Stremayr, jetzt Justizminister und interimistischer Leiter des Cultus- und Unterrichtsdepartements, und Landesvertheidigungsminister von Horst. Aber von diesen dreien hat sich eben die liberale Partei losgesagt oder sie behauptet, daß jene sich von der Partei losgesagt haben, was auf dasselbe hinauskommt. Allerdings sind noch zwei wichtige Portefeuilles zu vergeben, Finanzen und Unterricht, und man giebt zu verstehen, daß dieselben für Abgeordnete der Linken aufbewahrt werden. Doch ob nun, wie die Opposition sagt, die Auserwählten dem Grafen Taaffe einen Korb gegeben haben, oder ob die Wahl erst nach Zusammentritt des neuen Reichsraths und mit Rücksicht auf dessen Haltung erfolgen sollte, wie die Officiösen meinen: jetzt neigt der Schwerpunkt nach rechts, und den Liberalen wird der nachträgliche Eintritt dadurch sehr erschwert. Hätte Plener die Finanzen und Süß den Unterricht übernommen — denn diese beiden werden als die Candidaten genannt —, so würden sie dafür von der Presse mißhandelt worden sein, allein ihre Anwesenheit hätte dem Ministerium doch den Stempel der Coalition gegeben. Beziehungen bestehen zwischen Taaffe und einem Theil der Verfassungspartei unverkennbar; man ist nicht überall abgeneigt, die neue Regierung zu unterstützen und die Absicht, die Dictatur des Herrn Herbst zu brechen, wird offen kundgegeben. Auch lassen sich die äußersten Schwarzen angelegen sein, dem Ministerium Credit zu verschaffen, indem sie dasselbe in dem bekannten feinen Ton der Caplanspresse anfeinden. Dafür aber benehmen sich die tschechischen Freunde so ungeberdig, treten mit so übermüthigen Forderungen auf, daß sie es den Deutschen bald unmöglich machen werden, die Regierung zu unterstützen. Der Prager Journalist Krejchowsky, ein Mann von nichts weniger als angenehmem Ruf, ist fast der Einzige, welcher die Lage kaltblütig auffaßt. Seine Haltung mag durch Feindschaft gegen die Führer der Altschechen, welche ihn ausgestoßen haben, bestimmt werden, aber was er spricht, ist vernünftig. So lange die Krisis währt, ist er nicht müde geworden, seine Landsleute zu ermahnen, sie möchten die Situation, die sich so über alles Erwarten günstig gestaltet hat, ausnützen, aber nicht verderben. Doch predigt er in den Wind. Die Prager Heißsporne sind jetzt bereits eifersüchtig auf ihre mährischen Stammesgenossen, die einen der Ihrigen auf der Ministerbank sehen. Zur Herstellung des Gleichgewichts müssen dort wenigstens zwei Böhmen Plätze erhalten; die Parität an der Prager Universität genügt nicht mehr, es muß wenigstens noch eine rein tschechische Hochschule gegründet werden u. s. w. Auch die Polen entdecken, daß sie bisher in der Colonisirung Galiziens nicht genügend freie Hand gehabt haben, es muß ihnen gestattet werden, durch die Schule das deutsche und



das ruthenische Element mit Stumpf und Stil auszurotten. Selbstverständlich wollen die Clowns in der Nationalitätencomödie, die „Windischen“ in Krain, Steiermark etc. nicht zurückbleiben. Kurzum, der Hexensabbath ist schon wieder in vollem Gange und das Ende läßt sich mit einiger Sicherheit voraussagen. Die Deutschen werden, in ihrer Existenz bedroht, wieder alle verführlichen Gedanken bei Seite werfen, die Magyaren, besorgt um die Erhaltung des Dualismus, ihren mächtigen Einfluß geltend machen, und das Ministerium Taaffe wird, wenn es nicht eben so viel Energie gegen die Anhänger wie gegen die Widersacher entwickelt, den Weg seiner Vorgänger, der nach Belcredi, Potocki, Hohenwart benannten Regierungen gehen. Aber es wird gut sein, die Genesis dieses jüngsten Experimentes im Gedächtniß zu behalten. Ein großer Theil der slavischen Bevölkerung Böhmens war der Passivität überdrüssig, die Jungtschechen und die kleine Mittelpartei des Dr. Klaudy waren bereit in den Reichsrath zu gehen: da, im ungeschicktesten Moment, verfiel Herbst auf den Gedanken, dort Bundesgenossen gegen das Ministerium Auersperg zu werben, und damit war die Partie verspielt. Den Tschechen schwoll der Kamm und Graf Taaffe suchte und fand die Bundesgenossen — auf dem anderen Flügel des tschechischen Heerbanns!

### L i t e r a t u r .

L'église et l'état. Dialogue entre un partisan de l'union et un séparatiste. Par Ernest Stroehlin, docteur en théologie et député au Grand Conseil. Genève, Ch. Schuchardt. 1879. — Veranlaßt ist diese Abhandlung durch die Schritte, die der Große Rath von Genf im Sinne der Trennung von Kirche und Staat gethan hat, sie ist aber mehr als eine Gelegenheitschrift und entwickelt gestützt auf eine umfassende Kenntniß der Kirchengeschichte alter und neuer Zeit, in treffender Weise die Gründe, welche gegen die von radicaler und orthodoxer Seite verlangte Trennung sprechen. Die dialogische Form läßt beide Theile zum Wort kommen, einen Vertreter der Trennung und deren Gegner. Dort spricht ein Mann der Rechten, ein überzeugter positiv Gläubiger, hier ein Mann der gemäßigten Linken, der sich vorzugsweise an die Geschichte hält und auf deren Erfahrungen sich beruft. Dort der romanische Doctrinarismus, hier die deutsche Wissenschaft. Man kann die Gründe, die gegen das Princip der Trennung ins Feld geführt werden, kurz so zusammenfassen. Einmal nach der katholischen Seite: ein wahrer Staatsmann muß die Idee der völligen Trennung von Staat und Kirche aus dem Grunde zurückweisen, weil sie ihn der Controle eines der wichtigsten Gebiete des gesellschaftlichen Organismus beraubt. Und nach der protestantischen Seite: die Trennung wäre ein Unglück, weil sie die theologische Wissenschaft ihrer Freiheit beraubt und unter die Herrschaft der Parteien stellt. Vom Altkatholicismus hält der Verfasser freilich größere Stücke, als derselbe zu rechtfertigen im Stande gewesen ist. Im Ganzen aber verdient der zuversichtliche Idealismus, der aus seinen Ausführungen spricht, um so mehr Anerkennung, je mehr die freie Theologie neuerdings wieder auf die Hoffnung besserer Tage angewiesen ist.

L.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-handlung.

Ausgegeben: 28. August 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Der Culturkampf in Oesterreich.

Bei einer Festtafel erhob jüngst der Wiener Erzbischof das Glas und trank auf das Wohl der Regierung, welche durch ihre Weisheit dem Kaiserreich das häßliche Schauspiel des inneren Culturkampfes erspart habe. Zahlreiche Blätter wiederholten beifällig diese Variation des biblischen: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Leute! mit einem mitleidigen Seitenblicke auf das arme Deutschland, das sich Jahre lang mit Jesuiten und Ultramontanen herumgezankt, um schließlich doch zu einem faulen Frieden gezwungen zu werden. Der hochwürdige Erzbischof hatte offenbar seine Brille verlegt, als er den Trinkspruch ausbrachte; sonst würde ihm der Culturkampf, der in Oesterreich herrscht, unmöglich entgangen sein. Gerade in den Tagen, als der Kirchenfürst den Geisterfrieden in Oesterreich pries, entbrannte er aufs neue und mit besonderer Heftigkeit. Er wird allerdings nicht zwischen dem Staate und der katholischen Kirche geführt. Warum sollte auch die letztere in Oesterreich zu den Waffen greifen? Der Kern ihrer Macht wurde bisher in keiner Weise angetastet, nur um den äußeren politischen Anstand zu wahren das eine oder andere Zugeständniß von der Regierung und dem Parlamente ihr abgefordert, das kirchliche Einkommen z. B. in der Steuer etwas stärker angezogen. Der katholischen Kirche stehen im Volke nicht Andersgläubige, sondern nur Indifferenten gegenüber, welche nur den einen Wunsch besitzen, nicht allzusehr von der kirchlichen Vormundschaft belästigt zu werden. Im Vollbewußtsein ihrer ererbten, unbestrittenen Macht duldet die Kirche die lauen Anhänger, welche unschädlich sind, so lange sie sich nicht offen gegen die wichtigsten Kirchensitten auflehnen. Sie hat sich in Oesterreich ein gewisses vornehmes, aristokratisches Wesen bewahrt, welches ihr gestattet, über kleine Abweichungen von ihrem Willen wegzusehen, vorausgesetzt, daß dieser im Wesentlichen befolgt wird. Und dieses ist bis jetzt geschehen. Mit der Kirche lebt also der österreichische Staat und das österreichische Volk in Frieden. Trotzdem besteht der Culturkampf, und er gilt sogar dem gleichen Gegenstande wie in Deutschland, nämlich der Schule. In Deutschland, vornehmlich in Preußen weigert sich der Staat, die Schule einer kirchlichen Partei un-

dingt auszuliefern, in Oesterreich wird der Anspruch erhoben, die Schule einer nationalen Partei zu überantworten. In Böhmen hat sich der Streit am schärfsten zugespitzt, in dem Rufe nach Aufhebung des Landescurathes, nach Errichtung einer tschechischen Universität den deutlichsten Ausdruck gefunden. Hier offenbart sich auch in den Parteirichtungen die größte Verwandtschaft mit deutschen Verhältnissen. Der Centrumspartei im deutschen Reichstage entspricht in der überraschendsten Weise und vollständig die tschechische Partei, welche in dem österreichischen Culturkampfe die Hauptrolle spielt. Auch sie unterwirft die Mitglieder der Partei einer tyrannischen Disciplin und treibt die Rücksichtslosigkeit gegen alle anderen Interessen bis zur äußersten Härte. Es sind Fälle vorgekommen, daß selbst den heiligsten Familienempfindungen Gewalt angethan werden mußte, damit nur der Partei kein Nachtheil erwachse. Gemeinsam ist beiden Parteien der unüberwindliche Haß gegen die bestehende Verfassung. Dort werden die unantastbaren heiligen Rechte der Kirche, hier das mythische tschechische Staatsrecht gegen dieselbe zu Felde geführt. Gemeinsam ist ihnen endlich die Dehnbarkeit der politischen Grundsätze, welche ihnen gestattet, je nach Bedürfniß bald die liberale, bald die conservative Fahne aufzupflanzen, von der Opposition zur Unterstützung der Regierung und umgekehrt hin und her zu wandeln. Weder das Centrum noch den Prager Tschechenclub kann man eigentlich zu den politischen Parteien rechnen. Es handelt sich bei denselben durchaus nicht in erster Linie um die Gewinnung politischer Rechte, sondern vielmehr um die Achtung der gegenwärtig herrschenden und den allgemeinen Reichsinteressen dienstbaren Bildung, um ihren Ersatz durch eine Cultur, welche ausschließlich dort der katholischen Kirche, hier der besonderen Nationalität nutzbar gemacht werden soll. Daher führen zwar die beiden Parteien die Gleichberechtigung im Munde, in Wahrheit steuern sie aber auf die Alleinherrschaft los. Es zeigt sich dieses bei der tschechischen Partei in der Weise, wie sie die Universitätsfrage, in welcher der ganze Streit gipfelt, gelöst wissen will. Nichts lag näher, als das Verlangen nach einer tschechischen Universität auf gleiche Art zu befriedigen wie die Forderung eines tschechischen Polytechnikums bereits erfüllt worden ist, durch die Gründung einer neuen Anstalt neben der bestehenden. Viel Geld würde freilich eine Doppeluniversität dem Lande kosten. Hat man aber das Geld für ein Doppeltheater, für ein doppeltes Polytechnikum, für eine ganze Reihe doppelter Mittelschulen gefunden, so wird man dasselbe auch für eine Doppeluniversität bereit halten. Mit einer neuen tschechischen Universität ist aber der Partei nicht gedient. Es soll vielmehr die alte Universität ihres traditionellen Charakters entkleidet und entweder unmittelbar oder auf Umwegen in eine tschechische Institution umgewandelt werden. Deutschenhaß, die Hauptnahrung der tschechischen Agitatoren, ist dabei gewiß im Spiele. Wenn

aber die Prager Universität keine deutsche, sondern eine französische, italienische wäre, die Unterrichtssprache nicht überwiegend deutsch, sondern englisch oder selbst lateinisch: ihre Vernichtung würde dennoch gefordert werden. Denn die tschechische Partei wird von dem Instincte geleitet, daß neben der Herrschaft einer europäischen Cultursprache der Anspruch auf eine selbständige nationaltschechische Bildung nicht Stich hält. Eine einfache Rechnung, deren Richtigkeit durch die Erfahrung wiederholt bestätigt wurde, leitet sie dabei. Wird einem Gliede des tschechischen Volksstammes die Gelegenheit zu einem größeren und weiteren Wirkungskreise geboten, so wird er nach einem festen Naturgesetze diesen auffuchen, auch wenn seine Nationalität darunter Schaden litte. In der Kunst, in der Wissenschaft, in den höchsten Bildungskreisen überhaupt wirkt nur nachhaltig und erwirbt dauernden Ruhm, wer sich an eines der großen Culturvölker unmittelbar wendet. Daß die Tschechen nicht zu diesen gehören, haben sie allen Grund zu beklagen, aber ändern können sie die leidige Thatsache nicht, und auch nicht die Folge derselben, daß sich Angehörige ihres Stammes zum Uebertritt in den Sprachkreis der großen Culturvölker bisher verleiten ließen. Bleibt dieser Sprachkreis den Tschechen zugänglich, so wird es nicht ausbleiben, daß gerade die talentvollsten und ehrgeizigsten unter denselben sich nicht begnügen werden, nur im kleinsten Kreise der Angehörigen bewundert zu werden. Wie schon jetzt manchem tschechischen Sänger und Schauspieler die nationale Schaubühne zu enge erscheint, so wird auch tschechischen Gelehrten es häufig erspriesslicher dünken, sich einen weiteren Wirkungskreis, als ihnen die engste Heimath gewährt, zu wählen. Wer z. B. über die Reception des römischen oder kanonischen Rechtes in Böhmen vernünftige Gedanken besitzt, findet es in seinem Interesse, dieselben in einer Sprache kund zu geben, in welcher zahlreiche Fachgenossen arbeiten; wer über Kaiser Ferdinand oder Rudolf, oder über den dreißigjährigen Krieg gründlich geforscht, hegt den natürlichen Wunsch, daß die Resultate seines Strebens nicht verborgen bleiben, und legt sie daher in einer Sprache nieder, welche europäische Bedeutung besitzt. Dieser Uebergang aus der engen nationalen Welt in die weite europäische Culturwelt, mit dem Abfall von jener gleichbedeutend, soll von nun an verhindert werden. Am wirksamsten geschieht es, wenn die Möglichkeit, in einer fremden Culturwelt sich heimisch zu fühlen, den Eingeborenen entzogen wird. Schon jetzt treten jährlich aus böhmischen Gymnasien mehr als hundert Schüler aus, welche nur der tschechischen Sprache vollkommen mächtig sind. Wollten sie sich an der Universität wissenschaftlich ausbilden, so mußten sie es mit Hülfe deutscher Vorlesungen und deutscher Fachwerke thun. Das soll fortan aufhören. Auch an der Universität, fordert man, darf die Alleinkenntniß der tschechischen Sprache kein Hinderniß für die Studien sein. Alle Fächer müssen durch tschechische Lehrer vertreten

werden. Dagegen ist gar nichts einzuwenden, und wenn die Mittel und die Kraft vorhanden sind, möge das Experiment einer tschechischen Universität in Gottes Namen versucht werden. Nur ist, so lange eine zweite Universität, welche sich an eine fremde, große Culturwelt anlehnt, neben der tschechischen besteht, ein dauernder Erfolg kaum zu hoffen. Immer bleibt die Gefahr der Entfremdung, des Uebertrittes in die fremde Culturwelt. Ihr wird am besten durch die Isolirung des Tschechentums vorgebeugt. Nicht neben der deutschen, sondern an Stelle der deutschen Universität soll die tschechische Hochschule sich erheben. Vom tschechischen nationalen Standpunkte erscheint diese Forderung ganz erklärlich. Nur kommt bei der Universitätsfrage außer dem nationalen Interesse auch jenes des Staates und der Wissenschaft in Betracht.

Kann der österreichische Großstaat ohne Schädigung seiner Wohlfahrt dem Emporsteigen einer neuen Culturinsel auf seinem Gebiete ruhig zusehen? Darf er zugeben, daß für den höheren Staatsdienst, für die Vertretung der Culturaufgaben, auf die er nimmermehr verzichten kann, die Zahl der Befähigten so namhaft vermindert werde? Wie Oesterreich verfassungsmäßig nun einmal eingerichtet ist, kann es eines allgemeinen Sprach- und Culturmediums nicht entbehren, sich nicht von seinen nächsten Sprach- und Culturnachbarn hermetisch abschließen. Daß diese Nachbarn zufällig Deutsche sind, daß nur die deutsche Sprache und Cultur die gegenwärtig mögliche Vermittelung zwischen den verschiedenen Stämmen abgiebt, mag den Tschechen unangenehm sein. Wir sind aber an der geographischen Lage Oesterreichs und Böhmens unschuldig und müßten dieselben Bedenken äußern, wenn an der Stelle der Deutschen ein anderes großes Culturvolk stände.

Durch den staatlichen Dualismus ist bereits die Summe der für den Reichsdienst verfügbaren Kräfte namhaft verringert worden. Sperren sich auch noch in der nicht ungarischen Reichshälfte die Provinzen durch die Bildung von einander ab, so verliert der Mittelpunkt des Reichs und das Reich selbst jede engere Berührung mit denselben. Es wird die Reichseinheit gefährdet, die Gemeinsamkeit der Interessen und Aufgaben gelockert. Denkt man sich eine gedeihliche Entwicklung der gesetzgebenden Gewalt, der parlamentarischen Thätigkeit, ein wirksames Eingreifen in das Culturleben, wie es kein Großstaat von sich abweisen kann, möglich, wenn die Grundlagen der Cultur in jeder Provinz verschieden sind, wohl gar feindlich sich zu einander verhalten? Galizien hängt nur noch durch äußere Fäden mit Oesterreich zusammen, führt ein vollständiges Sonderleben. Dasselbe streben die Tschechen an; die Slowenen warten nur auf das Gelingen der tschechischen Partecipolitik, um die gleichen Ansprüche zu erheben und die Aera einer slowenischen Culturwelt durch ein selbständiges Schulwesen einzuleiten. Kann man dann noch von einer österreichischen Culturmission reden? Diese wird zwar viel-

fach abgeleugnet. Aber selbst wenn der Großstaat seine Rechte und seine Interessen aus dem Auge ließe und es gestattete, daß die höchsten Bildungskreise den gemeinsamen Boden und die Gleichartigkeit der Wurzeln und Ziele verlören, so müßte noch immer vom rein wissenschaftlichen Standpunct gegen die Umwandlung der alten Prager Universität in eine tschechische gewarnt werden. Nicht, weil jene einen deutschen Charakter besitzt und wir uns gegen die Streichung einer deutschen Universität sperren. Wir hegen zwar für die geistige Begabung unserer Stammgenossen in Böhmen alle Achtung; es ist aber nicht die Einbuße, welche die deutsche Cultur durch die Aufhebung der alten Prager Universität erleiden würde, der Grund unserer Bedenken. Wenn die stammverwandte vlämische Bevölkerung in Belgien eine rein vlämische Universität gründen wollte, fände sie bei uns gleichfalls keine Zustimmung. Fachschulen, welche begrenzten praktischen Zwecken dienen, Dressuranstalten für untergeordnete Diener der Kirche und des Staates, können überall eingerichtet werden, stiften Nutzen und erweisen sich erfolgreich, auch wo sie sich nicht auf eine reiche literarische Cultur stützen. Universitäten aber in dem hergebrachten und einzig berechtigten Sinne, als Pfleger der Wissenschaft gedacht und zur harmonischen und umfassenden wissenschaftlichen Ausbildung der Staats- und Kirchendiener bestimmt, bestehen und gedeihen nur, wenn ihnen eine reiche und mannichfache Literatur, welche auch von Nichtlehrern getragen wird, zur Seite geht. Lehrbücher und Compendien lassen sich für jedes Fach zusammenschreiben, und wenn es Noth thut auch für jedes Fach ein Professor aufstreiben. Ältere Oesterreicher werden sich aus den Zeiten des Leo Thun'schen Regiments noch wohl erinnern, wie rasch, freilich auch wie schlecht solche Dinge zu Stande kommen. Der Wetteifer, die lebendige ununterbrochene literarische Bewegung, der stetige geistige Kampf sind für eine Universität unentbehrlich. Sie muß die Blüthe der geistigen Kräfte eines Volkes darstellen, sie darf nicht alle geistigen Kräfte desselben ausschließlich in Anspruch nehmen. Das wäre aber bei der tschechischen Universität der Fall. Besteht sie neben der deutschen, so trifft der Schaden nur den einzelnen Stamm. Setzt sie sich an die Stelle der letzteren, so wird der ganze Staat und das ganze wissenschaftliche Leben in Oesterreich dadurch gefährlich bedroht. Man begreift, daß es den Tschechen schmerzliche Empfindungen erregen muß, wenn ihnen ein Lieblingswunsch vorenthalten wird. Sie sollten sich aber zu Gemüthe führen, daß sie kein schlechteres Schicksal erdulden, als so manche andere brave Völker. Selbst die Bewohner des einsprachigen Holland haben sich in ihr Geschick gefunden. Sie schreiben ihre wissenschaftlichen Werke größtentheils in französischer Sprache und borgen gar manche Universitätskräfte von Deutschland. Sie halten sich dadurch nicht für schlechter als ihre

Nachbarn. Sie wissen aber, daß sich die Concurrnz mit Weltliteraturen nicht erzwingen, nicht künstlich züchten läßt.

Was bisher eine lediglich akademische Frage war, hat durch den letzten Ministerwechsel eine unmittelbar praktische Bedeutung empfangen. Es gilt, das ganze böhmische Schulwesen dem Wirkungskreise des österreichischen Unterrichtsministers zu entziehen und einem Provinzialminister, der aber auf die Wünsche der tschechischen Partei allein hört, zu unterordnen: wird der Plan verwirklicht, so hat der österreichische Gesamtstaat den schwersten Schlag erlitten, der sich überhaupt noch denken läßt. Der Staat, der über die Schule einer seiner größten Provinzen nicht mehr frei verfügt, führt nur noch ein Scheindasein. Wird der Minister Stremayr seine glänzende politische Laufbahn damit beschließen, daß er die Abdankung Oesterreichs als eines großen Culturstaates unterschreibt, in die Zerbröckelung der Verfassung, die natürliche Folge dieser jede Provinz von der anderen isolirenden Tendenzen, willigt, den Einfluß des Kaiserstaates auf das geistige Leben Europas vernichtet?

A. Springer.

### Blüchers Briefwechsel mit Rutscher.

Christoph Friedrich Rutscher wurde am 29. October 1761 zu Stolp in Hinterpommern geboren. Nachdem er die dortige Stadtschule besucht hatte, ging er Michaelis 1778 auf das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und bezog 1781 die Universität zu Halle, 1783 die zu Frankfurt a/D. 1785 trat er als Auscultator bei der Regierung in Marienwerder (dem Obergerichte von Westpreußen) ein, und ward 1787 als Referendarius an die für den Dirschauer Kreis bestellte Kreisjustizcommission nach Stolzenberg bei Danzig versetzt. Zwei Jahre später ward er zum Justizcommissarius bei dem Hofgerichte zu Cöslin ernannt und ihm seine Vaterstadt zum Wohnsitz angewiesen. Hier verheirathete er sich bald nachher mit der Tochter des Bürgermeisters Specht. 1792 trat er als Regierungsquartiermeister in das Goly'sche (später Blücher'sche) Husarenregiment und machte in dieser Stellung die Rheinfeldzüge mit. 1800 lehrte er in seine Vaterstadt zurück und nahm dann seinen Abschied. Da er sich das volle Vertrauen Blüchers erworben hatte, so übertrug dieser ihm die Aufsicht über seinen Grundbesitz und die Abwicklung wichtiger Geschäfte, zu denen namentlich der Güterverkauf gehörte. 1801 übernahm Rutscher das ausgedehnte Domänenamt Stolp in Generalpacht und erhielt 1805 den Titel als Amtsrath. 1822 überließ er die Pachtung seinem zweiten Sohne und siedelte auf das Gut Ripnow über, welches er von Blücher gekauft hatte. Er starb 1836. Das Gut übernahm

sein noch lebender dritter Sohn. Derselbe hat sich in zuvorkommendster Weise der großen Mühe unterzogen, dem Herausgeber eine genaue Abschrift sämtlicher Briefe Blüchers zur Verfügung zu stellen und dadurch alle Verehrer des Feldmarschalls zu herzlichem Danke verpflichtet. Der Briefwechsel beginnt mit der Uebersendung einer Vollmacht zum Verkaufe von Grumkow.

## 1.

Emmerich den 19 October 1800

Liebster Kutscher

uf ihren Briff vom 1t Octbr erwidere, daß es mich Freut sie selbst erkennen HERN Rempert als ein taugenichts, er hat uns alle hintergangen und betrogen und man kan sich nicht zu Fröh von ihm losmachen ich Schid ihnen die verlangte vollmagt zum verkauf von Grumckow, sie wissen was es mich kostet, Schaden will ich nicht machen unter 46000\*) thaler verkauffe ich nicht die Zahlung in selbiger Münz Sorte wie ich sie geleistet, ich bin überzeugt daß ich an Grumckow einen guthen handell gemacht habe, aber bey meiner dauern- den entfernung, kan ich keinen vorthell davon ziehen, keine Cahrte von Grumckow hab ich nicht als eine kleine hand Charta, daß übrige wie das vermessungs Register muß HER Bartz noch haben, was ich habe und ihnen beim verkauf nützlich sein kan sollen sie erhalten.

ich habe ihnen mit voriger Post von dem Untroffcir Rudroff geschrieben dadurch lassen sie sich aber vom verkauff nicht abhalten, den Rudroff kann ich uf meine andern gütter gebrauchen. Sollte der verkauf nicht stadtfinden, so wollen wir den alten Rudroff die wirdschaft übergeben, sorgen sie nuhr daß ein tügtiger hoff Meister oder knecht da ist der Plügen und Egen versteht auch weiß wie die arbeiten bey einer wirdschaft uf einander volgen, und sie sollen sehen es soll besser gehen wie mit HERN Rempert, der letztere ist ein gottesvergessener Haushalter man muß ihm die wirdschaft aber gerichtlich abnehmen lassen, und werd ich zur rechten Zeit seine administrations rechnungen schiden.

Dieses ist nun heute alles was ich Schreibe künftig mehr leben sie gesund grüßen ihre liebe Frau die meinige emPihlt sich und ich bin der ufriktigste Freund  
Blücher.

EmPehlen sie mich ihrem HERN Schwager\*\*), und sagen ihm er soll sich in ansehung Remperts nicht Ergern, wer kan solchen Leuthen ins HERt sehen, ver- stehen tuht der Patron die wirdschaft davon bin ich überzeugt aber es ist ein habstüchtiger und gewissenloser Mensch.

Diesen Augenblick komt der Untroffcir Rudroff hir an, er will mit Freuden die ganze wirdschaft übernehmen, ich will den alten man 100 ₰ baar gehald geben, und er und seine Frau sollen völlig Freie Station haben, ich bin sicher daß mich dieser alte man nicht betrigt und in der wirdschaft wird er sich gewiß alle Mühe geben, und sich bey nachbarn erkundigen wenn es Zeit ist mit in den arbeiten zu beginnen.

Suchen sie lieber Freund von HERN Rempert so ballde und so guht wie möglich abzukommen, entdecke sich nach seinem abzug unerlaubte Handlungen so

\*) Er hatte für das Gut 40,000 Thaler bezahlt.

\*\*) Justizbürgermeister Höpner in Stolp.



kan man ihm ran kriegen und wenn er nur erst weg ist und die unterthanen vor ihm keine scheu mehr hegen werden sie schon beichten, ich habe ihm im verdacht da er seine andere wirtschafft in der nähe gehabt er alles dahin geschickt hat, Rudroff lasse ich den 1 Novbr von hir gehen und in die Mitte des Monats wird er in Stolpe eintreffen, kan man aber HERN Rempert nicht gleich los werden so kan sich Rudroff so lange in Lauenburg ushalten und genießen Sein Tractament und kriegt sein Brot und Fleischgeld als ein unverzogter Invalide gut wehrs aber wenn er gleich seinen posten in Grumekow antreten könnte, er könnte sich den Winter hindurch von Willem informiren.

B.

Aus dem Verkaufe des Gutes ward vorläufig nichts. Die Bewirthschaftung desselben übernahm, nachdem der ungetreue Rempert entlassen war, der alte Rudroff. Es ist nicht anzunehmen, daß derselbe viel herausgewirthschaftet hat, denn Blücher kommt in den folgenden Briefen von neuem auf den beabsichtigten Verkauf von Grumkow zurück. Auch das Haus in Stolp will er nunmehr veräußern. Zur Erklärung einiger in den nächsten Schreiben enthaltenen Angaben sei hier bemerkt, daß der General zu Johannis 1803 auf das Haus 4000 Thaler Gold zu vier Procent für den Rittmeister seines Regiments Hans von Wolck und gegen Ende des Jahres 1260 Thaler Gold und 3040 Thaler Courant für den Premierlieutenant von Arnim auf Grumkow eintragen ließ.

2.

Münster d 1 December 1803

Iibster Freund

Daß mich anvertraute Regiment erlebt nuhn wieder eine neue Epoque, unser guhter Obrist v Pletz ist zum Regiment befördert\*), und Major v Kalkreuth wird wohl Commandeur werden, und nach Stolpe zu stehen kommen, ich erwahrte nuhr noch einen Briff vom Obrist v Pletz dan werd ich gleich das nöthige zu dieser verordnung verfügen vor die gense Keulen sage ich ihnen, besonders aber der liben Frau Oberahmtmännin den verbindligsten Dank, ich werde mich ihrer beyderseits dabey erinnern.

nun mein Freund muß ich ihnen Sagen daß meine Gesundheit nicht zu aber wohl abnimt, ich leide wieder grausame und anhaltende Schmerzen am kobb besonders an beyden ohren, dies ist nun woll vollge des alters und der vatigen auch woll aus nicht alle zeit beobachteten ordentlichen Lebenswandell, man muß denken, du hast vill guhts empfangen indessen mein liber Freund muß man doch an einen vernünftigen zu Rückzug denken, ich will nuhr noch die Franzosche geschichte hir abwarten, dan aber zur ruhe gehen und mich zu einen ruhigen Leben begeben. Ich hoffe mich wird der Uhrlaub wenn es nicht zum Kriege kommt accordirt, und dan geh ich nicht mehr nach Münster zurück. bey Berlin hab ich ein sehr Schönes guht\*\*) und da will ich meine Tage verleben. die Süd

\*) Er erhielt das vacante Husarenregiment Schulz (Nr. 3).

\*\*) Groß-Ziethen im Teltowschen Kreise. — Die südpreußischen Güter, ein Geschenk Friedrich Wilhelm II., brachten Blücher 140,000 Thaler.

Preussischen Güter hab ich guht verkaufft habe also freye Hände. Meine tochter wird den 1ten Januarius verheirathet und dan bin ich mit meiner Frau allein.

Ich wünschte mein Haus in Stolp mit Grumkowitz zu verkaufen. unter 50000 ₰ geb ich beides nicht weg, sie wissen liebster Freund daß ich an die Revenües doch noch verliere, diß letzte Jahr kan ich mit Grumkowitz zu Friden sein. 15000 ₰ will ich zu 4 pt. auf Grumkowitz stehen lassen und zwar zur 1sten Hipotoque hinter die Pandbriewe, sollten sich nun Käufer zu Haus und guht finden, so Schreiben sie mich, ich will meinem Schwager den Regierungsrath v Koring beides vorschlagen, er will sich Etabliren, da er den abschitt genommen, findet er geschmack daran so schick ich ihm nach Stolpe an Mögen sie mit ihm handelln, er ist jetzt in Berlin und hat nachdehm er in Aurich und Ost Friesland alles verkauft hat ein reines Vermögen von 70000 ₰ behalten, damit kan man in Pommern was anfangen und Honnet leben.

ich werde mich dann bey Berlin usß neue wieder ankaufen, da mit ich alles uf einen stek zu Sammen frige, wissen sie von meinem Entschluß nichts?

unser Regiments quartiermeister hat mich seine verlobung gemeldet, wan wird er denn heyrathen, ich wünsche daß er eine guhte Parthie thut, so kan er sich arrangieren und ordentlich leben. die kleine Ribbentrop\*) findet hir bey Fall und sie nimmt sich recht guht, ich bin sie aus 2 Uhrsachen halber gut, einmahl ist sie ein klein guht weib, und dan ist sie meinen alten Sidow seine Tochter. nun ist kammer und Regierung hir Etablirt, und es ist grausam voll hir, von das kammer und Regierung Personal kennen sie nuhr einige, von die Münsteraner sind angestellt: geheimderath Forckenbeck, Druffel, Hoffrath Sprickmann und Meyer als Regierungsräthe Bürgermeister Schöffler auch so noch ein gewisser Hüger und von Schoellwer, raht Hildebrand ist Polizei Director und der elteste Schaeffer ist Kriegsrath. auß die alten landes Collegii ist hir der ober Präsident v Stein Kriegsrath Ribbentrop und v. Wolframsdorf, ein gewisser kriegsrath Möller auß Minden ist kammer Director.

bey der Regierung 1. präsident v Rohr 2. präsident v Sobbe geheime Regierungsräthe v Himmen v Grollmann v Dietz v Bornuht und noch ein ganz Hausen räthe assessoren, Refrendarien und Secretarien. Insing ist noch hir aber nicht feste angestellt wird aber woll Rondant der Haupt bau Casse, die Banque ist Etablirt und ein gewisser Hofraht v Rappert ist Director.

ich ziehe in einigen tagen ins Schloß, und wohne da her gut mein Sohn wohnt bey mich, und mein Schwiger Sohn wohnt über dem Schloßstall, in den andern Flügel des Schlosses wohnt der Präsident v Stein ein sehr braver man, mit den ich ganz Harmoniro, den Schloß Oeconomie gahrten hat der König mich und den Ober Präsident v Stein unentgeltlich gegeben, und so habe ich auch die königliche Jagd gehege hir im Land zu meinen alleinigen Gebrauch, wovon ich jährlig 32 ₰ bezahle kan aber woll vor 300 ₰ alljährig Willd darauf schießen lassen. Ich könnte nun wohl zu Friden sein, aber ich bin es nicht, Münster und die Münsteraner gefallen mich nicht und daß ich daß Regiment nicht bey mich habe ist mich unerträglich, soll ich dem König noch länger dienen So müßt er mich ein Gouvernoment in der nähe meines Regiments geben, daß ist die einzige Bedingung unter welcher ich ferner Soldat bleibe, sonst kehre ich zum Pluge zu rück, die Landwirtschaft hat jetzt mehr reiz vor mich als der dienst, so

\*) Ribbentrop, damals Kriegsrath, 1813 Generalkriegscommissarius des preussischen Secretes, zuletzt Chef der Oberrechnungskammer.

verändert sich alles, Schreiben sie mich ufrichtig ob ihnen die Landwirtschaft Vergnügen magt, ich glaube es beynah, leben sie wohl! Freund die Post will abgehen, Schreiben sie mich bald über alles ihre meinung alles grüßt ihnen von hir, wir leben in gespannter Erwartung, ist der bruch zwischen Rußland und Frankreich geschehen, so werden wir den wohl auch einen Entschluß nehmen müssen. lebenslang

Münster d 3 December 1803.

Ihr

ufrichtiger Freund  
Blücher.

3.

Münster den 10ten Jany 1804.

Libster Freundt

Vor alles guhte und libe so sie mich im vergangenen Jahre bezeugt und die wohlmeinenden wünsche zum neuen bin ich ihnen sehr dankbahr und Erwidere die leysten von gangen Hergen, die Spidgense so mich der alte Rudroff geschickt findt guht angekommen und wahren mich sehr lib. Sagen sie doch dem allten die nohtwendigen bauhten in Grumbkow müssen gleich vorgenommen werden.

waß nun Grumbkow und mein Hauß betrifft mein libster Freund so muß ich ihnen sagen daß ich mit gang neue Speculation umgehe sollte in Danzig beim Gouvernemenent eine verenderung wie es Scheint vorgehn, so werd ich alles anwenden um da hin zu komen, und dan wohne ich in Stolpe, den der Gouverneur ist nicht immer am Gouvernemenent nohtwendig. so habe ich auch die gütter in Südproussen verkauft krig ein Hauffen Geld uf den hals und weiß es zu lassen und endlich ist das mein Grundsatz bei grundstücken kein Schaden zu machen, wen ich also Grumbkow und daß Hauß verkauffe, so kan ich es unter 50000 ₰ nicht lassen, ich weiß wohl daß man an Grumbkow noch vill wenden muß, aber da ich nun die hende Frey habe, so kan ich daß auch tuhn, ich kome diesen Frühjahr zur verbesserung selbst, und werde mich in Stolpe uf halten, und da will ich mich mit der neuen einrichtung von Grumbkow beschefftigen, Fehlttauffen libster Kuttscher kan man übrigens bey Grumbkow nicht, der Pleheninhalb sichert einen da vor und der alte HCr v Zitzwitz v Dumrese der es versteht liß mich schon vor 6 jahren Sagen, ich könnte an Grumbkow nicht verlihren, den es hette villen und guhten boden, aber der größte Theill ligt noch roh da, und da ich so monajouse mit dem holtz umgegangen bin, so gewindt auch dises alle jahr an wehrt, mit niemand handle ich übrigens liber wie mit Ihnen, lassen sie uns also Frisch dran gehn, wen wir aber nicht zum Schluß komen und sie glauben 50000 ₰ nicht geben zu können, den libster Freund will ich 12000 ₰ an Grumbkow wenden, bedenken sie nur selbst wen ich verkauffe so muß ich wider tauffen, und anderß krig ich kein guht wider als daß ich derbe bezahle. Es ist immer möglich daß mein Schwager Conring hin komet, er hat einmahl den abschidt genomen und will ein landt wirdt werden.

Pletz Seine 2000 ₰ werd ich ihm in Bancoobligationen Schiden, die ich in einigen Posttagen erwahrte, ist er noch da so bitte es ihm zu Sagen, oder wen er weg ist, EmBehlen sie mich doch der Frau Obristen und sagen es ihr.

ich bin verwundert vom Regiment keine nachricht zu erhalten. Moevius\*)

\*) Stabrittmeister im Blücherschen Husarenregimente, erhielt die Invalidencompagnie in Peine.

hat die Invaliden Compagnie bekommen, der König und daß obertrigs Colegium haben mich nicht geschriben und vom Regiment habe ich auch keinen Fehderstrich darüber ich bin verlegen weil ich den avansement vorschlag nicht einreichen kan.

hir ist noch alles beim allten, wihr harren noch immer daß die Francosen von Hanower gehn sollen.

den 1ten February magt meine Tochter hochzeit\*) daß reist mich im gellb beuttell. EmBehlen sie mich Ihrer liben Frau gemahlin und bleiben sie Freund Ihres treuen Freundes

Blücher.

Auf dieses Schreiben antwortete Rutscher, daß er selbst das Haus, der Baron Georg Ludwig Fabian von Puttkammer Grumbkow zu kaufen beabsichtige und fügte den Entwurf eines Vertrages bei. Darauf erhielt er folgenden Bescheid:

4.

Muenster d 10 Febr 1804.

libster Freund

Ich erhalte diesen Augenblick Ihren Brief mit allen einlagen, die Post geht aber in 2 Stunden wieder ab, und so geschwinde kan ich nicht mit allen fertig werden, doch um alles geschwind zu machen, lasse ich Kramern zu mich komen.

1, den Proiectirten Contract schick ich mit meinen anmerkungen zurük

2, habe ich mich einmahl erklärt daß ich vor mein Haus und daß guht Grumbkow zusammen 50000 ₰ haben will, zahlt mich nun der v Puttkamer 43000 ₰ so will ich von Ihnen mein Freund nuhr 7000 ₰ vor daß haus haben, da mich aber bereis 8000 ₰ vor daß haus gebotnen, wenigstens v Wolky geschriben daß ich diese erhalten würde, so bezahlen sie woll die 4000 ₰ in gollb an Wolky ohne mich daß agio an zu rechnen.

3, versteht sich von Selbst daß wenn der handell mit Grumbkow nicht zustande komt, der handell mit dem hause auch nicht stadt finden kann.

4, uf gefelligkeit hab ich den Lieutenant von Arnim 4000 einige 100 ₰ uf Grumbkow versichert da er sein gellbt nicht unter zu bringen weiß. Die Obligacion darüber ist nach Stettin um eingetragen zu werden und zwar gleich hinter die 9350 ₰ landschaftliche gellber, in dessen Schadet daß nichts im Fall die Obligation Schon ein getragen währ, so könnte sie wider gelöscht werden, oder ich liß die 4000 einige 100 ₰ uf eins von meinen andern gütern eintragen oder zahle Arnim sein gellbt.

5, die Post von 5000 so uf Pohdoll eingetragen und mich Gedirt werden soll, muß sicher so wie die 12000 ₰ von den verstorbenen v Zitzowitz zu Dommrese sein, da sorgen sie ia vor lieber Freund.

6, die letzten 12000 will ich zu 4 Procent zinsen stehen lassen, aber so ballb die Zinß zahlung nicht acurat geschih behallte ich mich vor kündigen zu können und mein gellb nach 1/2 jähriger vor hehr gegangener kündigung mein gellb zu Empfangen.

7, bey nicht Promter zahlung so wohl Capitall als Intressen Reservire ich mich das Dominium.

\*) Mit dem Grafen von der Schulenburg-Hornhausen.

8, die gelder werden mich alle Franco Berlin gezahlt werden, indessen kan es auch sein daß ich gelder in Stolpe Empfangen lasse.

9, wer den Contract nicht erfüllt giebt an vadicum 6000 ₰

10, ich sehe aber nicht daß bei der übergabe des guhths oder Schließung des Contract ein Angellb gegeben wird, freilich werden 12000 ₰ so der v Zitzwitz uf Dommrese Schuldig ist Cedirt wird also als bahr gezahlt an zu sehen sein.

11, ist an kein Schlüssel geld gedagt, welches doch stadt Finden muß und ich unter 100 Ducaten nicht acceptiren kan

kommt der handell nun zu stande so Fertigen sie nuhr gleich den Contract in Duplo an und Schicken mich 1 Exemplar da mit ich es vollzihe ich hoffe nun mein Freund sie sind nun auch zu Friden und überlasse ihnen es ganz die Sache in ordnung zu bringen.

aber was machen wihr mit Rudroff, ich werd ihm übernehmen, und ihm schon zu ein guht brodt helffen, kan ihm ia uf eins meiner andern gütter unterbringen.

machen sie daß alles ballb zu stande kommt die vollmagden will ich ihnen [senden] so ballb sie mich Schreiben daß der Contract zur richtigkeit ist, bis dahin wird mein Briff ia genug sein, sie wissen ia daß ich wordt halte.

es sieht sehr trigerisch auß, und ich mögte wohl nicht lang mehr in ruhe bleiben übrigens bin und bleibe ich der ufrichtigste Freund

und ganz Ergebenste Diner  
Blücher.

wider den Proiectirten Contract mit ihnen um das hauß habe ich nichts ein zu wenden wen der Contract um Grumbkow zu stande kommt. B.

Nun kam der Handel im Wesentlichen nach den von Blücher gestellten Bedingungen zu Stande. Am 24. Februar schloß Rutscher mit dem Freiherrn von Puttkammer den Kaufvertrag über Grumbkow ab. Derselbe verpflichtete sich, für das Gut 43,000 Thaler und 50 Ducaten Schlüsselgeld zu geben und die Zahlung in der Weise zu bewirken, daß er unter Uebnahme von 9850 Thaler Landschaftsschulden — 4300 Thaler waren inzwischen gelöst — eine Schuldverschreibung auf das Gut Podel im Betrage von 5643 Thaler und eine solche des Hauptmanns von Bihewitz auf Dumrose im Betrage von 12,000 Thaler cedirte und 4150 Thaler in pommerschen Pfandbriefen abtrug, sobald diese die Landschaft auf Grumbkow bewilligte. Der Rest blieb stehen. Eingetragen wurden davon am 22. März 1805 8856 Thaler 22 Groschen 7 Pfennige unkündbar bis Johannis 1809; die Deckung der fehlenden 2500 Thaler war inzwischen erfolgt. Blücher bestätigte den Contract am 3. März und bevollmächtigte an demselben Tage Rutscher, die Uebergabe des Gutes zu bewirken. Dieselbe erfolgte am 16. Um dieselbe Zeit erfolgte der Verkauf des Hauses. Am 25. Februar fertigte Rutscher den Vertrag darüber aus; er zahlte 7000 Thaler und zwar 4000 Thaler in Gold und 3000 Thaler in Courant. Mit den 4000 Thalern wurde die Hypothek des Wittmeisters von Wolcki bezahlt.

5.

Münster d 28t März 1804

Liebster Freund

In aller Eile will ich da die Post abgeht Ihren lieben briff vom 14t dieses beantworteten.

vor alles was sie gemagt haben bin ich völlig zu Friden.

Die Sicherheit der vor mich stehenden bleibenden Capitalien werden sie gewiß besorgen, können sie mich die Capitalien in Seh handlungs Obligationen oder sonst Sichere Capitalien um setzen so ist es mich sehr angenehm.

Die bedingung wegen Promtor Zins Zahlung bitte ich zu Realisiren.

Pletz bitte zu bezahlen.

Der Rittmeister v Wolky Schreibt mich ich wollte 9000 ₰ vor mein hauß haben er wolle leuffer sein, ich mögte ihm noch etwas ablassen, ich werde ihm Schreiben es sey zu späht, er möge sich nun an ihnen wenden wen er 9000 ₰ geben wolle, ich überließe es ihnen ob sie es ihm verkauffen wollten, den alten Rudroff muß ich bedenken und werde ihm monatlig eine zulage geben Sagen sie mich wo lasse ich den allten Albrecht\*) können sie ihm nicht brauchen.

von den verkauffe der noch zu Stolpe verbliebenen Efecten bin ich zu Friden und habe die berechnung richtig erhalten. so ist auch die Seh handlungs obligation richtig über 3000 ₰ sage drey tausend Thaller ein gegangen.

leben sie wohl Freund es fengt hir an krigerisch auß zu sehen, negstens Schreibe ich ihnen mehr, ich bin jetzt wider sehr beschefftiget, und man überheufft mich von Berlin mit geschefften und uftregen.

grüßen sie alle belante stets verbleibe ich der treue

Freund

Blücher.

Die Beleihung des Gutes mit Gelbern der Landschaft in der Höhe von 4150 Thaler, wie sie der Kaufvertrag in Aussicht nahm, war nicht eher möglich, als bis die hinter den Pfandbriefen für Arnim eingetragenen 4300 Thaler gelöscht waren. Blücher wünschte Aufschub, da Arnim nicht in Münster stand; indes schließlich brachte er, wie hier vorweg bemerkt sei, die Sache zum Abschlusse. Am 28. Mai gab Arnim die gerichtliche Erklärung ab, daß er, nachdem ihm für sein Geld anderweitige Sicherheit gegeben, in die Löschung willige, und der Justizrath Cober in Stettin erhielt demgemäß von Blücher am 6. Juni Vollmacht, dieselbe zu bewirken (vgl. Brief 8).

6.

Muenster d 18t Apl 1804

Liebster Freund

Ihren Briff vom 11ten den ich so eben erhalten eille ich zu beant wohten.

Die Obligation Führ Arnim ist eingegangen und bereit eingetragen. Arnim hat sie und steht ietzt von mich entfernt, bis anfangs May kan die Löschung derselben nicht bewerkstellget werden, aber daß tuht ia nichts der v Puttkamer zahlt mich im Ersten Termin so vihl weniger, den braugt er ia

\*) Blüchers Leibkutscher.

bey der Landschaft kein neues anleihen zu machen, und mehr wie höchstens 5000 ₰ kan ihm die Landschaft ia bevor das guht neu Taxirt wird nicht bewilligen ich hoffe durch dise meine erklärung ist die ganze Schwirigkeit gehoben, den es ist uf keine weise möglich die Sache bis zum 1t May in ordnung zu bringen zum weihnachts Termin kan alles geschehen, ich will Schon mit die gellder so Puttekamer mich zahlen muß vür eine Summe von so vill als Arnim seine obligation beträgt bis weihnachten anstandt nehmen. Schreiben sie mich mit nächster Post, ob meine beuhr theilung richtig ist den ich sehe nicht wie ich andern Schaden da bey leiden kan, als daß ich nicht gleich dieses gellb bekomme, und mich kommen ohnehin jeyst mehr gellder uf den hals als ich anwenden kan. Wolky sein gebot ist zu Späht ge komen, magt auch weiter keinen eindruck uf mich, ich hab 50000 ₰ gekriegt diese wollte ich haben, und bin zu Friden, sein sie gang ruhig, ich antwohrte Wolky heute bin übrigens Froh, daß ich nun mit ihm gang aus einander bin. Leben sie wohl und Schreiben mich ia gleich, ist es Schlechter Dings nöthig das die obligation v Arnim gelöscht wird so will ich es dan zu stande bringen, aber ich sehe nicht ab daß es zum Termin Johanniss bey der Landschaft ein gehen kan, wen selbige nicht noch den 1ten May bewilligen will.

ich bin und bleibe der ufrichtigste Freund

Blücher.

Außer mit dem Verkaufe von Grumtkow war Rutscher, wie der folgende Brief zeigt, auch mit der Einziehung des auf den Grünwaldschen Gütern stehenden Blücherschen Capitals betraut. Der Prälat Albrecht von Puttkammer hatte 1797 bei dem Rückkaufe derselben 2750 Thaler für Blücher auf Saben eintragen lassen; als er dann 1798 die Güter an den Herrn Julius von Flemming veräußerte, blieben 1400 Thaler davon auf Grünwalde stehen. Der Prälat war ein unpünctlicher Zahler.

7.

Muenster d 5ten Mai 1804.

Lieber Freund

Ihren liben briff vom 25ten habe erhalten, waß sie mich in ansehung des Prelat v Puttekamer Schreiben und waß sie ihm geantwohrtet da mit bin ich gang einverstanden, übrigens gehn mich die nachmahligen Besitzer von Grünwalde nichts an, meine Schuld ist uf die Grünwaldschen gütter ein getragen, und dieses beweist sich am besten, wen der Hipotequen Schein zum vorschein komt, ich erinnere mich auch nicht etwas anderß als den Briff von Schröner\*) über die eintragung der 1400 ₰ ins Hipotequen buch erhalten zu [haben] daß es aber wirklich eingetragen weiß ich gewiß und wen es nöthig so kan man ia den Hipotequen Schein oder ein uß Zug Forderung. wen der H<sup>er</sup> von Puttekamer nun nicht zahlt so bleibt nicht übrig als ihm zu verklagen, mein Capitall ist sicher ich muß nuhr machen daß ich die Intressen krieg

1, Sie erhalten an bey den originall kauff Contract über Grumckow

2, den kauff Contract des hauses in Stolpe

wen der alte Albrecht heirahtet, so wird er den auch wohl in zukunft monatlich mit 1 ₰ zu Friden sein können, ich Futtere ihm Schon lange genug

\*) Justizrath beim Cobliner Hofgericht.

um sonst und taugen tuht er nicht vihl, wen er nun gahr nicht reine hand helt, so ist er eine Bestie.

den Contract mit dem frigsraht Flömming, und die aprobation auß Cöslin habe ich bin ihm aber nicht imstande gleich uf zu Finden, will aber da nach Suchen, der Rittmeister Forchmin\*) Soll ihnen über alles uf kunst geben. warum Plotz daß gellb nicht annehmen will da ich ihm daß agio vergüttige weiß ich nicht, ich werde ihm Schreiben er mag sein gellb in Berlin Empfangen und haben sie die gefälligkeit die 2000  $\text{r}$  uf die beste und wohlfeillste ahrt nach Berlin an meinen Schwager den geheimde raht Geisler zu besorgen.

den Schein von Schröner Schide ich ihnen gleich Fals wider mit bewahren sie ihm doch da mit wihr ihm wen ein Process wider Puttkammer und mich entsteht gebrauchen können.

leben sie wohl und Schreiben mich ballb, so ballb es möglich ist come ich nach Pommern und bezeuge ihnen mündlich wie unveränderlich ich bin  
dehro

ufrichtiger Freund und ganz Ergebenster  
Diner

Blücher.

8.

Liebster Freund

Ich avertire ihnen daß ich die Obligation über daß von dem Lieutenant v Arnim uf Grumbkow eingetragene Capitall bereit vorigen Post tag an den HERN Cober gesandt, den gerichtlichen Consos zur löschung von den Lieutenant v Arnim bey gelegt und des gleichen eine vollmagt Führ HERN Cober leyten habe ich dringendt uf gefordert die löschung ballb möglichst zu besorgen.

waß der Prelat v Puttkamer mich Schreibt ersehen sie uf der einlage die ich zu asserviren bitte, er will wider in Termine bezahlen und dan held er doch nicht wordt, aber wen ich mit ihm zum Process come so zeugt den doch sein briw wider ihm ich werde ihm also Schreiben daß er an ihnen zahlen mögte, und mögte er sich selbst die Termine seyen nuhr muß alles uf Michaelis dieses Jahres berigtiget sein, weil ich diese gellder an weise.

verzeihen sie daß meine antwohrt so späht ein geht, gott weiß die Francosen machen mich so vihl zu tuhn, daß ich alles übrige ligen lassen muß, die Stadt ist kein Tag von sie lehr.

leben sie wohl liebster Freund und Schreiben mich ballb bleiben wihr in guhten vernehmen mit die Francosen so com ich disen herbst nach Pommern mit der grösten Freundschaft und Hochachtung verharre

dehro

ganz Ergebenster Freund und Diner

Münster d 9t Juni 1804.

Blücher.

Da der Baron von Puttkammer noch nicht als Besizer von Grumbkow eingetragen war, so wollte die Stolper Landschaftsdirection seinem Antrage auf Bewilligung von 4150 Thaler nicht Folge geben. Darum erbat sich Cober, der in seiner Eigenschaft als Generallandschaftssyndicus die geeignete Persönlichkeit war, schwierige Geschäfte bei der Landschaft schleunigst durch-

\*) Seit 1803 Platzmajor zu Münster.



zufügen, von Blücher eine Vollmacht für den Verkauf von Grumtow, um ohne Verzögerung den Besitztitel berichtigen lassen zu können. Blücher ertheilte sie unterm 4. Juli und benachrichtigte davon Kutsher im folgenden Briefe:

9.

Münster d 3t July 1804

Iibster Freund

was Cober von mich verlangt ersehen sie auß dem theill seines briews den ich ihnen überschide und mich gelegentlig zu rück erbitte, ich habe ihm die verlangte vollmagt zum überflus geschickt, ob gleich auch sie bereits eine vollmagt zur verlaubtbarung des Contractes von mich haben, Cober ist in Stettin gegenwärtig, und ich habe es getahn um keine Zeit durch hin und hehrschreiben zu verlihren. Informiron, und unter welcher bedingung ich den v Puttekamer den Besitß Titell zu lassen kan daß müssen sie Cober Schreiben, wo von ich ihm heute benachrichtige da bey habe ich Cober geschriben er möge alles tuhn da mit der v Puttekamer daß anleihn erhalte, weil ich daß Geld haben sollte.

d 10ten dieses geh ich nach Pymont, bleib da bis d 6ten Augte, ich leid sehr am kopff und besonders an Ohren Schmergen die ärzste haben mich daß Badt angerahten.

im herbst geh ich zum Maneuver nach Potzdam und von da Grade nach Pomorn wen die Francosen es mich nicht aber mahls vereitteln, in dessen stehn wihr ia nuhn mit ihnen im besten vernehmen.

neues kan ich ihnen nichts Schreiben als daß meine Schwigertochter mit ein mädchen nidergetomen, und sich wohl befindet. alles was mich umgibt grüßt ihnen besonders der bidere Mollenberg, leben sie wohl und bleiben Freund ihres Freundes

Blücher.

Der Wittmeister Ferchmin hat sich in Stolpe so verwöhnt, daß es ihn nirgends anders gefällt, ich fürgte nuhr daß er sich selbst Schadet, wenn er nicht zurück kommt, den Pension wird er nie mehr als 150 ₰ frigen und hir hatte er 363 ₰ gehald einige 50 ₰ Service 96 ₰ Zulage von den Batallon Freien Tisch bey mich ich glaub es ist vor einen ledigen man eine gute versorgung, zu tuhn hatte er nichts.

10.

Iibster Freund

Ich lome vor wenigen Tagen auß Pymont zu rück, und mache es mich zum ersten geschafft an sie zu Schreiben. ich hoffe alles geht im guhten gange Fohrt, und der H<sup>Er</sup> Baron von Puttekamer erhelltd das anleihen der landschaft, ich steh im begriff hir ein neuen ankauff zu machen bitte ihnen also liber Freund mich mit negster Post zu Schreiben, uf wie vihl gelltd und wen ehr ich rechnen kan, lib wehr es mich wen ich noch vor weinachten 5000 ₰ nach Berlin gezahlt erhalten könnte, der Major v Bonin komt zum herbst Maneuver nach Berlin, ich denke auch da zu sein geben sie den alles mit, und will und kan der v Puttekamer mich gleich gelltd zahlen so soll es mich lib sein wen Bonin es nach Berlin mit bringt es sey bahr gelltd Pandbriwe oder Sehhandlungs Obligationen,

ich kan alles brauchen, ist es noch möglich so will ich von Berlin nach Stolpe kommen, aber ich weiß nicht ob der König bey ietziger Lage der hiesigen Sachen es mich acordiren wird, ich werde aber sehr darauf dringen.

leben sie wohl lieber Kutscher gott gebe daß wir uns baldde sehen, alles was mich umgibt grüßt ihnen Hertzlich, und ich höre nicht uf zu sein  
der treueste Freund

Münster d 29t August (1804).

Blücher.

Sorgen sie nur daß ich geld frige komt mein handell zustand so muß ich gleich zahlen.

11.

libster Freund

um keine Zeit zu verlohren Schick ich ihnen alles verlangte von hir weil ich erst in 10 tagen wider zu Münster eintrefse.

zu Forderst meinen Hertzlichen Dant Führ alle Freund Schafftliche güttige theilnahme an mein ergehen und eben so vihl Dant Führ Prompt übersendung der 4800 ₰ Band briffe.

Cobor wird sich nun wohl über zeugen daß daß anleihen bey der Landschaft am besten so wie sie es ein geleitet und Proiectirt haben ist und ich sehe diese Sache wie Regulirt an, mich liegt um so Mehr daran gelegen, da ich meines neuen handels wegen zu weihnachten vihl geld gebrauche und sie libster Freund ersuche mich so vihl ich dohrt durch den Grumekow Schen verkauff gegen dieser Zeit Empfangen kan bey zu treiben und nach Berlin an Geisler zu übermachen, daß sie 2000 ₰ an Cobor gezahlt hat mich der gemeldet. nun Schreib ich ihnen von hir weiter nichts als daß ich vergnügt und gesund bin, und besonders mit meinem hiesigen\*) guht grosse ursache habe zu Friden zu sein.

der König ist eusserst gnädig gegen mich gewesen doch kont ich die Erlaubnis ietzt nach Pommern zu gehn nicht erhalten, sondern muß wider zurüd nach Münster, wen die Francosen von Hanover ein mahl abziehen dan kom ich zurüd nach Stolpe aber wo kom ich da unter in dessen komt zeit komt raht.

leben sie wohl und bleiben Freund Ihres treuen Freundes

der obrist Willenbücher der mich hir hehr begleitet Grüßt vihl mahl von meinen Officirs hab ich niemand bey mich adio Schreiben sie mich baldde nach Münster.

Groß Zichten d 30t Septemb 1804

Blücher.

Dem Briefe hatte Blücher, dem Wunsche Kutschers entsprechend, eine Vollmacht beigelegt, in seinem Namen die Landschaft um das Darlehn zu ersuchen. Dieser Schritt hatte Erfolg, die Gelder wurden am 7. December bewilligt.

12.

Münster d 5t Deobr 1804.

libster Freund

tausend Dant vor ihr Freundschaftliches Schreiben, die Berechnung ist zu gleich eingegangen, und ich befinde sie vollkommen richtig, erkenne ihre bemüungen

\*) Groß-Ziethen.

dankebahr, werde mich freuen wen ich gelegenheit habe ihnen zu beweisen wie hoch ich sie Schätze.

Ich beziehe mich uf mein leytes Schreiben und bitte recht sehr so vihl geld wie möglich an meinen Schwager nach Berlin abzufenden, Hr Hoepner den ich mich zu Empfehlen bitte wird wohl rath schaffen daß alle 5000  $\text{r}$  eingehn, der handell den ich Schlicke macht mich geld bedürftig, und ich kan nicht zu vihl trigen, sonst muß ich geld ufnehmen, woran ich Schwehr gehe da meine gelder ballde eingehen. Hr Abegg\*) glaubte ich würde mich diesen neu Jahr ein Capitall zahlen, er schrenkt sich aber bloß uf die Interessen ein, daß magt mich einen strich in meiner erwahrtung, indessen kan ich nichts Sagen da Abegg sein Termin noch nicht ist, er versprach mich aber wen ich gelder gebrauchte zu zahlen, und nun schreibt er auch er hätte einen neuen Handel geschlossen, wo er selbst daß geld nöthig gebrauchte. die 4150 Pandbriffe bitte ich nach Berlin abzufenden ich will sie nicht verwechsellern sie sind vor Arnim bestimmt.

Nun Scheint es hir ruhig zu werden, ich glaube wirh stehn mit dem neuen Kaiser ietzt wider in guhthem vernehmen. Leben sie wohl und sein versichert, daß ich stets bin und bleibe

dehro  
ufrichtigster Freund und ganz  
Ergebenster Diener  
Blücher.

Meine Adjudanten  
sind alle in Pariss, ich muß alles selbst machen.

13.

Undatirt, doch ohne Zweifel vom Januar 1805.

Iibster Freund

mit ufrichtiger Theilnahme und mit Freude habe ich Ihren Briff vom 26t des v. j. gelesen von ganzem Herzen wünsch ich glück zum avansoment\*\*).

meine angelegenheit betreffend so ist es mich lib daß bereit so vihl gelder nach Borlin abgefand worden, mein Schwager Schreibt mich auch nicht eine silbe daß er waß erhalten, aber daß ist seine ahrt er besorgt alles, aber er Schreibt nicht.

nun libster Kutscher bitte ich sie mich mit dem v Puttkamer so ballde als immer sein kan ufs Meine zu bringen, will von den 11000  $\text{r}$  als Rest des kauf Schillings noch abzahlen so nehmen sie es an, ich kan daß Geld immer brauchen da ich bey meinem guht noch neue ankauffe an Waldung und wisen gemacht auch Ein neu Etablisement beginnen werde.

ich hatte Arnim die Pandbriffe versprochen da er dise nun nicht erhalten kan so ist er mit der Podellschen Obligation zu Friden und ich bitte mich sellbige mit den andern mich nöthigen Papihren so ballde als sie können zu Schicken, lassen sie alles vor Ostern mit dem Rogiments Sigell mit einem Depodt Rapport zu Sammen versigeln, dan komt alles guht anhero, an meinen Schwager Geisler ist nun nicht nöthig mehr geld zu Schicken er hat mehr als er da braucht, wen ich die obligation hir hab, so kan ich bey ankauffe allhir uf der Banque gleich Geld trigen. neues kan ich ihnen nicht Schreiben als daß wirh

\*) Banquier in Elbing; er hatte die südpreussischen Güter gekauft.

\*\*\*) Kutscher hatte den Titel Amts Rath erhalten.

erwahrten was vor eine Regierungs Form in Holland zu stande komen wird,  
 leben sie wohl ich bin und bleibe stets der ufrichtigste Freund  
 und ganz Ergebenste Diner

Blücher.

Disen augenblick erhalte ich von Cober ein Briff, worin er noch anfrägt ob er von die gebrüder von Puttkamer 7000 ₰ so sie ihm zahlen wollen Empfangen soll, da es nun gleich vihl ist ob sie oder Cober daß gellb Empfangen, ich auch urtheile daß dieß die 7000 ₰ sind wovon sie in Ihren Briff vom 26t erwähnen, so schreibe ich mit heutiger Post an Cober, er könne um keine Zeit zu verlihren daß gellb Empfangen. B.

14.

Münster d 2t Februy 1805.

libster Freund

zu Ihren avansement wünsche ich von Hergen Glück, sie wissen wohl welchen an theill ich an allen nehme was sie betrifft.

da sie einmahl die Pandbriffe versillbert so hat es nun nichts zu bedeuten ich hatte sie an Arnim versprochen, aber ich werd ihm Schon uf eine andere ahrt befridigen.

Daß mein Schwager Geissler zu anfang February überhaupt von ihnen 13000 ₰ erhelt ist mich noch um so angenehmer als ich anweisung uf ihm gegeben und ich nicht Mögte daß er vorschüsse zu machen hette.

Cober Schrib von die Erbschaft der Barons v Puttekamer und verlangte von mich baldigst eine vollmagt um von den v Puttekamer a Grumkow 4600 ₰ heben zu können weil selbiger sie ihm in Stettin zahlen wolle, ich habe sie ihm geschickt, auß ihren briff ersehe ich daß sie mit Cober in Corespondenc sind, und so werdet ihr beide wohl die sache in ordnung bringen, es ist gleich vihl wer sie von beiden Empfengt.

nun mein libster Freund bitte ich sie keine gellder außer die vor erwehnten 13000 ₰ mehr nach Berlin zu senden, sondern alles was sie nur von den v Puttekamer Empfangen mich grad anhero zu besorgen dieses kan entweder durch den Krigs Rath Rabe an die generall Krigs Casse zu Berlin geschehen, oder durch weßell von Stettin uf daß histige ihnen wohl bekante hauß von Lindeckamp et Ohlfers, mit welchem ich hir meinen gellb verkehr treibe, können sie nuhr daß gellb uf irgendt eine ahrt an Rabe nach Berlin besorgen, so weist mich die Krigs Casse daß gellb zu 2 bis 3000 ₰ uf die histige Proviciall Krigs Casse zu Ham an und dise lest es mich durch histige neu Etablirte Banque zahlen. mein Schwager Geissler ist der vortreffligste man aber es dauhert immer 1/2 Jahr bevor ich einsicht krige was bey ihm vor mich ein gegangen, ich habe mich hir in teuffe ein gelassen und muß nun Tormino halten, diser halb kan ich nicht so lange uf die eingaben Geisslers wahrten, bitte ihnen also mich die gellder so sie künstlig erhalten mich so baldde es sein kan anhero zu besorgen. mein neu ankauß in Pomern durch die Schoenwalldschen gütter\*) reist mich vihl gellb weg, nicht allein daß ich die andern mit Erben herauszahlen muß, so habe ich auch eine große Melioration da vorgenommen, und lasse ein Geh von 900 Morgen ab, aber die Schönwalldschen sind auch eine der vorzüglichsten

\*) Dieselben hatte Blücher für seinen jüngsten Sohn von seiner Schwiegermutter gekauft.

Possessionen in dem ganzen Borken Kreise, und mein jüngster H<sup>er</sup> Sohn hat glück daß er so da zu gekommen ist.

neues kan ich ihnen von hir nicht Schreiben als daß ich noch immer mit die Francosen vihl zu verkehren habe, es Scheint als wen es bey uns wohl auch zu einem gelben Fiber Codon komen könnte, da frige ich gewiß wider da mit zu tuhn, nun es mag sein kan ich den doch nicht bey meinen braven Regiment sein dan nuhr so vihl ahrbeit wie immer möglich, untätig zu leben ist mich verhaft; leben sie wohl und bleiben Freund ihres Freundes.

Sagen sie mich in Ihren negsten Briff ob ich ihnen nun voll Magt Schiden soll, um den Prolat v Puttekamer zu verklagen, ich sehe wohl im guhten ist mit disen undankbahren menschen nichts zu machen, immer wie alle zeit

Blücher.

15.

libster Freund

Ihren liben briff vom 6ten habe erhalten und danke vor alle Freundschaftliche bemühungen

die 7000  $\text{r}$  so an Cober gezahlt worden, habe ich durch den Krigs Rath Rabe erhalten, und heute auch die 500  $\text{r}$  so sie an mich abgesandt haben, wahrum habe ich nicht gleich disen weg meine gellder zu erhalten ein geschlagen, so wahr ich nicht in weitleufigkeit, den noch hab ich kein nachweisung von mein H<sup>ern</sup> Schwager wie vihl gellder bey ihm ingegangen und wie er sie verwandt hat. Es heist immer negstens und da bey bleibt es.

Freilig wird so der H<sup>er</sup> Baron v Puttekamer die 47  $\text{r}$  Porto vergüttigen müssen, wen der Baron v Puttekamer zu Pohdell ihnen die 2000  $\text{r}$  ia zahlt so bitte sie nur am Krigsrath Rabe zu Schiden der sie mich durch assignation über magt. wen die Zahlung des H<sup>ern</sup> Baron v Puttekamer nun so geschehen wie sie liber Freund mich Schreiben so bleiben 7356  $\text{r}$  22 gr. 7 Pf. vom kauff gellde übrig die Sume Cediro ich am Rittmeister v Arnim nach Ihren vorschlag, wo mit dersellbe auch ganz zu Friden ist, daß waß Arnim mich nun noch zuzahlen muß will er mich teils hir und teils in Stolpe bezahlen, daß ist der kürzeste weg, und ich bin da in voller Richtigkeit, die gellder so Arnim in Stolpo Zahlt werden sie mich den wohl über machen, und wehr es mich lib wen ich sie an Johany frigen könnte, Arnim wird ihnen heute auch Schreiben.

Daß Cessions Instrument von mich an Arnim sind sie Schon so Freundschaftlich lassen es da anfertigen, und Schiden es mich zur voll Zihung, so unterschreib ich es und geb es an Arnim. Die allten Nickell will ich nun befridigen. auch hir sind die Zeitten Schlegt der winter hat lange angehalten, nun endert sich daß wetter.

leben sie wohl und bleiben Freund

Ihres  
ufrigten Freundes

Münster d 13t April 1805

Blücher.

16.

Münster den 21ten Mai 1805.

libster Freund

Ich danke ihnen verbindligst Füh<sup>r</sup> übersendung der 1600  $\text{r}$  in Sehhandlungs Obligationen ich kan hir bei der Banquo anwendung davon machen, da

ich einige Capitalien so mich uf mein guht Großen Zichten standen diesen Johannis ablöse um daß guht gang Schulden Frei zu machen so bitte ich sie alle gelder die sie noch vor mich vorrätzig haben und bis Johannis eintrigen uf die beste mögligste ahrt nach Berlin an den HERN Krißs Raht Rabe bey der Krißs Casso ab zu senden, diser man erzeigt mich velle gefelligkeit, und besorgt mich so manches Schickt mich auch meine gelder so ich anher verlange beständig durch Assingnats auf die Krißs Casso zu Ham die angelegenheit mit dem Rittmeister v Arnim werden sie wohl besorgen Arnim zahlt mich ia und ich Cediro ihm meine ganze Forderung uf Grumekow da ist alles in richtigkeit.

wen es bei ihnen übel wetter ist so haben wir hir auch kein guhtes, seit vorgestern hat es sich geendert sonst muß man beständig ein heigen. Sagen sie mich libster Freund was ich mit den Prolat v Puttekamer machen soll, es bleibt nichts übrig als ihm zu verklagen, so ballde sie die klage vor mich anstrengen wollen schreiben sie mich nuhr dan will ich ihnen alles was ich hir darüber habe Schicken, der Mensch stellt sich selbst am Pranger wen seine Briffe zum vorschein komen, wo er mich seinen Erretter und wohl täter nennt, und mich nun so behandelt. ist es in der welld Möglig so will ich disen herbste mein Regiment besuchen, den bis zum herbste wird es sich ausweisen wie wir mit Russland und Sweden auß ein ander kommen, ich glaube nicht daß Generall Zastrow alles so wie wir wünschen in ordnung bringt, den von Frankreich können wir wohl Schwerlig mehr loß, die Freund Schafft ist Schon zu enge.

EmPfehlen sie mich die Ihrigen und bleiben Freund Ihres treuen Freundes

Blücher.

Mit diesem Briefe schließt vorläufig der Briefwechsel; es blieb auch für geschäftliche Verhandlungen wenig Gelegenheit, denn der Baron von Puttkammer zahlte im August von den eingetragenen 8856 Thaler 22 Groschen 7 Pfennige die Summe von 1556 Thaler 22 Groschen 7 Pfennige ab, und Blücher cebirte zu derselben Zeit die noch übrig bleibenden 7300 Thaler an Arnim. Auch von dem weiteren Aerger über den Prälaten von Puttkammer befreite sich Blücher dadurch, daß er die 1400 Thaler, die derselbe schuldete, am 15. Februar 1806 an Rutscher cebirte.

Die beiden leyten Briefe stammen aus weit späterer Zeit und betreffen das Gut Ripnow. 1809 war nämlich der Besitzer desselben, der Zollrath von Zitzewitz, gestorben, und seine Wittwe knüpfte Unterhandlungen wegen des Verkaufs an. Gegen einen solchen erhob der frühere Mündel des Zitzewitz, Lieutenant Schopper, bei Gericht Einspruch, bis der von ihm gegen den Vormund angestrengte Proceß wegen der Rechnungslegung über die Vermögensverwaltung entschieden sei und erstritt beim Kammergericht ein zustimmendes Erkenntniß. Das Gut sollte also subhastirt werden; doch zog sich die Sache bis 1817 hin. Da kaufte es Blücher, für den noch 6000 Thaler eingetragener waren, für den außerordentlich niedrigen Preis von 7414 Thaler. Rutscher übernahm zunächst die Verwaltung desselben, kaufte es dann aber am 19. December selbst für 9378 Thaler. Er übernahm die 4000 Thaler Pfandbriefe,

zahlte bei der Uebergabe 3414 Thaler und stellte für die übrigen 1964 Thaler einen Schuldschein aus, der dem Verkäufer ohne hypothekarische Sicherheit genügte.

17.

Breslau den 25 August 1817.

Mein lieber Herr ober Ahmtmann

Ich hoffe daß sie meinen Briff worin ich ihnen ersuchte das Guht Nipnow welches mich zugeschlagen worden zu übernehmen erhalten haben, die General volmagt wird der Justizraht Türko in Berlin ihnen zugesandt haben, einligend erhalten sie einen Briff des Pastor Hacko in Poest\*), Schaden mögte ich doch nicht gern bei Nipnow machen. 4000 ₰ stehen landschaftlige Pandbriwe darauf und 6000 ₰ sind vor mich eingetragen magt zu Sammen 10000 ₰. Ich überlasse ihnen nun was sie mit den Hacko machen dem Herrn Pastor Schreib ich daß er sich an ihnen wenden mögte, ich dagte aber mein Freund der kauft das gülttchen selbst. sie habens bey der Lühre. ich sehe einer antwohrt von ihnen entgegen und emBehl mich ihren andenken und bleib nach allter weise ihr ufrig-tiger Freund

und Ergebenster Diner

Blücher.

18.

Berlin, den 9 November 1818

Mein lieber Rutzscher

Sie werden mich hoch verbinden, wen sie mich den Rückstand der Rauffgelder jey oder wenigstens zu weihnachten bezahlten, meine hade Reisen kosten mich sehr vihl geld sonst würde ich ihnen nicht pressiren.

Schreiben sie mich wie es ihnen geht grüssen sie Arnim\*\*) und sagen ihm ich hätte den Generall Graff Tauenzien zu rede gestellt daß er daß Regiment hir in Berlin nicht guht behandelt der General Borstel hat hir öffentlig und auch zu mich gesagt daß Regiment sey das Schönste und Probreste von der ganzen Cavallerie ritten am besten und wär ganz vor züglig Schön im an Zuge. leben sie wohl und bleiben Freund ihres ufrichtigen Freundes

Blücher.

Im folgenden Jahre starb der ruhmreiche Kriegsheld. Die Anhänglichkeit an sein Husarenregiment und die Provinz Pommern, in der er eine zweite Heimath gefunden, war nie in seinem Herzen erloschen.

C. Blasendorff.

\*) Dorf bei Schlawe.

\*\*) Commandeur des Blücherschen Husarenregiments. Graf Tauenzien war damals commandirender General des dritten Armeecorps.

## Zweijährige Budgetperioden.

### I.

In der letzten Sitzung des Bundesraths, am Tage nach Schluß der Reichstagsession, wurde ein vom Reichskanzler im Auftrag des Kaisers eingebrachter Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Abänderung der Artikel 13, 24, 69 und 72 der Reichsverfassung, den Ausschüssen überwiesen. Die vorgeschlagenen Aenderungen bestehen darin, daß die Berufung des Bundesraths und Reichstags statt wie bisher nach Artikel 13 alljährlich, nur „mindestens alle zwei Jahre“ stattfinden, daß die Legislaturperiode des Reichstags (Artikel 24) vier statt drei Jahre dauern, daß der Reichshaushaltsetat (Artikel 69) hinfort „für einen Zeitraum von zwei Jahren, jedoch für jedes Jahr besonders“ festgestellt, endlich daß die Rechnungslegung (Artikel 72) statt „jährlich“ fernerhin nur „für jedes Jahr“ erfordert sein soll. Nach Analogie der in verschiedenen deutschen Einzelstaaten bestehenden Einrichtungen hat die Presse den Entwurf kurz hin als Project der Einführung zweijähriger Budgetperioden bezeichnet, und höchst unnöthiger Weise hat sich ein officiöses Organ dagegen ereifert, da bei der vorgeschlagenen Abänderung des Artikel 69 die Feststellung des Budgets für zwei Jahre im Voraus unstreitig die Hauptsache, die getrennte Veranlagung „für jedes Jahr besonders“ mehr von formeller Bedeutung ist. Eine andere Frage wird es sein, ob in der zweijährigen Budgetfeststellung wirklich der Schwerpunkt des Entwurfs gefunden werden kann.

Die amtliche Begründung allerdings, so weit davon bekannt geworden, giebt sich alle Mühe, den Gesichtspunct der vereinfachten Budgetbehandlung als den beherrschenden voranzustellen. Der nachtheilige Einfluß, welchen auf die Erledigung der Geschäfte des Reichstages seither fast in jedem Jahre der Umstand geübt, daß seine Sessionen mit den Sitzungsperioden der Landtage zusammentrafen, habe neben anderen Versuchen der Abhülfe auch zur Verlegung des Statsjahres geführt, aber diese Maßnahme sei von dem erwarteten Erfolge nicht begleitet gewesen, und zwar zum Theil deshalb nicht, weil „einige Bundesstaaten“ (d. h. vor allem Preußen) diesem Beispiele gefolgt seien. Um mit diesem Mißstande vollständig aufzuräumen, soll denn nun kein anderer Ausweg bleiben, als daß Jahr um Jahr Einzelstaat und Reich ihre Budgetberathung in einander schieben. In dieser Darlegung steckt indeß vorab ein gutes Stück historischer Ungenauigkeit und Verwirrung. Von 1868 bis 1873, mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1871, haben der norddeutsche und der deutsche Reichstag jedesmal in einer Frühjahrsession das Budget des nächstfolgenden Jahres festgestellt, und die Einzellandtage behielten länger



als ein halbes Jahr Zeit, ihre Budgets danach einzurichten. Diese Ordnung wurde durchbrochen, als seit 1874 in Folge einer Resolution des Reichstages dessen ordentliche, die Etatsberathung einschließende Jahresession in die letzten Monate des Jahres verlegt wurde. Den Einzelstaaten blieb hiernach nur die Wahl, entweder ihre Etats im Voraus mit einer nur muthmaßlichen Ansetzung des Matricularbeitrages, oder erst im Laufe des neuen Etatsjahres selbst festzustellen. Hauptsächlich um diesem Dilemma zu entgehen, wurde in Preußen und im Reich gleichzeitig auf die Verlegung des Etatsjahres hingearbeitet, und die erwartete Wirkung dieser Maßregel wurde nur dadurch vereitelt, daß nunmehr die Reichsregierung es wieder zweckmäßig fand, den Reichstag erst im Februar zu berufen. So kam der preußische Landtag wiederholt in die Lage, sein Budget vor dem Reichshaushaltsetat festzustellen und hinterher wegen erhöhter Matricularbeiträge durch einen Nachtragsetat zu corrigiren, während der Reichstag nun doch nicht vor dem neuen Etatsjahrbeginn zum Abschluß seines Budgets gelangte. Der erstere, ohnehin geringfügige Uebelstand fällt hinfort mit den Matricularbeiträgen weg. Der zweite ist ein Uebelstand nur, so lange man sich von der formalistischen Vorstellung beherrschen läßt, daß zu einem constitutionell geordneten Staatshaushalt nothwendig die Feststellung des Etats vor Beginn des Etatsjahres gehöre. In England kommt seit vielen Jahren das Budget niemals vor dem fünften Monat des Jahres, für welches es gelten soll, zum förmlichen Abschluß, ohne daß man dies dort als eine constitutionelle Ungehörigkeit empfindet.

Wie man es aber auch mit dieser Gewissensfrage halten mag, es heißt doch offenbar einen Felsen sprengen, um ein Spinnweb zu zerreißen, wenn deshalb allein die in allen parlamentarischen Großstaaten festgewurzelte Ordnung der jährlichen Budgetberathung durchbrochen werden sollte. Man scheint denn auch fast an maßgebender Stelle selbst jene Darlegung der amtlichen Motive als eine zu dürftige Advokatenschrift erkannt zu haben, wenigstens kommen in späteren officiösen Auslassungen schon andere Gründe zum Vorschein. Die Beseitigung der jährlich wiederkehrenden Budgetberathungen sei ein Mittel, um „unnöthige Wiederholungen im Berathungsstoffe zu vermeiden“, und „die gewonnene Zeitersparniß werde Raum für andere dringliche Berathungsgegenstände geben“. Lassen wir nun vorerst dahingestellt, ob dem „Zeitraubenden“ der Etatsberathungen, wie sie gegenwärtig gehandhabt werden, nicht auf anderem Wege beizukommen wäre, so ist doch so viel gewiß, daß die je im zweiten Jahre für je zwei Budgetjahre wiederkehrende Etatsberathung unmöglich weniger zeitraubend sein kann, als jetzt die alljährliche, von einer „gewonnenen Zeitersparniß“ könnte also nur in den zwischenliegenden, von der Etatsberathung freigestellten Sessionen die Rede sein. Die officiöse Stimme scheint demnach zu unterstellen, daß eben diese Sessionen „für

andere dringliche Berathungsgegenstände Raum geben“ sollen — aber wozu dann die Abänderung des die jährliche Berufung des Reichstags anordnenden Artikel 13 der Verfassung, zu welcher die amtlichen Motive arglos bemerken: „wenn der Etat nicht mehr jährlich festgestellt wird, so falle auch die Nothwendigkeit fort, den Bundesrath und Reichstag in jedem Jahre zu berufen, denn die übrigen gesetzgeberischen Arbeiten seien nicht der Art, daß die alljährliche Berufung beider Versammlungen als ausnahmslose Regel festzuhalten wäre“. Warum hat denn aber der von den Regierungen dem constituirenden norddeutschen Reichstage vorgelegte Entwurf der heutigen Reichsverfassung den Artikel 13 bereits im Wortlaut enthalten, während doch jener selbe Entwurf die Feststellung des Stats gleich für die Dauer der ganzen Legislaturperiode in Aussicht nahm? Entweder waren die Urheber des damaligen Entwurfs im geraden Gegensatze zu den Verfassern der Motive des heutigen der Ansicht, daß selbst für zwei aufeinanderfolgende Reichstagsessionen ohne Statsberathung die übrigen gesetzgeberischen Arbeiten genügenden „Anlaß“ geben würden, oder sie glaubten, daß eine parlamentarische Körperschaft außer Statsberathung und eigentlicher Gesetzgebung noch andere Aufgaben zu erfüllen habe.

Gestehe man also ehrlich: weder die amtliche Ausführung über die Collision der Statsberathung zwischen Reichstag und Einzellandtagen, noch das officiöse Reden von „Ueberfülle der Sessionen“, welche „die öffentliche Meinung jeder Möglichkeit beraubt, den übermäßig gebotenen Stoff auch nur aufzunehmen, geschweige denn ihn zu verarbeiten“ und „die Parlamente selbst nöthigt, die wichtigsten Fragen in überstürzender Eile zu behandeln, um der nächsten parlamentarischen Körperschaft Platz zu machen“ — weder das eine noch das andere ergiebt einen Sinn, wenn nicht der Gedanke als leitender im Hintergrunde steht, jener Collision und Ueberfülle durch die Einführung einer zweijährigen, einander ablösenden Periodicität für Reichstag und Landtag abzuhehlen. Ganz unverständlich ist es also, wie ein freiconservatives Parteiorgan in der Verlängerung der Statsperioden „unter der Voraussetzung alljährlicher Berufung des Reichs- und Landtages“ noch „die Beseitigung eines unnützen Ballastes“ findet. Versteht die Regierung sich einmal dazu, die Abänderung des Artikels 13 fallen zu lassen, so verschwinden alle Vortheile, welche man sich wohlervogen von der Zusammenziehung der Budgetberathung versprechen mag, gegen die unleugbaren Bedenken, welche der Veranschlagung von Staatseinnahmen und Ausgaben auf zwei Jahre voraus auch für die Regierung selbst haben muß.

Bergegenwärtige man sich doch nur, worin das „Zeitraubende“, der „unnütze Ballast“, die „unnöthigen Wiederholungen im Berathungsstoffe“ denn eigentlich liegen, welche man mit Grund der heute üblichen Budgetberathung

vorwerfen darf. Doch gewiß nicht in dem eigentlich finanziellen Theile derselben, welcher immer nur den weitaus geringeren Zeitaufwand in Anspruch nimmt, und an welchem schwerlich viel zu ersparen sein wird, wenn wirklich die Statsaufstellung „für jedes Jahr besonders“ mehr als bloßer Schreib- und Druckaufwand sein soll. Jedes Finanzjahr hat dann eben sein eigenes Gesicht und wird zu besonderen Bemerkungen und Erörterungen Anlaß geben. Was die Budgetberathungen und vornehmlich im preussischen Landtage bis zum Unerträglichen aufgeschwellt hat, ist die aus Frankreich übernommene Methode, dieselben als „Generalinventar aller starken und schwachen Stellen der Staatsverwaltung“ zu behandeln, das heißt an die einzelnen Statstitel Beschwerden über die materielle Ausübung der in denselben berührten Staatsfunctionen anzuknüpfen. Diese Methode hat sich in ihrer Heimath während der ersten Jahre der Restauration ausgebildet, weil die damalige vom Könige auferlegte Geschäftsordnung die freie parlamentarische Bewegung in Interpellationen, Anträgen und Resolutionen in einer heute gar nicht mehr verständlichen Weise einschränkte. Da nun doch die in der Beschwerde und Kritik sich geltend machende Controle der gesammten Staatsverwaltung ein wesentlicher, wenn nicht der wesentlichste Theil der parlamentarischen Aufgaben ist, so mußte sie an einer Stelle sich Bahn brechen, und die Budgetberathung mit der im Hintergrunde stehenden, von der Charte selbst sanctionirten Fiction der Budgetverweigerung bot sich dazu dar, weil an dieser Stelle die Kammern den einzigen sicheren Boden eigener Berechtigung unter den Füßen fühlten. Der einmal eingerissene Mißbrauch erhielt sich dann, auch nachdem der ursprüngliche Grund längst weggefallen war, weil er dem parlamentarischen Redestrom alle Schleusen der Geschäftsordnung öffnete, und wanderte so als angeborenes parlamentarisches Menschenrecht nach Deutschland hinüber. Es ist im höchsten Grade unbillig, wenn liberale Organe heute den Mißbrauch allein auf die ultramontanen Culturkanpfbeschwerden werfen: so oft die liberalen Parteien sich in der Opposition befanden, haben sie es nicht anders gemacht als in den letzten Jahren das Centrum, und noch jetzt versagt es sich kein Reichs- und Landbote, bei einem gelegenen Statstitel die trivialsten Localbeschwerden in aller Breite zur Sprache zu bringen.

Will man nun Abhülfe gegen diesen Mißbrauch, so mache man sich zuerst klar, was Mißbrauch daran ist. Doch nicht, daß diese Dinge überhaupt im Parlament zur Sprache kommen, denn es ist Pflicht wie Recht jedes Abgeordneten, die Mängel der Verwaltung und die Ungesetzlichkeit der Verwaltungsorgane, wirkliche oder vermeintliche, zu rügen und die Minister dahin zu bringen, daß sie ihrer verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit entsprechend Rede stehen. Das Ungehörige liegt darin, daß die Sache an un-

richtiger Stelle angebracht wird, wo die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstande der Verhandlung, dem Staatshaushaltsanschlage, abgezogen, jeder geschäftsordnungsmäßigen Disposition entzogen und diese auch für die ganze Verhandlung unmöglich gemacht wird. Die Abhülfe kann also etwa darin gesucht werden, daß die Minister, wozu sie durchaus befugt sind, die Einlassung auf jede Anfrage oder Beschwerde verweigern, von welcher sie nicht vorher in Kenntniß gesetzt sind, daß die Geschäftsordnung die schwerfällige französische Interpellation in die leichtere englische Anfrage zurückverwandelt und der Präsident jedes Vorbringen abschneidet, welches nicht in dieser Form oder im Wege des Antrages oder der Petition vorher auf die Tagesordnung gebracht ist. Sobald aber der Reichs- oder Landtag einmal versammelt ist, kann und darf nicht verhindert werden, daß der Beschwerdestoff, welcher sich seit der letzten Session angesammelt hat oder in dieser unerledigt geblieben ist, in geschäftsordnungsmäßiger Weise zur Verhandlung gelange. Will man also die eine um die andere Session von der Etatsberathung entlasten, so wird dasjenige, was dieselbe nach der bisherigen Uebung so zeitraubend macht, auf anderem Wege doch die Zeit des Hauses in Anspruch nehmen, und was daran etwa erspart wird, könnte nicht minder erspart werden, wenn die Etatsberathung stattfindet, vorausgesetzt, daß diese in der obenbezeichneten Weise von allen ungehörigen Zuthaten freigemacht würde.

Es ist also klar, „unter der Voraussetzung alljährlicher Berufung des Reichs- und Landtages“ würde die zweijährige Budgetfeststellung die Wirkung der Zeitersparniß gar nicht haben, welche man sich davon verspricht. In dieser Beschränkung zum Gesetz erhoben, bliebe der Entwurf ein Experiment, von dessen Zwecklosigkeit man sich schneller überzeugen würde, als man heute die Zwecklosigkeit der Verlegung des Etatsjahres erkannt haben will. Kommt einmal nach wie vor der Reichs- und Landtag alljährlich zusammen und wird die Statsaufstellung „für jedes Jahr besonders“ beibehalten, so wird man es bald genug wieder am einfachsten und selbstverständlichsten finden, auch alljährlich die Feststellung des Stats vorzunehmen. Auf die sachlichen Bedenken näher einzugehen, welche das Regierungsproject nur von dieser Seite genommen hervorrufen muß, darf daher vom staatsrechtlichen und politischen Gesichtspuncte ungleich weniger dringlich erscheinen, als sich eine klare und genaue Vorstellung seiner Gesamtwirkung zu bilden, wenn es einschließlich der Abänderung des Artikel 13 Reichsrecht und entsprechend Landesrecht werden sollte. Es ist in dieser Beziehung von den liberalen Gegnern des Projects wieder der gewöhnliche Mißgriff begangen worden, die parlamentarische Machtfrage gegen dasselbe auszuspielen, und darauf ist denn von officiöser Seite der Hohn nicht ausgeblieben, daß in der

Bevölkerung die „liberale Klage“ wenig Anklang finden werde. In der That aber, wenn es zutrifft, daß die öffentliche Meinung nur schwer für die jährliche Berufung der parlamentarischen Körperschaften und die jährliche Budgetberathung zu erwärmen wäre, liegt dies vielmehr darin, daß es sich um nichts weniger, als eine Parteifrage im gewöhnlichen Sinne, vielmehr um eine Lebensfrage des parlamentarischen Verfassungsstaates, um eine Grundbedingung für das gedeihliche Auswachsen seiner Einrichtungen und ihre gesunde Lebensthätigkeit handelt — um eine Frage, zu deren Entscheidung ein tieferes geschichtliches und staatsmännisches Verständniß erfordert wird, als man billiger Weise in der „Bevölkerung“ suchen kann, an deren richtiger Entscheidung aber die verantwortliche Regierung selbst noch ganz anders als eine unverantwortliche Parteimeinung betheilig ist. —1.

### Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Sommerstille. Vom Theater. — Eine lange Auswandererliste würde am besten geeignet sein, die Chronik der verflossenen Wochen zu ersetzen; Paris ist nicht mehr in Paris; der kleine Kreis, den man übereingekommen ist, die „große Welt“ zu nennen, hat bereits die Sommerquartiere auf Bergeshalden und an Seegestaden bezogen und stärkt seine Glieder für den ermüdenden Winterfeldzug der Raouts, Bälle und Soiréen. Auch die „kleinen Leute“ schnüren ihre Bündel. Die Advocaten erscheinen schon seit vierzehn Tagen nicht in der Barbierstube, um den traditionellen Ferienschnurrbart zusammen zu bringen, der sie in Trouville und Dieppe in neuem außerofficiellem Reize erscheinen lassen soll. Die Theaterdirectoren reisen unter dem Vorwande, einen Tenor zu suchen; die Schauspieler suchen naive Provinzbewohner auf, welche bei dreißig Grad Reaumur geduldig ihren Späßen lauschen und noch Geld dafür ausgeben; die Studenten laufen täglich auf die Hauptpost, um nachzusehen, ob das Reisegeld schon angekommen ist.

Kammer und Senat sind für mehrere Monate geschlossen, Versailles ist wie ausgestorben; kurz „alles rennt, rettet, flüchtet“, denn die Mode will, daß man nicht zu Hause sei.

Wer eine weite Reise nicht unternehmen kann, zieht wenigstens aufs Land, d. h. er pfercht sich mit seiner lieben Familie in ein kleines Häuschen ein, vor dem sich ein Garten von einigen zwanzig Quadratfuß Flächeninhalt ausdehnt. Dieser Garten enthält fünf oder sechs wohlgestutzte Bäumchen, einen Springbrunnen und eine „See“ genannte Lache, welche nur angelegt zu sein scheint, damit Arthur Gelegenheit habe, zweimal des Tages hinein zu fallen und seine Hosen zu beschmutzen, während Amalie die Umgegend von früh bis Nacht durch „Webers letzten Gedanken“ unsicher macht, die Mama

am Gitter lehnt und sich von den Passagieren der vorbeieilenden Eisenbahnzüge bewundern läßt, und Papa im Gärtnercostüm seine elf Geraniumtöpfe mit einer wahren Sündfluth aus der Gießkanne trinkt. Aber — man lebt auf dem Lande, sei es nun in Enghien, Montmorrençy, Ermonville, Argenteuil, Noisy, Joinville le Pont, oder wo es immer sein mag.

Ein anderes ist's mit dem wohlhabenderen Bürger, er befindet sich sammt Familie in der Normandie und Bretagne am Meeresgestade. Nächst Dieppe und Boulogne sind Deauville und Trouville wie bekannt die besuchtesten Orte. Während die Gesellschaft Deauvilles mehr die Provinz, sowie das selbstbewusste Bürger- und Beamtenthum repräsentirt, wo man altfränkisches Ceremoniel pflegt, auch nur im steifen Frack auf der Promenade erscheint, so herrscht in Trouville mehr ausgelassene Heiterkeit; man lacht, singt, tanzt, spaziert, arrangirt Fisch- und Segelpartien, bemüht sich überhaupt sich gegenseitig nicht lästig zu werden, sondern sich bestmöglichst zu unterhalten und zu amüsiren, was häufig sogar gelingt. Kurz, man lebt hier gesellig, während man sich in Deauville meist auf seine Villa beschränkt. Dort gleichsam der Faubourg St. Germain, hier der Boulevard des Italiens, wo man überall Bekannten begegnet. Politische Persönlichkeiten, Schauspielerinnen, Sportsleute, Börsenmatadore *ic.* wandeln jederzeit auf der herrlichen Promenade des Blancs, die mit jener des Anglais in Nizza zu den schönsten Meerpromenaden zählt, die ich kenne. Hier trifft sich Monsieur Toutlemonde, drückt sich die Hand, bildet Gruppen und regalirt sich in Ermangelung des politischen Plausches mit simplen Familiengesprächen. Nur während der Renntage ist Deauville lebendiger und vorzuziehen.

In den hiesigen Theatern spielen die Controleure Versteckens und in manchem Parterre ist's so übe wie auf der Ebene von St. Denis. Die Logenschließerinnen, denen die „todte Saison“ am meisten Abbruch thut, da sie einer unbilligen Einrichtung zufolge ihren Platz Jahr ein Jahr aus dem Director gleichmäßig bezahlen müssen, suchen die Wenigen, welche sich ins Theater verirren, zu brandschätzen.

Hiervon ausgenommen sind nur das Theater Français, die Oper und Palais Royal, während Porte Saint Martin mit den Mystères de Paris, folie dramatique, mit Madame Favart und Gymnase mit Sardou's Nos bons villageois eine überaus mächtige Kasse erzielen. Die Oper ergiebt noch mit der Jüdin, den Hugonotten, König von Lahore, Nedda und Favorite eine Durchschnittseinnahme von 15—16,000 Francs. Das letzte Jahr war der Ausstellung wegen nicht maßgebend und die gesammte Theatereinnahme hatte sich von 21½ Millionen auf 31½ Millionen Francs gehoben. Herr Baucorbeil, der wie bekannt den bisherigen Director Herrn Galanzier ersetzt, wird einen bei weitem schwierigeren Stand haben und finanziell keine so glänzenden Resultate erzielen. Radicale Spaßvögel geben ihm zu bedenken,

ob es nicht zeitgemäß wäre, das Museum der Musik, d. i. die Pariser Oper, sofort in eine Altersversorgungsanstalt für republikanisch gesinnte, engagementslose Theaterinvaliden umzugestalten.

Die Künstler des Theater Français sind nach ihrer Zurückkunft aus London in dem während ihrer Abwesenheit glänzend neu decorirten, aller Welt bekannten Vocale vom hiesigen Publicum mit Auszeichnung und Enthusiasmus empfangen worden. Der ersten Vorstellung, die Molières „Gelehrte Frauen und der eingebildete Kranke“ brachte, und in der Got, Coquelin und Sarah Bernhardt am Schlusse wahrhaft stürmische Ovationen dargebracht wurden, wohnten auch der Präsident Grevy, sowie Gambetta, Ferry und Greslay bei.

Ersterer ließ sich Herrn Mazerolles, den Maler des herrlichen Deckengemäldes vorstellen und überreichte ihm das Band der Ehrenlegion. Jenes den ganzen Plafond einnehmende Gemälde zeigt einen den dramatischen Dichtern Molière, Corneille und Racine dargebrachten Huldigungsact. In der Mitte thront die France in sitzender Haltung und überreicht Racine und Corneille, die zur Linken stehen, sowie Molière, der zur Rechten erscheint, die Krone der Unsterblichkeit. Die zu beiden Seiten dieser Hauptgruppe dargestellten zahlreichen Figuren sind sämmtlich den Molièreschen Komödien entnommen. Zur Rechten sieht man den Bourgeois gentilhomme Dorimenes Hand küssen; Elmire, die den lüsterne Tartüffe zurückstößt; den Geizhals, welcher den Schatz in Sicherheit bringt u. s. w. Zur Rechten eine Gruppe, aus welcher Raynard, Marivaux, Beaumarchais, Voltaire und Musset hervortreten, die der Krönung der Dichterheroen beiwohnen.

### L i t e r a t u r .

Die Rheinlande von der Schweizer bis zur holländischen Grenze. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Zwanzigste Auflage. Leipzig, K. Baedeker. 1879. — Die Rheinlande sind das erste der Reisebücher gewesen, die den Namen Baedeker in die Welt getragen haben. Die zwanzigste Auflage kann in der Fülle ihres Inhaltes und ihrer Ausstattung auf einen recht bescheidenen Anfang zurückblicken. Was liegt nicht alles in dem Zeitraum des Halbjahrhunderts, während dessen das Buch allmählich seine heutige Gestalt gewann? Die durchgreifende Veränderung in der Art des Reisens, die Erschließung ganz neuer Wanderziele, dazu die ungemeine Bereicherung der wissenschaftlichen Landeskunde und der Kunstgeschichte, das alles ist aus diesen zwanzig Auflagen herauszulesen, die im Kleinen ein treu folgendes Bild jener Veränderungen sind. Und selbst ein gutes Stück Zeitgeschichte spielt mit — seitdem ist der Rhein wieder ein deutscher Strom geworden; wir lesen es aus jeder Seite, die dem Ueberrhein, den Vogesen gewidmet ist und Lothringen mit seinen schicksalvollen Schlachtfeldern.

Unterwegs. Kleine Geschichten und Lustspiele von Berthold Auerbach. Berlin, Gebrüder Pötel. 1879. — Gelegentliche Gestaltungen, wie sie sich ihm mehr „unterwegs“ auf dem Wege zu größeren Zielen gebildet haben, veröffentlicht Auerbach in diesem Bande zusammen, nachdem die einzelnen Schöpfungen wohl

jämmtlich schon früher in diesem oder jenem Blatte oder, wie die Lustspiele, auf der Bühne einem engeren Leser- oder Hörerkreise vorgeführt gewesen sind. Die fünf kleinen Geschichten („Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen Fest“, „Der Sohn des Rätchens von Heilbronn“, „Die feindlichen Schwestern“, „Wie der Großvater die Großmutter nahm“ und „Die Vergolderin“) zeigen in manchem feinen psychologischen Zuge und ebenso in mancher gesuchten Wendung ganz die alte Art des Verfassers und haben uns von vorn herein ein mäßigeres Interesse erregt als die drei Lustspiele, da sich Auerbach auf dramatischem Gebiete bis jetzt nur wenig und nicht gerade mit besonderem Erfolge versucht hat. Auch bei zweien der hier veröffentlichten Einacter, „Das erlösende Wort“ und „Eine seltene Frau“, begreifen wir wohl, daß ihr Eindruck bei ihrer Aufführung im königlichen Schauspielhause in Berlin kein durchschlagender gewesen ist. Zwar sind die denselben zu Grunde liegenden Ideen unleugbar ansprechend, auch die allgemeinen Umrisse der Composition nicht ungeschickt, aber die Ausführung im Einzelnen ist in einem so geschraubten und unnatürlichen Tone gehalten, daß einem dadurch die ganze Freude verdorben wird; diese Männer und Frauen sind Bierpuppen, keine frischen und frisch anmuthenden Gestalten. Natürlicher ist das kleine, sich in wenigen Minuten abspielende „Stimmungsbild“ „Kiegel vor!“ und ganz zu einem kleinen Parodestück für eine gastirende Virtuosa geschaffen. E—e.

Cypern, seine alten Städte, Gräber und Tempel. Bericht über zehnjährige Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel von Louis Palma di Cesnola. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Ludwig Stern. Mit einem einleitenden Vorwort von Georg Ebers. Mit zahlreichen Illustrationen, Tafeln und Karten. Jena, Hermann Costenoble. 1879. — Dieses schön ausgestattete Werk, die deutsche Uebersetzung des vor zwei Jahren in London erschienenen Originals, ist in mehr als einem Sinne ein Seitenstück zu Schliemanns Mykenä. Auch die Funde von Cypern führen uns, wenigstens in ihrem hauptsächlichsten und interessantesten Theil, in die hellenische Vorzeit, ja in die vorhellenische Zeit zurück, da die Kunst des Mittelmeers noch in asiatischen Windeln lag, denen sie erst allmählich entwachsen sollte, durch Mischformen hindurch zum Typus der klassischen Schönheit sich läuternd. Auch hier beschränkt sich der Funder darauf, Bericht über das von ihm selbst Geleistete zu erstatten, und auch hier gehört derselbe nicht der archäologischen Kunst an: es ist der Liebhaber, der von einem edlen Ehrgeiz getrieben, mit eigenen Mitteln, ohne anderweitige Unterstützung, lediglich als Privatmann das Eiland der Aphrodite durchforschte und mit seinen Erfolgen im Stande war, der Kunst- und Culturgeschichte ein neues Capitel hinzuzufügen. Luigi Palma di Cesnola, Italiener von Geburt, machte in Amerika den Secessionskrieg mit und wurde wenige Tage vor Lincoln's Ermordung von diesem zum Consul der Vereinigten Staaten auf Cypern ernannt. Am Weihnachtstage 1865 dort angelangt, verwaltete er seinen Posten durch ein Jahrzehnt, während dessen er die Insel nach allen Richtungen durchzog, nach den Resten der alten Culturstätten spähte, die Erde aufwühlte, Grundmauern bloßlegte, Gräber eröffnete; in allem dem durch seine amtliche Stellung gefördert und durch einen großherrlichen Ferman ermächtigt, der aber doch nur einen Theil der großen Schwierigkeiten beseitigen konnte, die ihm die Natur des Landes, seine Verwilderung und der üble Wille der Behörden bereitete. Durch Glück und Ausdauer gelang es dem Vielgewandten, eine Sammlung von Alterthümern zusammenzubringen, Statuen und Reliefbilder, Idole, Vasen und Geräthe, welche die cyprische Kunst, bisher nur aus wenig zahlreichen Funden bekannt, jetzt in einer gewissen Vollständigkeit überblicken und studiren lassen. Die Sammlung selbst ist



aber leider nach Amerika verkauft und darum für die europäische Forschung so gut wie verloren. Um so werthvoller ist die ausführliche Beschreibung, die der General auf Zureden seiner englischen und amerikanischen Freunde verfaßt und mit zahlreichen, vortrefflichen Illustrationen begleitet hat. Georg Ebers giebt dem Buche das Zeugniß auf den Weg: „Was Layard für Babylon und Ninive, was Mariette für Egypten, was Schliemann für Zion und Mykenä, das hat Cesnola für Cypern gethan. Unter den Namen der glücklichsten Ausgräber ist dem seinen ein Ehrenplatz gesichert, und diesen hat er sich durch Jahre lange Mühen und durch Gefahren, denen unser reich begabter Landsmann Dr. Siegismond zum Opfer fiel, redlich erkämpft.“ Cypern hat freilich nicht dieselbe Anziehungskraft für unsere gebildete Welt wie Mykenä, an das sich Namen wie Atreus und Agamemnon, Orestes und Iphigenie knüpfen. Dafür stört aber der schöne Mythos nicht wie dort in der unbefangenen Werthung der Funde für die Wissenschaft. Zudem ist uns doch auch Cypern neuerdings näher gebracht, insbesondere durch die Schilderungen Franz Vöher's, der Landschaft und Geschichte, Heutiges und Vergangenes in feingearbeitete Bilder gefaßt hat. Vornehmlich die mittelalterlichen, doch auch die früheren Schicksale des Eilandes hat er ins Gedächtniß zurückgerufen, das, recht zum Bantapfel wie zum friedlichen Austausch zwischen Morgen- und Abendland bestimmt, eine zehnfältige Culturschicht auf seinem Boden abgesetzt und nacheinander den Phönikiern und den Griechen, Persern, Egyptern und Römern, Byzantinern und Franken, Benedig und den Türken gehört hat, bis nun England das werthvolle Bollwerk im Winkel von Kleinasien und Syrien als Beute aus dem letzten russisch-türkischen Krieg davontrug. Zu derselben Stunde, als Vöher die Worte schrieb: „Zur Zeit scheint sich kein Mensch auf der Welt um die altberühmte Insel zu kümmern,“ und im Schlußworte gar uns Deutschen den Mund nach den cyprischen Herrlichkeiten wässerig machte, hatte sich Lord Beaconsfield bereits zum Sprung gerüstet, der gleich darnach mit bewundernswerther Präcision ins Werk gesetzt wurde. Nun das Eiland, dessen Gestalt Vöher mit einem Schinken vergleicht — die Alten zogen eine Hirschhaut oder ein ausgebreitetes Blietz zum Vergleich herbei — in europäischen Händen ist, darf man erwarten, daß mit der Zeit auch systematischere Nachgrabungen nicht ausbleiben nach dem, was der Boden noch an alten Schätzen bergen mag; denn über der Erde ist aus dem Alterthum so gut wie nichts erhalten. Für jetzt sind freilich die Aufgaben der Engländer anderer und dringlicherer Art, und inzwischen ist bei Cesnola so viel und vielerlei vereinigt, daß die Wissenschaft Arbeit genug hat und — in Verbindung mit dem, was anderwärts, namentlich durch den englischen Consul Lang zu Tage gefördert und im britischen Museum vereinigt ist, — schon ein außerordentlich ergiebiger Ueberblick möglich ist über das, was die Cyprioten in Kunst und Kunstgewerbe geleistet haben, und zwar von den phönikischen Zeiten an, etwa vom neunten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, bis zu den Zeiten der römischen Herrschaft. Die Einreihung und Deutung der Funde im Einzelnen muß natürlich der archäologischen Forschung vorbehalten bleiben. Auch dies ist ein Vorzug von Cesnolas Werk, daß es sich aller voreiligen Schlüsse und Vermuthungen enthält. Seine Berichterstattung ist schlicht, aber anschaulich und lebendig, und den Entdeckungsfahrten durch die Insel mit ihren Abenteuern und Hindernissen, Beschwerden und glücklichen Erfolgen wird auch derjenige gerne folgen, der nicht zu den Eingeweihten der archäologischen Gilde gehört.

L.

---

 Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Ausgegeben: 4. September 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Hermann von Wied, der Reformator Kölns. \*)

### I.

Steigt man von Neuwied im Thale der Wied aufwärts nach der Ruine von Altwied, so gelangt man ungefähr eine Stunde, ehe man das alte Schloß der Wiedschen Grafen erreicht, zu dem Dorfe Niederbiber. Betritt man dann weiter die einfache Dorfkirche, so erblickt man bald unter dem Altartisch eine schmucklose Grabstätte, welche dem Fremdling verkündet, daß unter ihr Graf Hermann von Wied den ewigen Schlaf schläft. Man ist billig erstaunt, den Träger eines so erlauchten Namens, den Sprößling eines der berühmtesten und mächtigsten Geschlechter der rheinischen Geschichte in dieser prunklosen Umgebung, fernab vom Geräusch der Welt gleich einem einfachen Landgeistlichen, der hier an der Stätte seines Wirkens zur letzten Ruhe gebettet worden ist, unter den Todten zu finden. Unser Erstaunen wächst noch, wenn wir erfahren, daß dieser Hermann von Wied während einer Reihe von Jahrzehnten einer der vornehmsten Kurfürsten des heiligen deutschen Reiches, das Oberhaupt einer der ältesten und glänzendsten Kirchen der Christenheit gewesen ist, dem es vermöge seiner Stellung weit eher zugekommen wäre, im hohen Chor einer Cathedralskirche, unter einem prunkenden, kunstgeschmückten Epitaphium, als hier an einsamer Stätte, unter dem Altar einer Dorfkirche von einem vielbewegten Leben auszuruhen. Und doch, wenn wir den Lebensgang dieses Mannes ins Auge fassen, werden wir sagen müssen, daß seine letzte Ruhestätte nur der treffende Ausdruck seines ganzen Charakters, seiner Schicksale und Erfahrungen ist. Der Reformator des Kölner Erzstifts, als welchen wir Hermann von Wied trotz des Scheiterns seines Reformationswerkes bezeichnen dürfen, da nicht der Erfolg, sondern nur die reine Absicht das Wesen der geschichtlichen Persönlichkeit bestimmt, darf, wenn wir zu einer richtigen Würdigung seines Charakters gelangen wollen, nur aus sich selbst heraus, nicht im Gegenhalt zu anderen Häuptern der Reformation,

\*) Barrentrapp, Hermann von Wied und sein Reformationsversuch in Köln. Leipzig, 1878.

beurtheilt und bemessen werden. Weder war er, wie Friedrich der Weise von Sachsen und Philipp der Großmüthige von Hessen, hervorragend durch besondere Schärfe des Geistes und Energie des Willens, noch konnte er, was theologisches Wissen, glänzende Redegabe und Schlagfertigkeit im Kampfe mit den andersgläubigen Kirchenparteien anlangt, auch nur annähernd einen Vergleich mit den geistigen Häuption der Reformation, einem Luther, Melancthon, Calvin, oder auch nur mit Namen zweiten Ranges, wie Bucer unter anderen, aushalten: was er dagegen ganz für sich in Anspruch nehmen darf und was ihn werth macht der Erinnerung aller kommenden Zeiten, das ist, daß er ein Mann von unerschütterlicher Charaktertreue war, den auch die schärfsten Verfolgungen seiner Gegner, die lockendsten äußeren Vortheile keinen Augenblick in dem Festhalten der einmal erfaßten evangelischen Wahrheit wankend zu machen vermochten. Wahrlich ein erhebender Genuß ist es, inmitten all der zahlreichen, einander oft mit egoistischen, ja unlauteren Beweggründen entgegenarbeitenden Bestrebungen des Reformationszeitalters einer so durch und durch geläuterten und selbstlosen Erscheinung, wie die des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied ist, zu begegnen. Freilich der äußere Erfolg begleitet selten die Unternehmungen solcher edlen Charaktere: sie unterliegen im Kampfe mit den bestehenden Gewalten, weil diese meist durch tausende von Fäden mit den großen Massen zusammengeknüpft sind, gemeinsam mit diesen einen altüberkommenen materiellen Besitzstand, eine Kette bequemer Gewohnheiten mit allen Mitteln der Gewalt und Klugheit siegreich zu vertheidigen verstehen. Keine Frage, die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ist eine That deutscher Geistes- und Gemüthstiefe, aber auch ihr haben unreine Motive angehangen und ihre Erfolge sind nicht immer mit den lautesten Mitteln erlämpft worden. Dem gegenüber hebt sich um so leuchtender der Reformationsversuch Hermanns von Wied, wenn er auch nur ein Versuch geblieben ist, hervor, da keine äußeren, materiellen Motive, sondern lediglich die Kraft innerer Ueberzeugung den Reformator zu seinem Werke getrieben haben. Nur langsam ist er an dasselbe herantreten, aber, als er es einmal erfaßt hatte, hielt er mit der Treue einer erkannten Wahrheit, einer übernommenen Pflicht fest an ihm, und als die Stunde kam, wo ihm nur mehr die Wahl blieb zwischen dem Fallenlassen desselben und dem Ausscheiden aus einer Stellung voll Macht und Glanz, da trat er von dem Schauplatz zurück in ein Leben der Einsamkeit, gebeugt, doch nicht gebrochen, da ihm der helle Stern seines Lebens, das freie Bekenntniß seines evangelischen Glaubens, in die Nacht der Verbannung folgte.

Schon um der Persönlichkeit dieses Mannes wegen scheint mir ein näheres Eingehen auf seinen Reformationsversuch der Theilnahme weiterer Leserkreise werth zu sein. Aber auch abgesehen von dem Reformator selbst,

der Boden, auf welchem sich das Reformwerk Hermanns von Wied abspielt, die innige Verbindung, in welcher der tiefe Zerfall des Kölner Erztifts während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit dem Scheitern des Reformversuchs Hermanns zu stehen scheint, und noch andere Umstände, auf welche ich näher zu sprechen kommen werde, dürften es rechtfertigen, wenn ich über die reformatorische Wirksamkeit Hermanns von Wied im Folgenden näher handle.

Man mag das mittelalterliche oder das heutige Köln ins Auge fassen, so wird man stets das Gleiche behaupten dürfen: daß es innerhalb der deutschen Grenzen nicht leicht eine zweite Stadt und Landschaft giebt, welche vermöge ihrer mannichfachen Vorzüge so sehr den Preis vor allen übrigen Gauen und Städten verdient, wie gerade Stadt und Landschaft Köln. Namentlich von dem mittelalterlichen Köln gilt dies im vollsten Umfange: dem heutigen Köln, so glänzend es sich bereits wieder aus einem länger als zweihundertjährigen Schlummer herausgerafft hat, steht jedenfalls noch eine weit glänzendere Zukunft in Aussicht, vorausgesetzt, daß es auf der eingeschlagenen Bahn geistiger Regsamkeit verbunden mit einer möglichsten Anspannung aller ihm durch die Natur seiner Lage förmlich in den Schooß geschütteten Vortheile fortschreitet. Konnte schon seit Beginn der deutschen Geschichte die rheinische Tiefebene als der Mittelpunkt Deutschlands betrachtet werden, da hier die entscheidenden Wendungen seiner Geschichte sich vollzogen, namentlich die für die Cultur unseres Volkes so epochemachenden Berührungen mit anderen höher entwickelten Völkern statthatten, so steigerte sich ihre historische Bedeutung seit der Begründung des fränkischen Reichs insbesondere noch dadurch, daß gerade Köln mit seinen angrenzenden Landschaften als der geeignetste Verbindungspunct des ost- und westfränkischen Reiches sich darbot. Schon frühe kam zu dieser geographischen die kirchliche Bedeutung Kölns, was in einem Zeitalter, das nahezu alle Seiten menschlicher Thätigkeit, alle Aeußerungen des Volkslebens der Kirche und ihren Principien unterthan zu machen oder wenigstens in eine nähere Beziehung zu derselben zu bringen gewohnt war, von höchster Wichtigkeit für die Blüthe eines Gemeinwesens sein mußte. Der Bedeutung der Stadt entsprechen denn auch die Schilderungen der Zeitgenossen. Keineswegs nur einheimische Stimmen rühmen die Größe des mittelalterlichen Kölns. Berichtet bereits im elften Jahrhundert Lambert von Hersfeld, daß Köln nächst Mainz als das Haupt und die Fürstin von allen Städten des deutschen Reiches gelte, so bezeichnet etwas später Wilhelm von Malmesbury das von Waaren und Heiligthümern angefüllte Köln geradezu als die Metropole von ganz Deutschland, und ebenso erklären Otto von Freising und Leopold von Oesterreich, Gottfried von Biterbo und der Dichter des *Vigurius* das „reiche“ Köln des zwölften

Jahrhunderts für die erste deutsche Stadt. Als 1333 Petrarca Tage lang ihre Straßen durchwanderte, flößten nicht bloß ihre angenehme Lage und ihr herrliches Wasser ihm Bewunderung ein, auch der feine Ton und die guten Sitten der berühmten Bewohner, wie er solche in einer Barbarenstadt kaum erwartet. „Findest du in ganz Europa,“ schreibt noch im fünfzehnten Jahrhundert Enea Silvio, „Großartigeres und Prächtigeres als Köln?“ Mit Recht sind die Uebertreibungen zurückgewiesen, die über die Zahl der Häuser und Einwohner unserer mittelalterlichen Städte verbreitet sind: es ist ungerechtfertigt, von mehr als 100,000 oder gar mehreren 100,000 Einwohnern des mittelalterlichen Köln zu reden. Aber wohl dürfen die erwähnten Aeußerungen als vollgültige Zeugnisse dafür angeführt werden, welche Stelle im elften bis fünfzehnten Jahrhundert unter den deutschen Städten nach dem Urtheil der Zeitgenossen Köln behauptete. Und gewiß schon ein Hinweis auf seine Kirchenbauten und Malerschule, auf die Gelehrten, die hier gewirkt, auf Albert den Großen und Eckart, auf Thomas von Aquino und Duns Scotus genügt, die Bedeutung dieser Stadt für die Kunst- und Culturgeschichte des Mittelalters außer Zweifel zu stellen. Wer je mit den Problemen deutscher mittelalterlicher Stadtverfassung sich beschäftigt hat, weiß, daß nur ein Verständnis der Kölner Verhältnisse ihre Lösung ermöglicht. Und wie mit der Stadt, ist es mit dem Erzstift bestellt. Wer könnte es unternehmen, unsere mittelalterliche Kaiserzeit zu schildern, ohne eingehend der Kölner Erzbischöfe Bruno und Anno, Reinald von Dassel und Philipp von Heinsberg, Engelbert von Berg und Konrad von Hochstaden zu gedenken?

Wie sticht dagegen das Köln des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ab! „Köln,“ schreibt ein Reisender am Ende des vorigen Jahrhunderts, „ist in jedem Betracht die abscheulichste Stadt von Deutschland. Die meisten Häuser drohen dem Einsturz, ein großer Theil derselben steht ganz leer. Einen Drittheil der Einwohner machen privilegierte Bettler aus. Von Manufacturen kennt man hier nichts als eine Tabakfabrik und die Spizen, welche die Weiber und Töchter der geringeren Bürger klöppeln. Aller Industriegeist ist unterdrückt; die sogenannten hiesigen Kaufleute sind meistens nur Krämer und Commissionäre für die Kaufleute anderer Städte.“

Wo möglich noch trauriger ist das Bild, welches das Erzstift in denselben Jahrhunderten darbietet. Fast während des ganzen Zeitraums lag die oberste Leitung desselben in den Händen von Angehörigen eines Fürstenhauses, das sich in der Geschichte Deutschlands bez. seiner äußeren Politik durch eine gefährliche Hinneigung zu Frankreich und durch von dem letzteren geflissentlich geförderte Großmachtsgelüste, bez. seiner inneren durch indolente Abschließung des Landes gegen alle Culturfortschritte einen traurigen Namen gemacht hat. Dazu kam dann noch ein gewissenlos luxuriöser Hofhalt, welcher

die ohnedies so geschwächten oder wenig entwickelten Finanzquellen fast ganz auffog. Doch genügt alles dies noch nicht, um die üble Lage des Kurstaates im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu erklären. Das Schlimmste war die Verfassung dieser geistlichen Staaten. Mit Recht hebt es Häusser als charakteristisch hervor, daß, als der Sturm von Westen kam, vorwiegend in den geistlichen Gebieten unverhohlene Sympathien für die revolutionäre Strömung zu Tage traten. „Weder die Kirche,“ sagt Berthes, „noch das Reich, noch die Unterthanen hatten ein Interesse bei der Fortdauer der geistlichen Herrschaften; sie waren in ihrer Abgestorbenheit dem Untergang verfallen und bargen keine Keime in sich, welche bildend für eine künftige politische Gestaltung hätten werden können.“

Mitten inne zwischen der hohen Blüthe und dem tiefen Verfall liegt das sechzehnte Jahrhundert, das Zeitalter der Reformation, für Köln der Wendepunct seiner Geschichte. Nun steht es ja außer Zweifel, daß alle diejenigen Umstände, welche um diese Zeit ein rasches Sinken der alten städtischen Macht veranlaßten, auch für Köln ihren schlimmen Einfluß äußerten. Vorüber war die Zeit der Städtebündnisse, welche den Städten namentlich am Rhein, in Schwaben und an der See politisch einen dem Landesfürstenthum völlig gleichen, nicht selten sogar überlegenen Einfluß verschafften; das Letztere hatte mit seinen auf Centralisation und Unificirung der zahllosen kleinen und kleinsten autonomen Genossenschaften gerichteten Tendenzen den Sieg über das im Städtewesen des Mittelalters so durchgängig als charakteristisch hervortretende föderative Princip, welches das Staatsganze nur in einer Reihe von einander völlig unabhängiger Lebenskreise darzustellen vermochte, davon getragen; die meisten, namentlich die kleineren Reichsstädte waren schon zu Landstädten im heutigen Sinne des Wortes herabgesunken, wenn sie auch die äußeren Formen ihrer alten Souveränität noch bis zur Auflösung des heiligen römischen Reichs, wenigstens *de jure*, fortconservirten. Und auch die großen Gemeinwesen hatten sich diesem Verwesungsproceß nicht entziehen können, wenn auch die Größe ihres Gebietes, die Bedeutung ihrer materiellen Hülfquellen ihnen noch lange wenigstens den Schein der früheren Blüthe beließ. Hand in Hand mit diesem Sinken des politischen Einflusses ging das Absterben aller Bürgertugenden, welche unsere alten Städte zu Sitten nicht nur sprichwörtlich gewordener Biederkeit, Treue und Vaterlandsliebe, sondern auch eines über die nackte Befriedigung der unmittelbarsten Bedürfnisse hinausgehenden regen geistigen Strebens und geistiger Arbeit gemacht hatten. An ihre Stelle war ein kleinlicher, engherziger, zünftiger Kastengeist getreten, der sich nach außen ängstlich abschloß und seine einzige Aufgabe in der Conservirung und dem egoistischen Genuß der geretteten Bruchstücke einstiger Herrlichkeit zu erblicken schien. Der Bürger

war von den Stadtmauern, wo er so oft Freiheit und Ehre mannhaft gegen Fürsten und Adel vertheidigt hatte, in die dumpfen Handwerksstätten gewichen, indem er den Stadtschutz fremden Söldlingen überließ, denen jedes Interesse für das, was sie schützen sollten, abging. Die Gerichtspflege hatte ihre alte Stätte unter Gottes freiem Himmel, wo Jedermann den Gang der Verhandlung beobachten und controliren konnte, verlassen und geschlossene Räume aufgesucht; die Heimlichhaltung folgte dann rasch nach, noch rascher das Ausschneiden aller volksthümlichen Elemente in den Kreisen der Richter, der beisitzenden Schöffen, der Anwaltschaft u. s. w., bis dann schließlich, nachdem erst die Formen ihr Wesen geändert hatten, auch das einheimische materielle Recht dem fremden Platz machte. Fast noch tiefer als in der äußeren Verfassung war der Verfall hinsichtlich der materiellen Hilfsquellen, aus denen der mittelalterliche Glanz unserer Städte seine Hauptnahrung gesogen hatte. Wo war die Zeit geblieben, wo Köln den Stapelplatz zwischen Mittelmeer und Nordsee abgab, wo hier die großen Handelszüge zusammentrafen, die von Venedig und Genua über die Alpen und den Rhein hinab, dann vom fernen Nowgorod durch Vermittelung Lübecks und der westfälischen Städte dem Westen die Erzeugnisse des Ostens zuführten, wo hier die Waaren lagerten, die aus England, Frankreich und den Niederlanden für den Osten bestimmt waren, wo hier Wein und Korn, flämisches Tuch und westfälische Eisenwaaren vertrieben wurden? Wie gesagt, auch Köln mußte schwer unter den veränderten Zeitverhältnissen leiden, und all seine altbewährte Rührigkeit hätte den Proceß nicht aufzuhalten vermocht, den nun einmal die so ganz veränderte Richtung der früheren Handelswege im Gefolge gehabt hat. Aber ganz darf der tiefe Verfall der Stadt in den der Reformation folgenden Jahrhunderten doch nicht den allgemeinen Zeitumständen in die Schuhe geschoben werden: sonst wäre beispielsweise nicht ersichtlich, warum andere Städte, wie Augsburg, Nürnberg, Ulm, Straßburg, Hamburg, Bremen, welche doch von dem veränderten Handelszuge nicht minder schwer betroffen wurden, während des ganzen siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine wennschon gegen die frühere Blüthe nur noch schattenhafte, so doch im Vergleich mit Köln ganz respectable Bedeutung sich erhalten konnten. Oder, um auch außerdeutsche Städte, die jedoch mit Köln die allerengste Verwandtschaft aufweisen, zum Vergleich beizubringen, wie kam es, daß die niederländischen Städte ihre alte Größe nicht nur behaupteten, sondern sogar noch mehrten; daß dies lediglich mit der Auffindung eines directen Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung Amerikas zusammenhängt, ist deshalb nicht anzunehmen, weil der gleiche Vortheil anderen Ländern und Städten — ich denke hier vorzugsweise an Spanien und Portugal — höchstens zu einer vorübergehenden Blüthe verholfen hat. Die Ursache liegt tiefer: um es gleich

hier kurz auszusprechen: an dem tiefen Verfall Kölns, an dem üppigen Gedeihen der niederländischen Städte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hat in erster Linie die Art und Weise Veranlassung gegeben, wie sich beide zur Reformation des sechzehnten Jahrhunderts gestellt haben. Die nähere Darstellung des Reformationsversuchs Hermanns von Wied liefert das beste Zeugniß für die Wichtigkeit dieser Annahme.

Ich übergehe hier die dem Reformversuch Hermanns vorhergehende Regierungsperiode desselben. Sie unterscheidet sich nur wenig von derjenigen anderer Kirchenfürsten des angehenden sechzehnten Jahrhunderts. Jedenfalls waren die Reformbestrebungen Hermanns, die alsbald nach seinem Regierungsantritt sichtbar werden und sich nicht bloß auf die Abstellung kirchlicher Mißbräuche beschränkten, sondern ganz allgemein der Verwaltung des Erzstifts zugute kommen sollten — ich erinnere nur an die umfassende Codification des Kölner Landrechts vom Jahre 1538 —, durchaus von keiner weiteren präjudiziellen Bedeutung für seine spätere kirchenreformatorische Thätigkeit. Streitigkeiten mit Rom in Jurisdictionssachen, Patronats-, Zehnt- und andere Steuerfragen waren damals durchaus etwas Gewöhnliches; ja sie waren im fünfzehnten Jahrhundert, der Zeit der großen Concilien, der Schismen, der Concordate und der Bestrebungen nach Aufrichtung eines nationalen Landeskirchentums, weit verbreiteter, zahlreicher und heftiger gewesen. So dürfen wir auch den Streitigkeiten, in welche sich Hermann schon früher mit der römischen Curie verwickelt sah, keinen größeren Werth beilegen. Er hat sie zu seinem und seiner Kirche Gunsten zu wenden gewußt und hat in diesem Vorgehen die lebhafteste Unterstützung seines Clerus zur Seite gehabt — ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß solche Vorkommnisse durchaus nichts Auffälliges hatten. Zur Tilgung der Kölner Stiftsschulden hatte Papst Clemens VII. 1524 eine Besteuerung der eximirten geistlichen Corporationen gestattet und gleichzeitig dem Erzbischof für die folgenden drei Jahre die Besetzung verschiedener Pfründe übertragen. Die Bestimmungen des Wiener Concordats von 1448 über das päpstliche Collationsrecht und ihre Handhabung durch Rom hatten zu den mannichfachsten Klagen Anlaß gegeben, besonders die Festsetzung über die päpstlichen Monate. Die Curie hatte sich die im Januar, März, Mai, Juli, September und November vacant werdenden Benefizien zur Besetzung vorbehalten, wobei indeß die höheren Dignitäten in den Cathedral- und Collegialkirchen ausgenommen sein sollten. Streitigkeiten waren kaum vermeidlich, da namentlich die Curie noch über die weitgehenden ihr eingeräumten Privilegien hinaus sich vielfache Eingriffe in das Besetzungsrecht der Ordinariate zu Schulden kommen ließ. Wie, wenn nun der päpstliche Stuhl erledigt, wenn der Papst gestorben oder der lebende außer Stand gesetzt war, von seinem Collationsrecht Gebrauch zu



machen? Gerade dieser, der letzte Fall trat ein genau in dem Jahre, da der Gültigkeitstermin des Hermann 1524 verliehenen Privilegs zu Ende ging. Im Mai 1527 wurde Rom erstürmt, der Papst gefangen genommen. Die Willensfreiheit desselben schien dadurch so viel wie aufgehoben. Jetzt nahm daher Hermann die Pfründenbesetzung auch in den päpstlichen Monaten für sich in Anspruch und behauptete dieselbe auch nach der Freilassung des Papstes. Schon ein Jahr vorher hatte er sich genöthigt gesehen, dem Mißbrauche entgegenzutreten, der mit angeblichen päpstlichen Gnadenerlassen getrieben wurde; um hiervor seine Unterthanen zu schützen, hatte er verordnet, diese sollten stets vor ihrer Veröffentlichung durch erzbischöfliche Commissare geprüft werden. Doch waren, wie gesagt, alle diese und ähnliche Conflictte für die spätere Richtung des Erzbischofs von keinem weitergehenden Belange.

Interessanter muß uns die Art und Weise sein, wie er sich gegenüber den ersten Regungen des reformatorischen Geistes in seinem Lande verhielt. Auch Köln war nicht frei von ihnen geblieben, wengleich hier eine Reihe von Umständen zusammenwirkten, welche dem Eindringen religiöser Neuerungen einen fast unübersteigbaren Damm entgegenstellten. 1520 waren auf dem Domhof Luthers Schriften feierlich verbrannt worden, ohne daß jedoch dadurch ihre Verbreitung hätte gehindert werden können. Das Kloster der Augustinereremiten war durch Staupitz der sächsischen Congregation der Augustinerklöster zugewiesen, so mit den sächsischen Ordensgenossen in enge Verbindung getreten. Einzelne Brüder gingen auf längere oder kürzere Zeit nach Wittenberg; umgekehrt besuchte im Sommer 1521 Luthers Freund Vink auf einer Visitationsreise das Kloster; im Herbst desselben Jahres siedelte aus Wittenberg Heinrich Hummel hierher über; durch theologische Vorlesungen machte er nicht ohne Erfolg Propaganda für Luthers Anschauungen. Auch von zwei anderen klösterlichen Instituten, dem Hause der regulirten Canoniker zu corpus Christi und dem Kloster der Antoniterherren, klagte man, die „Lutherei“ habe Eingang bei ihnen gefunden. Aus den Kreisen der alteingewohnten Bürgerschaft wandte sich Gerhard Westerbürg schon 1523 in einer populären deutschen Schrift „vom Fegfeuer“ gegen die großen Unkosten „an Begräbnissen, Vigilien, Seelenmessen, Jahrmessen, Wachskerzen, Glockenläuten und dergleichen ungegründete und erdichtete Ceremonien“; er suchte zu beweisen, daß „solche Dinge weder Grund noch Boden in der heiligen Schrift haben und den abgeschiedenen Seelen wenig helfen können“; Bürgermeister und Rath von Köln forderte er auf, dafür zu sorgen, daß fortan „die unnützen Kosten und die teuflische Pracht, so allein in Hoffahrt, Geizigkeit und Unkenntniß ihren Grund hätten, abgelegt und gemindert würden.“ Auch ein Mitglied des rheinischen hohen Adels, der Deutschordensritter Wilhelm von

Nienburg, trat in Köln durch eine Reihe deutscher Schriften für die Lehre ein, „daß wir allein um des Glaubens willen gerechtfertigt und allein durch Christum selig werden und nicht durch die Werke, die wir doch aus Pflicht göttlicher Gebote zu thun schuldig sind.“ Gelang nun einerseits in Köln der Geistlichkeit die Fernhaltung der Reformationsidee keineswegs, so wurde doch andererseits die Weiterverbreitung derselben durch den Umstand gehindert, daß sich ihnen schon von Anfang an radicale Tendenzen und Bestrebungen nicht nur religiöser, sondern auch politischer und socialer Art an die Fersen hingen. Gerade das aber mußte die conservativen Stadtreregimenter stutzig und mißtrauisch gegen jede Neuerung überhaupt machen. Ein Kölner Bürgermeister bezeichnete 1525 einmal die Furcht vor inneren Unruhen in der Stadt als bedeutsamen Hinderungsgrund für die Einführung reiner Predigt des Evangeliums. 1525 war es zum Aufruhr auch in Köln gekommen. Es war den Kölner Rathsherren gelungen, ihn niederzuwerfen, ihre Herrschaft zu behaupten; dagegen sahen sie, wie in einer der niederdeutschen Städte nach der anderen zugleich mit der Reformation eine Veränderung des politischen Regiments durchgeführt wurde, sie fanden mancherlei über die neue Zeit zu klagen; lag es nicht auch ihnen, wie dem einigen von ihnen befreundeten Erasmus nahe, für alle Uebelstände, für alle Ausschreitungen an erster Stelle die verkehrten Bestrebungen Luthers „für die Freiheit Aller“ verantwortlich zu machen? Sehr verschiedenartige Ursachen wirkten so zusammen, in den leitenden Kreisen Kölns den Entschluß zu stärken, der Neuerung entgegenzutreten; daß man auch vor dem äußersten Mittel nicht zurückschreckte, zeigte sich, als hier 1529 Adolf Clarenbach und Peter Bliesteden den Märtyrertod erlitten. Von da ab ist der Kölner Stadtrath stets einer der heftigsten Gegner des Protestantismus gewesen.

Einen gerade entgegengesetzten Gang nahm die Haltung des Erzbischofs gegenüber der Reformation. Er hat von Anfang an mit keinerlei Parteinahme die Entwicklung der religiösen Bewegung beobachtet, wie einfache ehrliche Menschen alles Neue vorerst sorgfältig zu prüfen pflegen. Als sich ihm aber dann auf der einen Seite die schweren Mißstände in den bestehenden Einrichtungen, auf der anderen die lautere Reinheit und Kraft der neuen Lehre als unleugbare Gewißheit aufdrängten, war er keinen Augenblick ungeschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Und gerade solche revolutionäre Aufstände, wie die radicalen Unruhen in den Städten, der Bauernkrieg und der Münstersche Aufruhr, welche egoistische Gemüther nur noch mehr gegen alle und jede Reform verhärteten und auf der Bahn unnachsichtiger, leidenschaftlicher Verfolgung vorwärts trieben, waren für Hermann nur eine neue dringende Aufforderung, seinerseits den Weg der Reform zu betreten: er verschloß sich der Erkenntniß nicht, wie zutreffend es war, wenn damals Kon-

rad Heresbach äußerte: „Niemand anders als wir selbst sind an dem Elend dieser Zeit Schuld. Weigern die Fürsten eine gerechte Reformation, so giebt sich das Volk ans Aendern.“ Auch ihn machten gerade diese Erfahrungen geneigter, das zu thun, was die Fürsten, wie Heresbach urtheilte, längst hätten thun sollen, nämlich den veralteten Mißbräuchen, Gaukeleien und Träumereien der falschen Priester mit christlichen und geseglichen, religiösen und bürgerlichen Anordnungen entgegenzutreten. Auf das Klarste hatte gerade die Münstersche Revolution die Nothwendigkeit von Reformen dargethan und nicht minder den Gegensatz, in dem gerade die Reformatoren zu den Revolutionären standen. Waren es doch protestantische Theologen, welche vor allen den geistigen Kampf mit den Wiedertäufern führten, waren es doch die beiden vornehmsten protestantischen Fürsten, Sachsen und Hessen, welche vor allen Hülfe bei der Bewältigung Münsters leisteten.

Der erste Schritt, welchen Erzbischof Hermann zur Herbeiführung besserer Zustände in seinem Stift that, war die Berufung eines Provinzialconcils im Jahre 1536. Der Kölner Stadtrath protestirte, aber Hermann ließ sich nicht wankend machen: am 6. März wurde dasselbe zu Köln eröffnet. Der kurfürstliche Siegelbewahrer Gropper hatte einen Entwurf ausgearbeitet, der die Grundlage der Verhandlungen bilden sollte. Der Erzbischof, der persönlich den Sitzungen des Concils präsidirte, hatte die Genugthuung, daß der Entwurf in den meisten Puncten die Zustimmung der Versammlung fand. Doch erschienen die Beschlüsse erst 1538 im Druck, zugleich mit ihnen das auf dem Concil verheißene dogmatische Handbuch aus Groppers Feder.

Es ist interessant, etwas näher auf die Bestimmungen dieses Concils einzugehen, nicht nur zur Beleuchtung des religiösen Entwicklungsganges Hermanns von Wied und zur Charakteristik jener damals so weit verbreiteten vermittelnden Richtung einsichtsvoller Kirchenhäupter, sondern namentlich auch deshalb, weil gerade Gropper es war, der späterhin sich als der erbitterteste Gegner des Reformationsversuches seines Oberen entpuppte. Die Kölner Concilsbeschlüsse von 1536 geben uns dann einen Maßstab in die Hand, wie weit die altkirchlichen Gewalten überhaupt für die Frage der Kirchenreform sich gewinnen ließen. Wir werden sehen, daß dies immerhin nicht wenig war, wenn freilich die Concessionen mehr Mißbräuche in der Lehre als in der Verfassung der alten Kirche betrafen; wenigstens bleiben die Grundlagen und Spitzen derselben bei diesem ersten Reformversuch außer Betracht. Welt- und Klostergeistliche, nicht aber die vornehmen Stifter und Orden, geschweige denn das Episcopal- und Papalprincip sollen einer Neuordnung unterstellt, beziehungsweise in ihren Grundlagen irgendwie angetastet werden. Die Erstgenannten werden aufs Dringlichste an ihre Pflicht gemahnt; Niemand soll deshalb wider Willen gezwungen oder angereizt werden, sich dem geistlichen

Stande zu widmen, Niemand unbedachtsam aufgenommen werden. Die höchste Vorsicht ist bei Mädchen anzuwenden, daß sie nicht in unreifem Alter, nicht aus Furcht, nicht aus irgend einem unchristlichen Affect zum Dienste Gottes sich bekennen, denn jeder gezwungene Dienst ist mißfällig; die Eltern sollen ermahnt werden, ihre Kinder nicht wider deren Willen in das Kloster zu stoßen. Mönch und Nonne sollen die Kenntniß der Schrift, nicht die Sünden des Fleisches lieben, beten und wachen, stets etwas arbeiten, damit der Teufel sie stets beschäftigt finde, eben aus diesem Grunde, wie in den alten Klöstern geschehen, heilige Bücher abschreiben. In gleichem Geiste sind die Vorschriften über das Leben und die Pflichten der Weltgeistlichen und namentlich der Pfarrer abgefaßt. Als verdammenswerth werden menschliche Rücksichten und Bestechlichkeit bei der Vergebung kirchlicher Stellen bezeichnet; nicht vor ihrer Erledigung sollen Versprechungen auf sie eröffnet, nur Personen sollen sie verliehen werden, die das gesetzmäßige Alter, gute Sitten, genügende Bildung besitzen. In Anknüpfung an die Beschlüsse des Concils von Chalcedon wird die Häufung von Beneficien in einer Hand verboten, ausdrücklich erklärt: besser für den Bischof, wenige Priester zu haben, die würdig den Gottesdienst versehen, als viele unnütze.

Nie sollen die Geistlichen die Bibel aus der Hand kommen lassen; die Pfarrer werden namentlich ermahnt, die in den Briefen an Timotheus und Titus enthaltenen Lehren zu befolgen. Daß besonders an diese Briefe angeknüpft wird, ist wohl ein bezeichnender Zug unserer Verordnungen, die daneben übrigens auch Sätze unbestritten echter Paulinischer Briefe citiren und einschärfen. Mit biblischen Worten wird als die wichtigste Pflicht der Pfarrer die Verkündigung des Wortes Gottes hingestellt; in ihrem Vortrag sollen sie eitle Fabeln wie jede leere Geschwätzigkeit meiden, nicht zu lange bei Heiligengeschichten verweilen, nicht zu viel Rühmens von Wundern machen, wenn sie nicht ausdrücklich durch die Schrift oder durch glaubwürdigste Schriftsteller bezeugt sind. Von allen Schmähungen, Sticheleien, Verwünschungen, von jeder unnützen Streiterei ist auch den Kettern gegenüber abzusehen, rein und lauter das Wort Gottes zu predigen, gemäß der kirchlichen Ueberlieferung und der Interpretation der von der katholischen Kirche anerkannten Väter. Von streitigen Dingen soll gelehrt werden zu glauben was die Kirche glaubt. Vor jedem öffentlichen Tadel geistlicher und weltlicher Obrigkeit wird gewarnt, zweimal wird der Satz des Römerbriefes eingeschärft, daß jede Obrigkeit von Gott. Wer also der Obrigkeit widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung, wenn nicht — wird hinzugesetzt — die Obrigkeit ausdrücklich befiehlt, was wider Gottes Gebot; denn dann muß man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Eifrig ist das Volk zum Gebet für die Obrigkeit anzuhalten. Besonders eingehend handelt ein eigener Abschnitt über die Verwaltung der

auch hier festgehaltenen sieben Sacramente der katholischen Kirche. Bei dem Abendmahl wird einfach die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi betont, mit Berufung auf das Constanzer Concil die Forderung des Calicels abgewiesen; als ein repräsentatives wird das Opfer der Messe hingestellt, als lebendigste Vergegenwärtigung, als täglich erneuerte Darstellung des ein für alle mal dargebrachten Opfers Christi. Bei der Predigt der Buße soll dem Volke Furcht vor dem Zorn und dem gerechten Gerichte Gottes eingeflößt, doch dem wahrhaft BERNIRCHTEN Gnade und Barmherzigkeit verheißt werden. Unbescholten, unterrichtet und verschwiegen soll der Beichtvater sein, als ein kluger Arzt nach der Beschaffenheit der Krankheit die Arznei bereiten, die Kleinmüthigen trösten, die Trotzigen zurechtweisen. Unentgeltlich sind alle Sacramente zu spenden, nach dem Worte des Herrn: „Umsonst habt ihr es empfangen, gebt es auch umsonst.“ Die kirchlichen Gewohnheiten werden gegenüber den Angriffen der Feinde der Kirche vertheidigt, so auch die Beobachtung des Fastens; dabei sollen luxuriöse Fischspeisen nicht minder als Fleischspeisen gemieden werden. Bei allen Ceremonien ist mehr auf deren innere Bedeutung als auf die Aeußerlichkeiten zu sehen, abergläubischer Mißbrauch der Heiligen zu untersagen, so auch der Mißbrauch, der mit geweihtem Wasser, Salz, Kräutern zur Heilung von Vieh getrieben wird. Da bei Gelegenheit der Processionen durch die Felder viele Sünden begangen werden, wird es für besser erachtet, sie fortan innerhalb des Kirchenraumes abzuhalten und damit eine passende Anrede an das Volk zu verbinden. Um wirksam den unzähligen verderblichen Rezerereien entgegenzutreten, ist vor allem nothwendig, besondere Pflege der Erziehung der Jugend zu widmen. Acht Capitel eines eigenen Abschnittes beschäftigen sich mit den Schulen. Die Winkellehrer sollen entfernt, die Gymnasien und niederen Schulen mit tüchtigen Lehrern versehen, an den einzelnen Kirchen ein unterrichteter Mann zur Bildung der Geistlichkeit angestellt werden; eine Reihe von Vorschlägen sind angereicht zur Hebung der Universität Köln.

Man wird nicht irre gehen, wenn man solchen und ähnlichen Gedanken einen über die Bedeutung der in katholischen Kreisen der Zwanziger und Dreißiger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts verbreiteten Reformbestrebungen hinausreichenden Werth beilegt. In dem dogmatischen Handbuche, welches Gropper als Commentar der Concilsbeschlüsse ausarbeitete und an sämtliche Pfarrer der Erzdiöcese zur Vertheilung brachte, treten die einzelnen Bestimmungen in noch schärferer Gestalt und breiterer Ausführung hervor, so daß einer der gewiegtesten Kenner der Reformationsgeschichte nicht ansteht, das Buch als die wichtigste katholische Dogmatik der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen. Freilich, der Erzbischof war mit den erlangten Zugeständnissen noch keineswegs zufrieden, doch schien ihm die Zeit

noch nicht gekommen, wo er mehr durchzusetzen hoffen konnte. Für seine religiöse Entwicklung mußte es dabei von hoher Wichtigkeit sein, daß er noch im Jahre des Concils mit einem der Häupter des schmalkalbischen Bundes, Johann Friedrich von Sachsen, in persönliche Berührung trat. Nach einer Reise nach Berlin ging er zusammen mit Kurfürst Joachim II. nach Sachsen und traf dort mit dem genannten Fürsten zusammen. Von da ab häuften sich dann die Beziehungen zu angesehenen Protestanten in auffallendem Maße. Da erscheint zuerst in seiner Umgebung der bekannte Philosoph Agrippa von Nettesheim, der dem Kurfürsten seine *occulta philosophia* widmet und von dessen Residenz aus eine geharnischte Anklageschrift gegen die Universität Köln, dem Hort der scholastischen Theologie und der alten Kirchenlehre, schleudert. Noch entschiedener Parteinahme für die reformatorischen Ideen bezeugt Nicolaus Brudner, der seit 1537 an Hermanns Hofe weilte. Ein viel bewegtes Leben hatte er bis dahin geführt. Ursprünglich Augustiner-Ordensmönch zu Mülhausen im Elsaß, war er schon frühe mit Zwingli, Desolampad und Ulrich von Hutten in persönliche Beziehung getreten und der Reformator jener Stadt geworden. Der ausbrechende Bauernkrieg hatte ihn von dort weggeschleucht; in dem elsässischen Städtchen Benselden fand er dann Aufnahme, bis ihn auch hier sein unstäter Geist wieder auftrieb. Astronomische Arbeiten, Kalendermachen, Nativitäten stellen, Prognostica aufsetzen galten ihm höher als seine Pfarrgeschäfte. Doch trat er, wo es Noth that, auch mit Energie für seine protestantische Ueberzeugung ein. Wie Brudner zu den Elsässer Reformatoren, so stand zu den Wittenberger Peter Wedmann in engen Beziehungen. Als Sprößling einer Kölner Familie hatte er in Köln und Wittenberg studirt und wurde später Erzieher der Neffen und Mündel Hermanns, der Söhne des Grafen Johann von Wied. Auch im Kreise der verwandten rheinischen Grafengeschlechter boten sich dem Erzbischof zahlreiche Anknüpfungspuncte an die reformatorischen Tendenzen. Dem Grafen Wilhelm von Neuenahr gab schon 1536 Kurfürst Johann Friedrich in einem Briefe an Luther das Zeugniß, daß er das Wort Gottes höchlich liebe. Noch entschiedener hatte ein anderer Verwandter der Wieds, Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg, Partei für die Kirchenreform ergriffen. Ja in Köln selbst, im Domcapitel und an der Universität, blieb die neue Lehre nicht ganz ohne Vertretung. Die Stiftsherren Heinrich von Stolberg und Christoph von Oldenburg, der Jurist Johann Oldendorp, waren Freunde der Reformation. Gleichzeitig waren mehrere der eifrigsten Kölner Kämpfer gegen dieselbe aus dem Leben geschieden und hatten keinen gleich energischen Nachwuchs zurückgelassen.

Christian Meyer.

## Die Ueberbürdungsfrage und die Methodik.

Von einem Gymnasialdirector.

Zu groß wäre meine Erwartung von der Geduld der Leser dieser Zeitschrift, wenn die Ueberschrift auf eine ausführliche technisch-wissenschaftliche Behandlung dieses Capitels der Pädagogik und Schultheorie abzielte. Wir leben in einer Zeit, die bei Schulfragen sofort politisch gestimmt wird; „bedeutet Falls Abgang einen Systemwechsel oder nicht?“ „bist du für Simultanschulen oder nicht?“ dergleichen Fragen schwirren jetzt durch die Luft. Wer würde da Zeit haben für lange Einzelfragen der Theorie. Zudem leben wir wieder in der Zeit der Wahlcampagnen, wo die Parteien ihre abgezogenen Grundsätze auf ein Octavblatt schreiben (als ob man mit so einem dünnen Gerippe etwas sagen könnte) und es so in die Welt schicken. Das Blatt soll auch nichts sagen, sondern nur zum Sammeln blasen, praktisch wirken. Zum eingehenden Erwägen einer großen socialen und politischen Frage kommt es jetzt so selten, als zu der ruhigen Erörterung einer Unterrichtsfrage. Und doch; Stoff läge genug vor. Unsere Schulen, insbesondere unsere höheren Schulen, sind ja viel bewundert, und es ist uns ein Ehrenpunct, daß wir uns in dieser Beziehung nicht herunterziehen lassen. Aber wir haben doch noch so viel Aufrichtigkeit uns bewahrt, daß wir nicht blind sind gegen die Mängel unseres Schulwesens. Wenn wir in der reichlich vorhandenen Reformliteratur diese Mängel zusammensuchen wollten, so würden wir eine hübsche Anzahl herauszählen. Und wenn man uns nun räth, wir sollten uns bei dieser Aufzählung nicht so lange aufhalten, wir sollten lieber mehr wägen als zählen, so hören wir sofort hinter diesem allgemeinen Rath die treubeforgte Stimme der Väter, Mütter, Aerzte und Sanitätsbeamten: wir müßten als das gewichtigste aller Uebel ganz offenbar die Ueberbürdung der armen Schüler betrachten und alle Reform der Schulen könne gar nichts nützen, wenn man nicht damit erreiche, daß die Kräfte des Leibes und des Geistes der Heranwachsenden geschont werden, die psychisch-moralische Tüchtigkeit der künftigen Generation nicht durch das viele Siken, durch den Nachmittagsunterricht, durch die häuslichen Arbeiten, durch die zu frühe Abhekung mit den schwierigsten Abstractionen in der Weise der letzten Jahrzehnte untergraben werde. So hören wir es von allen Seiten erklingen. Man kann leicht entgegen, die Schule werde in dieser Weise für Uebel zur Rechenschaft gezogen, die in der Natur unserer ganzen Zeit ihren Grund hätten. Das ist ja richtig, aber die Schulen sind doch ein sehr wichtiger Factor, zumal in der Lebenszeit, in der sich nach dem Guten und Bösen hin noch die größte Einwirkung auf den Menschen ermöglicht. Wir kommen an den Anklagen der

Schulinteressenten nicht so leicht vorbei und sind nur berechtigt vorläufig zu erwidern, daß das Uebel, das man uns vorhält, nicht ganz modern ist, insofern man in dem größten deutschen Staat schon vor zweiundvierzig Jahren eine ganz energische Verfügung gegen Ueberbürdung erlassen mußte, auch damals auf Grund von ärztlichen Klagen. Man erreichte nichts damit, denn schon 1854 heißt es in einer Verfügung wieder „es wird von vielen Seiten über unverhältnißmäßige Belastung der Schüler mit häuslichen Schularbeiten Klage geführt, die sich nach verschiedenen Wahrnehmungen in Bezug auf einen Theil der Gymnasien als begründet erweist.“ Eben so klagte man 1856 und 1859 auf Seite der Schulverwaltung. Es half alles nichts. Ganz besonders aber wollte Preußen durch Verfügung vom 14. October 1875 dem alten Uebelstande abhelfen. Nach unseren Erfahrungen hat auch diese wohlgemeinte letzte Verfügung nicht geholfen, wiewohl ja nicht überall gleicherweise die Arbeitskraft der Schüler zu hoch angespannt wird und in manchen kleinen und großen Gymnasialstädten noch manche Zeit übrig bleibt für Schmetterlinge und Kaninchen, beziehungsweise für Gallerien, Ateliers, Theeabende, Theater, und besonders für die Anticipation von Verbindungen mit Paukereien und Kneipabenden. Sehen wir auch von diesem Unfug ab, den gewisse tiefsinnige Köpfe natürlich auch den schlechten Gymnasien anrechnen, so kann man doch fragen, warum jene energischen Versuche der Behörde, den Ueberbürdungsklagen ein Ende zu machen, so gar nichts gefruchtet haben. An Zustimmung von Seiten der Eltern und von Seiten der Presse hat es nie gefehlt. Ja, ein berühmter Schriftsteller, der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, hat eine ganze Reformbroschüre — und sie gehört nicht zu den schlechtesten — auf die Nothwendigkeit der Entlastung der armen Schüler gestützt. Und doch, was sagt dieser realistische Kopf? Er ist der Erste, uns vor Illusionen in dieser Richtung zu warnen, die man an seine Entlastungs-ideen knüpfen könnte. Er sagt in seiner neuesten Schrift: „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ (S. 704): „Wenn es auch gelingt, die schreiendsten Mißbräuche in dieser Richtung zu beseitigen — wozu bisher noch keine Anstalten getroffen — so wird doch nie wieder eine Zeit für die Jugend der Culturvölker kommen, wo dieselbe wie früher sich in Freiheit ihres Lebens freuen kann, immer unerbittlicher wird die Arbeitsaufgabe des Lebens ihre dunkeln Schatten auch in die Kindheit hinein werfen und deren unschuldiges Behagen mit den Sorgen und Bitterkeiten einer künstlich anticipirten Concurrenz des Ehrgeizes vergiften.“ So Hartmann. Er trägt diese dunkle Ausmalung der Zukunft in Uebereinstimmung mit seinen allgemeinen Ansichten da vor, wo er die Resignation auf Glück predigt zu Gunsten der Cultursteigerung, die ohne Zweifel in der moralischen Weltordnung liege. Wir prüfen jetzt nicht den Gedanken, der dort das treibende Motiv für Hartmann



ist. Wir sagen jetzt nur, wenn einmal Ueberbürdung der Jugend sein soll, o möchte sie doch einer Absicht auf Cultursteigerung zu verdanken sein und ihr dienen! Aber ach, das Gegentheil findet statt. Nicht Cultur ruft nach der Ueberlastung durch Stunden und Kenntnisse, und nicht Cultur ist das Resultat dieser sauern Arbeit, sondern aus mangelhafter Cultur, aus didactischer Rohheit geht sie hervor, und nicht Cultur, sondern eine hemmende, unverbundene und unfruchtbare Masse von Kenntnissen ist das Resultat derselben.

Man wird das etwas grob finden. Vorläufig freue ich mich, daß es heraus ist und bin gar nicht erstaunt, wenn man es grob findet, nicht einmal unzufrieden.

Ist es aber richtig, so sieht man zugleich, warum alle amtlichen Anstrengungen, die Ueberbürdung zu beseitigen, vergeblich sein mußten. Man hatte nur auf Symptome curirt, das ist nicht sehr gründlich. Das Uebel sitzt tiefer. Auch merkt man, daß alle äußeren Verkürzungen von Lehrgegenständen im Lehrplan keine sichere Wirkung auf das Uebel haben. Ob man das Französische streicht, oder die lateinische Poesie oder das griechische Scriptum, oder den binomischen Lehrsatz, das alles ist zunächst vielleicht aus andern Gründen sogar verkehrt, jedenfalls wird die ganze Sache nicht besser. Denn in die leer gewordene Stelle stürzt derselbe ungebesserte Unverstand, der sich für die Wahrheit hält. Und die andere Heilmethode, die „Eins nach dem Andern“ treiben heißt, ist weder ausführbar, noch ist sie vernünftig, wenn man mit ihr Ernst macht. Es geht auch im Geistesleben nicht an, was im körperlichen Leben unmöglich gefunden wird, drei Jahre von Milch ausschließlich zu leben, dann drei Jahre von Gemüse, hierauf ein Triennium von Mehlspeisen und ein anderes mit Braten folgen zu lassen. Die Bildungsweise ist von Anfang an, um dies vorwegzunehmen, nicht eine einstimmige Melodie, sondern eine dreistimmige Composition. Es muß nur darauf „raffinirt“ werden, um mit dem alten Frix zu sprechen, wie's am besten zu machen ist.

Bei der Wichtigkeit der Sache und ihrer Neuheit für die meisten Leser ist es mir sehr erfreulich, daß mir ein wackerer Kämpe die meiste Arbeit abgenommen, ein Freund, der seit zehn Jahren auf dergleichen Dinge, die für „höhere Lehrer“ vielfach unerträgliche Pedanterien sind, mit bestem Erfolg „raffinirt“ hat. Ich meine den Rector und Hauptlehrer F. W. Dörpfeld in Barmen-Wupperfeld, dessen Name nicht blos in seiner Heimath, sondern weithin einen guten und reinen Klang hat. Nachdem er in älterer Zeit, von dem unvergeßlichen Dr. Mager angeregt, sich mehr mit der besten Art des Schulregiments beschäftigt und die Idee der „freien Schulgemeinde“ entwickelt hatte, bemerkte er, daß für diese Richtung seiner Wünsche die Gegenwart keine Ohren habe. Der Staat und die Culturmacht des Staates befand sich

noch in dem aufsteigenden Ast der Curve und wird es, Dank der Curie, wohl noch längere Zeit bleiben. Aber es wird auch einmal die Zeit für die freie Schulgemeinde in irgend einer Form wieder kommen und dann wird man sich gern an Dörpfelds Buch erinnern. Der geringe Erfolg, den er in dieser Abtheilung der pädagogischen Theorie fand\*), war für Dörpfeld glücklicherweise der Antrieb, sich mehr der methodischen Seite zuzuwenden. Eine Reihe von Monographien, alle bei Bertelsmann in Gütersloh erschienen, über Religionsunterricht, naturgeschichtlichen Unterricht, psychologische Fragen, Theorie des Lehrplans etc. entstanden auf diese Weise. Natürlich muß Jeder, der auf diesem weitläufigen Gebiet etwas sagen will, sich an einen in sich begründeten Kreis von allgemeinen Lehren anschließen. Ich brauche kaum zu sagen, daß es das System Herbarts war, dem Dörpfeld sich anschloß. In der philosophischen Pädagogik giebt es eben kein anderes mehr, das noch fortlebt. Dieses aber lebt nicht nur fort, sondern es arbeitet tapfer weiter, vor andern durch Professor Ziller in Leipzig, dem sich die Namen von Männern wie Stoy, Ballauf, Strümpell, Drobisch, Barth, Bogt, Kern (Berlin), Willmann und andere eng anschließen. In weiterer Entfernung erscheinen dem Kundigen Männer wie Bonitz, Behrens, Steinthal und Lazarus in Berlin. Genug, wer in der Pädagogik nicht auf eigene Faust arbeiten will, kann jetzt nicht umhin, dieser Schule ernste Studien zuzuwenden, die auch das Glück gehabt hat, die philosophischen Wunderlichkeiten des Meisters für die Pädagogik ziemlich unschädlich gemacht zu haben. Man wolle diese aphoristischen Notizen mit der oben erwähnten Absicht entschuldigen, den philosophischen Hintergrund der Ansichten Dörpfelds zu bezeichnen. Wir können nun weiter gehen und sagen, daß ein in diesem Herbartschen Kreise erschienenen Büchlein den neuesten großen Aufsatz Dörpfelds, der uns hier vor allem interessirt, gewissermaßen veranlaßt hat. Die kleine Schrift: „Das erste Schuljahr“, von Rein, Pöckel und Scheller (Bacmeister in Kassel-Eisenach, 1878), aus der Eisenacher Seminarsphäre stammend, war die Veranlassung. Und der Aufsatz Dörpfelds ist überschrieben: „Eine zeitgeschichtliche Betrachtung und eine Buchrecension“\*\*). Es sind kaum siebenzig Seiten, aber der

\*) Da es noch immer Leute giebt, die aus Thatsachen lernen wollen, so setze ich folgendes hierher. Die „freie Schulgemeinde“ schließt nicht bloß das absolute Staatsschulwesen, sondern auch das Kirchenschulwesen aus. Nun ist Dörpfeld ein notorisch kirchlicher Mann, hat auch für Anregung von Bibelconferenzen unter den evangelischen Lehrern mehr gethan als irgend Jemand. Wie kommt es nun, daß trotzdem und trotzdem Dörpfeld aus pädagogischen Gründen gegen die Simultanschule wirksam eingetreten ist, er die ganze evangelische Geistlichkeit gegen sich hat und der „Dörpfeldianismus“ eine der modernen Reperaturen im Wuppertthale ist? Matière de livres! sagt Rabelais.

\*\*\*) Evangelisches Schulblatt von Dörpfeld, 1879, Heft 4 und 5. Auch bei Bertelsmann in Gütersloh separat erschienen.

Leser merkt bald, daß langjährige Ueberlegungen hier verdichtet und gesichtet sind, und für den Durchschnittsleser wäre die Lectüre der Schrift zu schwierig, wenn der Verfasser nicht durch einen packenden Stil etwas nachgeholfen hätte.

Ich bin schon so tief in meine Episode gerathen, daß es mir nichts nützen würde, wenn ich noch zwei Bemerkungen unterdrücken wollte, die eine, daß die Dörpfeldsche Arbeit bei aller Angehörigkeit an die genannte Herbart'sche Schule selbständig ist, für sich verständlich, und nur selbst Erlebtes und zwar in großen öffentlichen Schulverhältnissen Erlebtes enthält, was ihr auch einen besonderen Reiz verleiht, und die andere Bemerkung, daß sie sich streng auf die Volksschule beschränkt, die höheren Schulen nur leise streift, während wir hier gerade die letzteren mehr berücksichtigen. Doch nun ist es auch Zeit, die „Ueberbürdung“ wieder ins Auge zu fassen, die, wie wir sahen, der machtvollsten Anstrengung eines Großstaates nicht weichen wollte, selbst nicht in dem Maße, als es innerhalb der vorwärts drängenden Cultur doch möglich wäre. Wir deuteten schon an, daß eine andere Großmacht zu Hülfe gerufen werden müsse, eine geistige Macht, vor allem eine gewisse Einsicht in die Wurzel des Uebels, das man so vergeblich auszurotten bestrebt ist.

Wie nun eine Theorie zuweilen etwas sehr Praktisches ist, so ist öfters auch eine theoretische Erfassung eines Uebels durch ein packendes Wort schon der Anfang der Einsicht. Wir fallen also gleich mit dem Stichwort Dörpfelds in die Erörterung hinein: wir müssen nach ihm das Monstrum anklagen, das er den „didactischen Materialismus“ nennt; die bewundernde Verehrung des heiligen, lehrplanmäßigen Stoffquantums ohne Rücksicht auf die Art und das Maß der Verarbeitung desselben; dies monstrum cui lumen ademtum ist die pädagogische Rohheit, von der geredet wurde, eine culturfeindliche Massirung des Stoffes in den Köpfen, mag dieser Stoff noch so elegante und tönende Namen tragen. Wenn wir dieses Monstrum nicht bändigen, ist alles Thun und Werk umsonst. Das müssen wir nun etwas weiter überlegen.

So lange das Lehrverfahren nicht zum Gegenstande besonderer Forschung gemacht wird, ist es zufällig, ob in einer Zeit das Princip der größten intellectuellen Kraftentwicklung bei geringem Stoff die Unterweisung beherrscht oder das entgegengesetzte. Das klassische griechische Zeitalter entwickelte eine bewundernswürthe, aber in sich vergängliche Höhe der Cultur an einem Fonds von Kenntnissen, der für einen jetzigen Tertianer schmachvoll gering wäre. Hören wir einen Kenner über den ganzen Gegenstand: „Was den Unterricht betrifft, so werden immer zwei Hauptaufgaben in einer nach den Zeitumständen veränderlichen Proportion bestehen bleiben, einestheils die Sammlung von Kenntnissen, andererseits die formale Gewandtheit des Geistes in der

Beurtheilung jedes Falles. Die antike Bildung war fast ganz auf die letzte Aufgabe gerichtet. Sie hat neben den vortrefflichen Erfolgen, die vorkommen, auf geradem Wege zu der Ausbildung der Sophistik geführt, in der das öffentliche Leben zu Grunde ging, besonders weil eine noch wenig entwickelte Wissenschaft dieser Beweglichkeit des Geistes kein hinlängliches Gegengewicht feststehender Werthe und Kenntnisse geben konnte.“ Dann fährt der Philosoph fort: „Unser moderner Unterricht ist lange mehr auf die erste Aufgabe (Sammlung von Kenntnissen, didactischem Materialismus) beschränkt gewesen und daraus ist ein Ungeschick in der Behandlung des öffentlichen Lebens entstanden, während eine Menge nützlicher Erfolge, in der Treue z. B., mit der jeder einzelne Beruf betrieben wurde, und in der Solidität der Beschäftigung entstanden. Es bleibt der Pädagogik überlassen, das Maß zu bestimmen, in dem beide Aufgaben in den verschiedenen Schulanstalten zu combiniren sind.“

Was sagt nun die Pädagogik heutigen Tages darüber? Zunächst lehnt sie die quantitative Messung jener Proportion zwischen dem Stoff und der an ihm zu erwerbenden Bildung ab; nur qualitativ kann die Arbeit geregelt werden. Jedenfalls ist es eine kindische Meinung, den „eingelernten Stoff, gleichviel wie er gelernt sei, ohne weiteres für geistige Kraft zu halten und darum das bloße Quantum des absolvirten Materials zum Maßstabe der intellectuellen und sittlichen Bildung zu machen.“ Nun sagt Dörpfeld, der didactische Materialismus meine dennoch, es sei so, er betrachte als die ganze Aufgabe „dociren und einprägen oder einüben“. Er fügt hinzu, daß dieser didactische Materialismus seit Pestalozzi allerdings wisse, daß das Dociren anschaulich geschehen müsse. Hier stocke ich schon, denn dann weiß dieses Monstrum etwas, was viele Gymnasiallehrer noch nicht so wissen, daß sie darnach thun. Die Methode, mit Abstractionen und Regeln anzufangen, diese „lumpige“ Methode, um mit F. A. Wolf zu sprechen, ist an unseren höheren Schulen noch nicht ausgestorben. Die Volksschulen scheinen darin etwas weiter zu sein.

Wir werden somit vermuthen, daß die höheren Schulen dem didactischen Materialismus noch größere Helatomben darbringen, als die Volksschulen. Und so ist es in der That. Die den Stoff in Penssen zerlegende und nach allen Seiten verarbeitende assimilirende Methode ist uns noch weit unbekannter, als den Volksschulen seit Diesterweg. Und doch bezeugt Dörpfeld, daß gerade die Besten in seinem Kreise unter dem Druck des Penssums mit sich zu Rathe gehen, ob sie nicht die bisherige, immer noch nicht genügende Durcharbeitung des Stoffs aufgeben müssen, um die gestrengen Inspectoren zu befriedigen durch prompte, elegante Vorführung der lehrplanmäßigen Kenntnisse. Sie sind in einer Zwischmühle; ihr Gewissen sagt ihnen, weil es von

richtiger Einsicht geschärft ist, daß gewisse allerdings zeitraubende Uebungen die Seele des Unterrichts sind, ohne welche alles Einpaucken werthlos ist, aber alle Umstände bearbeiten sie nach der anderen Richtung hin, Ehrfurcht vor der Fülle inspicirender Behörden, die ihnen ermunternd vorhalten, was Colleague A, B und C auf dem neulichen Examen so schön vorgeführt und geleistet, würden sie doch auch leisten können. Dörpfeld schlägt, um seine Behauptung der Ueberlastung zu beweisen, einen Versuch vor. Man frage die Lehrer und Schuloberen, welche das bisherige Stoffquantum für angemessen gehalten haben, ob sie sich, wenn die verschiedenen Durcharbeitungsoperationen sämmtlich vorgenommen werden sollen, dann noch getrauten, das bisherige Lehrstoffquantum auch nur annähernd absolviren zu können. „So lange kein Mittel erfunden wird, den Tag über vierundzwanzig Stunden hinaus zu verlängern, kann nicht zweifelhaft sein, wie die Antwort ausfallen wird.“

So muß unstreitig schon in der Volksschule die Sache angegriffen werden, nicht mit Stoffbeschränkung, sondern mit Stoffbeherrschung. Die bekannten „Regulative“ für die evangelischen Volksschulen aus dem Jahre 1854 werden daher nicht etwa den Falkschen „Allgemeinen Bestimmungen“ von 1872 von Dörpfeld vorgezogen, etwa weil sie mit Ausnahme der Religion solche Vorliebe für den minimalen Lehrstoff an den Tag legten. Nein, Dörpfeld sieht und weiß, daß unzählige Male der didactische Materialismus auch in der regulativischen Atmosphäre sein Wesen getrieben hat. Er weiß aus anderen Gründen den Falkschen Allgemeinen Bestimmungen Dank dafür, daß sie die Realien — Naturkunde, Geschichte, Geographie — selbständig in der Volksschule auftreten lassen, nicht mehr an das deutsche Lesebuch, dieses Mädchen für Alles, knüpfen. „Daß durch die Einführung neuer Lehrfächer ein Uebermaß des Lehrstoffes entstehen konnte, ist klar,“ aber es brauchte nicht zu geschehen, erst wo der didactische Materialismus dazu kam mit seiner Freude an Schwindel, an Ostentation, an Scheincultur, da wurde der neue Stoff Anlaß zu neuer Thorheit. Was nun Dörpfeld von den Erschwerungen des Uebels in der Volksschule durch die so vielfachen Revisionen der verschiedensten Behörden sagt, ist zwar interessant und drastisch genug; aber es liegt uns auf dem Gebiet der höheren Schulen nicht so nahe. Die Behörden sollten allerdings jene Revisionen sich einmal genauer ansehen und namentlich den Umstand, daß die Revisoren der Volksschule fast niemals selbst in der Volksschule gearbeitet haben, was in den Gymnasien unerhört wäre. „Von dem Geiste, der in der Schule lebt, von den methodischen Grundsätzen, welche der Lehrer befolgt, von seiner fleißigen oder mangelhaften Präparation, von den eigentlichen Bildungsergebnissen können solche Revisionen theils gar keine, theils nur höchst dürftige und darum unsichere Kunde geben. Es muß dann ins Auge gefaßt werden, was allenfalls beschbar ist, das Maß der präsenten

Kenntnisse und die leicht controlirbaren Fertigkeiten. Die Lehrer wissen das, sie wissen, daß hier der Punct ist, wo es gilt, wo ihrer Schule das Urtheil gesprochen wird.“ Das führt denn leicht zu der Methode, die nach dem Muster der pommerschen Gänsemästung die „Stopfmethode“ heißen kann. Nicht immer. Es giebt Inspectoren, die tiefer sehen, und Lehrer, die standhaft bleiben in der Versuchung. Aber das Uebel ist der vorherrschende Zustand, unten und oben. Es muß eben der didactische Materialismus gründlicher beseitigt werden in gemeinschaftlicher Arbeit, sonst hört der Druck und die Ueberbürdung nicht auf. Wir müssen zuerst eine Kenntniß und Werthschätzung der sämtlichen Durcharbeitungsoperationen, den didactischen „kleinen Dienst“ überall hin zu verbreiten suchen. Der Uebelstand, den wir bekämpfen, liegt ja nicht immer oder vorzugsweise im Willen. Nehmen wir ein militärisches Exempel. Ein Lieutenant, der Rekruten einexercirt, weiß genau, was der kleine Dienst durch die zahlenmäßigen Tempos, in die alles zerlegt wird, für einen Gewinn hat. Er kann die Treue des Unteroffiziers darum leicht erkennen, denn er hat alles selbst durchgemacht. Man hat die Geschichte gelesen, wie ein preußischer General, zu einem süddeutschen Reiterregiment commandirt, schnell dadurch beliebt wurde, daß er leistete, was der süddeutsche behagliche Major längst nicht mehr verstand, er ließ die Schwadronen „nach Zählen“ satteln. Instinctiv fühlt man heraus, was darin für eine zugleich moralisch ansprechende Kenntniß und Werthschätzung des kleinen Dienstes liegt. Wie würde die Volksschule sich freuen, wenn sie solche Schulgeneräle hätte! Und wie viel mehr, wenn die Lehrer selbst die kleinen Tempos und die einzelnen Operationen der Verarbeitung recht lennten und hoch hielten. Dann wäre es mit dem didactischen Materialismus zu Ende.

Darum sieht Dörpfeld in der Reinschen Schrift „das erste Schuljahr“ ein Anzeichen des Schulfrühlings, denn sie entwickelt an dem Beispiel des ersten Schuljahres concret alle die Uebungen, die dem Stoffe die rechte Bildung abgewinnen und dem didactischen Materialismus von innen aus entgegenwirken. Concret, sagte ich, und das ist wichtig; an dem Stoffe, wie er ist, muß gezeigt werden, wie er zu betreiben ist, sonst hat der Lehrer doch nichts davon. Freilich, aus demselben Grunde ist es für mich hier unmöglich, in der Kürze eine Vorstellung von dem zu geben, was gemeint ist. Aber etwas muß doch davon erwähnt werden. Sagen wir es mit den Worten Reins, so sind fünf Hauptoperationen erforderlich: 1. Vorbereitung (Vorbereitung), 2. Darbietung (Anschauungsact, Synthese), 3. Verknüpfung (Associationsstufe), 4. Zusammenfassung, 5. Anwendung. Die erste und zweite Operation gehört zum Anschauen, die dritte und vierte zum Denken. Zu diesen fünf Operationen kommt nun überall noch die Rücksicht auf das Befestigen und Geläufigmachen, die durch jene sorgsame erste Durcharbeitung

ja keinesweges überflüssig gemacht worden ist. Ueberlegt man außerdem, wie vielfach der Stoff des Unterrichts ist und wie oft diese oder jene Operation durch die Art des Stoffes modificirt oder gar unnöthig wird, so ist die Sache gar nicht so einfach, und es wird noch manches concrete Beispiel vorgemacht werden müssen, bis der durchschnittlich befähigte Lehrer die Leichtigkeit bekommt, die gewonnene Einsicht auf die tägliche Arbeit anzuwenden. Von unseren höheren Lehrern ist es vorläufig gar nicht zu verlangen, weil kein Mensch sich die Mühe giebt, ihnen zu zeigen, was die spaßhaft krausen Ausdrücke nur wollen. Ausgenommen den Fall, daß sie bei Professor Ziller in Leipzig oder bei Professor Stoy in Jena seminaristisch geschult sind und dort genöthigt worden sind, sich auf die Lectionen bei den kleinen Schülern sogar schriftlich zu präpariren, ein horrendum für einen preußischen Doctor der Philosophie und Inhaber eines Zeugnisses ersten Grades, der es schon für etwas Bedenkliches hält, daß man seine veredelte Persönlichkeit in den Dienst von Sextanern stellt. Wenn man solche junge Männer, die nicht zu tadeln, sondern nur zu belehren sind, wenigstens auf ein halbes Jahr in die Volksschulfeminarien und deren Übungsschulen schickte und sie nicht eher anstellte, bis sie, nicht aus einem Compendium, sondern aus genauester Durcharbeitung, durch eigenes Versuchen, Fallen und Aufstehen gelernt hätten, was der geringste Unterricht für eine Kenntniß, Mühe und Arbeit und Treue erfordert, so wäre schon viel erreicht. Und vor Allem, um wieder auf unser Thema zu kommen, es wäre ein nationaler Gewinn. Die Ueberbürdungsklage wäre von innen aus gehoben, und da auf demselben Boden der angewandten Herbart'schen Unterrichtslehre auch noch einige andere wichtigste Fragen erörtert werden, z. B. die Frage nach den drei — nur drei — großen und für alle erziehende Schulen unentbehrlichen Unterrichtsgebieten — Natur, Mensch, Gott — so kann selbst der Laie ahnen, was für eine weite Perspective in eine endliche Befestigung der nationalen Ansichten über Einrichtung der Schulen, über die Concurrnz von Gymnasien, Realschulen und lateinlosen Bürger- und Gewerbeschulen in dieser Schule Herbart's sich eröffnet. Allerdings eine ferne Perspective, für jetzt müssen wir noch manche Wunderlichkeit an den wackeren Männern uns gefallen lassen. Aber sie werden sie abstreifen, wenn sie wachsen und den freien Blick erheben über das Kleine und Kleinstaatliche hinaus. Ohne Agitation wird es auch in der Pädagogik nicht gehen. Und mag Dörpfeld Recht haben mit der Hoffnung, daß im Volksschullehrerstande sich bald eine gesunde kräftige Reaction wider die didactisch-materialistische Verirrung regen werde, wir müssen auch das gebildete Publicum selbst überzeugen, welches Interesse auf dem Spiele steht, falls der Unfug nicht beschränkt wird. Und weil der Staat auf dem ganzen Gebiet des Unterrichts eine so mächtige Wirkung übt, so muß sich auch darauf die

Agitation richten, die Staatsbehörden ins Interesse zu ziehen. Ich erwähne nur eine Einzelheit. Wie mächtig würde es schon wirken, wenn die Regierungen allen ihren Schulinspectoren aufgaben, die Abhandlung Dörpfelds und das Buch von Rein ein Jahr lang zum Gegenstande ihrer Conferenzen zu machen und von Zeit zu Zeit darüber zu berichten, inwiefern die didactischen Operationen jener Schriften von den Lehrern und Lehrerinnen des Bezirks schon durchgeführt würden. Ich weiß wohl, daß diese Vorstellung sanguinisch ist; aber vielleicht braucht sie es nicht für immer zu sein. So viel Idealismus ist immer noch zu haben, daß man von unseren leitenden Staatsmännern und ihren Organen annimmt, sie fühlten die Uebelstände des Volkes so gut wie wir, wir müssen nur gemeinschaftlich darauf sinnen und „raffiniren“, durch welche Bemühungen in Wissenschaft und Leben jene Uebelstände zu heben sind.

### Ein Italiener über Kirche und Staat.

In Italien hat der Streit zwischen Kirche und Staat längst seinen acuten Charakter verloren. Die Wahrheit zu sagen, ist er hier im Grunde gar nie in ein acutes Stadium getreten. Niemand hat Lust, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Anstatt auf principielle Entscheidungen zurückzugehen, hat man sich von beiden Seiten lieber an einem leidlichen modus vivendi genügen lassen. Man übt, die Grundfragen bei Seite stellend, eine Praxis, die mehr durch Duldsamkeit und Klugheit sich auszeichnet, als durch Folgerichtigkeit. Leidenschaft ist nirgends mit im Spiel, und erhebliche Störungen oder Conflictte sind darum unerhört. Von Zeit zu Zeit liest man wieder, daß ein Bischof um das königliche Exequatur eingekommen sei und dasselbe erhalten habe. Die Kirche erhebt hergebrachtermaßen Protest gegen die Unbill, die ihr angethan, doch sie erkennt, daß auch nach dem Sturz der weltlichen Herrschaft ihre Macht über die Gemüther dieselbe ist, und das ist ihr die Hauptsache. Der Staat ist seinerseits zufrieden, daß die politischen Einrichtungen sich befestigen und Wurzel fassen. Das Andere kümmert ihn wenig. So geht ein jeder Theil seines Weges, den anderen beobachtend, aber ohne ihn zu stören. Selbst die theoretische Erörterung ist, auf eine praktische Wirkung verzichtend, neuerdings fast verstummt. Seit den Schriften von Minghetti, der für den alten Wahlspruch von der freien Kirche im freien Staate wieder eine Lanze einlegte, und vom Pater Curci, der aus der Schule Loyolas heraus dem Katholicismus einen Weg zeigte, Einfluß auf den Staat selbst zu gewinnen, ist keine bedeutendere Erscheinung auf diesem Gebiete zu verzeichnen.



Ernstere und tiefere Gemüther sind von diesem scheinbaren Friedenszustande wenig erbaut. Sie glauben zu erkennen, daß gerade unter diesem Zustande das alte Uebel, woran das Land krankt, hier der gedankenlose Aberglaube der Menge, dort die Gleichgültigkeit und Frivolität der Gebildeten und Halbgebildeten, nur immer tiefer um sich frißt. In diesem Sinne ist seit Jahren der junge gelehrte Neapolitaner Raffaele Mariano bemüht, seinen Landsleuten das Gewissen zu schärfen und ihnen vorzuhalten, daß sie nicht vom Flecke kommen, wenn sie das Problem des Katholicismus nicht endlich tiefer fassen und in das Licht einer gründlichen Erneuerung von innen heraus rücken. Auch in seinem neuesten Buche: „Christenthum, Katholicismus und Civilisation“\*) wiederholt er eindringlich, daß es sich hier nicht um eine Sache der Politik der Opportunität, der zweideutigen Auskunfts Mittel, sondern um eine wesentlich religiöse Frage handle. „Was Noth thut, das ist die Religion. Man kann nicht eine Religion zur Vernunft zurückbringen ohne die Religion. So lange die Religion fehlt, bleibt der Katholicismus, was auch der Staat thun mag, und es bleiben mit ihm alle Schäden und Gefahren, deren Ursache er ist. Das ist das Problem: es ist also nicht ein politisches, sondern ein historisches und sociales Problem.“ Dabei braucht nicht gesagt zu werden, daß Mariano nicht etwa von der evangelischen Propaganda das Heil für Italien erwartet. Dazu kennt er sein Volk zu gut, und er sagt wohl mit Recht: „Wer heute die Willenskraft hat, der Autorität des Katholicismus sich zu entziehen, thut es nicht, um in eine andere Kirche einzutreten. Die Zeiten sind nicht zu Schismen und Reformationen angethan.“ Vielmehr hält er, gestützt auf die ununterbrochene antipapale Tradition in Italien, trotz der sichtlichen Ungunst der Gegenwart, an dem Glauben fest, daß die Kirche selbst, von innen heraus, einer Wiedergeburt fähig sei: „der Katholicismus ist neuer Begriffe und Umwandlungen nicht unfähig, und eine Bewegung der religiösen Erneuerung kann nur aus dem Schooße der Kirche selbst kommen.“ Demnach kann es nicht Wunder nehmen, daß Mariano vor allem die Richtung des Gehens- und Geschehenlassens, d. h. das angenehme Dogma von der freien Kirche im freien Staate sehr nachdrücklich belämpft. Er thut es nicht mit dem gewöhnlichen Argument, daß der Staat sich das jus circa sacra wahren müsse, auf die Beaufsichtigung der kirchlichen Ordnungen nicht verzichten dürfe, sondern aus dem höheren Gesichtspuncte, weil die Religion ein wesentliches, unentbehrliches Element der Gesellschaft sei. Ein großer Theil seines Buches ist dem Nachweis der centralen Stellung der Religion gewidmet, die weder durch die

\*) Cristianesimo, Cattolicismo e Civiltà. Studii di Raffaele Mariano. Bologna, N. Zanichelli. 1879.

Philosophie noch durch die Naturwissenschaften sich verdrängen lasse, unzertrennlich von der Civilisation sei, der oberste Factor der Sittlichkeit bleibe. Es spricht ein schöner, reichlich an unserer deutschen Philosophie genährter Idealismus aus diesen Ausführungen. Und zugleich eine warme Vaterlandsliebe. Denn eben als Italiener, als Freund seines Vaterlandes kann er es nicht glauben, daß ein gebildetes Volk auf die Dauer im Scepticismus verharre, auf die Dauer lediglich von politischen Intriguen und Zweideutigkeiten leben könne. Aber freilich, die Anzeichen, daß die von ihm herbeigesehnte Erneuerung im Anzuge sei, sucht man noch immer vergebens. Erscheinungen, an welche die Hoffnung auf einen religiösen Aufschwung sich knüpfen ließe, weiß er nirgends namhaft zu machen. Es sind fromme Wünsche, vorgetragen mit warmer Beredtsamkeit, aber anscheinend noch immer gänzlich ins Leere verhallend.

Ein sehr eingehendes Capitel, das längste von allen, ist den religiösen Vorgängen in Deutschland gewidmet, und es bedurfte nicht erst einer besonderen Rechtfertigung, daß er, der Ausländer, es unternehme über unsere Zustände ein Wort mitzureden. Denn jede Seite zeigt wieder das solide Studium, das Herr Mariano den Erscheinungen im Vaterlande der Reformation unausgesetzt widmet. Er kennt unsere Philosophen und Theologen bis zu den Christlich-Socialen herab, unsere Naturforscher und Geschichtschreiber, unsere Optimisten und Pessimisten, den Culturkampf und den Ultracatholicismus. Daß sein scharfes Auge sich in der That nichts entgehen läßt, mag man unter anderem daraus abnehmen, daß er selbst die Judenfrage in Deutschland, la questione degli ebrei einer Untersuchung würdigt und eingehende Betrachtungen darüber anstellt, mit welchem Rechte der Ruf: „Das Judenthum ist unser Verhängniß“ unter den Deutschen erklingen sei.

Das Urtheil eines so treuen Freundes werden wir gerne anhören, auch wo es uns tadelt. Und zu tadeln findet er viel. Er wirft uns kurz gesagt vor, daß wir von unserer idealen Höhe herabgestiegen seien. Er sieht den Gedanken der Revolution aufgelöst, den Glauben an das Dogma des Materialismus an dessen Stelle gerückt, die Gesellschaft vom Socialismus zerfressen, und das Alles ist um so schlimmer, als Deutschland, trotz allem, Dank der Reformation, das Bollwerk der modernen Gesittung ist. Allein es steht im Begriff, seinen priesterlichen Dienst für die Civilisation zu verlieren. Seit seiner politischen Revolution absorbiert die Politik alle seine Kräfte. Anstatt den Cultus der Wahrheit pflegt es den der Opportunität. Die Existenz des Staates ist das Wesentliche geworden, und die geistigen Interessen beginnen in die zweite Linie zurückzutreten.

So unser gestrenger Freund. An seinen Wahrnehmungen ist unstreitig viel richtiges, was ja nirgends mehr empfunden wird als in Deutschland

selbst. Allein zur Entschuldigung könnten wir doch Manches vorbringen. Einmal weiß Herr Mariano als fester Hegelianer selbst, daß der Staat die höchste Form der Sittlichkeit ist. Er weiß, daß Staat und Vaterland ideale Begriffe sind und ideale Kräfte in Bewegung setzen, so menschlich es auch bei der politischen Tagesarbeit zuzugehen pflegt. Wenn uns die fremden Völker wegen unseres Idealismus mit Lob überhäufte, so ist dieses Lob selten ganz frei gewesen von Zweideutigkeit und heimlichem Achselzucken, für unsere Empfindung hat es fast immer zugleich einen fatalen Stachel gehabt. Zudem ist der Kritiker so billig, anzuerkennen, daß die unerwünschte Wendung jedenfalls unvermeidlich war, nämlich daß unsere jüngste Geschichte in der Nothwendigkeit unserer historischen und politischen Entwicklung begründet war. Sieht man schärfer zu, so wird übrigens nicht einmal die Bemerkung, daß die Politik jetzt alle unsere Kräfte in Anspruch nehme, ohne Weiteres sich aufrecht halten lassen. Jedenfalls müßte man dies in eine frühere Zeit zurückdatiren, nämlich in die, wo wir Deutsche aus allen Kräften aus unwürdigen politischen Zuständen emporzurichten bestrebt waren, so daß mit jeglichem Interesse unwillkürlich zugleich ein politisches sich verband und verquickte. Für jene Zeit paßt die Schilderung jedenfalls eher als für die gegenwärtige. Denn erst die glückliche Erreichung des Zieles, die Begründung einer zufriedenstellenden politischen Ordnung macht es möglich, daß, während die Beforgung der politischen Dinge hinfort berufenen Organen anvertraut ist, unter dem Schutze dieser Ordnung die geistigen Interessen ihre selbständige und unbeeinflusste Pflege erfahren. Die Politik und die Wissenschaft werden sich strenger von einander scheiden: dies ist wenigstens der Zustand, dem wir hoffen dürfen uns in Zukunft mehr und mehr zu nähern.

So ist denn Wahres und Schiefes, scharf und flüchtiger Beobachtetes in einander gemischt. Sehr merkwürdig ist das Urtheil unseres Schriftstellers über den Culturkampf. Ganz gemäß seinen oben erwähnten Grundsätzen macht er es dem deutschen Staate zum Vorwurf, daß er sich als politisches Wesen zur Omnipotenz erhoben und das juridische Element dem religiösen übergeordnet habe. Auch der Katholicismus sei trotz alledem eine Religion, und eine solche lasse sich nicht mit irreligiösem oder religiös indifferentem Liberalismus bekämpfen oder mittelst bloßer Gesetze sich überwinden. „Es bedarf dazu der Religion selbst, des Glaubens und des Geistes evangelischer Freiheit. Jedenfalls hat dieser Staat vergessen, daß auch er ein Ausfluß des protestantischen Gedankens ist und daß er es gerade dem Protestantismus verdankt, wenn er in so hohem und entschiedenem Sinne ein moderner Staat genannt werden kann. Wäre er als religiöser, und zwar als protestantischer Staat aufgetreten, so würde er offenbar ein historisches Recht und eine höhere Idee als Waffe gegen die katholischen Anschauungen gehabt haben, ein Recht,

das ihm als lediglich politischem Wesen nicht zusteht oder doch nur kraft der materiellen Gewalt von ihm geltend gemacht werden kann. Statt dessen hat der Staat es vorgezogen, mit gleichen Gewaltmaßregeln die katholische und die protestantische Kirche zu treffen. Zudem er in solcher Weise gleiches Maß auf ungleiche Dinge angewandt hat, ist er in hohem Grade ungerecht gewesen, oder doch, was dasselbe ist, so erschienen. Denn der Katholicismus ist eine Religion, welche der Existenz und der Sittlichkeit des Staates entgegentritt, während der Protestantismus diejenige Religion ist, welcher der Staat und die moderne Gesellschaft selbst ihre Grundsätze verdanken. Jetzt hat der deutsche Staat beide mit gleichem Mißtrauen behandelt, und was noch schlimmer ist, er hat sich in Sachen der Religion irreligiös oder indifferent gezeigt.“

„In Sachen der Religion!“ Hier sitzt eben das Trüglische der ganzen Anklage. Wer nicht von idealen Prämissen aus, sondern mit nüchternen Augen den Gang unseres Kirchenstreites verfolgt hat, kann nicht im Zweifel sein, daß es sich in keinem Stadium desselben um religiöse Dinge gehandelt, der Staat vielmehr streng sich auf seinem eigenen Boden, in den Grenzen seiner Zuständigkeit gehalten, einfach seine Pflicht gethan hat. Daß er aber seine Autonomie in dieser Weise beiden Bekenntnissen gegenüber aufrichtet, das thut er allerdings kraft des protestantischen Princips, dem er sein Dasein verdankt. Eben diesem Princip wäre er untreu geworden, wenn er in die religiöse Seite der Wirkungen des vaticanischen Dogmas sich eingemischt oder irgend eine confessionelle Politik hätte treiben wollen. Daß er die Fähigkeit besitzt, über den Bekenntnissen zu stehen, das bezeugt ihm seinen ächt protestantischen Ursprung, und in diesem Zeichen allein kann er siegen.

So könnte und möchte man noch lange mit dem geistreichen Italiener Zwiesprache halten. Man unterhält sich am besten mit denen, die, auf verwandtem Boden stehend, immer wieder zum Widerspruch reizen. Indessen mag es genug sein, um zu zeigen, daß dieses Buch reich ist an Gedanken, die beherzigenswerth für die Italiener und anregend für uns Deutsche sind.

Wilhelm Lang.

---

## Zweijährige Budgetperioden.

### II.

Wer es versucht, unbeirrt durch die Schlagworte, in welche eigensüchtige oder idealer gefärbte „Interessen“ sich kleiden, nach dem wirklichen Staatsbedürfnisse abzuschätzen, worin die durchschlagende Bedeutung der parlamentarischen Einrichtungen liegt, wird sie nicht in den einzelnen parlamentari-

sehen Berechtigungen finden können und selbst nicht in den wichtigsten, dem Budgetrecht und Antheil an der Gesetzgebung. Es ist eine alte Erfahrung, daß die parlamentarische Einwirkung auf das Budget nirgend die Staatsverwaltung im Ganzen billiger gemacht, daß sie oft nützliche und selbst nothwendige Ausgaben verhindert und zu unnöthigen oder doch fragwürdigen hingedrängt hat. An dem Beruf der Parlamente vollends, auf die jetzt übliche Weise in die Arbeit der organischen Gesetzgebung einzugreifen, ist gerade in England ein so ehrlicher Radicaler wie John Stuart Mill zweifelhaft und fast verzweifelt geworden. Was aber kein Verständiger mehr in seiner unermesslich heilsamen Wirkung anzweifeln kann, ist die Existenz selbst dieser parlamentarischen, alle Angelegenheiten des Staates unabhängig und öffentlich erörternden, und dadurch allein mit Nothwendigkeit eine reale Verantwortung der gesammten Staatsregierung herbeiführenden Versammlungen. Diese Nothigung, alle und jede Staatsthätigkeit gleichsam in dies flüssige Element der Oeffentlichkeit einzutauchen und von demselben durchtränken zu lassen, verändert den Charakter der Regierung von Grund aus, auch wo dieselbe das formelle Recht oder die thatsächliche Macht behält, diese oder jene Maßregel ohne Rücksicht auf die parlamentarische Zustimmung durchzuführen. Mag sie Recht oder Macht gebrauchen, unfehlbar wird der Augenblick eintreten, in welchem dies Verhältniß des Zwiespalts zu dem berufenen Organ der öffentlichen Meinung ihr selber unerträglich wird als diesem, welches aus dem lebendigen Quell seines Einflusses stets neue Nahrung zieht, während die beste staatsmännische Kraft auch in einem siegreichen Ringen dieser Art sich unrettbar verbraucht. Gelingt es nicht, in günstiger Stunde mit Erfolg an die öffentliche Meinung, die Wählerschaft selbst Berufung einzulegen, so wird zulezt die Regierung sich unausweichlich vor die Entscheidung gedrängt finden, entweder gewaltsam mit den parlamentarischen Einrichtungen aufzuräumen oder mit deren zeitigen Trägern, so gut es die Umstände gestatten, ihren Frieden zu machen. Vor diese Entscheidung sah sich Fürst Bismarck nach einem vierjährigen, im Einzelnen siegreich durchgeführten Conflict gestellt, und die Nachwelt wird es ihm vielleicht als seine größte staatsmännische That anrechnen, daß er in diesem versuchungsvollen Augenblicke sich die Einsicht nicht verdunkeln ließ, das constitutionelle System als die unter den heutigen Weltverhältnissen „einzig mögliche Regierungsform“, wie er noch in seiner letzten großen Rede vom 9. December v. J. sagte, zu erkennen, und daß er auch in jenem großen Wendepuncte der preußischen und deutschen Geschichte das Einhalten der stetigen „Bahn des Verfassungsrechts“ seinem Werke in höherem Sinne für förderlicher erachtete als die persönliche Erleichterung einer zeitweiligen Dictatur. Und als er dann seinen ehrenvollen Frieden mit der öffentlichen Meinung gemacht, die auch seinem im

Erfolge bewährten Streben einen weiten Schritt entgegengekommen war, hat er aus dem abgeschlossenen Kampfe die dauernde Lehre gezogen, daß „der Conflict nicht zu einer bleibenden nationalen Institution zu machen“ ist, und „das Verfassungsleben aus einer Reihe von Compromissen besteht“.

Dieser Lehre eingedenk haben seither beide Theile in weiser Zurückhaltung vermieden, Fragen des Rechts oder der Macht zwischen Regierung und Parlament in ihrer ganzen Schärfe auszufechten, und es ist glücklich erreicht worden, jeden neu aufschießenden Halm des Conflicts an der Wurzel durch rechtzeitiges Compromiß abzugraben. Und doch hat die Art, wie der Ausgleich im einzelnen Falle zu Stande gebracht werden mußte, selbst in den Jahren des besten Verständnisses zwischen Regierung und parlamentarischer Mehrheit niemals die Zuversicht aufkommen lassen, daß man sich in einem für die Dauer gefestigten Verhältnisse befinde, innerhalb dessen die Gegensätze ohne die Gefahr neuer erschütternder Störungen sich bewegen könnten. Keinen Augenblick haben die Erwägungen geruht, durch welche Vorkehrungen solchem jähen Einbruch der politischen Naturgewalten in stetiger Weise vorgebeugt werden könnte. Woran sind denn die wohlmeinendsten Bestrebungen dieser Art gescheitert, so daß gerade heute die Lage sich hoffnungsloser darstellt als jemals seit dreizehn Jahren?

Lange war es als der Sitz einer chronischen Entwicklungskrankheit der parlamentarischen Verfassungen des Continents erkannt, daß man in gänzlicher Unkenntniß des kunstreich durchgebildeten englischen Verwaltungsrechts ihre Formen unvermittelt auf die Verwaltungsordnung eines ebenso durchgebildeten Absolutismus gepropft hatte. Seit unsere nationale Entwicklung in gesunde Bahnen eingelenkt ist, hat man endlich, Preußen voran, in allen deutschen Staaten mit Ernst, Gründlichkeit und, so weit Organisation und Gesetzgebung in Frage kommen, mit bestem Erfolge daran gearbeitet, dieses Mißverhältniß auszugleichen. Allein die Einführung der Verwaltungsrechtssprechung hat Berge von Anlässen zu gereizten Discussionen und unlösbaren Conflicten zwischen Regierungen und Kammern beseitigt, und wenn es vollends gelingt, die Selbstverwaltung nach dem für die östlichen Provinzen Preußens angelegten Maßstabe durchzuführen, kann es den parlamentarischen Versammlungen niemals an einem tüchtigen Stamme von Mitgliedern fehlen, welche in eigener Uebung ein sicheres Verständniß für die Anforderungen der Verwaltung genommen haben.

Aber mit Gesetzen und Einrichtungen allein ist es nicht gethan, um die parlamentarischen Körperschaften und ihre Thätigkeit derart dem Staatsorganismus einzufügen, daß sie als lebendige Glieder mit demselben verwachsen können. Die organischen Vorkehrungen müssen in ihren menschlichen Trägern von einem Geiste des Zusammenwirkens durchdrungen werden, ohne

welchen sie zur Noth wie die Räder eines Mühlenwerkes ineinandergreifen und den Kreislauf der Tagesarbeit vollbringen, aber nicht mit eigener Lebenskraft sich fortzubewegen und fortzugestalten vermögen. Den regierenden Kreisen aber, die noch unbewußt in den Anschauungen des absoluten Staates befangen sind, schiebt sich der aus den parlamentarischen Einrichtungen als nothwendiges Resultat folgenden parlamentarischen Regierung, d. h. der Regierung in dauerndem und stetigem Einverständnisse mit einer parlamentarischen Mehrheit, immer wieder das Gespenst der Parteiregierung vor, zu welcher es in Deutschland nicht nur zur Zeit an allen geschichtlichen Voraussetzungen, sondern auch an den leisesten Ansätzen fehlt, aus welchen sich dieselben in einer absehbaren Zukunft entwickeln möchten. In dieser Gespensterfurcht stellt man sich den parlamentarischen Körperschaften gegenüber als einer Macht, mit welcher man sich als einmal gegebenem Factor der Regierungsgeschäfte, so gut es gehen mag, abzufinden hat, die man aber nicht besser niederhalten zu können meint, als indem man sich ihr möglichst fern hält. Mit einem aus Scheu und Ueberhebung seltsam gemischten Mißtrauen betrachtet man nicht etwa nur gewisse Parteien und Doctrinen, sondern das ganze parlamentarische Treiben als eine fremdartige Welt; man weiß nicht die Grenze zu ziehen zwischen seinen natürlichen Eigenheiten und den Mißbildungen und Unarten, die gerade aus der künstlich offen gehaltenen Kluft zwischen Regierung und Parlament ungesund wuchernd aufgeschossen sind. Statt zu erkennen, daß nur in diesen Mißbildungen wieder die störende Macht der Parteimänner wurzelt, gewährt man solchen Verkehrtheiten in den Regierungskreisen selbst eine Art von nachsichtiger oder gar wohlwollender Schonung, in dem unbewußten Gefühle, daß man sie freilich nicht anders wird auszrotten können, als indem man das eigene Verhältniß zum Parlament auf einen Boden stellte, den zu betreten das regierende Beamtenthum sich gern zu vornehm dünkt, um sich nicht eingestehen zu müssen, wie viel ihm von der Kraft und Sicherheit des persönlichen Eindrucks abgeht, ohne die niemals eine größere Vereinigung von Menschen zu leiten ist.

Nicht schlagender hätten diese allgemeinen Beobachtungen bestätigt werden können, als durch die Art, wie man jetzt, um sich der Auswüchse bei den Budgetberathungen zu erwehren, einen künstlichen Umweg einschlägt, statt auf dem nächsten und sichersten Wege, wie er in unserem ersten Artikel angedeutet ist, aufs Ziel loszugehen. Freilich gehörte dazu eine Weite des vertraulichen wie des öffentlichen Entgegenkommens an das berechtigte Verlangen der Abgeordneten, über den Gang der Staatsangelegenheiten im Kleinen wie im Großen unterrichtet zu werden, welche alle bürokratischen Ueberlieferungen jählings über den Haufen werfen würde. Zumal der preussische leitende Beamte bis zum Ressortminister hinauf vermag das Gefühl nicht abzuschütteln, als ob er

unwiederbringliche Staatsgeheimnisse verrathe, wenn er über eine Angelegenheit sich ausläßt, die noch nicht zur Vollreife eines amtlichen Erlasses gediehen ist. Lieber als auf die schlüpfrige Bahn eines ungebundenen gegenseitig vertrauensvollen Austausches sich zu verlieren, hält man tage- und wochenlang den Spießruthenlauf von Zudringlichkeiten und Declamationen durch die Titel des Ressortetats aus, wobei man doch nach Neigung abfertigen, orakeln oder sich ausschweigen mag, und träumt sich den Himmel offen bei der Aussicht, den Zwang wenigstens ein Jahr ums andere abzuschütteln, während sonst der Mißbrauch in seiner vollen „berechtigten Eigenthümlichkeit“ erhalten bliebe.

Wenn nun bei diesem in der Hauptsache noch unerschütterten Verhältniß zwischen Regierung und Parlament etwas darauf angelegt ist, die Kluft wenigstens langsam zu überbrücken, so ist es die Gewöhnung des alljährlichen Zusammenwirkens, welche dem letzteren in eindringlicher Weise die Bedeutung eines regelmäßig und stetig eingreifenden Factors bei der Besorgung der Staatsgeschäfte ausprägt. Wenn heute die an den parlamentarischen Verhandlungen beteiligten Mitglieder der obersten Staatsverwaltungen beim Sessionschluß mit einem berechtigten Gefühl der Erleichterung aufathmen, weil damit eine Zeit ungestörter Verwaltungsarbeit sich eröffnet, deren das Land gleich sehr wie die Regierung bedarf, so bleiben doch bei der jährlichen Wiederkehr der Sessionen die beiden Perioden des Verwaltungsjahres derart abgewogen, daß über der einen niemals die andere ganz vergessen werden kann und die eine wie die andere als regelmäßige Art der Staatsarbeit empfunden wird. Mit einem Schlage aber würde dieses Gleichgewicht völlig gestört sein, wenn zwischen die Sessionen sich Pausen von drei- bis fünf-facher Dauer der ersteren einschieben sollten. Das Parlament erschiene dann in der That nur als ein loser, unorganischer Anhang der sonst in ihrem eigenen Geleise und mit eigener Triebkraft sich fortbewegenden Staatsmaschine. Alles was in dreizehn Jahren des durchweg guten Einvernehmens zwischen Regierung und parlamentarischer Mehrheit für eine dauernde und stete Weise ihrer Beziehungen wenigstens angebahnt ist, wäre so völlig abgebrochen, daß sich nicht nur nicht in einem späteren Augenblicke der abgerissene Faden wieder anknüpfen, sondern nicht einmal mit gleicher Aussicht an derselben Stelle wie vor dreizehn Jahren wieder anfangen ließe. Die Einführung der zweijährigen Periodicität wäre geradezu das Geständniß der Verzweiflung, auf einem natürlichen Wege den unleugbaren Mißstand der gehäuften Parlamentsverhandlungen zu überwinden, und der thatsächliche Erfolg würde doch der Erwartung, die man davon hegt, gerade entgegengesetzt sein. Statt einer Zurückführung der Parlamentsverhandlungen auf die sach-



liche Arbeit würde man nur den gänzlichen Sieg des leeren Redeschwalls gefördert haben.

Um dies nicht paradox zu finden, stelle man sich nur einen Augenblick vor, es wäre die Hoffnung in Erfüllung gegangen, mit welcher der aufrichtige Patriot vor drei Jahren sich tragen durfte: daß die stattliche Mehrheit, welche zuletzt mit voller Hingebung um die Reichsjustizgesetze sich scharte, durch die gemeinsamen Schöpfungen fester und fester in sich würde verklittet und mit der Regierung des Fürsten Bismarck zusammengeschlossen worden, statt an ihrem größten Werke wie in babylonischer Sprachverwirrung auseinanderzufahren. Einer solchen ständigen Mehrheit gegenüber würden sich freilich wohl nicht großartige staatsmännische Conceptionen mit blendender Schnelle in die Wirklichkeit des — Papiers überführen lassen, welches Paragraphen so geduldig aufnimmt wie Zeitungsartikel und mit nicht besserer Gewähr, daß in die kühn gezogenen Linien sich das wirre Leben nun gleich ohne Widerstreben einfügen werde. Wie sonst die öffentliche Meinung mit unermüdblicher Geduld Jahr um Jahr ihre Anliegen wiederholen mußte, um endlich das eine oder das andere den sich entgegensprechenden geschichtlichen Mächten abzurufen, so würde auch der staatsmännische Schaffensdrang sich bescheiden müssen, nicht gleich auf den ersten Anlauf mit seinen Ideen die befreundete Mehrheit oder alle Bestandtheile derselben zu durchdringen, er würde auch wohl in weiser Resignation manches Stück derselben zeitweilig fallen lassen, um den höheren Zweck des stetigen Ganges der Staatsangelegenheiten festzuhalten. Aber das dauernde Einvernehmen zwischen Regierung und Mehrheit würde dafür auch gestatten, Jahr für Jahr das Erreichbare in vorsichtiger Beschränkung abzustechen, die nothwendigen Compromisse würden sich ungestört im vertraulichen Austausch schließen, ehe durch das Geräusch des Redelampfes die Gegensätze aufs höchste gespannt wären, die Entwürfe der Regierung würden in einer Anlage und Fassung eingebracht werden, welche ihnen im Voraus die durchgängige Zustimmung der Mehrheit sicherten. Die Bestandtheile der letzteren, immer inniger mit einander verwachsend, würden mehr und mehr das Bedürfnis verlieren, bei jedem Anlaß den besonderen „Standpunct“ von drei oder sechs Fractionen oder „Flügeln“ zu betonen, und das Bewußtsein der eigenen Resignation um des sachlichen Ergebnisses willen würde der Mehrheit den Muth und die Entschlossenheit geben, unnützen Redeschwall der Minoritäten ohne Unbilligkeit zu beschneiden.

Es soll hier nicht entfernt ein Urtheil darüber abgegeben werden, durch wessen Schuld dieser patriotische Traum für jetzt und vielleicht auf lange hinaus vereitelt worden ist. Aber die Rehrseite des Bildes steht ja nur zu grell vor den Augen. Geht die Behandlung der parlamentarischen Versammlungen, gleichviel ob arglos oder berechnet, in der umgekehrten Richtung

weiter, die bestehenden Vereinigungen zu zerreiben und ihre Trümmer durcheinander zu werfen, so kann der augenblickliche Gewinn nur mit den unausbleiblichen Folgen dieses parlamentarischen Raubbaues erkauft werden. Die Fractionen und Fractionchen, Interessengruppen und Grüppchen werden immer zäher an dem angeborenen Menschenrechte halten, ein jedes seine „Meinung“ zu sagen und in den stenographischen Berichten, wenn nicht im Ohr der Zuhörer, zu verewigen; und es wird von Fall zu Fall unsicherer, ob eine, und unberechenbarer, welche Durchschnittsmeinung bei dem Schütteln dieses Würfelbechers die Mehrheit einer zufälligen Coalition auf sich vereinigen mag. Je weniger sicher die parlamentarischen Dispositionen, desto stärker die unfruchtbare Redefluth, sowie umgekehrt, und die Verminderung der Sessionen muß dies Uebel in dem Maße steigern, als sie die zur Möglichkeit einer Disposition unentbehrliche Verührung zwischen Mehrheit und Regierung abschneidet. Unfehlbar führt dieser Weg dahin, den Parlamentarismus zu discreditiren, aber doch auch sicherlich nicht dahin, die Welt noch einmal für die Segnungen des aufgeklärten Absolutismus empfänglich zu machen. —1.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Aus Gastein.** Graf Julius Andrássy. — Graf Julius Andrássy war eine um so auffallendere Erscheinung, als er das Wildbad im Salzkammergute noch nicht besucht hatte. Das spricht für den Kräftezustand des Grafen. Wenn man ihn leicht dahinschreiten sah, hatte man den Eindruck, daß der Graf der freiwillig getragenen Bürde sich enthoben fühle.

Was unter den leitenden Staatsmännern Oesterreichs und Deutschlands verhandelt wurde, es konnte sich nur auf der Linie bewegen, welche durch sie selbst dem Wechselverhalten der zwei großen Staatswesen, man sollte hoffen und glauben für immer vorgezeichnet worden ist. Und es geziemt in diesem Augenblicke, bei diesem Wendepuncte im öffentlichen Wirken und Leben des Grafen Andrássy demselben deutsche Dankes- und Anerkennungsworte zu widmen. Was der erste ungarische verfassungsmäßige Minister für Oesterreich schuf und leistete, wird die Geschichte würdigen, wie die Mitwelt dies nicht vollständig und erschöpfend vermöchte. Für Deutschland muß immer unvergessen bleiben, daß Graf Andrássy die in der berühmten Versailler Depesche dargebotene Hand nahm, nachdem durch sein vorausgegangenes Verhalten bereits die Gewähr geliefert war, daß einem solchen Entgegenkommen

in Wien das rechte Verständniß nicht fehlen würde. Wohl muß als seltene Zügung erscheinen, daß der Staatsmann, dem beschieden wurde, die Schwerpunctverlegung nach Ofen zur Verwirklichung zu bringen, auch die neuen Beziehungen zu dem neuen Deutschland zu knüpfen hatte. Steigert das jedoch nicht die Größe des Verdienstes? Dem deutschen Sinne hätte lieber sein sollen, wenn jene Wiederanknüpfung dem deutschen Adel des Donaureiches zu verdanken gewesen wäre. Die deutsche Empfindung kann dadurch allerdings sich berührt fühlen. Allein der Vorgang zeigt, daß der Völkerstaat Oesterreich-Ungarn den wahren Interessen Deutschlands dient und dienen kann, gleichviel welcher Führung er anvertraut ist. Das deutsche Gefühl muß wünschen und heischen, das Deutschthum in Oesterreich die ihm gebührende Stelle einnehmen und behaupten zu sehen. Und es ist kein Zweifel, daß die Neugestaltung Deutschlands dem Deutschthum in Oesterreich zu Statten kommen könne und müsse. So vermag Deutschland jedoch dem stammverwandten Wesen nicht beizustehen, um der nothwendigen Wettbewerbung der Völker Oesterreichs Schranken setzen zu wollen. Die Unterdrückung war es, die für Oesterreich in vergangenen Zeiten die verhängnißvollsten Folgen mit sich brachte. Das Deutschthum kann in Oesterreich seine Aufgabe nicht darin suchen, die aufstrebenden Völkerschaften in ihrer Entfaltung zu hemmen und zu beeinträchtigen. Die dem Deutschthum zu Gebote stehenden großen Hülfsmittel sichern ihm Erfolge schwerwiegendster Art, vorausgesetzt daß der rechte Gebrauch von ihnen gemacht wird. Es ist eine alte deutsche Schwäche, leicht sich selbst aufzugeben. Das Deutschthum in Oesterreich wird die ihm zukommende Geltung unter den veränderten Verhältnissen bewahren, falls es seinen Platz muthig und bewußt zu behaupten und auszufüllen weiß.

Graf Andrássy, durch und durch Ungar wie er war und ist, hat nie den Ruf gehabt, Gegner des Deutschthums zu sein. Und auch bei dem gegenwärtigen Wendepuncte seiner staatsmännischen Thätigkeit wird keine Aeußerung dieser Art laut. Darin liegt ein bedeutsamer Beweis für die persönliche Auffassungsweise des Grafen, es liegt darin ein bedeutsamer Beweis für die von dem Grafen eingeleitete österreichische Politik. In ihr hat sich ein Bruch mit der Vergangenheit, kein Bruch mit den Grundvoraussetzungen des österreichischen Staatswesens vollzogen. Die geflügelten Worte des ungarischen Staatsmannes sind deutsch gedacht und deutsch gesprochen worden, sie sind deutsch von Land zu Land gegangen und werden sich so in der Geschichte behaupten. Die besten Vollbringungen des Grafen Andrássy konnten der deutschen Einkleidung so wenig entbehren wie des durch die deutsche Hälfte des Staatswesens gewährleisteten Nachdruckes. Es verdient auf diese Thatfachen hingewiesen zu werden, weil kein Nachfolger des Grafen ungarischer als er

wird sein wollen und sein können. Man darf auch da des Trostwortes eingedenk sein, daß dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Graf Andrassy hat in der Orientpolitik eine neue Bahn betreten, eine Bahn, von der man sagt, daß sie vom Norden her bezeichnet wurde. Wie dem sei und wie diese Politik sich weiterentwickeln möge, fest steht, daß die gethanen Schritte nicht zurückgethan werden können, es wäre denn auf Kosten der vom Grafen Andrassy so glänzend gewahrten Ehre des Kaiserstaates. Graf Andrassy hat der Monarchie ihre Richtung gewiesen. Viel Tadel, den er dabei erfuhr, kann das Gewicht der Thatsache selbst nicht schwächen. Es wird sich zu zeigen haben, ob künftige leitende Staatsmänner die Orientpolitik des Grafen Andrassy überflügeln können, da sie von ihr auszugehen und mit ihr zu rechnen haben werden.

Der neue Aufschwung Oesterreichs knüpft an den Namen Andrassy an. Geht man aber den Gründen dieses Aufschwunges weiter nach, da ergiebt sich, daß es in Oesterreich besser geworden, je heller es in Oesterreich geworden. Diese Lehre sollte für Deutschland nicht verloren sein, so seltsam es auch anmuthen mag, für die Wiege der Reformation derartige Besorgnisse hegen zu müssen. Oder wären sie wirklich vergebens? Wollte Gott, daß sie es wären! Allein selbst Fürst Bismarck wird vielleicht nicht aus tiefstem Herzen zu sagen wagen, daß jene Besorgnisse so ganz eitel und müßig seien. Deutschland braucht nicht neidisch auf den Donaustaat zu blicken, aber, und das will mehr sagen, es vermag auf die eigenen Zustände nicht so frohen Stolzes zu blicken, wie es seiner auswärtigen Lage nach dies thun sollte. Sind wir Deutsche überhaupt nicht danach geeigenschaftet, über äußeren Erfolgen innere Mißstände vergessen zu können? Niemand wird diese Frage bereits endgültig beantworten wollen. Es wäre jedoch ein Glück für Deutschland, ja für die Menschheit, wenn die Frage mit Nein beantwortet würde.

Es ist der Vorzug bevorzugter Menschen, daß an ihre Erscheinung Fragen der mannichfachsten Art anknüpfen. So hat auch das Bild des Grafen Andrassy zu raschen Betrachtungen geführt, die mit seinem Wirken in engster Beziehung stehen, nicht ihn selbst zeichnen und veranschaulichen. Doch das konnte, es brauchte hier nicht versucht zu werden. Was Graf Andrassy ist, das hat seinen Feinden und seinen Freunden die jüngste Vergangenheit überraschend zum Bewußtsein gebracht. Uns Deutschen trat vor allem nahe, daß Graf Andrassy nicht blos der bewährte Freund des Fürsten Bismarck, sondern der bewährte Freund Deutschlands war. Und als solchen vertrauen wir ihn ferner und immer betrachten zu dürfen. Auch die Freundschaft der Völker ist ein hohes Gut. Es soll in Deutschland stets lebendig

sein, warum Graf Julius Andrássy der bewährte Freund Deutschlands wurde. Der Werth dieses Gefühles könnte auf beiden Seiten nicht verlieren, wenn die Folgezeit lehrte, daß Graf Andrássy nur der erste Freund dieser Art war und daß er eine Reihe solcher Freunde eröffnete.

Aus Siebenbürgen, Ende August. Am 20. und 21. August hat der Verein für siebenbürgische Landeskunde seine Jahresversammlung in Hermannstadt gehalten. Ueber seine Arbeiten, ein friedliches Wirken in kampfesfüllter Zeit, soll diesmal einiges berichtet werden, zum Zeichen, daß unter den fortwährenden, alle Kräfte in Anspruch nehmenden, politischen Kämpfen doch auch die geistige Arbeit, die Pflege deutscher Wissenschaft nicht vernachlässigt wird. Denn ein Mittelpunkt, oder richtiger der einzige Mittelpunkt für diese ist der genannte Verein in Siebenbürgen. Die Gründung desselben fällt in die Zeit, da das sächsische Leben einen Theil der Fesseln, die dasselbe einengten, gesprengt hatte. Die deutschen Universitäten waren, wenn auch beschränkt, frei geworden, das seit 1830 wieder erwachende politische Leben schlug seine Wellen bis hieher, die dumpfstosend die alte Burg sächsischen nationalen Eigenlebens zu untergraben drohten. Die Städte, die wenige Meilen weit von einander lagen, kannten sich nicht. Da traten im Jahre 1840 die besten Männer des sächsischen Volkes zusammen zu einem wissenschaftlichen Verein, der im Jahre 1842 seine erste Versammlung in Schäßburg hielt. Es war ein großer idealer Aufschwung, jugendfrisch und jugendkühn, voll der freudigsten Hoffnungen. Und was der Verein seither geleistet, das ist in der That nicht unbedeutend. Achtzehn Bände (4 alte, 14 neue Folge) des „Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“ sind Zeugen des nie ruhenden Vorwärtstrebens. Die sächsische Geschichte und die Vergangenheit des Landes ist durch die Forschungen, die der Verein veröffentlichte, aufgehellert und klargestellt worden. Von ihm unterstützt erschien die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“ von G. Teutsch 1852 bis 1858 (seither in 11. Auflage 1874 in Leipzig erschienen), das „Urkundenbuch zur Geschichte Siebenbürgens“ 1857, das gleich anfangs in Angriff genommen wurde, in der richtigen Erkenntniß, es könne nur auf Grund der Urkunden eine sichere, beglaubigte Geschichte aufgebaut werden. Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Werke anführen, die für Geschichte, Sprachforschung, Sagen-, Lieder-, Märchenkennntniß heute unentbehrlich, im Laufe der bald vierzig Jahre im Anschluß an und gefördert durch diesen „Landeskundeverein“ entstanden. Nur die letzten Publicationen mögen etwas näher berührt werden. Voran steht das „Archiv“, das jährlich ein Band den Mitgliedern des Vereins unentgeltlich zugestellt wird. Der XIV. Band enthält vor allem für die Geschichte Bedeutendes.

Die „Skizzen zur vorrömischen Culturgeschichte der mittleren Donaugegenden“ von dem auch außer Siebenbürgen anerkannten jungen Forscher E. Groß füllen eine Lücke der allgemeinen Geschichte aus. In überraschendster Weise, auf gründlichem Quellenstudium fußend, werden die ältesten historischen Bewohner der Gegenden, der Handelsverkehr mit dem Süden, der vorrömische Geldverkehr, die alten Ansiedlungen, Lebensweise, Todtenbestattung der vorrömischen Völker behandelt und die Funde aus der Stein-, Bronze- und älteren Eisenzeit aufgezählt. Die Kenntniß der Geschichte der mittleren Donaugegenden ist dadurch namhaft bereichert worden. Von demselben Forscher ist auch ein Bericht über prähistorische Funde bei Tordés, die in der letzten Zeit ungemein zahlreich geworden sind und den Beweis alter Ansiedlungen für eine wachsende Zahl siebenbürgischer Orte liefert. Einen Fund römischer Consulardenare führt E. Werner vor, die alle der republikanischen Zeit angehören. Die ältesten reichen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts p. n. Chr., während die jüngsten aus der Zeit vor dem Beginn des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus stammen. Der Schatz ist demnach um 50 v. Chr. vergraben worden. Die Denare müssen auf dem Handelsweg nach Dezine gelangt sein. Marienburg handelt über alturkundliche siebenbürgische Ortsbestimmungen, was zum Verständniß des „Andreanischen Freibriefs“, der die Grundlage der ganzen sächsischen Entwicklung bildet, erwünschte Beiträge liefert. „Die Incunabeln der Hermannstädter Kapellenbibliothek“ (1469 bis 1500) von Fr. Müller ist ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft, der Bildung der Sachsen und des buchhändlerischen Verkehrs Siebenbürgens mit dem Ausland, woran sich ein interessanter Fund Dr. Freknois schließt, der den ältesten bisher unbekanntem Druck Hermannstadts aus dem Jahre 1576 veröffentlicht. In die Geschichte des sächsischen Volkes führen die Arbeiten von Dr. Fr. Teutsch ein: „Aus dem sächsischen Leben vornehmlich Hermannstadts am Ende des 15. Jahrhunderts“ und „Hermannstadt und die Sachsen im Kampf für Habsburg 1598 bis 1605“, wo aus den lebendigen Zügen, die vornehmlich den Rechnungen jener Zeit im Hermannstädter Archiv entnommen sind, neben dem Kampf auch die stille sittigende Arbeit des Friedens spricht, die uns den Hauch deutschen Lebens in den sächsischen Städten empfinden läßt. Eine kleinere Arbeit von R. Fabritius bezieht sich auf sächsisches Leben 1438 und die schweren Steuern, die ihm aufgedrungen wurden. Die Dankrede auf Fabini und ein Zug zum Lebensbild G. P. Binders (vom Vorstand G. F. Teutsch) zeigt im engen Rahmen eines reichen Menschenlebens, von welchen Zielen und Kämpfen die Gegenwart erfüllt ist und wie sie sich spiegelt in dem Gemüth tüchtiger Männer. Hausmann (der graue Siebenschläfer) und M. Fuß (Aufzählung der sieben-

bürgischen Cryptogamen) sind bedeutende Arbeiten für den naturwissenschaftlichen Theil der Landeskunde. Neben diesem „Archiv“ aber, von dessen XV. Bande eben das erste Heft ausgegeben ist, hat der „Verein“ im letzten Jahre einige größere Arbeiten aufzuweisen.

Soeben erscheint ein zweites Heft „kirchlicher Kunstdenkmäler“, das wir einer eingehenderen Würdigung vorbehalten. Dann hat der Verein in einem „Correspondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“ einen Mittelpunkt zur Besprechung von Fragen der Landeskunde und für Mittheilungen kleinerer Art geschaffen, das nun im 11. Jahrgang steht. Vor allem aber ist die Veröffentlichung der alten Rechnungen des Hermannstädter Archivs in Angriff genommen worden, und ist die Arbeit durch eine Commission des Vereins bis zur Veröffentlichung gediehen, die nach Abfassung des Index erwartet wird. Es ist seit dem Erscheinen des „Urkundenbuchs“ die bedeutendste Quellenpublication, die überraschende Aufklärungen nach allen Seiten für die Geschichte des Landes bringen wird.

Es kann bei einer solchen Vereinsarbeit nicht fehlen, daß auch die Anerkennung der deutschen Wissenschaft derselben nicht mangelt, die sich mehr als einmal kundgethan. Mit 99 anderen Vereinen mit ähnlichen Aufgaben steht der Landeskundeverein im Tauschverkehr, darunter mit dem königlich sächsischen Alterthumsverein und dem für Erdkunde in Dresden, Museum für Völkerkunde in Leipzig, königlichen statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart, mit Smithsonian Institution und Departement of agriculture in Washington u. s. f. Unter den Ehrenmitgliedern des Vereins finden sich die bedeutendsten deutschen Gelehrten. Leipzig ist durch Professor Zarnde vertreten.

Zum Schlusse sei es gestattet, noch einem Gedanken Ausdruck zu geben. Wäre es nicht möglich, daß die deutschen Universitätsbibliotheken, Stadtbibliotheken und die so zahlreichen Bibliotheken einzelner wohlhabender Privaten dem Vereine beiträten? Sie erhielten die Schriften des Vereins für die alleinige Leistung des jährlichen Beitrages von sechs Mark zugestellt und unterstützten die deutsche Wissenschaft in ihrer geistbefreienden Arbeit unter einem Volke, das eben durch die Pflege dieser Wissenschaft beweist, wie sehr es die idealen Güter des Lebens zu schätzen weiß. \*)

---

\*) Der Eintritt in den Verein geschieht durch einfache Meldung beim Vereinssecretär R. Herbert, Professor in Hermannstadt.

## Literatur.

Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von Dr. Hermann Uhde. Stuttgart, J. G. Cotta. 1879. — Bienenfleiß, höchst gewissenhafte Arbeit und eine edle, vornehme Gesinnung zeichnen auch dieses Buch aus, das letzte, das der frühverstorbene, vielverdiente Gelehrte vollenden konnte. Man fragt sich zwar, ob der Gegenstand eine so ausführliche Behandlung rechtfertigt, und der Wirkung des Buches läme es wohl zu statten, wenn der überreiche Stoff sich hätte mehr zusammendrängen lassen. Man erschrickt vor dem umfangreichen Bande, der, fast siebenhundert Seiten stark, einer fünfzigjährigen Localtheatergeschichte gewidmet ist. Man wird aber bald finden, daß gerade in der ausführlichen Erzählung der Reiz des Buches liegt und zugleich sein Werth. Ganz abgesehen von den vielen interessanten Notizen, die sich verstreut finden, und die zum Theil von zeit- und culturgeschichtlichem, zum Theil auch von literarischem Werthe sind, gewährt die fast von Tag zu Tag fortgeführte Chronik der Erlebnisse und Wandlungen, der Freuden und Leiden dieser einzelnen Bühne einen ungemein lehrreichen Einblick in das innerste Getriebe unseres Theaterwesens. Hier ist nicht ein allgemeines Räsonnement, sondern exacte Demonstration. Aus den mit geschickter Hand aufgereihten Zügen ersteht vor dem Auge des Lesers von selbst ein Gesamtbild der heutigen Bühnenzustände. Braucht noch gesagt zu werden, daß dieses Bild von höchst unerfreulicher Art ist? Die Geschichte der neueren Bühne ist zugleich die Geschichte ihres Verfalls. Von ihrem priesterlichen Beruf, an den unsere großen Dichter glaubten, wagt Niemand mehr zu reden. Und das Schlimmste ist noch nicht die Thatsache dieses Sinkens. Wenn nur irgendwie die Möglichkeit einer Rettung sich zeigte! Aber hier läßt auch Uhde im Stich. Wiederholt deutet er auf die ganz unverhältnißmäßig gestiegenen Ansprüche des Künstlerpersonals, wodurch der Theateraufwand immer mehr anwächst und bei den in gleichem Verhältniß steigenden Eintrittspreisen das Theater zuletzt nur noch zu einem Privilegium Weniger wird. Allein wenn dies wirklich eine Grundursache des Uebels ist, so ist schwer zu sehen, woher Abhülfe kommen soll. Die Lohnfrage läßt sich um so weniger künstlich regeln, als es sich hier um ein allgemein verbreitetes, internationales Unwesen handelt. Aber welche Schrift über das moderne Theater hat einen anderen Eindruck zurücklassen können, als den, daß der Schaden vor Aller Augen liegt, doch Niemand ein Heilmittel zu nennen weiß?

g.

Abailard und Heloise. Eine historische Charakterstudie von Dr. H. B. Sauerland. Frankfurt a. M., Mahlau und Waldschmidt. 1879. — Abailard und Heloise gehören zu denjenigen Namen, die Jedermann nennt, mit denen aber die Wenigsten im Stande sind eine bestimmte Vorstellung oder wirkliche Kenntnisse zu verbinden. Es ist dankenswerth, daß die vorliegende Schrift eine Charakterzeichnung des unglücklichen Paares unternimmt, die auf Herstellung der geschichtlichen Wahrheit ausgeht, nachdem diese durch Dichtung und Sage vielfach verdunkelt und mehr noch ungebührlich verklärt worden ist. Denn hier handelt es sich nicht um eine der „Rettungen“ in dem bekannten Stil. Im Gegentheil, es ist ein höchst unerquickliches Sittenbild, das der Geschichtsschreiber aufzurollen hat. Erscheint Heloise im Lichte des verführten, verirrtten, mit unverlöschlicher Bluth hingegebenen Weibes, so fallen um so tiefere Schatten auf Abailard, seine



Eitelkeit und seine Selbstsucht, seine Sinnlichkeit und Charakterschwäche. Er ist ein Roué in der Soutane, dem freilich die glänzende Begabung, die Gelehrsamkeit, das Lehrtalent, ja die Selbstständigkeit in der wissenschaftlichen Forschung nicht abgesprochen werden können. „Unbedingt ist er der erste Lehrer seiner Zeit.“ Ueber die Stellung, die Abailard in der Geschichte der Wissenschaften eingenommen hat, ist es schwer, ein sicheres Urtheil zu gewinnen, da die hochfliegenden rationalistischen Wagnisse, die man wahrzunehmen glaubt, abgesehen von dem Widerruf, den Abailard jederzeit bereitwillig leistet, in einem Wust von scholastischem Formelwesen sich verstecken. Der Verfasser sieht in ihm den „Bahnbrecher einer neuen Richtung“, dann aber hätte namentlich auch seine Ethica, worin die kühnsten Ansätze zum Reformier sich finden, berücksichtigt werden sollen. Das hätte freilich weit geführt, in Untersuchungen, die einem größeren Publicum wenig Freude bereitet hätten. Die Hauptsache war dem Verfasser das Biographische, die Würdigung der beiden Charaktere, und diese Aufgabe hat er in ansprechender Weise gelöst.

L.

Der Sachsenspiegel, Landrecht und Lehnrecht. Nach dem Oldenburger codex picturatus von 1336 herausgegeben von A. Lübben. Mit Abbildungen und einem Vorwort zu denselben von F. von Alten. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1879. — Der Oldenburger Codex des Sachsenspiegels, der hier zum erstenmale veröffentlicht wird, darf sich ganz besonderer Vorzüge rühmen. Es ist die älteste Handschrift in niederdeutscher Sprache, geschrieben im Jahre 1336, also 33 Jahre älter als der Berliner Codex, den Homeyer seiner Ausgabe zu Grunde gelegt hat. Wie das Jahr, so kennt man auch den Ort und den Urheber der Schrift: sie ist von dem Rasteder Mönch Heinrich Blonestein geschrieben, in Niederdeutschland von einem Niederdeutschen, also ganz besonders als authentisch legitimirt. Die Arbeit ist sauber und deutlich, und endlich ist es unter den niederdeutschen Handschriften die einzige mit fortlaufenden Bildern versehene. Das Alles sind Vorzüge, die bei der sprachlichen wie rechts- und culturhistorischen Wichtigkeit des uralten Rechtsbuchs der Niederdeutschen es rechtfertigen, daß auch die fragliche Handschrift allgemein zugänglich gemacht wird. Der Herausgeber hat die anderen Handschriften verglichen und, um die Orientirung zu erleichtern, die Eintheilung nach der Homeyerschen Ausgabe an den Rand drucken lassen. Von dem Bilderschnitt sind wenigstens Proben beigegeben. Der hohe Werth des letzteren entging schon Goethe nicht. Er interessirte sich für dessen Veröffentlichung, schrieb deswegen an Büsching und gebrauchte in diesem Zusammenhange die treffenden Worte: „Es wird dabei zur Sprache kommen, daß nicht allein der ungebildete, sondern auch der durchaus reingebildete, natürliche Mensch dasjenige mit Augen sehen will, was ihm durchs Ohr ankömmt, deshalb denn auch die bilderreichen und bilderlosen Religionen ihren Charakter im unterschiedenen Gegensatz bethätigen.“ Die Gegenwart liest nun diese Bilderbeischriften mit ganz anderen Augen, als die naiven Zeitgenossen. Für uns sind sie kunsthistorische und culturhistorische Zeugnisse, und welch hohen Rang sie in dieser Hinsicht einnehmen, ist in der Abhandlung von F. von Alten des Näheren ausgeführt.

g.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 11. September 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Ein Galilei-Proceß in Löwen

im Jahre 1691.

Ein Galilei-Proceß kann der im Folgenden darzustellende Proceß freilich nur genannt werden, wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen: der Löwener Professor van Velden war kein Galilei, und was er als Anhänger des Copernicanischen Systems zu leiden hatte, bleibt weit zurück hinter dem, was Galilei widerfuhr. Der Vorfall ist aber als ein Beitrag zur Charakteristik der Zustände an der einst berühmten Löwener Universität am Ende des siebzehnten Jahrhunderts interessant genug, um eine kurze Darstellung zu verdienen. Das Material dazu liefern mir die in der Collection de mémoires relatifs à l'histoire de Belgique unter dem Titel Procès de Martin Étienne van Velden, Professeur à l'Université de Louvain, Brüssel 1871, von dem Ingenieur Armand Stévant — leider mit zahllosen Druck- und Schreibfehlern — veröffentlichten Actenstücke.

Am 22. Juni 1633 wurde bekanntlich Galilei von der römischen Inquisition verurtheilt, die Copernicanische Lehre von der Bewegung der Erde und dem Stillstehen der Sonne als Ketzerei abzuschwören. Das Urtheil und die Abschwörungsformel wurden von der Inquisition den päpstlichen Nuntien übersandt mit dem Auftrage, sie den Bischöfen und den Professoren der Philosophie und der Mathematik an den katholischen Universitäten ihres Nuntiaturbezirkes zur Kenntniß zu bringen. Der damalige Nuntius in Brüssel, Fabio di Lagonessa, Erzbischof von Consa, richtete demgemäß an den bekannten Cornelius Jansenius, Professor primarius der Theologie in Löwen, und an Matthäus Kellison, Rector des englischen Collegs und Professor an der Universität in Douay, unter dem 1. September 1633 folgendes Schreiben: „Schon vor einigen Jahren [1616] ist der Tractat des Nicolaus Copernicus de revolutionibus orbium coelestium, welcher behauptet, die Erde, nicht die Sonne bewege sich und diese sei der Mittelpunkt der Welt, von der

heiligen Congregation des Index unterdrückt worden\*), weil feststeht, daß diese Meinung der heiligen Schrift widerspricht. Da nun darnach die Congregation des heiligen Officiums dem Galileo Galilei aus Florenz verboten hatte, diese Meinung schriftlich oder mündlich zu lehren, so hat dessen ungeachtet derselbe Galilei sich unterfangen, ein Buch in Druck zu geben, welches „Dialog Galilei's“ betitelt ist und nach der Lehre des Copernicus riecht (redolet). Daraus ist er vor das heilige Officium citirt, in Haft genommen und genöthigt worden, jene irrige Lehre ganz abzuschwören, und er soll so lange in Haft gehalten werden, bis er nach dem Ermessen Ihrer Eminenzen der Herren Cardinäle hinlänglich Buße gethan haben wird. Die vorbesagte heilige Congregation hat nun verordnet, dieses den belgischen Universitäten mitzutheilen, damit Alle sich dieser Wahrheit fügen. Demgemäß bitte ich Sie, auch die übrigen Professoren der Universität dazu aufzufordern.“

Am 13. December 1633 konnte der Nuntius dem Secretär der Inquisition, Cardinal Antonio Barberini, melden, die beiden Universitäten hätten „sich bereit gezeigt, die Meinung des Copernicus zu verabscheuen“; er übersende die betreffenden Briefe, worin versichert werde, die fragliche falsche Meinung werde von den Universitäten nie angenommen werden. Erhalten ist von diesen Briefen nur einer, der von Kellison, vom 7. September 1633. Er lautet: „Ich habe den Brief vom 1. September erhalten, worin Ew. Gnaden mir auftragen, den Professoren der Universität Douay in Ihrem Namen mitzutheilen, daß der Tractat des Nicolaus Copernicus und das Buch eines gewissen Galilei, welches Galileus Galilaei Lynceus\*\*) betitelt ist, worin im Widerspruche mit der gemeinen Wahrnehmung [oder: mit dem gesunden Menschenverstande, *contra communem sensum*] und mit der heiligen Schrift behauptet wird, die Erde bewege sich im Kreise, der Himmel aber bewege sich nicht, sondern bleibe fest und unbeweglich, von den heiligen Congregationen verdammt worden seien. Ich habe, den Weisungen der heiligen Congregationen und Eurer Gnaden entsprechend, bei der ersten Gelegenheit dieses dem Kanzler der hiesigen Universität und den anderen Professoren zur Kenntniß gebracht. Dieselben sind so weit entfernt, jener fanatischen Meinung (*huic phanaticae opinioni*) beizustimmen, daß sie dieselbe in ihren Vorlesungen immer bekämpft und verspottet haben. In unserem englischen Colleg, welches in dieser Stadt Douay besteht, ist jenes Paradoxon nie gebilligt worden und wird es nie gebilligt werden; wir haben es vielmehr immer ver-

\*) Diese Angabe ist ungenau; die Indexcongregation hatte nur die Beseitigung resp. Abänderung einer Anzahl von Stellen in dem Buche des Copernicus angeordnet; die Copernicanische Lehre aber war allerdings als der Bibel widersprechend verdammt worden.

\*\*) Verschieden für *Dialogus Galilaei Lyncei*.

worfen und werden es immer verwerfen. Darum dürfen Ew. Gnaden überzeugt sein, daß die Doctoren und Professoren dieser Universität und wir mit ihnen dem heiligen apostolischen Stuhle, wie in dieser Sache so in allen anderen, wie es sich für Söhne der katholischen und römischen Kirche geziemt, gehorchen werden. Gott möge Ew. Gnaden unserem Belgien und der römischen Kirche, für welche Sie unablässig wirken, noch lange erhalten."

Die Antwort des Löwener Professors ist nicht erhalten, wird aber ähnlich gelautet haben. Einer der angesehensten Löwener Theologen, Libertus Fromondus (Froidmont) hatte bereits im Jahre 1631 zu Antwerpen eine Vertheidigung des Indexdecretes vom Jahre 1616 gegen die Copernicaner drucken lassen, welcher er im Jahre 1634 ein zweites ähnliches, auch das Decret vom Jahre 1633 behandelndes Werk folgen ließ.

Etwa fünfzig Jahre später wurde Martin Stephan van Belden (van der Belde), geboren 1664 im Haag, in Löwen Professor, zuerst der Philosophie, dann der Mathematik. Eine handschriftliche Geschichte der Universität Löwen sagt, er sei der erste dortige Professor gewesen, der in seinen Vorlesungen den Aristoteles bekämpft und das Cartesianische System vorgetragen habe. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen ist sonst nichts bekannt. Er gehörte einem der Collegien (Paedagogia) der Artistenfacultät an, worin die Studenten zwei Jahre lang in der Logik, Physik und Metaphysik des Aristoteles unterrichtet wurden, ehe sie zu den Fachstudien übergingen. (Außerdem wurden in der Artistenfacultät noch Vorlesungen über einige andere Schriften des Aristoteles, über Arithmetik und über Astronomie gehalten, letztere nach der Sphaera mundi des Johannes de Sacrobosco). Solcher Collegien der Artistenfacultät gab es vier: das von der Lilie (Paedagogium florentis Lillii, es hatte ein blaues Banner mit einer weißen Lilie), das vom Schwein (oder das Standonckische Colleg, schwarzes Banner mit einem silbernen Schwein und der Devise: Porcus alit doctos), das vom Schlosse (rothes Banner mit dem alten Löwener Schlosse und der Devise: Castrum bella gerit) und das vom Falken (Banner mit einem Falken in einem goldenen Schilde und der Devise: Volitat super omnia Falco). In dem Colleg zum Falken docirte van Belden.

In den einzelnen Collegien fanden auch Disputirübungen statt. Außerdem war in den Statuten der Facultät bestimmt, daß an den Sonn- und Festtagen nach Epiphanie größere Disputationen stattfinden sollten, an denen sich die „Physiker“ (die mit dem Studium der Physik beschäftigten Studenten) aller vier Collegien zu betheiligen hätten. Die ersten Professoren der Physik der vier Collegien hatten die Thesen zu bestimmen und bei den Disputationen zu präsidiren.

Am 15. Januar 1691 übersandte van Velden seinen drei Collegen zwei „physische Thesen“, welche am folgenden Sonntag, den 21., Gegenstand der Disputation sein sollten. Die zweite lautete: „Unbezweifelt ist das System des Copernicus von der Bewegung der Planeten um die Sonne; zu den Planeten wird mit Recht auch die Erde gezählt.“ Die drei anderen Professoren beanstandeten die These, weil sie den unter Paul V. und Urban VIII. erlassenen Decreten der römischen Congregationen widerspreche, und machten davon dem Decan, Professor Quiten, Mittheilung. Nach einer am 16. stattgehabten Berathung mit mehreren anderen Professoren wurde van Velden durch den Bedell im Namen des Decans und der drei Professoren ersucht, die These fallen zu lassen oder abzuändern. Van Velden erklärte sich bereit, sie zu ändern, änderte aber, wie um die Anderen zu verhöhnen, nur das erste Wort „Unbezweifelt“ (indubitatum) in „Gewiß“ (certum). Auf den 17. wurde dann eine außerordentliche Sitzung der Facultät berufen. Der Decan und andere Professoren versuchten nochmals van Velden zur Zurückziehung der These zu bewegen; er erklärte aber, er werde kein Jota mehr daran ändern. Es wurde darauf beschlossen: die These sei wegen der Unannehmlichkeiten, welche sie für die Facultät zur Folge haben könne, zurückzuziehen oder im Sinne der drei anderen Professoren, welche bei der Disputation mit zu präsidiren hätten, zu modificiren. Zwei Facultätsmitglieder, welche auch im Colleg zum Falken wohnten, wurden beauftragt, van Velden noch einmal zuzureden. Deren Bemühungen blieben aber auch erfolglos. Als sie ihn auf die unangenehmen Folgen aufmerksam machten, die seine Hartnäckigkeit für ihn haben müsse, sprach er das stolze Wort: *Impavidum ferient ruinae*.

Van Velden begab sich sogar am 22. Januar mit seinen Zuhörern in den Saal, wo disputirt wurde, und erläuterte seine Thesen. Die drei anderen Professoren waren dabei nicht zugegen, von den „Physikern“ der anderen Collegien nur einzelne. Von diesen wurden in Folge eines Facultätsbeschlusses am 23. vier über van Veldens Aeußerungen verhört. Zwei sagten aus, van Velden habe erklärt: Das Copernicanische System werde von Vielen, weil sie es nicht recht verständen, angegriffen; die heilige Schrift spreche an verschiedenen Stellen nicht in eigentlichen, sondern in solchen Ausdrücken, die der volksthümlischen Anschauung entsprächen, z. B. wenn sie die Sonne und den Mond als das größere und das kleinere Licht bezeichne; die Bücher des Aristoteles hätten verdient, öffentlich verbrannt zu werden, weil sie einiges enthielten, was an Kezerei streife, und doch gäbe es Leute, die lieber Hunger leiden als jene Bücher missen wollten. Die beiden Anderen referirten noch die Aeußerung: „Die Anderen kommen nicht; sie sind Ignoranten; sie haben ihre Argumente noch nicht in Bereitschaft; wir wollen unsererseits unsere These erklären.“ Auch habe er die Gegner des Coperni-

canischen Systems verspottet, als ob sie fürchteten, durch die Bewegung der Erde in den Himmelsraum geschleudert zu werden.

Für die Facultät kam jetzt die Copernicanische Ansicht von Veldens weniger in Betracht als seine Unbotmäßigkeit. Sie beschloß, die Disputation solle für dies mal ausfallen, van Velden habe aber bis zum 24. Januar Morgens 10 Uhr eine andere These für die nächste Disputation einzusenden. Dieser Beschluß wurde ihm am 23. durch den Bedell, der zugleich Notar war, förmlich insinuirt. Van Velden sandte keine These ein, und als ihn der Decan beim Beginne der Facultätsitzung nochmals fragte, ob er gehorchen wolle, gab er keine Antwort. Die Facultät beschloß darauf: van Velden habe für seinen Ungehorsam die in den Statuten für solche Fälle bestimmte Geldstrafe (einen Gulden!) zu zahlen; falls er dieselbe nicht binnen drei Tagen bezahle, sei er nach den Statuten ohne weiteres für ein Vierteljahr von der Facultät ausgeschlossen und aller Ehren, Privilegien und Emolumente derselben verlustig. Er bezahlte nicht und wurde darauf am 29. als ausgeschlossen erklärt. Gleichwohl erschien er am 30. in der Sitzung, weigerte sich, der Aufforderung des Decans, sich zu entfernen, zu gehorchen, und erklärte, er werde zu allen Sitzungen kommen, worauf die meisten anderen Professoren sich weigerten, in seiner Gegenwart weiter zu verhandeln, so daß der Decan die Sitzung aufheben mußte.

Nun berichtete der Decan an den Rector und bat denselben, van Velden wenigstens provisorisch das Erscheinen bei den Sitzungen zu verbieten. Der Rector ließ durch den Syndicus van Velden auffordern, sich binnen drei Tagen zu verantworten und vorläufig die fragliche These nicht zu vertheidigen und sich von den Facultätsitzungen fern zu halten.

Die Sache wurde dadurch verwickelter, daß van Velden sie vor einen außeracademischen Gerichtshof brachte. Er führte Klage gegen den Decan bei dem „Rathe von Brabant“ (Conseil de Brabant). Dieser nahm die Klage an und verbot sofort am 31. Januar beiden Theilen, irgend etwas zu präjudiciren. Dieses Verbot ließ van Velden dem Decan und dem Rector förmlich insinuiren; letzterer hielt aber seine Verfügung ausdrücklich aufrecht. Die Klageschrift wurde dem Decan zur Beantwortung zugestellt, und dieser ließ in einer am 4. Februar gehaltenen Facultätsitzung die in der Klage vorkommende Behauptung, die Facultätsbeschlüsse gegen van Velden seien nicht ordnungsmäßig zu Stande gekommen, für unwahr erklären. Schon am 3. war beschlossen worden, Abgeordnete der Facultät und der Universität nach Brüssel zu schicken, um dahin zu wirken, daß der Rath von Brabant die Sache abweise. Diese Bemühungen blieben ohne Erfolg; gleichwohl kam die Sache dort nicht zur Entscheidung.

Bei Stévant ist ein vom 8. Februar datirter Bericht des Rathes an

den Gouverneur der Niederlande, Marquis von Gastanaga, abgedruckt, worin Klage geführt wird über die Bemühungen der geistlichen Behörden, namentlich der Nuntiatur, Geistliche der staatlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen. „Die Geistlichen,“ heißt es darin, „sind fortwährend darauf bedacht, sich mehr und mehr von der Jurisdiction Seiner Majestät unabhängig zu machen. Man weiß, wie sie einige Rücksichten, die man auf Verlangen der Internuntien und namentlich aus Respect vor der Person Innocenz XI. gegen sie genommen, für sich ausbeuten, so daß sie die königliche Jurisdiction auch bei den schwersten Vergehen, selbst bei Hochverrath, nicht mehr anerkennen wollen. Sie benutzen das Asylrecht und das Recht der kirchlichen Immunität, um die ihnen von den Fürsten eingeräumten Privilegien nach ihrem Gutdünken auszuliegen und anzuwenden. Die Internuntien, die von kleinen Anfängen zu großer Autorität gelangt sind, haben nichts Geringeres im Sinne, als bezüglich der Geistlichen eine souveräne, von der Jurisdiction Seiner Majestät unabhängige Jurisdiction zu begründen. Sie suchen durch allerlei Mittel diejenigen, welche an die königlichen Räte recurriren, davon abzubringen, indem sie die streitenden Parteien vor sich bescheiden und die Streitsachen beizulegen suchen, wobei die erste Forderung ist, daß der Recurs an die königlichen Gerichtshöfe zurückgezogen und die betreffenden Actenstücke ihnen eingehändigt werden, wie das noch in den letzten Tagen bezüglich der Differenz zwischen dem Professor van Belden und der Artistenfacultät zu Löwen gesehen ist.“

Van Belden war freilich — wenigstens damals noch — kein Geistlicher; aber eine katholische Universität war nach der damaligen Anschauung wenigstens mehr eine kirchliche als eine staatliche Anstalt, und darum hielt die Nuntiatur zur Entscheidung einer Universitätsangelegenheit sich selbst eher für competent als einen staatlichen Gerichtshof. Der damalige Internuntius in Brüssel, J. Piazza, Abt von St. Georg, operirte mit großer Geschicklichkeit, um die van Beldensche Sache in seine Hände zu bekommen.

Am 3. Februar richtete er an die Artistenfacultät folgendes Schreiben: „Hochverehrte und hochgelehrte Herren! Ich höre, daß gegen Ihren Willen dort von einem der Professoren eine These vertheidigt worden ist, welche den Decreten des apostolischen Stuhles gebührenden Ehrfurcht in keiner Weise entspricht. Ich wünsche von dem Inhalt der These, dem Namen des Professors, der sie vertheidigt hat, und den darauf bezüglichen Bemühungen der Facultät Kenntniß zu erlangen. Da ich Grund habe, überzeugt zu sein, daß Sie nichts gethan haben und nichts thun werden, was nicht Ihrer Gelehrsamkeit würdig und den Erwartungen unseres heiligsten Herrn entsprechend wäre, so erübrigt nur, daß Sie bei Ihrem gerechten Kampfe meinen Beistand anrufen und in kluger Weise benutzen, den ich Ihnen im Allgemeinen

und jedem Einzelnen anbiete, indem ich von Herzen bleibe Ihr dienstwilliger“ zc.

Dieser Brief wurde am 4. in einer Facultätsitzung verlesen und beschlossen, dem Internuntius zu danken und mitzutheilen, es seien bereits Abgeordnete der Facultät nach Brüssel abgereist, die ihm über alles berichten würden. Die oben erwähnten Abgeordneten hatten also den Auftrag, außer mit den Mitgliedern des Rathes von Brabant auch mit dem Internuntius zu verhandeln. Auch van Belden reiste — ob aus eigenem Antriebe oder von dem Internuntius citirt, erhellt nicht — nach Brüssel, und trug dem Internuntius seine Sache vor. Dieser bewog ihn, seine These etwas zu modificiren, und suchte dann die Abgeordneten der Facultät zu bestimmen, sich damit zufrieden zu geben. Dieser Vermittlungsversuch mißlang aber, wie wir aus folgendem Schreiben sehen, welches der Internuntius am 6. Februar an van Belden richtete: „Ich hätte gewünscht, Sie wären nicht abgereist, ohne noch einmal zu mir zu kommen; denn ich hatte Ihnen gesagt, ich wolle mit den Herren Abgeordneten der Facultät über die abgeänderte Fassung der These sprechen, um zu sehen, ob sich die Facultät mit dieser Aenderung zufrieden geben würde. Da ich aber von den Abgeordneten vernommen, es sei besser, daß Sie die These auch in der neuen Fassung nicht veröffentlichen oder vertheidigen, so ermahne ich Sie ernstlich, beides nicht zu thun und sich mit dem Professor Steyaert [er war einer der angesehensten Löwener Theologen; in der oben erwähnten handschriftlichen Geschichte der Universität wird er sogar „der Phönix der Theologen seines Jahrhunderts“ genannt] darüber zu besprechen, wie Sie Ihre Subordination beweisen und die Facultät zufrieden stellen können. Ich bin überzeugt, daß Sie, um Ihrerseits die gebührende Mäßigung zu beweisen und den Anlaß zu Unordnungen und üblen Reden an der Universität zu beseitigen, sich genau nach den Weisungen dieses Briefes richten werden. Auf Grund der Mittheilungen, die ich von Ihnen in Ihrer Antwort zu erhalten erwarte, werde ich mich weiter in der Sache bemühen und hoffe, daß meine Bemühungen Ihnen von Nutzen sein werden.“

Die Facultät erfuhr, daß van Belden über seine Reise nach Brüssel in der Vorlesung gesprochen, und beschloß am 7. Februar, einige Studenten durch den Decan und den Professor Timmermanns vernehmen zu lassen. Diese legten vier Studenten aus dem Colleg vom Falken die Fragen vor: was van Belden über seine Verhandlungen mit dem Internuntius und mit dem Rathe von Brabant, was er über das Copernicanische System und was über andere Professoren gesagt habe. Die Studenten antworteten: er habe gesagt, der Nuntius habe sich damit einverstanden erklärt, daß er seine These aufstelle, falls er die Erklärung beifüge: er wolle damit nichts behaupten,



was den Decreten oder der Bulle des Papstes widerspreche, und nicht bestreiten, daß die Sonne auf- und untergehe und die Erde still stehe; die These solle nicht das behaupten, was Galilei behauptet habe; er habe beigelegt: wenn man gegen das Copernicanische System einwende, die Erde bewege sich nicht, weil man die Bewegung nicht wahrnehme und dergleichen, so sei das kindisch; über den Rath von Brabant und über andere Professoren habe er nichts gesagt.

Am 8. Februar schickte die Facultät wieder den Decan und den Professor Decker nach Brüssel, um dem Internuntius einen schriftlichen Bericht zu überbringen und mündlich mit ihm zu verhandeln. An demselben Tage wurde in einer zweiten Sitzung eine veränderte Fassung der These vorgelegt, die van Belden dem Professor Steyaert vorgeschlagen. Die Facultät beschloß aber, van Belden habe sich zunächst den von ihr gefaßten Beschlüssen zu fügen und dem Decan und der Facultät Genugthuung zu geben, sodann seine These ganz fallen zu lassen und eine These aus einer anderen Materie vorzulegen.

Am 10. berichteten die Abgeordneten über ihre Besprechung mit dem Internuntius und legten folgendes Schreiben desselben vor: „Nachdem Herr van Belden den Recurs, welchen er gegen Ihren Beschluß bei den Laien eingelegt, freiwillig zurückgezogen und sich schriftlich erboten hat, statt der bekannten These eine andere aus einer verschiedenen Materie aufzustellen, scheint es mir nicht unbillig zu sein, daß ich seine an mich gerichtete Bitte erfülle und mich bei Ihnen für die Zurücknahme des besagten Beschlusses und für seine völlige Wiedereinsetzung in seine früheren Ehren verwende. Ich bitte Sie also darum und wünsche, daß, wenn etwas gegen den Herrn Decan und die Collegen gesagt worden ist, dieses verziehen werde, indem ich überzeugt bin, daß so das üble Gerede aufhören wird, zu welchem eine weitere Verhandlung der Sache Anlaß geben könnte.“ Die Facultät antwortete: „Wir haben nie daran gezweifelt, daß wir bei Ihnen Schutz finden würden bei den Schritten, welche wir in gebührender Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl kürzlich gethan, als einer unserer Professoren eine These aufstellte, welche dem System des Copernicus mehr als zulässig entsprechend und darum den Decreten der heiligen Congregationen nicht hinlänglich conform war. Wir haben uns für verpflichtet gehalten, die Vertheidigung dieser These zu verbieten und jenes unbotmäßige Glied von unserem Körper abzuschneiden, damit nicht in irgend einer Weise uns ein Mangel an dem Gehorsam Schuld gegeben werden könne, den wir dem heiligen Stuhle aus so vielen Gründen schulden und von ganzem Herzen entgegenbringen. Diese gewissenhaften Entschliessungen sind in wunderbarer Weise bekräftigt worden durch das väterliche Schreiben, worin Sie uns ermahnten, nichts zu thun, was den Erwartungen nicht ent-

sprache, die unser heiligster Herr und Sie hegten. Schließlich haben Sie, nachdem Sie auf Grund unserer Mittheilungen die Sache reiflicher erwogen, durch Ihre Autorität unseren Wunsch bekräftigt, es möge von der Aufstellung der besagten These ganz Abstand genommen und unserer Facultät für die ihr durch Ungehorsam zugefügte Kränkung in gebührender Weise Genugthuung geleistet werden. Wir freuen uns darüber, daß dieses alles in eben so entschiedener wie würdiger Weise von Ew. Gnaden erwirkt worden ist, und wir können es nur mit Dankbarkeit und Ehrfurcht entgegennehmen, wenn Sie sich bei uns dafür verwenden, daß wir den Mann, der auf sein Vorhaben verzichtet, wieder in unseren Schooß aufnehmen und in seine frühere Stellung wieder einsetzen möchten, was wir denn auch ohne Verzug einmüthig gethan haben.“

Damit war die Sache in einer für van Belden eben so wenig wie für die Facultät sonderlich ehrenvollen Weise erledigt. Letztere beschloß noch am 27. Februar, die auf diese Angelegenheit bezüglichen Actenstücke „im Interesse der Auctorität der Facultät und als ein warnendes Beispiel für Ungehorsame“ den Facultätsacten einzuverleiben.

Leider ergibt sich aus den Acten nicht, wie die modificirte These lautete, deren Aufstellung der Internuntius für zulässig hielt. Was die Studenten über van Beldens desfallsige Aeußerungen aussagten, scheint nicht zuverlässig zu sein. Vielleicht hielt es der Internuntius für zulässig, die These aufzustellen: „Unbezweifelt ist das System des Copernicus von der Bewegung der Planeten um die Sonne“, mit Weglassung des Satzes: „zu den Planeten wird mit Recht auch die Erde gezählt“. Wenigstens ließ van Belden, ohne Widerspruch zu finden, am 1. Juli 1695 einen Baccalaureus eine These vertheidigen, worin es heißt: „Die Planeten haben eine doppelte Bewegung, eine jährliche und eine tägliche. Jährlich bewegen sie sich in elliptischen Kreisen um die Sonne, täglich um die eigene Ase. Die tägliche Bewegung wird bei Saturn, Jupiter, Mars und Venus durch das Fernrohr wahrgenommen, und es ist kein Grund vorhanden, dieselbe nicht auch bei Mercur anzunehmen.“

Am 8. Juni 1706 ließ sich Professor van Belden durch den Erzbischof von Mecheln die Tonsur geben, am 7. März 1707 zum Vicentiaten beider Rechte promoviren und darauf von dem Decan der Artistenfacultät für ein Canonicat an der Kirche St. Lambertus in Lüttich präsentiren. Am 16. April 1709 wurde er dort installiert. Er starb, fast neunzig Jahre alt, zu Lüttich am 13. November 1724.

Nicht ohne Interesse sind die Mittheilungen, welche der Herausgeber der bei meiner Darstellung benutzten Actenstücke über die Schicksale derselben macht. Als im Jahre 1788 die alte Löwener Universität aufgehoben wurde,

nahm der letzte „Conservator der Privilegien der Universität“, der Präsident des Collegs vom heiligen Geiste, Franz van der Velde, einen großen Theil der Universitätsacten mit. Manches davon ging verloren; was van der Velde bei seinem Tode im Jahre 1823 noch besaß, vermachte er dem jungen Abbé de Kam, dem er wahrscheinlich gesagt hatte, was damit geschehen sollte. Der Abbé de Kam wurde später (ständiger) Rector der neuen katholischen Universität zu Löwen, gab aber jene, zum Theil für die alte Universität mehr oder minder compromittirenden Actenstücke weder an die neue Universität ab, noch machte er sie bekannt. Nach seinem Tode im Mai 1865 wurden dieselben in Folge eines Streites unter seinen Erben verkauft, und die belgische Regierung erwarb sie für die königliche Bibliothek. Es befindet sich darunter auch die mehrfach erwähnte Geschichte der Löwener Universität von dem Canonicus J. Baz, ein Manuscript in dreizehn Foliobänden.

J. H. Neusch.

## Hermann von Wied, der Reformator Kölns.

### II.

Von der einschneidendsten Bedeutung für Hermanns Haltung ist seine Bekanntschaft mit Martin Bucer geworden. Er hatte denselben auf verschiedenen Reichsversammlungen kennen gelernt, ihn nach Buschhoven eingeladen; freundliche Beziehungen bildeten sich hier namentlich auch mit Gropper. Seinem Einfluß ist es vorzugsweise zuzuschreiben, wenn Hermann jetzt mehr und mehr zu energischem Vorgehen sich geneigt zeigte. Der Regensburger Reichsabschied von 1541 hatte den Prälaten die Verpflichtung auferlegt, mit ihren Unterthanen eine christliche Reformation aufzurichten. So glaubte er auch eine rechtliche Befugniß zu haben, auf die er sich vor Kaiser und Reich stützen könne. Auf dem nächsten Landtag zu Bonn, auf welchem alle vier Stände des Stifts (Domcapitel, Städte, Grafen und Ritterschaft) vereinigt waren, trug der Kurfürst dies sein Vorhaben vor. Er fand damit allgemeine Billigung. Die Stände insgesamt ersuchten ihn, den Gelehrten zu befehlen, den Entwurf einer Reformation „christlich zu stellen“ und diesem dem nächsten Landtag vorzulegen: er könne überzeugt sein, man werde ihn beobachten.

Gegen Ende des Jahres 1542 berief Hermann Bucer nochmals und auf längere Zeit. Seine ursprüngliche Absicht war hierbei, das Vermittelungs-  
werk, welches zu Regensburg nicht ausgeführt worden, jetzt durch dieselben Gelehrten, die an dem ersten Entwurf den meisten Theil genommen, in seinem Lande durchzuführen. Zwischen Bucer und Gropper wurden Conferenzen ver-

anstaltet, Briefe gewechselt. Noch vom Januar 1543 haben wir einen Brief Buzers, worin er sich bemüht, Groppers Freundschaft zu behaupten und ihn zu dem reformatorischen Unternehmen heranzuziehen. Freilich ohne Erfolg! Gropper hatte vielleicht schon seine früheren Zugeständnisse als eine Verirrung empfunden, welche nur dadurch wieder gut gemacht werden könne, daß man um so schroffer sich gegen jede weitere Neuerung verschloffe. Jedenfalls erschien ihm seine vormalige gemäßigte und vermittelnde Haltung jetzt als gefährlich, als er bemerkte, daß der Erzbischof über sie hinaus zum Angriff gegen die bestehende Ordnung vorging. Andererseits war auch Buzer wenig geneigt, der Gegenpartei irgend welche bedeutende Concessionen zu machen, wenn schon die Form, in welche er seine Ablehnung kleidete, nicht milder und entgegenkommender sein konnte, während die Gegner ihren leidenschaftlichen Gefinnungen keineswegs einen Zügel anzulegen bemüht waren. Gerade dies aber mußte eine so offene und feinsühlende Natur, wie sie Hermann besaß, nur noch mehr ins Lager der Protestanten treiben. Und in der That zeigte er sich täglich entschiedener. Buzer predigte in Bonn, Sarcerius in Andernach; das Abendmahl wurde unter beiderlei Gestalt ausgetheilt; den Priestern ward die Ehe gestattet; der katechische Unterricht anderer evangelischer Länder ward auf den Niederrhein übertragen.

In dem Maße aber, als die Reformation in der Kölner Landschaft mehr und mehr Wurzel schlug, stärkte sich auch die Opposition jener beiden Elemente, die an der Erhaltung der bestehenden Ordnung das stärkste Interesse hatten, des Raths und Domcapitels. Namentlich das letztere, dem gesetzmäßig Theilnahme an der Landesverwaltung zustand, war zu keiner Concession zu bewegen. Umsonst behauptete Hermann, er wolle „Niemand das Seine entziehen, keine plötzliche Neuerung anrichten, keine neue Lehre einführen, sondern er wolle das Wort Gottes klar und rein, wie es in der Zeit der Apostel und der ersten, alten christlichen Kirche in Uebung gewesen, zur Ehre des Allmächtigen, christlicher Erbauung seiner Kirche und Wohlfahrt, Heil und Seligkeit unseres Nächsten predigen und lehren lassen“. Das Domcapitel aber verlangte von ihm, vollständig stillzustehen, bis er ihre Zustimmung gewonnen, forderten vor allem Weiteren die Entfernung Buzers. Und die Domherren beschränkten sich nicht auf diese mahnenden Worte an den Erzbischof. Sie erinnerten den Coadjutor an die von ihm übernommene Verpflichtung, das Erzstift bei dem alten Glauben zu schirmen.

Dagegen waren aber die weltlichen Stände des Stifts auf der Seite ihres Fürsten. Im März 1543 hatte dieser einen neuen Landtag nach Bonn zusammenberufen. Er kündigte demselben an, daß er jetzt mit der Abfassung eines definitiven Reformationsentwurfes beschäftigt sei, und bat die Versammlung einen Ausschuß zu ernennen, mit dem er denselben berathen könne. Das

Domcapitel dagegen legte den übrigen Ständen die Schriften vor, die es mit dem Erzbischof gewechselt, und forderte sie auf, ihn zu ersuchen, eine Haltung anzunehmen, die ihm bei Papst, Kaiser und Reich unverweisklich sei, Buzer aus dem Stifte zu weisen, sich aller Fremden zu entschlagen und Stiftsachen nur mit Stiftsangehörigen zu verhandeln. Allein die weltlichen Stände waren schon selbst von reformatorischem Begehren ergriffen; ohne Bedingung nahmen sie das Erbieten des Fürsten an und überließen ihm, den Ausschuß aus ihrer Mitte selbst zu wählen, dem jener Reformationsentwurf vorgelegt werden könne. Neu gestärkt in seinen Absichten ging Hermann aus dem Kampfe mit seinem Capitel hervor: „auf diesem Landtag,“ schrieb Buzer, „ist der alte fromme Kurfürst erst recht zum christlichen Bischof von der Landschaft erwählt und angenommen worden, da ihn das Capitel, das ihn zum päpstlichen Bischof erwählt hat, wollte wieder entsetzt haben.“

Jetzt, im Mai 1543, erschien auch Melancthon, der sich bisher noch gesträubt hatte, in Bonn. Er war entsetzt über die Veräußerlichung des kirchlichen Lebens, über den Bilderdienst und Aberglauben der Massen, über die Unwissenheit der Geistlichen; dagegen erfreuten ihn sehr der Ernst und Eifer des Erzbischofs, die bisherige Wirksamkeit Buzers. Man schritt nun ernstlich an die Ausfertigung des Reformationsentwurfes. Man legte dabei die von Osiander ausgearbeitete nürnbergisch-fränkische Kirchenordnung zu Grunde. Einen Theil derselben bearbeitete Buzer, einen anderen, namentlich die Artikel von der Dreieinigkeit, von der Schöpfung, von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, von der Kirche und von der Buße, faßte Melancthon ab. Als die Reformationschrift fertig war, wurde sie gründlicher Prüfung durch den Erzbischof selbst unterzogen. An fünf Tagen wurde in je fünf Morgenstunden der Entwurf gelesen und besprochen: der Erzbischof hatte hierzu den Coadjutor, Heinrich von Stolberg, den Fr. Vennep, Melancthon und einige seiner Rätthe berufen. Der Letztere war überrascht und erfreut über das Interesse und Verständniß, mit dem Hermann in alles Einzelne einging: er hatte die Luthersche Bibelübersetzung zur Hand, seine Einwürfe und Anregungen zeigten, mit welchem Ernst und Eifer er die in Betracht kommenden Fragen durchdacht hatte. Er selbst soll darüber gehalten haben, daß des Papstes Name nicht namentlich gedacht wurde, wie denn die Fassung der Formel auch sonst sehr gemäßigt war. Nach solcher gründlichen Prüfung wurde der Entwurf den im Juli zusammentretenden Ständen vorgelegt. Betrachten wir, ehe wir in der Geschichtserzählung weiter gehen, denselben etwas näher!

Das „Bedenken“ — wie sich der Entwurf nennt — füllt gedruckt mehr als dreihundert Foliosseiten. Gleich in dem ersten der sechzig Capitel, in dem einleitenden Abschnitt „von der Lehre“ tritt die Verwandtschaft mit der Nürnberger Ord-

nung hervor. Als einzige Glaubensnorm wird die heilige Schrift hingestellt. Aus dieser sollen die Pastoren „ihre Predigten und Lehren getreulich und gänzlich nehmen und sich mit allem Fleiß hüten vor aller menschlichen Lehre und Auslegung, die aus diesem reichen Brunnen göttlicher Lehre nicht herfließt und gewißlich genommen ist. Von allen weltlichen Geschäften sollen sie sich möglichst frei machen, damit sie Gott erbitten und mögen allen seligen Verstand der Gottseligkeit aus göttlicher Schrift selbst recht und beständig fassen und dann mit klarer, gründlicher und kräftiger Lehre und Unterweisung gegen alle Erwählten Gottes ob diesem gewissen Wort des Heils halten“. Der Predigt soll allweg eine Lection aus der heiligen Schrift vorhergehen, die Predigten aus derselben genommen und allweg auf Christum gerichtet werden. In den Artikeln von der Dreieinigkeit und der Schöpfung wird auf die wahre Erkenntniß und Anrufung Gottes gedrungen, von der das Volk nur zu sehr abgewandt ist. „Sie sehen“ — so wird geklagt — „wohl stets Himmel und Erde und so viele wunderbare heilige Geschäfte und Werke Gottes an, gehen damit um, haben's in Händen, gebrauchen und nutzen sie; aber ihr Herz denkt dabei wenig an Gott. Sparen also ihren Gottesdienst, bis sie etwa zu den Bildern und in die Kirchen kommen, da sie ihren vermeinten Gottesdienst verrichten wollen, und dann an allen andern Orten ihres Gefallens leben, Gottes nicht gedenken, seine Werke und Gaben vielfältig mißbrauchen.“

In diesen und ähnlichen Ausführungen über die Erbsünde, die Wiedergeburt, die Vergebung der Sünden, die Rechtfertigung u. a. zeigt sich die echt evangelische Gesinnung der Urheber des „Bedeutens“. Das Gleiche gilt von den folgenden Abschnitten, die von der Kirche, ihren Ordnungen, und besonders eingehend von den Sacramenten handeln. Namentlich wird die Bedeutung des Gebets, wie die Pflicht hervorgehoben, die Mißbräuche auszurotten, die dabei namentlich durch falsche Anrufung und Verehrung der Heiligen eingerissen, daran ein eigener Abschnitt wider die Abgötterei des Bilderdienstes geknüpft. Die Prediger sollen das Volk warnen vor den vielen Bildern, die falsche und abergläubische Dinge vorstellen, sollen lehren, daß man die Bilder nicht anbeten dürfe u. s. w. Eben so ist zu warnen vor den Mißbräuchen bei Fasten, wenn man „schiefer alles Fasten damit allein ausrichtet, daß man nicht Fleisch und Eier ißt, sonst aber von Fischen und anderer Speise wohl köstlicher denn sonst ißt“. Bei der Einsetzung der Pastoren ist auf vorhergehendes gründliches Examen zu dringen; Niemandem soll sein Patronatsrecht entzogen werden, aber alle Patrone werden vermahnt, uns tüchtige Personen zu präsentiren und nicht ihre Pfarreien aus Gunst oder anderen ungebührlichen Ursachen ungeschickten Personen zu verleihen. „An den Feiertagen soll in den Städten und Freiheiten, da Schüler und mehr denn ein Kirchenbiener,

morgens früh eine Versammlung gehalten werden um des Gefindes willen, das etwa zum rechten Amt nicht kommen kann, in dieser Versammlung ein deutscher Psalm vor- und nachgesungen und eine Predigt von dem Katechismo mit Verkündigung des heiligen Evangelii gehalten werden.“ Auch für andere Versammlungen wird das Singen deutscher Psalmen vorgeschrieben. Alles Singen, Lesen, Predigen und Beten darf zusammen nicht über eine Stunde dauern. Eine besondere Aufmerksamkeit wird der Besserung des Schulwesens und der Geistlichen gewidmet. In jeder Stadt ist eine Lateinschule einzurichten; für den Unterhalt des Schulmeisters und seiner Diener wird, um den gemeinen Mann weniger zu beschweren, die Bestimmung etlicher Vicarien und Präbenden zu diesem Zwecke und die Erhebung eines jährlichen Schulgeldes von den Knaben, so nicht betteln, in Aussicht genommen. Dem jüngsten Haufen ist Lesen und Schreiben zu lehren, dazu sind lateinische Bücher zu brauchen, „darin das Vater noster, Credo, Decem precepta und dergleichen Kinderlehr gefaßt ist, damit die Kindheit zugleich zu christlicher Unterweisung gewöhnt werde, darnach lehre man sie den Donat lesen. Welche nun lesen können und anfangen zu schreiben, die setze man in den anderen Haufen.“ Dieser ist anzuhalten, vor allem ordentlich die leider zu oft von dem Schulmeister vernachlässigte Grammatik zu treiben. „Die Knaben sollen in dieser zweiten Classe bleiben, bis sie den Donat und die ganze Etimologie ziemlich können und sollen dabei der Cato, Aesops Fabeln, die kleineren Briefe Ciceros, etliche Dialoge Mosellani oder Erasmi exponirt werden. Und was man Abends exponirt hat, das sollen die Kinder andern Tags selbst exponiren und sollen dabei etliche Wörter decliniren und conjugiren,“ außerdem täglich das Schreiben üben. In der dritten Classe sollen Terenz und Virgil abwechselnd mit Ciceros Briefen erklärt und die Regeln der Syntax auswendig gelernt und geübt, in der vierten Classe sollen Ovid und Cicero erklärt und die Schüler angehalten werden, Dialectik und Prosodie zu lernen und lateinische Verse zu machen. An der Dialectik ersparte Zeit ist auf den Unterricht in griechischer Grammatik und Erklärung von Phocylides und Hesiod zu verwenden. Für diese Lectionen sind Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag bestimmt, der Mittwoch für Unterricht im Katechismus. Am Samstag ist Musik zu treiben. Für den höheren theologischen Unterricht wird die Gründung einer Schule in Bonn in Aussicht genommen. Sieben Vectoren sollen an derselben angestellt werden: zwei Theologen, ein Dialecticus, ein Rhetoricus, ein Grammaticus, ein Mathematicus und Physicus, endlich ein Jurist. Jedes Vierteljahr soll eine theologische Disputation, jeden Monat eine philologische stattfinden, dabei der Rector auf die Wahl nützlicher und unärgerlicher Materien achten. „Diese nützliche Schule möchte stattlich angeordnet und unterhalten werden, so daß nicht allein die Regenten ihre Besol-

ding, sondern auch etliche arme Knaben ihre Zehrung hätten, so man ein einziges Kloster zu diesem guten Werk braucht, welches doch jetzt übel gebraucht; denn es sind jetzt in vielen Klöstern kaum fünf oder sechs Personen und die Niemand nutz sind und diese große Stiftung vergeblich verschwenden.“ Zum Pfarrdienst soll niemand geduldet werden, „der im öffentlichen Lafter der Unzucht, des Geizes oder wucherischer Unbilligkeit befunden wird“; nachdrücklich werden alle Pfarrer ermahnt, nüchtern und keusch zu leben; eben deshalb wird ihnen die Ehe nicht verboten, aber ihnen vorgeschrieben, solche Frauen zu suchen, „die ihnen wahre Gehülffinnen seien zu ihrem christlichen Dienst, gottesfürchtige, ehrliche Töchter, die den anderen zu gutem Exempel in aller Gottseligkeit und Bucht vorangehen“.

Hinsichtlich der Stifter, die gänzlich ihrem ursprünglichen, rein geistlichen Charakter entfremdet, wird auf die Durchführung einer ganzen Reformation verzichtet. So werden dem Domcapitel neben freier hergebrachter Wahl alle seine Würden, Rechte und Freiheiten unbehindert belassen. Gefordert wird nur, daß die Stiftsherren „sich mit der Lehre, Messe, Haltung der Sacramente und andern Kirchendiensten und Ceremonien nicht anders halten, dann wie sie oben in unserer Reformation davon vermeldet“, daß sie einen gottseligen Wandel führen, daß ihr Singen und Lesen in der Kirche im Einklang mit der heiligen Schrift. Ein Theil der Stifter ist für Adelige zu reserviren, da die Güter den Stiftern meist durch Adelige zugekommen.

Auch hinsichtlich der Ordensgeistlichkeit bezeichnet es das Bedenken als hoffnungslos, „die alte wahre Möncherei wieder in Schwang zu bringen“; eine Aufhebung der Klöster so wenig wie eine Aufhebung der Stifter wird hier geplant, von beiden nur verlangt, daß sie im Einklang mit der neuen Ordnung der Lösung der wahren Aufgaben der Geistlichen dienen. „Diejenigen, so sich in die Klöster begeben, sollen hinfür nicht mit den Gelübden, die man substantialia nennt, beschwert werden, sondern nur geloben, sich züchtiglich in aller gottseligen Ehrbarkeit halten, ihren Oberen gehorchen und der Lehre fleißig obliegen zu wollen, so daß sie sich in göttlicher Schrift üben, des Predigens befleißigen und wenn sie zu Kirchen- und anderen nothwendigen christlichen Diensten gefordert, sich dazu ganz willig gebrauchen lassen.“ Die zum Pfarrdienst nicht geschickt und zum Klosterleben nicht begabt und willig sind, mögen mit etwas Steuer von ihren Klöstern und den Klosterpflichten freigelassen werden, die Zurückbleibenden ein christliches Leben führen und sich mit nothdürftiger Unterhaltung genügen lassen. Später sollen einige Klöster zu Schulen, einige speciell für Adelige eingerichtet werden. Auch den freien weltlichen Jungfrauenstiftern wird ihr Fortbestand gesichert, nur auch von ihnen ein wirklich gottesfürchtiges Leben im Einklang mit der neuen Ordnung gefordert. Schließlich werden die Reglerbrüder (Kugelherren) und die Bez-



harden, die sich bisher ihrer Aufgabe mit Treue und Sorgfalt gewidmet, der ferneren Förderung ihrer Zwecke versichert.

Man hat diesem Reformationseutwurf vielfach den Vorwurf gemacht, als suche er zwischen den streitenden Parteien einen modus vivendi herzustellen, der weder katholisch noch protestantisch sei; er habe daher auch nothwendig scheitern müssen, weil keine Religionspartei sich für ihn hätte erwärmen können. Nun birgt aber doch schon die Mitarbeiterschaft Melanchthons dafür, daß es hier nicht blos um ein halbes Werk sich handelte, wie bei dem Entwürfe von 1536, über den die Wittenberger Reformatoren laut und unverhohlen ihre Mißbilligung ausgesprochen hatten. Aber auch abgesehen davon so ist auch das „Bedenken“ durchaus von echt evangelischem Geiste durchhaucht. Was dasselbe von alten Einrichtungen bestehen ließ, war theils wirklich der Forterhaltung werth, theils durfte man nicht an dessen Bestand rühren, wollte man nicht von vornherein die Theilnahme zahlreicher einflußübender Elemente ausschließen. So, um nur eines anzuführen, mußte eine Säkularisation des Kirchenguts deshalb für unthunlich erscheinen, weil die rheinischen Grafen- und Adelsgeschlechter hinsichtlich der Unterhaltung ihrer nachgeborenen Söhne meist auf die Canonikate und Präbenden der hohen Stifter angewiesen waren. Nirgends begegnen uns in den Listen der Pröpste, Capitelsherren u. s. w. der mittelalterlichen Domstifter so zahlreiche Namen des eingessenen hohen Adels als gerade am Niederrhein. Eine Säkularisation würde also gerade denjenigen Stand am schwersten betroffen haben, auf dessen Unterstützung der Erzbischof bei Durchführung seines Reformwerkes angewiesen war, noch mehr, der bisher diesem gegenüber den widerstrebenden Gewalten vollen Beistand geleistet hatte. Der Werth dieser Hülfe zeigte sich auch gleich wieder bei der Vorlage des Bedenkens an die Stände. Nicht nur, daß sie sich vollkommen mit ihnen erklärten, sie hielten nicht einmal für nöthig, den Entwurf erst durch einen Ausschuß prüfen zu lassen; zu einer so wichtigen Sache — erklärten sie dem Kurfürsten —, die das Seelenheil betreffe, möchten sie nicht einmal recht tüchtig sein; so solle auch ihm die ganze Angelegenheit anheimgestellt sein.

Dagegen beharrten Domcapitel und Stadt auf ihren Widerstand, noch mehr, sie gingen jetzt zum offenen Angriff gegen den Erzbischof vor. Am 5. April theilte Butzer dem Landgrafen von Hessen mit, daß jene sich an den Papst, an Granvella, nach Mainz und Trier gewandt hätten. Von Mainz erschien denn auch sofort Hülfe in der Person Peter Fabers, des ersten nach Deutschland gekommenen Jesuiten. Kaum hatte er von der Kezerei des Erzbischofs gehört, als er auch schon dahin eilte, um die bedrohte Position zu retten. In persönlicher Unterredung suchte er Hermann umzustimmen, seinem Orden zugleich eine feste Stellung in Köln zu schaffen. Ihm zur Seite

stand sein Schüler Peter Canisius, der dem Orden aus seinem Vermögen — er war der Sohn einer angesehenen Nymwegener Familie — ein Haus in Köln einrichtete. Faber rief zur Bekämpfung Hermanns auch den päpstlichen Nuntius auf. Von Rom liefen Dankschreiben an Rath und Capitel ein für deren mannhaften Widerstand gegen das „wahnsinnige“ Unternehmen des Erzbischofs und die lutherischen Prediger. Schon wurde es als fraglich bezeichnet, ob Hermann noch in Wahrheit des Namens eines Erzbischofs würdig sei; nur aus christlicher Liebe ließ ihm der Papst, obgleich er sich durch sein Vorgehen bereits unwerth aller päpstlichen Gnade gezeigt, in einem am 1. Juni erlassenen Breve doch zunächst, ehe andere Schritte gegen ihn erfolgten, die Aufforderung zugehen, in den Schoß der Kirche zurückzukehren und die Lutheraner zu entfernen. Gleichzeitig wurde Hermanns wichtigster Gefinnungsgenosse im Domcapitel, Heinrich von Stolberg, persönlich nach Rom citirt.

Von verhängnißvoller Bedeutung mußte für Hermann der unglückliche Ausgang des cleveschen Krieges werden. Herzog Wilhelm hatte eine entschiedene Hinneigung zur neuen Lehre bekundet, bereits wiederholt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen. Ein großer Theil seines Landes gehörte in kirchlicher Beziehung zum Erzstift Köln, und es war von größter Wichtigkeit für Hermanns Reformversuch, an dem benachbarten mächtigen Fürsten nicht nur einen gleichgesinnten Genossen, sondern an dessen Gebiet eine Stätte ungehinderter Entfaltung seiner reformirenden Gedanken zu besitzen. Jetzt war dies Alles vereitelt. In raschem Siegeszuge hatte Karl V. den cleveschen Fürsten vollständig niedergeworfen und durch den Vertrag von Venlo nicht allein zur Aufgabe seiner Ansprüche auf Geldern und Zutphen, sondern auch zur Einstellung aller weiteren Kirchenreformen gezwungen. Aus der persönlichen Anwesenheit des Kaisers hatten zudem Rath und Capitel von Köln neuen Muth für ihren Kampf mit dem Erzbischof geschöpft; Karl hatte sie wegen ihres Verhaltens belobt und zur Ausdauer angespornt. Daneben erschien es ihm jedoch noch nicht an der Zeit, offensiv gegen Hermann vorzugehen, wenschon ein Fortschreiten des reformatorischen Gedankens im Erzstift ihn mit den schwersten Besorgnissen für seine, gleichfalls in gährender Aufregung befindlichen Niederlande erfüllen mußte. Er hatte sich darauf beschränkt, Hermann das Bedenkliche seines Unternehmens vorzuhalten, aber der Erzbischof war standhaft geblieben. Noch schlimmer aber für die protestantische Sache wirkte der Ausgang des cleveschen Krieges dadurch, daß dem Kaiser zuerst über die Schwäche und politische Unfähigkeit der protestantischen Regier die Augen geöffnet wurden. „Er hatte“ — heißt es in seinen Denkwürdigkeiten — „immer wie viele Andere die Ueberzeugung gehabt, es wäre unmöglich, eine solche Halsstarrigkeit und eine so große Macht, wie sie die

Protestanten besaßen, auf dem Wege der Strenge zu beugen; er war daher unschlüssig, was er in einer Sache thun könnte, deren Ordnung ihm so wichtig war. Aber Gott beschränkte sich nicht darauf, dem Kaiser die Gnade zu erweisen, ihm Geldern so schnell zu verschaffen: die Beobachtung dessen, was sich hier zutrug, öffnete die Augen des Kaisers und erleuchtete seinen Verstand dermaßen, daß es ihm nicht bloß nicht mehr unmöglich vorkam, mit Gewalt einen solchen Hochmuth zu bändigen, sondern daß ihm dies sehr leicht erschien, wenn er es unter geeigneten Zeitumständen und mit passenden Mitteln unternähme.“

Noch mehr kam dem Kaiser in seinen kriegerischen Absichten gegen die Protestanten zu statten, daß er durch den Frieden von Crespy sich die Neutralität Frankreichs für einen künftigen Kriegsfall verschaffte. Kurzsichtig genug hatten ihm vorher die protestantischen Fürsten selbst auf dem Speierer Reichstage die Mittel zu dem glücklichen Feldzug bewilligt. Jetzt war derselbe allen Gegnern der neuen Richtung ein weiterer Anlaß, mehr und mehr die Maske fallen zu lassen und ihre wahren Absichten kund zu geben. Auch in Köln wurde nunmehr eine Gegenschrift zu Hermanns Bedenken gedruckt und an die Dechanten des Stifts verschickt. Gleichzeitig forderte eine Deputation des Domcapitels und der Kölner Stifter zum letzten Male zur Abstellung der Neuerungen auf. Würde sich der Erzbischof weigern, so müßten sie nach Gebot ihres Gewissens sich direct an die Oberen des Kurfürsten wenden. Und da dieser ihrer Forderung natürlich kein Gehör gab, so richteten am 9. October Domcapitel, Secundarclerus und Universität eine Appellation an Papst und Kaiser. Gütliche Unterhandlungen, wie sie Hermann seinen Gegnern vorschlug, wurden von diesen nicht acceptirt. Auch der Kaiser machte jetzt Ernst. Am 12. October erließ er von Brüssel aus ein Schreiben, in dem er Aufhebung der Neuerungen und Bewahrung des alten Glaubens gebot. Umsonst suchten die weltlichen Stände, die nach wie vor auf Seite ihres Fürsten standen, zwischen beiden Parteien zu vermitteln. Das Domcapitel weigerte sich jeder Nachgiebigkeit, der Erzbischof blieb uneingeschüchtert. Er erklärte, lange habe er auf eine Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten durch ein Concil oder durch Religionsgespräche gehofft, stets sei seine Hoffnung getäuscht worden; in seinem Alter, nahe dem Grabe, habe er es für Gewissenspflicht gehalten, bei Gelehrten Rath zu suchen, selbst die Bibel und christliche Schriften fleißig zu lesen. Von der hier gewonnenen Erkenntniß könne er nicht weichen, nicht die Ueberzeugungen verleugnen, die für sein und aller wahren Gottesmenschen Seelenheit von höchster Bedeutung. Wie er alle Pflichten des Gehorsams gegen den Kaiser in allen bürgerlichen Sachen erfülle, wolle er auch seine Unterthanen nicht beschweren; von seinem Privatvermögen habe er bisher die zwölf bis fünfzehn berufenen Prediger

unterhalten, da sie nicht, wie wohl billig, aus Landesmitteln besoldet wären. Er stelle es Gott anheim, ob es ungerechtfertigten Machinationen gelingen solle, ihn von seinem Amt zu vertreiben: schlimmsten Falls würde er als einfacher Graf von Wied, wie er geboren, sein Alter, sein Leben beschließen, nie aber auf die Vertheidigung der reinen christlichen Lehre verzichten.

Im Mai 1445 kam Karl V., auf der Reise zum Regensburger Reichstag, nach Köln. In Unterredungen mit Capitel und Stadtrath bezeugte er seine Verwunderung über die vielfache Uebung protestantischer Gesinnungen in der Stadt: sei der Rath nicht mächtig genug, das zu verhindern, so wolle er, der Kaiser, es selber thun. Jetzt forderte das Domcapitel einige zweifelhafte Mitglieder zur Erklärung ihrer Gesinnungen auf. Den Grafen von Horn kündigte es Bestrafung an, wosern sie nicht bis zu Pfingsten das Abendmahl unter einer Gestalt nehmen würden. In gleicher Weise beschloß die Universität die Ausstoßung aller Häretiker und die fernere Nichtpromovirung aller derjenigen, die nicht vorher ein Glaubensbekenntniß abgelegt hätten. Der erzbischöfliche Official wurde zur Herstellung des Amtes der Inquisition aufgefordert: den Protest des Erzbischofs beobachtete jener nicht mehr. An der römischen Curie wurde der Proceß gegen Hermann instruirt, eben so am Kaiserhofe. Der Proceßirte erbat sich die gesetzliche Frist zur Einbringung seiner Exceptionen; er wurde keiner Antwort gewürdigt. Jetzt wandte sich der von allen Seiten bedrängte Fürst an die zu Frankfurt versammelten Mitglieder des schmalkaldischen Bundes. Eine Mission derselben sollte den Kaiser bitten, dem bisherigen Verfahren keinen weiteren Raum zu geben und die kölnische Sache als allgemeine Religionsangelegenheit zu behandeln. Die Versammlung entsprach dem Ansuchen, sie ging noch weiter und stellte dem Erzbischof militärische Hülfe in Aussicht, falls er von dem Kaiser angegriffen würde.

Wir haben wiederholt den engen Zusammenhang des kölnischen Reformationsversuches mit den Ereignissen der großen deutschen Politik hervorgehoben. Ganz besonders gilt dieser Zusammenhang von dem Ende des Erzbischof Hermanns. Würde auch der Anschluß des letzteren an die Schmalkaldener nicht stattgefunden haben, das Schicksal derselben im Kriege von 1546 und 1547 würde dennoch auch das des Kölner Reformators gewesen sein. Der Kaiser hatte lange auf den Augenblick gewartet, in welchem er den verhassten Neuerer — doppelt verhaßt wegen des mächtigen Einflusses seines Auftretens auf die Reformation in den Niederlanden — tödtlich treffen konnte. Jetzt, nachdem er die alten Gegner im Felde siegreich überwunden, säumte er nicht länger, die päpstliche Excommunicationsbulle — sie war schon im April 1546 ausgesprochen worden — zur Vollstreckung zu bringen. Aus seinem Feldlager in Schwaben entsandte er zu dem Ende seinen Commissar

Biglius von Züchen, dem sich der Gouverneur von Geldern, Graf Hochstraaten, zugesellte, nach Köln. Ganz geheim und vorsichtig sollten beide zu Werke gehen, denn noch war der Widerstand der Stände, sowie des gemeinen Volks zu fürchten. Am 24. Januar 1547 versammelten sich die ersteren ohne ihren Fürsten im hohen Chor des Domes. Biglius und das Domcapitel präsentirten denselben den Coadjutor als ihren natürlichen Fürsten, nachdem der frühere durch die päpstliche Excommunication jedes Anspruchs auf ferneren Gehorsam seiner Unterthanen verlustig gegangen sei. Die Stände waren jedoch nicht sogleich dieser Meinung; sie erklärten, als ehrliche Deutsche könnten sie erst dann ihres Eides sich als entledigt halten, wenn ihr alter Fürst sie ausdrücklich dazu ermächtige. Sie forderten eine Frist, um dessen Meinung zu vernehmen. Schon ward das Volk ungeduldig, das sich — mit dem Stadtrath keineswegs einverstanden — bewaffnet um den Dom gesammelt hatte. Eile that Noth. So wurde Adolf von Schaumburg unter dem Gesang des Te Deum auf den Hochaltar gesetzt und dem Volk als der neue Erzbischof gezeigt.

Aber auch jetzt noch verleugnete Hermann keinen Augenblick die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Absichten, die er während des ganzen Streites geoffenbart hatte. Er erklärte sich bereit zu resigniren, wenn ihm die Zusicherung gemacht würde, daß in dem Zustand der Religion nichts verändert und derjenige Theil des Capitels, der es mit ihm gehalten, wieder in seine Rechte hergestellt werde. Vielleicht wollte sich der Erzbischof schmeicheln, ein Zugeständniß auszuwirken, wie den oberländischen Städten bewilligt worden; allein hier hatte der Kaiser andere Rücksichten: die Commissare erwiederten, daß in ihrer Instruction von diesen Dingen nichts enthalten sei. Adolf von Schaumburg erklärte, er werde sich in der Religion so verhalten, wie Gott und die beiden höchsten Gewalten es billigen würden. Trotzdem blieben die Stände fest, bis die kaiserlichen Gesandten ihnen bei längerer Weigerung mit offener Gewalt auf Grund eines kaiserlichen Mandats drohten. Am 31. Januar 1547 verstanden sich daraufhin die Stände zur Unterwerfung. Ohne eine förmliche Auflösung des Landtags entfernten sich nach und nach die einzelnen Mitglieder aus Köln. Rasch bemächtigte sich jetzt Adolf mit Waffengewalt des Erzstifts. Am 7. Februar ritt er, von hundert Reitern und einigen Domherrn begleitet, nach Brühl, ließ dort das Sacrament der Eucharistie aus dem Franziskanerkloster wieder in die Pfarrkirche tragen, nach katholischem Ritus einen Knaben taufen und Messe halten. Am 9. bemächtigte er sich Poppelsdorfs, am 10. hielt er seinen Einritt in Bonn und ließ auch hier im Dassiusstift durch seinen Caplan wieder Messe lesen.

Hermann hatte schon früher Brühl verlassen und sich weiter rheinaufwärts gewandt: um seinen Unterthanen weitere Verwirrung zu ersparen,

sprach er am 25. Februar seinen Verzicht auf die erzbischöfliche Würde aus. Nicht einmal für die Seinen vermochte er das Erstrebte zu erreichen. Nur Eines hatten alle Drohungen und Gefahren ihm nicht zu rauben vermocht — seinen Glauben. An ihm hielt er unerschütterlich fest, mit gleicher Treue wie alle seine hervorragenden Genossen bei seinem Unternehmen; zu ihm bekannte er sich, auch als Krankheit ihn niederwarf. 1552 erregte ein langwieriges Steinübel ernsteste Besorgnisse, mehrere Aerzte wurden befragt, ohne ihm helfen zu können; er bewährte sich im Leiden als „frommer Christ, der bald in das ewige Leben zu scheiden begehrte“. Am 16. Juli ließ er den Prediger von Wied, Johann Alstorf, zu sich kommen, sprach mit ihm von dem ewigen Trost und Leben, ermahnte auch ihn standhaft zu sein im Glauben. Er erzählte ihm, wie er erst spät allmählich zu wahrer Erkenntniß seiner bischöflichen Pflichten gelangt sei, in welchem Geiste er sein Reformati-  
 onsbedenken habe stellen lassen; „auf diesem seinem Bekenntniß sammt der Augsburgerischen Confession denke er zu leben und zu sterben.“ Bliebe er in Wied und würde er noch schwächer, so sollte Alstorf ihm biblische Trostsprüche und das Glaubensbekenntniß langsam vorsprechen und ihm das Abendmahl reichen. Nach diesen Anordnungen wurde verfahren, als Hermann im August noch kränker wurde: Sonntag den 14. August empfing er das Abendmahl, stündlich wurde in der folgenden Nacht sein Ende erwartet. Graf Johann, Dr. Johann Echt, Dr. Jakob Ebel, mehrere Diener, im Ganzen vierzehn Personen, umstanden das Bett des Sterbenden; noch einmal sprach ihm der Prediger den Glauben vor und die Worte: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! Unmittelbar darauf verschied der „alte und fromme Herr“ am 15. August 1552 Morgens um 9 Uhr.

Es war ihm noch vergönnt gewesen, den Sieg der protestantischen Sache im Passauer Vertrag zu schauen. Freilich seinem Erzstifte blieben die Er-rungenschaften einer reineren Gottes-, einer freieren Weltanschauung, welche die deutsche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts unzweifelhaft im Ge-folge gehabt, für Jahrhunderte hinaus verschlossen. Zwar machte noch ein-mal ein Kölner Erzbischof den Versuch, sein Land zum Protestantismus hin-überzuführen. Aber umsonst rief der große Dranier die protestantischen Fürsten zur Hülfe auf: auch diesmal trugen die Tendenzen der hierarchischen Kirche den Sieg davon. Mit Recht wirft Ranke einmal die Frage auf: hätten sich wohl die Niederlande von Deutschland losgetrennt, wenn Köln evangelisch geworden wäre? Daß es katholisch blieb, ist für die ganze spätere Geschichte unseres Vaterlandes von verhängnißvoller Bedeutung geworden. Für die kölnischen Lande bedeutete es, ähnlich wie für die bayerischen, einen Jahrhunderte langen Stillstand in Recht und Staat, Bildung und Wirth-schaft. Es ist ein oft ausgesprochener, doch nie zum Uebermaß gehörter Satz,

daß erst das Verlassen der alten Richtung, das Einlenken auf die durch die Geistesreformation des sechzehnten Jahrhunderts geschaffenen Bahnen den Rheinlanden wiederum ein zweites Blüthealter gebracht haben. Und in erster Linie hat ihnen hierzu der Anschluß an ein protestantisches Herrscherhaus verholfen, das von Anfang die auf echtster Frömmigkeit aufgebaute Duldung und Beschirmung aller Confessionen auf sein siegreiches Panier geschrieben hat.

Christian Meyer.

## Die Fremdensaison in der Schweiz.

Inmitten der trübseligen Geschäftsjahre, welche nun seit ungewöhnlich langer Frist ihren düsteren Widerschein auf die mannichfaltigsten Seiten des socialen Lebens werfen und deren Ende leider noch immer nicht sichtbar werden will, hat der gewohnte Fremdenstrom in die Sommerfrischen der schweizerischen Alpen mit verhältnißmäßiger Beharrlichkeit sich zu jeder neuen Saison erneut, ja stellenweise ist diese Constanz in wachsender Richtung gegangen, so daß trotz aller Klagen über Geschäftsstille und Ueberproduction, über Geldnoth und Actienverluste, gewisse Puncte der Schweiz eine Anziehungskraft ausgeübt haben, die stärker war als alle Noth und alle Klagen. In überraschender Weise hat vor allen anderen der Ober-Engadin und hier wiederum das vor einem Jahrzehnt kaum dem Namen nach gekannte Pontresina sich zu großartiger Frequenz erhoben, so daß selbst unter der Unbill der ersten Juliwochen dieses Jahres es Mühe kostete, ein Unterkommen dort oben zu finden, wenn dasselbe nicht lange zuvor gesichert war. Aus dem eben nach langer Arbeit geschlossenen Reichstage des Deutschen Reiches kamen die Abgeordneten, um die Glieder zu strecken in der Luft der Berge und die Nerven wiederherzustellen in der reineren Atmosphäre; sie fanden das allezeit zahlreiche Volk der Britten, das daheim so viele Rücksichten für seine Gewöhnungen und draußen so wenig Rücksichten für fremde Sitten kennt, in unschöner Geschäftigkeit des Vergnügens wie immer vor; ihnen folgte der in die Ferien entlassene Kreisrichter und Rechtsanwalt, nicht selten mit dem achtbaren Nebenzwecke der Hochzeitsreise, dazu die Schaar der Professoren allerlei Art, und nicht zum Geringssten der mit größeren Schätzen gesegnete Theil der Nation, welcher, nach den Mühen des Gelderwerbes in Handel und Industrie, die höheren Interessen der Bildung und Gesundheit auf der üblichen Sommerreise zu befriedigen trachtete.

Man hat behauptet, daß freilich die Krisis auch auf dieses Gebiet ihre Einflüsse erstreckt hat — und man wird das im allgemeinen kaum bezweifeln können — daß aber, so weit es namentlich um das deutsche Publicum sich handelt, den Hauptantheil zu dieser Frequenz solche Classen der Gesellschaft

geliefert haben, deren Einkommen durch die Krisis absolut nicht betroffen und relativ (vermöge des Preisrückganges vieler Waaren) verbessert worden sei: also gerade die staatlichen Angestellten und ähnliche Leute. Bis zu einem gewissen Maße mag diese Ansicht begründet sein; sie wird es wahrscheinlich in dem Sinne sein, daß verhältnißmäßig der Antheil jener Classen in diesen letzten Jahren größer gewesen als in den vorausgegangenen Jahren. Eine Thatsache aber ist es, daß mit und ohne Krisis, vor und nach dem Krach, eben diese Classen an Gütern dieser Erde niemals Ueberfülle hatten und daß die dem jährlichen Budget mühsam abgerungene Sommerreise ein Zeichen nicht sowohl des Ueberflusses als der Einsicht in die Nothwendigkeit dieses edlen Luxus gewesen. Denn es ist ein durchaus normaler Vorgang, daß die wachsende Zusammendrängung der Menschen in den Städten, die Entfernung ihrer Wohnungen und ihres täglichen Lebens aus der Umgebung der reinen unverschlechterten Natur, das Bedürfniß verstärkt und ausbreitet nach wenigstens zeitweiser Wiedergewinnung der Wohlthaten von frischer Luft und frischem Grün. Je seltener unsere Städte so eingerichtet sind, eine je größere Masse der Bevölkerung so beherbergt ist, daß die ersten Elemente der Gesundheit ihr in gehöriger Fülle zufließen, um so erfreulicher ist die zunehmende Gewohnheit, um so dankenswerther die sich erleichternde Gelegenheit des Reisens in die freie Natur und auf ihre schönsten Gipfel. Seit Jahrzehnten haben wir mit Genugthuung die Erscheinung beobachtet, daß etwa Berliner Arbeiterfamilien in leidlichen Umständen ihre Sonntagsausflüge über die nächsten Umgebungen der Hauptstadt bis in die Berge des Harz ausdehnten; in England spielen bekanntlich seit lange jene Excursionstrains für die große Masse der kleineren Leute eine bedeutende Rolle; weiter hinaus, aber gegenwärtig bereits bescheidenen Mitteln erreichbar, liegen die Bergschönheiten des Alpenlandes mit seinen Seen und seinen Schneehäuptern. Die launische Mode ändert an diesem Ziele nur den einen oder andern bevorzugten Ort, doch immer nur in der Weise, wie es bei wechselndem Verkehr überhaupt zu geschehen pflegt, daß die einmal von der Mode gestempelten Orte unwandelbar zu den Hauptanziehungspuncten gehören und nur den Vorzug des specifisch Modernen nach einer gewissen Frist abtreten müssen, wie das kürzlich Interlaken zu Gunsten des Engadin widerfahren.

Jedoch es ist nicht derartiges, was wir an diesem Orte hervorheben möchten, denn hierin begegnen wir verbreiteten Ueberzeugungen. Es ist ein anderer Punct, über den gar verschiedene Ansichten geäußert werden. Nämlich die Stellung der Schweiz gleichsam als Hotelhalterei für diesen Fremdenverkehr. Ueber diesen Gegenstand sind die wunderbarlichsten Meinungen verbreitet, Meinungen, deren Berücksichtigung nicht blos für die Schweiz ein volkwirthschaftliches Interesse hat, sondern auch für die Reiselegenden Deutsch-



lands, — Meinungen, welche überhaupt nicht blos in volkswirthschaftlicher Hinsicht, sondern auch für die allgemeine Stellung der Schweiz im Völkerverhältnisse billigerweise eine Zurechtstellung heischen.

Die Vorstellung zunächst, welche nach der alten Beobachtung „on généralise ce qui nous frappe“ aus der ganzen Schweiz ein einziges großes Gasthaus, aus den Schweizern eine einzige Gesellschaft von Gastwirthen, Köchen und Kellnern macht, etwa nebst einer Anzahl von Pastetenbäckern und Conditoren, wie man sie aus der Heimath jener Städte bis in den fernsten Osten Europas kennt, — diese Vorstellung ist ein großer Irrthum. Wahr daran ist nur die Thatsache, daß die große Mehrzahl derer welche so urtheilen, die Schweizer nur in diesem Zusammenhange kennen lernen oder kennen zu lernen glauben: die concentrirte Masse von Fremdenverkehr und Einrichtungen für diesen Zweck, welche in der That beispiellos ist und unerreicht von jedem anderen Lande der Welt, ist das einzige Stück schweizerischen Lebens und Schaffens, das sich ihnen unmittelbar aufdrängt. Was über diese unmittelbare Wahrnehmung hinausgeht, das sehen die meisten Vergnügungsreisenden nicht, das sind sie nach ihrer ganzen Fähigkeit, die Welt in der Fremde zu beobachten, zu sehen auch nicht gemacht. Sie wissen auch gar nicht, daß ein nicht geringfügiger Theil gerade der speculativen Hotelunternehmungen im großen Stil nicht von Schweizern, sondern von Deutschen herrührt, wie beispielshalber die für die schweizerische Hotelindustrie bahnbrechenden Baur'schen Hotels in Zürich, wie einzelne Hotels in Interlaken u. dgl. m. Jene Vorstellungen sind aber doppelt schief, wenn sich damit, wie so oft, die Meinung verbindet, daß dieser Zweig der schweizerischen Gewerbsthätigkeit ein überaus ergiebiges Feld der Ausbeutung sei, welcher die der Alpenluft bedürftigen Fremden gewissermaßen tributär würden, mit dem Erfolge eines immensen jährlichen Gewinnes für die Schweiz und die Schweizer.

Das Eine und das Andere ist unrichtig.

Glücklicherweise besitzt die Schweiz andere und bedeutendere Erwerbszweige, neben deren Gesammtheit freilich die Hotelindustrie im kleinen und großen Stil eine verhältnißmäßig ansehnliche Rolle spielt, aber allein immer nur ein Bruchtheil, das man sich sehr wohl aus dieser Gesammtheit entfernt denken kann, ohne daß dadurch die Hauptquellen der nationalen Production zu versiegen brauchten. Man nehme das Oberengadin, das Berner Oberland, den schmalen Landstreifen von Duchy bis Bex am Genfer See, endlich die Umgebungen des Rigi und etwa einige Punkte in Wallis fort, und man sehe da zu, wie abgesehen von diesen Hauptanziehungspuncten des Fremdenverkehrs, die Schweiz ihr eignes, von Fremden kaum berührtes Leben, volkswirthschaftlich und social, producirend und consumirend führt, wie in den wichtigsten Cantonen Zürich, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Basel nur Geringes von

jenem ausländischen Treiben zu sehen ist, oder wie im Waadtlande, in einem großen Theile des Cantons Bern (abgesehen von den bekannten Orten) ein specifisch schweizerisches Dasein sich entfaltet, das mit den Fremden gar nichts zu schaffen hat.

Es ist nach dem gegenwärtigen Zustande der Statistik nicht möglich, in irgend welchen verlässlichen Ziffern anzugeben, wie weit das Eine geht und das Andere, welchen Antheil in der That an der gesammten Jahresproduction der schweizerischen Volkswirthschaft der fragliche Erwerbszweig im Verhältniß zu den übrigen hat. Um so sicherer scheint aber die folgende Betrachtung gestattet zu sein. Die Meinung, daß es sich hierbei um eine besondere lucrative Art des Erwerbes handelt, welche sich die Naturschönheiten von dem herzureisenden Europa und Amerika in fetten Hotelpreisen bezahlen läßt, ist, wie wir oben schon andeuteten, nicht begründet, jedenfalls in dieser Allgemeinheit nicht begründet. Die monopolistische Exploitation jener Naturschönheiten ist — für ein bescheidenes Maß volkswirthschaftlichen Nachdenkens — unter Umständen nicht wohl thunlich, unter welchen eine Concurrrenz, wie sie an jedem Hauptanziehungspuncte der Schweiz sich stets entwickelt hat und sich namentlich neuerdings entwickelt, nach den gewohnten Regeln des Verkehrslebens die Hotelpreise auf ein billiges Niveau herabdrückt. Noch stärkere und schlagendere Beweiskraft aber als diese allgemeine Beobachtung hat die besondere Wahrnehmung in einer weitaus überwiegenden Mehrzahl von Fällen, daß die wirklich gezahlten Preise für jede vernünftige Erwägung öfter durch ihre Niedrigkeit als durch ihre Höhe überraschen, zusammengehalten mit der volkswirthschaftlich beklagenswerthen, aber für die fremden Reisenden einigermaßen beruhigenden Erscheinung, daß periodenweise, zumal in den letzten Jahren, eine Anzahl gerade der größten Hotels mit Ruin für ihren Besitzer geendet haben.

Nicht die gewinnbringende oder gar gewissenlosse Ausbeutung des Fremdenverkehrs ist im großen Ganzen das Charakteristische der schweizerischen Fremdenindustrie, sondern die Virtuosität der Leistungen, wie sie bei gleicher Qualität und gleichen Preisen schwerlich irgendwo sonst zu finden sind. Als glänzendes Beispiel dafür verweisen wir auf die heutigen Zustände im Engadin: sie sind der Brennpunct des modernen Fremdenverkehrs der Schweiz, die Gelegenheit zur Prüfung unserer Behauptung haben viele Besucher der Schweiz gehabt. Hier ist es, wo die enormen Schwierigkeiten der Versorgung eines behaglichen, ja eleganten Fremdenverkehrs in einer Weise überwunden worden sind, hinsichtlich dessen was geleistet und was dafür in den Preisen gefordert wird, daß gelegentliche Fälle von Uebertheuerung und schlechter Bewirthung wahrlich verschwinden vor dem gesammten Resultat des Erreichens.

Bei der Beurtheilung übersehe man nun niemals das entscheidende Mo-

ment, daß ja der ganze Apparat, auch unter viel günstigeren Umständen, ja inmitten der Hauptstädte der Schweiz, wie Zürich, Bern u. dergl., zwölf Monate jeden Jahres wohlhergerichtet dasteht, um neun bis zehn Monate ein todttes Capital zu sein, nur zwei bis drei Monate lebendig und fruchtbringend zu werden. Man bedenke, daß selbst diese zwei bis drei Monate für einen großen Theil der Fremdenaufenthaltssorte von den Chancen des Wetters und theilweise natürlich auch den Chancen des allgemeinen Wohlstandes und der Geschäftslage betroffen werden; daß die im Ganzen stetig zunehmende Speculation, die auf den wachsenden Fremdenverkehr berechnet ist und den kommenden Ereignissen, wie jede Speculation, vorgreifen muß, in eben diesem Vorgreifen sich unter dem Einflusse jener Chancen mehr oder weniger irrt, und daß so gelegentlich ein vielleicht wirklich ergiebiges Jahr dasjenige zu decken die Aufgabe hat, was in anderen Jahren verloren gegangen, gerade so wie die lebenden Monate jedes Jahres die todtten Monate decken müssen.

Man möge aber namentlich erwägen (und damit kommen wir zu dem Hauptpunkte, auf welchen wir hinweisen wollten), daß im Zusammenhange mit den angedeuteten naturnothwendigen Eigenschaften diese ganze Fremdenindustrie durchaus nicht als etwas zu betrachten sein dürfte, um dessentwillen man, auch nur im specifisch volkswirtschaftlichen Sinne, ein Land zu beneiden hätte. Im Gegentheil: es ist ein Erwerbszweig, welcher mit seiner Unstetigkeit, mit seiner Abhängigkeit von Wind und Wetter, eine große Masse des schweizerischen Capitals und der schweizerischen Arbeitskraft in einer Richtung engagirt, von welcher man freilich sagen kann, daß sie nach der thatsächlichen Entfaltung des Fremdenverkehrs und dessen specifischer Gestaltung durch die schweizerischen Bergaufenthalte unvermeidlich ist, aber von welcher man nun nicht weniger zugeben muß, daß sie kein besonderes Glück für das davon betroffene Land sei. Dies soll der Schweiz, dies soll aber vornehmlich den sie besuchenden Fremdenschaaren gesagt sein, welche sich einbilden, einen Goldstrom jahraus jahrein in die Schweiz hineinzuleiten. In der Schweiz kennt man leider aus bitteren Erfahrungen die Wahrheit des Gesagten ziemlich wohl, im Auslande ist man in diesem Punkte viel zu sehr geneigt, den Schein und die Oberfläche der Sache an Stelle des Wesens zu sehen. Wir haben hier nicht die Absicht, sei es für die schweizerischen Gastwirthe, sei es sonst für ein schweizerisches Interesse den Anwalt zu spielen: nein, wir wollen betonen, vom lediglich deutschen Standpunkte aus hat man keinen Anlaß, der Schweiz dieses Gewerbe zu beneiden, einfach deshalb, weil es von zweifelhaftem Werthe für das volkswirtschaftliche Leben im Einzelnen und im Ganzen ist.

Die praktische Nutzenanwendung wäre daher die, daß kein Land, und so auch Deutschland nicht, aus falsch verstandenem Interesse in dem Vorbilde

der Schweiz einen Sporn zur Racheiferung zu suchen hätte. Zur Racheiferung in qualitativer Hinsicht allerdings, aber nicht in dem Sinne einer quantitativen Ausdehnung jener Hotelindustrie, welche durch möglichst großartige Unternehmungen an allen reizvollen Punkten der heimischen Natur es der Schweiz und ihren Hotelpensionen gleichzuthun sucht, wie wenn es sich darum handelte, jenen internationalen Tribut, der nur in den Phantasien existirt, dem eigenen Lande zuzuwenden.

Wollen wir dagegen ankämpfen, daß all dieses „Geld aus dem Lande gehe“, wie es ja nicht blos verbreiteten Mißverständnissen, sondern auch einem allgemeineren Zuge dieser Tage zu entsprechen scheint, so wenden wir unsere Unternehmungslust, sobald sie sich wieder nachhaltig regt, lieber dem Ziele zu, unsere Städte und deren Umgebungen, Wohnung und Luft, Haus und Garten anziehender zu machen, als sie in einem großen Theile Deutschlands heutzutage sind, theils geblieben sind, theils geworden sind. In gar manchen Landschaften wird auch das den Genuß der größeren freieren Natur schwerlich zu ersetzen im Stande sein: aber eine größere Anzahl von Menschen wird in solchem Daheim mit Erfolg die Bedingungen des Wohlbefindens und der Gesundheit suchen, für welche die Reisen oft nur ein problematischer Ersatz sind.

Goethe erzählt in den Aufzeichnungen aus seinem Leben von seinem Vater, daß er einen unüberwindlichen Haß gegen Hotels gehabt habe, die ihm allesammt wie Räuberherbergen erschienen seien. Unter den Schaaren der heute auf Wochen oder Monate zur obligaten Erholung Reisenden giebt es jedenfalls einen gewissen Theil solcher, die ähnlich gesinnt, damit im Grunde nur die Verstimmung über die Entbehrung des zurückgelassenen Hauses und seines Friedens hervorbrechen lassen. Mit ihrer Verstimmung haben sie auf ihre Weise Recht; bewußt oder unbewußt fühlen sie, daß sie mehr entbehren als gewinnen, weil es nirgend besser ist (oder sein soll) als — zu Hause.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Vor den Wahlen. — Bis auf wenig Wochen, wenn die Regierung ihre ursprünglichen Dispositionen einzuhalten vermag, sind die Wahlstage herangerückt und noch immer treibt die Wahlbewegung, im grellsten Gegensatze zu Sturmfluth und Wogengepeitsche der letzten Reichstagswochen, in so ruhigem Bette dahin, wie kaum seit vielen Jahren. Auf die Stellung und Gliederung der Parteien sind die Vorgänge im Reichstage anscheinend ohne jeden Einfluß geblieben; weder ist die erwartete Spaltung der nationalliberalen Partei eingetreten, noch sind die conservativen Gruppen geschlossener in den Wahlkampf eingerückt, geschweige daß sich die Verbindung mit dem Centrum, außer in ge-

legentlichen localen Coalitionen, wie auch schon früher für den äußersten kirchlichen Flügel der Conservativen, wirksam zeigte. Wer seit drei Jahren über die politische Lage nichts erfahren hätte als was sich aus den während der letzten Wochen veröffentlichten Wahlausrufe entnehmen läßt, sollte fast auf den Schluß kommen, daß sich inzwischen gemäßigt Conservative und National-liberale noch um ein Merkliches näher gekommen wären. Der Zusammenhang der „großen liberalen Partei“ wurde damals viel entschiedener betont und in den Wahlkreisen sorglicher festgehalten als heute. Kurz, nachdem die Aufregung des wirthschaftlichen Kampfes sich etwas gelegt, hat die national-liberale Wahlleitung ihre Tactik vorsichtig genug auf die Wahrung des Besitzstandes angelegt, da einmal die höchstgespannten Erwartungen nicht über diesen Erfolg hinausgehen können; und die conservativen Gruppen haben sich nicht über ein „Feldgeschrei“ zu verständigen vermocht, unter welchem sich der Krieg im großen Stile gegen den Liberalismus führen ließe, und müssen sich darauf beschränken, die örtlichen Einflüsse und Stimmungen bestens zu verwerthen. Unter diesen Umständen ist es nicht ohne Grund, wenn die nationalliberalen Blätter heute mit Zuversicht darauf rechnen, daß die Einbuße der liberalen Mehrheit geringer sein wird als sich vor zwei Monaten befürchten ließ; und so weit sie noch eintritt, wird wahrscheinlich die Fortschrittspartei den größten Theil des Schadens zu tragen haben.

Es ist nicht schwer zu übersehen, was diesen Gang der Dinge bestimmt hat. Wie schon vor drei und sechs Jahren fand sich die Regierung eingeklemmt zwischen eine überhete Frühjahrsession und die Herbstwahlen, ohne daß man daran hatte denken können, ein reales Programm auch nur für die nächste Landtagsession, geschweige für die Legislaturperiode, festzustellen — eine Unsicherheit, die dann noch in der ungewöhnlichsten Weise durch den Eintritt dreier neuer Minister vermehrt wurde. Da die Natur gebieterisch ihre Rechte forderte, sind die leitenden Staatsmänner, alte und neue, in die Sommerfrische auseinandergegangen und bis heute nicht wieder vollzählig zusammengekommen. So konnte es nicht ausbleiben, daß in der halb-officiellen und officiösen Presse die Anarchie dieses reinen Nichts von festen Gesetzgebungsprojecten und durchdachten Verwaltungsmaximen zu Tage trat. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, welche die ihr vor einigen Jahren widerfahrene harte Verleugnung allmählich verwunden und seit den letzten Veränderungen vollends wieder zu dem Ansehen des Jüngers gebracht hat, der am Busen des Meisters ruht, unternahm auf eigene Hand die ungeschicktesten Freibeuterzüge auf revisionsfähige Gesetze. Die „Provinzial-Correspondenz“ dagegen getraute sich mit dem Aufgebot ihres ganzen salbungsvollen Wortreichtums der nach Aufklärung über die Pläne der Regierung hungernden öffentlichen Meinung statt des Brodes einen Stein zu bieten, indem sie das Entweder — Oder des unglücklichen Wirthschaftsdoctrinarismus, den man eben

wie einen Alpdruck abzuschütteln hoffte, als Prokrustesbett für den ganzen Reichthum innerer Staatsaufgaben zurichtete. Nicht nur war dieser Versuch an sich die denkbar ungeschickteste Weise, um, worauf das doch der Regierung hätte ankommen müssen, zwischen die aus einanderstrebenden Bestandtheile der nationalliberalen Partei den Keil tiefer einzutreiben, da sich politische und wirthschaftliche Gegensätze bis jetzt nicht im mindesten gedeckt haben und überdies durch die Wendung, welche die Frage der constitutionellen Garantie genommen hatte, wenigstens die preußischen Nationalliberalen in der letzten Abstimmung über den Zolltarif wieder ziemlich geschlossen waren zusammengeführt worden. Noch mehr schadete die Art, wie das halbamtliche Organ sich auf den Einfall verbiß, durch den begreiflicher Weise damit genährten Verdacht, es sollen mit der so gewaltsam herbeigezogenen Wahllosung nur die eigentlichen Absichten der Regierung in den Fragen verdeckt werden, mit welchen der Landtag sich ganz ernstlich wird beschäftigen müssen. Trifft doch nicht einmal für die einzige wirthschaftliche Frage, welche zur Entscheidung des Landtages kommen wird, die Verstaatlichung von Privateisenbahnen, das von der „Provinzial-Correspondenz“ aufgestellte Wahlkriterium zu; und wenn das halbamtliche Organ sich zuletzt hinter die logische Deduction geflüchtet hat, es müsse jeder Gegner der Schutzzölle nothwendig auch Gegner des Staatseisenbahnsystems sein, so hat es dabei gegenüber den offenkundigsten parlamentarischen Vorgängen der letzten sieben Jahre seine Loyalität in der bedenklichsten Weise bloßgestellt. So viel Antipathie die heutigen Regierungsmänner mit oder ohne Grund gegen den Abgeordneten Lasler empfinden, sie werden ihm den Ruhm nicht nehmen können, daß er mitten unter den Orgien des durch Ungeschick des damaligen Ressortministers mächtig geförderten Privateisenbahnschwindsels sein Wort rücksichtslos und kräftig für Staatsbahnen erhob und seither immer noch die weit überwiegende Mehrheit seiner Partei in dieser Richtung hinter sich hergezogen hat. Mag darin immer eine logische Inconsequenz liegen, sie ist jedenfalls segensreicher gewesen als die Consequenzmacherei, welche heute von der „Provinzial-Correspondenz“ im Wettlauf mit den ärgsten Doctrinären des Manchesterthums entfaltet wird.

Die „Provinzial-Correspondenz“ und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ fanden sich nun aber in gleicher Weise bloßgestellt, als die Wahlaufrufe der beiden zur engsten Unterstützung der Regierung sich bekennenden conservativen Gruppen erschienen und in auffallender Uebereinstimmung mit dem nationalliberalen Aufruf auf wirthschaftlichem Gebiete nur die concrete Eisenbahnfrage berührten, dagegen eine ganze Reihe politischer Probleme aufzählten, über welche von jenen Organen ein so vorsichtiges Schweigen beobachtet war. Es zeigt sich, daß in all diesen Angelegenheiten — Kirchen- und Schulpolitik, Finanz- und Verwaltungsreform — noch immer ein Zusammenwirken der gemäßigten conservativen und liberalen Kräfte möglich wäre,

wenn nur die Regierung für dieses Zusammenwirken eine bestimmte Richtung anzeigen wollte. Mit diesem Mangel in die Enge getrieben, ließen sich zuletzt die officiösen Stimmen zu der unvorsichtigsten Aeußerung hinreißen: die Regierung könne über eine bestimmte Politik sich nicht entschließen, bis sie die Zusammensetzung des neuen Abgeordnetenhauses kenne. Damit ist das gesunde Verhältniß zwischen Regierung und Parlament, in welchem die erstere die positiv führende Stellung zu behaupten hat, völlig auf den Kopf gestellt, und den einmal bestehenden Parteien, wie wohl oder übel sie unter sich zusammenstimmen, ist es zur Pflicht der Selbsterhaltung gemacht, um jeden Preis ihre Machtstellung zu behaupten, damit nicht über ihre Köpfe hinweg nach unberechenbaren Zielen die Entscheidung falle. Unter diesen Umständen muß es im Interesse einer besonnenen Fortführung des Staatslebens in der seit zwölf Jahren eingehaltenen Bahn doch wieder als glücklicher Umstand erscheinen, daß es der nationalliberalen Partei gelungen ist, den Miß, der sie durchzog, noch einmal zu verdecken. Dafür, daß die hergestellte Einmüthigkeit nicht einseitig zu Gunsten künstlicher Oppositionsvelleitäten ausgebeutet werde, bürgt doch ziemlich zuverlässig die allgemeine Stimmung der Wähler, die nach keiner Seite hin zu Excentricitäten aufgelegt erscheint.

Die ernstlichsten Besorgnisse, welche die Ungewißheit über die Absichten der Regierung hervorzurufen geeignet ist, heften sich immer an Kirche und Schule. Der neue Cultusminister ist kürzlich in der Lage gewesen, den Eindruck seiner Gösliner Tischrede durch einen amtlichen Erlaß abzuklären, welcher die auf seine Person allein gestellten Hoffnungen des conflicteifrigen katholischen Clerus so entschieden wie höflich zurückweist. Indes kann namentlich für die außerhalb Preußens stehenden Beobachter nicht genug betont werden, daß sich die durch den Personenwechsel im Cultusministerium angeregten Befürchtungen, die mit dem gedankenlosen Reactionsgeschrei nichts gemein haben, keineswegs auf den Conflict mit der katholischen Kirche beziehen. Niemand, der Herrn von Puttkamer kannte, hat bezweifelt, daß er für politische Machtfragen einen ebenso offenen Sinn hat, als der Reichskanzler selbst. Die Befürchtung setzt erst bei dem Moment ein, wenn es diesen Staatsmännern gelungen sein sollte, die Hierarchie zur Nachgiebigkeit in den eigentlichen Machtfragen zu bringen — da eben doch die Erwartung solcher Nachgiebigkeit nicht wohl anders als darauf bauen kann, daß jene für ihre formelle Einbuße ihre Rechnung bei derjenigen Verwaltungspraxis zu finden hoffe, welche auf dem Boden des gefundenen *modus vivendi* die Regierung einzuhalten bereit wäre. In dieser Beziehung enthält der neueste Erlaß des Herrn von Puttkamer doch mindestens auch nichts, was positiv beruhigen könnte.

### L i t e r a t u r .

Zwei Kaiserreden. Festschrift zu Eduard Simsons fünfzigjährigem Doctorjubiläum 1. Mai 1879 mit einem zwiefachen literarhistorischen Anhang

veröffentlicht von Bernhard Suphan. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1879. — Nach all dem Trivialen und Fadenscheinigen, das uns Redner und Sänger während der letzten Jahre zum Sedanfest und anderen nationalen Tagen geboten haben, ist eine nach Form und Inhalt so gediegene Leistung wie die vorliegende des bewährten Herderforschers doppelt willkommen. Von der hohen Warte gegenwärtiger Festfreude wirft Suphan Rückblicke in die preussische Vergangenheit. Seine Auffassung derselben ist wesentlich die Treitschlesche; auch der Einfluß G. Freytags verleugnet sich nicht. Der Gewinn seiner Umschau kann natürlich nur zum Theil durchaus neu sein, aber auch den Kundigen wird mancher neue Zug und alle die gehobene warme Darstellung fesseln. Die erste Rede „Westpreußen: Westmarken. 1772. 1872“ führt uns in das Weichselland und behandelt die Auseinandersetzung zwischen Deutschthum und Slaventhum, die wachsenden Segnungen deutscher Cultur, vor allem deren endliche Versiegelung durch die weit und tief greifende Arbeit Friedrichs des Großen: „Man hat mir einen Zipfel Anarchie gegeben, den ich in Ordnung bringen muß.“

Dem nie bramarbasierenden Patriotismus entspricht die volltönende Rhetorik. Von der Westmark wendet sich das Auge zur neuen Ostmark, von dem nachbarlichen Standbild des großen Königs in das Gemach des Kaisers. So stellt Suphan in der zweiten Rede „Die Hohenzollern und der deutsche Idealismus“ die Frage nach der historischen Bedingung des Verhältnisses von Volk zu Fürst und der Entwicklung des beide zierenden und bindenden sittlichen Idealismus. Er illustriert sie durch Bilder aus der deutschen Vergangenheit: Winkelmann, der große Kurfürst, Herders Fürstenideal, Goethes Urtheil über den fridericianischen Staat, die deutsche Treue im Munde preussischer Sänger, um der heranwachsenden Jugend „strenger Pflichten tägliche Bewahrung“ ans Herz zu legen.

Goethesche und Herdersche Worte oder ein ungesuchter Hinweis auf das klassische Alterthum zieren die Rede. Man kann nur wünschen, daß solche ideale Gesinnung und humane Bildung sich unter unseren Gymnasiallehrern immer mehr ausbreite. Suphan weiß, wie auch die Stelle zum Andenken Jänikes von neuem lehrt, sehr wohl, was es in dem jetzigen Kampfe um die humanistischen Studien zu vertheidigen gilt. Auch dieser Gesinnung wegen ist den Reden eine weite Verbreitung gerade in Schulkreisen zu wünschen. Daß es keinen Ersatz für die klassische Bildung giebt, hat Goethe in den „Sprüchen“ mehr als einmal entschieden betont.

Uebrigens sind Rückblicke 1879:1779 nicht immer erfreulich. Wenn uns Herder nicht das Muster eines Generalsuperintendenten sein kann, so werden doch gewiß viele das Jubiläum des Lessingschen „Nathan“ mit sehr gemischten Gefühlen begangen haben . . . . .

Bei jeder schriftstellerischen Aeußerung Suphans wird einiges über oder von Herder abfallen. Etwas precios lautet die Ueberschrift der vortrefflichen Anmerkungen: Ein „Wäldchen“ u. s. w. „Von deutscher Art. Aus Herders Papieren“ bringt einen genaueren Abdruck der politischen Ode „Germanien“, welche Deutschland „gen Westen“ anspornt. Eine andere athmet ganz den von Suphan oben geschilderten Idealismus, und ein bisher unbekanntes Prosafragment „Der Glaube“ schließt mit der Losung „Deutsche Treu und Glauben“.

Eine andere Beleuchtung wird Herder in den neuen Studien Scherers zu Theil: „Aus Goethes Frühzeit. Bruchstücke eines Commentares zum jungen Goethe“ (Straßburg, Trübner 1879; Quellen und Forschungen XXXIV), deren ich hier nur mit wenigen Worten gedenken will. Eine Begründung der Zustimmung und einiger Abweichungen oder Vorbehalte würde mich ins Detail der Goethephilologie führen, ausführlich referiren aber mag ich nicht, denn die Besitzer



von „Der junge Goethe“ sollen diese erläuternden Abhandlungen selbst in die Hand nehmen. Goethes poesiegetränktes Scherzspiel „Satyros“ wird, nachdem weder \*) Kaufmann, noch Heinse, noch ein französischer Encyclopädiste Modell und Zielscheibe gewesen sein können, auf Herder gedeutet. Die „Älteste Urkunde“ hatte bereits Dünker verwerthet. Herder ein vergötterter Waldteufel?! Alle guten Herderianer müssen sich bekreuzigen. Den Vorwurf der Verunglimpfung weist Scherer in der Vorrede mit einer leichten Handbewegung ab. Ich kann mich der Fülle von Argumenten, die einzeln genommen nicht immer schlagend, manchmal recht zweifelhaft, im Ganzen aber überwältigend sind, nicht entziehen. Es ist ja doch kein Porträt, wenigstens nur zum kleinsten Theil; viel Caricatur, viel burleske, Herders Wesen fremde Zuthat. Herder ist nicht in dem Maße Satyros, als Karoline Psyche. Man darf wohl bestärkend hinzufügen, daß Herder auch von den „Kritischen Wäldern“ her im Späß Waldteufel genannt werden konnte, wie ihn im bitteren Ernst empörte Klogianer Faunus schalten. Die Scene zwischen Einsiedler und Satyros — Scherer zieht des weiteren die Situation: Goethe und der verbitterte Herder in Straßburg heran — hat Wilmanns treffend aus B. Waldis und H. Sachs erklärt. Wilmanns hat ferner das Verständniß des „Jahrmarktfestes von Plundersweilern“ sehr erheblich gefördert. Scherer schreitet in einer Reihe von Punkten glücklich über ihn hinaus und versucht bis ins Kleinste eine einheitliche methodische Deutung zu geben, die in einem früheren Aufsätze sogar der Unvernunft des Concerto drammatico vergönt wird.

Ausgezeichnet ist die Entdeckung „Herder im Faust“: nicht sein vermuthetes Verwandtschaftsverhältniß zu Mephistopheles, sondern daß in Fausts Rede vor dem Zeichen des Makrokosmos „der Weise“, der so bedeutende Offenbarung verkündet, in dem Schöpfer der Ältesten Urkunde gesucht werden muß. Ein troestelin für die, welche Herder nicht gern als Satyros oder Zigeuner gemalt sehen. Daß strenge Methode, welche ihre Gedanken zu Ende denkt, dem Faust noch so manches abgewinnen kann, zeigen Scherers chronologische Untersuchungen „Der Faust in Prosa“ und „Der erste Theil des Faust“. Im Eingang waren die Abschnitte der Schrift „Von deutscher Baukunst“ rasch zeitlich fixirt worden, hier weist Scherer verweilend die verschiedenen Schichten im Faust nach, wie man wohl die Bauperioden eines Münsters zu erschließen strebt. Erste Schicht: Prosa, Ablagerungen noch heute vorhanden, Rückschlüsse möglich. Nun wird weiter untersucht, was vor Weimar, was in und nach Italien, was mit Schillers Antheil gereimt worden ist. Dazu dienen die verschiedensten Hülfsmittel, äußere und innere Gründe; z. B. metrische Beobachtungen oder (unabhängig Schröer in einem späteren Aufsätze) die Erwägung, welchen Scenen die Namensform „Gretchen“ und welchen die „Margarethe“ eigen ist.

Jüngere Mitarbeiter haben ein paar Kleinigkeiten beige-steuert; z. B. kommen dem Texte der Straßburger Briefe Goethes Verbesserungen aus den Originalconcepten zu Gute, die aus dem Nachlaß der Frau von Stein seit kurzem, Dank der schönen Anregung Schölls und von Voepers, sowie der Umsicht Baracks, in den Besitz der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek übergegangen sind.

E.

\*) Mir scheint übrigens nicht ausgeschlossen, daß Goethe etwa 1777 in den des Satyros Aussehen schildernden Versen Anspielungen auf den „Gottespiirhund“ angebracht hätte. Die Uebereinstimmung ist groß.

## Joseph Haydns Ende.

Es sind in diesem Frühling siebenzig Jahre geworden, daß ein Künstler starb, der so recht wie einer zum deutschen Volke wie zum neuen Reiche gehört, weil er zuerst so recht eigentlich aus unserem natürlichen Empfinden heraus sang, — Joseph Haydn.

Die dem deutschen Volke eigene tiefere Gemüthsart, die ja von der Edda an gleicherweise durch alle deutsche Epik wie Lyrik geht und derselben einen so tief ergreifenden Zug giebt, hat sich naturgemäß sofort auch nach diesem ihrem ganzen Charakter in der deutschen Musik gezeigt, ja sogar ihr den reichen Melodienschatz gegeben, der sie schon früh von der Musik aller übrigen Nationen unterschied. Denn während diese solchen musikalischen Wiederhall des individuellen Gemüthslebens nur im Volksliede besaßen, hatte Deutschland schon im fünfzehnten und sogar vierzehnten Jahrhundert eine wahre Kunstmusik auch nach dieser Seite menschlichen Empfindens hin. Sicherste Kunde giebt davon das Locheimer Liederbuch, das aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammt, aber längst bekannte mannichfaltige Liedercompositionen nur gesammelt hat. Ja diese Lieder des innersten deutschen Gemüthslebens sollten in den nächsten Jahrhunderten zu einem ganz besonderen und sogar geheiligten Besitze werden: sie sind von der Heinrich Isaak zugeschriebenen Melodie von „Nun ruhen alle Wälder“ bis zu Hans Leo Haslers „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ und darüber hinaus zu jenen Chorälen geworden, die das Fundament der ersten epochemachenden deutschen Tonkunst wie der Kirche und ihres Dienstes selbst bildeten. Denn die ganze große deutsche Organistenschule mit dem gewaltigen Thüringer Cantor Seb. Bach an der Spitze fußt auf diesem Choral und Bachs gewaltige Reformationscantate speciell auf Luthers „Ein feste Burg“.

Als sich dann nach dieser entscheidenden inneren Zusammenfassung und Consolidirung im höchsten Idealeben der Religion das deutsche Gemüth auch dem äußeren Leben wieder zuwandte, fand es wie in der Cultur und Sitte französischen Zopf und Puder so in der Musik jene italienische Opernweise herrschend, die ebenfalls eine rein formale Erscheinung war und also der

Innerlichkeit deutschen Gemüthslebens kein Gefäß zur Aufnahme ihrer Regungen bieten konnte. Freilich den großen Händel hatte die ursprünglich ebenfalls wälsche Form des Oratoriums nicht gehindert, seinem mächtigen deutschen Wesen freien Spielraum zu geben, und den ebenfalls deutschen Gluck reizte die Leere der Opera seria zu den Rundgebungen eines großen dramatischen Lebens, wie er es auf dem Grunde dieses deutschen Charakters empfand, dessen Wesen ja schon in seinem Göttervater Wotan Action, mächtigste Action ist, und wir wissen heute, was auf diesem gewaltigen Fundamente Größeres und Herrlicheres aufgebaut worden ist.

Aber zwischen diesem „Ring des Nibelungen“ und Glucks antik-classischen Gestalten liegen die Werke der speciell in Deutschland und auf deutschem Wesen begründeten Instrumentalmusik, und ihr Vater ist bekanntlich Joseph Haydn.

Am deutschen Volksliede in seiner österreichischen Heimath als Kind erzogen, hat er sogleich seinen ersten kleinen Werken, obgleich sie meist ebenfalls einer fremden Form, des französischen Menuets sich bedienten, den Charakter der deutschen Innigkeit und einer Gemüthsart gegeben, deren innerem Frieden noch etwas Anderes entspringt, der eigenthümliche schalkhafte Humor Haydn's, der ja seine Werke von früh bis spät zu einer Erquickung macht, wie das natürliche Volksempfinden uns stets erquickt. Ausbilden konnte er gerade diesen Zug deutschen Wesens dann später bei den stammverwandten Engländern, und die Londoner Symphonien Haydn's zeigen ihn denn auch in mannichfach ausgeprägter Weise. Seine Quartette wurden Vorbild für Mozart und Beethoven. Seine Schöpfung aber sang dem deutschen Volke seine eigenste Wiedererstehung in diesem Gebiete des natürlichen und doch idealen Empfindungslebens. Ja zuletzt noch ward durch natürliche Fügung der Dinge eben dieser Haydn zum Schöpfer derjenigen Melodie, die allein die wahrhaft allgemeine deutsche Volkshymne ist, jenes „Gott erhalte Franz den Kaiser“, welches heute im neuen Reiche das ganze Volk singt und vernimmt, wenn und wo es patriotische Feste feiert. Denn das Gedicht „Deutschland, Deutschland über alles“ von Hoffmann von Fallersleben ist ebenfalls auf diese so echt deutsch empfundene Melodie Haydn's geschrieben, und so ist er heute auch für uns in jeder Hinsicht der erste Nationalsänger.

Zur Erinnerung seines siebenzigjährigen Todestages sei also hier eine kurze Darstellung nach mancherlei wenig bekannten Quellen gegeben.

Die letzten Lebensjahre Haydn's bilden allerdings nicht mehr die Geschichte seines Schaffens, sondern blos seines äußeren Daseins, aber zugleich und zwar stets mehr die seines allgemeinen Ruhmes. Die beiden Londoner Reisen vom Jahre 1791 und 1794 hatten denselben für ganz Europa begründet. Bei der Rückkehr nach Wien stand Haydn als größter Meister der damaligen Welt da, denn Mozart war todt und Beethoven noch zu jung.

Die „Schöpfung“ aber erhob dann um 1800 diesen Ruhm über jeden Zweifel und Widerstreit. Nach ihr entstanden nur noch 1801 die „Jahreszeiten“ und einige kleinere Werke. Wir erzählen also die Vorgänge dieser letzten zehn Lebensjahre des Meisters.

Im Jahre 1798 ernannte ihn die Stockholmer Akademie zu ihrem Mitgliede, 1801 die Amsterdamer. Schon im Jahre 1800 verbreiteten sich die Abschriften der „Schöpfung“ und schickten ihm die Musiker des Pariser Operntheaters, die sie zuerst aufgeführt hatten, eine große goldene Medaille mit seinem Bildniß. „Ich habe oft gezweifelt, daß mich mein Name überleben werde, allein Ihre Güte flößt mir Vertrauen ein, und das Denkmal, womit Sie mich beehrt haben, berechtigt mich vielleicht zu glauben, daß ich nicht ganz sterben werde“, antwortet er. Mit weiteren Medaillen folgten das dortige Institut national, das Concert des Amateurs und das Conservatorium. Im Jahre 1804 erhielt er das Bürgerdiplom der Stadt Wien, nachdem ihm schon das Jahr zuvor für die Aufführungen seiner Werke zum Vortheil des Bürgerospitals die zwölffache goldene Medaille zu theil geworden war. Diese Concerte hatten über 33,000 Gulden eingebracht, so groß war jetzt Haydn's Popularität. Im Jahre 1805 ernennt ihn das Pariser Conservatorium zu seinem Mitgliede. Eben so folgen weiter die Musikgesellschaften zu Laibach, Paris und Petersburg.

Er selbst aber gedenkt, jetzt neunundsechzigjährig, selbst des Endes und macht 1801 sein Testament, das sich durch zahlreiche schöne menschliche Züge auszeichnet: Niemand seiner Heimath und seiner jetzigen Umgebung ist vergessen, und doch waren ihrer gar viele — man findet den Entwurf in den „Musikerbriefen“. Es schließt: „Meine Seele übergebe ich ihrem allergütigsten Erschaffer, mein Leib hingegen soll nach römisch-katholischem Gebrauch in die geweihte Erde bestattet werden, für meine Seele legire ich Nr. 1“, nämlich: „Auf heilige Messen 12 Gulden“. „Ich bin der Welt zu nichts mehr nütze, ich muß mich wie ein Kind warten und pflegen lassen, es wäre wohl Zeit, daß mich Gott zu sich rief“, sagte er zu dem Legationsrath Griesinger, der die ersten biographischen Notizen über Haydn veröffentlicht hat. Die wohlthuende Abwechslung in diesem einsamen Leben in seinem stillen Häuschen, seit auch seine Frau nicht mehr da war, bot ihm eben, was an Ehrung, Freundschaft und Liebe in Besuchen oder Schreiben sich jetzt nahte. Eine schöne Bestätigung der Quelle, aus der sein Schaffen geflossen, ist sein Brief vom Jahre 1802 nach dem fernen Rügen, wo man am Clavier die „Schöpfung“ aufgeführt hatte. „Sie geben mir die süßeste Ueberzeugung, die der ausgiebigste Trost meines Alters ist, daß ich öfters die beneidenswerthe Quelle bin, aus welcher Sie und so manche andere für herzliche Empfindung empfängliche Familie in häuslicher Stille ihr Vergnügen, ihre Zu-

friedenheit schöpft, wie beseligend ist nicht dieser Gedanke für mich!“ schreibt er jenen Musikfreunden. „Oft wenn ich mit Hindernissen aller Art rang, wenn oft die Kräfte sanken und mir es schwer ward in der angetretenen Laufbahn zu verharren, flüsterte mir ein geheimes Gefühl zu: es giebt hienieden so Wenige der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgt sie Kummer und Sorge, vielleicht wird deine Arbeit bisweilen eine Quelle, aus welcher der Sorgenvolle auf einige Augenblicke seine Erholung schöpft.“

Er mochte von seinem Jugendschaffen denn auch selbst nicht mehr viel wissen. „Liebster Elfler. Sei so gütig, mir bei allererster Gelegenheit die alte Symphonie, genannt die Zerstreute, zu schicken, indem Ihre Majestät die Kaiserin den alten Schmarren (Kram) zu hören ein Verlangen trägt“, schreibt er 1803 humoristisch nach Eisenstadt. Doch componirte er, wie oben erwähnt worden ist, fortan nicht mehr. Er schickte zwar noch im Jahre 1805 zwölf Stücke an seinen Wiener Verleger Artaria und meint der alte Haydn habe dafür wohl ein kleines Präsent verdient, sie werden jedoch aus früheren Tagen stammen.

Im Frühjahr 1804 schreibt C. M. von Weber in einem bisher nicht beachteten Briefe an einen Freund in Salzburg: „Ich war schon einigemal bei Haydn. Die Schwäche des Alters ausgenommen, ist er immer munter und aufgeräumt, spricht sehr gern von seinen Begebenheiten und unterhält sich besonders mit jungen angehenden Künstlern gern. Das wahre Gepräge des großen Mannes, dies alles ist (Abbe) Vogler auch, nur mit dem Unterschied, daß sein Literaturwitz viel schärfer als der natürliche Haydns ist. Es ist rührend, die erwachsenen Männer kommen zu sehen, wie sie ihn Papa nennen und ihm die Hand küssen.“ In den gleichen Tagen war von Berlin ein Brief von Goethes Freund Zelter gekommen, der ihn einlud zu hören, mit welcher „Ruhe, Andacht, Reinigkeit und Heiligkeit“ seine Chöre von der Singakademie gesungen würden. „Ihr Geist ist in das Heiligthum göttlicher Weisheit eingedrungen, Sie haben das Feuer vom Himmel geholt, womit Sie irdische Herzen erwärmen und zu dem Unendlichen leiten. O könnten Sie zu uns kommen! Sie sollen wie ein Gott unter Menschen empfangen werden,“ schreibt enthusiastisch entzückt der sonst ziemlich handwerksmäßig trockene Maurermeister, der aber eine besondere Eigenschaft der Haydnschen Muse, das Volksmäßige und Humoristische besonders sicher zu würdigen wußte. Wie dieser selbst aber über solche Verhimmelung seiner Person dachte, sagt uns wieder Griesinger. Ein Clavierspieler begann bei seinem Besuche: „Sie sind Haydn, der große Haydn, auf die Kniee sollte man vor Ihnen fallen. Sie sollten im prächtigsten Palast wohnen u. s. w.“ „Ach mein lieber Herr,“ antwortete Haydn, „reden Sie nicht so mit mir, sehen Sie mich als einen Mann an, dem Gott Talent und ein gutes Herz verliehen hat. Es ging

mir in meiner Jugend sehr hart, und schon damals bemühte ich mich soviel zu erwerben, um in alten Tagen frei von Nahrungsforgen zu sein. Ich habe meine bequeme Wohnung, Mittagessen, ein gutes Glaserl, ich kann mich in feines Tuch kleiden und wenn ich fahren will, so ist mir ein Miethwagen gut genug.“

Diese volle Ruhe der Existenz nun dankte er vor allem seinem letzten Fürsten, Nicolaus Esterhazy in Eisenstadt in Ungarn. „Die Freunde der Harmonie schmeichelten mir oft und ertheilten mir übertriebenes Lob. Wenn mein Name einer rühmlichen Auszeichnung werth ist, so trat die Epoche in jedem Augenblicke ein, womit der Fürst auch meiner Freiheit einen größeren Spielraum anwies,“ sagte er selbst zu Dies, als dieser ihn fragte, wie er neben seinem Dienste noch zwei Dratorien habe schreiben können. Die Familie des erlauchten Gönners besuchte ihn auch manchmal selbst, ja sie brachte ihm, um ihn zu schonen, persönlich die Nachricht vom Tode seines Bruders Johann, der ebenfalls in ihren Diensten gestanden war. Im Jahre 1806 erhöhte der Fürst sein Gehalt noch um volle 600 Gulden, so daß er sich jetzt jeder Bequemlichkeit zu erfreuen hatte. Sein treuer Diener Ekfler, der Vater der berühmten Tänzerin, pflegte seiner getreulich. Er besaß ein solches Gefühl von liebender Verehrung für Haydn, daß er beim Austräuchern des Krankenzimmers manchmal vor seines Herrn Bildniß stehen blieb und — ihm räucherte. Die ganze damalige Art und Erscheinung Haydn's aber schildert uns ein damals junger Musiker aus Prag, der aus dem Buche „Beethovens Leben nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen“ bekannte Wenzel Tomaschek, der ihn im Sommer 1808 besuchte.

Er saß im Sorgenstuhl. „Eine gepuderte, mit Seitenlocke gezierte Perücke, ein weißes Halsband mit goldener Schnalle, eine weiße reichgestickte Weste von schwerem Seidenstoff, dazwischen ein stattliches Jabot prangte, ein Staatskleid von feinem kaffeebraunem Tuche, gestickte Manschetten, schwarzseidene Beinkleider, weißseidene Strümpfe, Schuhe mit großer über den Rist gebogener silberner Schnalle und auf dem zur Seite stehenden Tischchen neben dem Hut ein Paar weißlederner Handschuhe, waren die Bestandtheile seines Anzuges, an welchem sich die Morgenröthe des siebzehnten (? 18.) Jahrhunderts abspiegelte,“ sagt Tomaschek, und wir fügen dazu noch Griesingers Bemerkung: „Wenn er Besuche erwartete, so steckte er einen brillantenen Ring an den Finger und schmückte sein Kleid mit dem rothen Bande, woran die Bürgermedaille getragen wird.“ „Doch das sanfte Gefühl, das sich beim Anblick des ruhmgekrönten Tondichters meiner bemächtigte, gab meinem Innern eine elegische Stimmung,“ fährt Tomaschek fort, „Haydn klagte über sein dahinschwindendes Gedächtniß, weshalb er das Componiren ganz aufgeben mußte: er vermochte keine Idee im Kopfe mehr bis zu ihrem Aufschreiben

festzuhalten. Er forderte uns auf, mit ihm ins nächste Zimmer zu gehen, um seine Geschenke für die „Schöpfung“ anzusehen. Eine Büste von Gyps veranlaßte mich Haydn zu fragen, wen sie darstelle. Der Arme, in Weinen ausbrechend, winselte mehr als er sprach: „Meinen besten Freund, den Bildhauer Fischer. O, warum nimmst Du mich nicht zu Dir!“ Der Ton, mit dem er dies sprach, durchschnitt mir das Herz und ich schmolte mit mir, ihn so traurig gestimmt zu haben. Doch beim Anblick seiner Kostbarkeiten ward er sogleich wieder heiter. Kurz, der große Haydn war schon ein Kind, bei dem das Leid und die Freude einander oft in den Armen lagen.“

„Der 27. März war einer der größten Ehrentage, die Haydn bis jetzt erlebte, der Greis liebte von jeher sein Vaterland, und er setzt einen unaussprechlichen Werth auf die im Vaterlande genossenen Ehren,“ so leitet der Landschaftsmaler Dies, der ebenfalls 1810 „Biographische Nachrichten über Joseph Haydn“ publicirt hat, seinen Bericht über die Aufführung der „Schöpfung“ in italienischer Sprache ein, die unter Salieris Direction in diesem Jahre 1808 stattfand. Haydn wurde schon beim Aussteigen aus dem fürstlichen Wagen von „hohen Personen des Adels“ und seinem einstigen Schüler, dem jetzt selbst schon hochberühmten Beethoven empfangen. Das Gedränge war so groß, daß eine Militärwache Ordnung halten mußte. Er ward auf einem Armstuhle sitzend hoch emporgehoben in den Saal getragen, und beim Eintritt unter Tuschgeschall mit dem freudigen Rufe: „Es lebe Haydn“ begrüßt. Er mußte neben seiner Fürstin Platz nehmen, — der Fürst war an dem Tage bei Hofe, — auf der anderen Seite saß seine Lieblings-schülerin, Fräulein Kurzbeck. Der höchste Adel Wiens hatte die Sitze in seiner Nähe gewählt. Der französische Gesandte bemerkte, daß Haydn die Medaille des Pariser Liebhaberconcertes trug. „Nicht allein diese, Sie müssen alle Medaillen, die in Frankreich ausgetheilt werden, empfangen“, sagte er. Haydn glaubte ein wenig Zug zu verspüren. Die Fürstin nahm ihren Schwal und umhing ihn, mehrere Damen folgten diesem Beispiele und Haydn war in wenig Augenblicken mit Schwals bedeckt. Sibler, Gyrowitz, Hummel und sein Pathe Weigl waren ebenfalls anwesend. Es wurden ihm Gedichte von Collin und von Carpani, dem Uebersetzer des Textes, überreicht. „Er konnte länger seiner Empfindung nicht gebieten, das gepreßte Herz suchte und fand Linderung in Thränen,“ fährt Dies fort. „Er mußte eine Stärkung von Wein nehmen, um die ermatteten Lebensgeister zu erhöhen.“ Als die Stelle „Es werde Licht“ kam, und die Zuhörer wie gewöhnlich in lautesten Beifall ausbrachen, machte er eine Bewegung mit den Händen gen Himmel und sagte: „Es kommt von dort“. Er blieb jedoch in einer so wehmüthigen Stimmung, daß er sich zu Ende der ersten Abtheilung weggeben mußte. Sein Abschied überwältigte ihn vollends, er hatte keine Worte und konnte den

herzlichsten Dank nur mit abgebrochenen schwachen Worten und Segnungen ausdrücken. In jedem Gesichte las man tiefe Rührung und bethränte Augen begleiteten ihn, als er weggetragen wurde, bis an den Wagen.

„Es war als flösse heute electricisches Feuer in Haydns Adern, so sehr hatten die Ereignisse der vergangenen Tage seine Lebensgeister gereizt,“ sagt Dies von einem Besuche nach acht Tagen. Allein Tomaschel erzählt: „Der wüthende Beifall, den man der „Schöpfung“ zollte, hätte dem greisen Tonsefer bald das Leben gelostet.“ Wir nahen denn auch merklichst diesem Ende. Doch zuvor sollte er auch noch einen anderen Ruhm, den Glanz seines Schülers Beethoven in dem großen Concert vom December desselben Jahres 1808 erleben.

„Als Haydns Kränklichkeit zunahm, besuchte ihn Beethoven immer seltener,“ erzählt J. von Seyfried und setzt aus genauer Kenntniß der Verhältnisse hinzu, „hauptsächlich wohl aus einer Art von Scheu, weil er bereits einen Weg eingeschlagen hatte, den jener nicht ganz billigte.“ Dennoch erkundigte sich der liebenswürdige Greis häufig nach seinem Telemach und fragte oftmals: „Was treibt denn unser Großmogul?“ Allerdings entsprach ihm persönlich mehr der ausgesprochenere Formalismus in einem musikalischen Schaffen wie dem Cherubinis, der sich nach wiederholten Besuchen beim Abschied von Wien im Frühjahr 1806 eine seiner Partituren ausbat. „Erlauben Sie, daß ich mich Ihren musikalischen Vater und Sie meinen Sohn nenne,“ sagte Haydn und Cherubini zerfloß in Thränen. Cherubini hatte nämlich zuerst im Jahre 1788 in Paris eine Haydnsche Symphonie gehört und war davon so heftig ergriffen worden, daß es ihn gewaltsam vom Stuhle riß. „Sein ganzer Körper erstarrte, seine Augen brachen und diese Krisis hielt noch lange an, nachdem die Symphonie zu Ende war,“ heißt es darüber. „Dann löste sie sich in eine Erschlaffung, seine Augen füllten sich mit Thränen und von dem Augenblicke an war die Richtung seines Schaffens bestimmt.“ Er mochte sich aber auch mit dem alten „Papa“ um so leichter verständigen, als derselbe von der in diesem Jahre entstandenen Leonorenovertüre Beethovens äußerte, er habe wegen Bunterlei der Modulationen die Haupttonart nicht zu erkennen vermocht.

Bezeichnenderweise berühren daher weder Dies noch Griesinger in ihren biographischen Nachrichten auch nur mit einem Worte Haydns Verhältniß zu Beethoven. Und doch waren die Quartette Opus 18 längst erschienen und neben denen Haydns und Mozarts in Wien auch beliebt. Fidelio und die ersten Symphonien hatten ebenfalls ihren Beifall gefunden, das Concert vom December 1808 aber brachte die fünfte und sechste Symphonie und gewiß haben die Freunde ihm von dem gewaltigen Schaffen des neuen Meisters erzählt, der „gedankenneu, erhaben, ausdrucksvoll“ war und Haydns eigenen



Ruhm als Schöpfer der modernen Instrumentalmusik nur erhöhen könnte. Allein er selbst war bereits zu alt, um das Wesen eines Beethoven, der eine ganz neue Welt vertrat, richtig würdigen zu können. Vermochte er sich doch nicht einmal mehr in die Ideen und die Ausdrucksweise der Dichter seiner Zeit zu finden und war überhaupt diese letzten Jahre hindurch nicht mehr eigentlich geistig beschäftigt und empfänglich.

Er vertrieb sich die oft drückende Langeweile durch Beten und durch Rückerinnerung an die früheren Erlebnisse, besonders an die Tage in England, die er zu den glücklichsten seines Lebens rechnete. Er besaß eine besondere Casette, die mit den Geschenken der Potentaten und Musikgesellschaften gefüllt war. „Wenn mir das Leben zuweilen verdrießlich wird, so sehe ich das alles an und es freut mich, in ganz Europa geehrt worden zu sein,“ sagte er zu Griesinger. Dann las er auch Zeitungen und sah die kleinen Hausrechnungen durch, unterhielt sich mit den Nachbarn und den Dienstboten, besonders seinem treuen Elzler und spielte Abends mit ihnen Karten, sich freuend, wenn sie dabei ein paar Kreuzer gewannen. Sogar die Musik war ihm zuletzt zur Qual geworden, und wir vernehmen bei dieser Nachricht eine sehr bemerkenswerthe Aeußerung über sein Kaiserlied. „Ich bin wirklich ein lebendiges Clavier,“ sagte er 1806 zu Dies. „Schon seit mehreren Tagen spielt es in mir ein altes Lied ‚O Herr, wie lieb’ ich Dich von Herzen‘, wo ich gehe und stehe, überall höre ich’s. Aber kurios, wenn es mich so innerlich quält und nichts helfen will, um die Qual los zu werden und mir fällt nur mein Lied ‚Gott erhalte Franz den Kaiser‘ ein, dann wird mir leichter, es hilft.“ „Das wundert mich nicht, ich halte das Lied für ein Meisterstück,“ entgegnete Dies. „Beinahe halte ich es selbst dafür, ob ich’s gleich nicht sagen sollte,“ schloß Haydn.

In diesem geistig wie körperlich geschwächten Zustande traf nun den siebenundsiebzigjährigen Greis der österreichische Freiheitskrieg von 1809. „Der unglückliche Krieg drückt mich noch ganz zu Boden,“ wiederholte er oft mit thränenden Augen. Und in der That kam es so. „Er war in den letzten Jahren mit den Gedanken an seinen Tod ganz vertraut und bereitete sich dazu jeden Tag,“ sagt Griesinger. So hatte er denn auch im April dieses Jahres schon seinen Dienstleuten das Testament vorgelesen und sie befragt, ob sie damit zufrieden seien: sie dankten alle mit Thränen, daß er so gut für ihre Zukunft gesorgt habe. Am 10. Mai war man nun eben beschäftigt ihn anzukleiden, als in der nahen Vorstadt Mariahilf plötzlich ein Kanonenschuß erschallte. Es überkam ihn ein heftiges Bittern. Noch drei weitere Schüsse und er verfiel in volle Convulsionen. Aber er faßte seine Kraft zusammen und rief in fürchterlichen Tönen: „Kinder, fürchtet euch nicht, wo Haydn ist, da kann euch nichts geschehen!“ In der That konnte er die

nächsten vierzehn Tage noch der gewohnten Lebensweise pflegen, nur bemerkte man seit dem wirklichen Einrücken der Franzosen eine gewisse Schwermuth an ihm, die er für Augenblicke am Clavier zu vergessen trachtete, indem er sich seine Lieblingscomposition, das Kaiserlied, vorspielte. Gleichwohl nahm er, wie er schon lange gewohnt war ausgezeichnete Fremde bei sich zu sehen und Männer wie den Admiral Nelson und den Marschall Soult bei sich empfangen hatte, auch jetzt noch den Besuch mehrerer französischer Officiere an, einen sogar, da er soeben seine Mittagsruhe hielt, im Bette, und dies blieb denn auch der letzte. Es war ein französischer Husarencapitän Sulemy. Er sang dem Meister, den er so grenzenlos verehrte, daß er sich gar hatte damit begnügen wollen, ihn bloß durchs Schlüßelloch zu sehen, die Arie „Mit Würd' und Hoheit angethan“ aus der „Schöpfung“ vor, und zwar so schön, daß Haydn in Thränen ausbrach, ihn ganz erregt zu sich herabriß und mit Küßen bedeckte. Am 26. Mai aber spielte er selbst noch sein Kaiserlied drei mal hinter einander „mit einem Ausdruck, über den er sich selbst wunderte“. Am 31. Mai 1809 war er todt. Schmerzlose Betäubung war sein letzter Zustand gewesen. Seine Leichenfeier war infolge der Kriegszeiten höchst einfach. Doch kündigten die französischen Behörden seinen Tod auf eine ehrenvolle Art an. Seine Leiche ward elf Jahre später nach der Esterhazy'schen Residenz Eisenstadt übergeführt.

Seine Werke bestanden nach einem im Jahre 1805 von ihm selbst angelegten Verzeichnisse, das jedoch nicht vollständig ist, in 118 Symphonien, 83 Quartetten, 19 Opern, 5 Oratorien, 15 Messen und 10 kleineren Kirchenstücken, 24 Concerten für verschiedene Instrumente, 163 Stücken für das Bariton, einem Vorläufer des Cello, 44 Sonaten, 42 Liedern, 39 Canons, 13 mehrstimmigen Gesängen, 365 altschottischen Liedern und vielen fünf- bis neunstimmigen Compositionen in allerhand Instrumentalformen, wahrlich die echte Fruchtbarkeit des schaffenden Geistes! „Es sind wohl und über gerathene Kinder, und hier und da hat sich ein Wechselbalg eingeschlichen,“ sagte er. Er wußte sich denn auch keine passendere Grabschrift als vixi, scripsi, dixi! was etwa heißt: „Gelebt und gewebt!“ Haydns ganzer Lebenslauf „war die Geschichte eines Mannes, der unter mannichfaltigem Druck zu kämpfen hatte und sich bloß durch die Macht seines Talentcs und unermüdete Anstrengung zu dem Range der bedeutendsten Männer seines Faches emporarbeitete.“ Und eben so richtig bezeichnet Griesinger den Charakter seines Schaffens mit folgenden Worten: „Originalität und Reichthum der Ideen, inniges Gefühl, eine durch tiefes Studium geregelte Phantasie, Gewandtheit im Durchführen eines noch so einfachen Gedankens, Berechnung des Effectes durch geschickte Vertheilung von Licht- und Schatten, Ergießung der schalkhaftesten Laune, leichter Fluß und freie Bewegung des Ganzen.“

Und hätte man dieser allgemeinen Charakteristik seiner Muse noch etwas specielleres hinzuzufügen, so wäre es eben der deutsche Charakter seiner Werke, welcher der Musik zuerst jenen Ton einerseits der natürlichen Herzlichkeit und ausgeprägten Stimmung, andererseits des geistvollen Humors gab, der den Ernst und die Hoheit der beiden älteren Deutschen, Bach und Händel, wesentlich ergänzte, und jene Epoche begründete, in der die deutsche Instrumentalmusik die Herrschaft der Welt gewonnen hat. Der Form wie dem Inhalte nach aber hat Haydn uns die Symphonie und das Quartett geschaffen, und ist zugleich, das wollen wir ihm ebenfalls nicht vergessen, derjenige, der aus seinem echt volksthümlischen Gemüthe uns in seinem Kaiserliebe die deutsche Volkshymne gab. Darum Ehre seinem Andenken!

Ludwig Mohl.

### Aus dem Kreise K. I. Reinholds.

Briefe, mitgetheilt von Karl Fugelmann.

Als Kant in Königsberg die neue Lehre der kritischen Philosophie verkündete, da konnte es nicht fehlen, daß alle Universitäten Deutschlands, sei es für ihn, sei es gegen ihn Stellung nahmen, bis der Sieg entschieden war, Kants Lehre der Philosophie seiner Zeit ihre Signatur aufgedrückt hatte. Von allen deutschen Universitäten aber hat keine so sehr für die Verbreitung der Kantischen Philosophie gewirkt als Jena, seitdem (1787) an ihr Reinhold vom Katheder herab, wie früher schon als Schriftsteller, die Grundsätze des Kritizismus vertrat. Die Verständlichkeit und die Macht von Reinholds Vorträge trafen mit der allgemeinen Blüthe Jenas zusammen, um für seine Worte ein begeistertes und lautes Echo in Hunderten von Hörern zu gewinnen. Nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch weit über dessen Grenzen herbei strömten die Jünger der neuen Lehre, um den Worten ihres Apostels zu lauschen, und was Kant selbst in dem entlegenen Königsberg zu bewirken nicht vermochte, das traf in Jena, der Hochschule im Herzen Deutschlands, ein, wo die gesammte strebende Jugend der Nation versammelt war. Neben dem Namen Weimars wird daher stets jener der Universität Jena genannt werden, wenn man den Brennpunct deutschen Geisteslebens um die Wende des Jahrhunderts bezeichnen will, und wie Weimars goldene Tage, so war auch Jenas strahlender Glanz dahin.

Aus dem Kreise, der sich um Reinhold sammelte, wollen wir im Nachstehenden eine Reihe von Briefen mittheilen, die, zum Theile von Reinhold selbst, in überwiegender Zahl von Anhängern desselben stammend, sämmtlich

an einen Oesterreicher gerichtet sind, welchen der Wissensdurst ebenfalls nach Jena geführt hatte.

Dieser Oesterreicher, Wilhelm Josef Kalmann, ist jener Student, aus dessen Stammbuch schon H. M. Richter in seinen „Geistesströmungen“ Mittheilung gemacht hat\*) und aus dessen Briefwechsel mit dem Grafen Burgstall wir die Briefe des letzteren unlängst in dem Wiener „Literaturblatte“ veröffentlicht haben\*\*). Ueber seine frühe Jugend fehlen uns alle Nachrichten. Wir wissen nur, daß er im Jahre 1759 zu St. Nicolaus in Ungarn geboren wurde und, durch unbekannte Verhältnisse in seinen Studien zurückgehalten, erst in den Jahren 1787—1790 in Wien den philosophischen Cursus zurücklegte. In Wien scheint er sodann noch die medicinischen Studien begonnen zu haben, bis er nach Jena zog, wo er nach einem uns vorliegenden Matrikelscheine von dem Prorector Johann Wilhelm Schmid am 19. October 1792 immatriculirt wurde.

Hier verblieb er nun, eine Ferienreise nach Wien im Herbst 1793 und andere Ausflüge abgerechnet, bis Ostern 1794, nämlich bis zum Abgange Reinholds nach Kiel, und in dieser Zeit wurde der Freundschaftsbund mit den Gesinnungsverwandten in Reinholds Kreise geknüpft. Mit zwei anderen Oesterreichern, dem Grafen Burgstall und Leopold Meißl, scheint Kalmann zu den nächsten Anhängern und Freunden Reinholds gehört zu haben und so folgte er auch gleich diesem Reinhold bei seiner Uebersiedelung nach Kiel; ja aus dem Stammbuche Kalmanns und einigen der nachstehenden Briefe scheint sogar hervorzugehen, daß Kalmann gleich dem Grafen Burgstall, von dem es Reinholds Biograph ausdrücklich berichtet, des letzteren allseits gefeierte Reise durch Deutschland als dessen unmittelbarer Begleiter theilte.

Von jenen Beziehungen abgesehen, in die Kalmann in Kiel durch Reinhold trat, war namentlich eine Studentenfreundschaft bedeutungsvoll für Kalmanns Leben, nämlich sein Verhältniß zu dem nachmaligen berühmten Juristen Thibaut. Graf Burgstall, Kalmann und Thibaut gehörten zu jenem kleinen Freundeskreise unter den Studenten Kiels, von welchem Niebuhr als einer der Theilnehmer in seinen Briefen berichtet, und diesem Bunde verdanken wir, sowie dem größeren Kreise in Jena, die in unseren Besitz übergegangenen Briefe. Im Jahre 1795 scheint in Kalmanns äußeren Verhältnissen eine plötzliche Wendung eingetreten zu sein, welche den Abbruch der Studien nothwendig machte. Thibaut ergriff die Initiative, um ihm eine Stelle als Beamter auf den Gütern des Freundes Burgstall zu verschaffen, und da

\*) H. M. Richter, Geistesströmungen. Berlin, A. Hofmann u. Co. 1875. II. Theil: Aus dem Zeitalter der Aufklärung. XIII. Aus dem Stammbuche eines Studenten.

\*\*) Literaturblatt. 1879. Nr. 4, 6—10: „Aus dem Leben des vorletzten Grafen von Burgstall.“

diese Vermittelung von Erfolg begleitet war, so finden wir Kalmann von 1795 durch eine lange Reihe von Jahren auf dem Gute Kiegersburg in der Steiermark, zuerst als Beamter, seit 1801 als Pächter. Kalmann hat die Steiermark nie mehr verlassen, er war aus der Mitte des deutschen Geisteslebens in eine bittere Vereinsamung gelangt; auch der Verkehr mit den deutschen Universitätsfreunden kam allmählich ins Stocken, der letzte Brief Thibauts ist aus dem Jahre 1808. Die Briefe aber, welche die letzten Zeugen waren, daß er einst mit an der Wiege von Deutschlands classischer Literatur gestanden, wurden treu bewahrt, sie gingen nach seinem Tode im Jahre 1842 als ein in höchsten Ehren gehaltenes Familienvermächtniß in den Besiß einer seiner Töchter über. Durch weitere Vererbung sind endlich wir in die Lage gekommen, über die Papiere zu verfügen, und so treten einige derselben in ihrem allgemein interessanten Theile hiermit an die Oeffentlichkeit.

### Karl Leonhard Reinhold.

Ueber K. L. Reinholds Leben besitzen wir ausführliche Nachrichten in der von seinem Sohne und späteren Nachfolger in Jena, Ernst Reinhold, verfaßten Biographie\*). Geboren in Wien am 26. October 1758, war er daselbst im vierzehnten Lebensjahre in das Noviziat des Jesuitencollegiums zu St. Anna aufgenommen worden. Er hatte in demselben aber noch kein volles Jahr zugebracht, als am 12. September 1773 die Aufhebung des Ordens in dem Wiener Collegium promulgirt wurde; über diesen Act berichtet ein Brief an seinen Vater, welcher für die Denkart des jungen Jesuitenzöglings höchst bezeichnend ist. Ein Jahr lang verharrte er nun in dem Hause seiner Eltern, im Herbst 1774 trat er aber, noch von seinen geistlichen Neigungen erfüllt, in das Barnabitencollegium zu St. Michael ein, in welchem er die philosophischen und theologischen Studien beendigte und 1780 die Stelle eines Novizienmeisters und Lehrers der Theologie erhielt. Dem wissenschaftlichen Geiste dieses Ordens, sowie der Förderung durch denselben hat Reinhold noch in späteren Jahren seine dankerfüllte Anerkennung ausgesprochen. Allein dessen ungeachtet vollzog sich unter dem Einfluß der eben beginnenden josephinischen Zeit ein innerlicher Bruch Reinholds mit seinem Orden, er ward Mitglied der unter Borns Leitung stehenden Loge „zur wahren Eintracht“, arbeitete als Recensent für „Theologie und Kirchenwesen“ an Blumauers Realzeitung und so lag für eine nach Wahrheit strebende Natur

\*) Karl Leonhard Reinholds Leben und literarisches Wirken, nebst einer Auswahl von Briefen Kants, Fichtes, Jacobis und anderer philosophirender Zeitgenossen an ihn, herausgegeben von Ernst Reinhold, ord. Prof. der Logik und Metaphysik an der Universität zu Jena. Jena, Frommann. 1825.

der Schritt nahe, den innerlichen Austritt aus dem Orden auch äußerlich zu vollziehen. In den Herbstferien 1783 entfloß Reinhold in dem Wagen des Leipziger Professors Bekhold und erwarb in Leipzig das akademische Bürgerrecht, die Mittel zu seiner Existenz gewährten ihm seine Feder und die Unterstützungen aus der Cassé der Wiener Voge. Auf den dringenden Rath seiner Wiener Freunde vertauschte er im Mai 1784 den Aufenthalt in Leipzig mit jenem in Weimar, und dieser Schritt ward entscheidend für sein ganzes Leben.

An Wieland warm empfohlen fand Reinhold hier die beste Aufnahme, ward Mitarbeiter und Mitredacteur des deutschen Merkur, Haus- und Tischgenosse und im Mai 1785 schließlich Schwiegersohn Wielands. Durch die Briefe über die Kantische Philosophie, welche 1786 und 1787 im deutschen Merkur erschienen, trat Reinhold in die Vorderreihen der philosophischen Schriftsteller und in Folge hiervon ward ihm der Ruf nach Jena zu Theil, dem er zu Michaelis 1787 entsprach. Die glänzende Wirksamkeit Reinholds in Jena haben wir schon Eingangs charakterisirt, von dem schmerzlichen Eindrucke, welchen sein Abgang nach Kiel zu Ostern 1794 auf alle Gemüther in Jena hervorbrachte, werden mehrere der folgenden Briefe Zeugniß geben, die rührenden Anstrengungen, welche seine Hörer machten, um ihn in Jena zu erhalten, hat sein Biograph überliefert.

Durch nahezu dreißig Jahre — er starb am 10. April 1823 — wirkte nun Reinhold in Kiel in einem stillen, ruhig dahinfließenden Gelehrtenleben, welches durch keine äußere und innere Störung unterbrochen wurde. Als sein Freund Jacobi zum Präsidium der Akademie der Wissenschaften in München ernannt worden war (1804), stand auch seine Berufung als Generalsecretär in naher Aussicht, sie scheiterte aber an der Einsprache des bayerischen Königs. Den Sommer 1809 verbrachte Reinhold mit seiner Familie in Weimar, sich des täglichen Umgangs mit Wieland erfreuend, zu einer anderen größeren Reise scheint es aber nie gekommen zu sein. In Hamburg und Lübeck, in den Elbherzogthümern und Dänemark hatte Reinhold zahlreiche Freunde gefunden, bis in die Kreise der königlichen Familie hinauf, er weilte bei denselben oft, bald da, bald dort, Kiel verließ er aber für die Dauer nicht mehr. Der Besuch seiner Heimath zumal, von welchem in den Briefen Fernows die Rede ist, hat nicht stattgefunden. Um so mehr Interesse nehmen daher die nachstehenden Briefe in Anspruch, welche wenigstens einige der Fäden nachweisen, die Reinhold trotz seiner Trennung von Oesterreich mit der Heimath verknüpften.

## 1. 1)

Herr Kalmann aus Ungarn, ein talentvoller und, was noch mehr ist, guter Mann, mein Zuhörer und fast täglicher Lebensgefährte, seit mehr als zwei Jahren, wünscht und verdient Ihre Bekanntschaft. Er hat mehr als einmal mich von dem mir unvergeßlichen ehrwürdigen Manne sprechen hören, der mich in meinem Knabenalter auf den Pfad geleitet hat, den ich als Jüngling und Mann schwerlich gefunden haben würde, und auf dem es mir unter vielen Straucheln gelungen hat, Eintracht zwischen Kopf und Herzen für mich selbst zu finden, und anderen finden zu helfen. Kalmann kennt diesen Weg; und in wieferne er glaubt, daß ich dazu beigetragen habe, erkennt er sich auch für Ihren Schuldner. Auch darum ist er es werth — Ihnen den Gruß und Dank meines Herzens zu überbringen. Der Händedruck, den Sie ihm erlauben und erwidern werden, gilt daher sowohl in seinem als in meinem Namen, und der Segen, mit dem Sie ihn entlassen werden, wird der Segen des Groß Vaters sein — der in der Person des Enkels auch den abwesenden Vater trifft. Durch das Festhalten am Einen was Noth ist — sind wir, so weit uns auch Raum und Zeit trennen mögen, schon diesseits des Grabes unzertrennlich — und werden uns jenseits desselben auch selbst im Raume und in der Zeit wieder finden.

Kiel den 29. März 1795.

Reinhold.

## 2.

Ich schäme mich vor mir selber, liebster Kalmann, daß ich Ihnen so lange kein Zeichen meiner Liebe, oder — weil Sie doch die Fortdauer meiner Liebe aus meinem Nichtgestorbensein schließen können — von meinem Leben gegeben habe. Ich will meine Unterlassungssünde nicht entschuldigen. Was ich mit Wahrheit und Recht zu ihrer Verringerung sagen konnte, wissen Sie ja selbst — und den Rest der Schuld mag meine Reue und Ihre Liebe decken. Sie kennen die Art und Weise unseres Lebens als Augenzeuge; sie ist im Wesentlichen dieselbe, und wenn Sie nicht auch an Kleinigkeiten, die Ihre Freunde betreffen, so herzlichen Antheil nähmen, so würde ich Ihnen von uns gar nichts neues zu berichten haben.

Frau und Kinder sind gesund. Ernst nimmt sich in seinen ersten Hosen stattlich aus, und Fritz, der nun auch seit einem Vierteljahre auf den Beinen ist, singt und tanzt, wie keiner seiner Vorgänger, und soll auch hübscher als alle aussehen.<sup>2)</sup> Ich befinde mich seit Mitte des verflossenen Sommers merklich besser. Ich habe fast alle Sonnabende und Sonntage auf dem Lande zugebracht und oft zehn Meilen auf dem Stuhlwagen zurückgelegt (:Ich war fünfmal auf

1) Dieser Brief war „an Herrn Mathias Fischer, Registrator-Adjunct bei der Stadtkanzlei in Wien“ adressirt und offenbar zur persönlichen Uebergabe durch Kalmann bestimmt. Kalmann traf den Adressaten aber, wie wir einer auf dem Briefe angebrachten Anmerkung entnehmen, nicht mehr am Leben an und so blieb der Brief in Kalmanns Besitze.

2) Ernst ist der 1793 in Jena geborene Sohn, Friedrich das jüngste, 1795 in Kiel geborene Kind. Von Ernst haben wir schon gesprochen, von Friedrich können wir noch sagen, daß er dänischer Artillerieofficier wurde. Die übrigen Kinder Reinholds waren die 1786 in Weimar geborene Tochter Karoline, welche den Arzt Dr. Neuber in Apenrade heirathete, und der 1788 in Jena geborene Sohn Karl, gestorben 1816 als Privatdocent der Rechte in Kiel.

Louisenlund beim Kronprinzen<sup>1)</sup>, und wurde für die Reisen defrayirt:) und habe 19 Bouteillen Pyramonten getrunken. Nun geht alles besser. Es sieht aus, als ob ich klüger geworden wäre. Ich bin aber wirklich nur um etwas gesünder geworden; und ungeachtet die Theuerung außerordentlich überhand genommen hat, meine Einnahme (:da die Zahl zwar nicht der Hörer aber der Bezahler sehr abnimmt:) kleiner geworden ist, und ich mich so manches Wunsches nicht erwehren kann: so finde ich doch, daß meine Lage im Ganzen mich zu noch mehr als zur bloßen Zufriedenheit berechtigt, daß sie mich zum Dank gegen die Vorsehung verpflichtet. Es ist alles um mich herum heiterer geworden, seitdem mein Auge weniger trüb ist. —

Dies war vorigen Winter noch nicht der Fall, außerdem würde mir die Anwesenheit Baggesens und seiner Frau mehr Freude gemacht und weniger Geduld gekostet haben. Die Armen waren die meiste Zeit hindurch bald krank, bald kränklich, während ich das letztere immer war. Wir schieden im Sommer als Freunde, aber gewiß beiderseits mit dem Wunsche — ich, daß Er weniger Poet, Er, daß ich weniger Metaphysiker sein möchte! Nun steht er in Copenhagen dem theologischen Studentenkönigt vor, und hat die Sitten und Oekonomie von mehr als hundert Candidaten zu regieren!! Sie heißen das Probst an der Regenz. Sie soll seit ihrer Zurückkunft wieder stärker husten.

Unser edler Burgstall hat mir vor Kurzem aus Edinburg geschrieben, und mich durch die Nachricht daß Sie wol und im Ganzen zufrieden sind, sehr erfreut.<sup>2)</sup> In jeder Rücksicht und mit jedem Umstand unserer Lage können und sollen wir auch nicht eben zufrieden sein. Kalmann war auf alles vorbereitet, und muß es besser gefunden haben als Er's erwartete, sage ich mir selbst. Er weiß, daß immer die bei weitem größte Hälfte der Ursachen unsres Wol- und Uebels in uns selbst liegt. Er wird nun von der Wahrheit der Grundätze, die sein heller Verstand so leicht und so ganz faßte, durch Erfahrung bei der Anwendung derselben viel fester überzeugt sein — und sich bei den Unannehmlichkeiten der Gegenwart durch Pflicht und Hoffnung zu stärken und zu trösten wissen. Außerst lieb war mir durch den Grafen zu vernehmen, daß Sie von seiner vortrefflichen Mutter geliebt werden. O wer nur eine Seele, die ihn liebt und die werth ist geliebt zu werden, in der Nähe hat, der ist geborgen, wenn er ein Herz wie Kalmann hat. Unser weise und gute Thibaut<sup>3)</sup> sagt mir, daß Sie auch sonst noch Freunde gefunden haben; und ich hoffe nun bald von Ihnen selbst zu hören, daß mein Wunsch für Sie, der mir sehr nahe an Herzen liegt, nicht unerfüllt geblieben ist.

Ich habe lange nichts von Meisl gehört, und Sie sagen mir nicht, was Sie von seinem gegenwärtigen Zustande wissen. An Herbert werde ich nächstens selbst schreiben. Riethamer, der nun in Jena mit Döderleins Witwe, wie ich höre, verheirathet ist, hat mir vor einiger Zeit geschrieben, Herbert (?) würde wahrscheinlich, so bald Friede würde, nach Jena kommen. O! wenn er auch nach

1) Es ist der nachmalige König Friedrich VI., der Christian VII. 1808 in der Regierung folgte. Friedrich war der Schwiegersohn des Landgrafen Karl von Hessen, des Statthalters der Elbherzogthümer, und damit ist die Verbindung Reinholds mit der königlichen Familie erklärt; denn der Landgraf von Hessen stand zu Reinhold geradezu in freundschaftlichem Verhältniß.

2) Was den Aufenthalt des dänischen Dichters bei Reinhold und des Grafen Burgstall Reise nach England betrifft, verweisen wir auf die von uns im Literaturblatte Nr. 6 und 9 d. J. veröffentlichten Briefe des Grafen Burgstall.

3) Der nachmalige berühmte Jurist Friedrich Justus Anton Thibaut.



Kiel käme.<sup>1)</sup> Therese hat mir lange nicht geschrieben.<sup>2)</sup> Mein Freund Susemihl, der einst, als Legationsprediger in Wien, auch mit Ihr bekannt geworden ist, und der ist nach Wien an Fof's (:der zu uns kam:) Stelle Superintendent geworden ist, hat einen Brief an Sie mitgenommen.<sup>3)</sup> Mein Schwager geht Ostern nach Jena.<sup>4)</sup> Wir bewohnen ist Carl Cramers ehemalige Wohnung in Prof. Schrader's (?) Haus — und sind damit und dem dazu gehörigen Garten sehr zufrieden.<sup>5)</sup> Sinchen Reimarus ist seit vier Wochen mit dem französischen Gesandten Reinhard verheiratet, und wohnt mit ihm auf Neumühlen bei Sieveling. Reimarus selbst ist Prof. der Naturgeschichte am Gymnasium zu Hamburg geworden.<sup>6)</sup> Die Rudolphi hat eine neue Sammlung trefflicher Gedichte herausgegeben.<sup>7)</sup> —

Da haben Sie alle Neuigkeiten aus unserer Gegend, in der Gottlob wenig Neues von anderer Art vorgeht. Meine Frau und alles in meinem Hause grüßt Sie mit herzlicher Ergebenheit — und ich umarme Sie im Geiste als

Den 21. Nov. 1796.

Ihr treuer Reinhold.

### 3.

Kiel d. 26. März 1797.

Wenn ich die gute Gelegenheit, Ihnen in Ihres würdigen Freundes Thibaut Gesellschaft einen schriftlichen Besuch zu machen, nicht versäumen will, so muß ich mich auch diesmal kurz fassen. Dank also vor allem für Ihren lieben Brief vom 14. Febr. Er hat mir die Beruhigung gegeben, die ich über Ihren Gemüthszustand gewünscht und gehofft habe. Sie halten sich nicht für unglücklich — dieß ist mir vor der Hand genug — denn nur der Mensch ist's, der sich dafür hält. Hier ist Ueberzeugung und Sein Eines und Ebendasselbe. Ein Mann, der sich zu der Bestimmung und Denkart, durch welche Sie mir so geehrt geworden sind, emporgearbeitet hat, kann nicht leicht in eine äußere Lage

1) Ueber Herbert und Niethammer werden wir in den Anmerkungen zu Fernows Briefen Aufschluß geben. Der Theologe Joh. Christoph Döderlein, von dessen Wittwe hier die Rede ist, war am 2. December 1792 zu Jena gestorben.

2) Eine Schwester Reinholds, von der wir in Fernows Briefen noch mehr hören werden. Von den sechs Geschwistern Reinholds ist in all diesen Briefen stets nur von dieser Schwester die Rede.

3) Susemihl Joachim (geb. zu Bößow in Mecklenburg-Schwerin im Jahre 1766) starb in Wien schon am 14. Mai 1797.

4) Der hier erwähnte Schwager dürfte unseres Crachtens Wielands ältester Sohn, Ludwig, sein. Vergleiche Literaturblatt, Nr. 10, a. a. D.

5) Die Persönlichkeit Carl Cramers vermochten wir nicht festzustellen; der Jurist Cramer, von dem in den Briefen Thibauts die Rede ist, hieß Andreas Wilhelm. In dem Professor Schrader vermuthen wir den 1815 verstorbenen Juristen Ludolph Albrecht Gottfried Schrader.

6) Die hier gegebenen Nachrichten berühren die Familie des Arztes Dr. J. A. S. Reimarus, des Sohnes des Verfassers der „Wolfenbütteler Fragmente“. Sinchen ist seine Tochter Christine, Sieveling, der große Hamburger Kaufmann, sein Schwager; in Neumühlen, nächst Hamburg, war der Landst. Sievelings. Der Schwiegersohn von Reimarus ist Karl Friedrich Reinhard, geb. am 2. December 1761 in Württemberg, gest. als französischer Graf und Pair zu Paris am 26. December 1837. Reinhard hatte in Tübingen studirt und war als Erzieher nach Bordeaux gelommen; 1791 gelangte er durch Sieyès in das französische Ministerium des Außern und nun blieb er sein ganzes Leben im französischen Staatsdienste, von 1795—1798 als Gesandter bei den Hansestädten, dann in Toskana u. s. w., nach der Restauration als französischer Vertreter beim deutschen Bundestage, unter der Julimonarchie in Dresden.

7) Die „neue Sammlung von Gedichten“, zu unterscheiden von den „Gedichten“ und der ersten „Sammlung“, erschien 1796 bei Göschen in Leipzig.

kommen, in welcher er sich länger als in Augenblicken der Ungeduld für unglücklich halten könnte. Er weiß aus den Uebeln, die er nicht entfernen kann, Mittel seiner Beredlung zu machen. Sie sind auf alles gefaßt gewesen; und Gottlob! und Ehre Ihnen! Sie haben Ihre Fassung — da sie auf die Probe gestellt wurde, nicht aufgegeben. — Nur scheint mir, daß Sie die dortigen Menschen in einem zu nachtheiligen — die hiesigen in einem zu vortheilhaften Lichte sehen. Daß dieses so sei und wie es damit zugeht, begreift ein Mann, der die Menschenkenntniß an sich selbst nicht weniger als an andern sich angelegen sein laßt, sehr leicht; und weiß also, daß es optische Täuschung ist. Lieber Kalmann, wie viele Hilfsmittel der Cultur, die wir hier in Ueberfluß haben, entbehrt man dort. Vergessen Sie dieß nicht, wenn Sie von der Rohheit der dortigen Menschen gequält werden. Ihnen kanns nimmermehr an den nöthigen Hilfsmitteln, Ihre höhere Cultur fortzusetzen, gebrechen. Stärkerer! ertrage die Schwächeren. Ueberwinde die Gleichgültigkeit oder sogar den Widerwillen, den der Rohe vor dem Gebildeten hat, durch Bescheidenheit, Sanftmuth und unüberwindliche Geduld — du wirst ihre Plumpheit, Unwissenheit, Leidenschaftlichkeit etc. erträglicher finden — wenn du sie eine Zeit lang, ohne dein Ungemach an ihnen durch Haß und Abscheu zu rächen, ertragen hast. Sei liebenswürdig — und du wirst bald um dich herum einen oder den andern liebenswürdig finden oder machen. — Noch eines, liebster Kalmann, vergessen Sie nicht, daß wir alle mit allerlei Erbsünde behaftet sind — dazu gehören bei uns Bürgerlichen Demotratismus — bei den Adlichen Aristokratismus, bei den Professoren Pedantismus u. s. w. Lieber Gott! die wenigsten wissen, daß sie und wie sie in Vorurtheilen stecken. Vergeben wir der adlichen Dame, daß sie übrigens wie eine adliche Dame denkt und spricht und handelt — wenn sie in der Hauptsache Edel ist — und bedenken, daß uns ihr Erbübel — durch das Medium des unsrigen wahrgenommen — größer scheinen muß, als es ist — und daß es ihr mit uns eben so gehen muß. — Kalmann! wie geht es zu, daß Ihnen jemand ohne seinen Willen weh thun kann? Ist Ihnen der Mensch etwas besseres als sein Wille? oder kennen Sie etwas anderes in ihm, das Er selbst wäre. —

Leben Sie wol für diesesmal, und lassen mich bald und so viel Sie können von sich hören. Seit Ende Decembers habe ich keinen Brief von unstrem lieben edeln Grafen. Aber ich höre von Luise (? Stolberg<sup>1)</sup>), daß er gesund und in sehr guter Gesellschaft in England ist, und sich sehr kultivirt. Ich bin diesen Winter leidlich gesund gewesen und habe den 2. Thl. meiner vermischten Schriften für die Ostermesse bearbeitet — bin auch Fichtianer geworden, und befinde mich sehr wol dabei<sup>2)</sup> — Frau und Kinder sind gesund — und grüßen Sie herzlich — Mit väterlich brüderlicher Liebe umarmt Sie

Ihr

Reinhold.

### Christoph Martin Wieland.

Das innige Verhältniß, in welchem Reinhold zu seinem Schwiegervater stand, wird durch die nachstehenden Zeilen ebenso beleuchtet wie andererseits Reinholds überaus zarte, Rücksichten heischende Natur.

1) Luise Stolberg, geb. von Reventlow, die Frau des Grafen Christian Stolberg.

2) Den Beitritt zu der Fichteschen Lehre sprach Reinhold in der Vorrede zu dem oben erwähnten Bande vermischter Schriften und in der Abhandlung „über den gegenwärtigen Zustand der Metaphysik und der transcendentalen Philosophie überhaupt“ aus, welche den größeren Theil dieses Bandes bildet.

Kalman wird von Wieland gebeten, Reinhold und dessen Frau die Nachricht von einem Todesfalle schonend mitzutheilen, welcher sich in Wielands Hause ereignet hatte. Der Name des verstorbenen Knaben ist nicht genannt, es muß nach unserer Ansicht einer der jüngsten, ja vielleicht der jüngste der Söhne Wielands gewesen sein. Wieland wurden bekanntlich bis um das Jahr 1790 herum vierzehn Kinder geboren; von diesen lebten bei der Uebersiedlung nach Osmannstädt (1798) noch neun, sechs Töchter und drei Söhne.

Weimar den 14. Januar 94.

Erlauben Sie mir, lieber Herr Kalman, daß ich Sie und unsern schätzbaren Freund Meisl um einen Liebesdienst ersuche, der vielleicht für das Wohlbefinden Unseres theuren, von uns allen so innigst geliebten Reinholds nicht gleichgültig ist. Sie kennen sein Herz, und die Zartheit seiner Gefühle sowohl als die Reizbarkeit seines Nervensystems — Ich habe Ihm mit eben der Post, durch welche Sie diesen Brief empfangen, geschrieben, und, um Ihm eine Ueerraschung, die Seinem und Sofiens<sup>1)</sup> Herzen allzuempfindlich fallen möchte, das, was in verwichener Nacht bereits begegnet ist, noch bloß als etwas besorgliches, mit Ungewißheit, vorgetragen. Leider! ist die Ungewißheit vorbei. Haben Sie die Güte dieses Meinem Reinhold und meiner Tochter, mit aller der Vorsichtigkeit, die ich Ihnen zutraue, nach und nach und auf die mildeste Art beizubringen. Wenn Er alles weiß, so versichern Sie Ihn auch, daß Er meinetwegen und der Mama wegen außer aller Sorge sein könne. Auch Luisechen, an der meine Seele hängt, ist wieder gänzlich wol und munter.

Rufen Sie, werthester Herr und Freund, dem von Auroren so früh entführten Knaben, der auch Ihnen lieb war, ein freundliches Lebewol in einer besseren Welt nach! Dr. H (?) hat mit äußerster Sorgfalt das Mögliche und Unmögliche versucht, ihn zu retten — aber das Uebel siegte über Natur und Kunst. Leben Sie wol, mein schätzbare Freund. Nehmen Sie ferner Antheil an Uns und bleiben auf immer meiner aufrichtigsten Achtung und Ergebenheit versichert.

Wieland.

### F. C. Forberg.

Friedrich Carl Forberg, von dem der nachfolgende Brief herrührt, war 1770 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren. Seit 1792 wirkte er als Privatdocent, seit 1793 als Adjunct der philosophischen Facultät in Jena und hatte sich zu dieser Zeit schon in Fülleborns Beiträgen und durch die Schrift: „De aethetica transcendentali“ bemerkbar gemacht; in den nächsten Jahren folgten noch mehrere selbständige Schriften sowie Beiträge zu Niethammers philosophischem Journal und Schmidts psychologischem Magazin.

Schon in dem Briefe, welcher uns hier beschäftigt, tritt uns Forbergs Verehrung für Fichte lebhaft entgegen und so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß Forberg, obwohl er seine schriftstellerische Laufbahn in der durch

1) Reinholds Frau.

Kant und Reinhold bezeichneten Richtung begonnen hatte, nach Fichtes Einzug in Jena sich an diesen innig angeschlossen; durch seine Verbindung mit Fichte wurde Forberg erst recht bekannt. Nachdem er 1797 Conrector in Saalfeld geworden war, erschien von ihm im Fichte-Niethammerschen Journal (Band 8, Heft 1) ein Aufsatz: „Entwicklung des Begriffs der Religion“, zu welchem Fichte eine Einleitung geschrieben hatte: „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltordnung“. Forberg faßte darin die Religion als einen praktischen, von allen theoretischen Ansichten über Gott unabhängigen Glauben an eine moralische Weltordnung auf. Dieser Aufsatz gab zur Anklage wegen Atheismus gegen Fichte und Forberg Veranlassung und es ist bekannt, wie dieser Vorfall in seinem weiteren Verlaufe zu Fichtes Abgang von Jena führte. Forberg vertheidigte sich in der Schrift: „Apologie seines angeblichen Atheismus“, Gotha, 1799, zog sich aber später ganz von der Philosophie zurück. Er wurde 1802 Archivrath und 1806 geheimer Canzleirath in Coburg, 1807 Aufseher der dortigen Hofbibliothek und widmete sich nur dem gelehrten Hof- und Staatsdienste; er starb am 1. Januar 1848 als geheimer Kirchenrath in Hildburghausen.

Die Verbindung Forbergs mit dem Adressaten des hier veröffentlichten Briefes ist leicht erklärlich; das gemeinschaftliche Verhältniß zu Reinhold hatte sie zusammengeführt. Im Herbst 1793 befand sich Kalmann während der Ferien in Wien und so gab ihm Forberg aus Jena dahin Nachricht.

Jena den 27. Sept. 1793.

Wovon Sie nichts wissen können, lieber Kalmann, ist dies, daß ein Buch über die französische Revolution erschienen ist, welches in Rücksicht der Bestimmtheit der darin aufgestellten Prinzipien alles übertrifft, was bisher nicht nur in Deutschland, sondern selbst, meines Wissens, in England und Frankreich über jene merkwürdige Begebenheit geschrieben worden. Der Verfasser hat sich zwar nicht genannt, und er mag seine guten Ursachen dazu gehabt haben, denn er verfährt nun freilich mit den „erlauchten Vormündern des Menschengeschlechts“ nichts weniger als säuberlich. Indessen glauben wir hier mit vieler Zuversicht — eine Eigenschaft, die Sie an den Philosophen nicht befremden kann — den Verfasser errathen zu haben, und nur der Umstand, daß wir schon einmal mit diesem Verfasser sind angeführt worden, ist Schuld daran, daß wir unsern Glauben nicht ganz so tropig, wie das ersteremal bekennen. Sie verstehen, daß dies niemand anders sein könne, als der Verfasser der Kritik der Offenbarung, dessen Reise in die Schweiz mit dem Entschlusse dieses Buch herauszugeben, in Verbindung zu stehen scheint; der Titel heißt: Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution. Erster Theil. Wer es im Oesterreichischen lesen will, der muß es sich bald verschreiben, denn es wird ohne Zweifel confiszirt. Eine der feinsten Bemerkungen ist wol die, da er aus dem Eifer, mit welchem gewisse Philosophen, oder wenn dieses Prädikat hier mehr sagen sollte, als eben die strengste Gerechtigkeit erfordert, — gewisse Schriftsteller alle Staatsformen, die gemacht werden sollen, nach denjenigen beurtheilen, die gemacht wor-

den sind — da er, sage ich, aus diesem Eifer für die Nachahmung dessen, was geschehen ist, schließt, daß die Menschheit sich zur Zeit noch im Zustande der Kindheit befinde. In der Kindheit sagt er, thun wir mancherlei Dinge, deren wir uns in reiferen Jahren schämen, und eben dies, daß wir uns ihrer schämen, bürgt uns dafür, daß selbst unser Verstand mit den Jahren reifer geworden sei. Bei der Menschheit ist diese Periode noch nicht eingetreten — denn sonst würden wir wahrlich! weniger Werth auf das Studium der Geschichte legen. — Der Spott, den er über die vorgebliche Erhaltung des Gleichgewichts von Europa ausgießt, ist ungemein treffend und bitter, obwohl nicht grob. Warum, fragt er, soll das Gleichgewicht von Europa erhalten werden? um einen fürchterlichen Krieg zu verhüten, den Einer gegen alle führen würde? Also um Einen Krieg zu verhüten, verwickelt ihr uns in unaufhörliche? Um zu hindern, daß andere uns unterjochen, unterjocht ihr uns lieber selbst? Daß es euch um vieles lieber ist, wenn ihr uns unterjocht, als wenn es andere thun, das ist zu glauben: warum es aber uns um vieles lieber sein sollte, das wüßten wir nicht. Ihr habt eine zärtliche Liebe für die Freiheit der Nationen, ihr wollt sie allein haben! u. s. w. Da der Verfasser ausdrücklich um Schonung seines incognito gebeten hat, so muß ich Sie bitten, unsere Muthmaßung über seinen wahren Namen nicht eben auf den Dächern zu predigen, zumal da der Name, Fichte, für die Wiener überhaupt weniger Imposantes haben dürfte, als für uns<sup>1)</sup>.

Mein Freund Vater<sup>2)</sup> in Halle hat mir über den bewußten Auftrag folgende nähere Erläuterungen gegeben. Er gedenkt ungefähr 4 Louisd'or daran zu wenden. Dafür will er die schwierigsten Stellen in den 3 Büchern des Aristoteles de anima, und in dem kleinen Buche desselben Philosophen de sensu et sensili verglichen haben. Es befänden sich nämlich in der Wiener Bibliothek 4 codices, (no. 48. 49. 50. 51.) von dem Aristoteles, welches er aus Lambecii commentatio de bibliotheca Vindobonensi, libr. VII. p. 199. wisse. Die Vergleichung könne mit der 2ten Baseler Edition von 1539., oder auch mit jeder andern gewöhnlichen Ausgabe, als z. B. der von Jul. Pacius<sup>3)</sup>, angestellt werden. Da aber mein Freund jene schwierigen Stellen, die er allein verglichen wissen will, erst in einigen Monaten bestimmt angeben kann, so hätten Sie vor der Hand weiter nichts zu thun, als jemand ausfindig zu machen, der fähig und geneigt wäre, alsdann dieses Geschäft zu übernehmen. Die Freude, die mein Freund über die bloße Hoffnung gezeigt hat, die ich ihm wegen der Erfüllung seines Wunsches gemacht habe, ist außerordentlich.

Wenn Sie den Cl. Bartolotti besuchen wollen — er wohnt in dem Logis

1) Forberg's Ausführungen bedürfen in diesem Punkte wohl keines Commentars. Nur das eine scheint uns zweifelhaft, daß Fichtes Reise in die Schweiz mit der Herausgabe seiner „Beiträge“ zusammengehangen sei. Unserer Meinung nach ist die Reise nach Zürich, wo er am 16. Juni 1793 eintraf, durch die nach manchen Schwierigkeiten im October ausgeführte Heirath hinreichend motivirt.

2) Es ist hier zweifellos von dem nachmaligen Professor der Theologie und morgenländischen Literatur, Joh. Sev. Vater, die Rede. Am 27. Mai 1771 zu Altenburg geboren, hatte derselbe 1790—1792 an der Universität in Jena, 1792—1794 in Halle studirt, sich 1795 in Halle habilitirt, war 1796 Extraordinarius in Jena, 1800 Ordinarius in Halle geworden und starb, nachdem er von 1809—1820 noch in Königsberg gewirkt hatte, als Professor in Halle am 16. März 1826. Der vorliegende Brief fällt demnach in das vierte Jahr von Vaters akademischem Quadriennium und es wäre interessant zu wissen, ob es zu den in Rede stehenden Studien der Aristoteleshandschriften wirklich gekommen ist und ob Vater in seinen zahlreichen späteren grammatischen und theologischen Arbeiten dieselben in der That verwerthet hat.

3) Erschienen zu Lyon 1597.

der Wittbe des Cl. Simon Bocchini — so sagen Sie ihm, ich wäre gänzlich der Meinung, daß eine Reise nach Sachsen, und zumal nach Jena für die Stimmung seines Geistes von den wolthätigsten Folgen sein müßte. Fügen Sie hinzu, daß ich einen Brief von ihm mit Verlangen erwarte. — Wenn Wagner Ihnen einen Brief mitgeben will, so treiben Sie ihn nur um Himmelswillen nicht — 1)!

Die Leere, die Ihre Abwesenheit in Jena macht, fängt an fühlbar zu werden. Uebermorgen reise ich selbst ab. Ich freue mich ungemein auf den Brief, den Sie mir versprochen haben, wenn Sie anders Muße haben, Ihr Versprechen zu erfüllen, von dem ich Sie sonst gleich im Voraus entbinde. — Versichern Sie allen denjenigen, von denen Sie mir so viel Schönes gesagt haben, meine Achtung und Liebe. Ich gestehe, daß mir die bloße Vorstellung des Vergnügens, welches Sie im Schooße dieser liebenswürdigen Familie genießen werden, einige süße Empfindungen gewährt. Meißl hat mich 2mal besucht — und ich schätze ihn nun noch höher, als vorher. Ich bin zweifelhaft, ob sein Kopf oder sein Herz vor-  
trefflicher ist.

Leben Sie wol, und denken Sie zuweilen an

Ihren

Forberg.

#### G. J. Schuderoff.

Zu den Vielen, welche Reinhold nur mit tiefem Schmerze von Jena scheiden sahen, gehörte auch Schuderoff; der nachstehende Brief giebt der Wehmuth des Abschieds lebhaften Ausdruck. Wir haben diesem Briefe nichts beizufügen als einige Notizen über die Persönlichkeit Schuderoffs, welche den besten Commentar zu seinen Worten liefern.

Georg Jonathan Schuderoff wurde zu Gotha am 24. October 1766 geboren und studirte seit 1783 in Jena. 1790 wurde er Substitut des Pastors zu Drakendorf bei Jena und rückte 1792 in das Pfarramt selbst ein, blieb aber stets in lebhafter Verbindung mit der Universität. Seit 1797 lebte er, zuerst als Subdiaconus, Archidiaconus und Oberpfarrer, später als Consistorialrath im Herzogthum Altenburg, bis er am 31. October 1843 starb. Schuderoff gehörte zu den namhaftesten Vertretern des Rationalismus. Schon bei seiner ersten Ernennung soll ihm der Eid auf die symbolischen Bücher Bedenklichkeiten gemacht haben und dies stimmt vollkommen zu dem Inhalte des vorliegenden Briefes. Im Jahre 1838 wurde er wegen zweier heftiger Schriften gegen das sogenannte Altenburger Consistorialrescript und dessen Verfasser, Superintendent Heselhel, suspendirt; diese Suspension aber später wieder aufgehoben.

Drakendorf am 24. März 94.

Sie, der Graf Burgstall und Forberg haben mich um diese Nacht Schlaf gebracht. Forbergen seh ich wieder, Sie beide wahrscheinlich nie, und ich rechne

1) Die hier genannten Persönlichkeiten sind uns nicht bekannt. Der Name Wagners kehrt in Fernows Briefen wieder.

weber auf den Besuch, den Sie bei der Frau Bohlinn abstaten werden, und von welchem auch für mich vielleicht ein Stündchen abgezogen würde, noch auf den Freitag, an welchem ich zweimal predigen und die Catechumenen unterrichten muß, welches mit zu meinen Fastenarbeiten gehört. Ich nehme daher nochmals schriftlich von Reinhold, Meisl, Purgstall und Ihnen liebster Kalmann Abschied. Grüßen und küssen Sie sie in meinem Namen, und versichern sie von meiner innigsten Achtung und Liebe. Vielleicht schreib' ich noch selbst einige Zeilen an Reinhold. Lassen Sie mich zuweilen wissen, wie es Ihnen und den lieben Leuten, die da so aus meiner Nähe an die Meeresküste reisen, geht; von mir sollen Sie alles pünctlich erfahren. Der Entschluß ist fest, gleich nach Ostern 4 bis 6 Wochen Urlaub zu nehmen, und meine Gesundheit zu pflegen, und allen Consistorial- und Superintendenten- und kirchlichen Unstinn zu vergessen? nein, nur eine Zeitlang zu verschmerzen. Wie es hernach gehen wird, weiß Gott. Vermuthlich besser. . . . .

Ganz der Ihrige

Schuderoff.

### Wilhelm Krüger.

Die Persönlichkeit Krügers vermochten wir nicht näher festzustellen, als daß er, wie seine Eintragung in Kalmanns Stammbuch und der nachstehende Brief beweisen, aus Lüneburg stammte. Der Brief scheint uns der Wiedergabe werth, weil er deutlicher als jede andere Schilderung klarlegt, welche Lücke Reinhold bei seinem Scheiden von Jena wenigstens für den Moment zurückließ.

Jena den 31. März 1794.

Du erwartest gewiß in dem Augenblicke, wo Du meinen Brief erhältst nichts weniger als ihn, da Du meine gewöhnliche Unlust zu diesem Geschäfte kennst. Aber, mein Theurer, diesmal ist es auch keine Arbeit, sondern eine Beruhigung; keine Last, sondern die nächste Art der Befriedigung, die ich so lange bedürfen werde.

Freilich war es Dir gestern noch nicht zugebacht; denn Forberg und ich wir dachten immer Deine edle Gesellschaft heute noch einmal in Weimar zu überraschen: Du kannst denken wie viel schöne Seiten sich uns an diesem Gedanken zeigten. Wir besinnen uns aber heute, daß das nicht einmal für unsern Eigennuz gut gesorgt wäre: wir haben der wehmüthigen Genüsse so viel gehabt, daß sie nun, wiedergenossen, statt der Erhebung niederschlagen müßten: und Reinhold, und Ihr — was gäben wir ihm wieder, für das, was er uns schafft, und welchen Dank würden wir bei Euch verdienen, die Ihr vielleicht auf dem schönsten Wege seid den Schmerz zu vergessen, wenn wir ihn wieder mitbrächten?

Vorstellen wirst Du Dir selbst nicht können, wie Reinholds Abschied hier nachwirkte und noch immer thut. In allen Klassen war vorgestern Unruhe: gestern nachmittag klagte eine gemeine Frau einer andern sehr naiv und viel über ihr Bedauern: ob es gleich schwer sein möchte dem ganzen gemischten Corpus von Burschen einen gemeinschaftlichen Eindruck im Gesichte zu lesen, so dünkte mich doch in jedem etwas nachdenkendes, etwas feierliches zu wohnen, selbst die von der V. U. nicht ausgenommen. Und mehreren mochte man sogar ansehen, — wie Forberg spricht — daß sie sich verwaist fühlen. Doch höre ich noch niemand

sich über dieses Interesse für einen Professor wundern. Natürlich genug, wenn dies keinem andern je gelingt; einen Mann, der so sehr und so heilig in seiner Menschheit erscheint, der alles zu veredeln weiß, — vollende Du, was ich sagen will, — den bringt nicht jedes Jahrhundert hervor.

Dir, liebster Kalmann, hatte ich noch einen Brief nach Lüneburg mitgeben wollen, weil ich es mir und meinen Eltern wünschte, daß Du unser Haus besuchtest. . . . Geh aber ja hin; und lasse Dir von meiner Schwester und meinem Bruder Frig auf der Flöte und dem Klavier vorspielen. Meinen Eltern wird Dein Besuch viel Freude machen: Reinholds seiner wol noch mehr; doch wie könnte ich ihm das sagen? So lange es auch wäre, desto länger würdest Du angenehm sein. Meisl will dies Blatt mitnehmen: leb wol, ich küsse Dich von Herzen. Versichre Reinhold meiner tiefsten Verehrung.

Ich bin stets

Dein Krüger.

### Karoline Rudolphi.

Am 24. August 1754 zu Magdeburg geboren (nach anderen am 24. August 1750 zu Berlin) verlebte Karoline Rudolphi ihre Jugend in etwas drückenden Verhältnissen. Nach mehrjähriger Thätigkeit als Gouvernante gründete sie 1783 in Hamm nächst Hamburg, von ihrem Bruder L. E. G. Rudolphi unterstützt, die bald höchst berühmte Erziehungsanstalt, welche sie erst im Jahre 1803 nach Heidelberg verlegte. Sie starb in Heidelberg am 15. April 1811.

Das Haus Reimarus, von welchem die Rudolphi spricht, ist das des Arztes Johann Albert Reimarus, des Sohnes des Verfassers der „Wolfenbütteler Fragmente“. Elise Reimarus ist nicht die Frau, sondern die Schwester des Arztes, welche in dem Hause des Bruders lebte. Die bedeutende sociale Stellung dieses Hauses in Hamburg ist bekannt, unter andern hat hierüber sowie über Karoline Rudolphi R. A. Vöttiger in den „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen“ (Leipzig, Brockhaus. 1838. 2. Bändchen, S. 15—32, 33—37) ausführlich berichtet. Reinhold hatte die Verbindung mit diesem Kreise schon bei seiner Uebersiedelung nach Kiel angeknüpft und von da an als herzliche Freundschaft während seines ganzen Lebens festgehalten (vergl. Ernst Reinhold a. a. D. S. 80. 81). Auf diese Weise wurde auch Kalmann hier eingeführt und die Stammbuchblätter, welche die Glieder des Hauses Reimarus und Rudolphi im April 1794 einlegen und 1795 zum Theile erneuern, geben Zeugniß von der innigen Zuneigung für Kalmann. Die Verse und Widmung der Rudolphi mögen hier als Probe Platz finden:

Gut, aber schwer ist es, im Krieg  
Mit seinen Leidenschaften kämpfen,  
Und jedes böse Flämmchen dämpfen:  
Hier fliegen, ist der schönste Sieg.



Gutsein ist alles: — — — Gutsein heißt:  
 Nach allem Guten ernstlich ringen,  
 Die Labyrinth all durchdringen,  
 Mit stillem unerschrocknen Geist.

Ham. den 2. Mai 1794.

Dies zum Andenken an die kurzen aber  
 unvergeßlichen Tage, die ich mit Ihnen  
 und Ihrer trefflichen Gesellschaft gelebt.

E. Rudolphi.

Daß der freundschaftliche Verkehr auch nach der Trennung fortbauerte,  
 beweist der nachstehende Brief.

Ham. den 4. Dez. 1795.

Ihre Zuschrift, mein lieber Doctor Kalmann, wodurch Sie mir einen so  
 freundlichen Beweis Ihres Andenkens aus Ihrem Vaterlande geben, erhielt ich  
 zu einer sehr frohen Zeit — unser Reinhold war eben hier, und Sie wissen  
 es ja, guter Kalmann, was dieser seltene Mann uns in so kurzer Zeit geworden;  
 sahen das erste Fünkchen Freundschaft sich entzünden, bald zum Funken, u. o wie  
 bald! zur reinen Flamme werden, der es an Nahrung nie gebrechen kann, so lange  
 Reinhold Reinhold bleibt, und unsere Herzen der Freundschaft fähig sind. — Wir  
 sahen diesen unsern Heiligen, Auserwählten diesmal länger als die vorigen Male:  
 auch war ich mit meinem Bruder und der (?) Caroline Pfingsten in Kiel, wohnte  
 vier glückliche Tage in seinem Hause, und genoß alles, was die feinste und edelste  
 Freundschaft edles und feines zu geben vermag. Dieses Wiedersehen hatte unsere  
 Herzen und selber unsere intellektuellen Kräfte einander schon sehr viel näher ge-  
 bracht, und seinem letztem Besuche bei uns in Ham sehr vorgearbeitet — doch  
 was kann, was soll ich weiter sagen? Sie wissen es, was man an seiner edlen  
 Humanität haben kann, u. das hatten, das genossen wir, als Ihr Brief vom  
 27. Sept. hier ankam.

Auch Burgstall habe ich seitdem gesehen. Er kam denselben Tag, da Rein-  
 hold uns verlassen hatte, hier an. Beiden habe ich Ihren Brief mitgetheilt.  
 Auch Elise Reimarus, die Ihnen für ihren Antheil daran herzlich dankt.

Die Darstellung Ihres neuen Wohnorts und Ihrer dortigen Verhältnisse  
 hat uns allen Freude gemacht. Wol dem, dem zu einem genußfähigen Herzen  
 des Guten so reichlich ward! Aber Sie, armer Kalmann, waren krank! und also  
 am reinen Naturgenuß gar sehr gehindert. — — Müge das jetzt vorüber sein!  
 und mögen Sie seitdem auch Menschen gefunden haben, wie Ihr Herz und Kopf  
 deren bedarf — und ohne die freilich die paradiesische Gegend zur Einöde wird.  
 — Der Wunsch u. das Bedürfnis danach müssen ohnedem durch Ihren Aufenthalt  
 in Holstein sehr angefaßt worden sein; hier, wo wahre ächte Kultur nichts gar  
 seltenes ist, kann es uns leicht zum unentbehrlichen Bedürfnis werden, immer  
 unter ihrem heitern Einfluß zu leben. Ich wenigstens kann es mir in dem  
 lachendsten Klima, das an Früchten der Humanität verarmt wäre, für mich kaum  
 mehr aushaltbar denken. — Doch gewiß, gewiß haben Sie auch von dieser Frucht  
 in Ihrem adoptirten Vaterlande nun schon mehr entdeckt. — Auch ist es Beruf  
 der Männer ihren edlen Samen auszustreuen, u. zu ihrem Wachstum mitzu-  
 wirken.

Burgstall ist nun seit dem Ende des October in Göttingen. Ich habe ihn  
 diesmal weniger gesehen; er war nur kurze Zeit in Hamburg.

Unser Reinhold ist gar tief in gelehrten Arbeiten vergraben. Seit 14 Tagen hat er seine Baggesens bei sich, die diesen Winter wenigstens in Kiel bleiben werden.

Im Frühjahr besuchet uns Reinhold wieder.

Im Reimarusschen Hause ist noch alles beim glücklichen Alten!

Wir haben uns kürzlich an Kants ewigem Frieden erbaut. Ob ihm der nicht den Verlust seines zeitlichen äußeren Friedens, seines Amtes u. s. w. kosten wird? ob er nicht wird auswandern müssen? Das (?) soll mich verlangen.

Leben Sie wol und sein Sie herzlich begrüßt von uns allen, auch von der kleinen Reinholdine, die mir immer lieber wird, so wie sie an Bildungsfähigkeit zunimmt. Friede und Freude mit Ihnen!

E. R.

## Ein Werk deutschen Fleißes.

Vor Kurzem ist die zwölfte Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexicons vollendet worden. Es liegt damit ein Werk vor, welches, wie die Redaction und Verlags-handlung desselben am Schlusse mit Recht bemerken, auf den Namen eines deutschen Nationalwerkes Anspruch machen kann. Denn sein Inhalt bildet in der That den populären Ausdruck der deutschen Wissenschaft. Das Ziel, welches einem solchen Werke vorschweben muß, nämlich ein getreues Abbild des menschlichen Lebens und Strebens im Lichte der Gegenwart zu liefern, ist hier in fast vollendeter Weise erreicht. Eine Durchsicht der fünfzehn Bände zeigt, daß die Darstellungen im Sinne der Aufklärung gehalten, in echt nationalem und humanem Geiste, nicht im Dienste einer Partei oder Lehre geschrieben sind. Es kann durchaus nicht leicht gewesen sein, die bestimmt vorgezeichnete Linie genau inne zu halten und die verschiedenartigsten Abwege zu vermeiden, welche bei der Bearbeitung sich unausgesetzt zeigen und verlocken. Eine der größten Schwierigkeiten besteht in der Innehaltung der richtigen Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Das Publicum, und zwar auch der größte Theil des gebildetsten Publicums, hat keine Vorstellung von der namenlosen Mühe, welche mit dem täglichen Erforschen, Sammeln, Sichten, Ergänzen und Rectificiren des massenhaften Materials verknüpft und welche immense Sorgfalt bei dem allmählichen Entstehen des Stoffes für gerade dieses Sammelwerk beobachtet worden ist. Die Kritik, welcher alle und jede neue gefundene und zu allenfallsiger Benutzung aufzubewahrende Notiz auf ihre Wichtigkeit unterworfen zu werden pflegt, erfordert einen unverhältnißmäßig großen Verbrauch von Zeit und Kräften, wovon jedoch das die Früchte benutzende Publicum nichts gewahrt wird. Diese sozusagen negative Thätigkeit kann kaum bei irgend welchen anderen Bearbeitungen größer sein.

Die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung cultivirt dieses Werk, welches ihren Weltruf begründet hat, mit ganz besonderer Vorliebe und ist bei dieser

im Laufe der sechs Jahre von 1873—1879 entstandenen Auflage offenbar darauf bedacht gewesen, Alles zu thun, um das Werk auf der Höhe der Zeit zu halten und allen Anforderungen zu entsprechen, die man an es zu stellen berechtigt ist. Es giebt Kreise, in welchen solche Encyclopädien sehr über die Achsel angesehen werden; dabei wird jedoch der eigentliche Zweck derselben verkannt; sie können sich nicht mit dem reichen Materiale des Forschers, den Einzelheiten der Monographien und eingehenden Betrachtungen beschäftigen; es ist vielmehr ein ganz außerordentliches Bedürfniß des Volkes, einen wirklichen Bodensatz der Ereignisse und der Forschungen in verständlicher und zuverlässiger Weise zur Verfügung zu haben. Die geschichtlichen Ereignisse und die Entdeckungen der Neuzeit haben die Fülle des Stoffes sehr vermehrt und es läßt sich nur billigen, daß das Brockhaus'sche Werk die Erscheinungen der neuesten Zeit in einem verhältnißmäßig hohen Maße berücksichtigt. Ganz vortrefflich ist namentlich die neuere Geschichte der einzelnen Staaten zusammengefaßt. Der Name „Conversationslexicon“ paßt eigentlich nicht recht. Frühere Auflagen haben denselben daher auch nicht geführt; wenn die Verlagshandlung zu demselben zurückgekehrt ist, so geschah es wohl nur, weil sich mit diesem Worte seit lange ein ganz bestimmter Begriff verband. Die erste Auflage des Werkes erschien in den Jahren 1796—1800. Mit jeder folgenden Auflage ist natürlich ein Theil des Gesammelten als antiquirt oder richtiger als Stoff, der in demselben Rahmen keinen Raum mehr mit Rücksicht auf das neu Hinzukommende haben konnte, hinweggefallen. Ein Vergleich der ersten Auflagen mit der jetzigen zwölften zeigt, zu welcher großen Vollendung das Werk allmählich fortgeschritten ist. Heinrich Brockhaus, der jüngste Sohn des genialen und unternehmenden Begründers der Firma, hat die ersten Anfänge dieser Auflage noch erlebt. Sie ist unter der besonderen Aufsicht seines jüngeren Sohnes Rudolph, der mit seinem Bruder jetzt Inhaber der Firma ist, fortgeführt; die eigentliche Mühe der Bearbeitung hat der Hauptredacteur, Dr. Stockmann in Leipzig, gehabt. Seine Mitarbeiter waren Dr. Brasch und M. Holymann. Es erscheint angemessen, die Namen dieser Männer hervorzuheben, deren ebenso bescheidener wie verdienstvoller Wirksamkeit wir nächst der Firma diese umfassende Leistung verdanken.

Dr. Karl Wippermann.

### Dr. Falks Brief.

Eben in dem Augenblicke, da die halbamtliche „Provinzial-Correspondenz“ mit dem jüngsten Erlaß des Herrn von Puttkamer alles „Gerede“ von kirchlicher Reaction schweigen zu machen meint, wird eine Kundgebung laut, die unerwarteter wohl für keine Seite kommen konnte. Dem geschäftigen Be-

mühen, in die Worte des neuen Cultusministers den Geist des alten hinein-  
zulesen, ruft das eigene Wort des letzteren ein unzweideutiges Halt zu. In  
einem Briefe, der schon vor drei Wochen, unter dem frischen Eindrucke der  
Cösliner Aeußerungen seines Nachfolgers geschrieben ist, giebt Dr. Fall die  
unumwundene Erläuterung des vieldeutigen Ausdrucks, daß Herr von Putt-  
kammer „nicht in allen wesentlichen Beziehungen“ seinen kirchlichen und poli-  
tischen Standpunct theile. Nicht eine verhängnißvolle Nachgiebigkeit in dem  
kirchenpolitischen Conflict mit der römischen Hierarchie ist es, was Dr. Fall  
in erster Reihe fürchtet, obwohl das Wort schon bitter genug klingt, Fürst  
Bismarck werde den Gang nach Canossa vermeiden, „wenn er es kann, und  
er vermag ja viel zu vermeiden“. Dagegen spricht der Mann, welcher das  
preußische Unterrichtswesen aus dreißigjährigen Nöthen errettet hat, unver-  
hohlen eine wirkliche Sorge wegen dieses Unterrichtswesens aus. Die kirchen-  
politischen Rechte des Staates sind so fest durch Gesetze umsteckt worden, daß  
es ebensowenig eine leichte Sache wäre, diese Grenzen zu verrücken, als sie  
durch Nichtbeachtung überschreiten zu lassen. Ueber den Geist aber, in wel-  
chem das Unterrichtswesen geleitet wird, „entscheidet stets die Verwaltung“,  
und von der gegenwärtigen Verwaltung, die man als so übereinstimmend mit  
seinem Geiste darzustellen beflissen war, urtheilt Dr. Fall selbst, es werde  
„sicher nicht ausbleiben, daß sie den an sie gerichteten Anforderungen in ganz  
anderer Weise entgegenkommt“, wie er das für statthaft gehalten, und es  
werde zum guten Theile nur von dem Ausfalle der Wahlen abhängen, daß  
diese Verwaltung „nicht auch dem sich vorbereitenden Ansturm Einräumungen  
machen müsse, die sie bei freiem Willen nicht geben würde“. Nur dann,  
schließt der hochverdiente Staatsmann, werden pessimistische Auffassungen nicht  
Wahrheit werden müssen, wenn „in der heutigen Kampfeszeit“ die zum Han-  
deln Berufenen die Hände nicht in den Schooß legen, und er kündigt an, daß  
auch ihm, wenn er seinen Platz im Abgeordnetenhause bei den Neuwahlen  
behalte, sein Antheil an diesem Handeln zugewiesen sein werde.

So ungewöhnlich in ihrer Art ist die Kundgebung, daß auch diejenigen,  
welche bisher die Lage gern hoffnungsvoller ansehen mochten, dem in schwerem  
politischen Ernste erprobten Manne zutrauen müssen, daß er auf seinem  
Standpuncte der Beurtheilung dringenden Grund zu einer so ernsthaften Auf-  
fassung erkennt. Die streng monarchische Anschauung, zu welcher sich bisher  
preußische Minister ziemlich ausnahmslos bekannt haben, ließ es bisher so  
wenig angemessen erscheinen, daß ein abgegangener Minister sich ohne genü-  
gende Veranlassung über sein Verhältniß zu der neuen Verwaltung aussprach,  
als daß der neue Minister eine von derjenigen seines Vorgängers abweichende  
persönliche Ueberzeugung betonte. Nachdem in dieser Beziehung Herr von  
Puttkamer in Cöslin den ersten Schritt gethan, war freilich für Dr. Fall

die Bahn gebrochen, auch von seiner Seite sich freimüthig auszusprechen — aber daß es mit so viel Nachdruck, fast möchten wir sagen Erregung geschieht, bleibt nur darin erklärlich, daß er in der That eine zwingende Veranlassung empfunden haben muß. Auch kann diese nicht wohl allein in der Geschäftigkeit gefunden werden, mit welcher officiöse Stimmen versicherten, daß der Personenwechsel in der Cultus- und Unterrichtsverwaltung keinen Systemwechsel bedeute. Die Männer, welche im März 1862 das Ministerium der „Neuen Aera“ ablösten, waren nicht wenig eifrig zu versichern, daß auch sie nur jenes Programm ausführen wollten, mit welchem der damalige Prinzregent die „Neue Aera“ eröffnet hatte. Aber es verging mehr als ein halbes Jahr, und unter wie aufregenden Verhandlungen! — bis Graf Schwerin, das parlamentarische Haupt des abgetretenen Cabinets, sich gedrungen sah, seine Stellung in aller Schärfe gegen die inzwischen schon wieder veränderte neue Verwaltung zu nehmen, indem er den Vorsitz führte in jener parlamentarischen Zusammenkunft, welche die „Null- und Nichtigkeitserklärung“ berieth über den von der Regierung willkommen geheißenen Beschluß des Herrenhauses, den Etat nach der Regierungsvorlage über den Kopf des Abgeordnetenhauses hinweg anzunehmen. Heute sieht sich Dr. Falk, kaum zwei Monate seit er aus seinem Amte geschieden, bestimmt, klar den Punct zu bezeichnen, an welchem die Wege seines Nachfolgers sich von den seinigen scheiden.

Uns Anderen kann allerdings das Wort des verehrten Staatsmannes vorerst nur eine schwerwiegende Mahnung zur vorsichtigsten Beobachtung aller tatsächlichen Schritte sein, mit welchen der Nachfolger seine Wirksamkeit bezeichnet und wir müssen demselben so viel zugestehen, daß er solche Schritte bis jetzt vorsichtiger abgewogen hat als seine Worte in Cöslin. Die Antwort auf die Clericale Petition aus Westphalen hatte der Minister eben so geschickt benutzt wie die officiösen Stimmen sie hinterher ungeschickt ausgebeutet haben, um hinter seiner correcten Haltung in der kirchenpolitischen Machtfrage die „wesentlichen Beziehungen“ zu verdecken, in welchen die Ueberzeugungen, nach denen er sein Amt führen will, mit dem Standpuncte seines Vorgängers nicht übereinstimmen. Eine neuere Maßnahme, die „Dispensirung“ des katholischen Regierungsschulraths Dr. Vauer in Köln von seinen amtlichen Functionen, hat dem Minister sogar in liberalen Kreisen eine Anerkennung eingetragen, deren untrennbare Rehrseite ein nicht leichter Vorwurf gegen das Verhalten Dr. Falks in dieser Angelegenheit ist. Dr. Vauer, früher katholischer Geistlicher, hatte sich nach der Berufung in sein jetziges Amt mit einer protestantischen Dame verheirathet und damit gegen die cano-nischen Vorschriften der vaticanischen Kirche verstoßen, aber keinen Grund gegeben, um ihn gemäß der Staatsgesetze disciplinarisch aus seinem Amte zu entfernen. Dr. Falk hat vor dem Abgeordnetenhause sein Bedauern über

den Anstoß ausgesprochen, welcher durch dieses Verhältniß der katholischen Bevölkerung gegeben werde, und versichert, er würde dem Manne das Amt nicht übertragen haben, wenn seine Verheirathung nicht vorhergegangen wäre. Wie aber die Sache lag, konnte eine Versetzung des Beamten, da es in Preußen nur katholische oder evangelische Schulrätthe giebt, den Anstoß nicht beseitigen, eine Beförderung, wenn auch dazu Gelegenheit und Grund gewesen wäre, hätte schwerlich die tendenziösen Beschwerden niedergeschlagen. Der Ausweg, welchen Herr von Puttkamer gewählt — Dr. Lauer soll, ohne Enthebung von seinem Amte, welches demnach einstweilen commissarisch zu verwalten wäre, zu „wissenschaftlichen Arbeiten“ für das Cultusministerium verwendet werden — ist noch zu wenig klar gelegt, um ein Urtheil darüber zu geben. Hätte aber auch derselbe Ausweg Dr. Falk offen gestanden, so blieb immer die Frage, ob es „für statthast zu halten“ war, der „Anforderung entgegenzukommen“ einen Beamten aus seinem gesetzlichen Wirkungskreise zu entfernen, um Gewissensbedenken derer zu schonen, die sich seit so vielen Jahren kein Bedenken machen gegen die Staatsgesetze offenen Widerstand zu unterhalten, auch wo sie gar kein Gewissen beschweren. Soll dem heutigen Staate zugemuthet werden, daß er auch nur indirect dazu mitwirke, die Satzung der Ehelosigkeit der Geistlichen aufrecht zu erhalten, die gar nichts mit dem Gewissen, sondern nur mit dem gleichgültig über menschliches Gefühl und Sitte hinausschreitenden Herrschaftsbedürfniß des Papstthums zu thun hat? Als Dr. Falk ins Amt trat, fand er den ihm von seinem Vorgänger hinterlassenen Fall vor, daß die katholischen Schüler des Gymnasiums zu Braunsberg genöthigt waren, den Unterricht des Religionslehrers Dr. Wollmann zu besuchen, welcher sich dem altkatholischen Protest gegen die vaticanischen Decrete angeschlossen hatte. Dr. Falk fand hier, um die Gewissen zu beruhigen, den Ausweg, nicht den Lehrer aus seiner Stelle zu entfernen, sondern den Zwang zum Besuch eines den Anschauungen der Eltern nicht entsprechenden Religionsunterrichtes wenigstens zu lockern. Hätte nicht auch der Kölner „Gewissens“-Fall zu der Abhülfe auf dem Wege allgemeiner Reform die Anregung bieten sollen, daß in weiterer Ausbildung der durch Dr. Falk so energisch ins Leben geführten weltlichen Schulaufsicht der paritätische Staat darauf verzichtet hätte, katholische und evangelische Schulrätthe anzustellen, und von denjenigen Personen, denen er die Verwaltung seines weltlichen Antheils an der Schule übertragen will, nichts als die gleiche weltliche Befähigung zu erfordern? Daneben blieb noch ein so weiter Raum, um dem religiösen Antheil der Kirche an der Schulverwaltung auch in den höheren Instanzen sein billiges Maß zu geben! Mit solcher Reform hat es nun freilich gute Wege, so lange die Ueberzeugungen des Herrn von Puttkamer über den „Geist, in welchem das Unterrichtswesen geleitet wird“, entscheiden. Wir wollten

auch gerne dahin resigniren, wenn wir nur versichert wären, daß nicht, was Dr. Falk auf diesem Gebiete geschaffen hat, unter dem „Geiste“ seines Nachfolgers verkümmert oder gar planmäßig zerstört werden möchte. Das ist die „wirkliche Sorge“, welche der verdiente Staatsmann hegt, und die der gute Geist der Wähler nach Kräften zerstreuen möge!

### Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Am Vorabend der Reichsrathssession. — Wie in verschanzten Lagern stehen die Parteien einander gegenüber, sich gegenseitig scharf beobachtend, gelegentlich recognoscirend oder demonstrirend. Nur noch wenige Tage, und der neue Reichsrath wird eröffnet werden, die Thronrede das Signal zur Schlacht geben. Daß es in der Redeschlacht heiß hergehen wird, unterliegt keinem Zweifel, von allen Seiten ist daran gearbeitet worden, die Stimmung schon im voraus zu verbittern. Die Linke weiß, daß sie gegen die Polen, Tschechen, Clericalen und Deutschconservativen in der Minorität ist und wird vermuthlich durch Behemenz des Angriffes das Mißverhältniß ausgleichen wollen. Wird es ihr gelingen, das Ministerium Taaffe sofort zu stürzen? Schwerlich. Mit so großer Befriedigung sich ihre Organe über die bisherige Taktik der Partei äußern, so wenig bewundernswerth erscheint dieselbe dem unbefangenen Beobachter. Die deutschen Liberalen gaben in einer Versammlung zu Linz dem Ministerium ein Mißtrauensvotum, und als nachträglich doch noch die Frage aufgeworfen wurde, wie sich die Parteimitglieder zu verhalten hätten, falls ihnen Portefeuilles angeboten werden sollten, erklärte ein „hervorragender“ Abgeordneter, wohl Herbst, wer in dieses Cabinet eintrete, könne nicht mehr als Mitglied der Verfassungspartei angesehen werden, wozu die Uebrigen schwiegen. Natürlich hat diese Erklärung keine praktische Bedeutung: wer sich entschließt, an der Regierung theilzunehmen, der muß darauf gefaßt sein, von seinen bisherigen Genossen aufswüthendste verfolgt zu werden. Wichtiger ist die Thatsache, daß die Liberalen mit Absicht die Brücken zwischen ihnen und dem Ministerium zerstört haben. Welche Gründe bestimmten sie dazu? Mißtrauen in die Absichten des Grafen Taaffe ist gewiß ein Hauptmotiv, konnte jedoch als solches nicht angegeben werden, da dem einstigen Präsidenten des Bürgerministeriums und Statthalter unter dem zweiten Ministerium Auersperg keine Handlungen vorzuwerfen sind, welche ihn als Feind der Verfassung kennzeichnen. Daß er mit den Tschechen in Unterhandlung trat, konnten ihm diejenigen nicht als Verbrechen anrechnen, welche selbst dergleichen Verhandlungen eingeleitet hatten. Daß er einen Minister ohne Portefeuille aufnahm, ist weder etwas Verfassungswidriges noch etwas Ungewöhnliches. Ja, sagt die Opposition, das hat seine Richtigkeit, allein die Sprech- und Pressminister der liberalen Regierungen

waren Männer wie Berger und Unger, geistreiche, witzige Debater, während Praschak nur ein — mährischer Tscheche ist. Aber verbietet die Verfassung, oder das Herkommen, einen Brünnener Abgeordneten auf die Ministerbank zu rufen? Nicht doch, Giskra kam ebendaher; oder einen Tschechen? Herkömmlich ist das freilich nicht, aber wenn man endlich Versöhnung mit den Nordslaven wollte, mußte man ihnen doch Antheil an der Regierung ermöglichen. So bleibt nur das Novum, daß man einen Minister nicht will, weil es ihm — an politischer Bildung, Geschäftskentniß, Rednergabe? — nein, an schlagfertigem Witze fehlen soll! Indessen mußte man das Aussprechen auch dieses Mißtrauensgrundes der befreundeten Presse überlassen. Die Abgeordnetenconferenz hatte nur eine Anklage gegen das Ministerium zu erheben, die Anwesenheit des Grafen Falkenhayn in demselben, welcher hat drucken lassen, die schlechten Finanzzustände seien durch das liberale Regiment verschuldet. Nun, wenn einmal die Geschichte der Concessionen und Subventionen geschrieben werden sollte, würde sich wohl ergeben, daß häufig sehr merkwürdige Mittel gewählt worden sind, um die wirthschaftlichen Zustände des Reiches zu heben, und es ist die Frage, ob die jetzige Oppositionspartei gut und weise handelt, die Gegner zu Enthüllungen aus diesem Capitel zu reizen, so rein der einzelne Redner sich fühlen mag. Im übrigen ist Graf Falkenhayn Ackerbauminister und dürfte als solcher kaum Gelegenheit haben, der Regierung die Signatur zu geben. Dem Ministerium, welches von der Linken so schroff abgewiesen wird, kann aber nichts anderes übrig bleiben, als den Gedanken der Coalition aufzugeben und sich aus Kreisen zu ergänzen, die ihm Unterstützung gewähren.

Die Regierung hat bisher nicht ohne Geschick operirt. Als die Linzer als Programmpuncte die Verminderung der Heeresausgaben und Maßregeln zur Hebung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Production aufstellten, ließ das Ministerium durch seine Blätter erklären, es sei höchst erfreut über diese Harmonie, es beabsichtige ganz dasselbe. Wenn darauf geantwortet wurde: Das wissen wir besser, ihr seid ausdrücklich ins Amt berufen worden, um das höhere Militärbudget durchzusetzen, so waren die Officiösen im Recht, die Fortsetzung einer derartigen Discussion als Zeitverschwendung zu bezeichnen und auf die nächsten Wochen zu verweisen. Man muß also mit Sicherheit annehmen, daß die Regierung außer den Vorlagen über die Verwaltung „Neu-Oesterreichs“ auch solche bringen wird, welche Herabsetzung der Ausgaben und Vermehrung der Einnahmen bezwecken. Herbst und die Seinen werden an den Vorschlägen kein gutes Haar lassen, das versteht sich von selbst, aber eben das darf dem Ministerium nur willkommen sein, wenn es wirklich die ihm zugeschriebene Absicht hegt, die Dictatur jenes Rabulisten zu brechen. Endlich ist der Opposition ein Strich durch die Rechnung gemacht



worden, indem die Bewohner von Novi-Bazar sich vorläufig friedlich verhalten. Es kann sein, daß ihnen nicht getraut werden dürfe, daß es ihnen nur darum zu thun sei, der Entwaffnung zu entgehen — aber für den Moment kann wenigstens aus dem Einmarsch der Oesterreicher in das Sandschal kein oppositionelles Capital geschlagen werden.

Doch so wenig rosenfarben die Aussichten der Verfassungspartei sich darstellen, sie hat zuverlässige Freunde, welche ihr wohl aus der Klemme heraus helfen werden, die Tschechen. Was von den mit Klerisei und Hochtorns eng liierten Alttschechen zu gewärtigen sei, das wußte man; aber kaum betreten die Jungtschechen die Arena, so werfen auch sie alle Vernunft weit von sich. Gladkowsky, der von allen Parteien hochgeachtete bisherige Parteiführer, hat sich zurückgezogen; augenscheinlich erkennt er den Wahnsinn der Anderen. Den einen, Gregr, welcher Nüchternheit und Besonnenheit bewahrt hat, stieß man eben deswegen aus. Nun scheint Trojan das Hest in den Händen zu haben, welcher schon 1848/49 in Wien und Kremsier mitthat und in Deutschnhaß mit Rieger wetteiferte. Und als ob wir noch 1849 schrieben, so benehmen sich die Herren heute. Wiederholen sie auch nicht wörtlich die berühmt gewordene Besung, welche dereinst, irre ich nicht, derselbe Herr Trojan ausgab: Lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit, so ist doch ihr Gebahren um kein Haar verständiger geworden. Freisinnig sind sie über alle Maßen, Demokraten vom Wirbel bis zur Zehe, sie wollen der Welt erst zeigen, was echter Liberalismus ist. Darum fordern sie vor allem allgemeines Wahlrecht. Nun sage noch Jemand, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen! Sie haben gelernt, daß Bismarck einst durch Proclamirung des allgemeinen Stimmrechts die öffentliche Meinung mit einem Schlage für sich gewann, und vergessen, daß zwischen damals und jetzt fast anderthalb Jahrzehnte praktischer Erfahrungen mit dem allgemeinen Stimmrecht liegen, Erfahrungen, welche jenem Wort gar viel von seinem Zauber genommen haben. Die Speculation auf Popularität ist so handgreiflich, daß sie schwerlich glücken würde, selbst wenn wir heute nicht ganz andere Sorgen hätten. Daß so wenig die Alttschechen und die Polen wie die Regierung geneigt seien, diese Forderung zu bewilligen, wissen die Trojan, Spindler und Genossen recht gut. Zum Ueberfluß stellen sie den alten abgenutzten Popanz des in Prag erfundenen böhmischen Staatsrechts daneben und verlangen ganz unverfroren den Generallandtag für die Länder der Wenzelskrone, d. h. Böhmen, Mähren, Schlesien. Sollte vielleicht irgendwo der Ruf vernommen werden: Mit solchen Dickhädeln muß man sich herumschlagen, so dürfte derselbe aus dem Munde eines ausgleichsfreundlichen Ministers kommen. Es ist gut sich daran zu erinnern, daß vor dreißig Jahren gerade Prasschal sich auf das entschiedenste gegen die damals aufstauende Idee der Einverleibung Mährens in

Böhmen wehrte und zwar ausdrücklich im Namen seiner slavischen Committenten. Die Kiegersche Partei wird aber nicht weniger fordern wollen, fordern können, denn eben sie hat die langen Jahre hindurch die Legende von der Wenzelskrone unaufhörlich verbreitet, gegen die Deutschböhmen als Fremde, als Eindringlinge den tschechischen Pöbel aufgehetzt. Wie da etwas halbwegs Vernünftiges zu Stande kommen soll, ist nicht abzusehen. Wohl aber begreift man das Umsichgreifen der Ueberzeugung, daß für dieses Oesterreich eine constitutionelle Verfassung überhaupt nicht passe.

Was sonst? Natürlich der aufgeklärte Despotismus. Der setzt aber große, weitblickende, energische, consequente Staatsmänner voraus. Da steckt die Schwierigkeit. Wenn wir die Geschichte der letzten dreißig Jahre überblicken, vermiffen wir nichts so sehr als Klarheit der Ziele und Ausdauer in deren Verfolgung. Mit einem gewissen jugendlichen, poetischen Enthusiasmus verkündigt man heute dieses, morgen jenes politische Evangelium, gewinnt es nie über sich, die übernommene Aufgabe gründlich, vorurtheilsfrei zu durchdenken, sieht Jeden, der Illusionen zerstört, als seinen Feind an, und wirft mißmuthig die Flinte ins Korn, wenn die Dinge in der Nähe anders ausschauen als im fernen blauen Dufte. Man braucht gar nicht an den Sommer 1848 zu erinnern, wo Grundgesetze gegeben und wieder zurückgenommen wurden, sobald die akademische Legion Protest einlegte. Aber das Oetroyiren einer Verfassung im folgenden Jahre und das Aufheben derselben, ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden wäre, sie lebendig zu machen; das zehnjährige absolutistische Provisorium mit der ausgesprochenen Scheu, irgend etwas Definitives zu schaffen; das Zugreifen und Zurückziehen in der orientalischen Frage wie später in der deutschen; die unvorbereiteten Kriege und überstürzten Friedensschlüsse; das centralistische Experiment und das Preisgeben des Systems, nachdem soeben geglückt war, den widerstrebenden Magyaren eine Niederlage beizubringen und es ein leichtes gewesen wäre, wie die Siebenbürger Sachsen und Rumänen, auch die Slaven Ungarns zur Bescheidung des Reichsraths zu vermögen; das fortgesetzte Tasten nach Rechts und nach Links — das enthüllt den Mangel an Klarheit und Stetigkeit als unseren Hauptfehler. Mit dem werden wir aber ebensowenig einen vernünftigen Absolutismus wie ein parlamentarisches Regiment auf die Dauer begründen. Ein hiesiger Publicist, Bernhard Friedmann, hat den guten Gedanken gehabt, eine Reihe von Leitartikeln aus der Zeit von 1859 bis 1869 zu einem Buche zu vereinigen und mit einem politischen Calendarium als Leitfaden zu versehen: wer die Mühe nicht scheut, sich über die Genesis der heutigen Zustände zu unterrichten, dem ist dieses höchst lehrreiche, zum Theil auch ergötzliche Buch (Zehn Jahre österreicher Politik) bestens zu empfehlen.

### L i t e r a t u r .

Sigmund Riezler, Geschichte Baierns. Erster Band (bis 1180). Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1878. — Der Verfasser dieses lebhaft ersehnten Werkes hat die hohen Erwartungen, mit welchen man nach seinen früheren Arbeiten über einzelne Perioden der bayerischen Geschichte diesem Buche entgegen sehen durfte, nicht nur erfüllt, — er hat sie in reichstem Maße übertroffen. Nicht überrascht in der ganz ausgezeichneten Leistung die tadellose Schulung, die makelfreie Methode, die gründliche und doch nie überkritische Kritik der Quellen, die musterhaft sorgfältige, gewissenhafte Verwerthung der gesammten außerordentlich umfangreichen, mannichfaltigen und weit zerstreuten Literatur, die maßvolle Polemik, das gesunde unbefangene Urtheil, welches in der nicht immer leichten Abwägung der Berechtigung des Stammthümlichen und der Reichsgewalt ausnahmslos die richtige Mitte tactvoll zu treffen weiß — alle diese Vorzüge haben die früheren Veröffentlichungen des Herrn Verfassers, eines Schülers von Giesebrechts und, irren wir nicht, auch von Sybels und von Georg Waitz, bereits bewährt oder doch sicher voraussetzen lassen — aber was an den Gegenständen der früheren Arbeiten nicht wohl gezeigt werden konnte, tritt hier auf das Erfreulichste hervor, nämlich: ein außergewöhnliches Maß von Darstellungstalent, von Gruppierungsvermögen, von Formsinn, kurz im besten Sinne des Wortes von künstlerischer Begabung. Man möge dieses nicht unbedenkliche Lob richtig verstehen!

Wir meinen hier unter „Form“ und „Künstlerische“ durchaus nicht eine berauschte, dithyrambische Prosa, ein hohles Pathos, oder eine um jeden Preis geistreiche Eleganz des Stils, wie sie manches neuere deutsche Geschichtswerk dem echten Poeten ebenso unausstehlich wie dem Gelehrten verächtlich machen. Solche Geschmacklosigkeit der Phraseologie, die immer nur auf Kosten der Gründlichkeit erzielt wird und doch bloß ein widriges Zwittergeschöpf zwischen Poesie und Wissenschaft erzeugt, ist das wahre Gegentheil der schlichten, ungefuchten Sprache des vortrefflichen Buchwartes zu Donaueschingen (der übrigens nach dieser hervorragenden Arbeit hoffentlich bald einen akademischen Lehrstuhl einnehmen wird, wenn anders die „sittliche Weltordnung“ auch in Berufungen zu erscheinen sich herabläßt, was freilich schon Mancher bezweifelt hat). Vielmehr begreifen wir unter „Darstellungskunst“ die Vorzüge höchst geschickter Gruppierung und Gliederung des nichts weniger als gefügigen, vielmehr höchst spröden Stoffes, die lichtvolle Zusammenstellung eines reichen und doch übersichtlichen einheitlichen Ganzen aus einer gewaltigen Fülle sehr zersplitterten Materials: dieses Mosaikbild könnte nur bei liebevollster Versenkung in den Stoff, vollständiger Beherrschung desselben und sehr geschickter Verwerthung jedes kleinsten Splitterleins geschaffen werden. Auch zwischen edler Volksthümlichkeit und gelehrter Strenge hat der Verfasser sehr glücklich die richtige Mitte gefunden. Ich glaube deshalb ein Urtheil über den Werth und Erfolg gerade solcher Bemühung aussprechen zu dürfen, weil ich seit Jahren mit einer ähnlichen, obzwar wohl noch bedeutend schwierigeren, Aufgabe ringe — der Geschichte der deutschen Urzeit für das Giesebrecht-Deeren-Idertische Sammelwerk: und wahrlich, froh würde ich aufathmen, ruhte bereits auf meinem Werke ein so voll verdienter Kranz der Anerkennung, wie wir ihn auf diese „Geschichte Baierns“ legen dürfen.

Der Verfasser führt im Eingang aus, wie er seine Aufgabe erfaßt und begrenzt hat: nämlich als Geschichte desjenigen politischen Gemeinwesens, das jeweils den Namen Baiern führte: es werden also nicht behandelt die Geschichten aller Glieder des Staates, durch deren Vereinigung das heutige Königreich dieses Namens entstanden ist. Jeder Sachkundige wird ihm in dieser Eingrenzung Recht geben. Die fränkischen, schwäbischen, pfälzischen Landschaften dieses heutigen

Königreichs sind bis zu dieser Vereinigung weder mit den altpäuerischen Landen noch unter einander in einem organischen Zusammenhange gestanden: die Verbindung ihrer Geschichten in Einem Buche würde kein einheitliches Werk, sondern eine äußerliche Nebeneinanderstellung der Geschichten verschiedener deutscher Stämme, vielmehr Stammestheile bilden, welche bis Anfang dieses Jahrhunderts durch Nichts mit einander verbunden waren. Waren es doch, Reichsdörfer und Reichsritter ungerchnet, nicht weniger als dreiundachtzig verschiedene Gebietsheile, aus welchen vor etwa achtzig Jahren das Königreich zusammengefügt wurde: Bischümer, Abteien, Städte, Grafschaften, Vogteien u. s. w., — grundverschieden in Art und Gang ihrer Verfassungs- und Culturgeschichte. Gewissermaßen das Ideal einer geschichtlichen Aufgabe wäre es, siele die Staatsgeschichte mit der Stammesgeschichte zusammen — aber bei keinem einzigen deutschen Staat wie Stamm ist dies der Fall: die salischen und ripuarischen Franken sind zu Holländern, Belgiern, Wallonen, Franzosen, Lothringern, Rheinpreußen, Pfälzern geworden, die „Sachsen“ und Friesen sind zwar nunmehr (seit 1866) zum großen Theil im preußischen Staat vereint, aber Splitter beider Stämme sind in anderen norddeutschen Staaten (Braunschweig, Hansestädte, Oldenburg u. a.) vertheilt; die „Thüringer“ sind zahlreicher als im heutigen Thüringen, in den bayerischen sogenannten Franken und im Königreich Sachsen zu suchen; die Alamannen sitzen außerhalb Württembergs in der Schweiz und in dem „Fremd-Land“ Alsat = Elsaß; endlich den Baiern haben sehr früh ihre Ostmarken, Oesterreich, Salzkammergut, Steier, Kärnten und ihre Südmart Tirol sich vom alten Herzogthum gelöst. Es ist seltsam, wie die Geschichte, welche die Stämme zerrissen, auch mit den Namen willkürlich gespielt: so sind die sogenannten bayerischen Franken keine Franken, sondern Thüringer, die Sachsen des gleichnamigen Königreichs keine Sachsen, sondern ebenfalls meistens Thüringer mit slavischer Mischung, und die Preußen — glücklicherweise — keine Preußen; d. h. nur zu verschwindend kleinem Theile Söhne der Anbeter des Perkunos.

Der erste Band, der bis 1180 geht, umfaßt in fünf Büchern die Agilolfinger bis 788, die Karolinger bis 907, die Wiederaufrichtung des Stammherzogthums bis 995, Herzoge aus verschiedenen Häusern 995 bis 1070, Welfen und Babenberger 1070 bis 1180.

Einzelne Punkte, in welchen wir abweichen (z. B. das Verhältniß zu Kelten und Römern — d. h. den stärkeren Rest von Kelten, welchen wir unter der Römerherrschaft, von Römern, welchen wir unter der Markomannischen Einwanderung im Lande verblieben annehmen), werden anderen Orts zur Sprache kommen.

Bisher war unbestritten die beste deutsche Territorialgeschichte die ausgezeichnete Arbeit Stälins für Württemberg: liegt das Werk Kiezlers vollendet vor, so werden wir Baiern uns berühen dürfen, den alamannischen Nachbarn hierin nicht nachzustehen.

Friedrichshafen, September 1879.

Felix Dahn.

Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Edward Hartpole Lecky. Uebersetzt von Ferdinand Löwe. Erster Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1879. — Lecky gehört zur exacten Schule, die das philosophische Element bis auf die Spur aus der Geschichtschreibung verbannt. Nicht geistige Einflüsse bestimmen den Gang der Dinge, sondern die eigenthümliche Thätigkeit der Individuen und „die Wirkung besonderer Umstände“. Höchst charakteristisch für diese Geschichtsauffassung ist die Stelle, wo Lecky eine Reihe von Fällen als Beispiele heranzieht. Wie oft hätte nicht eine geringe Aenderung in der Lage der Dinge oder in der Handlungsweise der Individuen dem geschichtlichen Verlauf eine ganz verschiedene Wendung gegeben? „So ist die

ganze religiöse und moralische der vorgeschrittensten Nationen der Welt vorzüglich durch den Einfluß des kleinen Volkes, das Palästina bewohnte, bestimmt worden; aber es hat Perioden gegeben, wo es mehr als wahrscheinlich war, daß die jüdische Masse ebenso vollständig absorbiert oder ausgerottet werden würde, wie dies mit den zehn Stämmen der Fall war, und daß jede Spur jüdischer Schriftwerke aus der Welt getilgt werden würde." Ein wesentliches Moment für die europäische Civilisation ist der griechisch-attische Geist gewesen, „aber wie viel von diesem Einflusse würde sich geltend gemacht oder fortgedauert haben, wenn, wie leicht hätte geschehen können, der Einfall des Xerxes gelungen und Griechenland eine Pflanzstätte des asiatischen Despotismus geworden wäre?" Daß Hannibal nach der Schlacht von Cannä auf Rom marschirte, die Stadt niederbrannte und die römische Weltherrschaft im Keim erstickte, war eine „lediglich strategische Frage". Wäre Mohammed in einem der ersten Scharmügel seiner kriegerischen Laufbahn gefallen, so wäre nicht in Arabien die große monochristliche und militärische Religion entstanden, die einen so großen Theil der lateinischen und christlichen Welt überschwemmte. Und umgekehrt, wäre Karl Martell in der Schlacht bei Poitiers unterlegen, so hätte sich der Mohammedanismus höchst wahrscheinlich über das gesammte gallische und germanische Europa verbreitet. Der Sieg der Christen wurde aber erst nach mehreren Tagen zweifelhafter Kämpfe errungen: „Der nicht bekannt gewordene Mißgriff irgend eines jetzt vergessenen Offiziers, der vielleicht seine Schaar rechts schwenken ließ, während er sie hätte links schwenken lassen sollen, kann das Blatt gewandt und die Zukunft Europas entschieden haben." Ein Schriftsteller, der sich zu solchen für uns Deutsche nicht wenig befremdenden Grundsätzen bekennt, wird vor allem darauf ausgehen, die Thatsachen mit unerbittlicher Strenge zu ermitteln und sie in ihrer ganzen Fülle auszubreiten. Damit ist er freilich zunächst bloß ein fleißiger Notizensammler und Chronist. Zum Geschichtschreiber wird er doch erst, wenn er die Menge der Thatsachen in einen gewissen Zusammenhang bringt, wenn er sie mindestens in einer bestimmten Richtung auswählt oder nur doch allgemeine Folgerungen aus ihnen abzuleiten genöthigt ist. Aus den früheren Schriften des Verfassers: „Geschichte des Nationalismus" und „Europäische Sittengeschichte" weiß man, daß er vor Allem die Umwandlungen, welche mit der Zeit die religiöse und die sittliche Denkweise der Völker erfahren, ans Licht zu stellen bemüht ist. Ähnlich ist nun seine Absicht auch in dem vorliegenden Werke, nur daß hier naturgemäß die Umwandlung der politischen Anschauungen, der Gang der öffentlichen Meinung, die Parteibewegungen in den Vordergrund treten. Nach dieser Seite liegt denn auch das Hauptverdienst des Werkes, das überall auf eine scharfe Untersuchung und ein ausgebreitetes, gründliches Quellenstudium zurückweist. Dagegen läßt die Kunst des Verfahrens in Hinsicht der politischen Charakterbilder zu wünschen übrig. Die Composition des Porträts ist die schwache Seite dieser exacten Geschichtsschreibung. Von Friedrich dem Großen abgesehen, der so ungünstig als oberflächlich behandelt wird, bringt der Verfasser auch bei den seiner Aufgabe näher stehenden Persönlichkeiten zwar in erschöpfender Weise die einzelnen Züge bei, und zwar zählt er in musterhafter Ordnung erst die Verdienste, dann die Schwächen seiner Helden auf, aber es entstehen daraus nicht lebendige Gesamtbilder, die sich sofort der Phantasie des Lesers einprägen. Die Erzählung beginnt ungefähr da, wo Macaulay aufgehört hat. Das Werk ist auf vier Bände angelegt, von denen zwei im Englischen erschienen sind, und der erste jetzt in guter Uebersetzung den Deutschen dargeboten wird.

L.

---

 Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Ausgegeben: 25. September 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Zum 1. October 1879.

Eine Bewegung geht in diesen Wochen durch die gesammte deutsche Rechtswelt, die ihres Gleichen selbst in jenen Tagen nicht findet, als mit dem alten Reiche der baufällige Rest der alten deutschen Gerichtsverfassung zusammenstürzte; und auch außerhalb der deutschen Grenzen hat sich Aehnliches kaum in Verbindung mit den größten politischen und nationalen Umwälzungen zugetragen. Alle eingelebten Verhältnisse der Collegialität, des Geschäftsganges, der äußeren Ordnung des Gerichts erfahren in dem größten Theile Deutschlands eine grundstürzende Veränderung, und überall finden sich Männer des reifen und schon zur Reife gehenden Lebensalters, wenn sie nicht vor der Zeit einem ehrenvollen und vertrauten Berufe entsagen wollen, genöthigt, in den alltäglichen Voraussetzungen ihrer geistigen Thätigkeit umzulernen, ja vielfach in den Grundgedanken sich umzudenken. Es ist in der That eine Revolution der tiefgreifendsten Art, was sich mit dem 1. October dieses Jahres in den friedlichsten Formen bei uns vollzieht, auf Grund lange und vorsichtig erwogener Gesetze, mit fester Hand geleitet von dem Wohlwollen und Wettstreit der deutschen Regierungen.

Fünf Jahre sind hingegangen, seit die Entwürfe der großen Justizgesetze, die jetzt in Kraft treten, dem Reichstage vorgelegt werden konnten. Die Zeit der amtlichen Vorbereitung reicht um mehr als das Doppelte, über die Gründung des neuen deutschen Reichs und selbst des norddeutschen Bundes hinaus. Die geistige Genesis der ganzen Reform vollends umfaßt mehr als ein langes Menschenalter.

Wenn heute noch einmal der Vorwurf auftauchte, daß unsere Zeit mit diesen umfassenden Codificationen sich in grellen Widerspruch gegen das Urtheil des Begründers der neueren deutschen Rechtswissenschaft von ihrem „Berufe für die Gesetzgebung“ bringe, so wäre dagegen auf dem Gebiete des Gerichtswesens Savignys eigenes Beispiel vielleicht schon ein hinreichender Schutz. Nicht nur, daß in seiner für die geschichtliche Auffassung des Rechts epochemachenden Schrift die Bedenken sich wesentlich im Rahmen des bürgerlichen Rechts halten und die Nothwendigkeit von Reformen im Prozesse, wenn auch

mit beschränktem Umfange, ausdrücklich anerkannt ist. Der große Rechtslehrer selbst hat die fruchtbare wissenschaftliche Arbeit seiner reifsten Jahre unterbrochen, um seine Kraft der verbessernden Gesetzgebung vorzugsweise auf diesem Felde zu widmen, und was er hier geschaffen, ist nicht allein für Preußen auf dreißig Jahre der Grundstock des Rechtsverfahrens geworden. Es trug so reife Keime der organischen Fortbildung in sich, daß, wäre die Hand des Meisters nicht zu früh von seinem Werke abgezogen worden und hätte dasselbe schaffenskundige Fortsetzer in seinem Geiste gefunden, Preußen sich einer Gerichtsordnung hätte erfreuen können, die vielleicht ohne den Zeitaufwand und die Störung einschneidender Veränderungen der Uebertragung auf den Norddeutschen Bund und später auf das Reich fähig gewesen wäre. Das Eindringen fremder und vielfach unreifer Vorstellungen, die im Gefolge der politischen Ideen des Zeitalters einzogen, hat ein solches organisches Fortschaffen abgebrochen; und als nach einer kurzen Periode des Stillstandes der deutsche Juristenstand, aus freiem Antriebe sich vereinigend, die Sache der Rechtseinheit und Reform zugleich in die Hand nahm, waren die Dinge dahin gekommen, daß ein Verschmelzen der klaffen den Gegensätze zwischen Ländern und Landschaften nur unter dem Aufriß eines völligen Neubaus möglich erschien. Wie aber dieser vorgängige reiche Austausch von Ansichten und Erfahrungen, der in einer stattlichen Reihe von Versammlungen sich vollzog, ganz von dem wissenschaftlichen Geiste Savignys durchtränkt war, so ist auch sein gesetzgeberisches Wirken für die nachfolgenden Versuche der processualischen Codification durchaus nicht verloren gewesen, und eine spätere Wissenschaft, die heute verwirrend durcheinander geschichteten Materialien sichtend und durchdringend, wird sicher die geistigen Fäden aufdecken, an welchen der Kern der neuen Schöpfungen sich auf jenes Wirken zurückleitet.

Um indeß die Stellung, welche heute der überwiegende Theil des Juristenstandes und die Regierungen zu der Frage der Codification überhaupt einnehmen, vor Savignys Richterstuhl zu beglaubigen, stehen greiflichere Thatfachen zur Seite. Wie viel von dem, was Savigny bei der ersten Ausgabe seiner Schrift an inneren Bedingungen des gesetzgeberischen Berufs vermißte, hat nicht ein halbes Jahrhundert der durch ihn und seine Mitstrebenden neu belebten Rechtswissenschaft erfüllt. Vor allem aber, die Frage des einheitlichen geschriebenen deutschen Rechtes ist seit lange nicht mehr, wie es vor sechszig Jahren mit gutem Grunde scheinen konnte, Sache der freien Wahl. Jenes Stilleben, in welches am glücklichen Ausgange der Befreiungskriege, nach zwanzig drang- und schicksalsvollen Jahren das deutsche Gemüth mit seiner ganzen Innigkeit sich zurücksehnte, ist heute auch für den entlegensten Winkel unseres Vaterlandes unwiderbringlich dahin. Ein Verkehrsleben,

welches in schwindelnder Steigerung die Beziehungen von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft, von Volk zu Volk in einander geschlungen hat, drängt heute schon ungleich stärker über die nationalen Grenzen, als in jener Zeit über die Grenzen des beschränktesten Kleinstaates hinaus auf gleiche Rechtsordnungen hin. Aber auch der Gedanke des nationalen Staates und der politischen Gleichheit innerhalb desselben hat so tief bei uns Wurzel gefaßt, daß die Gesamtheit sich den Anspruch nicht mehr verkümmern lassen will, was in den einzelnen Gliedern Rechtens sein soll, vorab nach den gemeinsamen Bedürfnissen zu bestimmen. Jenem Drange des Verkehrs hatte schon der deutsche Bund durch gemeinsame Wechselordnung und Handelsgesetzbuch nachkommen müssen, und gleich nach Herstellung des letzteren hatte man sich nicht verhehlt, daß die davon erwarteten Vortheile nur unvollkommen bleiben würden, so lange bei der unzerreißbaren Verflechtung jenes Rechtsgebiets mit dem ganzen System des bürgerlichen Rechts dessen so verschiedenartige Gestaltungen erhalten blieben, und die Anwendung des gemeinsamen Rechts sich nach der noch stärkeren Verschiedenartigkeit des gerichtlichen Verfahrens zersplitterte. Sobald aber um die Einzelstaaten ein festes politisches Band geschlungen war und für das bürgerliche Leben seinen sinnfälligsten Ausdruck in der gleichen Bundes- und Reichsangehörigkeit gefunden hatte, machte sich am fühlbarsten der Mangel, welcher diesem Grundrechte anhaftete, so lange die gleichen Bundes- und Reichsbürger für gleiche Handlungen in den Einzelstaaten einer verschiedenen strafrechtlichen Verantwortlichkeit unterlagen. Und wiederum blieb die Gleichheit des materiellen Strafrechts ein unvollkommenes Gesetz, so lange Grundverschiedenheiten im Strafverfahren den entgegengesetzten Ausgang der Strafverfolgung wegen derselben That zu einer naheliegenden Möglichkeit machten. So hat eine Codification die anderen mit Nothwendigkeit nach sich gezogen, und die heute vollzogene Herstellung des gleichen Gerichts in allen deutschen Landen wartet auf das gemeinsame bürgerliche Gesetzbuch als ihren unentbehrlichen Schlußstein. Nur für wenige von den großen Strömungen des Verkehrs abseit liegende Verhältnisse des Güter- und Familienrechts wird sich eine Rücksicht auf landschaftliche Eigenarten noch empfehlen lassen. Vor sechzig Jahren wurde der Wunsch nach Rechtseinheit nur vereinzelt im Kreise der Juristen laut, und man versprach sich als ihre Wirkung ein lebendigeres Bewußtsein der nationalen Einheit. Nun hat schon Jahrzehnte lang die Bevölkerung ein gemeinsames Recht von ihren Rechtskundigen gefordert, und die hergestellte politische Einheit ist der letzte Hebel geworden, um diesem Verlangen Genüge zu thun.

Dennoch hätte uns die tiefe Wahrheit der Anschauung Savignys nicht eindringlicher klar gemacht werden können, als im Verlauf dieser nach mehr als fünfzehnjährigen Mühen nun glücklich durchgeführten Gesetzgebungsarbeit.



Wohl dürfen wir mit Selbstgefühl sagen, daß recht im Gegensatze zu dem gleichen Unternehmen, welches unsere westlichen Nachbarn im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts zu Stande brachten, an diesem Werke die echt deutschen Eigenschaften der Gründlichkeit, Bedachtsamkeit und Schonung des Bestehenden sich rühmlich bewährt haben, und es müßte wunderbar zugegangen sein, wenn nicht in der fertigen Arbeit ihre Früchte voll aufgegangen wären. Und doch müssen wir darauf gefaßt sein, daß bald genug an allen Enden die von der Entstehungsweise dieser Gesetzgebung unzertrennlichen Mängel sich fühlbar machen, auf welche schon bei Einführung der Entwürfe im Reichstage der preussische Justizminister Dr. Leonhardt vorbereitete. Mit jener vornehmen Bescheidenheit, welche nur die Gewöhnung unermüdeten Ringens mit den allem Wirken ins Große sich entgegenthürmenden Hemmungen erzeugt, hat der Mann, der eine beispiellose Gesetzgebungsarbeit nicht als entscheidender Ressortminister mit hoher Hand durchführen, sondern nur als treuer, vieljähriger Mentor durch die verwickelten Verfassungsverhältnisse des Reichs sachte ans Ziel leiten konnte, an jenem 24. November 1874 Anerkennung und Vorbehalt dem bis dahin Geschaffenen zugewogen, wie es heute dem fertigen Werke nicht einsichtiger und ehrlicher geschehen kann. „Wer die Gesetzentwürfe unbefangenen Sinnes prüft, wird nicht wohl verkennen können, daß sie einen nicht unbedeutenden Fortschritt in der Gesetzgebung und in der Kunst der Gesetzgebung enthalten. Es ist ein großes Maß geistiger Kraft auf dieselben gewendet worden. Es handelt sich hier nicht um leichte Arbeit, sondern um die gereiften Früchte der ernstesten strengsten Thätigkeit. Vollendetes zu schaffen ist den Menschen überhaupt nicht gewährt. Auch soll nicht behauptet werden, daß die Gesetzentwürfe das erreichbar Beste enthalten, wenn man diesen Ausdruck nicht in einem sehr relativen Sinne nimmt. Aber, meine Herren, die Reichsjustizgesetzgebung ist in einer ganz anderen Lage wie die Gesetzgebung des Einzelstaates. Die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse der Rechtspflege im Reiche ist eine so große, daß es kaum möglich ist, dieselben in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen, zu würdigen, insbesondere auch in der Richtung, ob sie einen berechtigten Anspruch auf Fortexistenz haben. Bei der Berathung von größeren Reichsjustizwerken muß man deshalb von vornherein die Revision als einen maßgebenden Factor für die Gesetzgebung in Betracht ziehen. . . Ich bin überzeugt, daß unter Ihnen auch nicht ein Einziger ist, welcher den Inhalt der Gesetzentwürfe — selbst von Einzelheiten abgesehen — durchweg billigte. Sie befinden sich in gleicher Lage mit den verbündeten Regierungen: denn ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß keine einzige der verbündeten Regierungen sein möchte, welche nicht gewünscht hätte, daß das Eine oder das Andere — vielleicht sehr Wichtiges — abweichend geregelt wäre. Allein die verbündeten Regierungen haben, um

zum Ziele zu kommen, eingedenk des alten Satzes, daß das Bessere der Feind des Guten sei, geglaubt, Resignation üben zu müssen und haben in der That große Resignation geübt. Und so möchte ich auch Ihnen zurufen: verschmähen Sie nicht das Gute wegen des Besseren, üben Sie Resignation, und zwar große Resignation. Nur wenn sie dies thun, kann auf die Krönung eines Werkes gerechnet werden, dessen sachliche und politische Bedeutung gleich groß ist."

Aber Resignation gehört zu den menschlichen Eigenschaften oder Stimmungen, die sich auch durch die wohlmeinendste Ermahnung nicht übertragen lassen. Der Minister wird dies unter der unmittelbar folgenden Rede des Abgeordneten Lasker schmerzlich genug empfunden haben, und wer die Verhandlungen vom 24. bis 27. November nur durchblättert, erhält gewiß den Eindruck, daß die Redner durchweg noch von hochfliegender Thatendrange und großer Verbesserungszuversicht geschwellt waren. Es bedurfte noch zwei voller, von emsigen Berathungen gedrängter Jahre, um in den Reihen des Reichstages das Gefühl der Resignation auch nur so weit vorherrschen zu machen, daß man den Kampf um das „erreichbar Beste“ nur auf eine überschaubare Zahl wirklich oder vermeintlich wichtiger Fragen einzuschränken sich verstand.

Die Durchberathung der drei großen Gerichtsordnungsvorlagen ist die härteste Probe geworden für die gangbare Vorstellung von dem Beruf parlamentarischer Körperschaften als „gesetzgebender“ Versammlungen, denn es fiel hier nicht allein der Umfang der Entwürfe, sondern mehr noch die Fremdartigkeit ihres Inhalts für den größten Theil selbst der juristischen Reichstagsmitglieder ins Gewicht. „Unsere verschiedenen Systeme der Gerichts- und Proceßordnungen“, warnte in der ersten Berathung der Abgeordnete Gneist, „beruhen auf so verschiedenartigem Sprachgebrauch, auf so verschiedenen Gewöhnungen und Grundbegriffen, daß es eine unglaublich lange Zeit bedarf, um auch nur über den Sinn der Fragestellung und über die Tragweite jedes Amendements im Sinne unserer drei großen Gerichtssysteme sich zu verständigen.“ Dennoch war dieser Redner der einzige, welcher die wunde Stelle ernstlich berührte und die von der üblichen parlamentarischen Geschäftsbehandlung abweichende Bildung einer ständigen Commission wesentlich aus der Erwägung empfahl, „daß alle parlamentarischen Geschäftsformen der Welt nur zur Berathung von Einzelgesetzen und politischen Geschäften, niemals aber zur Berathung von Codificationen zusammenhängender Werke des gesammten nationalen Rechtslebens bestimmt waren.“ Die große Mehrheit der Versammlung indes hatte an ihrem gesetzgeberischen Beruf so wenig arg, daß die von Gneist angeregten Bedenken gar keinen Widerhall in den Verhandlungen fanden. Die Zwischencommission, obwohl sie, wie der nicht eben schwer vorauszusehende Erfolg ge-

zeigt, die dem Reichstag zugeschriebene Aufgabe ziemlich nach der ganzen technischen Seite statt desselben verrichten mußte, wurde nach keiner anderen Rücksicht als jeder andere Ausschuß, d. h. in erster Reihe den politischen Interessen gemäß, gebildet. In der That konnte der Reichstag nach seiner Anlage als politische Körperschaft nicht anders verfahren, und der Fehler lag nur darin, daß ihm gegenüber organischen Gesetzgebungswerken, wie die Reichsjustizgesetze, eine andere Zuständigkeit als die lediglich politische Controle beigegeben wurde. Uebrigst, der in seinen eigenen Ergänzungs- und Aenderungsdesiderien (politische Unabhängigkeit und Ständigkeit der Richter, Betheiligung des Laienelements am Gericht, Stellung des Reichsgerichts) diese Grenze so streng eingehalten, fand es doch im Angesicht des herrschenden Vorurtheils nicht angezeigt, sie mit gleicher Schärfe zu bezeichnen. Seine oben angeführte Unterscheidung reicht aber nur dann aus, wenn man unter Einzelgesetzen Maßnahmen für vereinzelte und vorübergehende Bedürfnisse, d. h. in der That politische Maßnahmen in der Form von Gesetzen, unter „Codificationen“ überhaupt alle organische, d. h. auf Dauer und inneren Zusammenhang berechnete Gesetzgebung verstehen will. Ueber diese Frage dürfte das Urtheil John Stuart Mill's um so beachtenswerther sein, als derselbe sonst die ausschweifendsten demokratischen Vorstellungen von der politischen Macht des Parlaments theilt: „Eine zahlreiche Versammlung ist so wenig geeignet zu dem unmittelbaren Geschäft der Gesetzgebung wie zu dem der Verwaltung. Es giebt kaum eine Art geistiger Arbeit, welche es so sehr erfordert, wie das Geschäft der Gesetzgebung, nicht nur von erfahrenen und geübten, sondern von solchen Geistern verrichtet zu werden, welche durch langes und arbeitsvolles Studium zu dieser Aufgabe erzogen sind. Das ist ein genügender Grund, gäbe es keinen anderen, weshalb Gesetze niemals gut gemacht werden können als durch einen Ausschuß von sehr wenigen Personen. Ein nicht weniger schlagender Grund ist, daß jede Anordnung eines Gesetzes mit der sorgfältigsten und weitestgehendsten Beobachtung ihrer Wirkung auf alle anderen Anordnungen gefaßt werden muß und das fertige Gesetz fähig sein soll, sich mit der bestehenden Gesetzgebung in ein zusammenstimmendes Ganze einzupassen. Es ist unmöglich, daß diese Bedingungen in irgend einem Grade erfüllt werden sollten, wenn Gesetze Satz für Satz in einer gemischten Versammlung beschlossen werden.“ Was von der gemischten Versammlung gilt, wird auch von jedem Ausschusse derselben gelten, der, statt in kleinster Zahl auserlesene Capacitäten zu vereinigen, nur das durch die Sammellinse der Fractionswahl verkleinerte Abbild der jeweiligen politischen Combinationen darstellt.

Um einem naheliegenden Mißverständnisse zu begegnen, muß betont werden, daß unter der politischen Controle, die dem Parlamente bei allen

Gesetzen zusteht, nicht allein die Prüfung derjenigen einzelnen Bestimmungen zu verstehen ist, welche in die Verfassungs- und Individualrechte eingreifen. Die Volksvertretung ist vor allem Vertreterin des gesunden Menschenverstandes und der alltäglichen Erfahrung gegenüber der Gesetzgebungs- wie der Verwaltungstechnik. Von diesem Gesichtskreise aus hat sie auch und bei seiner entscheidenden Wichtigkeit ganz besonders das organische Gesetzgebungswerk darauf anzusehen, ob es nach Grundanlage und Durchführung dazu angethan ist, „gut zu wirken“, wie die englische Wendung lautet. Für den Reichstag wie für dessen Commission war es daher Pflicht wie Recht, sich die Proceßordnungen und die Gerichtsverfassung auch von ihrer technischen Seite darauf anzusehen, ob nicht ganze Theile des Hauptgerüstes, z. B. Beseitigung der Berufung, Beweisbeschluß statt Beweisurtheils, Execution durchaus fehlerhaft, oder die Ausfüllung einzelner Gefäße, wie die Formen der Voruntersuchung, der gerichtlichen Zustellungen u. dgl. durchweg unzweckmäßig gestaltet seien. In der ersteren Voraussetzung hätte es keinenfalls zur Aufstellung eines Gegenentwurfs kommen dürfen, sondern nur zur Ablehnung des vorliegenden mit dem Ersuchen an die Regierungen, unter Beachtung der gemachten Ausstellungen einen neuen Entwurf ausarbeiten zu lassen. Im anderen Falle konnten nicht einzelne Aenderungen, von dem und jenem zu der und jener Stelle ausgedacht, zum Besseren führen, wohl aber vielleicht eine nur von wenigen Vertrauensmännern der Commission im Verein mit Vertretern der Regierung versuchte erneuerte Durcharbeitung des für fehlerhaft erachteten Abschnitts.

Zu der Aufstellung eines Gegenentwurfs nun, wie Gneist fast zu fürchten schien, ist es in der Commission überall nicht gekommen. Die wenigen organischen Aenderungen, die ursprünglich in derselben beschlossen waren, wie die Beseitigung der Handelsgerichte und die Wiedereinführung der Berufung im Strafverfahren, sind von ihr selbst in der Hauptsache wieder fallen gelassen worden. Um so fruchtbarer ist dafür die Commission in einzelnen technischen Aenderungen gewesen, die nur nach dem Zufall der subjectiven Ansicht eines Mitgliedes beantragt und nach dem Zufall der Stimmenmehrheit angenommen sind. Lassen wir für diese Aenderungen die wohlwollendste Wahrscheinlichkeitsrechnung gelten, daß sie zur ganzen Hälfte an der einzelnen Stelle wirkliche Verbesserungen sind, so bleibt neben der Frage, ob der Gewinn den Zeit- und Kraftaufwand gelohnt, noch die andere, ob die Entwürfe nicht, was an Zweckmäßigkeit im Kleinen und Kleinsten gewonnen ist, an Folgerichtigkeit und Uebersichtlichkeit der technischen Durchführung, an Sicherheit und Gleichmäßigkeit des Ausdrucks eingebüßt haben.

Am stärksten muß sich dieser Zweifel bei der Civilproceßordnung aufdrängen, bei welcher politische Bedenken im engeren Sinne nur ganz ver-

einzelnt aufkommen konnten, die aber eben darum ganz eigens dazu ausersehen wurde, daß sich an ihr die Commission in sechswöchiger Berathung Paragraph für Paragraph erst ineinander einarbeitete. Dieses Gesetz hat die seltene Gunst des Schicksals erfahren, daß nach der längsten und verwickeltsten Vorgeschichte der Entwurf, welcher der schließlichen Fassung zu Grunde liegt, die planvollste und durchdachteste Ausarbeitung gefunden hat. Nachdem die Verhandlungen in Hannover noch zur Zeit des Deutschen Bundes, dann die Berathungen der Norddeutschen Commission 1869 und 1870 Anschauung und Urtheil weit mehr verwirrt als geklärt hatten, war es, wie bei der ersten Berathung im Reichstag gesagt werden konnte, das große Verdienst des im Jahre 1871 aus dem preussischen Justizministerium hervorgegangenen neuen Entwurfs, „daß er den vielfach hin- und hergezerrten, zerstückten und zerhackten Stoff endlich einmal wieder in dem Brennpuncte eines originalen und weit-sichtigen Gedankens zusammenfaßte“. Aus der Berathung der vom Bundesrath bestellten Sachverständigencommission ging der Entwurf mit keinem in die Augen fallenden Gewinn, aber auch im Ganzen mit unverkehrten Vorzügen hervor. Dagegen mußte er sich bei der abermaligen Durchberathung im Justizausschusse des Bundesrathes gefallen lassen, daß gegen Urtheile der Collegialgerichte das Rechtsmittel der Revision in die Berufung zurückrevidirt wurde, und zwar machte man es sich mit der fundamentalen Aenderung so bequem, sie auf den Abschnitt des Entwurfes von der Berufung gegen Urtheile der Einzelrichter nur aufzupropsen. Hier stellte sich nun der Commission des Reichstages in der That die fruchtbare Aufgabe dar zu prüfen, ob nicht, wenn der Anschauung des Bundesrathsausschusses in dieser Frage beizupflichten, nun auch die Anlage des Verfahrens in erster Instanz einer entsprechenden Umarbeitung bedürftig und fähig sei. Bei der Art aber, wie die Commission vom ersten Tage an ihre Aufgabe faßte, mußten diese großen Gesichtspuncte verkümmern — vielleicht zum Glück für das bessere Theil des Entwurfes, der am Ende die durchgängige Unversehrtheit seiner leitenden Gedanken mit der an seinen Einzelheiten geübten Kleinmeisterei nicht zu theuer erkauft hat.

Die Strafproceßordnung ist in den allgemeinen Bedingungen wie im Fortgang des Verfahrens so auf Schritt und Tritt mit politischen Ein- und Rückwirkungen durchflochten, daß schon darum der im Jahre 1873 aus dem preussischen Justizministerium hervorgegangene Entwurf nicht die gleiche Einheitlichkeit des Grundgedankens und der Durcharbeitung aufzeigen konnte wie der Entwurf der Civilproceßordnung. Neben einer dem bestehenden Recht in den meisten Bundesstaaten gegenüber weitgehenden freisinnigen Rücksichtnahme auf die Forderungen der individuellen Freiheit, einer freieren Bewegung der Vertheidigung und eines für Privatinteressen ausreichenden Rechts der Privat-

strafklage zeichnete sich auch dieser Entwurf durch die Vereinfachung der Rechtsmittel unter gänzlicher Beseitigung der Berufung aus. Wie in der Juristencommission fand dieser Entwurf auch im Ausschusse des Bundesrathes eine schonende Behandlung, nur daß letzterer das unorganische und praktisch höchst unklare sogenannte Legalitätsprincip für die Verrichtungen der Staatsanwaltschaft einführte. In der Reichstagscommission war den organischen Reformen gegenüber die conservative Tendenz so stark, daß selbst die durch zwei Klippen glücklich hindurchgesteuerte Beseitigung der Berufung ernstlich Gefahr lief, und zuletzt wenigstens hinsichtlich der kleinen Schöffengerichtsurtheile rückgängig gemacht wurde. Kein Wunder, daß die Commission weitergehende Reformgedanken nach dem Vorbilde des englischen Strafprocesses — öffentliche Voruntersuchung, Kreuzverhör, Erweiterung der Privatklage zur Popularklage als Gegengewicht des wenig geschmackvoll sogenannten Anlagemonopols der Staatsanwaltschaft — einen geschlossenen Widerstand entgegensetzte. Für die hohe politische Bedeutung dieser Reformen im Geiste der auf allen anderen Gebieten der Staatsthätigkeit angestrebten Selbstverwaltung hatten die Praktiker der Commissionmehrheit keinen Sinn; als Sicherheitsventil für die Individualinteressen zogen sie der Popularklage die ganz unorganische Beschwerde gegen die Staatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht vor. Mit zäher Ausdauer hat die Commission auch die übrigen politischen Streitfragen bei dem Entwurf durchgefochten und es ist ihr die dauernde Anerkennung dafür gesichert, daß sie hier wie innerhalb der Gerichtsverfassung den Boden des verfassungsmäßigen Rechtsstaates bedeutend erweitert und gefestigt hat.

Die Wandlungen, welche die Gerichtsverfassung vor der Einbringung des letzten Entwurfes durchgemacht, haben sich der Oeffentlichkeit entzogen. Aus der Erklärung des preussischen Justizministers vor dem Reichstage wissen wir so viel, daß derselbe in seinem Ressort, der ursprünglichen Fassung des Baskerschen Kompetenzerweiterungsantrages entsprechend, einen umfassenden Entwurf hatte ausarbeiten lassen, der dann erheblich beschränkt werden mußte, als im Baskerschen Antrage zuletzt die ausdrückliche Ausführung der Gerichtsverfassung fallen gelassen und demselben in dieser Beschränkung die Zustimmung des Bundesrathes zu Theil geworden war. Die Regierungen gestanden nun als Bestandtheile eines Gerichtsverfassungsgesetzes nur so viel zu, wie sich als unerläßliche gemeinsame Voraussetzung der Proceßordnungen ergab. Für die Strafgerichtsorganisation war schon dem preussischen Strafproceßentwurf der Plan einer dreifachen Ordnung von großen, mittleren und kleinen Schöffengerichten beigegeben. Bekanntlich wurde dieser bereits im Sommer 1873 durch den im Reichstage eingebrachten Resolutionsantrag zu Gunsten der Schwurgerichte durchbrochen, der, ohne zur Verhandlung zu kommen, durch die Zahl der einzeln gesammelten Unterschriften, nicht im Geiste der parla-

mentarischen Einrichtungen, die thatsächliche Wirkung eines Mehrheitsbeschlusses erlangte. Nachdem so die Spitze der Pyramide abgebrochen war, scheinen die mittleren Schöffengerichte kaum noch eine ernstliche Vertheidigung gefunden zu haben und waren im fertigen Entwurf durch Strafkammern der Landgerichte von fünf Mitgliedern ersetzt. Dabei hat es denn auch die Reichstagscommission gelassen, obwohl der unorganische Aufbau dieser Strafgerichtsstufen schon bei der ersten Berathung scharfe Klagen erfahren hatte. Die kleinen Schöffengerichte bleiben so als isolirtes und durch die wiedereingeführte Berufung mit Mißtrauen überwachttes Experiment zurück. Der übereilte Sturmloaf der Commission gegen die Handelsgerichte, der gleich ihre erste Sitzung wie mit einem ungünstigen Vorzeichen drückte, ist oben schon erwähnt.

So zeigt dieser Ueberblick, daß die Commission in ihrer Mehrheit kaum an irgend einer Stelle für eine große Auffassung der gestellten Reformprobleme sich empfänglich zeigte. In juristischer Beziehung hat sie das Maß der Resignation, welches bei der schließlichen Annahme der Gesetze zu üben war, fast nur vermehrt. Es ist nicht müßig rückgreifende Tadelsucht, wenn gerade im gegenwärtigen Augenblicke auf das Mißverhältniß zwischen Anspruch und Kraft der parlamentarischen Leistung gegenüber solchen Aufgaben hingewiesen wird. Die parlamentarischen Kreise haben es nicht eugen bei Ovationen, wie sie reichlich den — auf dem politischen Felde hier nicht des Mindesten in Frage gestellten — Verdiensten der Commission gebracht und von der Presse in volltönendem Echo zurückgeworfen wurden, Einschränkungen einer Selbsterkenntniß zu geben, die doch im Ausblick auf die noch viel empfindlichere Arbeit des bürgerlichen Gesetzbuches aufs innigste zu wünschen wäre. Inzwischen hat die ruhige Ueberlegung dieser drei Jahre, seit wir den fertigen Gesetzen gegenüberstehen, die Einsicht fördern müssen, daß die Herstellung der Rechtseinheit aus so großer Verschiedenheit heraus nicht wohl anders zu bewirken war, als indem man in der Hauptsache den verständigen Durchschnitt des bereits Hergebrachten und Erprobten zog, daß die Verbindung dieser Aufgabe mit weit- und tiefgreifenden Reformen das schwer genug belastete Schiff vielleicht zum Sinken überladen haben würde. Weit über alle Unvollkommenheiten dieser Codificationen ragt doch die große Thatsache hinaus, daß wieder ein oberstes Gericht über die deutschen Lande in diesen Tagen erstanden ist, ein fester Mittelpunkt für die Rechtswissenschaft wie für die Rechtsübung, die Probefstätte für das bereits geschaffene deutsche Recht, die Ausgangsstelle für seine Ergänzung und Fortbildung, unter freudiger Mitwirkung aller nicht länger durch widerstreitende Anschauungen und Gewöhnungen auseinandergehaltener Kräfte!

## Ueber italienische Feldarbeit und Auswanderung.\*)

Als ich im vorigen Jahre durch die Basilicata reiste, fiel mir an manchem Orte das Fehlen der Männer auf. Am auffallendsten war diese Erscheinung in Castelluccio, einem netten Orte des Kreises Lagonegro, inmitten einer schönen üppigen, weil wohlbewässerten Campagna. Hier schienen die Männer sammt und sonders in Papageien verwandelt zu sein, aus allen Fenstern schrien diese Vögel, und die Frauen, ein wahrhaft prächtiger Schlag, versahen in Haus und Feld die Arbeiten des starken Geschlechts. Meiner verwunderten Frage wurde die Antwort, daß aus der unteren Stadt — Castelluccio inferiore — achthundert, aus der oberen — Castelluccio superiore — elfhundert nach Amerika ausgewandert seien. Diese Zahlen erschreckten mich und mir bangte um die Zukunft der herrlichen Campagna. Mir bangte um die Zukunft der ganzen, so herrlichen Basilicata, als sich die Erscheinung in jedem Orte wiederholte, ebenso um Calabriens Zukunft, als am Morgen meiner Abreise in Castrovillani — einer Stadt der Provinz Calabria citeriore — gleichzeitig mit mir etwa fünfzig Personen, Männer, Frauen und Kinder, die Eisenbahnstation Camarata erreichen wollten, um nach Neapel, auf ein amerikanisches Auswandererschiff zu gehen. In Camarata warteten schon viele mit Sack und Pack und der Südzug brachte noch eine Menge Gleichgesinnter mit, sodaß an diesem Einen Tage, man kann rechnen die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes die italische Heimath verließ, einem ungewissen Geschick entgegenzugehen. Hier die fortziehenden Arbeitskräfte, ringsum die breiten, zu allem Guten angethanen, aber unendlich vernachlässigten Felder: die Sache gab zu denken, und ich setzte mir vor, dem Gegenstande ein eingehenderes Studium widmen zu wollen. Das Resultat desselben fasse ich heute in Kürze hier zusammen.

Ich erfuhr zunächst, daß die Sache auch andern zu denken, zu bedenken gegeben, daß auch viele andere ein Specialstudium daraus gemacht, daß sich sogar die italienische Kammer gegenwärtig lebhaft damit beschäftigt, die „piaga dell' emigrazione“ zu heilen. Diese glaubt ein Specialgesetz müßte das rechte Heilmittel sein und eine parlamentarische Commission redigirte bereits ein Project. Dieses Project wird begleitet von einer Relation, welche auf Grundlage zahlreicher guter und schlechter Arbeiten über dieses Thema

\*) Rivista Europea 1879. Vol. XII. Fasc. IV. Vol. XIII. Fasc. I—IV. — Il Bruzio, Giornale politico etc. Vol. I. — Il Pungolo, Giornale della Sera, 1879 No. 146. — Ministero di Agricoltura: Relazione interno alle Condizioni dell' Agricoltura sul quinquennio 1870—74. — L. Franchetti, Condizioni econom. — G. Florenzano: Sull emigrazione etc. — Rassegna politica etc. di Firenze 1876. — etc.



gearbeitet wurde. Aus ihr ersieht man zunächst, daß es vorläufig noch an officiellen statistischen Nachrichten über die Zahl der italienischen Auswanderer fehlt, daß es sogar schwer war, eine auch nur annähernd richtige Durchschnittszahl anzugeben, doch glaubt man der Wahrheit nahe zu kommen, wenn man dieselbe auf 35—40,000 festsetzt.

Was die Qualität dieser Auswanderermasse betrifft, so ergeben sich folgende Verhältnisse. Weit über die Hälfte sind Landleute, Ackerbauer, Tagelöhner. Gleich nach diesen kommen die Handwerker, etwa ein Fünftel. In geringer Zahl erscheinen Leute, die ein Amt oder sonst einen Beruf haben, und zuletzt die Berufslosen oder von unbekanntem Berufe. Die Frauen machen ein Zehntel aus, über drei Fünftel der Männer von zwanzig bis vierzig Jahren.

Und wie viele von diesen, fragt die Relation, kommen zurück? Sie beantwortet die Frage mit Herzweh. Zu Hunderten wandern sie aus, zu Zehn kehren sie wieder: kaum ein Sechstel soll die alte Heimath wieder aufsuchen!

Seien es nur 30,000, welche jährlich auswandern, und nehme man an, daß jede Person an Reisekosten zc. etwa 500 Lire verbrauche, so giebt das die Summe von 15 Millionen, die alljährlich aus Italien in die Fremde gehen. Nun spricht man freilich von den Millionen, welche zurückkommen, das *Bolletino consolare* schließt aber die hier bezügliche Rechnung in seinem Rapport über die italienische Auswanderung von 1877—78 damit ab: „Was die von den Colonisten in die Heimath beförderten Summen betrifft, so erreichten sie im Jahre 1878 die Höhe von etwa zwei Millionen Lire“, und fügt hinzu, daß nur etwa vier Procent der Ausgewanderten Subsidien nach Hause schicken können.

Das genügt nun freilich nicht, zu schließen, daß die Auswanderung ein Schaden sei, auch stellt sich gerade diese Angelegenheit, wie wir später sehen werden, ganz anders heraus; ob sie ein Schaden sei, muß im Zusammenhang mit öconomischen Verhältnissen des Landes betrachtet werden.

Die Auswanderung vollzieht sich entweder aus Uebermenge der Bevölkerung oder aus Mangel daran. Ist die Bevölkerung Italiens nun zu groß zu den Bedürfnissen des gesammten socialen Lebens? Oder kann sie diesen Bedürfnissen nicht genügen? Im ersten Falle bringt die Auswanderung Nutzen, im andern schadet sie. Im ersten Falle ist sie eine mögliche Wohlthat für den, der fortgeht, eine gewisse für den, der bleibt: er findet die große Concurrenz verringert, eine freiere Ausdehnung der socialen Kräfte, einen weniger harten Kampf ums Dasein. Im zweiten Falle, wo dem schon schwachen Körper noch fortwährend Kräfte entzogen werden, wird die Blutharmuth nur vermehrt.

Warum nun wandert man in Italien aus? Es ist zunächst nicht nothwendig, diese Frage zu beantworten, und die erwähnte Relation faßt die Factoren der Auswanderung in einen specialen oder localen und allgemeinen zusammen.

Unter den localen Ursachen werden die ungenügenden Arbeitslöhne, die ungleiche Theilnahme an den Bodenproducten, die abscheulichen Pachtverträge der Besitzer mit den Pächtern und Kleinbauern, die den Herren das Löwenantheil wahren, der im Süden noch immer herrschende rechtlose Zustand des Arbeiters genannt, dann der Wucher, der dem Armen den letzten Blutstropfen auspreßt und sich der fast ungetheilten Frucht der Arbeit des Feldarbeiters freut, dabei so unverschämt, so frech auftritt, daß in hunderten von Dörfern der Wucherer die wichtigste Person ist. Ferner werden erwähnt die schlecht gebauten, ungenügenden, stinkenden, ungesunden Wohnungen, die gänzlich fehlende Hoffnung einer weniger trüben Zukunft, der absolute Mangel an Vertrauen, seine Umstände durch Arbeit irgendwie verbessern zu können.

Darum das Vorziehen einer möglichen Besserung vor der unerträglichen Gegenwart, zusammengesetzt in dem Klagewort: „Schlechter kann es ja doch nicht werden“, und ausgeführt durch die Auswanderung.

Die allgemeinen Ursachen fassen sich zusammen in dem Mißstande, den die große Steuerlast hervorgebracht, unter der die ärmeren Classen fast erliegen: Verzehrsteuer, hohe Salzpreise, Mahlsteuer, während die Verdoppelung der Grund- und Vermögenssteuer durch die sogenannten „Centesimi addizionali“, welche die Besitzenden und Industriellen paralyßirt, sie noch immer mittelbar durch mangelnde Unternehmungslust oder Arbeitseinstellung trifft.

Auswanderung also auch hier als Folge.

Und was bezweckt nun jener Gesezentwurf? Wogegen, oder gegen wen richtet sich derselbe? Gegen die Auswanderungsagenten, die das arme Volk betrügen. Genügt es die Viper, den Scorpion zu tödten, wenn ich das Gift in meinem Leibe habe und weiter tragen soll?

Ganz gewiß existiren diese Infamen, die Speculanten, Händler mit Menschenfleisch, und dies schändliche Handwerk muß ihnen nach Möglichkeit gelegt werden, das Problem der Auswanderung aber bleibt bestehen, und um dies zu lösen, dessen Wurzeln so unendlich tief im italienischen Volksleben stecken und das eine lebhafteste Manifestation der socialen Frage ist, genügen hundert Gesetze nicht.

Italien ist arm: kann es ein Gesetz reich machen? kann ein solches die traurigen Zustände einer immer wachsenden Menge wandeln? Kann es die Steuern vermindern, die Löhne erhöhen? der niederliegenden Industrie aufhelfen, dem Handel, dem Ackerbau? Kann es der eingerissenen Trägheit und

Gleichgültigkeit die freudige Thätigkeit, dem Scepticismus den Glauben, das Vertrauen substituiren?

Das kann es nicht und so bleibt die erhoffte Wirkung jenes Gesetzes eine illusorische, und wenn sie das Uebel wirklich um ein Tausendstel bessern sollte; aber auch das thut sie nicht, denn wie die Sache heute liegt, dient jene Wunde auch zur Ableitung böser Säfte aus dem kranken Körper, die, wenn mit Gewalt zurückgehalten, die größten Gefahren mit sich bringen könnten.

Und doch könnte Italien, dieser Agriculturstaat par excellence, ein reiches, ja das reichste Land der Welt sein, wenn es nur wollte, wenn seine Herren nur wollten. Grund und Boden ist da und in vorzüglicher Qualität, ein eben so vorzügliches Klima unterstützt die Arbeit der Menschenhände, diese Menschenhände sind willig und geschickt zur Arbeit, an Capitalien fehlt es nicht, durchaus nicht. Aber der größte Theil der Felder liegt brach, der Rest ist oberflächlich und dürftig bebaut, der Fortschritt in Werkzeugen und Verfahrensweise ist fast unbekannt geblieben, die ihre Kräfte, ihr Leben dem Felde widmen, sterben vor Hunger, die Herren schlafen auf ihren Capitalien.

Alle diese traurigen Mängel, die in einigen Gegenden Ober- und Mittelitaliens fehlen, oder sich mehr verdecken, springen in den südlichen Provinzen, vornehmlich Puglien, Basilicata und Calabrien klar in die Augen. In den beiden leztgenannten Provinzen sind alle Bedingungen zu Glück und Reichthum durch die Natur erfüllt: und sie sind blutarm. Daran haben Schuld zunächst die politischen Ereignisse. Wie das Land dereinst blühte, waren es die Verwüstungen der Sarazenen, die es an den Bettelstab brachten. Von jenen finstern Zeiten erzählen noch heute die zahlreichen Wartthürme, die seine Küsten einfassen, erzählen die Städte auf den Bergen, wohin sie sicher nicht gehören, wohin sie die stete Gefahr von der Ebene weg überzusiedeln zwang. Diese Berge mußten, um sie zu Fruchtboden umzuschaffen, entwaldet werden. Folge davon die Ueberschwemmungen der Flüsse, die sich jetzt jäh und heftig in die Thäler, in die Ebenen stürzten, um diese mit Sümpfen, Geröll und Malaria zu erfüllen. Dann kamen die Normannen, die Deutschen, die Spanier und die Franzosen. Sie vereinigten alles eroberte Land unter die Hand weniger Fremden, die, da sie nur Ein Interesse kannten: gewaffnet zu sein und bewaffnetes Volk zu haben, das Land nur so weit cultivirten, als es ihnen und den ihrigen zu unbedingtem Lebensunterhalt diente, welche die Grenzen ihres Besitzes nur überschritten, um mit den Nachbarn zu kriegen. Unter den geringen Producten eines schlecht bebauten Landes verarmte und verthierte dessen Bevölkerung gar bald. Während das übrige Europa und Italien vorwärts schritt, blieb man hier und schritt man aus Grund großer Weltferne und Abgeschlossenheit immer mehr zurück.

Doch drang endlich die französische Revolution mit ihren Reformationen

auch hierher. In zehn Jahren verschwand der Feudalismus, fahrbare Straßen entstanden, heilsame Gesetze wurden gegeben, die Sicherheit hergestellt. Die Abolition der Feudalität blieb aber im Anfang stehen, die Vertheilung der Domänen, der Verkauf der Klostergüter kam dem Volke nicht zu gute, das statt einiger weniger Herren jetzt viele und mit ihnen nur neue Tyrannen und schlimmere, weil kleinere, erhalten hatte. Das Proletariat blieb.

Sofort auch beeiferten sich die wiedergekehrten Bourbonen die inzwischen mit dem andern Italien angeknüpften Verkehrsfäden wieder abzuschneiden, und als 1860 die Administration des geeinigten Italiens in der Basilicata, in Calabrien eindrang, fand sie die Bevölkerung noch immer in zwei Classen getheilt: Bedrücker und Bedrückte, oder, wenn das besser lautet: Arbeitgeber und Arbeiter, dazwischen nur wenige Kleinbesitzer und Kaufleute, und — eine Uebersahl von Advocaten. Die Besitzer, die bisher niemand von ihren Thaten Rechenschaft zu geben gebraucht hatten, waren meist voll Laster, hart, frech und grausam, gewaltthätig immer. In den Unterdrückten standen sich Furcht, Gehorsam, Unterwürfigkeit und offene brutale Auflehnung, die im Brigantaggio gipfelte, unvermittelt gegenüber.

Die Reichen wendeten kein Capital an ihre Besitzungen, begnügten sich mit den Früchten fast wildgewachsener Bäume, eines ausgemergelten Bodens. Die Armen hatten nichts als ihre zwei Hände, miserabelstes Werkzeug, schlechtesten, fast nur in Nahrung bestehenden Lohn: ihr Leben war ein Verhungern mit Hindernissen.

Daran ist nun heute nur wenig geändert. Außer den Gegenden, wo mit geringen Kosten Agrumi, Oliven, Feigen und Aebeln gedeihen, ist das ganze Land entweder uncultivirt, dem kleinen und großen Weidevieh zu jeder Jahreszeit und bei Tag und Nacht überlassen, oder es ist mit Korn und Hülsenfrüchten, aber in oberflächlichster Weise bebaut. Die nöthigen Furchen sind nur gerigt mit Pflügen, deren Schareisen 30—35 Centimeter lang und an der Base nur 8—9 breit sind. Wegen Düngermangels muß das Land nach zwei oder drei Jahren immer für längere Zeit brach liegen. Was auf diesem Boden wächst, erscheint dünn und dürftig. Das ist nur anders in der Nähe von Flüssen, wo eine Bewässerung leicht ermöglicht ist. Bewässerung auf jeden Fall erfahren nur die Agrumipflanzungen, sie sind dem Besitzer „Liebkind“, weil der Preis ihrer Früchte in den letzten Jahren eine dreifache Steigerung erfahren.

Die Culturstriche dieser südlichen Provinzen sind bald überschaut. In Calabrien, um Reggio, bedecken die Agrumiplantagen (Agrumeti) die Küsten der beiden Meere: längs dem Tyrrhenermeer finden sie sich in den Thälern des calabrischen Apennins und mischen sich mit den reichen Weingärten Palmis. Längs dem Jonischen sind sie zunächst an der Küste, dann bedecken sie den

Fuß der Hügel, zwischen denen Feigen und Oliven und sumpfige Ebenen mit einander abwechseln. Die Ebene von Palmi überkleidet ein großer Olivenwald, in welchem man Bäume hoch wie Eichen und Buchen sehen kann. Auch die Hügel des jonischen Vittorale und einige Punkte der Berglandschaft näher dem calabrischen Centrum sind mit dem Baum der Minerva bewachsen. Es folgen die Vignen von S. Biase und des Saruto, sowie die colossalen, meilenlangen Olivenwälder von Rossano und Carigliano, wo man die Abhänge noch mit Maulbeer- und Feigenbäumen bepflanzt sehen kann. Wohlbebaut auch ist das Gebiet der sogenannten Casali von Cosenza und die durch den Coscile (den Sybaris der Alten) berieselten Felder um Castrovillari. Als gutes Culturland kann man ferner die bewässerten Striche des oberen Agri-thales in der Basilicata nennen, in dem unteren die Gemüesfelder von Senise, die Weingärten von Potenza, Mionera und Melfi, die Olivenpflanzungen von Ferrandino und Pisticci in der Gegend des antiken Metapont.

Die Cultur des übrigen Landes ist in einem verwilderten Zustande. Da sieht man schöne, breite, sanft ansteigende Hügel, die wohl geeignet wären, Früchte aller Art zu erzeugen, kaum von Menschenhänden berührt. Die Hochflächen der Apenninen sind zumeist Farnkräutern, Dornen und Disteln überlassen, die Abhänge nackt, das große Silagebiet wüßt und wild. An allen Küsten haust die Malaria, die auch die Flußthäler vergiftet, darum die mangelhafte oder ganz fehlende Cultur. Ganze Hügelketten sind schnöde verlassen, und doch zeigen einzelne prächtige Olivenbäume, wie lohnend ihr Anbau auch hier sein würde. Die Ebenen und Hügel von Cotrone, von Matera und Melfi sind zum Theil unbebaut, ein Theil muß Jahre lang brach liegen, ein anderer erscheint vom Pfluge nur leicht berührt, das deuten die noch obenaufliegenden Unkräuter und Stoppeln des vorigen Jahres.

Wie haben die Wasser auf dem Thonboden der südlichen Basilicata gewirthschaftet, ganze Hügel haben sie hier nach und nach abgetragen, und die kleinsten Wasseradern gruben sich zehn und mehr Meter tiefe Betten, so daß der Boden durchaus zerrissen und durchlöchert erscheint. Die Flüsse stürzen sich ungebändigt auf das Land, tragen ganze Besitzthümer weg und breiten sich bis zu Kilometerbreite aus. Niemand hat bis jetzt auch nur versucht, ihnen Zügel anzulegen. Die Mündungsgebiete sind das Traurigste, was man sehen kann: meilenweit nichts als Sand und Geröll, zwischen welchem stinkendes Wasser stagnirt. Münden zwei parallel nur mehrere Miglien von einander, so ist der Landstrich zwischen ihren Mündungen ganz sicher eine Geröllwüste von Malaria erfüllt. In der Campagna findest du kein heiter gastliches Haus, höchstens zeugt die lüderliche Strohhütte eines Feldhüters vom Dasein der Menschen. Die Bauern drängen sich in den fernem schmutzigen Ortschaften zusammen und verlieren die halbe Nacht, den halben Tag, um

auf die Felder und von da nach Hause zu kommen. Dies jedoch nur zur Erntezeit, nach der Ernte hat das Land ein Aussehen, als ob es durch ein großes Sterben, oder einen völkermordenden Krieg verwüstet worden wäre, oder als ob sich durch viele Jahrhunderte ohne Unterlaß schlechte Ernten gefolgt seien, die den Besitzern und Arbeitern kaum zum Leben gelassen, oder aber, daß diese Gegenden von einem ganz besonderen Menschenschlag bewohnt werden, der mitten in einem Culturlande wild geblieben und das menschliche Bedürfniß, sein Schicksal stetig zu verbessern, nicht kennen lernte.

Die Pflicht, Capitalien auf die Cultur zu verwenden, ist den hiesigen Besitzern noch völlig unbekannt. Man giebt nur so viel her, als unbedingt nöthig ist, um Samen fürs Feld und Brod für die Arbeiter zu beschaffen, alles andere wäre nur riskirtes Geld, und ein Risiko zu übernehmen, mag sich keiner hergeben, das ist lediglich Sache der Pächter. Bei dem sogenannten Schätzungcontracte (*contratto d'estimo* oder *di gabella*) läßt der Besitzer drei Monate vor der Ernte, wo es kaum möglich ist, diese mit Sicherheit zu taxiren, die vorhandenen Früchte abschätzen und übergiebt sie einem Speculanten, der sich in Zahlung zu einer bestimmten Menge Del verpflichtet und das große Risiko übernimmt, dem die Früchte bis zum Ende der Ernte (März, April) ausgesetzt sind. Diese Speculanten zahlen ein Handgeld, sie sind entweder kleine Capitalisten und Kleinbesitzer, welche Delindustrie treiben und sich zu diesem Zwecke oft in „Gabella“ associiren, um die Oliven einer ganzen großen Meierei zu erwerben, oder sie sind Bauern, die kleine und kleinste Parcellen, oft nur wenige Bäume, nehmen, und der Concurrnz wegen die Preise übermäßig hinauftreiben. Bei diesen fehlt es an Garantie: ist die Ernte schlecht, so schaut für den Besitzer wenig oder nichts heraus, ist sie gut, so ist es Sache des herrschaftlichen Guardians zu wachen und den Tribut beizutreiben. Uns muß es aber naiv genug erscheinen, wenn sich die reichen Herren beklagen, daß sie oft gezwungen seien, ihre Oliven auf eigene Rechnung zu ernten und die Gefahren einer schlechten Ernte auf sich zu nehmen. Das scheint den Herren hart und unerklärlich und doch weiß niemand besser als sie, wie der arme Bauer nicht mehr gewinnt, als was ihn vor unmittelbarem Hungertode schützt.

Wie schwer sie in den Geldbeutel greifen, ist ersichtlich auch aus dem Contracte „*a profitto*“, durch den sie sich geradezu unentgeltlich neue Anpflanzungen von Fruchtbäumen verschaffen. Da hat der Herr irgendwo ein Stück nacktes, unbebautes Land, dieses übergiebt er dem Bauern zur Bepflanzung. In einigen Gegenden hat es dieser drei Jahre lang umsonst, denn die Bäume erzeugen noch nichts, und der Bauer lebt von den Gemüsen, die er zwischen den Stämmen zieht. In andern fordert der Herr Pacht gleich von Anfang an und verlangt in den folgenden Jahren eine Abgabe als festen

Pachtzins oder als Theilertrag der Früchte. Läuft der Contract ab, zumeist „wenn die Blüthen Früchte haben“ (nach acht Jahren für die Agrumeti), so bezahlt er dem Bauern einen Theil der Differenz zwischen dem Schätzungspreise vor und nach der Melioration des Grundstückes: ein Drittel (Reggio), oder ein Siebentel (Palmi). Auf eigene Kosten besorgt der Besitzer nur die Bewässerung. So erhielt er denn ein Grundstück, werthlos vorher, jetzt werthvoll, fast umsonst. Es ist allerdings wahr, daß er vorher einige Darlehen machen muß, denn der Bauer, der die Erde zur Verbesserung übernahm, hat fast niemals das nöthige Geld zum Ankauf von Bäumen, von Dünger, zur Beschaffung des Lebensunterhaltes für sich und die Seinen, doch giebt er dieses auf so hohe Zinsen, daß er dem Armen am Ende des Contractes meist nichts herauszuzahlen braucht. Dann ist seine Freude groß, so wohlfeilen Kaufes weggekommen zu sein.

Das ganze Pachtsystem Italiens, besonders aber Süditaliens liegt gar sehr im Argen, es ist der Ruin des Landes und des Volkes. Am besten steht es noch in Toscana. Dort unterscheidet man zwei Classen von Bauern: feste Pächter, mezzadri, die auf dem Boden sitzen mit unveränderlichen, durch den Gebrauch fast unumstößlich gewordenen Verträgen. Nur durch eigenes Verschulden könnten sie vertrieben werden. Sie sind hier des Lebensunterhaltes und der Arbeit sicher jeden Tag des Jahres und pflegen des Bodens mit größerer Liebe. Allerdings giebt es neben ihnen Leute schlechteren und ungewisseren Unterhaltes, das sind die sogenannten Pigionali oder Miethmänner.

In Basilicata und Calabrien werden die Contracte mündlich gemacht. Nach ihnen besitzt der Pachtende (ich sage geflissentlich nicht „Pächter“) das Land nur auf einen Theil des Jahres, d. h. bis zur Ernte, da in vielen Gegenden sich der Herr noch das Weiderecht auf dem Stoppelfelde des Armen wahrt, und er gewinnt mit seinem Pachte nur das Recht des Pflügens, einer Aussaat und einer Ernte. Das aber ist ungenügende Arbeit, und so können, da man den Olivenbäumen gar keine Pflege angebeihen läßt, in den Südprominzen nur wenige Bauern das ganze Jahr hindurch auf Einem Gute wohnen. Da giebt es denn ein fortwährendes Wandern von der Ebene in die Gebirge und umgekehrt. Man findet die cosentinischen Bauern, da ihre Felder später reifen, Anfangs Sommer in Sicilien, die der Abruzzes über die ganze Terra di Lavoro ausgebreitet. Zur Olivenernte strömt das Volk des Gebirges an den Küsten zusammen. Hier ist die Agricultur noch im Nomadenzustande. Das Angebot der Arbeit, die Erntewochen ausgenommen, ist auch immer größer als die Nachfrage und drückt die Löhne herab. Was der Arme vorgeschossen bekommt, kostet ihm bei gütigen Herren zwölf Pro-

cent, fast überall jedoch werden ihm fünfundzwanzig Procent abgenommen, sei es in Korn oder in Geld.

Nun wäre es in einigen Gegenden wohl möglich durch Verbesserung des Bodens demselben auch zwei Ernten abzugewinnen, aber bei der Kürze des Vertrags würde er ihn nur zu Gunsten seines Herrn oder des Nachfolgers bessern: so läßt er's. Kann er nicht zahlen, oder kommen bessere Angebote, so wird er ohne Gnade vertrieben. Der Herr läßt das Land lieber brach liegen, als daß er es auf einen neuen Versuch ankommen ließe. Hat der Pächter kein Capital oder scheint er keine genügende Garantie zu bieten, ihm solches vorzuschließen, so bleibt das Feld liegen. Die Arme zur Arbeit sind da, aber die Unternehmer fehlen, oder der Arbeiter setzt seine volle Kraft ein und empfängt dafür nichts als elenden Unterhalt, elende Kleidung, elendeste Wohnung: er ist allen Entbehrungen ausgesetzt. Sehe man doch, wie viele Personen sich in den dürftigen Gewinn des Arbeiters theilen, wie viele darauf warten: der Bodenbesitzer, der Wucherer, der Verleiher des Pfluges und der Stiere und andere. Daß er dann noch immer arbeitet, bleibt zu verwundern.

Und er arbeitet gut und fleißig, wenn auch wenig intelligent, denn Neuerungen durchbrechen nur schwer die im Feldbau besonders dicken Mauern der alten, uralten Traditionen. So geht ihm die Haße noch immer über den Pflug, so meint er, daß Dünger den Olivenbäumen schade u. s. w. Dies nur im Vorübergehen.

Beobachtet man den Feldbau der bergigen Zone, wo der Großbesitz ohne großes Capital nicht aufkommen könnte, wo alles verpachtet wird und nur die kleine Cultur vorherrscht: so sieht man hier einen staunenerregenden Fleiß sich entwickeln: hier werden Steine gelesen, Büsche gerodet, wird tief gegraben, Erde in Säcken und Körben zugetragen, Wasser geleitet. Da findet man auch an den felsigsten, unzugänglichsten Stellen wenige Quadratmeter Feld, inmitten des Gebüsches ein kleines, ein paar Fuß breites Bohnengärtchen. Wahrhaft rührend, wie von Kindern zusammengespielt, erschien mir dieser Piliputfeldbau an den Hängen des Garganus, den die Bauern von S. Angelo bearbeiten.

Dies zeigt, wie der Bauer, wenn er, wie gesagt, auch kein Freund der Verbesserungen ist, doch das Verlangen nach Arbeit, die Geduld dazu, den Fleiß und die Ausdauer für sich hat, und mit diesen Mitteln würde er seine Lage verbessern können, wenn das Anfangscapital nicht auf ihm lastete, wenn die Bedingungen, unter denen sie Boden und Geld bekommen, nicht so sehr harte wären. Eigenes Land zu kaufen muß er ins Reich der Träume verweisen. So bleibt sein größter Ehrgeiz, sein Ziel und Streben: von einem Tag zum andern zu leben, immer wohl oder übel zu essen zu haben.



Ob er mit den Herren einen Naturalvertrag eingeht, oder bei ihnen auf Tagelohn geht, bleibt sich dabei so ziemlich gleich, nur kann er die Arbeit im ersten Falle etwas beschleunigen.

Interessant ist es, die hier bestehenden Contracte, die sich „wie eine ewige Krankheit forterben“, ein wenig näher anzusehen. In demjenigen, welcher „*Colonia parziaria*“ genannt wird, ist fast stets die Frucht der Bäume des Gutes ausgeschlossen. In einigen Gegenden hat er, der Pächter, einen Theil derselben, in Reggio z. B. nur unter der Bedingung, daß er sich verpflichtet, die Oliven zu ernten und zu pressen, wofür ihm ein Drittel oder ein Viertel des Productes wird. Von den Feigen, wenn er sie pflückt und trocknet, erhält er ein Viertel. In den bereits erwähnten Casali von Cosenza hat er unter genannter Bedingung von Del und Wein ein Drittel, und die Hälfte der Feigen, wenn die andern Bäume alle zum Gebrauch des Besitzers bleiben. Dort giebt es auch viele Bauernhäuser auf dem Grund und Boden selbst, „*torri*“ genannt, wovon die Bewohner „*torrieri*“. Doch ist er noch gezwungen, die Maulbeerblätter zu festgesetzten Preisen zu kaufen. Im Ganzen geht es dem Bauer hier besser, große Feigenernten helfen ihm auf, doch ist auch er gezwungen wegen Mangels an Arbeit im Winter die Kornfelder von Cotrone und die Siciliens zu bearbeiten, während die Frauen im November zur Olivenernte in das Rossanische gehen. Auch er lebt auf Vorschuß.

Um auf die Verträge zurückzukommen: in schlechten Gegenden, die viel Arbeit erheischen, erhält der Bauer bis drei Viertel des gewonnenen Productes, in fruchtbaren die Hälfte des Mais und ein Drittel des Kornes. Das ist wenig genug, denn davon kommt der Abzug von Arbeitslohn an fremde Kräfte, der Preis der gemietheten Zugthiere, von denen das Joch am jonischen Meer um Reggio herum zur Saatzeit 3,50 Lire, zu andern Zeiten 2,50 Lire kostet. In einigen Gegenden der Basilicata bezahlte man dafür noch 1860 4,50 Lire, jetzt schon 8,50 Lire. Diese Thiere geben entweder die Besitzer selbst her, oder die besser gestellten *Massari*. Das Saatkorn wird mit fünfundzwanzig Procent vorgeschossen. Um Reggio erhält der Bauer contractlich die Hälfte des Productes, wenn er das Saatkorn selbst, ein Drittel, wenn es der Herr lieferte.

Interessant ist es ferner, das Leben dieser Ackerleute kennen zu lernen, zunächst einmal in Puglien, dieser reichen Agriculturprovinz. Hier scheiden sich noch streng, wie nur je Kasten in Indien, die vier Classen der Großgrundbesitzer, der Kleinbesitzer, der Pächter und Arbeiter von einander, aber überwiegend sind die ersteren. Der Großgrundbesitz versammelt sich in der Provinz von Bari mit großem Kornbau und ausgedehntem Heerdtrieb, in der von Lecce mit Korn und Del. Außerdem ist die Küste der Provinz Bari

reich an Weingärten und Oelpflanzungen, Küchengärten, Gärten und freundlichen Villen. Die in das Land hineinliegenden felsigen „Murgien“ dagegen sind baumlos, nackt, nur hier und da sieht man etwas Buschland, und werden als Weide benutzt. Bleiben wir auf dem Kornlande und besuchen eine der in der unendlichen Fläche liegenden Mafferien.

Mitten in den Feldern liegen Gebäude für Korn und Stroh, dabei die Wohnungen für den Herrn, die Arbeiter und das Vieh. Zwar der Herr kommt nur selten her, fast immer nur zur Aussaat und zur Ernte. Er fürchtet die Malaria und die trostlose Einsamkeit und kann sie meiden. Wo aber der Herr fehlt, mangelt alle und jede Bequemlichkeit, von Comfort ganz zu geschweigen. Wo er sich nie zeigt, in den Murgien und auf dem Tavoliere, sind die Gebäude alt, verfallen, fast untauglich zur Wohnung für Menschen, und ohne gute Ställe. Im Gegensatz dazu sind die Villen des Littorale, allwo es angenehm zu hausen, als Sommerwohnungen sehr gut erhalten, oft sogar geschmackvoll und schön.

Auf der Mafferie ist das Erdgeschloß besetzt von den auf ein Jahr gemietheten Arbeitern, neben diesem liegen die Magazine für die Producte, für das Ackergeräth und ringsum die Ställe. Der Oberstock ist dem Herrn oder seinem Verwalter aufbehalten, der hier von der Höhe des Thürmchens die Arbeiter übersehen kann.

So eine Mafferie wird nun entweder verpachtet, oder dem Verwalter, Fattore, einem Vertrauten des Herrn, zur Administration übergeben. Unter diesem Fattore steht (und man bemerke, wie streng, fast militärisch geregelt dies Alles ist) der Oberaufseher, der Curatolo, dem alle Feldarbeiter untergeben sind: die Pflüger, Säer, Mäher u. a. Ihm folgt der Unteraufseher, Sottocuratolo, der die Arbeiten zu allen Jahreszeiten überwacht, den Samen streut, dem Dreschen beivohnt und den Curatolo vertritt, wenn dieser abwesend. Der nächste Beamte ist der Capocarriere, er mischt das gereinigte Korn und überwacht das Brechen der Schollen und die Pflügung. Ein geschickter Arbeiter, der Sottocapocarriere, ist sein Stellvertreter. Der Capoimporcatore (lat. porca, das Saatbeet) beaufsichtigt die Eintheilung der Saatflächen in sogenannte porche, sein Substitut ist der Sotto-imporcatore. Dem Gualano sind die Kühe für den Pflug unterstellt, dem Giumentaro die Stuten, der Matarolo giebt das Stroh aus für die Thiere, der Capobuttaro vertheilt Brod, Del und Salz an die Tagelöhner und führt seine Rechnungen in präadamitischer Weise auf dem Kerbholz, der Buttaro holt die Lebensmittel aus der Stadt.

Jedes Amt ist ganz genau bestimmt und begrenzt und alle Confusion wird vermieden. Jedes Jahr am 8. September wird „caparrato“, d. h. mit Handgeld gedingt und dieser Ding dauert bis zum 7. September des

nächsten Jahres. Außer diesen in Jahreslohn stehenden Leuten giebt es nun noch die Tagearbeiter: Zappatari (zappa = Karst, Hacke) und Zappellari, welche die in Puglien so verachtete Kaste der sogenannten „Casoni“ (was zum Schimpfnamen geworden) bilden, und die Mähder, die noch unter den Zappatori rangiren.

Nebenbei bemerkt sei, daß diese Leute, vom Curatolo bis zum Mähder, unter sich nicht verwandt sein dürfen. Verwandte werden, um Verbindungen zu seinem Schaden zu vermeiden, vom Herrn nie angestellt.

Wie nun sind sie bezahlt? Auch hier ist alles auf das Genaueste festgestellt. Der Oberaufseher bekommt ein Jahreslohn von 333 Lire, 12 Tomolo Getreide (à 0,55545 Hektol.) und die Mahlkosten der 12 Tomoli, dazu Salz, Del, und jeden Tag während der Saatzeit eine halbe Lira für Zuckert, ferner den Nettoertrag einer „Versura“ (1,2345 Hektar) Kornausfaat, also ungefähr 25 Tomoli, und zwei Versuren Bohnensaat, circa 40 Tomoli im Mittel: was Alles zusammen genommen etwa 1100—1200 Lire im Jahre ergiebt.

Dieses Amt ist sehr gesucht. Oft wird er zu Tisch beim Herrn eingeladen, hat ein besonderes Zimmer, wo er auch Frau und Kinder halten kann.

Der Lohn des Sottocuratolo ist 262 Lire, dasselbe Getreidequantum, jedoch nur die Hälfte der Bohnen: im Ganzen ungefähr 900 Lire jährlich. Der Capocariere und der Capo-imporcatore erhalten an Geld 190 Lire, 9 Tomoli Getreide, ein Tomolo Bohnen, dann Salz und Del: im Mittel 380 Lire. Der Gualano und der Capobuttaro haben 380, der Buttaro und der Matarolo, meist junge Burschen, 170 Lire im Ganzen.

Welches Leben bei circa einem Lire den Tag geführt werden kann, versteht sich leicht, oft haben sie noch damit Weib und Kind zu versorgen, die in der Stadt wohnen und nichts verdienen können. Nach Hause kann er also nicht gehen und hier auf der Masserie besteht seine Wohnung nur in einem verräucherten schwarzen Loch, ohne Stühle, mit einem Herd, wo meist Stroh gefeuert wird. Hier herrscht ein Gestank, vor dem zurückschreckt, wem noch der Geruchssinn geblieben. Sie riechen nichts mehr und essen hier ihr Brod und ihre Zwiebel. Die Kinder dieser Armen können nichts lernen, sie werden armselige Gualani oder Buttari werden, ohne Hoffnung, es je weiter zu bringen. Nur der Curatolo wird oft ein kleiner Maier, bleibt aber natürlich unwissend wie zuvor.

Man behauptet, daß die Heirath für den Landarbeiter eine Quelle des Wohlstandes sei, denn die Kinder seien unentgeltliche Arbeitskräfte. Wo aber ist das Feld, das sie bestellen können? Und was sie verdienen ist so gering, daß es kaum zum Leben reicht. Denn die oben angeführten Löhne sind die besseren, die der reichen und wohlwollenden Herren. Allerdings ist die

Arbeitszeit nur kurz, die Arbeit nicht anstrengend, aber Erhöhung der Arbeitszeit und der Löhne würden sie nicht annehmen. So treibt sie das Elend, die Herren zu bestehlen. Der Capobuttaro, der Brod, Del und Salz austheilt, betrügt nicht den Herrn, er betrügt, die elender sind als er.

Die Löhnung der Tagearbeiter wechselt je nach Bedürfniß, Angebot, Wetter, Jahreszeit und selbst nach den Marktpreisen. Aber so niedrig er ist, Arbeiter sind noch immer da: acht Zehntel der arbeitenden Bevölkerung Pugliens sind Feldarbeiter. Wie der Gassenjunge der Großstadt, wenn er nur laufen kann, sofort einen Kleinhandel mit Streichhölzchen und ähnlichem anfängt, so fängt der kleine Landjunge in frühesten Jugend an, ein paar Stück Vieh auf die Weide zu treiben: Schwein oder Kalb, und sein Reißigbündel oder eine Tracht Kuhdünger nach Hause zu tragen zur Feuerung. Ist er zehn Jahre alt, bringt er seine 30 Centesimi mit nach Hause, arbeitend von früh bis abends. Diese Eile, die jungen, sich eben entwickelnden und schlecht ernährten Kräfte auszunützen, ist einer der vornehmsten Gründe der Schwäche der Klasse, der großen Sterblichkeit der Knaben und einer kurzen Lebensdauer. Diese apulischen Knaben von fünfzehn Jahren gehen hinter dem Pfluge her und gewinnen außer dem Brode nur noch 40—50 Centesimi den Tag. Der Erwachsene, der hackt und pflügt, bekommt außer dem Brode 0,85 bis 1,25 Lire, je nachdem es Saatzeit oder Ernte ist. In einigen Gemeinden giebt man zur Erntezeit auch noch eine Gemüsesuppe. Mädchen, die zum Zerbrechen der Erbschollen verwendet werden, gewinnen Brod und 40—60 Centesimi.

Die Arbeit beginnt früh. Um neun Uhr giebt es eine kurze Pause zum Verzehren eines Stückes Brod, des sogenannten „panozzo“, um zwölf dasselbe. Bei Sonnenuntergang lassen sie die Arbeit und gehen in Trupps nach der Maierei. Hier werden die Geräthe deponirt, dann schneiden sie in einen Napf den Rest des panozzo, das jeden Tag etwa einundeinviertel Kilo für den Kopf betragen soll, gehen zu einem großen Kessel mit warmem Wasser, wo ein Mann oder eine Frau in jeden Napf ein wenig Wasser und Salz schüttet, dann zum Buttaro, der die sogenannte „croce di olio“ vom schlechtesten Oele darübergießt. Diese Wasseruppe, *acquasale* geheißen, ist der apulische Casone jeden Abend und findet sie schmachtend, trotzdem der Buttaro Salz und Del raubt und schlechtestes Brod liefert. Er ist zufrieden. Für sechzig Personen bekommt der Capobuttaro jeden Tag eine Caraffa (fünf Sechstel Liter) Del und fünf Sechstel Kilo Salz. Dann gehen sie schlafen. Ein Strohsack, der in einem Winkel der „Casoneria“ liegt, ist das Lager, zum Decken dient der Mantel, oft älter als die bekannten „dreißig Jahre“. Mit vierzig Jahren sind auch sie älter, sind alte Männer geworden, denen der ganze Daseinsjammer in dem gelben, faltenreichen Gesicht geschrieben steht.

Unter dem Hunde, wenigstens tief unter dem Menschen sind die Mäher gehalten. Doch sind sie seit einigen Jahren von der Internationale angehaucht worden: sie rebellirten gegen die Bezahlung und nehmen die Arbeit gegenwärtig meist in Accord.

Dies in Apulien.

Charakteristisch ist auch das Leben der Feldarbeiter Calabriens und der Basilicata. Sie kommen von ihren Bergen herab, entweder auf eigene Rechnung Arbeit suchend oder unter der Führerschaft von sogenannten „Caporali“, welche die Mittelspersonen, die Sensalen machen zwischen ihnen und den Besitzern, hauptsächlich wo es sich um besondere Arbeiten handelt. Auf der Maierei sind sie vereint unter der Aufsicht des Agenten, den der Herr ernannt. In einigen Gegenden schlafen Männer und Frauen alle in Einem Zimmer, wo sich jede Familie ihr Strohlager zurechtmacht. Anderorts sind die Geschlechter getrennt und der Agent überwacht die guten Sitten. Das hindert aber nicht, daß man einem Mädchen, z. B. in Matera, es als Schimpf anrechnet, ihr als größte Beleidigung sagt: Du bist auf der Maierei gewesen. In den großen Delplantagen, wo meistens Frauen arbeiten, werden sie in Zimmern zusammengepfercht, daß sie den Boden buchstäblich bedecken. Gewinn und Ersparniß wird nicht gemacht, und oft, wie oft, kehren sie fast alle fieberkrank nach Hause, ausgemergelt, matt und elend, um einem harten freudelosen Winter entgegenzugehen.

Poetisch ergreifend schildert dies Alcardo Alcardi:

In allen Furchen der saturn'schen Erde  
 Erwächst ein ernstes Kraut: das heißt der Tod! —  
 Wenn unter übergroßen Lichtes Fülle  
 Die Landschaft trauert in des Sommers Tagen,  
 Dann steigen in sie nieder tausend Schnitter,  
 Wie es der grause Hunger ihnen rieth,  
 Und gleich Verbannten wandeln sie dahin.  
 Die schwarzen Augen sind gebleicht vom Hauche  
 Der gift'gen Lüfte, die sie rings umweh'n,  
 Und nicht ein Ton aus froher Vogellehle  
 Erfreuet diese Seelen, nicht ein Lied  
 Der heimischen Abruzzen mag erquicken  
 Die melancholischernsten Wandrer hier.  
 In tiefem Schmerze mähen sie die Ernte  
 Des unbekanntem Herrn, und wenn dann endlich  
 Die mühevollte Arbeit ist vollbracht:  
 Zieh'n sie zurück voll Schweigen, wie sie kamen.  
 Und manchmal nur, wenn den vertrauten Ton  
 Der heim'schen Cornamusa sie erlauschen,  
 Erwacht verdoppelt heiß der Wunsch der Mildlehr.

Besser ist die Verdingung auf Jahreslohn in Geld und Producten. Diese Jahreslöhner haben vom Herrn ein Häuslein mit einem Zimmer, oft noch ein Kämmerlein daran. Das sind die Häuser, die man in langen Reihen, doppelt, dreifach, vierfach, um die Herrenhäuser her sehen kann. Eins lehnt sich dicht ans andere, eins ist so groß wie's andere, jedes mit Giebeldach und aus bloßem Parterre bestehend. Sie gleichen ganz den Zellen der Mönche, alle zusammen einem Feldlager. In Pisticci (bei Metapont) sah ich sie am charakteristischsten. Arbeit und Gewinn ist diesen Jahreslöhnern das ganze Jahr hindurch gesichert, freilich müssen sie oft genug in den Malariagegenden wohnen. Natürlich würden alle, auch unter dieser gefährlichen Bedingung, gern in solchen Lohn treten, doch ist ihre Zahl zumeist beschränkt. Auf den großen Latifundien, wo 800—1000 Tagelöhner arbeiten, sind ihrer kaum 70. Hauptsächlich werden sie als Pflüger verwendet. Auch die Hirten stehen in Jahreslohn, der aber bei ihnen bedeutend geringer ist.

Der Bauer versucht neben der Feldarbeit noch manches andere. In Berggegenden erntet und trocknet er Kastanien: zwei Drittel dem Eigenthümer, ein Drittel für ihn. Wo der weiße Maulbeerbaum gedeiht, erzieht er den Seidenwurm, wozu er vom Herrn die Eier und die Blätter erhält, um nach der mühseligen Ernte diesem bis zu zwei Drittel des Gewonnenen abzugeben. Auch die Schweine werden ähnlich aufgezogen: wer, und das ist wieder der Herr, die zehn oder zwölf Lire zum Ankauf des Ferkels hergegeben, erhält die Hälfte des Geschlachteten. Das mag noch angehen, denn die Schweine kosten in diesen Gegenden keinen Unterhalt, sie laufen vogelfrei herum.

All dem Jammer gefällt sich, wie schon angedeutet, der Wucher. Der arme Arbeiter mag gewinnen, was er will: er gewinnt immer zu spät, und der Gewinn genügt nicht, um Capitalien und Interessen zurückzuzahlen. Hat er ja eine Kleinigkeit erübrigt, so fehlt plötzlich die Arbeit, es kommt ein schlechtes Jahr, und der Ruin ist fertig. Das trifft natürlich auch die, welche ein Häuschen und ein Stückchen Feld daran haben, welche Dinge nur dazu da sind, um darauf geliehen zu bekommen.

Die unselige Mahlsteuer hat die Spesen des Bauern bedeutend erhöht. Die Seidenproduction an anderen Orten ward verringert durch die Krankheit der Würmer, die Klein- und Handweberei, die vielen Ortschaften einen wenn auch nicht fließenden, so doch tröpfelnden Gewinn brachte, hielt die Concurrenz mit dem Auslande nicht aus. Frauen, die früher hinter dem Webstuhl saßen, gehen jetzt aufs Feld. Das Brod, das sie essen, ist schlecht und hart. In Calabrien z. B. müssen sie es in die hohle Hand nehmen, mit dem Messer schaben und die Krumen in den Mund werfen. Zukost ist das Grünkraut der Wiese, in Wasser abgekocht. Fleisch ist fast unbekannt.

Auf dem Papiere ist die Leibeigenschaft längst aufgehoben, auch den Feu-

balismus hält man für einen überwundenen Standpunct: und doch blühen beide in diesen Südprowinzen in ungebrochener Tradition weiter. Hier gilt nur unbedingte Unterwürfigkeit, blinder Gehorsam. Die Gebräuche der Feudalzeit dauern fort. Die absolute moralische Abhängigkeit des Bauern vom sogenannten „Galantuomo“ hört nicht eher auf, als bis er mit allem bricht und entweder nach Amerika auswandert oder Brigant wird. Und wer wagt es unter solchen Umständen, den ersten Stein auf ihn zu werfen? Schon beim Kornzumessen Betrug: der Herr läßt es aus der Höhe ins Maß fallen, damit weniger hineingehe, beim Wiedererstatten verlangt er sein voll gedrückt, gerüttelt und geschüttelt Maß. Leider thun das auch die Beamten der Kornleihhäuser, und manches andere dazu, zu ihrem Gewinn, so daß die Interessen, die das Institut vorschreibt, durch ungesetzliches Gebahren oft verdoppelt werden. Der Arme schweigt, dazu zwingt ihn der augenblickliche Nothstand. Dazu gesellt sich die Immoralität in Behandlung der Frauen und Töchter der Hülfesuchenden, wodurch tausende von Familien ruinirt wurden. Die großen Herren dieser Gegenden sind absolute Herrscher, sind Könige, die unter keinem Gesetz stehen, keines anerkennen. Sie haben dem Volke den Rechtsbegriff im Sinne des „Gerecht“ entwendet. Sie erkennen Pflichten an, aber keine Rechte. Fast alle besitzen eine kleine bewaffnete Macht, diese ist aber aus fast lauter anrüchigen Personen zusammengesetzt und von diesen hängen die Uebrigen ab. Diese Leibwächter finden vor den Herren immer Recht, man erlaubt ihnen Alles und vor Gericht werden sie gut vertheidigt. Solchem Herrn thut es nichts, ob er viel erzeuge, nur will er, daß alles Erzeugte sein sei, daß die von ihm Abhängigen seine Sklaven seien. Er will die Gewalt, die Macht eines Fürsten der Wilden. Gegen den Herrn tritt niemand auf, das wäre Vernichtung, Untergang. In Calabrien existirt noch oft das antike Herrenrecht, auf die Frauen des Volkes ausgeübt. Dazu kommt, daß immer nur Einer in der Familie heirathet, während die Anderen ihre Concubinen haben. Und das Schlimmste ist, daß in solchen Mißständen keiner dieser Galantuomini etwas Schlimmes findet. Freilich wird oft genug Rache geübt, besonders wo sich einer in seiner Ehre an Frau und Töchtern gekränkt fand. Dorthier stammt der Brigantaggio, der vom gesammten Volke als Heldenthum bewundert wird und alle Unterstützung findet. Der Brigant lebt gut und läßt auch viele Andere mitleben. Der besitz- und rechtlose Stand dieser Bevölkerung ist der Vater des Briganten, denn, wie Schiller sagt:

„Etwas muß er sein eigen nennen,  
Oder der Mensch wird morden und brennen.“

Garelli und Campana stellten die Arbeitslöhne der Handwerker und Feldarbeiter der verschiedenen Provinzen zusammen, und weisen nach, daß der

piemontesische Handwerker im Durchschnitt täglich	2,25 Lire gewinnt,
genuesische	2,60 " "
lombardische	2,35 " "
venetianische	2,80 " "
toscanische	2,40 " "

Die italienische Papierlira verhält sich zur deutschen Mark wie 100 : 136.

Die Frauen erhalten täglich

1,20 Lire in Piemont,
1,38 " im Genuesischen,
1,00 " in der Lombardei,
1,30 " im Venetianischen,
0,80 " im Neapolitanischen.

Kinder verdienen von 40—65 Centesimi. Im Durchschnitt also 2,40 Lire für Männer, 1,10 Lire für Frauen, 0,52 Lire für Kinder. Dazu nun die in den letzten Jahren überhand genommene Vertheuerung der Lebensmittel, die der Arbeiter der großen Städte allerdings mehr fühlt als der Landarbeiter, der sich auch, in anderen Kreisen und Wohnheiten lebend, mit schlechtester Kost begnügt. Beispielsweise kostet in Florenz eine Libbra Brod 14 Centesimi. Ein Arbeiter braucht täglich etwa zweiundeinhalb Libbra, also 35 Centesimi. In diesem Preise sind einbegriffen außer dem Preise des gemahlten Getreides und der Getreidesteuer, die Communalsteuern (1 Centesimo die Libbra), die Vermögenssteuer, die Familientaxe, der Miethzins für das Bäckerlocal, der Gewinn des Händlers u. s. w.: im Total 7½ Centesimi. Wie beim Brod, so natürlich auch bei anderen Dingen. Der Durchschnittspreis für das unumgänglich Nothwendige ist:

Brod . . . . .	30 Centesimi den Tag
Wein . . . . .	20 " " "
Zulost . . . . .	50 " " "
Wohnung, Licht, Feuerung	40 " " "
Kleider, Wäsche . . . . .	40 " " "

Summa 1,80 Lire.

Der Durchschnittslohn ist, wie wir sahen, 2,40 Lire, davon gehen, außer den 1,80 Lire für Lebensunterhalt noch ab Kosten für Werkzeuge, und dann für die kleinen Genußmittel, wie Tabak u. s. w. Das Arbeitsjahr hat auch nur 300 oder 280 Tage, so daß der durchschnittliche Tageslohn eigentlich nur 1,84 Lire beträgt. Und in Krankheit, im Alter, bei Arbeitsmangel? Und wenn er Familie zu ernähren hat? Lauter offene Fragen auch in Italien, und der italienische Arbeiter ist so außerordentlich mäßig.

Ein Feldarbeiter, wenn wir mit Piemont beginnen, gewinnt dort von 75—80 Centesimi im Winter, in den anderen Jahreszeiten 1 Lira, 1,25 Lira,



1,50 Lira, selten nur 2 Lire oder 2,50 Lire. Frauen natürlich weniger, 50 bis 80 Centesimi, selten eine Lira.

In der Lombardei zahlt man im Winter 70—75 Centesimi, im Herbst und Frühling 90 Centesimi bis 1 Lira, diese Summe verdoppelt sich zur Seidenwurmzeit, in der Ernte und Weinlese. In der lombardischen Tiefebene, zwischen Abba und Ficino erhalten die Knechte (famigli) im Sommer 20 Lire monatlich, 7 Lire im Winter, den Rest des Jahres 10 Lire, mit Unterhalt. Die Pferde- und Ochsenknechte 60—80 Lire im Jahre mit Kost. Die „Fatutto“ 100 Lire ohne Wohnung, schlafen im Heuboden. Die armseligsten Feldarbeiter der Tiefebene sind die festen Tagelöhner (paesani), sie verdienen 60—70 Centesimi im Sommer und 40 Centesimi im Winter, dazu Kost.

In Toscana, wo die Bodentheilung eine sehr günstige ist, bearbeitet der Bauer das Feld fast immer ohne fremde Hülfe. Hier beschäftigt auch die Strohhutindustrie sehr viele, so daß es einst schwer war, Feldarbeiter zu bekommen. Diese Industrie war lohnend, von 1816—1824 gewann ein geschickter Strohflechter täglich bis 2,24 Lire, später 4,20 Lire und in der höchsten Blüthe bis 6,70 Lire. So wandten sich eben auch viele Männer der Strohhutfllechterei zu. Gegenwärtig schmachtet sie unter ausländischer Concurrrenz.

Im Venetianischen erhalten die Feldarbeiter 65—75 Centesimi im Winter und 1 Lira bis 1,50 zur guten Jahreszeit, in der Ernte bis 2 Lire. Frauen 50 Centesimi im Winter und 1 Lira im Sommer. In den Reisplantagen des Venetianischen und Mantovanischen, wie im Canacesischen zahlt man einen Jahreslohn von circa 400 Lire, wovon nur 60 in Geld, den Rest in Reis und Korn.

Auf dem noch immer im Argen liegenden, traurigen Agro romano sind die Hirten vorherrschend. Ihre armselige Kost kommt von Rom und besteht im Winter aus Brod und Käse, wozu sich im Sommer noch eine ekelhafte Suppe gesellt. Das Lohn dieser Unglücklichen ist 7,50—10 Lire im Monat. Der Schaffner (hier Massaro oder Cavallaro genannt), hat 60 Lire im Monat, und dann noch einen Scudo von jedem (etwa hundert im Jahre) verkauften Thiere. Seine Knechte bekommen 10 Scudi im Sommer, 8 Scudi im Winter.

Die Feldarbeiter des bergigen Theils im Neapolitanischen, Abruzzen, Molise, Basilicata, die zwei Principati, Calabrien, haben außer der Kost kaum 50 Centesimi den Tag. Der Bifolco (Ochsenbauer) erhält 100 Lire Geld, 5 Hektoliter Korn, 24 Kilo Del, eben so viel Salz, und bebaut für sich, gegen Pacht, einen Hektar Boden: im Ganzen etwa 300 Lire. Die Kuhhirten bezahlt man mit 260 Lire, den Oberaufseher, Schaffner, derselben, mit

450—500 Lire. In Potenza haben die Tagelöhner zu gewöhnlichen Zeiten 50—60 Centesimi mit drei „Mahlzeiten“, und 3—4 Lire mit vier „Mahlzeiten“ zur Ernte. In der Terra di Lavoro schwankt der Tagelohn von 83 Centesimi bis 1,27 Lira den Tag, bald in Geld, bald halb Geld, halb Product, „Panatica“ genannt.

Es bleibt noch die Insel Sardinien und Sicilien. Auf ersterer Insel zahlt man von 2 Lire bis 2,42 Lire, die Frauen bis 1 Lira. In der Ernte 3—5 Lire und Wein und Zukost. Auf Sicilien 1,60 Lira bis 2 Lire im Durchschnitt, nur in den Gegenden der Schwefelminen, welche viele Kräfte anlocken, mehr.

Die Zahl der Arbeitstage für den italienischen Feldarbeiter ist mit Bestimmtheit nicht festzusetzen, sie schwankt zwischen 200 und 220 bei den Männern, bei den Frauen und Kindern zwischen 130 und 150. In Frankreich im Mittel 226 resp. 172, und 129 für Kinder.

Die Kunde, was man einem Feldarbeiter in Amerika bezahlt, ist natürlich längst in alle Hütten gedrungen. Sie lautet verlockend genug, denn in den Oststaaten wurden bezahlt 29 Dollar per Monat, in den Weststaaten 23 Dollar, in Californien 44 Dollar: also von 140—150 Lire. In Buenos-Ayres, wohin der italienische Auswanderer mit Vorliebe geht, bekommt er 60—160 Lire nebst Wohnung und Kost. Dazu drüben die Möglichkeit sich in Bälde ein Stück Land zu erwerben: wem sollte da nicht die Lust kommen auszuwandern.

Wenn aber auch der Uebelstand der niedrigen Löhne, der ungerechten Contracte gehoben würde — denn schon hat die durch Auswanderung erzeugte Verringerung der Arbeitskräfte die Löhne ein wenig erhöht. 1872 wanderten aus der Basilicata (einer Provinz von 510,000 Einwohnern) 5545 Personen aus. 1873: 3891. Die Großgrundbesitzer sind deshalb der Auswanderung sehr abgeneigt, sie vermindert ihre billigen Kräfte, und die Rückkehrenden vermehren die Classe der kleinen Capitalisten und Kleinbesitzer — wären auch die erwähnten Uebelstände gehoben, so bleiben noch eine ganze Reihe anderer übrig, welche sicher als Auswanderungsursachen angeführt werden können.

Ein Hauptübelstand ist der Mangel an Verbindungsstraßen. Wo diese fehlen, entwickelt sich das Volk nicht, vertheuern sich die Lebensmittel ganz unglaublich. Diesem Mangel abzuhelfen ist noch lange nicht genug geschehen. 1871 hatte Italien 6275 Kilometer Eisenbahnen, das bedeutet 20 Meter auf das Quadratkilometer, während Belgien deren auf demselben Flächenraum 101, England 70 hat. Provinzialsfahrstraßen gab es 1871 nur 26,335 und etwa 100,000 Kilometer Communalwege. Italien müßte 211,000 haben, bleiben also noch 85,000 zu bauen. Die Lebensmittel werden also durch den Transport vertheuert. Freilich fühlt dies nur das arme Volk, und haupt-

sächlich im Süden, wo der größte Straßenmangel. Ein Beispiel! Das Futterkraut „sulla“ (Schilbkle), das an der Küste des jonischen Meeres wächst, wurde zur Zeit der Theuerung auf der tyrrhenischen Seite bei Reggio, wohin es sechs bis sieben Stunden weit durch Maulthiere transportirt worden war, um 20 Procent theurer verkauft als am Orte der Production. Hier könnte man lernen was mittelalterliche Theuerungen waren. Auf kleine Entfernungen wachsen die Kornpreise schon um 12—13 Procent. Das alte Herkommen ist leider mächtig, die Maulthiere sind da, die Wagen noch nicht, so findet man auch noch Maulthiertransporte in Gegenden, wo schon neue, gute Straßen bestehen. Wagen kennt man außer der Post fast gar nicht. Es liegt alles noch wie vor Jahrhunderten: durch den Straßenmangel fehlte der Handel, Straßenmangel begünstigte den Brigantaggio, das unsichere Wesen in der Campagna, unsichere Ernten, unsichere Scheunen. Die Nachlässigkeit blieb auch. Mag auch nun das neue Eisenbahngesetz durchgegangen sein, mögen bald neue Schienenwege das Land überziehen: so bald wird es nicht besser werden.

Ein anderer Beweggrund zur Auswanderung ist der Militärdienst. Vernünftig und annehmbar ist eine Aushebung von  $1\frac{1}{2}$  Procent. Italien hebt 3 Procent aus. Die Macht, über die es in Kriegszeiten verfügt, ist 750,000 Mann. Wenn  $1\frac{1}{2}$  Procent, dürfte es nur (bei einer Bevölkerung von 27,800,000) 417,000 haben, hat also 333,000 mehr, als nöthig kann man ja leider nicht sagen, aber als es vernünftigerweise haben sollte. Die Rechnung ist böse! Auf 528 Lire beziffert sich im Durchschnitt das Jahreslohn eines Arbeiters. Der größte Theil der Soldaten besteht aus Arbeitern. 1875 verfügte die Regierung über 750,000 Mann. Taxirt man jeden auf nur 528 Lire Jahreslohn, so haben wir einen commerciellen Verlust von 396 Millionen, wogegen das Aerar um 30 Procent aller Staatsausgaben beschwert wurde. Die wachsende Aushebung entzieht der Campagna die Blüthe der Kräfte und entkräftet auch die Familien. Nehmen wir eine Arbeiterfamilie an, bestehend aus Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Die Tochter verheirathet sich, der Sohn wird Soldat, die Alten verfallen der Miserie, denn der Sohn kann als Soldat keine Hülfsmittel schicken. Daher wandert er lieber vorher aus, wo ihm die Möglichkeit, Unterstützung zu erwerben, geboten ist. Daher die stete Recruten- und Fahnenflucht. Als Soldat verlernt er auch gar zu leicht die Arbeit, wo doch die Lust zu derselben in manchen Gegenden Italiens gänzlich fehlt. Nicht durch Schuld des Arbeiters, denn Jedermann weiß, welch braver und brauchbarer Arbeiter der Italiener außerhalb Italiens ist. Die Lust dazu wurde ihm im Lande vertrieben und zwar vornehmlich durch die ungeheure Gleichgültigkeit der Herren gegen die Arbeiter. Sie sehen dieselben als Bestie an, und die Meinung, daß es nichts

kostet, wenn eine Arbeitskraft durch Tod abgeht, daß sie schnell ersetzt wird, ist dem Arbeiter zu gut bekannt. Der Bauer nun gar wird als „animale“ ohne alle Intelligenz angesehen. Für ihn ist alles gerade gut genug. Niemand hilft ihm in der Noth, niemand in der Arbeit: er ist lediglich auf sich angewiesen. Wie gesagt, leben auch die meisten Herren des Großgrundbesitzes in Städten, unbekümmert um den Gang der Dinge auf ihren Gütern. Kommen sie ja einmal dahin, wenn etwa Herrenzimmer eingerichtet oder Villen in der Nähe sind, so geschieht es des Vergnügens willen, ein üppiges Leben in Trägheit zu führen. Die Bauern sehen sie kaum, sprechen sie noch viel weniger. Wer weniger besitzt, geizt und schindet, um es bald den Reichen nachzuthun. Dabei erfährt der Bauer die grösste Behandlung und wird immer für einen Spitzbuben gehalten. Geschieht einmal etwas, so geht man rücksichtslos, unbarmherzig, ja grausam vor, und dem Mittler wird die Antwort: so wollen, müssen sie behandelt werden, sonst giebt es schlechte Diener. So wollen Neapolitaner auch nie eine Dienstperson annehmen, die aus dem Hause eines Ausländers, bei dem sie meist menschliche Behandlung erfahren, kommt.

Dieser Gleichgültigkeit des Herrn gegen die Diener entspricht umgekehrt die der Diener gegen den Herrn. Wie bald fühlt der Arbeiter, daß er nicht geliebt, nicht anerkannt ist, doch muß er Respect und Liebe heucheln bei Haß im Herzen. Heute, wo unter dem Volke viele aufreizende Stimmen laut geworden sind, ist bereits ein großer Theil verstimmt, mißmuthig und trotzig geworden. Stets aber kann man finden, daß es den Leuten ein Ruhm ist, wenigstens gewiß keine Schande, den Herrn zu belügen, zu betrügen. Und doch könnte es gerade in Italien, dessen Volk einen so guten Kern hat, so leicht anders werden. Der italienische Bauer ist klug, seine Klugheit ist leider zur List ausgebildet worden, aber wo er Liebe findet, ist er, und dies wäre mit unzähligen Beispielen zu belegen, treu und hingebend. Die Liebe findet die große Masse nicht, sie selbst hat keine moralische Kraft, keine Energie, den Herrn mit guten Waffen zu bekämpfen, sie ermüdet, erzürnt sich, und ihre Rache ist, unschuldig genug, die Auswanderung.

Diese Herren trifft indirect noch eine andere Schuld. Schon mehrfach wurde erwähnt, wie ihnen jeder Unternehmungsgeist abgeht, wie es keinem von ihnen einfällt, Capitalien auf Bodenverbesserung u. a. zu verwenden. So bereit der Bauer zu arbeiten ist, so wenig bereit sind die Herren etwas für ihre unbeweglichen Güter zu opfern. Fehlt es in Italien an Capitalien? Bei Leibe nicht. So oft diese Frage erörtert wurde, konnte sie noch immer verneint werden. Aber man wirft sie immer nach der Speckseite, nie nach der Wurst, d. h. man läßt sie schnellere und bessere Früchte bringen, als sie auf dem verarmten Felde geben würden, in deren Ernte man sich nur

manchmal täuschte, wie bei der Türkenanleihe, die in Italien das meiste Fett abschöpfte. Die Staatsanleihen sodann sind immer überzeichnet. Am 31. December 1876 fanden sich im „Großen Buche“ 427 Millionen eingeschriebene Renten. Die Darlegung der Administration der Depositen- und Anleihekasse (December 1876) zeigte, daß 16½ Millionen daselbst freiwillig deponirt wurden. Ungeheure Capitalien liegen in den öffentlichen und Privatbanken, in den Postämtern, in den Cassen des Schatzes, wie auch der 1348 Millionen nicht vergessen sein soll, die sich auf die italienischen Wohlthätigkeitsanstalten vertheilen und so sehr schlecht verwaltet werden, und mit ihnen noch viele andere unfruchtbar angelegte Capitalien. Sie liegen aber den Leuten noch immer sicherer als in Handel oder Ackerbau angelegt. Der ungebildete Geldmann ist voll Mißtrauen von Natur aus, das an unaufhörlichen Fallimenten groß gezogen wird. Er wechselt sein Geld bis in viele Tausende hinein in Gold und Silber ein, hegt es und pflegt es zu Hause, schläft darauf. Thatsache ist ferner, daß ein Bodenbesitz nicht mehr als 6 oder 6½ Procent abwirft, was heute überall von Staats- und Stadtanleihen bezahlt wird, während andere Banken und Prämienanleihen viel höher gehen. Capital auf Hypotheken ausgeliehen, bringt immer seine 9—10 Procent. Dem Kleinbesitzer ist es fast unmöglich, Capitalien zu haben, oder er ruinirt sich damit, und so geht der Kleinbesitz an den Großbesitz über, der Bauer wird Slave, der noch nicht einmal das ganze Jahr Arbeit hat, und in der „faulen“ Zeit das wenige Ersparne verzehren muß.

Den fehlenden Capitalien gefällt sich die üble Gemeindeverwaltung, über welche täglich und von allen Seiten her in allen Zeitungen Klagen laut werden. Sindaci und Gemeinderäthe, die von Herzen und gewissenhaft ihr Amt verwalten, sind hier unten rarae aves. Sie freuen sich des Titels, der ihnen ja so schön „zu Halse“ steht, im Uebrigen lassen sie „den lieben Gott einen frommen Mann“ sein, besuchen ihr Bureau nur an Schalttagen und flüchtig. Jeder Schwächer, jeder Schmeichler gewinnt sie, und wie oft werden municipale Bestimmungen zu Gunsten irgend eines Protegirten des Herrn getroffen: Nepotismus auch hier bis in das kleinste, lumpigste Gebirgsnest. Oft auch leben Sindaco und Räthe an ganz andern Orten, als in denen, wo sie gewählt wurden, und es ist Thatsache, daß es deren giebt, die nur einmal während der ganzen Dauer ihrer Amtszeit im Amtsaale waren. Ist der Sindaco ein reicher und angesehenener Mann, so sind seine Räthe nur Slaven, nur dazu da „Ja“ zu sagen. Davon kann selbst das große Neapel ein Lied singen. Und nur selten mischt sich die Provinzialdeputation hinein. Echt südlich ist auch das Strohfeuer, mit dem mancher sein Amt antritt, um nach zwei Wochen total zu erkalten. Dann ist der Gemeindefecretär ein kleiner König mit absoluter Gewalt, dann geht es zu wie im Herzen Auß-

lands, wo der Himmel hoch und der Kaiser fern ist. Was leidet der Arme dann unter diesen oft beschränkten Menschen, die allen Bestechungen zugänglich und vor keiner Veruntreuung zurückschrecken, denn — die Besoldung ist gering. Da regnet es Ungerechtigkeiten aller Art, falsche Abschätzungen bei Vermögenssteuer u. s. w. Das Volk murren, ballt die Faust in der Tasche, aber gewöhnt sich meist, gewöhnt sich aber auch an das Mißtrauen, daß auch ein Engel vom Himmel als Gemeindebeamter mit scheelen Augen angesehen werden würde. Wie viele unnütze Werke werden von diesen Herren unternommen, die dem gemeinen Mann, der in Italien nicht ungern bereit ist, für Nothwendiges, für Straßen, Schulen und Aehnliches zu zahlen, nicht zu Gute kommen.

Und im Bezahlen wird er hart dran genommen. Wie hoch allein schon ist die Consumsteuer! Eine Verirrung immer, wenn die nothwendigsten Lebensmittel übermäßig vertheuert werden, was ja nur den Armen trifft. Täglich ersinnt man neue Plagen, vermehrt die Steuern, daß der Arme fliehen muß, und doch sind fast alle Communalcassen durch schlechte Verwaltung in Unordnung gerathen, aus der zu kommen man Unterstützungen von der Regierung erfleht.

Ungerecht vertheilt ist auch die Vermögenssteuer. Da giebt es großes Mißtrauen von beiden Seiten und der Reichste trägt dabei in Italien gern den lumpigsten Bettlermantel zur Schau. Nach der Häufung der Taxen setzen sodann die Hauseigenthümer die Miethpreise fest, diese erhöhen sich jedes Jahr. Das fühlt der Landmann nicht, Salz- und Mahlsteuer aber fühlt auch er und mehr als der Städter, da er ausschließlich auf Brod angewiesen. Was für einen Eindruck macht es ihm, was nützt es ihm, wenn man ihm mit historischer Grandezza sagt: schon Venedig, die alte Republik, hatte diese Steuern — er erinnert sich noch zu gut, daß sie die Bourbonen nicht hatten, und weiß, daß sie in Amerika nicht sind.

Wie die Steuern gewachsen, sieht man aus einem Vergleiche des Jahres 1863 mit 1875. 1863 brachten die Staats- und Ortssteuern 662 Millionen, 1875: 1824 Millionen, in zwölf Jahren also eine Vermehrung von 1162 Millionen. Und dazu der Zwangscours des Papiergeldes, der an und für sich eine der bedeutendsten Steuern ist. Nach Salz- und Mahlsteuer müßte man noch die indirecten Steuern auf Zucker, Kaffee, Petroleum, dann die Dogana, die Eingangszölle u. s. w. nennen, wobei Zucker und Kaffee als Luxusartikel geschätzt werden, was sie heute doch nicht mehr sind, wo sie dem Armen unentbehrlich geworden. Ueber die Eingangsteuer sei nur im Vorbeigehen erwähnt, daß Manufacturen von Nürnberg durch dieselbe um 43—44 Procent im Preise erhöht werden.

Und dann muß die Art und Weise, wie man die Steuern betreibt, als

unmoralisch verurtheilt werden. Strenge Maßregeln sind ja nothwendig, billig aber sind Rücksichten in ersichtlichen Fällen der Ohnmacht. Wenn man einem armen Teufel von Handwerker sein Werkzeug sequestrirt, ihm also die Lebensader unterbindet, so ist das hart und grausam. Zu vielen Hunderten auch giebt es in Neapel kleine Häuser, die von den Besitzern einfach verlassen wurden, da ihnen die eingebrachte Miethe zum Zahlen der Steuern nicht ausreichte.

Alle diese Dinge haben die Moral des gemeinen Mannes, mit der es ja ohnedies nicht weit her war, schwer geschädigt. Man hat alles Mögliche gethan, das Volk zu unterrichten, und wirklich wurden die Abend- und Sonntagsschulen viel benutzt. Diesem Zwecke diente auch die Armee. 1873 konnten von den Recruten lesen und schreiben (in runder Zahl) 26,000, nur lesen 5600, weder lesen noch schreiben 26,000. Als sie den Abschied bekamen konnten lesen und schreiben 54,700. Das sind ganz gute Fortschritte, denn der Mangel an Unterricht war in Italien lange hinderlich dem Fortschritte und der Entwicklung des Handels und der Gewerbe, und diente dem Despotismus als Handhabe und Stütze. Das Volk war noch unwissend, als es frei wurde und das ist der große Schaden. Die Bewegung nach außen beginnt zu frühe. Einige behaupten zwar im Gegensatz, daß es der Schulunterricht sei, der das italienische Volk zur Auswanderung treibe, die falsche Bildung, doch hat er ja kaum begonnen, und wie viele wurden von den Agenten betrogen, gerade weil sie vollständige Ignoranten waren.

Italien (Regierung, Provinzen und Communen) gab für Unterricht aus 1871: 30, 1872: 32, 1873: 35, 1874: über 36 Millionen. Leider ist dieser Unterricht zu dürftig und fehlt der naturgeschichtliche, der vor allem geeignet ist, die Liebe zur Heimath zu wecken, gänzlich. Es müßte ferner gewerblicher Unterricht her, landwirthschaftlicher (da Italien ein Agriculturstaat ist) in erster Linie, da durch vernünftige Bewirthung der Boden leicht das Doppelte produciren könnte.

In all diesen Dingen sieht es noch ziemlich finster aus, das Volk krank an seiner Ignoranz und die Gefängnisse füllen sich mit Verbrechern. Ja diese Gefängnisse würden nicht einmal ausreichen, wenn alle, die es verdienen, eingefangen werden könnten. Der Selbstmord, in Italien ziemlich selten, nimmt überhand, und zwar, ein Zeichen der Zeit, in der Arbeiterklasse, in welche auch die materialistischen Doctrinen filtrirt worden sind. Dies in den Städten. Auf dem Lande sieht es nicht besser aus: von Vater-, Mutter-, Kindes- oder Gattenmord berichten die Zeitungen alle Tage. Man begeht diese Verbrechen mit erschreckender Leichtigkeit und vertraut auf die Geschicklichkeit seines Advolaten, auf die Geschworenen und die Beispiele anderer günstiger Urtheile für ähnliche Thaten.

Der gemeine Mann verlor den Glauben an Gott. Er aber, Arbeiter wie Bauer, sind noch ungebildet und roh und brauchen eine Autorität, ein höheres Wesen. Ohne der persönlichen Freiheit zu nahe zu treten, darf man sagen, daß es nützt, ein Volk zur Religion zu erziehen. Der gemeine Mann ohne Religion verliert die Liebe zur Familie, zu den Freunden, zur Heimath. Dies verloren, ist er leicht ein Spiel des Zufalls, und machen ihn die Lehren des Socialismus zunächst stübig und trotzig, so giebt ihm die Internationale den Rest. Sie sagte Fuß auch in Italien. Schwach und leise kam sie zunächst nach Turin, Mailand, Neapel, fand anfangs keinen Boden, jetzt hat sie ihn, hat ihn auch in anderen Städten und auf dem Lande. Die Romagna, das Land der „hundert Revolutionen“, nahm sie auf wie der Schwamm das Wasser, und dort wurde es seit 1875 nie mehr ruhig. Auch in anderen Gegenden zeigt sie sich in Rohheiten und Zerstörungen: immer hört man von Ausreißen der Telegraphenstangen, von Steinen auf den Schienengleisen, Angriffen auf Posten, Bombenwerfen, Mordthaten u. s. w. Der Arbeiter und Bauer von heute ist rasch dabei, nur zu leicht glaubt er den Verheißungen der falschen Propheten.

Unter den jetzt bestehenden Verhältnissen aber muß man die eingangs aufgeworfene Frage: ist die Auswanderung für Italien ein Schaden? mit Nein beantworten, und die Regierung würde besser thun, ihr keinerlei Hinderniß in den Weg zu legen.

Woldemar Raden.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris, im September. — Paris ist nicht in Paris, dagegen aber ist der Fremde hier jetzt zu Hause. Seitdem nämlich die Hauptstadt Frankreichs einen so bevorzugten Platz in der Welt einnimmt, ist sie die Stadt der Fremden, die kosmopolitische Stadt geworden.

Freilich sind zu anderen Zeiten andere Hauptstädte in gleicher Weise für die Fremden mächtige Anziehungspuncte gewesen. Die alte Welt ging nach Athen, nach Corinth und Rom, wie die neue Welt nach Paris u. s. w. wandert, aber man vergleiche die damaligen Verkehrsmittel mit den jetzigen, man frage die Eisenbahngesellschaften, wie viele Fremde jeden Monat nach hier reisen? Seit Langem schon ist die alte Ringmauer gesprengt, und man hat die Stadt bis zum Gürtel der Festungswerke ausdehnen müssen, aber auch diese Grenzen werden vielleicht bald wiederum zu enge sein, wenn erst die Massenansiedlung wohlhabender Engländer und Amerikaner mehr um sich greift. Ist doch in diesem Jahre schon die Baulust eine so große, daß sich die Unternehmer gemüßigt sahen, in Ermangelung von Arbeitskräften circa 1500 „Italiener“ kommen zu lassen, die das ganze Jahr über und vielleicht



länger noch lohnende Beschäftigung finden, wobei wohl zu bemerken, daß alle diese Unternehmungen Privat- und keine Staatsbauten sind, wie letzteres zur Zeit des Kaiserreichs meistens der Fall.

Heutigen Tages nun, wo die räumliche Entfernung ein mehr und mehr überwundener Standpunct und jeder Gebildete sich bewußt ist, neben seiner Muttersprache wenigstens „französisch zu verstehen“, kann man so gut in Paris wohnen und daheim sein, wie an jedem anderen Orte. Des Abends setzt man sich in den Extrazug, läßt sich gemüthlich über die Grenze spediren und ist sicher, am anderen Morgen auf den allbekannten Boulevards seinen Kaffee einzunehmen. Man frühstückt im Bois, dinirt in den Champs-Élysées und soupirt unter Umständen incognito. Am anderen Tage macht man einige Besuche bei Bekannten, verbummelt den Tag wie die darauf folgenden so angenehm wie möglich, macht schließlich einige Einkäufe, um die zu Hause verbliebene Familie zu erfreuen und ist, nachdem man so mit dem vielgeliebten Städtejuwel wieder einige Fühlung gewonnen, in wenigen Stunden wieder heim. Durch die beständige Fremdeninfusion und die flottante Bevölkerung aber wird Paris eben zu dem, was es ist, zum bizarrsten Pandämonium, das die Einbildung erfinden kann.

Gehen wir einmal über die Boulevards, d. h. jenes Stück derselben, welches beim Faubourg Montmartre eigentlich erst bei der Passage Jouffroy anfängt und sich bis zu jenem heidnischen Tempel erstreckt, der dem Cultus der Maria Magdalena geweiht ist, und sehen uns diese kosmopolitische Welt etwas näher an. Beginnen wir gleich mit dem Volke, das für das kosmopolitischste der Welt gilt und welches allein den ewigen Juden der Sage verdrängen dürfte; kann man doch keine zwanzig Schritte thun, ohne einer englischen Familie zu begegnen. Den Zug eröffnen die Töchter mit dichten, blonden Haaren, die bis auf die Schultern herabhängen und bisweilen in das Roth der venetianischen Schule übergehen. Wer ginge nicht respectvoll auf die Seite, um diese Usurpatorinnen des Asphalts vorüberschreiten zu lassen: alle groß, schlank, mit Nymphentailen, einem Teint wie Milch und Blut und großen forschenden Augen. Ihrem lebhaft männlichen Gange nach sollte man glauben, eine Avantgarde von Amazonen zu sehen, ihrem lauten, hellen Plaudern nach dürfte man sie für Spottvögel halten. Sie finden dies und jenes „shocking“, was die lebenswürdige Tante oder auch die finishing governess durch ein lautes „indeed“ bekräftigt. Dann kommen die Söhne, etwas linkisch in ihren kurzen Jacken, die ein junger Engländer von high respectability nicht so schnell abdankt. Endlich Vater und Mutter, zwei Leute von in der Regel sehr hohem Wuchs, ernstem Gange, in Schweigen gehüllt. Die Leute, welche einen Vergleich zwischen den Menschen und den Thieren gern anbringen, könnten sie zu den Stelzvögeln zählen. Dem mag nun im Ganzen sein, wie da will, dennoch muß der Pariser Achtung haben vor diesen patriarchischen Gewohnheiten, die man vorzugsweise beim Nachbar findet, und welche bei einer Nation, die so lange Nebenbuhlerin war, viele wesentliche Eigenschaften erklären, die den Franzosen völlig abgehen.

Zudem wäre es sehr ungerecht, den Engländern, welche hier wohnen,

oder denen, welche nur kommen, um Paris zu besuchen, ihr unaufhörliches Bewegungsbedürfnis, ihre sprichwörtliche Ungenirtheit und ihren gesunden Appetit vorzuwerfen, welchen sie von ihrem Vorfahren Falstaff geerbt haben, ohne zugleich anzuerkennen, was sie Gutes gethan.

Wenn bequeme und wohlfeile Kleider die graziösen und luxuriösen Fräcke der Väter verdrängt haben, wenn Comfort und Reinlichkeit überall eingedrungen, so ist man das den Engländern mit schuldig. Zudem auch darf man nicht vergessen, wie die Anglomanie die Wettrennen erzeugt hat, die keinen anderen Zweck haben, als den einer besseren Ausgabe der Lotterie; ferner die Clubs, die nicht gerade zur Entwicklung des Familienlebens beitragen, und endlich den trockenen und engen Geist des Individualismus, der im Begriff ist, die warme und sympathische Geselligkeit des Franzosen zu verdrängen. Noch ziehe man in Betracht, wie England prächtige Kutscher und Jockeys, sowie Gouvernanten im Ueberfluß und vorzügliche Taschendiebe für Jedermann liefert.

Abgesehen nun von den letzteren, muß man zugestehen, daß die Engländer für die Pariser viel angenehmer sind, als ihre Better, die Anglo-Amerikaner. Die Yankee's sind sicherlich, im Ganzen genommen, ein großes Volk; aber individuell wird man nicht leicht positivere Leute finden. Time is money, dies ihre Devise, und man wird einräumen, daß die geselligen Beziehungen mit Leuten, deren einzige Sorge die ist, möglichst viele Dollars zu verdienen, im Allgemeinen des Reizes entbehrt.

Daher kommen auch bei Weitem mehr Amerikaner als Amerikanerinnen nach Paris, und wenn sie kommen, so haben sie nichts Eiligeres vor, als wieder fort zu gehen. Wie könnte nun der Pariser, dieser cultivirte Müßiggänger, sich mit dem pressirtesten Volke des Weltalls verständigen, mit dem Volke, das auf alle Handlungen des Lebens das schreckliche Wort „schneller!“ anwendet und bereits Telegraph, Telephon und Erdgeschwindigkeit viel zu langsam findet! Doch muß man nicht glauben, daß der Pariser den fieberhaften Genüssen des Amerikaners absolut fern geblieben. Lange kanns nicht mehr währen, und jeder brave Citoyen hat neben seiner Pendule wenn nicht ein Correspondenztelephon, so doch wenigstens einen Telegraphenapparat, der Papier, Tinte und Federn überflüssig macht.

Ich gehe zu den Deutschen über, die gegenwärtig wiederum recht zahlreich vertreten sind. Sind nicht der König der Bankiers, den man auch wohl den Bankier der Könige nennt, sowie der berühmteste Musiker Meyerbeer auch Deutsche? Wenn nun die Partituren von Gluck, von Mozart und Weber sich hier triumphirend eingebürgert haben, und wenn Offenbach von den Franzosen als Meister anerkannt und schließlich deutscher Boß in den Caffeehäusern überall Eingang gefunden hat, so fehlen eigentlich nur noch Wagnersche Opern, um sich ganz wie zu Hause zu befinden.

Der Urtypus der lateinischen Rasse dagegen ist der Italiener, mag er Lombarde oder Neapolitaner, Florentiner oder Piemontese sein. Bevor Italien von den Alpen bis zur Adria befreit wurde, waren schon die Bürger, welche das Mißgeschick aus ihrem Vaterlande verbannte, gekommen, um Frankreichs Gastfreundschaft zu genießen, man erinnere sich nur eines Manin, Montanelli und Uloa, die hier besserer Zeiten warteten. Wie Dante und Petrarca waren auch sie Gäste, doch in sehr verschiedener Lage. Venedigs Dictator war unter anderm genöthigt, Privatstunden zu geben, um seine und seiner Familie Bedürfnisse bestreiten zu können. Heute ist das Alles ge-

ändert, und die hiesigen Italiener sind nur solche, welche ihres Vergnügens oder, wie Herr Roffini, ihres Vortheils wegen hergekommen.

Schon bevor Napoleon I. die eiserne Krone auf sein Haupt setzte und seinem Sohn den Titel eines Königs von Rom verlieh, waren viele Italiener über die Alpen nach hier gekommen. Maria von Medicis und Cardinal Mazarin hatten ihnen den Weg gezeigt, auch gab es noch bis vor Kurzem eine italienische Oper hier, wobei zu bemerken, wie dieses Theater zu jeder Zeit eine Art Cultus für die vom Glück Bevorzugten gewesen. Heutzutage gehören Harlequin, Pierrot und Columbine schon mehr der Erinnerung an. An ihre Stelle sind Lerchen und Nachtigallen getreten, wobei als allgemeine Regel gilt, daß diese Nachtigallen sehr bald zu Millionärinnen und die Lerchen zu Gräfinnen und Marquisen werden, was nicht behinderte, daß ihre kleinen Landsleute, die Pifferari der Abruzzen, jene Musikanten aus den vormals päpstlichen Staaten, von hier ausgewiesen worden, während ihre Better, die piemontesischen Raminlehrer, ihr eintöniges

Ramouer par-ci, ramouer par-là,  
Ramouer la cheminée de haut en bas!

erschallen lassen.

Wenn man suchen wollte, so fände man zu Paris einen Kern italienischer Colonie, der seinen Traditionen, wie seinen Macaronis urtreu geblieben ist. Denn obwohl sie ihrem Vaterlande für immer Lebewohl gesagt haben, so sind sie nichtsdestoweniger in ihrem Herzen Italiener geblieben, wie sie es an den Ufern des Arno zu Florenz, auf dem Domplatz zu Mailand und unter den Arkaden der Procurazien zu Venedig waren. Sie verschmelzen sich nicht mit den Franzosen, wie dies bei den Nachkommen slavischer und germanischer Abstammung oft der Fall, sondern sie ziehen es vor, Gruppen unter sich zu bilden und mit einander in ihrer sonoren Sprache zu sprechen, die wie eine Trompete schallt inmitten des dumpfen Gezischels des Pariser Dialectes.

Daß übrigens der gegenwärtige Sommer ein überaus ruhiger, geht schon aus der Abwesenheit des gesammten Regierungspersonals hervor. Herr Grévy weilt im Jura, der Minister Tirard befindet sich in Cherbourg, Leroyer in Genua, Lepère in Mailand, von Freycinet in Toulouse, Ferry ist in Saint Dié, Waddington in Deauville, General Greslay in Rheims, Unterstaatssecretär Tourquet in Dieppe, sowie sein Colleague Girard in Algier, und wenn einige überspannte Bonapartisten die lächerliche Behauptung aufstellen, die Häupter der republikanischen Regierung hätten vor den heimkehrenden Amnestirten Reißaus genommen, so mögen die Betreffenden nur ihres Glaubens selig werden. Daß die Radikalen bei Gelegenheit der Zurückkunft der Verbannten in ihren Organen manche Albernheiten verüben, ist begreiflich, wie natürlich, daß der Osten der Stadt für einige Tage an dem Ereigniß lebhaften Antheil nimmt. Aber gebrannte Kinder scheuen das Feuer, und es ist ruhig anzunehmen, daß, von einzelnen Querköpfen und Taugenichtsen abgesehen, die Menge der Zurückgekommenen als gezähmt gelten kann, die auf weiteren revolutionären Blödsinn Verzicht leistet. Im Uebrigen wird man auf die Verdächtigen auch ein Auge haben, und da die Pariser Polizei ohnehin eine hübsche Anzahl notorischer Bagabonden überwacht, so kann es für die Folge auf eine Vermehrung von einigen Hundert des Contingents auch nicht ankommen.

### L i t e r a t u r .

Wolframs von Eschenbach Bilder und Wörter für Freude und Leid. Von Ludwig Bod. (Quellen u. Forschungen XXXIII.) Straßburg, Trübner. 1879. — Jedes Wort hat seine äußere und innere Geschichte. Seine lautlichen Bestandtheile wandeln sich, seine Bedeutung nimmt im Gebrauche verschiedener Perioden, verschiedener Schriftsteller, ja auch während der Entwicklung der Art eines und desselben mancherlei Färbungen an. Wie sich der stolze volle Klang der Vocale verliert, so kann ein edles vornehmes Wort herunterkommen. Wir sprechen daher wohl von einem pessimistischen Zuge der Sprache. Für die Bedeutungsgeschichte und damit für die innerste Geschichte der Volksseele ist noch unendlich viel zu leisten, obgleich der erste Werkmeister der deutschen Grammatik schon das feinste Verständniß für diese Vorgänge besaß. Bod's Arbeit bringt nun einen sehr bedeutenden Beitrag. Sie schließt sich an den tiefsten mittelhochdeutschen Dichter, der sich einen eigenen prägnanten schweren Stil errang, an und verfolgt die Bezeichnung der heiteren und traurigen Affecte bei Wolfram von Eschenbach.

Mehrfach scheint mir Bod nicht genug zu bedenken oder wenigstens zu betonen, daß ein bildlicher Ausdruck zu Wolframs Zeit nicht mehr als sinnlich empfunden wurde, sondern lange versteinert war. Auch der Begriff „Personification“ ist in einigen Punkten der Abhandlung zu sehr ausgepreßt worden. Sonst aber wird trotz einigen Widersprüchen der Fachgenosse und, gefesselt durch die von aller Trockenheit freie klare Darstellung, auch jeder Laie mit Gewinn und Genuß wohl disponirt überblicken, in welche Rubriken Wolframs Bilderschatz zerfällt, wie der Dichter nach Lessings Gesetz das Fertige in das werdende, Beschreibung in Handlung auflöst. Wir erkennen die Bilder für die genannten Affecte abhängig von der ritterlichen Anschauung: sie kämpfen wie Streiter im Turnier, sie sind Führerinnen und Herren des Menschen, Kameraden unter einander, oder sie ziehen dem Menschen als Gefolgsleute nach. Besonders reich sind die Bilder aus dem Pflanzenleben vertreten, zu denen sich eine Fülle von leblosen Gegenständen entlehnten gesellt. Immer blickt Bod rückwärts und schaut sich nach Anregungen für Wolfram um; gelegentlich wird auch ein moderner Dichter herbeigerufen.

Der zweite Hauptabschnitt verfolgt sowohl die verschiedenen Nuancen, welche das einzelne Wort „Freude“, „Kummer“ u. s. w. ausdrückt, als die verschiedene Bedeutung von Freude, Liebe, Hochgemüthe, Wonne, von Jammer, Reue, Kummer, Sorge, Pein, wobei auch Häufigkeit oder Seltenheit des Gebrauchs vermerkt wird. Ich habe früher das Fehlen des verrufenen Reimes Herz: Schmerz im Altdeutschen hervorgehoben und aus der noch rein physischen Bedeutung von Schmerz als körperlichem Weh erklärt. Bod billigt diese Auffassung, führt aber des weiteren ganz vortrefflich aus, daß wir im Mittelhochdeutschen als Vertreter unseres Paars den Lieblingsreim triuwe: riuwe (Treue: Reue) zu erblicken haben. Er findet sogar, daß man früh darüber spottete, wie heute über „Liebe“: „Triebe“ u. s. w., und gelangt so zu einer anziehenden Darlegung des parodistischen Zusammenhanges der köstlichen Erzählung „Vom üblen Weibe“ mit der ritterlichhöfischen Epik und ihrem idealsten Vertreter Wolfram.

Nehmen wir die letzte sprachvergleichende Erörterung über das Wort liebe und seine Sippe hinzu, so gewährt uns das ganze Büchlein die freudige Ueberzeugung, daß das Grimmsche Deutsche Wörterbuch an Bod einen vielversprechenden feinsinnigen Mitarbeiter gewonnen hat.

Von dieser Schrift und vom Deutschen Wörterbuch zur modernen Lyrik scheint nur ein verwegener Salto mortale zu führen. Aber muß nicht der Durch-

schmittsleser seinen „kleinen Leger“ in der Tasche haben, um sich etwa über die Bedeutung von „Beh“ aufzuklären und verlangen nicht Hiltbolt von Schwangau, die *Carmica burana* und andere Müchbeziehungen neuesten Sanges auf den alten einige über Bilmar hinausgehende Kenntnisse der mittelhochdeutschen Poesie? Uebrigens hätte ich auch von Bocks Worten über Hebel aus die Brücke zu Karl Stieler schlagen können, der zu unserer Ueberraschung auf einmal die Lodenzoppe abgeworfen und das Wandertkleid eines alten fahrenden Sängers angezogen hat. Der Dialectdichter Stieler war nie ein „Salontiroler“ oder, wie man in München sagt, ein bloßer „Gebirgshuber“, so wenig als etwa der treffliche Ludwig Steub in der „Rose von Sewi“ eine thaurische Walpurga hat in Scene setzen wollen. In den „Bergbleamerln“ hörte man noch einige falsche Töne; aus „Weil's mi' freut“ und „Habt's a Schneid“ lachte uns aber unwiderstehlich der meist recht derblustige, doch — ich erinnere an „Die Klaffen“ — feinerer Schalkhaftigkeit nicht baare oberbairische Humor entgegen; diesen fanden wir wieder in „Am Sunnavend“, doch war es hier dem liebenswürdigen Dichter, der in der Vorrede so rührend von schweren Tagen erzählt, gelungen, zartere, darum gewiß nicht erfundene Empfindungen seiner Bauern zu malen und in dem größeren Gedicht von den zwei feindlichen Holzknechten eine packende Tragik zu entfalten. Die Häutung aus der Dialectdichtung von vorwiegend humoristischer Färbung zur ernstern Lyrik in der Schriftsprache ist nicht leicht und ungefährlich. Daß Stieler, der gewandte Landschaftsmaler und Feuilletonist, mit dem Hochdeutschen auf sehr gutem Fuße steht, brauche ich nicht hervorzuheben. Dennoch: wer seine Mundart ablegt, spricht leicht gesucht, weil er übertrieben vorsichtig ist; weil er nicht vulgär sein will, wählt er auffallend ungewöhnliche Wendungen. Andererseits darf der humoristische Dialectdichter sich in der Form etwas gehen lassen — ich rede nicht von der ernstern Lyrik eines Klaus Groth u. s. w. — er kommt so zu sagen in Hemdsärmeln; diese Freiheiten sollen nun aufhören, aber wenn die Metrik nicht überkünstlich wird, so bleibt ihr etwas Saloppes und wir vermessen die classische Reinheit der Form. Ich will und darf nicht alle diese Erwägungen gegen Stieler lehren, gefeit gegen solche Vorwürfe sind seine „Hochlandlieder“ (Stuttgart 1879) nicht. Dieser so wahre Dichter hat weder das Gesuchte, namentlich des alterthümlichen Stiles, und das Ueberladene, noch die Formlosigkeit ganz vermeiden können. Daß er es ganz überwinden wird, dafür legt freilich die neue Sammlung schon mehr als ein schlagendes Zeugniß ab.

Einige werden, wenn sie auf den alten Herrn Bernher von Tegernsee, auf Walther und Hartmann stoßen, ein modernisirtes Minnelied finden, „Unter der Linde“ den wechselvollen Lauf der Jahrhunderte bis 1870 rollen oder andere „Stimmen der Zeit“ oder feste Landknechtlieder erschallen hören, wohl mit dem bekannten idealen Nasenrumpfen erklären: das ist ja versificirte Literatur- und Culturgeschichte; oder einmal mit überlegener Weisheit an Scheffels Eckehard und Bergpsalmen erinnern. Solchen Ausstellungen mögen mehrere Stücke verdienlicher Weise zum Opfer fallen und ich kann nicht leugnen, daß einiges unangenehm modern ist, sowie daß mir der patriotische Worinher redivivus in der „Biston“ nicht sehr behagt, aber wer neben vielem anderen das reizende „junge Nest“ (S. 37), wer in dem Cyclus „Hohenschwangau“ (S. 13 ff.) „Einsamkeit“, „Schweres Ahnen“, „Todtenklage“, wer die Gruppe „Posthuma“ (S. 73 ff.) schaffen konnte, „dessen Sinn ist wohl berathen, weithin klingt sein Saitenspiel“.

E.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 2. October 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Zur Biographie und Charakteristik Johann Christian Günthers.

Die Stellung, welche Johann Christian Günther in unseren Literaturgeschichten nunmehr unbestritten einnimmt, nämlich die eines der reichst begabten lyrischen Dichter, die wir je besessen, ist keineswegs sehr alten Datums. Im achtzehnten Jahrhundert gingen die Urtheile über seine Bedeutung sehr auseinander. Während Burchard Mencke<sup>1)</sup> bei Besprechung der ersten (nach Günthers Tode erschienenen) Ausgabe mit seinem Verständniß auch für die Persönlichkeit des Dichters, den er im Leben gekannt, ihm warmes Lob in würdigster Weise spendet und am Ende zu dem Schlusse kommt, „daß Günther ohnfehlbar einer der größten Poeten geworden sein würde, welche je in Deutschland erzeugt, wenn er zu gehöriger Reife gekommen“ etc., während die Mitarbeiter der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“<sup>2)</sup> seiner häufig und stets mit großer Anerkennung (ohne jedoch für seine Schwächen blind zu sein) gedenken, während Daniel Wilhelm Triller<sup>3)</sup> und auch noch Chronogt<sup>4)</sup> ihn lobpreisend besangen, scheint um die Mitte des Jahrhunderts eine entgegengesetzte, ungünstige Beurtheilung des Dichters mehr und mehr Platz zu greifen. Freilich wird in den *Lettres Françoises et Germaniques*<sup>5)</sup> noch Günther einer der geschätztesten deutschen Dichter (*un des plus estimés*) genannt, aber damit auch zugleich der Beweis zu führen versucht, wie tief die gegenwärtige deutsche Poesie unter der französischen stehe; es wird ein Vergleich zwischen Günthers Ode an das Glück (S. 201) und Jean Baptiste Rousseaus den gleichen Gegenstand behandelnden gezogen, der sehr zu Ungunsten des ersteren ausfällt. Was ihm

1) Deutsche Acta eruditorum. 101. S. 344 ff.

2) Leipzig 1782—44.

3) „Zufällige Gedanken über J. C. Günthers elendes Leben und herrliche Gedichte.“ Zuerst in seinen „Poetischen Betrachtungen“ III. S. 101—111; wieder abgedruckt in der „Nachlese zu J. C. Günthers Gedichten“. Breslau 1745. S. 273 ff.

4) Schriften Bd. II.

5) *Lettres Françoises et Germaniques ou reflexions militaires, litteraires et critiques sur les François et les Allemands.* Londres, chez François Allemand 1740. Eine äußerst geistreiche und in einigen Urtheilen noch heute zutreffende Schrift.

vorgeworfen wird, ist seine Rohheit, seine Ungeschliffenheit. Dieser Vorwurf und zugleich der, daß seine Muse jedem Mäcen feilgestanden, unter echt philisterhafter Vermengung des ästhetischen Urtheils über den Dichter, und des ethischen über den Menschen, wird von da ab stehend in den Schriften, die seiner gedenken.<sup>1)</sup>

Erst Goethe war es vorbehalten in jener wunderbar schönen Stelle des siebenten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ mit gleich tiefem Verständniß für den Menschen wie den Dichter ein für allemal die Stellung zu fixiren, die Günther in unserer Literatur einnimmt, und zugleich dem Literaturhistoriker die Gesichtspuncte anzugeben, von welchen aus diese originelle poetische Erscheinung beurtheilt werden muß. Daß Gervinus hernach versucht hat, dies Urtheil umzustößen, indem er unter andern Goethe direct beschuldigt, daß er, ohne Günther zu kennen, über ihn geurtheilt, hat nicht daran zu rütteln vermocht; denn unseres Wissens hat Gervinus keinen einzigen Nachfolger gefunden, im Gegentheil, er scheint gerade Veranlassung gegeben zu haben, daß die literarhistorische Forschung sich mit ganz besonderer Liebe dem halb vergessenen Dichter wieder zuwandte.

Während Bruß in seinem „Göttinger Dichterbund“ warm für den unterschätzten Dichter gegen Gervinus in die Schranken trat, brachte Hoffmann von Fallersleben noch nachdrücklicher, weil auf eingehenden Studien fußend, durch den Wiederabdruck<sup>2)</sup> einer früheren Arbeit das Bild des Dichters in Erinnerung, indem er zuerst auf Grund des vorhandenen gedruckten Materials, vor allem der aus der Feder eines Zeitgenossen stammenden Biographie, eine Darstellung vom Lebensgange Günthers zu geben versuchte. Ferner trat Otto Roquette<sup>3)</sup> mit einer größeren biographischen Arbeit, deren positiver Inhalt sich im wesentlichen den Angaben Hoffmanns angeschlossen, an die Öffentlichkeit. Während Julius Tittmann in der Einleitung zu seiner Ausgabe (Auswahl) Günthers<sup>4)</sup> in mehr als einem Punkte erheblich von der bisherigen Tradition, namentlich in Bezug auf die Chronologie seiner Liebeslieder und auf einige damit in Zusammenhang stehende Lebensverhältnisse, abzuweichen sich veranlaßt fand.

1) Vgl. Hannoversches Magazin VI. 1768. S. 89—91. Leipziger Musenalmanach 1782. S. 54 ff. Almanach der Belletristen und Belletristinnen 1782 (Joachim Christoph Friedr. Schulz); gegen das letztere Urtheil aber im ganzen nicht viel günstiger: „Olla potrida“ (Berlin) 1794. Ja selbst Jördens, Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten. 1806—11. Bd. II. S. 278 ff. steht im wesentlichen noch unter dem Einfluß dieser Anschauungen.

2) Spenden zur deutschen Literatur. II. S. 115 ff.

3) Leben und Dichten J. C. Günthers. Stuttgart, Cotta. 1860.

4) Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von R. Gödeke und Tittmann. Bd. VI. Leipzig, Brockhaus. 1874.

Aber so verschieden diese Arbeiten alle sind, und so wenig geleugnet werden soll, daß eine jede von ihnen gewisse, und keineswegs unbedeutende Verdienste für sich in Anspruch nehmen darf, in einem Fehler treffen sie alle zusammen, und bedürfen der Correctur, nämlich in dem Mangel an Vorsicht und Kritik, mit der sie die Angaben des ersten Biographen von Günther, des Breslauer Arztes Dr. Steinbach, benutzt haben.

Es ist nicht genug zu bedauern, daß zu einer Zeit, in welcher noch so zahlreiche Freunde und Bekannte Günthers am Leben waren, keiner aus ihrer Mitte es der Mühe werth gehalten, dem früh verstorbenen Freunde ein biographisches Denkmal zu setzen, und daß auf diese Weise die Arbeit von einem Manne unternommen werden konnte, wie Dr. Steinbach, der weder dem Dichter im Leben nahe gestanden, noch auch irgend welches tiefere Verständniß für das, was die bleibende Bedeutung Günthers ausmacht, nämlich für die herzenswarme Innigkeit seiner lyrischen Gedichte, besaß. Erklären läßt sich diese Zurückhaltung der Freunde nur aus der damals allgemein verbreiteten Scheu — sehr im Gegensatz zu unserer heutigen Auffassung — zwischen der Poesie und dem Leben des Dichters den Zusammenhang zu suchen, und die geheimen Wechselbeziehungen beider zu erforschen, oder gar profanen Augen aufzudecken. Dazu kam dann noch der Umstand, daß das unstete Leben Günthers zahlreiche Zwischenfälle nicht immer sauberster Art aufzuweisen hatte, an deren Bekanntwerden seinen einstigen Genossen dabei, jetzt gefesteten Männern in Amt und Würden, verzweifelt wenig gelegen war. Steinbachs Biographie, die im Jahre 1738<sup>1)</sup> erschien, weist denn auch deutliche Spuren auf, daß die Unterstützung, die ihm von jener Seite zufließ, sich nur auf wenige die Datirung einiger Gedichte, sowie die Feststellung der verschiedenen Aufenthaltsorte Günthers bezügliche Angaben, beschränkte. Ein deutlicher Beweis hierfür sind unter anderem die verworrenen und widersprechenden Angaben, die er über eine (heute völlig interesselose) literarische Fehde giebt, welche Günther gegen den Schweidnitzer „prätendirenden Polyhistor“ Theodor Crusius, Herausgeber einer elenden Zeitschrift „Bergnügung müßiger Stunden“ führte. An dieser Fehde nämlich nahm nicht nur activ Theil der alte Gönner Günthers, der Rath Milich zu Schweidnitz, sondern auch der Vater zweier Freunde Günthers, der Schweidnitzer Arzt Dr. Hahn, die beide nach der Sitte damaliger Zeit in Gratulationsgedichten gelegentlich der Promotionen der Söhne Hahns die heftigsten Ausfälle, die nicht unerwidert blieben, gegen Crusius machten. Steinbach verirrt sich hier vollständig, und doch konnte er die sicherste und beste Auskunft aus nächster Hand, nämlich

1) „Joh. Christian Günthers, des berühmten schlesischen Dichters Leben und Schriften, gedruckt in Schlessen 1738. Auf des Verfassers eigene Unkosten.“ Die Vorrede nennt als Verfasser Carl Ehrenfried Siebrand, das Pseudonym für Christoph Ernst Steinbach.



von seinem Collegen, dem Breslauer Arzt Dr. Gottfried Hahn, dem ältesten der erwähnten Brüder, und einem der vertrautesten Freunde Günthers, erhalten. Dieser aber konnte an der Aufrührung der alten begrabenen Fehde, deren Ton keinem der Betheiligten zur Ehre gereicht, kein Interesse haben, er schwieg daher und überließ dem Biographen sich selber zurecht zu finden.

Mit dem Vater Günthers stand er, wie er selbst berichtet, in Correspondenz, ja er druckt einen von jenem an ihn (den Biographen) gerichteten Brief zum Theil ab; doch müssen auch diese Beziehungen sehr oberflächlicher Art gewesen sein, denn jener sah sich nach dem Erscheinen der Steinbachschen Arbeit gezwungen, öffentlich <sup>1)</sup> gegen besonders eine („unter andern mehreren!“) darin zur Charakterisirung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn mitgetheilte Anekdote (der Vater habe einen Brief geschlossen mit den Worten: „Vale bestia atheistica“, und der Sohn habe am Schlusse des seinen darauf replicirt: „Vale bestia superstitiosa!“) aufzutreten und dieselbe als unwahr zu bezeichnen; wobei er zugleich Veranlassung nahm, in durchaus würdiger und gehaltener Weise sich darüber zu beschweren, daß das Verhältniß zwischen ihm und seinem Sohne von dem Biographen so gänzlich falsch dargestellt worden.

Zu dieser theils durch eigene Nachlässigkeit verschuldeten, theils durch schweigendes Zurückhalten der Nächstbetheiligten ihm aufgezwungenen Lückenhaftigkeit und theilweisen Unrichtigkeit der Darstellung der äußeren Lebensverhältnisse Günthers kam dann noch, wie bereits erwähnt, seine gänzlich falsche Auffassung von der Bedeutung Günthers, den er hauptsächlich seiner Gelegenheitsgedichte wegen, die er zu Hochzeiten, Begräbnissen, Promotionen zc. meist auf Bestellung und gegen Bezahlung machte, bewunderte. Für die tiefempfundenen Liebeslieder an Leonore hat diese traurige, poesiearme Seele auch nicht die Spur von Verständniß; ja er verfolgt sie mit einer gewissen beleidigten Entrüstung, und erwähnt ihrer nur, wo es gar nicht zu umgehen ist. Charakteristisch genug bemerkt er zu einem solchen Gedichte, daß es „wenigstens der Zeitrechnung wegen gut sei!“ Ueberhaupt unternahm er die ganze Arbeit nicht aus einem wärmeren, tiefergehenden Interesse für die menschliche oder dichterische Individualität seines Landsmannes, oder in dem Bewußtsein, daß aus den schlichten Liedern jenes ein Ton herausschalle, der der ganzen Poesie damaliger Zeit abhanden gekommen schien, der unmittelbar aus dem Herzen quellenden spontanen Leidenschaft, nichts von alledem, sondern sie diene ihm lediglich als Vorwand, um unter der Maske eines Verfechters echter Poesie einen, von verletzter persönlicher Eitelkeit inspirirten, pöbelhaft ungezogenen und dabei sehr ungeschickten Angriff auf Gottsched zu machen; ein Wagniß,

1) Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens. Schweidnitz 1738. S. 263 ff.

das übrigens dem unglücklichen Breslauer übel genug bekam<sup>1)</sup>; man antwortete ihm von jener Seite eben so derb und rücksichtslos, jedoch mit größerem Geschick; seine Landsleute, die Schlesier, für die er doch besonders zu streiten vorgab, desavouirten den plumpen Streiter; genug, er hatte von der Biographie nichts als Aerger und Verdruß, wie unter andern auch die Worte seines Nekrologs<sup>2)</sup> (er starb 1741) bezeugen: „Wie übel aber diese Arbeit (die Biographie) sowohl dem Verfertiger als dem Verleger gelungen, wissen vielleicht viele unserer Leser sehr wohl.“

Daß Steinbachs Arbeit große Lücken an mehr als einer Stelle aufweist, scheint hiernach klar; diejenigen, die sie allein auszufüllen im Stande waren, konnten (weil nicht gefragt) oder wollten keine Auskunft geben.

Hier ist man denn gezwungen, dieselben, so gut es geht, aus den von Günther selbst in seinen Gedichten gegebenen Andeutungen zu ergänzen, was übrigens in der Mehrzahl der Fälle nicht allzu schwierig ist.

Eine weitere Prüfung ergibt aber ferner, daß eine ganze Reihe von positiven Angaben Steinbachs mit Günthers eigenen in den Gedichten gemachten nicht übereinstimmen, daß sich ganz directe Widersprüche und zwar in Hauptpunkten zwischen beiden finden. Diese entgingen auch Günthers späteren Biographen nicht, und namentlich Tittmann versuchte durch einige geistreiche Hypothesen einen Ausweg und eine Lösung der Verwirrung zu finden. Immer aber von dem Glauben ausgehend, daß die Angaben Steinbachs besonders über die Liebe Günthers zu seiner Leonore, und namentlich diejenigen über die persönlichen Verhältnisse dieses Mädchens im allgemeinen richtig seien, während doch schon allein bei dem Studium der Gedichte aus inneren und äußeren Gründen die Steinbachsche Tradition haltlos erscheinen, bei genauer Durchforschung aber des in den Kirchenbüchern, sowie in handschriftlichen Aufzeichnungen sich bietenden Materials sich als unwiderstreitbar falsch herausstellen mußte! Diese neueren Untersuchungen ergeben sonach das Resultat, daß Steinbach nicht nur ungenügend, sondern, und zwar in einem Hauptpunkte, falsch unterrichtet war. Die weitere Folge ist, daß nicht nur Günthers Lebensgang jetzt in einem wesentlich andern Lichte erscheint, sondern daß, was die Zeitbestimmung und Veranlassung einiger seiner schönsten Gedichte betrifft, die bisherigen Annahmen bedeutend zu modificiren und zu corrigiren sind. Diejenigen Hauptpunkte, wo das zu geschehen hat, sollen im Folgenden kurz angedeutet werden.

Johann Christian Günther ist geboren zu Striegau den 8. April 1695<sup>3)</sup>.

1) Vgl. Dr. Citner, „J. C. Günthers Biograph und die Gottschedianer“. Breslau, Programm. 1872.

2) Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens. Mai 1741. S. 231 f.

3) Tittmann, veranlaßt durch eine Mittheilung Steinbachs, der, trotzdem der von ihm abgedruckte Auszug aus dem Gränowiger Kirchenbuch 1695, 8. April angab, von

Sein Vater war ein vielbeschäftigter Arzt, „berühmter Practicus“, jedoch nicht übermäßig mit Glücksgütern gesegnet, und stammte nach Steinbach aus Aschersleben, während seine Mutter eine geborene Tischbander Breslauerin war. Doch sind die Familienverhältnisse nicht ganz klar. Da nämlich das Striegauer Kirchenbuch vom Jahre 1745, dem Todesjahre des alten Günther, berichtet, derselbe habe „in zweifacher Ehe gelebet 34 Jahr und sey ein Wittwer gewesen 24 Jahr“, so wird man zu der Ansicht gedrängt, Günthers rechte Mutter sei früh gestorben, wofür auch eine Stelle des erwähnten curriculum vitae sprechen könnte: Altera huic peperit post me duo pignora conjux (?), während doch Steinbach Günthers Mutter erst 1727 (was jedenfalls direct im Widerspruch mit dem Kirchenbuche steht) sterben läßt, und ausdrücklich betont, daß er keine Stiefmutter gehabt. Günther selbst erwähnt in den Gedichten seine Mutter nur dreimal<sup>1)</sup>, was immerhin sehr auffallend ist. Ueberhaupt erklärt sich, nehmen wir eine Stiefmutter an, leichter das gänzlich passive Verhalten derselben in dem später ausgebrochenen Conflict zwischen Vater und Sohn, was bei einer rechten Mutter stark befremden müßte. Jedenfalls findet sich von dem so häufig wahrgenommenen speciellen Einfluß der Mutter auf den geistigen Entwicklungsgang groß angelegter Naturen hier keine Spur. Und während er gern und lebhaft der Eindrücke und Erlebnisse seiner Jugendzeit, seiner Kinderspiele in dem schönen Gedicht gedenkt, „als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte“: „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit!“ erwähnt er die Mutter mit

Günthers Vater selbst erfahren haben wollte, sein Sohn sei 1698 geboren (wofür übrigens auch eine Stelle in Günthers Gedichten (S. 114) aus dem Jahre 1723 wie man annahm: in der er sich „laum 26“ nennt, zu sprechen schien), setzt 1698 als sein Geburtsjahr. Sehr mit Unrecht. Nicht nur bezeugt 1695 jedem, der sich darum die Mühe giebt, das noch vorhandene Gränowitzer Kirchenbuch (das auch den Irrthum des Vaters erklärt: 1698 war ihm eine Tochter geboren; der Alte verwechselte also einfach beide Jahre), sondern Günther selbst giebt in seinem lateinischen curriculum vitae (in Versen) 1695 als das Jahr seiner Geburt an (vgl. S. 184 der Nachlese zu Günthers Gedichten, vgl. auch S. 450 der Ausgabe). Zum Ueberflus führt auch das Album der Schweidnitzer Schule Januar 1710 ihn als „aet. 14“ auf.

1) S. 839:

„Arme Mutter, die Du jetzt mein entferntes Grab bethränest,  
Und vielleicht den kranken Leib auch schon an die Bahre lehnest,  
Nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht!“

S. 855 dankt er:

„Vor die Treue, vor die Güte,  
Vor Ermahnung, Rath und Strafe, vor Geduld, vor manche Nacht,  
Die ich auch der liebsten Mutter in der Kindheit lang gemacht.“

S. 64 (der Nachlese):

„Die treue Mutter lag  
Die Schwester weint und schwieg.“ — —

keinem Worte. Anders ist sein Verhältniß zum Vater. An zahlreichen Stellen seiner Dichtungen gedenkt er seiner mit Liebe und voll Dankbarkeit; jener war es, der dem Knaben den ersten Unterricht erteilte, der ihn in den classischen Sprachen unterwies, der überhaupt mit hingebender Liebe unausgesetzt sich um die Ausbildung des Sohnes bemühte. Darauf kommt Günther in späteren Tagen, als er mit dem Vater zerfallen, immer wieder und wieder mit den Ausdrücken wärmsten Dankes zurück; aber er war es auch, der gleich von Anbeginn dem früh sich äußernden poetischen Triebe des Knaben mit feindseliger Härte und Strenge, ohne jedes Verständniß für die brodlose Kunst, entgegentrat:

„Der Vater zog mich ab, verwarf mein Spiel als Grillen,  
Und sprach (ich hör es noch): Sohn, wirf den Bettel hin!  
Und häng den Brodloib an; kein Reimen bringt Gewinn!“

Und obwohl, so lange Günther im elterlichen Hause war, ja so lange er noch die Schweidnitzer Schule besuchte, also bis 1715, dies Auseinandergehen der Pläne des Vaters und der Neigungen des Sohnes, nie, wie es scheint, zu einer dauernden Entfremdung zwischen beiden führte, war doch dies unzweifelhaft die Hauptveranlassung für den schroffen Bruch, der kurz nach Günthers Abgang zur Universität eintrat, und der trotz aller Versuche von Seiten des Sohnes unüberbrückt geblieben ist bis zu seinem Tode. Der Vater hatte so viel Hoffnungen auf den reich begabten Sohn gesetzt, so manches Opfer gebracht, ihm das Studiren zu ermöglichen, und vermuthlich während der fünf Schuljahre jenes, die er fern von Hause verlebte, sich unwillkürlich von ihm ein Bild zurecht gemacht, das seinen Hoffnungen und Wünschen, aber nicht der wirklichen Natur jenes entsprach, daß, als dann plötzlich aus Wittenberg die Nachrichten von dem unregelmäßigen Lebenswandel des Sohnes, von Schulden, und vor allem von Vernachlässigung der medicinischen Studien zu Gunsten der Poesie kamen, der Rückschlag und die Enttäuschung um so gewaltiger war.

Groll und Abneigung bemächtigten sich seiner gegen den ungerathenen Sohn und die gern und bereitwillig von seinem Ersparten gewährten Unterstützungen begannen spärlicher zu fließen, ja hörten zeitweilig vielleicht ganz auf. Doch letzteres wohl nicht so sehr, weil er den Sohn in der That verstoßen, sondern weil er selber fast alles in dem großen Brande, der Striegau verheerte, verloren hatte. Wenn wir seinen Aeußerungen in dem bereits erwähnten Protest gegen Steinbachs Darstellung Glauben schenken — und es liegt gar kein Grund vor, dies nicht zu thun — so hat er ihn so lange er konnte aus seinen Mitteln unterstützt. Doch war die Verstimmung über das leichtfertige Leben des Sohnes, der Schmerz, ihn immer weiter von dem Lebensziel, das er ihm gesetzt, abirren zu sehen, so tief bei dem alten Manne,

daß ihn der wachsende Dichterruhm jenes am allerwenigsten dafür zu entschädigen vermochte: er hat den Sohn nie wieder vor sich gelassen; das Vertrauen war dahin von dem Augenblicke an, wo jener sich der Poesie in die Arme geworfen.<sup>1)</sup>

Im Januar 1710 kam der Knabe auf die erst vor zwei Jahren errichtete evangelische Schule zur heiligen Dreifaltigkeit in Schweidnitz, der er bis zum Herbst 1715 angehört hat. Wenn Steinbach berichtet, daß er sofort wegen seiner hervorragenden Kenntnisse von dem Rector Reubischer in die erste Classe aufgenommen worden, wozu doch sein langes Verweilen auf der Schule schlecht passen würde, so ist dies wohl so zu erklären, daß die erst seit zwei Jahren bestehende Schule noch nicht die obersten Classen besetzt hatte, und er somit in die höchste damals bestehende Classe aufgenommen worden. Sein poetisches Talent fand hier fruchtbaren Boden und freundliche Aufmunterung: das erste uns von ihm erhaltene Gedicht stammt schon aus dem März des Jahres 1710. Der Rector Reubischer selbst, wie seine Schulschriften bezeugen, ein geschreuter, für die geistige Ausbildung der ihm anvertrauten Zöglinge rastlos bemühter Mann, frei von jeglicher Pedanterie, Feind aller despotischen Schultyrannie, hatte Sinn für Poesie und hegte denselben eifrig bei seinen Schülern. Ließ er doch 1712 ein von jenen gemeinschaftlich gearbeitetes Stück, „Athenais“, öffentlich aufführen, wobei er in der Einladungsschrift mit gutmüthiger Ironie des Eifers seiner Jungen gedenkt. Und gestattete er doch ferner dem die Schule verlassenden Günther, sein erstes und einziges Trauerspiel, „Die von Theodosio bereuete Eifersucht“, eine Fortsetzung des erwähnten „Athenais“ auf dem Schultheater aufführen zu lassen.<sup>2)</sup> Auch Männer wie Gottfried Balthasar Scharff, der Herausgeber des „Schlesischen Helicon“, und Benjamin Schmölke, die beide damals in Schweidnitz wirkten, werden sich für das häufig in Gelegenheitsgedichten zu Tage tretende Talent des Jünglings interessirt haben. Sein lebenswürdiges, gewandtes Wesen

1) Nur der Vollständigkeit wegen sei hier der befremdenden Aeußerung Günthers in einem poetischen Briefe (S. 479) gedacht: Er vergleicht sein Loos mit dem des Prätendenten Stuart: „Er soll, wie ich, kein Sohn des eignen Vaters sein!“ Diese Stelle steht zu sehr im Widerspruch mit allen übrigen Aeußerungen Günthers über das früher so innige Verhältniß zwischen ihm und seinem Vater, steht so vereinzelt da, daß die sonst naheliegende Versuchung, in ihr einen neuen Erklärungsgrund für die schroffe Haltung des Alten zu finden, von der Hand gewiesen werden muß.

2) „Leidet es die Geduld vornehmer Gönner, so hat ein fleißiger und in der deutschen und lateinischen Poesie bisher sich rühmlich übender Alumnus unserer Schule Joh. Christian Günther von Striegau die vor drei Jahren von uns aufgefangene Historia der Athenaidis vollends auszuführen über sich genommen — — — — — und in einem kurzen gebundenen Trauerspiel vorzustellen und zugleich weil es die Zeit und etliche Umstände anders nicht zulassen wollen, öffentlich von der Schule Abschied zu nehmen.“

verschaffte ihm Zutritt zu angesehenen Familien, so vor allem in das adelige Haus des Herrn von Bock, dessen Sohn sein Schulgenosse war. Diese Bekanntschaft ward für ihn verhängnißvoll, denn auf dem Bock'schen Gute Roschkowitz<sup>1)</sup> verkehrte er, wenn er sie nicht dort kennen lernte, mit Leonore, jenem Mädchen, das den Lichtpunct in seinem zerfahrenen, wüsten Leben bildete. Wer war Leonore und wie gestaltete sich ihr Verhältniß zu Günther?

Steinbach und ihm nach alle späteren Biographen erzählen: Sie war eine Tochter des Dr. Jachmann zu Schweidnitz. Im Jahre 1716 ward sie Günther untreu, indem sie einem Dr. Täuber die Hand reichte. Günther — so combiniren die späteren Biographen — gerieth darüber in Verzweiflung, und so ergab sich der anfangs fleißige und eifrige Student, seinen Schmerz zu betäuben, fortan einem wüsten Leben. Also die alte Tragödie vom gebrochenen Herzen! Aber sie ist noch nicht beendet. Um 1718 verlor Leonore kurz hinter einander ihren Mann und ihr Kind. Da erwacht in Günthers Herzen wieder von neuem die alte Liebe, bei dem Tode des Kindes sendet er ihr ein ergreifendes, tiefempfundenes Trostgedicht; und als sie frei ist, ist alles vergeben und vergessen: 1719 ist das Ziel der Sehnsucht für den Heimkehrenden Boran, der Ort, in welchem Leonore als Wittve wohnt. Rührendes Wiedersehen, erneuter Treueschwur der Liebenden! Doch bald darauf ist es diesmal Günther, der 1721 die Treue bricht, und sich mit einer anderen, in seinen Gedichten Phyllis<sup>2)</sup> genannt, förmlich verlobt. In Folge der verweigerten Unterstützung des Vaters löst sich die Verbindung wieder, und jetzt, unmittelbar vor seinem Tode, taucht wieder vor ihm auf in reiner Schönheit das Bild der einst so heißgeliebten Leonore. In einem (nach der herrschenden Annahme) aus seiner letzten Lebenszeit in Jena datirten Gedichte gedenkt er ihrer in rührender Klage<sup>3)</sup>, und so stirbt er im Geiste versöhnt und wieder vereint mit der Geliebten, die die Leuchte seines freudlosen Lebens gewesen.

Dies in kurzem der äußere Hergang der Liebes- und Leidensgeschichte, wie sie die Biographen nach Steinbach's Andeutungen combinirt haben.

1) Dies ehemals Lohenstein gehörige, im Nimptschen Weichbilde gelegene Gut war im Jahre 1713 in den Besitz des Herrn von Bock übergegangen. Es ist das heutige Roschkowitz. Uebrigens schwankte schon zu Günthers Zeiten die Schreibart, Roschkowitz, Roschkowiz, Roschkowig. Günther schreibt stets Roschkowitz. Nur zweimal (S. 328 und 1049) Roschkowiz.

2) Sie war die Tochter des evangelischen Pfarrers zu Bischdorf im Kreuzburger Kreise; und hieß Eva Christina Littmann. (Steinbach giebt als ihren Zunamen: Domoratus an!) Vgl. Kölling, Presbyterologie des Kreises Kreuzburg. S. 103 f.

3) „Ach läge doch mein Haupt im Schlummer  
Nur noch in Leonorens Schooß.  
Wie gern erlitt ich allen Kummer  
Das Elend wär' auch halb so groß!“

Auszufügen ist daran weiter nichts, als daß die Darstellung, weil von falschen Voraussetzungen ausgehend, von Anfang bis zu Ende unrichtig ist; Eleonore ist nämlich nicht identisch mit Maria Euphrosyna Zschmann, die am 14. Januar 1716 dem Dr. Täuber ihre Hand reichte!') Dies läßt sich aufs Bestimmteste beweisen. Zunächst aber muß constatirt werden, daß Günther Leonoren noch unter einem anderen Namen, „Magdalis“, besungen hat. Magdalis und Leonore müssen identisch sein, denn sonst hätte Günther zu gleicher Zeit in derselben Stadt zwei Mädchen Liebe geschworen. Und dagegen spricht der innige, das reinsten Glück athmende Ton der betreffenden Gedichte; ferner, daß die Zahl der an Magdalis gerichteten Gedichte nur sehr klein, und daß das letzte, das ihren Namen trägt, vom 10. Juli 1716 datirt ist. Von da ab kommt ihr Name nie wieder vor. Nun ist es aber sehr natürlich bei der Sitte der damaligen Zeit, daß Günther anfangs in der Benennung der Geliebten schwankte und erst später einen Namen dauernd festhielt. Freilich scheint ein Widerspruch dem entgegenzustehen, nämlich, daß die Eltern der Magdalis als lebend erwähnt werden, während in einigen Leonorenliedern geradezu gesagt wird, sie sei Waise, und die Zusammenkünfte hätten auf den Leichensteinen ihrer Eltern stattgefunden. Derselbe wird dadurch gelöst, daß, wie weiter unten auszuführen, ein Theil der Leonorenlieder und darunter gerade die erwähnten, aus der Masse auszuscheiden, und in die Leipziger Zeit, als an eine zweite Leonore gerichtet, zu verweisen sind. Geben wir aber einmal zu, daß Leonore und Magdalis identisch sind, so ist auch klar, daß Leonore mit der Maria Euphrosyne Zschmann nicht identisch sein kann. Denn wie erwähnt, die Hochzeit jener fand am 14. Januar 1716 statt, und am 10. Juli 1716 richtet Günther noch ein langes poetisches Schreiben, voll Versicherungen seiner Treue und Beständigkeit, an Magdalis.<sup>2)</sup>

Mußte es schon befremden, wenn in den Gedichten aus dem Jahre 1719, wo also nach der bisherigen Tradition eine neue Annäherung Günthers an die inzwischen frei gewordene Leonore stattfand, auch mit keinem Worte ihrer kurzen Ehe, ihres Treuebruchs gedacht wird, sondern daß seine einzige Sorge ist,

1) In Günthers Gedichten (S. 538) findet sich ein Carmen zu der Täuber und Zschmannschen Hochzeit. Es ist unbedeutend und frivol, wie die meisten der Art; aber man kann sich denken, wie man überall „heute nicht mehr verständliche“ Anspielungen in dem Gedichte witterte, das ja der „verstoßene Liebhaber“ der ungetreuen Geliebten gesungen!

2) Wenn Tittmann, der ebenfalls Leonore und Magdalis für identisch hält, um den Widerspruch zwischen den beiden Daten zu lösen, annimmt, daß das Datum des Hochzeitstages in den Ausgaben auf einem Druckfehler beruhe, und daß dasselbe später zu sehen, so widerlegt ihn das Schweidnitzer Kirchenbuch, das den 14. Januar 1716 ebenfalls als Trauungstag anführt.

ob sie ihn, der so lange fern geblieben, auch nicht vergessen<sup>1)</sup>, so wird die ganze Fabel von Leonorens Treuebruch und damaligem Wittwenstande, auch des weiteren durch das Schweidnitzer Kirchenbuch widerlegt, nach welchem Dr. Täuber, der Mann der angeblichen Leonore, erst 1724, also ein Jahr nach Günthers Tode, starb.<sup>2)</sup>

Es fragt sich: wer war Leonore dann? Eine bestimmte Antwort ist darauf nicht zu geben, höchstens lassen sich Vermuthungen aufstellen. Möglicherweise war sie eine andere Tochter des Dr. Zachmann<sup>3)</sup>, so daß Steinbach nur die Schwestern unter einander verwechselt hätte, und möglicherweise ist dann die oft erwähnte unglücklich verheirathete Schwester Leonorens, jene Maria Euphrosyna, die auch an einer Stelle (S. 135 der Nachlese) „die stolze Werkmarie“ genannt wird. Doch sind dies nur Vermuthungen, die vorläufig durch nichts zu beweisen sind.

Jedenfalls stammte sie aus Schweidnitz, das sie verließ während Günthers Abwesenheit. Als er 1719 von Dresden wieder heimkehrte, fand er sie nicht mehr dort; der ganze einst ihm so liebe Ort schien ihm daher öde und verlassen<sup>4)</sup>; und erst in Boraus fand das Wiedersehen mit der Geliebten statt. Sie scheint ihm treu geblieben zu sein die vier Jahre, das gleiche läßt sich von ihm nicht sagen.

Ihn hatte, wenn auch nicht nachhaltig, ein anderes Verhältniß in Leipzig gefesselt, dessen Heldin er, seltsam genug, ebenfalls unter dem Namen Leonore — Vorchen — Lenchen besungen hat, über die wir noch weniger, wie über die erste, unterrichtet sind. Daß es aber eine zweite Leonore gegeben, geht

1) S. 694:

„Wer weiß, ist nicht Dein Schwur mit Zeit und Wind verflogen?  
Wer weiß, steht Günther noch in jener Schwanenbrust?  
Vielleicht war meine Noth, und langes Außenbleiben  
So mächtig Lenchens Herz in andre Brunst zu treiben.“

2) Eine überraschende Bestätigung dieser Annahmen gewährte nachträglich Günthers handschriftliches (auf der Stadtbibliothek zu Breslau befindliches) Concept der beiden Trostgedichte an Leonore beim Tode ihres Sohnes. Nach der bisherigen Annahme wurden sie in das Jahr 1718 oder 1719 gesetzt, während das Concept die Jahreszahl 1722 trägt!

3) Das Kirchenbuch führt außer Maria Euphrosyne und einer als Kind verstorbenen noch fünf Töchter auf; darunter Eva Marie, geboren 1691. Christiane Elisabeth geboren 1701.

4) S. 186:

„Ich geh' den Tempel aus, ich suche durch die Gassen,  
Ich such' auch, wo sie sich wohl niemals finden lassen,  
Ich ruf' ihr um den Wall, der Wall hat schlecht Gehör:  
Steig, Schweidnitz, steig und sei ein Phönix in den Flammen,  
Bau Marmor, Erz und Gold und Schloß und Thurm zusammen,  
Mir bist Du doch nicht Schweidnitz mehr!“



unwiderleglich aus den Gedichten hervor. Jene zweite Leonore war es, mit der er auf dem Kirchhof sich traf, von der er sang:

„Ich will den Pleißenstrand um Deine Lieb' erheben,  
Ich will dem Rosenthal des Pindus Ehre geben,  
Nachdem mir sein Revier als Deine Vaterstadt  
Den besten Schatz der Welt an Dir gegeben hat.“<sup>1)</sup>

Jene zweite Leonore war es auch, an die er noch 1719 schreibt:

„Und wo ich reise, wo ich bin,  
Da folgt mir Dein Gedächtniß hin!“<sup>2)</sup>

Das Verhältniß scheint, wie gesagt, nur von kurzer Dauer, aber von beiden Seiten eine Zeit lang sehr ernst aufgefaßt worden zu sein. Ein an sie gerichtetes Gedicht: „Als Leonore sich endlich zum Lieben bewegen ließ“ trägt in den Ausgaben das Datum des 26. Juni 1719. Im Juli ging Günther nach Dresden. Vorher scheint ein Bruch zwischen ihnen erfolgt zu sein, und ein Theil der Verzweiflung über verrathene Liebe athmenden Gedichte wird in diese Zeit zu setzen sein. Wie viel wirklichen Grund sie ihm zu seinen Klagen gegeben, mag dahingestellt bleiben, wahrscheinlich aber hatte seine Eifersucht mehr Gespenster gesehen. Und allmählich begann er in der Entfernung einzusehen, daß er ihr Unrecht gethan.<sup>3)</sup> Als sie ihn dann zurückweist, taucht plötzlich, je näher er der Heimath kommt, das Bild der fast vergessenen ersten Leonore auf; mit dem Heimweh erfaßt ihn die Sehnsucht nach der Geliebten seiner ersten Jugend, und mit seiner ganzen Leidenschaft-

1) Aus dem langen Gedichte, betitelt: „Als er von ungefähr mit seiner Leonore auf dem Kirchhof zusammentam.“ S. 121 (126) der „Nachlese“.

2) Das Gedicht trägt in den Ausgaben das Datum: Boraus, d. 22. Augusti 1719; was, abgesehen von der Jahreszahl, jedenfalls auf einem Irrthum beruht (die auf der Breslauer Stadtbibliothek befindliche Abschrift trägt nur die Bezeichnung 1719). Zweimal wird darin Leipzigs gedacht „wie viel mir Leipzig Gut's erzeigt“. Beide mal hat Littmann dafür in seiner Ausgabe „Schweidnitz“ gesetzt, und den sechsten Vers, der Pfeifers, eines Leipziger Freundes erwähnt, stillschweigend weggelassen! Das Gedicht ist vermuthlich in Dresden entstanden.

3) In der „Cantate, gebracht im königlichen Garten zu Dresden“ (S. 354) singt er noch:

„Das hätt' ich doch nicht gedacht  
Das Leonorens Wankelmuth  
Mich nicht mehr Thränen kosten sollte!“

In dem in der vorigen Anmerkung erwähnten Gedicht versucht er eine neue Annäherung. Sie scheint ihn jedoch abgewiesen zu haben; hierauf beziehe ich das Gedicht (S. 299): „Ode an sein Lenchen“. Lenchen ist hier die Schweidnitzer Leonore, und der Leipziger gedenkt er unter dem Namen Philirinde (Philiris, die Lindenstadt):

„Es läßt Dich endlich auch die nette Philirinde“

und

„Da Philirindens Born die letzte Bluth ersickt“.

lichkeit überläßt er sich wieder der alten Liebe, die doch tiefer in seinem Herzen wurzelte, als er selber geahnt. Die Leipziger Geliebte ist gründlich vergessen.<sup>1)</sup>

Dieser Wiedervereinigung dankten wir eine ganze Reihe der schönsten Gedichte. Die durch Günthers bedrängte Lage verursachten Trennungen, seine ungewissen Aussichten in die Zukunft, schienen anfangs das Gefühl, daß sie beide fortan geeint seien gegen jedes Unglück, nicht erschüttern zu können. Allein als im Herbst des Jahres 1720 Günther nach schwerer Krankheit, gebrochen an Leib und Seele, nach einem abermals vergeblichen Ausöhnungsversuch mit dem Vater, mehr als je das Ziel einer gesicherten Existenz in weite Ferne gerückt sah, ward es ihm klar, daß er das Schicksal des Mädchens nicht mehr an das seine ketten dürfe, er gab ihr das Wort zurück<sup>2)</sup>, und — Leonore nahm es an: sie reichte bald darauf einem anderen Manne die Hand. Im

1) Den 2. September 1719 „Auf der Abreise von Dresden nach Schlesien“, S. 183 f., gedenkt er ihrer zum letzten mal:

— — — — —  
 Nun gute Nacht Du edles Sachsen  
 — — — — —

Ich will Dir gern mein Leid vergeben,  
 Nur gieb dem Kleinen Lorchen Ruh,  
 Denn, weil die Sterne widerstreben,  
 So sag ich ihm nur Freundschaft zu.  
 — — — — —  
 — — — — —

Du aber weis' und ewiges Erbarmen  
 Das überschwenglich ist und thut,  
 Vergüllge mich in Lenchens Armen ꝛc.

NB. Günther gebraucht sowohl Lorchen wie Lenchen als Abkürzungen für Leonore.

Rücksichtlich des in Note 2 d. v. S. erwähnten Pfeifer, dessen Name noch zweimal bei Günther vorkommt, sei noch erwähnt, daß im Jahre 1719 Christian Pfeiffer „Bisittator am Grimmschen Hospitalthor“ in Leipzig, welches hart am Johanneskirchhof lag, war. Möglicherweise ist hier irgend ein Zusammenhang; denn die betreffende Stelle lautet:

„Gedenk an Pfeifers Schlafgemach  
 Und zähle dort die Wollust nach!  
 Der Umgang ward uns sonst verbotnen  
 Wir suchten die geheimste Bahn  
 Und riefen die verwandten Todten  
 Zu Zeugen unsrer Freundschaft an  
 Und ließen bei verschwieg'ner Pein,  
 Den Kirchhof unsre Freistatt sein!“

2) S. 321:

Mein Kummer weint allein um Dich  
 Mit mir ist's so verloren!  
 Die Umständ' überweisen mich  
 Ich sei zur Noth geboren ꝛc.

Frühjahr 1721 verlobt Günther sich ebenfalls; daß er aber Leonore nicht vergessen, und daß in einsamen Stunden das Bild der einst Geliebten, jetzt für immer verlorenen, sein Herz mit leidenschaftlicher Sehnsucht und wildem Schmerz über ihren Verlust erfüllte, davon ist eins seiner schönsten, ergreifendsten Gedichte Zeuge.<sup>1)</sup> Sein Weg führt von jetzt an immer weiter abwärts, jedoch gestattet uns der Raum nicht, ihn auf seinen einzelnen Stationen bis zum Ende zu begleiten. Wie wir seiner Universitätsjahre, seiner Freunde, seiner sonstigen äußeren und inneren Erlebnisse nur flüchtig und andeutungsweise, so weit sie zum Verständniß des hier Gesagten nothwendig waren, gedenken konnten, so müssen wir auch verzichten, auf das Verhältniß zu seiner Braut, seine Landshuter Erlebnisse 1722, in denen eine leidenschaftliche Liebe zu einer verheiratheten Frau eine große Rolle spielt, auf sein letztes Ende hier näher einzugehen. Aus dem Jahre 1722 stammen die beiden letzten<sup>2)</sup> an Leonore gerichteten Gedichte: „Beim Absterben ihres Carl Wilhelm“. Das eine im Namen des Kindes an seine betrübten Eltern gerichtet, das andere ein Trostschreiben an Leonore selber. Das letztere ist innig und warm, aber kein Funke der alten, heißen Leidenschaft lodert darin auf:

„Die Freundschaft unter uns soll ohne Fleck und Schein  
Und Du von nun an mir die liebste Schwester sein

— — — — —  
— — — — —

Das Glück treibt mich jetzt aus meinem Vaterlande  
Und bringt mich wunderbar, wer weiß zu welchem Stande!  
Drum sag' ich gute Nacht! Gedenk an einen Freund  
Der auf der Welt mit Dir es wohl am besten meint!

Hat auch die im Vorangegangenen versuchte neue Darstellung dieser

1) S. 363:

„Sei immerhin der Hand entrissen  
Im Herzen bleibst Du dennoch mein.  
Das Glück mag das Blindniß brechen,  
Die Schickung mag mir widersprechen,  
Ich troste doch ihr künft'ig Nein,  
Und will Dich stets im Bilde lassen!“

Dazwischen dann die wildeste Verzweiflung;

„Ach Gott! mein Gott erbarme Dich!  
Was Gott? was mein? und was erbarmen?  
Die Schickung peitscht die ausgestreckten Armen:  
Und über mich  
Und über mich allein  
Kommt weder Thau noch Sonnenschein“ zc.

2) Das in den Ausgaben (S. 236) „An Leonore bei Absterben ihres Carl Wilhelm“ betitelte dritte Gedicht: „Eher todt als ungetreu!“ gehört nicht hierher.

Dichterliebe manche neue Flecken und Schwächen an dem Bilde des Menschen aufgedeckt, das Ende des schönen Traumes der Weiden konnte nicht schöner und nicht versöhnlicher ausklingen, als mit diesen letzten Worten des Dichters.

Berthold Wichmann.

## In Sachen unseres Kunstgewerbes.

Der Zustand, in dem sich unser deutsches Kunstgewerbe zur Zeit befindet, ist in ausgesprochener Weise der einer Restauration. Man empfindet schmerzlich, daß der republikanische Radicalismus des „Citoyen“ mit manchem verderblichen Auswuchse auch alle frischen Lebenskräfte abgeschnitten und eine tabula rasa übrig gelassen hat, auf dem sich die Maschine bequem machen konnte. Man ringt und strebt das Verlorene wiederzuerlangen. Die verschiedenen deutschen Staaten, Communen und Corporationen wetteifern durch Fortbildungsanstalten, Gewerbe- und Kunstgewerbeschulen einen breiten Strom frischen Lebens in die verarmten Canäle zu ergießen; überall beginnt es sich zu regen und selbst das bis dahin in dumpfem Brüten versunkene Handwerk scheint wie das Dornröschen des Märchens aus tiefem Schlafe zu erwachen und sich nach jener künstlerischen Gestaltungskraft zurückzusehnen, welche einst der Stolz unserer Väter war.

Diese Bewegung ist in Deutschland nach der zweiten Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 zum Durchbruch gekommen, denn was bis dahin in einzelnen Staaten, wie in Baiern und Württemberg, geschehen war, hatte sich Seitens der Allgemeinheit fast gar keiner Beachtung zu erfreuen und verlor sich in der großen Strömung der Tagesinteressen.

Eben haben wir nun angefangen, uns auf diesem lange vernachlässigten Gebiete zurecht zu finden, so wird bereits von vielen Seiten frischweg in die Welt posaunt: „das deutsche Kunstgewerbe hat bereits einen vollständigen Umschwung erfahren und steht in prangender Jugendschöne da“. Das ist — gelinde gesagt — eine übertriebene Anschauung, welche dem mit den Verhältnissen Vertrauten nur ein Lächeln abnöthigt, der Sache selbst aber verderblich werden kann, da bekanntlich nichts schädlicher ist, als Selbstüberhebung und Schönfärberei. Die während zweiundeinhalb Jahrhunderte begangenen Sünden gegen den guten Geschmack können nicht im Handumdrehen wieder gut gemacht werden, — dazu gehört eine lange, lange Zeit eifriger, selbstvergessener Arbeit, und die heutige Generation wird auch unter den günstigsten Umständen darauf verzichten müssen, das den Führern der neuen Bewegung vorschwebende Ideal verkörpert zu sehen. Die Zeit kann nur so große Dinge reifen, und da kann nur Beharrlichkeit zum Ziele führen. Und

dieses Ziel soll sein, daß auch das unbedeutendste Geräth des täglichen Lebens in Form und Farbe edel gestaltet sei, im Volke hingegen eine heiße Sehnsucht nach dem Schönen brenne und ihm die Befriedigung dieses Schönheitsdranges als eine unabweisbare Lebensfrage erscheine.

Werfen wir aber einen Blick auf die Berliner Gewerbe- und die nicht minder bedeutende Kunstgewerbeausstellung zu Leipzig, welch' letztere das Productionsgebiet des Königreichs Sachsen, der preussischen Provinz Sachsen und der thüringischen Staaten umfaßt, so vermögen wir uns trotz der bestechenden Toilette des dort vertretenen Kunstgewerbes nicht des Eindrucks zu erwehren, daß die bisher eingeschlagenen Wege nimmermehr jenes Ziel erstreben, denn man ist drauf und dran, eine Luxusindustrie zu schaffen, die allein auf die oberen Zehntausend und nicht auf die Mehrheit des deutschen Volkes berechnet ist. Was finden wir in jenen Ausstellungen? Herren-, Damen-, Schlaf-, Wohn- und Speisezimmereinrichtungen, deren Preis zwischen 4000 bis 14,000 Mark schwankt, Knüppsteppiche im Werthe von 400 bis 1000 Mark, kostbare Brokatstoffe, Gobelins, Porzellanvasen, von denen eine sogar 15,000 Mark kostet, — kurz, eine Anhäufung der theuersten Producte. Komisch klingt da der elegische Seufzer des enthusiastischen Zeitungsberichterstatters: daß sich's in solchen Räumen wohl gut wohnen lasse, man aber leider auf den Besitz dieser Herrlichkeiten voraussichtlich ewig verzichten müsse. Ja, der Mann hat, ohne es zu wollen, das Richtige getroffen. Alle diese Gegenstände existiren für die breite Masse des Volkes so gut wie gar nicht. Von dem Geiste, der sich in dem Vorgehen der Union centrale zu Paris manifestirt, die für den besten Entwurf eines billigen, aber geschmackvollen Ameublements für eine Arbeiterfamilie einen Preis von 3000 Frs. aussetzte, findet sich hier auch nicht die mindeste Spur.

Wie sieht es aber außerhalb der Ausstellungen aus, wo die Schminke fehlt? Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes! Da finden wir in den auf den Bedarf unseres gebildeten Mittelstandes, unserer Beamten, Offiziere, kleinen Kaufleute u. s. w. berechneten Ladengeschäfte nach wie vor unsere alten Bekannten, die Mahagonifabrikmöbel, beispielsweise Schränke, deren furnirtes Aeußere im Glanze der Politur strahlt, deren Inneres hingegen ein elendes, schlecht gehobeltes und geleimtes Brettergerüst von Kienholz aufweist, deren Thüren nicht schließen, deren Rahmleisten abspringen, deren Bildhauerarbeit von wahrhaft jämmerlicher Durchbildung ist; da finden wir die der Barockzeit entlehnten, gleichwohl „gothisch“ benannten plumpen Stühle mit den hohen, steil aufsteigenden, unbequemen Lehnen, die unpraktischen, ovalen Tische, deren furnirte Platten sich werfen und reißen; da finden wir die vorwiegend anilinroth gefärbten Belourteppiche, nach wie vor gemustert mit quellenden Blumen und Früchten, mit springenden Pantheren und zähne-

fletschenden Löwen von wirklich Besorgniß erregender Plasticität und Lebenswahrheit; da winken uns die bekannten, mit romantischen Liebespärcchen, würdigen Pudeln und zärtlichen Katzen wie in Kupferstich oder in Malerei bestickten Ofenschirme, von der Unfähigkeit der Verfertiger zeugend, die Farben nach den Grundsätzen der Chromotik zu wählen und das Ornament aus den Dingen der Wirklichkeit durch die gestaltende Kraft der Phantasie zu entwickeln; — kurz, da findet man auch nicht die mindeste Spur einer Besserung. Und diese Schilderung gründet sich auf Beobachtungen, die in den Mittelpuncten der Intelligenz, in den großen Städten, angestellt sind; — in den kleinen Städten und auf dem platten Lande siehts noch schlimmer aus.

Der Gedanke nun, daß jene kostbaren Gegenstände, welche der bemittelte Industrielle unter Beihülfe des entwerfenden Architekten anfertigt, dem kleinen, mit der Herstellung der gewöhnlichen Geräthe beschäftigten Industriellen als Vorbilder dienen und ihm lehrreiche Fingerzeige geben sollen, basirt auf einer ganz falschen Voraussetzung. Er geht von der Annahme aus, daß jene Gegenstände wirklich gut und mustergültig seien, — und das sind sie eben nicht. Wie vermag auch ein Kunstgewerbe, dem noch vor wenigen Jahren das ABC des Könnens mit Recht abgesprochen wurde, schon jetzt Arbeiten in mustergültiger Weise zu liefern, deren Ausführung eine geradezu hervorragende Leistungsfähigkeit beansprucht.

Als Illustration zu dem Gesagten möge die Beschreibung einiger auf den beiden Ausstellungen vorhandenen Stücke folgen. Da ist beispielsweise das Büffet, bekanntlich die Paradeleistung des modernen Möbeltischlers. Es soll erstens zum Niedersetzen von Terrinen, Schüsseln und Schalen während des leyten Anrichtens der Speisen und während der Mahlzeit dienen, also den Functionen eines Tisches entsprechen; es soll zweitens zum Aufbewahren des Tischservices benutzt werden, also die Functionen eines Kastens erfüllen; — das ist in erster Linie der Zweck des Möbels, während eine dritte Forderung, einen passenden Aufstellungsort für einige Schaustücke, wie Majoliken, Delfter Vasen, Steingutkrüge, getriebene Arbeiten, abzugeben, nur von untergeordneter Bedeutung ist. Diese allein maßgebenden Bedingungen haben auch zu einer bestimmten Gestaltung des Büffets geführt, in der man mit Recht die beste Lösung gefunden zu haben glaubt: ein langer, breiter und nicht zu hoher Kasten, der zur Aufnahme der verschiedenen Tischgeräthe u. s. w. bestimmt ist, bildet einen Unterbau; auf diesem liegt eine entsprechend große Tischplatte, welche das Aufstellen großer und schwerer Geschirre in bequemer Weise gestattet; in angemessener Entfernung über der Tischplatte erhebt sich dann ein weit zurückspringender, auf vorgestreckten Consolen ruhender Oberbau, der ebenfalls als Kasten behandelt ist und einige offene Fächer zum Aufstellen der Schaustücke enthält. Hat man nun bei einem solchen Möbel

die einzelnen Theile in ein harmonisches Verhältniß gebracht, die Constructionsglieder, also die senkrechten Stützen und wagerechten Träger genügend ausgeprägt und die Ornamente so angebracht, daß sie den höheren Ausdruck der Construction geben, ist ferner Technik und Material vollkommen und solide, dann wird dieses Büffet eine wirklich gute und zweckentsprechende Leistung sein. Ehe sich aber in dieser Beziehung etwas Ansprechendes findet, wird man lange suchen müssen. Zwar ist bei allen diesen ausgestellten Arbeiten die traditionelle Form im Allgemeinen beibehalten, aber in einer Weise, die sofort erkennen läßt, daß der mit dem Entwurf Betraute über die zweckliche Bestimmung dieses Möbels gar nicht nachgedacht und bei der Wahl jener allgemeinen Grundform nur dem Beispiele Anderer gefolgt ist. Da ist der Unterbau so schmal angelegt, daß er fast gar nichts bergen kann, und so hoch, daß man beim Heben der Geräthe auf die abschließende Tischplatte eine bedeutende Kraftanstrengung entwickeln muß; da ist die an und für sich schon schmale Tischplatte durch aufgesetzte Consolen, Säulchen und Karyatiden, welche anscheinend den oberen Kasten tragen, so beengt und in einzelne Flächen zerlegt, daß zur Placirung eines größeren Gegenstandes überhaupt kein Raum vorhanden ist; und schließlich ist der obere Kasten in der unpraktischsten Weise entweder durch einen breiten Spiegel in der Mitte und zwei schmale Seitenkästchen oder durch eine Etagère von beängstigender Leichtigkeit ersetzt worden. Das Ganze nimmt einen gewaltigen Raum ein, von welchem aber höchstens die Hälfte benutzbar ist; die andere Hälfte entfällt auf die zahlreichen Gliederungen, Verkröpfungen, Hermen, Säulen, Schnitzereien u. s. w., mit denen das Möbel in verschwenderischer Weise bedeckt ist. Wenn nun auch die Genauigkeit der Fugen, die Schneidigkeit der Profile, das gute Passen der Thüren u. s. w., also die Güte der eigentlichen Tischlerarbeit hier und da anerkannt werden muß, so ist doch andererseits die Schnitzerei durchgehends von einer unglaublichen Plumpheit und Rohheit. Je knolliger und massiger, um so besser, scheint die Devise zu sein. Von der Existenz jener muster-gültigen, italienischen Arbeiten, welche in der Periode von 1480 bis 1520 zu Perugia, Florenz, Verona u. s. w. angefertigt wurden und heute die Museen schmücken, scheint man keine Ahnung zu haben. Diese Arbeiten lehren, wie das flach geschnitzte Ornament durch ein richtiges, steiles Abfallen seiner Formen und einen scharf contourirten Schlagschatten trotz geringer Ausladung kräftig vom Grunde abgehoben werden kann. Von anderen „Musterleistungen“ sei ein Gaskochofen erwähnt, der auf den Köpfen von drei lebensgroßen, in Eisen gegossenen Jagdhunden ruht. Den auf den Hinterbeinen ruhenden Bierfüßlern scheint das Päckchen, welches sie durchs Leben tragen müssen, höchst unbequem zu sein, denn sie sehen fuchswild aus und appelliren unzweifelhaft an das Mitgefühl eines Thierschutzvereins. Dieser absonder-

lichen Leistung stellen sich Blumenbouquets in getriebenem Eisen, Eichbäume in getriebenem Silber, sogenannte Renaissancephos, die mit ihren steifen, architektonischen Formen uns beim Gebrauch schmerzlich an unsere Menschlichkeit gemahnen, würdig zur Seite. Man findet nur wenige Gegenstände, bei denen eine wirklich harmonische Vereinigung des Praktischen mit dem Aesthetischen erreicht ist; durchschnittlich hat man auf leeren Prunk das Hauptaugenmerk gerichtet. Nur recht reich, denn die Kunden wollen es so — das ist die erste Vorschrift, die der Industrielle dem mit dem Entwurfe betrauten Architekten giebt, und dieser richtet sich getreulich danach. In dieser Weise präsentirt sich auf den Ausstellungen unsere Kunstindustrie, welche dem Handwerker und kleinen Industriellen mustergültige Vorbilder schaffen und den Geschmack unseres Publicums bilden soll. Es ist eine Luxusindustrie mit allen ihren Fehlern und Mängeln.

Nun giebt es Luxus in mannichfachen Stufen und Formen, Luxus hat es zu jeder Zeit und in jedem Lande gegeben; — er ist das nothwendige Correlat einer jeden höheren Cultur. Jeder Einzelne und jeder Stand, jedes Volk und jedes Zeitalter wird alle die Gegenstände für luxuriös erklären, welche ihm selbst am entbehrlichsten erscheinen. Demgemäß halten die untere und mittlere Gesellschaftsclasse, welche ihre Bedürfnisse nach einem beschränkten Einkommen fixiren, 60 bis 80 Mark pro Meter kostende Brokatstoffe, Zimmereinrichtungen im Preise von 4000 bis 14,000 Mark, Porzellanvasen im Werthe von mehreren Tausend Mark für luxuriös und charakterisiren eine sich der Anfertigung dieser Objecte ausschließlich widmende Kunstindustrie mit dem Worte „Luxusindustrie“.

Wie sehr auch die Herstellung von Luxusproducten unter normalen Verhältnissen erwünscht ist, und wie berechtigt das Luxusbedürfniß des Reichen, sofern dasselbe mit der Vernunft in Einklang steht, erscheinen mag, so hat die Kunstindustrie doch in erster Linie die Bedürfnisse der Mehrheit, der weniger Bemittelten, zu befriedigen, und thut sie dies, dann gereicht es ihr zum eigenen Besten, denn auf dem gesunden Boden der Volksthümlichkeit ruhend, wird sie im Vereine mit der freien Kunst eine künstlerische Form für die geistige Substanz der Zeit, d. h. einen ausgeprägten Stil, zu schaffen vermögen. Faßt sie aber ihren Beruf so auf, als ob sie nur die Geldaristokratie zu berücksichtigen habe, dann versündigt sie sich gegen das ewige Gesetz der Ethik: daß die Genußsucht Weniger nicht auf Kosten des Glends Vieler befriedigt werde, — dann geht sie unabänderlich ihrem Untergange entgegen.

Man fragt natürlich nach den Ursachen, die unser eben aufwachsendes Kunstgewerbe ähnlichen bedenklichen Zuständen entgegenführen. Der Hauptgrund ist der, daß man sich von Anfang an über das Wesen derselben keine



Klare Vorstellung gemacht und die gesammte Reform wesentlich von „oben herunter“ vorgenommen hat. Der Begriff „Kunstgewerbe“ wurde in der verschiedensten Weise interpretirt. Hier hieß es: Jeder Gegenstand, welcher dem Gewerbe angehört und aus ihm hervorgeht, kann nur dann als kunstgewerbliches Product gelten, wenn etwas aus der Kunst, also ein Stück Ornament oder eine Malerei darauf angebracht ist. Nun, ein etruskisches Gefäß oder ein Glas aus Murano ohne jegliche Decoration — gehören sie nicht etwa auch zum Kunstgewerbe? Zweifellos! — Herrliche Erzeugnisse des antiken Genius sind es, die heute unsere Sehnsucht nach gleichem Können und unseren stillen Neid erwecken. Dort wiederum: Das Kunstgewerbe umfaßt nur diejenigen Gewerbekategorien, welche sich zu ihrem Betriebe eines besonders kostbaren, durch gewisse ästhetische Vorzüge ausgezeichneten Rohmaterials, wie Gold, Marmor, Elfenbein, Ebenholz u. s. w. bedienen; es setzt also eine gewisse Zahlungsfähigkeit des Consumenten voraus und kann daher nur unter besonders wohlhabenden Nationen gedeihen. Alle diese aristokratischen Interpretationen sind insofern falsch, als sie das Gebiet des Kunstgewerbes zu eng begrenzen und ihm den Charakter einer Exklusivität verleihen, welchen es in Wahrheit gar nicht besitzt. Jedes gewerbliche Product, sogar das des Schuhmachers und Schneiders, fällt in den Bereich des Kunstgewerbes, sobald die technische Darstellung in einer geschmackvollen Auffassung erscheint, d. h. sobald sein von Zweck, Technik und Stoff nur in allgemeinen Zügen vorgeschriebenes Grundschema durch den formbildenden Trieb des Menschen in geschmackvoller Weise weiter entwickelt ist.

Jene falsche Definition von dem Wesen des Kunstgewerbes und die damit zusammenhängende Reform von oben herunter, der eine entsprechende Literatur zur Seite steht, tragen im Wesentlichen die Schuld, daß man mit vollen Segeln der Luxusindustrie zusteuert. Sie haben zu Wege gebracht, daß unser großes Publicum, welches als nebensächlicher Factor behandelt wird und für dessen Geschmacksbildung so gut wie gar nichts geschieht, der neuen Bewegung ziemlich theilnahmslos gegenübersteht, der kleine Industrielle aber — auch wenn er eine gewerbliche Schule besucht hat — in der Annahme bestärkt worden ist, die Domäne des Kunstgewerbes sei die auf das Große und Kostbare gerichtete Production, für welche ihm sowohl die Mittel als die lohnenden Aufträge fehlen. So concentrirt sich dasjenige, was bisher praktisch geleistet worden ist, vorwiegend auf eine Anzahl bedeutender Fabrikanten, welche die genügenden Mittel besitzen, um mit künstlerischen Kräften in Verbindung zu treten und in kostspieligem Material zu arbeiten.

Man könnte einwenden, ein Künstler müsse doch gewiß etwas Gutes und Stilgemäßes leisten. Nun, es kann Jemand ein trefflicher Künstler sein und ist darum doch nicht im Stande, eine mustergültige Kanne oder ein gutes, brauchbares

Buffet zu entwerfen. Das will wie Alles in der Welt gelernt sein. In der Regel verfallen die Herren dem Fehler, den Zweck des Gegenstandes aus dem Auge zu verlieren, ferner geht ihnen die genügende Kenntniß des entsprechenden Materials und der betreffenden Technik ab — eine Thatsache, die sich in den meisten Objecten durch eine gezwungene Behandlung sofort kund giebt. Jene glücklichen Zeiten, da der Künstler dem Handwerk entwachsen war und, auf dem Boden derselben stehend, Entwürfe anfertigte, mit denen er immer die Mittellinie und Grenzen traf, „quos ultra citraque nequit consistere rectum“, sind vorüber. Diese Linien müssen aber gefunden werden; sie müssen das Product einer gemeinschaftlichen, tüchtigen Arbeit bilden, einer Arbeit, zu deren Ausgang es gehört, daß Künstler und Gewerbetreibender nicht wie bisher ein gesondertes Dasein führen und ihre gegenseitige Existenz nur in bestimmten Fällen, wo es sich um Außergewöhnliches handelt, documentiren, sondern, daß ein lebendiger Austausch von Hand zu Hand, von Mund zu Mund stattfindet und der Eine von dem Anderen lerne. Dann erst wird der Künstler in die Lage kommen, auch das Praktische gebührend zu berücksichtigen und vermöge seiner höheren Kenntnisse im Bereiche der Kunst einen vortheilhafteren Einfluß auf die Entwicklung des Gewerbes ausüben. Aber verhehlen können wir uns nicht, daß die Erfüllung dieser Hoffnungen in weite Ferne gerückt ist, zumal die größere Anzahl jener Männer es unter ihrer Würde zu halten scheint, mit dem Kleinbetrieb in Verbindung zu treten und den Gegenständen, welche den Hauptwerb des letzteren ausmachen und in alle Kreise des Volkes dringen, ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Gerade hier könnten sie durch leicht verständliche Vorlagen auf eine Verschönerung der einfachsten Formen hinwirken und einen wahrhaft segensreichen Einfluß ausüben. Sind doch, als sich jenes literarische Wettrennen gleichzeitig mit den neuen Bestrebungen entwickelte, elementare Vorlagewerke, welche methodische Anleitung für Tischlerei, Schlosserei, Blumenzeichnen und Stilisiren der heimischen Flora, für die Elemente der Ornamentik, für weibliche Arbeitsschulen geben, fast ganz außer Acht gelassen worden. Mit Werken über italienische Bronzen, über gothische Möbel, über mittelalterliche Goldschmiedearbeiten, mit Werken wie der sonst treffliche Hirth'sche Formenschatz u. s. w. erzieht man keine Handwerker; — um das dort Gebotene verstehen und verständig benutzen zu wollen, gehört ein Maß von Kenntnissen, welches jenen Kreisen vollständig abgeht und auch in den seltensten Fällen von ihnen erworben wird. Diese gesammte Literatur gereicht wesentlich dem Großindustriellen zu Nutzen, der, auf einer höheren Stufe der Bildung stehend, den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen und die Errungenschaften der Technik für sich auszubeuten vermag.

Es ist nun selbstverständlich, daß dieser aristokratische Hauch, von dem

die neue Bewegung angeweht ist, auch auf die Erfolge der Schulen nachtheilig eingewirkt hat und noch einwirkt. Zu verwundern ist das nicht. Es hat zur Folge gehabt, daß die Kunstgewerbeschulen ihre Schüler nicht genügend auf die praktischen Lebensbedürfnisse aufmerksam machen, und viele gewerbliche Fortbildungsanstalten ihre Aufgabe vollständig verkannt und die Grenzen ihrer Wirksamkeit derart erweitert haben, daß sie ins Gebiet der Kunstgewerbeschule direct hineingreifen. Statt sich darauf zu beschränken, dem Lehrling und Arbeiter ein tüchtiges Fundament im Zeichnen und eine genügende Aufklärung über die charakteristischsten Merkmale der Stilarten zu geben, auf daß er befähigt werde, die Zeichnungen, nach denen er in der Werkstatt arbeiten soll, zu verstehen oder sich dieselben auf dem Wege der graphischen Darstellung verständlicher zu machen, ihm ferner beizubringen, welche ornamentalen Formen für sein Gewerbe in Hinsicht auf Material und Technik am zweckmäßigsten sind, läßt man bereits in diesen Schulen componiren, und zwar, wie man sich auf der im Mai 1878 zu Berlin veranstalteten Ausstellung von Zeichnungen der verschiedenen gewerblichen Anstalten Preußens überzeugen konnte, recht schwierige Gegenstände. Ein solches Vorgehen birgt die Gefahr in sich, daß dem Schüler ein gewisser Hochmuth eingepflanzt wird, der ihm das Handwerk nicht mehr gut genug erscheinen läßt und ihn trotz seiner Halbbildung anregt, sich als Zeichner oder — wie mir vor kurzer Zeit ein Tapezierergehülfe sagte — als „Künstler“ zu versuchen. Es muß, wie Eitelberger schon hervorgehoben hat, der Unterricht so ertheilt werden, daß bei dem Schüler die Lust und Liebe erweckt wird, im Handwerke zu bleiben; es muß der Ehrgeiz geweckt werden, einst durch eine gute Arbeit den Stand zu ehren, dem sie angehören werden. Nichts ist unzumäthiger, als in diesen Kreisen künstlerische Aspirationen wachzurufen und diese Anstalten zu technischen und künstlerischen oder kunstgewerblichen Fachschulen hinaufzuschrauben. Das geistige Proletariat auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes ist heutigen Tages so wie so schon so gewachsen, daß eine Vermehrung desselben absolut unnöthig erscheint.

Indem ich diese kurze Betrachtung über den gegenwärtigen Stand unseres Kunstgewerbes schließe, fasse ich dasjenige, was vorzugsweise Noth thut, in die Worte zusammen: Lassen wir eine Kunstindustrie schaffen, an der das gesammte Volk Theil hat, und keine Luxusindustrie; wenden wir daher auch dem gewöhnlichen Geräth des täglichen Lebens unsere Aufmerksamkeit zu und ziehen wir auch den kleinen Gewerbetreibenden auf eine vernünftige Weise mehr in den Kreis der neuen Bestrebungen hinein.      Georg Buz.

## Zur Vorgeschichte der zoologischen Gärten in Deutschland.

Bei der wichtigen Rolle, welche die Haltung und Pflege einheimischer und fremder Thiere in unserem modernen Leben spielt, ist es eine auffallende Erscheinung, daß diese bei allen Völkern gepflegte Seite des Lebens in der älteren Literatur eine so unbedeutende Rolle spielt. Reisebeschreiber, welche allen culturgeschichtlichen Erscheinungen in Religion, Politik, Literatur und Kunst die größte Aufmerksamkeit geschenkt haben, sind stumm über Menagerien, welche notorisch an den Orten ihres Aufenthaltes aufbewahrt worden sind. So habe ich beispielsweise in den von mir eingesehenen Werken über Versailles nichts Genügendes finden können über die daselbst von Ludwig XIV. errichtete Menagerie, obgleich dieselbe über 130 Jahre bestand und durch Sendungen aus den französischen Colonien immer auf einem sehr hohen Bestand erhalten wurde. Wissenschaftlich wichtig ist sie geworden durch die Sectionen darin gestorbener Thiere, welche Claude Perrault (1613—1688) machte und in den Mémoires de l'Académie des Sciences beschrieb, und dadurch, daß sie die Typen zu Buffons so lange maßgebenden Abbildungen der Thiere lieferte.

Dennoch ist sie in den Reiseberichten vergessen über den Beschreibungen des Schlosses, der Anlagen und Wasserkünste. Unter diesen Umständen konnten die nachfolgenden, vielen Büchern entnommenen Notizen über die Vorgeschichte der zoologischen Gärten im Umfang des alten deutschen Reiches, einschließlich die Niederlande und die Schweiz, nur unvollständig sein.

Es ist jenes Schweigen um so auffallender als die Thierpflege zu den verbreitetsten Liebhabereien der Völker aller Zeiten gehört und den verschiedensten Motiven entspringt. Sieht man ab von den für die Tafel und die Kampfspiele aufbewahrten Thieren, so bleiben die, welche auf der Jagd erbeutet waren, und durch ihre Seltenheit, Schönheit oder Furchtbarkeit besonderes Interesse erregten. Bald bildete sich ein Wettstreit hierin aus zwischen den verschiedenen Höfen, welche durch Kauf und Tausch ihre Schätze zu vermehren trachteten. So wurden die Menagerien ein Zubehör einer glänzenden Hofhaltung. Auch religiöse Motive spielten mit, wobei wir an die Haltung heiliger weißer Pferde bei den Persern (Herodot VII, 13) und an die heiligen weißen Elephanten in Siam, Pegu und Ava erinnern. Die Menschen des westeuropäischen Mittelalters lebten abgeschlossen in befestigten Städten, in Burgen und Klöstern; Reisen war mühsam und gefährlich; so hingen sie ihrer Thierliebe nach, indem sie in ihrer Nähe eigene Räume für die Thiere einrichteten. So bevölkerten sich die Gräben der Städte und Burgen, die Zwinger der Klöster mit Hirschen, Bären, Adlern *z.* (St. Gallen, Bern,

Frankfurt, Friedberg, Münzenberg etc.). Aus den verschiedenen Motiven der Unterhaltung, Prunksucht, religiösen Verehrung und des wissenschaftlichen Interesses finden wir so Menagerien und wirkliche Thiergärten bei den Chinesen, Juden, Griechen, Römern, den Mexicanern vor der spanischen Eroberung etc. Sicher haben auch die Kreuzzüge durch Bekanntwerden fremder Thiere diese Liebhaberei gefördert, doch vergebens sucht man in Willen's großem Werke nach darauf bezüglichen Notizen. Nur das wissen wir, daß Sultan Biba dem König Manfred eine Giraffe zum Geschenk machte.\*) Besser unterrichtet sind wir über den Thierhandel und Thiertausch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wobei die Reise von Aloys Cada Mohito (1456) nach dem Gambia und Senegal epochemachend wurde. Zu Haag gab es im vierzehnten Jahrhundert neben einheimischen Thieren auch Löwen und Dromedare. Die Herzöge von Geldern hielten sich Thiere, darunter Löwen und Papageien in Rosendal, Gran und Nymwegen; in zehn Monaten, vom October 1398 bis Juli 1399 wurden in Rosendal allein 260 Schafe für die Löwen geschlachtet.

Die Stadt Amsterdam hielt sich ebenfalls Löwen und erhielt im Jahre 1477 zwei aus Spanien, 1483 zwei aus Portugal zum Geschenk. Einige Jahre später verschenkte der Rath fünf oder sechs Löwen an die Stadt Lübeck; auch Gent besaß eine Löwensammlung. Antonio Constanzio sah 1486 in der Menagerie des Lorenzo de' Medici zu Fano im Herzogthum Urbino eine Giraffe. Der Rath von Nürnberg verehrte 1458 dem Erzbischof von Mainz und 1460 der Königin von Böhmen einen Papagei.

Als Nebenfrucht der Forschungen für sein großes Werk: „Geschichte Preußens“ (Königsberg 1827 bis 1839, neun Bände) hat Johannes Voigt (1786 bis 1863) uns ein farbenreiches Bild von der Thierpflege an deutschen Höfen entworfen (Friedrich von Raumer's historisches Taschenbuch I. 1830. S. 195. VI. 1835. S. 291). Es geht daraus hervor, einmal, daß der Hochmeister nicht nur bei Marienburg, sondern auch bei Stuhm Thiergärten unterhielt, in welchen von fremden Thieren seit 1408 ein Löwe, ferner verschiedene Affengattungen und als Geschenk des Großfürsten Witold von Lithauen mehrere ungewöhnlich große Auerochsen gehalten wurden; sodann: daß die in Preußen vorkommenden seltenen Thiere, wie Glenn, Auerochsen, wilde Pferde etc. von dem Hochmeister, späteren Herzog, Albrecht oft als Geschenk oder Tauschobject für auswärtige Thiergärten verlangt wurden. So nicht nur nach Berlin, sondern bis nach Wien, Mainz, Heidelberg, München, sogar Eberstein, woselbst Graf Wolfgang ein „Thiergärtle“ angelegt hatte, „dafür

\*) Man vergleiche auch, was von den Thiergärten Friedrichs II. erzählt wird, Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. III, S. 571 ff. D. R.

ihm schon von königlichen, kurfürstlichen und fürstlichen Potentaten von allerlei Wildpret gnädigste Beförderung geschehen sei“.

Die Errichtung zweier fürstlichen Menagerien, welche ihre Fortsetzung bis ins achtzehnte Jahrhundert fanden, fällt in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Es sind dies die bei Wien und die zu Dresden. Dr. Fitzinger hat die ausführliche Geschichte der ersteren geschrieben (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1854 X, 300, auch als Buch erschienen). Sie wurde zu Ebersdorf, südöstlich von Wien, durch Maximilian, Kaiser Ferdinands I. ältesten Sohn, 1552 gegründet und mit dem ersten Elephanten eröffnet, welcher nach Deutschland gekommen ist und den Maximilian aus Spanien mitgebracht hatte.

Die Menagerie wurde noch von Kaiser Rudolf II. ansehnlich mit fremden Thieren bereichert, scheint aber unter den nachfolgenden Regenten wieder eingegangen zu sein. Die zweitälteste Menagerie, die zu Neugebäu, wurde ebenfalls von Maximilian innerhalb des von ihm zwischen 1564 und 1576 angelegten Lustschlosses gegründet.

Kaiser Rudolf II., welcher den Bau dieses Schlosses 1587 vollendete, hat diese Menagerie durch den Ankauf vieler fremden Thiere vermehrt. Leopold I. erweiterte sie abermals, doch wurde sie 1704 durch die ungarischen Rebellen unter Ragsczy vernichtet. Unter Kaiser Karl VI. wurde sie wieder hergestellt und 1738 durch die Löwen aus der Menagerie des Prinzen Eugen von Savoyen vermehrt, welche 1716 im Belvedere errichtet worden und 1738 vom Kaiser nach dem im Jahre 1736 erfolgten Tode des Prinzen angekauft war. Nach der 1752 erfolgten Gründung der Menagerie zu Schönbrunn, welche in veränderter Weise noch fortbesteht, wurde 1781 die Menagerie im Neugebäu aufgehoben.

Weniger vollständig sind die Nachrichten über die kurfürstlich sächsischen und königlich polnischen Menagerien in Dresden. Kurfürst August I. (1553 bis 1586) hat 1554, also zwei Jahre nach der Anlegung der Menagerie zu Ebersdorf bei Wien, an der Brücke nächst dem Schlosse ein Löwenhaus zu erbauen befohlen. 1558 war auf dem Schloßhose ein Kampfjagen, wozu man die Löwen von der Elbbrücke holen ließ. 1612 wurde ein neues Löwenhaus „am Stall“ (am Neumarkt, wo bis zur Erbauung des neuen Galeriegebäudes die Gemäldegalerie und das historische Museum sich befanden) erbaut und die Brückenlöwen darenin gebracht. Dies Löwenhaus war vom Schloßkeller aus zugänglich. Außer dieser auf dem linken Elbufer gelegenen Menagerie befand sich unter dem Kurfürsten Johann Georg II. (reg. 1656 bis 1680) auf dem rechten Elbufer in dem sonst Altdresden, jetzt Neustadt genannten Stadttheil im sogenannten Jagdhaufe eine Sammlung einheimischer Thiere: Bären, Wölfe, Füchse u. s. w. Unter dem Kurfürsten

August II. (als König von Polen August I.) wurden am 27. October 1722 die Schloß- oder Stall-Löwen nach Neustadt in das Jägerhaus gebracht. Die jetzt hier vereinigte Menagerie zu vermehren, sandte der Kurfürst-König 1731 unter der Leitung des Professors Dr. med. Joh. Ernst Hebenstreit (1703 bis 1757) eine wissenschaftliche Expedition nach Afrika. Ihre Geschichte hat der kürzlich verstorbene Director des königlich sächsischen Hauptstaatsarchivs, Ministerialrath Dr. Karl von Weber geschrieben (Archiv für die sächsische Geschichte, 1865, III.), ohne zu wissen, daß Hebenstreits Berichte bereits abgedruckt sind in: Joh. Bernoullis Sammlung kurzer Reisebeschreibungen (Berlin, 1783. Band 9 bis 12).

Ueber die Menagerien der hessischen Landgrafen in der Aue und auf dem Karlsberg (Weissenstein, Wilhelmshöhe) bei Kassel und über die im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert bestandene Menagerie bei Potsdam sind mir nur dürftige Nachrichten bekannt geworden. Sie standen jedenfalls der Anstalt in Schönbrunn nach, für welche von 1754 bis 1759, unter Leitung von Nicolaus Jacquin eine wissenschaftliche Reise nach Westindien und Südamerika auf kaiserlichen Befehl unternommen wurde.

Im Schlosse Het Voo beim Haag besaß der Erbstatthalter der Niederlande eine Menagerie, welche durch Sendungen aus den holländischen Colonien in Asien, Afrika und Amerika auf einen sehr hohen Bestand gebracht und durch den Director Arn. Boesmar von 1766 bis 1784 auch wissenschaftlich nutzbar gemacht worden ist. Nach der Invasion von Holland durch die Franzosen (1795) wurden die noch übrigen Thiere in den Jardin des plantes nach Paris gebracht.

Ganz zuletzt unter den deutschen größeren Höfen kam der zu Stuttgart. Ueber die 1812 errichtete und schon 1817 wieder aufgehobene Menagerie hat Director Rueff in der „Schwäbischen Chronik“ vom 26. November 1874 ausführlich berichtet. Von hier an klafft eine Lücke bis zur Errichtung des ersten Zoologischen Gartens in Deutschland, des zu Berlin, eröffnet am 1. August 1844.

Wilhelm Stricker.

## Zwischen den Wahlen.

Die Wahlmännerwahlen, welche im ganzen preussischen Staate am letzten Tage des September vollzogen worden sind, gestatten noch keinen zuverlässigen Schluß auf die Zusammensetzung des künftigen Abgeordnetenhauses. Nur in den Städten ist die Parteiorganisation so stark, daß die Wahlmänner schon vorher für einen bestimmten Candidaten oder doch für eine bestimmte Partei verpflichtet werden. So weit aber die eingelaufenen Nachrichten ein erkennbares Bild geben, bestätigen sich die vorher an dieser Stelle ausgesprochenen Vermu-

thungen in den zwei wesentlichen Stücken: daß die liberale Partei im Ganzen eine beträchtliche Einbuße erleiden und daß der Verlust hauptsächlich auf die gemäßigteren Elemente fallen wird. Daß der Uebergang einer Reihe vorwiegend ländlicher Kreise, welche von den Conservativen bei den Reichstagswahlen bereits zurückgewonnen sind, sich nun mit mehr oder weniger Gewißheit auch für den Landtag vollziehen wird, wäre von einem unbefangenen Gesichtspuncte unschwer zu verschmerzen, da die Vertheilung der Wahlsitze seit sechs Jahren in der That nicht dem wirklichen Stärkeverhältniß der liberalen und conservativen Parteien entsprach und, wie schon früher bemerkt, stark durch das Zerwürfniß der Altconservativen mit dem Fürsten Bismarck aus Anlaß der Kirchenpolitik beeinflusst war. Schlimmer ist, daß an nicht wenigen Stellen an dem Erfolge der Conservativen die Clericalen und selbst die Polen theilhaftig sind und sich ihr Anrecht an der Beute gewiß nicht werden schmälern lassen. Noch empfindlicher trifft es, daß es dem Centrum in der Rheinprovinz selbst auf eigene Rechnung gelungen ist, die seit den letzten Wahlen anscheinend feste Besitzvertheilung zu seinen Gunsten zu verschieben. Zu dem allen kommt nun, daß sich die Fortschrittspartei für die Verluste, die theils sicher, theils wahrscheinlich zu erwarten sind, auf Kosten der Nationalliberalen schadlos zu halten gewußt hat. In Frankfurt entriß sie denselben in Verbindung mit den „Demokraten“ einen Sitz, in Danzig und Breslau wird sie ihre unentbehrliche Hülfe zur Behauptung des Feldes durch gütliche Abtretungen sich ablaufen lassen. Ueberhaupt ist diesmal an manchen Orten eine „Fortschrittspartei“ ins Kraut geschossen, wo sonst nie oder doch seit lange nicht von ihr die Rede war. Diese Erscheinung kann freilich am wenigsten überraschen, nachdem Monate lang Regierung und Liberale Zug um Zug dazu gethan, das ganze Gewicht des Wahlkampfes in die Extreme zu werfen. Sonst wird das Meiste an den Wahlergebnissen sich hinreichend durch die erschreckende Apathie erklären, die überall die Massen der Wähler gefesselt und den eifrigsten Demagogen das Feld frei hielt. Ob es so gerecht wie bequem ist, wenn die liberale Presse diese Apathie ausschließlich dem Verhalten der Regierung Schuld giebt, muß doch billig bezweifelt werden. Wer sich die athemlose Erregung, in welcher die Gegner der neuen Zollpolitik vom ersten Tage der Reichstagsession, lange bevor der Tarifentwurf eingebracht war, fünf Monate hindurch die politischen Zuschauer zu erhalten bemüht waren, in die Erinnerung zurückruft, muß es nur allzu erklärlich finden, daß die Bevölkerung den Rückschlag dieses Fieberzustandes nicht binnen weniger als drei Monaten verwinden konnte. Wie viele Wähler hat nicht die so außer allem Verhältniß zu der wirklichen Bedeutung der Tarifänderungen stehende Agitationsweise abstoßen müssen, welcher sich die sonst „Gemäßigten“ in blindem Wettlauf mit der fortschrittlichen Demagogie hingaben? Wie viel



mehr hat die Identificirung der liberalen Partei mit einer zollpolitischen Richtung und einem wirthschaftlichen Interesse zurückstehen müssen! Und die Folge dieser psychischen und materiellen Eindrücke konnte, wenn nicht offener Uebergang ins gegnerische Lager, doch nur gleichgültige oder schadenfrohe Theilnahmlosigkeit für das liberale Wahlinteresse sein. Vor allem wird der wirthschaftlichen Haltung der liberalen Partei der Verlust der beiden rheinischen Handels- und Industriestädte Köln und Düsseldorf beizumessen sein, wo bisher die entschiedene Mehrheit wenigstens der besitzenden Bevölkerung dem Ultramontanismus Stand gehalten hatte, nun aber augenfällig die Bekämpfung einer Partei sich versagte, die es so wohl verstanden hatte, die wirthschaftlichen Lebensinteressen der westlichen Provinzen wie ihre eigene Sache zu vertreten.

Das Schicksal der nächsten Landtagsession wird sich übrigens, auch wenn die Namen der an diesem Dienstage aus dem Wahlgange hervorgegangenen Abgeordneten bekannt sind, noch nicht annähernd absehen lassen. Ein sehr starker Bruchtheil unter den Gewählten werden neue Männer sein, die ohne die Voreingenommenheiten, aber auch ohne die Rücksichten und Schonungen der alten Parteiverbindungen auf dem parlamentarischen Kampfplatze erscheinen. Es ist möglich, daß sich der Anwachs der conservativen Fractionen als eine sehr zweifelhafte Stärkung für die Regierung erweist, und eben so, daß die Mehrheit der nationalliberalen Partei keinen Anklang an die Conflictstimmung der ersten Sommermonate aufkommen zu lassen geneigt ist. Für letzteres darf vielleicht schon die ungemaine Mäßigung, welche Herr Laske in seiner Frankfurter Wahlrede an den Tag gelegt hat, als Gradmesser dienen, da dieser Parteiführer mit seinem idealistischen Fluge immer eine recht feine Witterung für die in seiner Partei vorschlagende Stimmung zu verbinden wußte. Am stärksten abkühlend auf die gelegentliche Gluthitze dieses linken Flügels hat immer noch die begehrlche Zudringlichkeit der fortschrittlichen Freunde gewirkt, und Herr Laske ist wohl der letzte, der im Herzensgrunde Verlangen danach trüge, in die Gefolgschaft Eugen Richters sich einschlagen zu lassen. Entscheidend wird es unter diesen Umständen sein, mit welchen und wie gearteten Vorlagen die Regierung an den Landtag treten will. Darüber mag vielleicht schon die nächste Woche Aufklärung geben.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Politische Randglossen.** Die russischen Vorwürfe. — Von politischen Sommerferien ist diesmal wenig zu spüren gewesen, und es will fast scheinen, daß der wohlthätige Begriff der todten Saison zu den vergangenen Dingen gehöre. Kaum war der Reichstag endlich geschlossen, so begannen die

Rüstungen zu den preussischen Wahlen, und mehr noch hielten die mannichfachen und aufregenden Nachwirkungen des Berliner Congresses in Athen, die russische Zeitungspolemik, die Kaiserbegegnung in Alexandrowo, Bismarcks Wiener Reise mit Allem, was daran hängt, nicht zu reden von den Schicksalen, welche inzwischen Engländer und Russen in Mittelasien gehabt haben. Die lebhafteste Bewegung, die, zum größten Theil rückschauender Art, den orientalischen Dingen und dem Verhältniß der Mächte zu denselben galt und heute noch andauert, hat bis jetzt zwar nicht erhebliche neue Thatsachen an den Tag gebracht, wohl aber den Berliner Frieden und seine Motive in ein ungleich schärferes Licht gerückt. So lange die russischen Truppen noch auf dem Balkangebiete standen, scheint man im Czarenreich noch immer die stille Hoffnung genährt zu haben, daß irgend ein Unerwartetes den moskowitzischen Begierden zu Hülfe komme. Man wollte nicht an den vollen Ernst, an die Unwiderruflichkeit der Berliner Abmachungen glauben. Als aber der letzte Termin der Räumung unerbittlich heranrückte und endlich der letzte russische Soldat Bulgarien verlassen hatte, da kam der lange verhaltene Groll um so mächtiger zum Ausbruch, alle Schranken rücksichtslos durchbrechend. Dabei ist es psychologisch erklärlich, daß der Groll in erster Linie sich nicht wider den Gegner richtete, dem man bereits Auge in Auge gegenübergestanden war, sondern wider den Bundesgenossen von gestern, von dem man anderes erwartet hatte als ehrlichen Mälderdienst. Haben wir die leidenschaftlichen Vorwürfe, welche die moskowitzische Presse fortgesetzt auf uns häuft, erst plumper und dreister, jetzt feiner und spiziger, aber nicht minder malitiös, haben wir diese Vorwürfe verdient? Ja und Nein. Die russische Politik ist durch Niemanden getäuscht oder verrathen, aber daß die Staatsmänner des Czaren, wie die panslawistisch erhitzte Menge, nur mit Unmuth oder Beschämung das Berliner Friedenswerk betrachten, das den Feldzug krönte, ist ihnen kaum zu verdenken. Der Krieg von 1877/78 ist ein Markstein in der Geschichte des Osmanenreichs, aber auch ein Markstein in der Politik Rußlands geworden. Man muß im Auge behalten, daß die diplomatischen Umstände, unter denen Rußland den Feldzug begann, die günstigsten waren, daß es mit Einsatz aller seiner Kräfte den Krieg bis zur völligen Erschöpfung und Hülflosigkeit der Türkei durchführte, daß die russischen Zelte bereits im Angesicht der Minarets der Constantinsstadt aufgeschlagen waren. Und nun ist das Ende dieses glücklichen Feldzuges das, daß zwischen den Sieger und den Besiegten ein europäisches Abkommen tritt, welches nicht bloß die Ansprüche des Siegers mäßigt, sondern ihm für immer die Möglichkeit benimmt, die gehoffte Endfrucht einer zweihundertjährigen Politik einzuheimen. Denn der Sinn des Berliner Friedens hellt sich doch immer mehr dahin auf, daß, was auch im Uebrigen mit dem Reste der Türkenherrschaft geschehen möge, Rußland durch eine unübersteigliche Schranke am Besitze Constantinopels gehindert bleibt. An die Stelle des vormaligen Osmanenreiches tritt eine Anzahl selbständiger nationaler Staaten, und da der Bestand derselben noch ein unsicherer ist, ist gleichsam zur Ueberwachung der zarten Gebilde der Einfluß einer wesentlich neutralen Großmacht, Oesterreich-Ungarns, weit in die Balkanhalbinsel vorgeschoben. Rußland hat mit der Zertrümmerung des türkischen Staatswesens der Sache der Menschheit einen unschätzbaren Dienst geleistet, aber es ist gezwungen worden, diesen Dienst uneigenmüßig zu leisten.

Es bleibt ihm der Einfluß, den es durch das bulgarische Fürstenthum besitzt, aber auch dieser Einfluß ist ein precärer, wenn man sich erinnert, wie rasch andere freigewordene Staaten, die gleichfalls zumeist der russischen Politik ihr Dasein verdankten, dem Druck von dieser Seite sich entziehen lernten, sobald sie nur anderswo hülfreiche Hände fanden. So ist denn der unmittelbaren Berührung Rußlands und der Türkei vorgebeugt, und der Berliner Vertrag ist nicht bloß deshalb ein Friedenswerk im eminenten Sinn, weil er der Ausdehnung Rußlands in Europa eine Schranke gesetzt hat, sondern auch darum, weil der Auflösungsproceß der Türkei fortan voraussichtlich auf natürlichem Wege, nämlich durch Auseinanderetzung zwischen den christlichen und den islamitischen Bewohnern des ehemaligen Reiches, fortschreiten wird, nicht gestört oder beschleunigt durch gewaltsame Eingriffe von außen. Rußland hat nur noch ein mäßiges Interesse daran, wie die Dinge südlich vom Balkan sich gestalten. Mit bezeichnender Gleichgültigkeit hat es bisher schon den griechischen Ansprüchen gegenüber sich verhalten. Es hat keinen Grund mehr, für die christlichen Völkerschaften besonders sich zu erhitzen, deren Staatswesen nicht unter seinem, sondern unter europäischem Schutze stehen werden. Es erhellt nun aber auch, wie kurzsichtig die Rathschläge waren, dem Einflusse Rußlands durch Parteinahme für das Türkenreich entgegenzuwirken. Rußlands Hoffnungen blieben unverrückt, und mit allem Grund, auf den Bosphorus gerichtet, so lange die Türkei dem Namen nach ihre wankende Herrschaft aufrecht erhielt. Nur damit, daß unter dem Schutze Europas lebensfähige Staaten aus der Masse ausgeschieden wurden, ließen sich jene Hoffnungen gründlich vereiteln. Daß an dem allen die deutsche Politik einen erheblichen Antheil hat, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Es gehörte zu den Lebensbedingungen des deutschen Reiches, daß Frankreich über die Vogesen zurückgedrängt und Rußlands Wachstum in Europa ein Niegel vorgeschoben wurde. g.

**Aus Berlin.** Ausstellungen. Justizorganisation. Rubier. — Der Sommer ist vorbei, Berlin füllt sich wieder. Das konnte man am besten sehen, wenn man am vergangenen Sonntag die Räume der nunmehr geschlossenen Gewerbeausstellung durchschritt; denn wenn auch unter den vierzigtausend Besuchern zahlreiche Extrazügler von außerhalb waren, so wurde doch das Hauptcontingent von Einheimischen gestellt, die noch einmal mit befriedigtem Blicke die Erzeugnisse vaterländischer Industrie mustern wollten. Und in der That, der Gesamteindruck, welchen die Ausstellung hinterlassen, ist ein freundlicher, zufriedenstellender. Die künstlerisch schönen Zimmereinrichtungen, einzelne Erzeugnisse des Juwelierhandwerks und die mustergültige Abtheilung der wissenschaftlichen Instrumente, um nur Einiges zu nennen, hätten genügt, die in letzter Zeit oft gehörten Schmähungen heimischen Gewerbefleißes mundtot zu machen und der Berliner Industrie eine achtunggebietende Position zu erwerben. Desto mehr muß es befremden, eine eifrige Agitation gegen die Unternehmer ins Werk gesetzt zu sehen. Wohl mögen die finanziellen Opfer, die von dem einzelnen Aussteller gebracht werden müssen, in keinem Verhältniß zu dem ihm unmittelbar und persönlich erwachsenden Vortheil stehen; immerhin kann die Gesamtwirkung nur eine für die Berliner Gewerbtätigkeit günstige sein. Vor allem ist das erschütterte Vertrauen wieder hergestellt und befestigt, neue Geschäftsverbindungen sind angeknüpft, alte erneuert. Das Interesse des Einzelnen muß zurücktreten, wo es

sich um das Wohl des ganzen Gewerbestandes handelt. Jedenfalls sollte man den Männern Dank wissen, die in trüber, schlaffer Zeit dem Volk vor Augen führten, wo es seine Gesundheit, seine Kraft und seinen Wohlstand zu suchen habe — in seiner Arbeit. Hoffentlich werden die entstandenen Differenzen zu allseitiger Zufriedenheit beigelegt, wenn, wie man hört, die Gesamtkosten der einzelnen Ausstellungsgruppen aus den Einnahmen des Comités gedeckt werden.

Ist so auf der einen Seite der befriedigende Eindruck, den die Ausstellung hinterlassen, nicht ganz ungetrübt, so hat auf der anderen Seite der günstige Erfolg zur Neubelebung eines schon mehrfach aufgetauchten Projectes beigetragen, des Projectes einer Berliner Weltausstellung. Ohne hier auf das Für und Wider eines solchen Unternehmens näher eingehen zu wollen, wozu sich vielleicht Gelegenheit findet, wenn der Plan greifbarere Gestalt gewonnen, möchten wir doch das Bedenken nicht unterdrücken, daß für die Stadt, in der eine Weltausstellung gewesen, dieselbe selten segensreich gewirkt hat, weder in moralischer, noch in finanzieller Beziehung. Gerade die theils locale, theils sachliche Begrenzung ist es unserer Ansicht nach gewesen, welche zum Gelingen unserer derartigen Unternehmungen in Deutschland beigetragen hat; für eine Weltausstellung dürften die älteren Weltstädte Paris und London noch immer ein ungleich geeigneterer Boden sein als Wien und Berlin.

Nach dem Schlusse der Gewerbeausstellung richtet sich das Interesse des Publicums noch mehr auf die akademische Kunstausstellung, die während des September neben jener hergegangen war. Es fehlt uns der Raum und die Sachkenntniß, um die Leistungen der Künstler hier einer Besprechung zu unterziehen. Im Allgemeinen mag constatirt werden, daß trotz der gleichzeitigen Münchener Ausstellung die diesmalige Berliner kaum hinter denen der letzten Jahre zurücksteht. Namentlich das Fach der Landschaftler ist gut vertreten durch A. und D. Achenbach, Max Schmidt, Scherres, Körner, Eische u. A. Dagegen sind die Porträts, was Gegenstand und Auffassung anlangt, größtentheils unerfreulich. Eine rühmliche Ausnahme macht vor Allem das liebliche Bild der Königin Luise von Gustav Richter, das Lieblingsgemälde des Publicums; sodann die Porträts des Berliner Oberbürgermeisters von Forckenbeck von Paulsen, und des Kölner, des „rothen Becker“, dessen Haar übrigens mit seiner Gesinnung gebleicht ist, von Schrader. Erwähnenswerth erscheint uns noch Menzels mit gewohnter Meisterschaft gemaltes „Ballsouper“. Kraus und A. v. Werner sind nur jener durch ein sehr hübsches Genrebild, dieser durch ein Altarbild für eine Kirche seiner Heimathstadt Frankfurt a/D., den „Zinsgroschen“ darstellend, vertreten. Dagegen fehlt Gussow, der durch seinen derben Realismus und energische Farbe auf den letzten Ausstellungen Aufsehen erregte, diesmal gänzlich, wogegen seine Richtung durch minder begabte Schüler und Nachahmer vertreten ist. Augenfällig ist noch das fast gänzliche Fehlen der Schlachtenbilder. Plastik und Architektur sind nur schwach vertreten.

Eine sehr wichtige Abänderung brachte die Vierteljahrswende neben der Erneuerung des Abgeordnetenhauses: am 1. October ist die neue Gerichtsorganisation ins Leben getreten. Außerlich ist der Umschwung ohne viel Geräusch vor sich gegangen. Die Umnennung des bisherigen Stadt- und des Kreisgerichts in Landgericht I und II und Amtsgericht I und II, während das Kammergericht seinen altherwürdigen Namen behalten hat, die Auflösung des Obertribunals, der Bezug einiger neuer Anwälte, zahlreiche auf die Neu-

organisation bezügliche Bücher an den Schaufenstern der Buchhändler und die Richter- und Anwaltsroben an den Schneiderläden — das ist so ziemlich Alles, was man im Publicum von der tiefgreifenden Umwälzung bisher bemerkt hat, denn Termine sind für die nächste Zeit noch nicht angesetzt, um eine allmähliche Ueberführung in die neuen Zustände zu ermöglichen. Wohl wird man darauf rechnen können, daß in der ersten Zeit ein nahezu chaotischer Zustand eintritt; erst langsam werden sich unter Richtern und Anwälten gemeinsame Grundsätze über die Handhabung der neuen Gesetze entwickeln, mühsam nur werden sich die Bureaux einarbeiten. Aber dieser Uebergangszustand muß mit in den Kauf genommen werden: die lang ersehnte Rechtseinheit fordert auch ihre Opfer, und nicht am Wenigsten von uns Altpreußen. Mit Spannung erwartet man, wie sich die weitere Einfügung des *Vaienelementes* — in den Kammern für Handelsfachen, deren hier mehrere gebildet werden, und in den Schöffengerichten — bewähren wird. Leider haben viele unserer ersten Kaufleute aus Bequemlichkeit ihre Präsentation zu den Stellen der Handelsrichter hintertrieben, was der Institution nicht zu Gute kommen kann. Die Robe wird sich vermuthlich schnell einbürgern. Wenn man aber von ihr einen wesentlichen Einfluß auf die Erhöhung des Ansehens der Gerichte im Publicum erwartet, so glauben wir, daß dazu eine Vorbedingung fehlt: würdige und anständige Gerichtslocalitäten. Der himmelschreiende Zustand der letzteren, der durch elende Flickarbeit nicht zu beseitigen ist, beweist, wie wenig gerade an entscheidender Stelle die Bedeutung der Justiz bei uns gewürdigt ist. Hoffentlich gehen auch für sie einst bessere Tage auf.

Die milde Witterung, deren wir uns noch erfreuen, ermöglicht den Besuch der beliebten Concerte im zoologischen Garten einem zahlreichen Publicum. Dort haben die Nubier abermals ihre Strohhütten aufgeschlagen, wie schon im vorigen Jahr; auf ihren kleinen mageren Pferden sausen sie mit Windeseile dahin, während andere häuslichen Verrichtungen, als Weben und Kochen, obliegen. Mehr und mehr wird so aus dem zoologischen zugleich ein anthropologischer Garten, in welchem bald die Söhne der Wüste, bald die bedürfnislosen Bewohner des Eismeeres sich einem Publicum vorstellen, das selbst nur zum Theil sehen, zum Theil aber gesehen werden will. d.

## L i t e r a t u r .

Als Vorboten des kommenden Jahreswechsels stellen sich bereits die zahlreichen und mannichfaltigen Erzeugnisse der Kalenderliteratur ein. Einer der ersten erscheint auf dem Plage der Illustrierte Kalender im Verlage von J. J. Weber, der sich mit Recht zugleich „ein Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe“ nennen darf. Ungemein reichhaltig und zugleich wohlgeordnet, auf Literatur, Kunst und Theater, auf neue Erfindungen und Entdeckungen ebenso sich erstreckend als auf Politik und Statistik, empfiehlt sich dieser Kalender, der schon zum fünfunddreißigsten Male erscheint, als ein treffliches Hülfsmittel, das Selbsterlebte sich in das Gedächtniß zurückzurufen. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-handlung.

Ausgegeben: 9. October 1879. — Druck von A. Eb. Engelhardt in Leipzig.

## Verhandlungen über die deutsche Bundesverfassung im Sommer 1814.

Wir lesen in Steins Leben, daß im Juli 1814 zu Frankfurt eingehende Berathungen über die künftige deutsche Bundesverfassung stattfanden, an denen sich neben Stein und Hardenberg Graf Solms betheiligte. Die Frucht dieser Berathungen war ein von Hardenberg ausgearbeiteter „Entwurf der Grundlagen der deutschen Bundesverfassung“, welchen Berg in seinem Werke über Stein vollständig mitgetheilt hat. „Es wurden sodann,“ bemerkt er, „die weiteren Maßregeln verabredet und beschlossen, daß Hardenberg den Grafen Solms mit dem verbesserten Entwürfe nach Wien senden sollte, um den Fürsten Metternich dafür zu gewinnen.“ Ob diese Sendung zu Stande kam, ob und mit welchem Erfolge Graf Solms mit Metternich verhandelte, erfahren wir nicht. Es schien interessant genug diese Dinge etwas genauer zu verfolgen. Der Entwurf Hardenbergs enthält manche so auffallende Bestimmungen, daß man begierig ist, das Motiv derselben kennen zu lernen. Die beste Aufklärung über diese Fragen verhießen die Papiere des Grafen Solms; da der gegenwärtige Besitzer derselben sie mir mit größter Liebenswürdigkeit zugänglich gemacht hat, und sie wirklich über jenes Stadium der deutschen Frage erwünschtes Licht verbreiten, so mag hier einiges daraus mitgetheilt werden.

Am 23. Juli 1814 schreibt Hardenberg aus Leipzig an Solms:

„Ew. Hochgeboren beehre ich mich hiebei einen Entwurf der Grundlagen der deutschen Bundesverfassung zu übersenden, bei dem ich die Ideen benutzt habe, die Ew. Hochgeboren und des Herrn Staatsministers Freiherrn vom Stein Excellenz mir während meines Aufenthalts in Frankfurt mitzutheilen die Güte hatten. Nur habe ich nach reifer Prüfung geglaubt dabei beharren zu müssen, daß Baden und Hessen-Kassel mit in den Rath der Kreisobersten kommen. Die hinzugekommenen Bestimmungen, welche Ew. Hochgeboren ohne ausdrückliche Erwähnung leicht bemerken werden, machen dieses meiner Meinung nach unschädlich und es wird der Kraft, welche der Sache zu geben durchaus nothwendig ist, nichts entzogen. Das ganze System kann nur

darauf gebaut werden, daß Oestreich und Preußen einig sind und bleiben und daß diese entscheiden, die übrigen eigentlich in ein consultatives Verhältniß gesetzt werden. Ich wünsche fortwährend recht sehr, daß Ew. Hochgeboren sich bald nach Wien verfügen und an dem Geschäft der Vorbereitung dieser höchst wichtigen Angelegenheit Theil nehmen, da Sie genaue Kenntniß der älteren und neueren deutschen Verfassungen in einem hohen Grade besitzen und allgemeines Vertrauen haben. Ich bin gewiß, daß Ew. Hochgeboren Mitwirkung auch dem Herrn Fürsten von Metternich angenehm sein wird und werde ihn sogleich von der Einladung benachrichtigen, die ich an Sie ergehen lasse.“

Graf Friedrich Ludwig Christian zu Solms-Laubach, welcher mit diesem wichtigen Auftrage betraut wurde, war am 29. August 1769 in Büdingen geboren, hatte nach sorgfältiger Vorbereitung in Gießen studirt, dann am Reichskammergericht in Weylar gearbeitet und wurde schon im zweiundzwanzigsten Jahre als kaiserlich königlicher Kämmerer und Reichshofrath nach Wien berufen. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1797, wo er die Vertretung der Wetterauer und westphälischen Grafenbank evangelischen Antheils auf dem Rastadter Congreß übernahm. In derselben Eigenschaft ging er dann 1801, 1805 und 1807 nach Paris. Das deutsche Elend jener Tage konnte er so dort beobachten, wo es am grellsten hervortrat. Das Werk der Willkür, dem zugleich Deutschland und seine Standesgenossen zum Opfer fielen, schnitt ihm tief in die Seele. Glühender Haß gegen Napoleon und seine deutschen Verbündeten trieb ihn, wo er konnte, für die Herstellung des Vaterlandes thätig zu sein. Stein, welcher wohl längst in ihm einen Gesinnungsgenossen ehrte, stellte ihn im Herbst 1813 an die Spitze des Lazareth- und Creditwesens für die verbündeten Heere und übertrug ihm zugleich die Vertretung ihrer Interessen an dem nassauischen und darmstädtischen Hofe. In dieser Stellung wird Solms die Achtung und Freundschaft der ersten Männer unseres Volkes gewonnen haben; denn von da an finden wir ihn in intimer Correspondenz mit Stein, Hardenberg, Gneisenau, Wilhelm von Humboldt und vielen Anderen, welche ihm bei jeder Gelegenheit ihre besondere Hochachtung bezeigen.

Das war der Mann, welchen Hardenberg und Stein ausersehen hatten, für ihre Gedanken über die deutsche Verfassung Fürst Metternich zu gewinnen. Diese Gedanken aber gingen im wesentlichen darauf, daß dem deutschen Bunde Oesterreich und Preußen nur mit denjenigen Gebieten beitreten sollten, welche sie in Folge der Niederwerfung Napoleons wieder gewonnen hätten oder noch erhalten würden, Oesterreich also mit Salzburg, Tirol, Vorarlberg, und dem, was es am Oberrhein bekommen werde, Preußen mit seinen westlich der Elbe gelegenen Landen. Nichtsdestoweniger war das mit

sehr erheblichen Rechten ausgestattete Directorium, an welchem Stein früher neben den beiden Großmächten auch Baiern und Hannover hatte theilhaben wollen, jetzt Oesterreich und Preußen allein zugeordnet; außerdem sollten sie in dem mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betrauten Rathe der Kreisobersten je drei Stimmen haben neben fünf auf Baiern, Hannover, Württemberg, Baden und Hessen-Kassel vertheilten Stimmen u. s. w.

Am 28. August traf Solms in Wien ein. Gleich den folgenden Tag begab er sich zu dem preussischen Gesandten Wilhelm von Humboldt, der, wie er meinte, ihn längst erwartet habe. „Zu meiner Verwunderung,“ so schreibt er in einer am 30. gemachten Aufzeichnung, „entnahm ich aus den ersten Aeußerungen, daß Herr von Humboldt von dem Zweck meiner Reise ganz und gar nicht unterrichtet war und sah mich daher genöthigt, ihn von Allem in Kenntniß zu setzen, was zwischen dem Staatskanzler Fürst von Hardenberg und mir in Frankfurt verabredet wurde. Als ich Herrn von Humboldt im Laufe der Erzählung sagte, daß ich den Plan des Staatskanzlers über die Grundlagen der künftigen Verfassung, so wie er ihn nun modificirt habe, in Händen hätte und die Vermuthung äußerte, daß hierüber bereits zwischen ihm und dem Fürsten von Metternich Unterhandlungen stattgefunden haben würden, ertheilte er mir zu meiner noch größeren Verwunderung die Versicherung, daß ihm die Ideen des Fürsten von Hardenberg ganz unbekannt seien und daß er seit seiner am 9. oder 10. d. erfolgten Ankunft von dem Staatskanzler nur einen und zwar unbedeutenden Brief erhalten hätte. Er erwähnte, daß er bereits früher einen Constitutionsentwurf ausgearbeitet habe und bat mich wiederholt, ihm die Hardenbergschen Ideen baldmöglichst mitzutheilen und gab mir dabei zu erkennen, daß es ihm angenehm sein würde, wenn ich den Fürsten von Metternich ignoriren ließe, daß ich der Ueberbringer des Plans gewesen sei.“ Solms war dazu ganz bereit, da ihn Hardenberg hauptsächlich an Humboldt gewiesen hatte. „Ueber den Gebrauch, welchen er von diesen Ideen machen könnte und würde, schien Herr von Humboldt im Zweifel zu sein. Er hielt solche, da ihm Fürst Hardenberg über diesen Gegenstand nichts geschrieben hatte, zur officiellen Mittheilung an das hiesige Cabinet nicht geeignet, sprach aber gleichwohl von der Nothwendigkeit bald sich darüber zu expliciren, indem der Congreß vor der Thür sei und die deutschen Angelegenheiten doch nicht wohl unvorbereitet ihre Erledigung finden könnten.“ Endlich, nach längerem Hin- und Herreden zeigte er sich doch geneigt, Metternich den Plan in seinen wesentlichen Stücken bekannt zu machen, sobald er ihn selbst gelesen und geprüft habe. Solms versprach er in ganz kurzem seine Ansicht über den Plan mitzutheilen. „Unter anderen interessanten Aeußerungen ließ Herr von Humboldt auch einfließen, der Fürst Metternich habe die Idee gehabt, hier nur die Skizze der deutschen Verfassung entwerfen und dann das Werk



selbst an einem dritten Orte vollenden zu lassen. Vor der Hand habe er aber dieser Idee entgegengearbeitet, indem, wenn man solcher nachhängen wollte, dieses den Erfolg haben würde, daß die Basis sehr unvollständig bearbeitet und das Ganze der Gefahr ausgesetzt würde, als ein unvollendetes Unternehmen stehen zu bleiben. Entschieden sei es übrigens, daß das Werk hier nicht vollendet werden könne und wenn man auch keinen Executionstag für die Vollziehung des hier abzuschließenden Präliminartractates anordnen wolle, so müsse man doch wenigstens dessen Ausführung dem künftigen Directorialministerium überlassen."

Am 31. August hatte Solms eine abermalige Besprechung mit Humboldt. Derselbe meinte jetzt, er könne den Plan doch Metternich officiell nicht mittheilen, da Hardenberg denselben bereits am 23. Juli Solms übersendet, ihm aber seitdem nicht die mindeste Nachricht darüber gegeben habe. Unter diesen Umständen könne er den Plan Metternich nur so vorlegen, daß er nichts darauf geben, den Plan bei Seite legen und das Ganze für ihn den Reiz der Neuheit verlieren werde. Er habe daher zweckmäßiger gefunden, Hardenberg noch heute in einer chiffirten Depesche seine Bedenken mitzutheilen und um weitere Verhaltensbefehle zu bitten, welche längstens in acht Tagen eingetroffen sein könnten. „Dann würde er den Plan,“ heißt es in Solms Aufzeichnung vom 1. September, „so wie er ihn erhielt, ohne einen Tag zu verlieren, dem Fürsten Metternich communiciren und er zweifle nicht, daß bei der hohen Meinung, welche der Fürst Metternich von dem Staatskanzler hege, dessen Annahme keine großen Schwierigkeiten finden werde. Dabei müsse er noch bemerken, daß er sich verpflichtet gefunden habe, gegen die Idee, die altösterreichischen und preussischen Staaten den Einrichtungen, welche in Deutschland getroffen werden sollen, zu entziehen, zu berichten. Die Fürsten würden daraus folgern, daß man wieder wie zur Zeit der Reichsverfassung von ihnen verlangen wolle, was man selbst zu thun nicht geneigt sei und man würde hiervon Veranlassung nehmen, der ganzen Sache große Schwierigkeiten entgegen zu setzen. Ich remonstrirte nun zwar, was gegen diese Meinung zu remonstriren war, Herr von Humboldt bestand aber auf seiner Ansicht, so daß ich für nöthig finde, ihm hierüber meine Gedanken in einem noch heute zu entwerfenden Promemoria vorzulegen."

Solms hat das gethan und zwar in zwei verschiedenen Denkschriften, welche beide der ersten Hälfte des September angehören, die Gesichtspuncte entwickelt, aus welchen diese eigenthümlichste Bestimmung des Hardenbergschen Entwurfs hervorgegangen war. Wenn man scharf zusieht, kennen wir zwar bereits aus Steins Munde (Berk 4, 44) und einer Bemerkung des Entwurfs selbst (Berk 4, 50) den Zweck, welcher dabei verfolgt wurde; man braucht aber nur Treitschkes jüngste Erörterungen darüber zu lesen, um sich

zu überzeugen, daß der dem Entwurf zu Grunde liegende Gedanke bis heute dunkel geblieben ist. Solms entwickelt ihn am präciseften in der zweiten Denkschrift, in welcher er sich freilich schon genöthigt sieht, eine erhebliche Abschwächung in Aussicht zu stellen. Sie lautet:

„Es scheint im ersten Augenblicke allerdings auffallend, wenn dem zu errichtenden deutschen Bunde die deutschen Provinzen nicht einverleibt werden sollen, welche nach dem Tilsiter und Wiener Frieden im Besiß beider Monarchien geblieben sind. Es sieht bei Aufstellung dieser Behauptung aus, als fürchte man sich Deutschland zu groß zu machen, als wolle man die Wiener und Berliner, deren Benehmen im großen Kampfe ihre patriotischen Gesinnungen so ausgezeichnet bewährt hat, vom germanischen Bunde ausschließen. Gleichwohl sprechen für diese Ausschließung sehr wichtige Gründe. Das erste Bedürfniß der Deutschen ist, in einer festen Staatsverfassung Schutz gegen die Willkür zu finden, der sie seit sieben Jahren preisgegeben waren. Soll die Erwartung aller Wohlgesinnten erfüllt werden, so muß durch die neue Organisation unseres Vaterlandes jeder Rückschritt zum Despotismus unmöglich werden und hierzu bedarf es einer genauen Bestimmung der fürstlichen und ständischen Rechte. Diese Bestimmung können sich Oestreich und Preußen in den nun recuperirten Landen, die alle eine veränderte Verfassung nach der Abtretung erhalten haben, zumal in Erwägung der vorzüglichen Rechte gefallen lassen, welche ihnen als Bundesdirectoren zustehen werden. Eine ähnliche Veränderung der Verfassung in den alten Staaten beider Monarchen aber vorzunehmen, wird bis jetzt wenigstens von den Unterthanen nicht verlangt, und Neuerungen, welche die Nothwendigkeit nicht gebietet, können garfüglich unterlassen werden.“

„Sollte man aber gleichwohl die Verbindung aller deutschen Lande zu einem Ganzen beschließen, so könnte die Rückwirkung auf Deutschland den Zwecken des Bundes hinderlich sein und die Bewohner des ehemaligen Rheinbundes um die Erfüllung ihrer schönsten Hoffnungen bringen. Es ist nichts gewisser, als daß in den Landen, wo es seit sieben Jahren sultanisch herging, die Organisation der Stände vielen Widerstand finden werde. Man wird von Seiten der Regierungen eben so eifrig der Ausübung der constitutionellen Rechte der Stände entgegenarbeiten, als die Stände die von der Großmuth der allirten Monarchen erhaltene Freiheit zu benutzen suchen werden. Alle Leidenschaften werden hierbei aufgeregt werden und wer kann es verhindern, daß unter einer Mehrzahl eben vom Joch befreiter Männer nicht hin und wieder einer ein Wort zu viel spreche? Sorgfältig werden die ehemaligen Rheinbundsfürsten solche Aeußerungen auffassen, mögliche Verbindungen mit den Ständen der großen Monarchien besorgen lassen und es unter Umständen dahin zu bringen suchen, daß dieser Geist als der inneren Ruhe der großen

Monarchien gefährlich ausgeschrien werde. Finden diese oft und unter allen Formen vorgebrachten Insinuationen Eingang, so kommt bald Schlassheit in diese Organisation. Die Parallele zwischen den einer väterlichen Regierung gewohnten österreichischen Ständen, die wenig oder nichts zu reclamiren brauchen, und denen aus usurpirten und ererbten Landen neugebildeten wird gezogen und die Folgen sind leicht zu ermessen. . . . Nun entsteht die Frage, welche Gefahr größer sei, die, daß man die altösterreichischen und altpreußischen deutschen Staaten in anderen Verhältnissen mit Deutschland lasse, oder daß unsere Landsleute nicht vollkommen die Vortheile der eingetretenen Veränderung genießen, die sie zu erwarten berechtigt sind und welche ihre Anstrengungen für die gute Sache verdienen? Der Nachtheil, der durch die unterbleibende Verbindung entstehen soll, ist problematisch, der durch die Vereinigung herbeigeführte aber beinah gewiß. Was einer oder der andere deutsche Fürst darüber sagen mag, kann den Monarchen wohl gleichgültig sein. Sie können unmöglich mehr verlangen als was bei der Reichsverfassung Rechtens war und bei dieser bestand die Exemption von Oestreich. Es hat ja nicht ihr Schwert das Verlorene zurück erobert. Die Monarchen verdanken die Wiedereroberung allein sich und den Anstrengungen ihrer Völker."

„Um alle Meinungen zu vereinigen, um hauptsächlich die Nachrede zu vermeiden, daß der Oestreicher und Brandenburger nicht deutsch sei, könnten ja die beiden deutschen Monarchen erklären: daß zwar ihre gesammten deutschen Staaten zum Bund gehören sollten und sie davon ein Contingent stellen wollten, daß sie sich aber vorbehalten müßten, die künftige Verfassung ihrer alten deutschen Staaten auf eine der Bundesverfassung analoge Weise, nach deren eigenen Verhältnissen zu bestimmen. Hiermit würde wohl Jedermann genug geschehen; jede Aenderung in dem Finanzsystem beider Monarchien verhindert, alle Vorurtheile beschwichtigt und alle und jede Vergleichung der inneren Verhältnisse der ehemaligen Rheinbundsstaaten mit den alten deutschen österreichischen und preußischen Provinzen und die daraus zu besorgenden Nachtheile verhindert werden. Allerdings giebt die Vereinigung aller Deutschen in einen Bund in äußeren Verhältnissen den Schein der Macht, aber nur die innere Ruhe, die Vereinigung der Nation unter dem Schutz beglückender Gesetze und der Zufriedenheit der Unterthanen wird innere Kraft geben."

Hier liegt der Grundgedanke, auf dem der Hardenbergsche Entwurf ruht, klar vor. Eine wesentliche, eine besonders dringende Aufgabe der Bundesverfassung ist danach, den Deutschen, namentlich in den ehemaligen Rheinbundsstaaten, eine bestimmte Summe bürgerlicher Rechte zu sichern, sie für immer vor dem „Sultanismus“ ihrer Fürsten zu sichern. Dieses Bedürfnis besteht den beiden großen Monarchen gegenüber nicht. In Preußen bietet

die freisinnige Regierung alle wünschenswerthen Bürgschaften und in Oesterreich sind die Völker an die väterliche Regierung gewöhnt und unter ihr glücklich. Wenn also keinerlei Nothwendigkeit vorhanden ist, die in der Bundesverfassung zu gebenden constitutionellen Bestimmungen auf alle deutschen Gebiete Oesterreichs und Preußens auszudehnen, so würde auf der anderen Seite eine solche Ausdehnung große Gefahren mit sich bringen. Denn die Rheinbundsfürsten würden alles aufbieten, um die beiden Monarchen mit Sorge vor liberalen Umtrieben zu erfüllen und diese Bemühungen würden voraussichtlich nicht unwirksam bleiben. Auch hiermit ist aber vermuthlich das letzte Motiv noch nicht aufgedeckt. Die Männer, welche dem deutschen Volke das Verfassungsleben zu sichern wünschten, konnten unmöglich schon damals darüber zweifelhaft sein, daß Metternich diesen Wunsch kaum theile. Es kam darauf an, die Abneigung Metternichs gegen das von ihnen heiß Erstrebte um jeden Preis zu überwinden. Sie meinten das dadurch zu erreichen, daß sie Oesterreich vor jeder Gefahr, in die constitutionelle Entwicklung Deutschlands hineingezogen zu werden, bewahrten.

Wenn nun aber darauf ihre Absicht ging, konnten sie hoffen dieselbe auf dem angegebenen Wege zu erreichen? Wenn nicht nur in ganz Süddeutschland, sondern auch in Salzburg, Tirol, Vorarlberg u. s. w. die landständischen Verfassungen mit den sehr weit greifenden Befugnissen ausblühten, welche man den Ständen zubachte, konnte und mußte dann in Wien nicht dieselbe Sorge entstehen, welche man fernhalten wollte? Doch hören wir zunächst, wie die Dinge sich weiter entwickelten.

Da Metternich in Wien nur selten und kurz zu sprechen war, so fuhr Solms am 2. September zu ihm nach Baden hinaus, speiste bei ihm und hatte dann nach Tische eine längere Unterredung. „Er betheuerte,“ schreibt Solms den nächsten Tag, „daß Oesterreichs und Preußens Ansichten in allem überein stimmten und daß er (dies sind seine Worte) mit dem Staatskanzler Hand in Hand gehe. Er erwähnte den Plan des Staatskanzlers und daß er wisse, daß er mir zum Theil bekannt sei, sagte, er sei zu weitläufig, denn hier müsse auf dem europäischen Congreß nur die Basis der deutschen Constitution gelegt werden. Ich bemerkte dem Fürsten, daß dieser Begriff etwas vag sei, indem man auf einer Basis, die das Detail ganz übergehe, bauen könne was man wolle, einen Thurm oder ein Lusthaus. Er gab die Richtigkeit der Bemerkung zu, fügte aber bei, die Basis müsse den ganzen Organismus enthalten, die Ausarbeitung der Organisation müsse aber an einen dritten Ort verwiesen und in Deutschland von Deutschen bearbeitet und vollendet werden. Ausdrücklich sagte er, vom 1. October an dürfe der europäische Congreß nur einen Monat dauern. Er versicherte mich, daß er

nächstens und öfter umständlich mit mir über diesen und verwandte Gegenstände reden würde.“

Humboldt hatte gemeint, man könne den Hardenberg'schen Plan mit dem hannoverschen Gesandten, Grafen Hardenberg, besprechen, so daß doch die Zeit nicht ganz ungenützt verstreiche. Solms war in Folge dessen gleich zu dem Hofrath von Martens, welcher dem Grafen Hardenberg beigegeben war, gegangen. Er fand bei ihm lebhafteste Besorgnisse wegen des allzu großen Einflusses, welchen der Plan Preußen zuweise. Hannover schein'e übrigens zu wünschen, daß die Kaiserkrone wieder an das Haus Oesterreich komme. Am 4. September suchte Graf Hardenberg Solms auf. Er bemerkte, der von Solms überbrachte Plan sei ein ganz anderer, als derjenige, welchen der Staatskanzler früher entworfen hätte. Was die Trennung der altösterreichischen und preussischen Provinzen vom Bunde angeht, so trat er der Meinung Humboldt's bei. Er glaubte, Schlesien und das Königreich Preußen könnten aus dem Verbande bleiben, das andere müsse aber hinein, wie vorhin. Die Entgegnungen Solms' machten auf ihn keinen großen Eindruck. Auch sonst fand der Vertreter Hannovers an dem Plane allerlei zu tadeln, vor allem die Art, wie in ihm das Directorium gebildet war. „Er behauptete, dieses Directorium sei ganz gegen die frühere Verabredung, nach jener hätten Baiern und Hannover dazu gehört. Es wären hier im Grunde zwei Kaiser und Niemand würde sich dieselben gefallen lassen.“

Am 5. September begannen in der Wohnung Humboldt's förmliche Conferenzen über das Hardenberg'sche Project, an welchen außer Humboldt Graf Hardenberg, Graf Solms und Hofrath von Martens Theil nahmen. Am 8. war die zweite Conferenz. Da über dieselben förmliche Protokolle geführt wurden, bemerkt Solms in seinen Aufzeichnungen nichts genaueres, die Protokolle fehlen aber in seinen Papieren, so weit sie mir vorgelegen. Am 9. brachte der preussische Courier das Hardenberg'sche Project für Metternich. „Da es bekannt ist,“ schreibt Solms, „daß der Staatsrath Baron von Binder mit der Bearbeitung dieses Geschäfts betraut ist, so besuchte ich ihn am 11. und lenkte das Gespräch auf die verschiedenen Constitutionsprojecte, welche bis jetzt officiell und nicht officiell entworfen worden seien. Er fing nun gleich an vom Hardenberg'schen Project zu sprechen und mißbilligte die Trennung der altösterreichischen und altpreussischen Provinzen und glaubte darin die Idee zu erkennen, daß der Bund weniger Vormauer gegen Rußland als gegen Frankreich sein solle. Ich bemerkte ihm darüber, was in meinem Aufsatze (siehe oben) enthalten ist und schlug die darin erwähnte Modification vor, welche den Beifall des Baron Binder zu erhalten schien. Im Ganzen schien man den Ideen des Staatskanzlers nicht abgeneigt zu sein. Ich warf in der Rede hin: daß eine Verfassung auf schwachen Füßen

stehe, deren einzige Basis das gute Vernehmen von zwei Mächten sei. Baron Binder gab solches zu und bemerkte: man müsse das Uebrige von der Zeit erwarten. Ich lenkte nun das Gespräch auf die Kaiserwürde und die Allgemeinheit der Meinung, daß man glaube: Oestreich nehme an den deutschen Angelegenheiten kein besonderes Interesse. Er widersprach diesem förmlich und meinte, daß unter Umständen Oestreich dieser Würde nicht abgeneigt sein würde. Es frage sich immer: wer solle Kaiser werden? Ich antwortete: hierauf lasse sich leicht antworten: diejenige der beiden großen deutschen Mächte, welche am wenigsten von Frankreich und von Rußland abhängig ist. Es sei klar, daß diese Macht Oestreich sei."

Nun traf Graf Münster ein. Humboldt und Solms hatten sich offenbar mit der Hoffnung getragen, daß sie Hannover für die preussischen Pläne gewinnen könnten. Als jetzt aber mit Münster über den Hardenberg'schen Entwurf gesprochen wurde, da, schreibt Solms, „erklärte er sich heftig gegen den Dualismus von Oestreich und Preußen und sagte: lieber werde sich Hannover von dem Bunde trennen“. So standen die Dinge, als Fürst Hardenberg erschien. „Er gab gleich zu erkennen,“ bemerkt Solms, „daß Preußen weder auf der Trennung der alten deutschen Staaten, noch auf dem Directorio von zweien bestehen würde.“

Die hier mitgetheilten Thatsachen scheinen mir die damalige politische Situation in mehr als einer Hinsicht hell zu beleuchten. Die besten deutschen Patrioten treten unmittelbar nach Beendigung des Krieges zusammen und berathen mit einander, wie die deutschen Verhältnisse am zweckmäßigsten geordnet werden könnten. Das Ergebnis ihrer Bemühungen ist ein Plan, welcher die preussischen Kernprovinzen vom Bunde fern gehalten haben würde. Sie construiren diesen Bund wesentlich als eine Vereinigung der mittleren und kleineren deutschen Staaten, der Oesterreich und Preußen, namentlich aber Oesterreich, nur mit einem geringen Bruchtheil des Gebietes beitreten sollen. Nichtsdestoweniger legen sie diesen beiden Mächten als Directoren die ganze Entscheidung über das Leben des Bundes bei. Oesterreich würde in diesem Bunde weniger Land und weniger Menschen gehabt haben als Baiern und trotzdem ist der beharrlichste Vertreter dieses Planes, Graf Solms, der Meinung, daß diesem Oesterreich die Würde des deutschen Kaisers zu übertragen sei. Nehmen wir den Fall an, daß es gelungen wäre, den Hardenberg'schen Entwurf auszuführen, würde daraus ein irgend lebensfähiger Zustand sich entwickelt haben? Wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir einräumen, daß dieser Entwurf aufs deutlichste beweist, wie durchaus unfertig und unreif die deutschen Dinge damals waren, dergestalt, daß selbst die Weisesten und Besten nichts zu ersinnen vermochten, was eine irgend befriedigende Ordnung begründet haben würde. Die Verhältnisse der deutschen

Staatenwelt waren so wirr und widerspruchsvoll, die Wünsche der Patrioten so aus alten Reminiscenzen und neuen Hoffnungen gemischt, der ganze Zustand so unklar und unsicher, daß Niemand, absolut Niemand einen Rath zu geben wußte, der zugleich ausführbar und aussichtsreich gewesen wäre. Das von Hardenberg, Stein und Solms erdachte Project war offenbar weder das eine noch das andere. Daß solche Männer auf solche Combinationen verfallen konnten, zeigt, daß selbst sie nicht recht wußten, welche Form sie nun eigentlich dem deutschen Chaos zu geben wünschen sollten. Ihr Plan scheiterte an seiner eigenen Unmöglichkeit. Wenn wir daran gewöhnt sind, die Hauptschuld an den kläglichen Ergebnissen des Wiener Congresses für Deutschland auf die Rheinbundstaaten zu werfen, so liegt auf der Hand, daß diese Bösen an der Vereitelung des Hardenberg'schen Entwurfs vollkommen unschuldig sind. Er war vermuthlich schon todt, als sie von seiner Existenz erfuhren.

Daß sie aber sowohl durch Hannover als durch Oesterreich von demselben bei Zeiten erfuhren, versteht sich von selbst und da wird denn doch wohl die historische Gerechtigkeit zugeben müssen, daß sie durch denselben mit der äußersten Abneigung gegen die Idee erfüllt werden mußten, den Bund zu einer festen Grundlage öffentlicher Freiheit zu gestalten. Wenn sie nach diesem Entwurf zu der Meinung kamen, der Bund solle für sie wesentlich eine constitutionelle Zwangsjacke bedeuten, von der die beiden Großmächte ganz oder größtentheils frei bleiben würden, wofür diesen in dem Bunde, an dem sie kaum Theil nehmen sollten, die entscheidende Stelle zugebracht war, so ließ sich dagegen nicht zu viel einwenden. So lange es aber Staaten giebt, werden sie darauf angewiesen sein ihr eigenes Interesse zu wahren. Besonders die deutschen Staaten hatten in einer vielhundertjährigen Geschichte wenig Gelegenheit gehabt, etwas über ihren Particularinteressen stehendes anzuerkennen. Auch für die wärmsten Patrioten waren große nationale Aufgaben in praktischer Klarheit erst seit wenigen Jahren hervorgetreten, und wenn man genauer prüft, so findet man auch bei ihnen das nationale Interesse mit mancherlei persönlichen Wünschen verwachsen. Niemand wird Männern wie Stein und Solms einen Vorwurf daraus machen, daß sie in den Rheinbundsfürsten, denen ihre frühere Reichsunmittelbarkeit zum Opfer gefallen war, vielfach persönliche Feinde erblickten. Aber diese Anschauungsweise des Mediatistiren konnte doch unmöglich der Ordnung der gesammten deutschen Verhältnisse zu Grunde gelegt werden: in dem Hardenberg'schen Entwurf war es nichtsdestoweniger geschehen. Bei seiner Aufstellung war die Sicherung der deutschen Freiheit (die sich denn doch in beträchtlichem Maße zu einer Wahrung der standesherrlichen Interessen gestalten sollte) gegen die Willkür der Rheinbundsfürsten der eigentlich maßgebende Gesichtspunct. Gegen

eine so gefaßte und gerichtete Bundesverfassung mußten die Rheinbundsstaaten sich mit aller Macht setzen. Der Hardenbergsche Entwurf hatte diese Tendenz so grell verrathen, daß auch sein Verschwinden von der Tagesordnung die argwöhnischen Gemüther kaum beruhigen konnte.

Fast das Traurigste aber, was wir aus den Solms'schen Aufzeichnungen erfahren, ist die Art, wie Fürst Hardenberg diese dornige Aufgabe der deutschen Constituirung angriff. Wenn Preußen einen Entwurf der deutschen Bundesverfassung vorlegen wollte, so mußte derselbe doch wahrlich aus sorgfältigerer Vorarbeit entstanden sein, als die Besprechungen Hardenbergs mit Stein und Solms sein konnten. Wie hoch man diese beiden Männer stellen muß, sie konnten für Hardenberg doch unmöglich die preußischen Minister ersetzen. Auch durfte sich Preußen nicht einer Niederlage so leichten Sinnes preisgeben, wie hier geschah, wo es vorging, ohne sich die Zustimmung eines einzigen deutschen Staates gesichert zu haben. Und welchen Vortheil mochte sich wohl Hardenberg von der Sendung des Grafen Solms versprechen? Als er demselben zu Anfang des nächsten Jahres antrug, ihn als Generalgouverneur an die Spitze der neuerworbenen preußischen Provinzen am Rhein zu stellen, erwiderte Solms darauf in einer Weise, welche uns die höchste Meinung von dem Charakter wie von der Einsicht dieses vortrefflichen Mannes erweckt; er machte aber Hardenberg darauf aufmerksam, daß er seit siebzehn Jahren fast immer auf seinen Gütern gelebt, sich erst ungefähr seit einem Jahre von neuem mit öffentlichen Geschäften abgegeben habe, den preußischen Einrichtungen ganz fremd sei. Wenn es dennoch etwa einen Nutzen haben konnte, einen solchen hochstehenden, allgemein geachteten, von Preußen vollkommen unabhängigen Mann als Vertreter der preußischen Ideen nach Wien zu senden, so mußte jedenfalls Humboldt sofort davon in Kenntniß gesetzt werden. Was soll man dazu sagen, daß Hardenberg fünf Wochen vergehen ließ, ohne seinen Gesandten in Wien von der Sendung Solms' und von seinem Verfassungsentwurfe, für welchen Metternich gewonnen werden sollte, zu unterrichten! Man möchte fast annehmen, daß Hardenberg eine so behandelte Angelegenheit kaum ernst genommen haben könne. Kaum in Wien angekommen gab er ja dann auch die wesentlichsten Punkte seines Entwurfes sofort preis.

Hätten die deutschen Verhältnisse für eine befriedigende Einrichtung des neuen Bundes sehr viel günstiger gelegen, eine solche Geschäftsbehandlung des leitenden preußischen Staatsmannes hätte diese Gunst verderben müssen. Wie er verfuhr, stellte er nur Forderungen auf, um Eifersucht und Argwohn der kleineren Bundesgenossen zu wecken und sobald dieses Resultat erreicht war, seine Forderungen zurück zu nehmen. Ganz eben so unglücklich wie das hier geschilderte erste Auftreten Preußens in der Frage der Bundes-



organisation war ja dann später sein Debüt am Bundestage. Man that was man konnte, um Metternich den maßgebenden Einfluß in Deutschland zuzuspielen, indem man dafür sorgte, daß er allen Kleineren als Schutz gegen die preussischen Prätensionen erschien, welche reizten aber nicht schreckten.

In Wahrheit aber kann man sich die Ungunst der Verhältnisse für Preußen gar nicht groß genug vorstellen. Die Meinung seiner besten Freunde ging vielfach auf Ziele, welche für Preußen nach dem Wunderbaren, was sein Heer und Volk 1813 und 1814 für Deutschland und Europa gethan hatte, höchst empfindlich sein mußten. Wir hörten, wie sich Graf Solms, jetzt doch schon der Vertreter Preußens, bereits am 11. September gegen Baron Binder für die Herstellung der österreichischen Kaiserwürde erklärte. Späterhin hat er bekanntlich am Congresse mit Stein zusammen für diese Idee gearbeitet. Als die Nachricht von der Rückkehr Napoleons in Wien eintraf, schrieb er Hardenberg am 18. März: „Der gegenwärtige Augenblick fordert alle und jede zur Thätigkeit auf, die ihr Vaterland lieben und die Folgen ermessen können, welche der Sieg des bösen Principis hervorbringen würde. Fest entschlossen wie ich bin, der guten Sache, so lange der Kampf dauert und bis zum letzten Athemzuge zu dienen, biete ich Sr. Majestät dem Könige meine Dienste an.“ Er bittet Hardenberg versichert zu sein, „daß meine Person und was ich besitze, der Sache gewidmet ist, ohne deren Triumph kein ehrlicher Mann mehr zu leben wünschen kann“. Den andern Tag übersendet er dem Staatskanzler einen bereits am 14. März geschriebenen Aufsatz über die jetzt sofort für Deutschland zu ergreifenden Maßregeln. Er fordert eine Erklärung der Mächte, „daß Deutschland ungesäumt eine Verfassung erhalten werde, welche 1) den Rechtsstand aller Deutschen, so wie er vor dem Rheinbunde war, insoweit wieder herstellen werde, als es die Organisation eines kräftigen Wehrstandes erlaubt; daß 2) jedes Land eine landständische Verfassung erhalten soll . . . .; daß 3) die Verfassung die Garantie durch den Bund und jeder Einzelne Sicherheit seiner Rechte durch ein höchstes Gericht erhalten werde“.

Ueber diese Schrift, welche denn doch im ersten Punkte wiederum die Rückgabe der kaiserlichen Macht an Oesterreich forderte, schrieb Fürst Wittgenstein am 22. März: „Ich habe seit dem hiesigen Congreß nichts gelesen, was mir mehr Freude gemacht hätte als dieses Memoire.“ Und endlich lesen wir in einem Briefe Knesebeds an Solms vom 18. Juni 1815: „Sehr gut scheint mir bei der Territorialvertheilung, daß Oestreich noch auf das linke Rheinufer versetzt ist. Möge es Elsaß und Lothringen bald dazu haben! Dann wollen wir den Kaiser wieder in Anregung bringen. Sagen Sie dies doch mit meinem herzlichsten Gruß an Minister Stein!“

Wenn solche Männer eifrig an der Herstellung der Kaisermacht Oester-

reichs über Deutschland arbeiteten, waren die Zeiten noch fern, wo auch nur daran gedacht werden konnte, Preußen die Stellung zu geben, welche ihm gebührte und für Deutschland nothwendig war.

H. Baumgarten.

## Schwäbische Bauerntheater.

Karl Bartsch hat unlängst\*) über ein Ritterschauspiel und ein nicht minder interessantes Lustspiel, die er in Tirol von Bauern aufgeführt gesehen, berichtet. Diese Mittheilung hat meine Gedanken wieder hingelenkt auf ähnliche künstlerische Versuche in meiner Heimath, dem bairischen Schwaben. Und so ward der Wunsch in mir rege, all das einmal zusammenzufassen, was ich von diesen Erscheinungen seit Langem und Kurzem weiß und denke. Aber auch deshalb schreibe ich, um solche, die auf Volkskunde reisen, auf diese für manche dunkle Punkte Licht und Farbe gebenden Quellen aufmerksam zu machen. Sie mögen sie aussuchen und untersuchen. Aber Geschehnis und Quelle ist hier eins. Drum sollen sie sich bald auf den Weg machen. Denn mir dünkt, es sind Zeiten im Werden, in denen in dieser Beziehung nicht mehr allzuviel geschehen mag, Zeiten, in denen die Bauern nicht mehr die Zeit haben Theater zu spielen. Also bald und gute Schuhe an guten Füßen! Denn man wird immer weiter hinein zu gehen haben ins Land, um ein echtes Bauerntheater zu finden.

Ich selbst bin frühe mitten in diesen Dingen gestanden und habe kräftig mitgethan. Mein elterliches Haus war und ist Requisitenkammer, Garderobe, Bibliothek. Einmal war es sogar eine Malstätte, und es ist mein längstes Denken, wie die Schwaben sagen, daß dort ein verunglücktes Genie auf schlechten Kupfen eine Wildniß klebte. Dort ward einmal acht Tage lang an dem „Paradebette“ der Königin Kamilla, der Mutter der heiligen Barbara, genäht, gefältelt, gebauscht, genagelt und gemalt. Dort wurde ganze Winternächte hindurch berathen, was man für ein Stück im nächsten Frühjahr spielen werde. Dort wurden die Rollen mit dictatorischer Energie vertheilt und stolz oder still murrend angenommen. Dorthin wurden sie auch öfters, von verletzten Damen namentlich, „heimgegeben“. Dort wurden die ersten Leseproben gehalten, was man in der ländlichen Kunstsprache „zusammenlesen“ nennt. Dort wurden unbrauchbare Neulinge, die sich mehr zugetraut hatten, „weggeworfen“ und zu „Standespersonen“ herabgesetzt. Wie habe ich da gelauscht, geschaut und — gelernt! Es stund nicht lange an, und man konnte mich auch brauchen, und nun wurden vornehmlich Stücke ge-

\*) „Gegenwart“ Nr. 35.

wählt, in denen ich beschäftigt werden konnte. Jetzt war die ganze Familie im Dienste der Bühne: der Vater war Director in des Wortes umfassendster Bedeutung, die Mutter Souffleuse, ich Vertreter der kindlichen Heldenrollen, und meine Brüder und Schwestern — hätte ich solche gehabt, sie wären vom Dienste der Muse nicht verschont geblieben. Aber nicht bloß das Theater unseres Ortes lernte ich kennen, wo in der Nachbarschaft gespielt wurde, dahin erbettelte ich mir das Mitnehmen. Man fuhr da auf großen Leiterwagen, die mit Tannenbäumchen, Schleifen und Fähnlein geschmückt waren, und meist die ganze Theatergesellschaft aufnahmen. Diese Fahrten beruhten auf Gegenseitigkeit. Man lernte so nicht nur durch einander, sondern lärnte auch für einander, indem man durch solche Aufzüge den stumpferen Theil der nachbarlichen Bevölkerung aufrüttelte und neugierig machte. Die benachbarten Bühnen standen in einer Art von Verband, indem sie Bücher und Garderobestücke — doch nicht leicht ohne Vergütung — einander aushelfend liehen. Auch eines Gastspieler, und zwar eines Ensemblegastspieler, erinnere ich mich. Dasselbe ward — und ich weiß keinen ähnlichen Fall — gewagt von den Leuten meines Dorfes. Zweimal zog man mit Kind und Kegel nach einem einige Stunden entfernten Orte, um dort die „Genovefa“ zu spielen. Als Schmerzenreich wurde auch ich in den Thespistarren gepackt. Ich war noch zu jung, um über Wirkungen und nähere Umstände dieses Gastspieler etwas sagen zu können; das habe ich mir gemerkt, daß, als ich während des „Nachspieler“ in den Zuschauerraum trat, mir zwei Officiere — der Ort, wo man spielte, lag nahe bei einer Garnison — jeder einen „Bier- und zwanziger“ schenkte.

Wer waren und sind die Spieler? Ich habe den Aufsatz „Bauerntheater“ überschrieben. Das darf man aber nicht so schroff und genau nehmen. So nennt sie gewöhnlich der unverständige Spott der Städter wie ihrer Gegner auf dem Lande selbst. Sie selber laden auf ihren Theaterzetteln als „Theaterfreunde des Marktes N.“ zc. ein. Einen eigentlichen Bauern wird man selten unter den Spielern finden. Sein Standesstolz wird ihn meist davon abhalten. Der Sache selbst ist er in der Regel nicht abgeneigt. Darum geht er auf den „ersten Platz“ mit seiner nächsten „Freundschaft“, d. i. den Verwandten, seine Ehehälft öffnet die Truhe und schenkt Ballen Tücher zu den „Scenen“, d. i. den Coulissen, seine Tochter bringt es durch längeres Bitten dahin, daß er sie zum Theaterspieler „hergiebt“. Die Mehrzahl der Spielenden besteht aus Kleingütlern, Handwerkern, sowie deren Kindern und Gehülften. Bescholtener oder auch nur unsicherer Lebenswandel schließen aus. Die bornirten und verrotteten Elemente halten sich ohnehin fern. Das „sitzende Handwerk“, d. h. die Schuster und Schneider, liefern oft die besten Spieler. Zum „Spinnen“ und „Ueber-

„schnappen“ freilich haben sie auch viel Talent und größte geschichtliche Berechtigung. Auf Stand, Alter, manchmal freilich auch auf die Begabung des Einzelnen wird bei der Rollenvertheilung keine Rücksicht genommen. Rollen von Bösewichtern, Alten, Leichtfüßen werden nicht gerne übernommen. Man hat da sein besonderes Kreuz mit den Mädchen, die um Alles in der Welt keine Böse oder Alte machen wollen. Ob „man viel hat oder wenig“, d. h. auf den Umfang der Rolle wird wohl selten gesehen; mehr liegt daran, ob sie ein schönes Costüm nach sich ziehe oder nicht. Den heiligen Sebastian suchen drei Römerinnen auf, um die Pfeile aus den Wunden zu entfernen. Ihre Partien sind ziemlich gleich groß. Aber es ist ein rothes, grünes und ein graues Gewand da. Darum Krieg! Man hat alle Mühe, nach vielen Abdankungen eine Verständige zu bekommen, die über das „graue“ Kleid hinwegsieht, man muß sie hundertmal an ihren helleren Verstand erinnern und nach jeder Aufführung heiße Thränen trocknen. Eine solche aber, die einmal ihre Rolle heimgegeben, geht „bei dem Stücke“ nicht ins Theater, und wenn sie auch vor Neugierde stürbe. In Hosenrollen auftreten, selbst in edlen, würde kein Mädchen. Am besten gespielt werden junge Märtyrinnen, kampfes-muthige Ritter und Räuber, namentlich komische Knappen. Das Fach der Intriganten vertritt meist der Director. Aber sie werden hier nicht so fein und layenmäßig aufgefaßt, wie an den Culturbühnen, sondern gewöhnlich zum Bolterer und Wütherich herabvergrößert. Am übelsten kommen sentimentalere Heilige und Nichtheilige weg, da wird gejammert und gewinselt anstatt gefühlt. Die Darstellung zuckerner Liebe — sie kommt in ihren Stücken selten vor und wird durch den Röthel aufs Mindestmaß herabgedrückt — will den gesunden Burschen und Mädchen weder recht gelingen noch ganz behagen. Auch verschwommene Vertrauten- und Vermittlerrollen sind Spielern und Zuschauern ein Greuel, ganz so wie anderswo.

Am meisten Mühe, Bohn und Sorge bereiten dem Leiter allemal die Neulinge. An Beweglichkeit und Stetigkeit des Gedächtnisses fehlt es ihnen nicht. Sie fassen unheimlich schnell, und behalten unheimlich lange. Ich kenne Leute, die vor fünfzig Jahren Theater gespielt haben, aber ihre Rollen noch in allen guten und bösen Augenblicken ihres Lebens citiren. Der Souffleur hat eine Würde ohne Bürde, die nur gegenüber der Angst der Jugend und der Schwäche des Alters eintritt. Dagegen kostet es viel Kampf, die Blödigkeit zu entfernen, die jedem natürlichen Menschen eigen, wenn es gilt, vor Leuten zu reden, die eigens gekommen sind auf seine Rede aufmerksam zu hören. Auch geht es schwer ihnen ihre singende Winserei abzugewöhnen. Aber das Allerschwerste ist bei den Burschen, sie stehen und gehen, bei den Mädchen, sie die Arme gebrauchen zu lehren. Am Ende stünden die Mädchen noch erbärmlicher da, aber sie haben glücklich verdeckende Röcke, und

am Ende „hantirten“ die Burschen noch einförmiger und lächerlicher, hätten sie nicht einen verbergenden Mantel oder einen beruhigenden Schwertknauf *ic.* *Tout comme chez nous* — ich meine auf unseren Berufsbühnen, wo schon mancher Held mit seinen Füßen, schon manche Heldin mit ihren Händen gestrauchelt ist. Ich sah einmal in Augsburg einen dort und sonst hochgelobten Mortimer mit weitgegrätschten Beinen; von des Kolosseums Pracht und Herrlichkeit prahlte er dabei. Und die Damen — warum haben sie auch oft so unbändig lange Arme. Glücklich, wenn sie ein „Fächerstück“ schützt! Wehe, wenn sie nichts tragen dürfen! Da sind drei Bewegungen stehend — bei der dilettirenden Liebhaberin so gut wie bei der Liebhaberin von Fach: Hand über dem Leibe — Hände in der Lage des zweiten Tempos beim Schwimmunterricht — Hände fest auf dem Busen. Und diese beunruhigende Unruhe der Bewegungen, als ob Alles in wilder Flucht wäre!

Die „Theaterfreunde“ sammeln sich meist aus Leuten eines Ortes. Doch geschieht es manchmal, daß man eine Kraft aus der nächsten, ja bisweilen aus entfernterer Nachbarschaft zu Hülfe nimmt. Ich weiß, daß ein drei Stunden entfernter guter Spieler zu der sechsmaligen Aufführung eines Stückes benöthigt und gerufen wurde. Getreulich und freudig machte er ohne Anspruch auf Entschädigung den weiten Weg bei jedem Wetter nicht nur zu den Vorstellungen, sondern auch zu den zahlreichen Proben, die noch dazu in später Abendstunde begannen und nicht selten bis Mitternacht dauerten. Zu meinem Geburtsorte gehören noch fünf kleinere, zerstreute Ortschaften. Von allen diesen kamen auch während des beschwerlichsten Winterweges die Leute pflichteifrig und gesunden Humors zur Probe.

Und welche Stücke werden da probirt und aufgeführt? Am beliebtesten sind die Märtyrerdramen. Die Bauern haben nicht einmal die beiden ersten Stücke der Hamburgischen Dramaturgie gelesen. Nun, das passirt anderen Spielern und Spielunternehmern auch. Was in dem kühlen Hamburg Regel sein sollte, braucht es darum noch nicht im „Land der katholischen Schwaben“ zu sein. Man hat seine unaussprechliche Freude an dem Leben und Leiden der Fabiola, Barbara, des Georgius, Sebastian und Anderer. In unzähligen, bald roheren, bald geschickteren Bearbeitungen sind diese Stücke da. So ein Drama, wenn man ein Lebensbild ein Drama nennen darf, besteht oft aus drei mehr oder minder in einander verwobenen Handlungen. Die Haupthandlung bildet die Geschichte des Glaubenshelden, eine zweite das Schicksal eines Liebespaares, und eine dritte das geplagte Dasein der komischen Figur, meist eines Juden, Bedienten *ic.* Dabei darf man aber nicht denken, daß irgend eine Anlehnung an die uralten Märtyrerdramen bestehe. Es weht oft ein ganz moderner Geist daraus. Ich fürchte, daß in neuesten Bearbeitungen culturkämpferische Anspielungen eingeschmuggelt werden, obwohl

der ländliche Zuschauer sich im Theater nicht leicht Anachronismen gefallen lassen will. Zum Zeichen, daß unser höheres Drama sogar für diese Bauerntheater nicht umsonst auf Erden war, diene die Hinweisung auf ein in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts entstandenes und noch heute als besonders gut geltendes Stück: „Barbara“. Hier hat der Verfasser, Thomas Auer heißt er, so viel ich mich erinnere — nicht ganz unglücklich Schiller benutzt. Es kommt ein Mohr, Kusko, vor, der die nämlichen Sprüche macht wie Muley Hassan; Barbara wird in ihren letzten Augenblicken von einer solchen Maria-Stuart-Stimmung beherrscht, daß ihre Worte denen der Schottin genau entsprechen.

Das Volk will bekanntlich um sein Geld nicht allein etwas hören, sondern auch etwas sehen. Darum hat sich auch etwas von dem Spectakel der Sonntagsoper in diesen Stücken eingehaust. Gewöhnlich ist so in der Mitte des Stückes ein Götzenopfer mit Märtschen, Gefängen, vielen Auf- und reichen Anzügen; gewöhnlich schlägt da der Blitz in das Götzenbild und begräbt unter seinen Trümmern dessen Priester. Ohne feierlichen Schlußchor endet das Drama selten: der oder die Heilige steht auf erhöhtem Orte im Hintergrunde, umgeben von Engeln, die ihm die Märtyrerkrone reichen, das Christenvolk die ganze Tiefe der Bühne einnehmend, singend und frohlockend, die Vertreter des Heidenthums, insofern sie nicht schon todt gemacht sind, im Vordergrund, mit abgewandtem Gesicht und grimmen Mienen. Sie allein sind von dem obligaten bengalischen Feuer ausgeschlossen. Fast jedes Theater hat eine Scenerie für Heidentempel und Katakomben, mehr oder minder täuschend; und schon deshalb wählt man so gerne Stücke, wie die oben angeführten, um seine Schiebewände und Hintergründe brauchen zu können.

Allein mit wenigen Veränderungen entsteht aus dem Heidentempel eine Waffenhalle, aus den Katakomben ein Kerker, man hat einen Wald und einen Burghof, warum sollte man jetzt kein Ritterstück geben können? Die Garderobe hindert nicht, denn sie ist stilgerecht für alle Jahrhunderte. Der Geschmack des Publicums hindert nicht, denn der mag alle Jahrhunderte auf der Bühne sehen, ausgenommen sein eigenes. Ein Trauerspiel im Frack wäre ihm von vornherein eine Lächerlichkeit. Er will sich nicht selbst auf der Bühne sehen; um sich selbst, der ihm oft der Zuwiderste ist, zu vergessen, besucht er das Theater. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!“

Ritterstücke — aber wenn man volle Cassen machen will, keine solchen, bei denen es sich blos darum dreht, ob Ritter Hans das Fräulein Grete kriegt. Dies paßt mehr für den sentimental-lüderlichen Magen des Publicums eines Vorstadttheaters, das sehr weit draußen steht. Holbeins „Gang nach dem Eisenhammer“ ließ an jedem Orte kalt, wo er gewagt wurde. Dagegen

ist die Eltern- und Kindesliebe, wie in der vielbearbeiteten „Rosa von Tannenburg“, ein beliebter Vorwurf. Allgemeines Interesse wecken Dramen, die der Sage und Geschichte eines benachbarten Ortes oder einer bekannten Burg entnommen sind, etwa wie „Bischof Ulrich oder die Schlacht auf dem Vechfelde“. An keinem Stoff hängt man aber so zäh, wie an dem uralten der frommen Pfalzgräfin Genovefa. Hier kann man lernen, was so recht volkstümlich ist, und etwas anderes kann man noch lernen, nämlich, wie ein so volksmäßiger Stoff wirksam zu dramatisiren sei.

Ritter- und Räuberstück ist vereinigt in Cunos „Räuber auf Maria Kulm“, die ich mehrmals sah. Aber auch an dem bloßen Räuberstück hat man urkräftiges Behagen, besonders wenn es eine der volkstümlichsten Figuren des Gaues, den „bairischen Hiesel“ behandelt. Dabei wird gewöhnlich „Ein freies Leben führen wir“ gesungen.

Was man aber auch spiele, einen ernsten, harten Ausgang des Stückes würde man nicht ertragen. Man will den Verbrecher bestraft, aber man ist nicht so theoretisch, daß man nicht auch den Guten sichtbar belohnt haben wollte. Die „Comödienstübel“ würden bald leer stehen, würde man die nüchternen Bauern lehren wollen, es sei besser ein todter Löwe als ein lebender Hund zu sein.

Das bairische Publicum scheut für den Theatergenuß keine körperliche Anstrengung, nicht den weiten Hin- und Rückweg, nicht das Schweißbad während der oft vier Stunden dauernden Vorstellung. Aber es liebt keine Geistesnahrung nach seiner Individualität zubereitet und scheut jede übermäßige Anstrengung seiner Gehirnkästen. Leicht ist da so ein Stück „zu hoch“, und die Theatercasse meines Heimathsortes hat es im Jahre 1858 erfahren, was es heißt, in dieser Beziehung sich zu vergreifen. Man hatte Kogebues „Schutzgeist“ gewählt — man war noch vorsichtig gewesen, hatte den Titel in „Die heilige Adelheid“ verändert und statt Kogebue „von einem berühmten Dichter“ auf den Zettel geschrieben, weil derselbe bei Wissenden im Geruche der Unsitlichkeit stand. Das erste mal volles Theater. Aber das Vorspiel — die Verse — wer wird auf dem Lande Verse sprechen und ertragen können; kann man es oft in unsern Hoftheatern nicht. Für alle Sommer-sonntage war das Stück angefetzt: es zahlte nicht das Licht.

So sehr Stücke reiner, ja strenger Moral geliebt und gefordert sind, so erweckt doch bei den Darstellern ebenso wie bei den Zuschauern nichts so sehr verdrießlichen Ekel und Langeweile, als aufdringliche, salbungsvolle, glattweg als solche auftretende Sittensprüche. Der Volksgeschmack liebt keine störende Breite, keinen Aufhalt im Gange der Handlung. Auch in der Erzählung werden Natur- und Kleiderschilderungen sorgsam überschlagen, sentimentale Reflexionen über Gott weiß was belächelt und geschmäht. Man sträubt sich

deshalb ein Stück von Christoph Schmid — der Verfasser der „Ostereier“ hat auch dramatisch sich bethätigt — wenigstens so wie es ist aufzuführen. Und man liebt und liest ihn doch und weiß was man dem besten Jugendschriftsteller schuldig ist. Aber man hütet instinctiv die Grenze von handelnder und erzählender Dichtung, von Theaterstück und Predigt.

Und wie wird der Humor, die Komik gepflegt? Das Volk ist ja sonst mehr dem Scherz als dem Ernst zugethan? Letzteres weiß ich nicht. Zu seiner Zeit, und wenn auch nicht immer an seinem Orte, wird auch, um Herberisch zu reden, der „hellen Vache“ des Volkes ihr Recht. Komischer Episoden in ernstern und heiligen Stücken habe ich schon Erwähnung gethan. Aber auch selbständig tritt der Scherz auf, gewöhnlich das „Nachspiel“ bildend und als solches bezeichnet. Das fielen aber Niemand ein, wegen eines Lustspiels allein eine Bühne aufzuschlagen und von weit her dahin zu gehen. Das schiene Jedermann als eine sündhafte Hanswursterei, die man sich allenfalls an den Fastnachtstagen erlauben dürfe. Dort nämlich werden Maskenzüge von ganz imposanter Ausstattung in Scene gesetzt, deren Schluß meistens ein „Fastnachtspiel“ bildet. Da stellt z. B. das Ganze ein Erntefest dar, wobei den stattlichen Schnittern und Schnitterinnen auch etwas vorgespielt wird; z. B. „Die schwäbischen heiligen drei Könige“ oder „Wie man alte Weiber jung mahlt“. Würde ich nur von letzterem den Text zu finden oder seine Quelle zu entdecken! Bei einem gewöhnlichen Theatertage hängt man an das Hauptstück einen lustigen Einacter an; man erschrickt auch nicht vor einem Zweiacter. Und da treten Gestalten auf, die schon vor Jahrhunderten auf den Bühnen herumgespukt haben: der geprellte Jude, der tolle Streiche und Betrügereien ausübende „erstickte“ Student u. s. f. Aber auch Raupachs „Versiegelter Bürgermeister“, Kogebues „Schneider Fips“, die Staberliaden und andere neuere Possen sah ich aufführen.

Gedruckte Bücher hat man wenig. Die meisten solcher Stücke sind geschrieben, theils aus entlehnten gedruckten oder geschriebenen Exemplaren von den Einheimischen selbst, theils von herumziehenden Schauspielern. Diese können nämlich in einer Zeit und an einem Orte, wo die „Bürger und Bürgersöhne“ — so benamst man sich den fahrenden Comödianten, den „Randfahrern“ gegenüber — selbst Theater spielen, keine Aufführungen wagen und müssen ihren Unterhalt durch solche Beschäftigungen fristen. Auch wenn sie die nämlichen Stücke spielen, man geht nicht hinein; denn die Aermlichkeit der Costüme und Decorationen, die kleine verfügbare Zahl der Spielenden, die herzlose Handwerksmäßigkeit beim Spielen, die gewaltigen Striche wirken abschreckend.

Aber ein gedrucktes Buch möchte ich in jeder Bürgertheaterbücherei finden, wenigstens einen Band davon. Es sind dies Janns' Schauspiele.



Sie gehören dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts an, und rühren, so viel ich weiß — das Titelblatt meines Exemplars ist leider weggerissen — von einem Jesuiten her, der in Augsburg lebte und schulte. Nicolai hat ihn in seinen „Reisen“, die für derartige Dinge eine nicht ganz reine aber lange nicht genügend benutzte Quelle sind, recht jesuitenfrefferisch beurtheilt. Aber Jann ist süddeutsch-berb und streitgeschult genug, um dem Berliner Reisenden gehörig heimzuleuchten. Diese „Schauspiele“ enthalten Singspiele, Märtyrertrauerspiele, Geschichts- und Sittendramen, satirische Lustspiele, alles mit breitem Ziele, in fast Gottschedischer Regelmäßigkeit, mit christlichem Eifer und mit Kenntniß des Volksgeschmackes geschrieben. In keinem Stücke kommt eine „Weibsperson“ vor. Weiß man die ländlichen Schönen nicht zum Spielen zu bewegen oder nicht zu richten, so greift man zu diesen (und in Nachahmung dieser entstandenen neueren) Stücken. Vornehmlich die Lustspiele werden gerne daraus entnommen. „Der kindische Vater“, „Der eingebildete Todte“, „Die jungen Räuber“, das sind so Titel Jannscher Komik. Letzteres Stück ist eine Art Parodie auf Schillers Räuber und die von ihnen ausgehenden Wirkungen.

Der Schauplatz solcher Aufführungen ist auf historisch ehrwürdigem Boden, meist nämlich in einer Scheune, ganz selten in einem Wirthshaus- saale. Tabakrauchen und Hundemitnehmen ist hier noch immer, nicht bloß auf dem Zettel, verboten. Wenige Gemeinden haben sich ein eigenes Theaterhaus gebaut. Die Bühnen sind drei bis sechs Couliissen tief und haben eine ansehnliche Breite. Die Scenerie ist papieren, hölzern, heute aber gewöhnlich aus Leinwand. Die Verwandlungen geschehen durch Schieben oder Drehen. Da aber das Publicum das störende Fallen des Vorhanges nicht liebt, verwandelt man bei offener Scene, und da dies, um kein Lachen zu erregen, schnell geschehen muß, hat man sich Couliissen bereitet, die durch Rollenzüge in Verbindung stehen, so daß durch einen Ruck sich die Bühne verwandelt. Freilich hängen da oft auch an schwachen Seilen fürchterliche Erfolge. Die Beleuchtung des Bühnenraumes geschieht mittelst Stearinkerzen und Unschlitt in eigens dazu gefertigten Gefäßen. Eine vereinsamte Petroleumlampe hängt hoch oben vor dem Vorhange: der Zuschauerraum ist baireuthisch verfinstert. Man braucht aber auch kein Textbuch zu lesen.

Ein und dasselbe Stück wird oft sieben, acht mal gegeben, immer an Sonn- und Feiertagen Nachmittags. April, Mai und Juni, dann September und October sind die beliebtesten Spielmonate.

Die Blüthe dieser Schauspiele war, so weit ich deren Geschichte kenne, etwa von 1820—1860. Außere Ruhe, innere Gesundheit und Behäbigkeit, bewusste oder unbewusste aber freudig vollzogene Beschränkung in seine Standes- und Stammesart müssen ein Volk durchbringen, soll so etwas in

ihm gedeihen. Wo aber dies ist, da verlangt auch das Volk seine Lebensverhältnisse von der Kunst begleitet und geweiht, und da es seit Jahrhunderten keine volksthümliche Kunst mehr giebt und geben kann, so schmückt es seine Kirchen und Häuser und Feste nach seiner Art, liest Bücher nach seinem Geschmacke und liebt Schauspiele, die ihm gefallen. Wer wollte es ihm verargen? Und die das thun, mögen, ehe sie tadeln und spotten, lernen und denken, mögen, ehe sie verwerfen und zerstören, schonend umbilden und zu Höherem führen! Aber schonend! Nicht plump zufahrend wie mancher Geistliche, der da reinigen und bessern will! Da erlischt Muth und Wille, bewußte Klarheit wird Straucheln und Irren. Noch gut aber ist's, wenn der Geistliche solchen Antheil zeigt; meistens ist er, wenn nicht feindlich, doch apathisch gefinnt gegen alle diese Beschäftigungen. „Das Theaterspielen ist eine Kunst, und ihr seid keine Künstler“ sagte einmal der Decan meines Ortes zu der Deputation, die bei ihm — man mußte früher auch die Genehmigung des Pfarramtes haben — anhielt, Theaterspielen zu dürfen. Der Mann war hochgebildet, aber Bedürfniß und Sinn des Volkes verkannte er. Sie sollten sich freuen, daß in strengen religiös-sittlichen Grenzen, auf eigene Weise, zu seiner Bildung und Ergözung, das Volk ein veredeltes Vergnügen sich bereitet.

Seit den Sechziger Jahren will kein rechter Zug mehr in die Sache kommen. Die politische Bewegung, die diese Zeit kennzeichnet, warf ihre Wellen bis in diese Kreise. Das niedere Volk, um dessen politische Bildung sich bislang niemand gekümmert, wurde jetzt plötzlich zum Stimmvieh abgerichtet. Hohlköpfige Räsonnirer erhoben sich jetzt auch unter den Reihen der Bauern, die sonst den politischen Himmel allenfalls am Sonntage einmal betrachteten. Eine wüste Gährung ergriff die Gemüther. Unzufriedenheit, Verbitterung und Verbissenheit ließen kein Zusammenhalten der Bürgerschaft und damit auch keine gemeinsame Pflege edlerer Erholung aufkommen. Man verwilderte. Es kamen die Kriegsjahre und ihre Folgen. Die konnten auch Zeit und Lust zu solcher Bethätigung nicht vermehren. Noch ist die alte Beständigkeit und Behaglichkeit nicht wieder gelehrt. Die herrschende Genußsucht hat ganz andere Ziele und Mittel, als ihr die Theaterspielerei der früheren Zeiten geben könnte. Die ehemaligen Soldaten bringen einen strammen Stolz und einen allem Heimischen, Einfachen, Biederem gewaltig entfremdeten Sinn aus den Garnisonen. Es ist recht ledern und scheu und stier da draußen geworden in den reichen kleinen Thälern zwischen Jller und Wertach, wenn auch noch so viel geschrien und gelebt und getrunken wird — und erst im vorigen und in diesem Jahre haben einige vereinzelte Gemeinden die alte Weise wieder angefangen, aber wie man sagt, nicht mit der alten Kraft und nicht mit dem alten Erfolge. Josef Lautenbacher.

## Die Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover.

„Keine siecleen können wieder eine solche Fürstin finden, wie ma tante war. J. L. meritirrn, von der ganzen welt geehret und geliebet zu werden.“ So schrieb die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans über die Kurfürstin Sophie. Und in der That: Hätte auch die Stammutter des englischen Königshauses keinen so hohen Rang eingenommen, die rein menschliche Persönlichkeit der Freundin von Leibniz würde zu allen Zeiten unsere Sympathien gewinnen und unsere Bewunderung erregen. Ranke hat die seltene Frau vortrefflich geschildert. „Ihr Geist bewegte sich in der freien, von keinem Interesse getrüben, beobachtenden und skeptischen Anschauung göttlicher und menschlicher Dinge, welche die Nachkommen der Königin von Böhmen so eigen charakterisirt.“ Einen überaus willkommenen Beitrag zur intimeren Kenntniß der Kurfürstin liefern die „Memoiren“, welche im vierten Bande „der Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven“ uns geboten werden. Seit Leibniz eine Abschrift von denselben genommen, haben wohl mehrere Forscher die Memoiren benutzt und einzelne Stellen aus ihnen mitgetheilt. Gerade nur so viel, um unsere Begehrlichkeit zu reizen und den Wunsch nach ihrer vollständigen Publication immer dringender zu machen. Jetzt liegen sie uns endlich nach ihrem ganzen Inhalte vor, auch die höchst gespannten Erwartungen, die man von ihnen hegte, befriedigend. Jeder Leser wird dem Urtheile des Herausgebers, Herrn Dr. Köcher, unbedingt zustimmen, welcher in der Einleitung im Anschluß an ein Wort von Leibniz über den „sublimen Stil“ der Kurfürstin sagt: „Man wird sich auch durch die gleichgültigsten Dinge niemals gelangweilt fühlen. Ein Aperçu drängt das andere, und jede Scene lebt. Man bewundert die Schärfe der Beobachtung und die Leichtigkeit der Darstellung und ist überrascht von dem sprudelnden Witz. Wohl fehlt es nicht an den sanfteren Zügen des weiblichen Gemüthes. Aber weit mehr macht sich eine scharfe Zunge kund, die den Gegner vernichtet.“

Die Memoiren umfassen den Zeitraum von den Kinderjahren der Fürstin bis zum Jahre 1680. Sie führen uns zunächst nach Holland, wo die nachmalige Herzogin und Kurfürstin von Hannover erzogen wurde. Mit köstlichem Humor schildert sie das Leben an dem kleinen, ganz in deutscher Weise eingerichteten Hofe zu Leyden, die Gouvernante, Madame de Ples, welche das gleiche Amt bereits bei dem Vater, dem König von Böhmen, bekleidet hatte, die Tageseintheilung, deren eintönige Regelmäßigkeit selbst eine Nonne zur Verzweiflung gebracht haben würde, die neun tiefen Reverenzen, welche sie machen mußte, ehe sie sich Mittags (11 Uhr) zur Tafel setzen durfte u. s. w. Mit zehn Jahren übersiedelte sie nach Haag, wo ihre Mutter Hof hielt und

die Neckereien, denen sie, die wenigst hübsche unter den Schwestern, ausgesetzt war, die Neigung zum Sarkasmus weckten. Ihr Aufenthalt am Hofe ihres Bruders Karl Ludwig in Heidelberg bringt uns das deutsche Hofleben im siebzehnten Jahrhundert nach den verschiedensten, nicht immer schönsten Seiten überaus drastisch vor die Augen. Die meisten Blätter füllt dann die Erzählung, wie es ihr als Gemahlin des Herzogs Ernst August in Hannover erging, ihrer Reisen nach Italien, Frankreich, Dänemark und ihrer Zerwürfnisse mit ihrer Schwägerin Eleonore d'Albreuse. Schwer widersteht man der Versuchung, aus dem reichen Inhalte der Memoiren einzelne Abschnitte hervorzuheben. Wie anschaulich beschreibt sie ihre italienische Reise, den Ueberfluß an Pomp, den Mangel an Comfort, den höfischen Prunk, unter welchem sich die Armuth des Volkes birgt; wie trefflich ist das Bild des Hofes Louis XIV. gezeichnet! Es wäre aber eine Versündigung an dem Geiste der Verfasserin, wollte man das feine Gewebe austrennen oder wohl gar auseinanderreißen. Man muß das ganze Buch lesen, um den vollen Genuß sich zu verschaffen und der großen Bedeutung der Memoiren für die Culturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts inne zu werden. Die Memoiren werden ohne Zweifel weit über die Fachreise hinaus Verbreitung und freudige Anerkennung finden.

—r.

## Nach den Wahlen.

Auch die vorsichtigste Schätzung des Umfanges der liberalen Wahl Niederlage in Preußen hat an der Wirklichkeit zu Schanden werden müssen. In den ländlichen Wahlkreisen der östlichen Provinzen ist mit einer Gründlichkeit unter den liberalen Vertretern aufgeräumt worden, die fast an die Zeiten der Reaction von 1852 bis 1858 erinnert. Die conservative Partei hat genau zurückgenommen, was sie vor sechs Jahren einbüßte und noch vor drei Jahren ganz in den Händen der Gegner lassen mußte. Die Liberalen dagegen bleiben um fast ein Viertelhundert Stimmen hinter ihrem Besitzstande von 1870 zurück; die Differenz ist inzwischen dem ultramontanen Centrum zu Gute gekommen! Unter die beiden liberalen Fractionen vertheilt sich der Verlust im gleichen Verhältnisse; die Fortschrittspartei mit dem durch ihre Hülfe gewählten Frankfurter Demokraten und süddithmarsischen Landesparteilicher behauptet wie vorher ein Viertel des Gesamtbestandes. Dagegen stellt sich innerhalb der nationalliberalen Fraction nun doch eine starke Verschiebung zu Gunsten der gemäßigeren Richtung heraus, eine ganze stattliche Schaar der geräuschvollsten Wortführer des „entschiedenen“ freihändlerischen Liberalismus zählt unter den Gefallenen, und während Herr von Bennigsen wider seinen Willen gewählt ist, sieht sich Herr Kasler durch Demokraten

und Fortschrittler zu Falle gebracht! Von der Zusammensetzung des siegenden conservativen Heeres, auf welche für die Gruppierung des neuen Hauses am meisten ankommt, läßt sich noch nichts Zuverlässiges sagen. Die Freiconservativen haben den geringsten Gewinn zu verzeichnen und werden nicht mehr ein Drittel der Gesamtstärke zählen, während sie in den beiden letzten Landtagen den beiden anderen Fractionen zusammengenommen gleich kamen. Mit den Altconservativen, welche 1873 von 71 auf 4 sanken, und im letzten Landtage 10 Sitze zählten, glauben sich die Regierungsorgane mit 20 bis 30 der Neugewählten abfinden zu können, so daß eine stattliche Schaar von nahe an hundert Stimmen für die unbedingt der Regierung ergebene neuconservative Fraction übrig blieben. Trifft diese Rechnung zu, so ließe sich aus den Liberalen ohne Fortschrittspartei, den Frei- und Neuconservativen immer noch eine ansehnliche Mehrheit (etwa 250 unter 433 Abgeordneten) bilden, die selbst bei gelegentlicher Absonderung eines linken Flügels der Nationalliberalen noch Stand halten könnte. Gewiß ist aber, daß eine ultramontanconservative Mehrheit, falls es zur Bildung einer solchen kommen sollte, selbst des größeren Theiles der Freiconservativen entrathen könnte. Dieser Fraction ist also die conservative Rückströmung bereits über den Kopf gewachsen: der Ausschlag im neuen Hause liegt, je nachdem die Regierung ihre Stütze sucht, entweder bei dem Centrum oder bei den gemäßigt Liberalen. Noch einmal also erwächst diesen aus der Tiefe des Mißgeschickes selbst, welches die ganze Partei betroffen, eine Rolle des entscheidenden Einflusses, aber auch der höchsten Verantwortlichkeit. Da die nationalliberalen Abgeordneten aus den neuen und westlichen Provinzen — schon ziemlich drei Fünftel der jetzigen Fraction — ganz dieser Richtung beizuzählen sind, so ist ihr ein bedeutendes Uebergewicht der Zahl, aber nicht weniger in Miquel, Gneist, von Sybel, Gumbrecht (der bei der letzten Reichstagswahl durch einen Welfen verdrängt, erfreulicher Weise ein Mandat für den Landtag angenommen hat), in Dr. Hammacher, von Cuny u. A. ein Uebergewicht des Talentes und der sittlichen Energie gewiß, auch wenn Vasker durch eine Nachwahl wieder eintreten und Bennigsen die Wahl ablehnen sollte. Unter diesen Umständen wird es der linke Flügel, ohnehin durch den erhaltenen Schlag gewaltig ernüchtert, schwerlich zum Bruch kommen lassen, der hier, entgegengesetzt wie im Reichstage, ihn und voraussichtlich in sehr schwacher Zahl zum Austritt nöthigen würde. Auf der anderen Seite hört man, daß die Anhänger der Regierung sich schon jetzt die größte Mühe geben, den Faden der Verständigung mit den jetzt vorherrschenden Elementen der nationalliberalen Fraction wieder anzuknüpfen, und zwar zunächst mit Rücksicht auf die Präsidentenwahl. Da die Rechte aus ihrer Mitte einen erprobten Candidaten für die Stelle des ersten Präsidenten nicht aufzustellen hat, so wäre man auf dieser

Seite gerne bereit, Herrn von Bennigsen wieder zu wählen, wenn die Nationalliberalen, wie billig, die erste Vicepräsidentenstelle der größten conservativen Fraction zugestehen wollen, welche dieselbe durch Herrn von Köller bereits während der Jahre 1867 bis 1873 im Wege des Compromisses besetzt hatte; die freiconservative Fraction in Herrn von Bethusy-Huc würde dann wie bisher die zweite Vicepräsidentenstelle behalten. Diese Combination hängt aber wesentlich daran, daß Herr von Bennigsen sich zum Eintritt in das Haus bestimmen lasse, denn zu Gunsten eines anderen würden die Conservativen schwerlich auf ihr Vorrecht der Zahl verzichten, und eben so schwer würde die nationalliberale Fraction dahin zu bringen sein, compromißweise die erste Stelle abzutreten.

Welchen günstigen Eindruck es im Lande machen würde, wenn sich so gleich im Beginn der neuen Session der klaffende Riß schließen sollte, den die letzte Reichstagsession zurück gelassen, bedarf keiner Ausführung. Nicht weniger aber würde die, wenn auch nur erst in einer formalen Frage, gelungene Wiederherstellung des alten Bundes der Mittelparteien innerhalb des Hauses selbst der sachlichen Verständigung vorarbeiten. Auch für diese liegt die vorläufige Constellation sehr günstig. Schon das kann auf die nationalliberalen Führer schwerlich ohne Eindruck bleiben, daß sie in den Hauptfragen, welche die Session beschäftigen werden, bei den Eisenbahnvorlagen und den Entwürfen zur Fortführung und Revision der Verwaltungsreform, kaum in der Lage sein werden, der Regierung, wenn diese nur irgend vorsichtig auftritt, Schwierigkeiten zu machen. Diese Gegenstände finden innerhalb der nationalliberalen Fraction selbst einen so fruchtbaren Boden, daß die Regierung mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Reihen auf die fünfzig Stimmen rechnen kann, welche den Conservativen zur Mehrheit fehlen. Auf der anderen Seite ist es zu offenbar, wie viel der Regierung daran liegen muß, die Bäume des Centrums nicht in den Himmel wachsen zu lassen, als daß man an dem guten Willen auf dieser Seite zweifeln sollte, allen begründeten Wünschen der Liberalen entgegenzukommen, die den wesentlichen Zweck nicht vereiteln. Der wunde Punct bleibt immer die Kirchen- und besonders die Schulfrage; in dieser giebt es innerhalb der nationalliberalen Partei keine Scheidung von rechtem und linkem Flügel, ja manche ihrer politisch gemäßigtesten Mitglieder dürften hier die allergrößte „Entschiedenheit“ an den Tag legen. Vielleicht darf man einzelne kleine Symptome der letzten Tage dahin deuten, daß die Sitzungen des vereinigten Staatsministeriums in dieser Angelegenheit eine Wendung zur Vorsicht eingeleitet haben. Jedenfalls wird man schon für die ersten Wochen der Session auf lebhafteste Debatten über den Gegenstand rechnen können, die auf den weiteren Gang der Verhandlungen nicht ohne starken Einfluß bleiben können.

x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Politische Randglossen. Regungen in Frankreich.** — Rasch genug haben die Wirkungen des Amnestiegesetzes sich fühlbar gemacht. Mit jedem neuen Schiffe, das die Zahl der aus Noumea Heimgekehrten vermehrt, scheint der Pulsschlag des öffentlichen Lebens in Frankreich sich zu beschleunigen. Im Anfang ging Alles nach Wunsch, die Regierung schien ohne Sorge, die Optimisten rühmten die geziemende und bescheidene Haltung, mit welcher die gewirkigten Unglücklichen den vaterländischen Boden wieder betraten. Aber es zeigte sich bald, daß die Heimkehrenden nicht bloß menschliche Theilnahme, sondern auch Gesinnungsgenossen in ungeahnter Zahl in der Heimath fanden, das Wiedersehen der Freunde weckte verborgen schlummernde Gluth, die alten Leidenschaften entflammten sich am Anblick der Märtyrer, an der Erinnerung des Geschehenen, am Gedächtniß derer, die das Gesetz noch in der Verbannung zurückhält. Heute sind die Intransigenten unleugbar wieder eine Macht, die sich fühlt, während die Republik sich die Hände gebunden sieht, da sie als Republik die Freiheit der Meinungsäußerungen nicht anzutasten wagt. Keckheit und Ungeduld der Umsturzpartei sind im Wachsen. Ungehindert setzt der Jacobiner Louis Blanc, „dieser enge Kopf von so rednerischer Macht“, seinen propagandistischen Feldzug im Süden fort, schon stehen die Communarden wieder vor den Pforten des Pariser Gemeinderaths, die Demonstrationen häufen sich, bei denen, wie auf dem Kirchhof von Juvry, in haßerfüllten Reden, unter dem jauchzenden Beifall von Tausenden, die Sache des Proletariats der socialistischen Doctrin der bestehenden Republik entgegengesetzt wird. Und eben diesen Augenblick hat nun das Organ der Opportunisten benützt, um eine Schwenkung auf die Seite der Radicals zu machen und gemeinsam mit diesen die volle Amnestie, d. h. die Rückkehr auch der Verbrecher der Commune zu verlangen. Damit ist dem Feldgeschrei der Intransigenten ein Nachdruck und eine Autorität verliehen, deren es bisher entbehrte. Ob das Ministerium Waddington dem Ansturme widerstehen wird oder nicht, hängt einzig davon ab, ob wirklich Gambetta selbst jene Schwenkung eingegeben hat und seine Stunde gekommen erachtet. Noch ist seine persönliche Stellung nicht ausgesprochen, inzwischen wirkt schon die Sprache seines Organs als eine Drohung gegen die gemäßigte Republik, und man kann nur geringe Beruhigung aus dem Umstande schöpfen, daß der Ministerrath beschlossen hat, am Februargesetz festzuhalten, zumal die Versicherung, alle Minister seien in dieser abweisenden Haltung vollkommen einig, auf nachhaltige Zweifel stößt. Gleichzeitig mit dem Wiedererscheinen der Communarden löst sich also das Bündniß der Republikaner, deren populärste Fraction die Regierung im Stiche läßt und Wien macht ins feindliche Lager abzuschwenken. Das sind bedrohliche

Anzeichen für die bevorstehende parlamentarische Session, die, wenn nicht Gambetta seinen Freunden noch einmal Zügel anlegt, den Bruch innerhalb der republikanischen Partei voraussagen läßt, ja bereits vorfindet.

Die allarmirende Wirkung, welche der unerwartete Amnestieruf der „Republique française“ gemacht hat, zeigt übrigens, daß schon heute die Regierung Jules Grevys von Gambettas Gnaden lebt. Ein Hauch aus dem Munde des Dictators von Tours macht sie erzittern. Wenn dieser bisher an sich gehalten, der gemäßigten Republik seine Stütze geliehen und sich damit begnügt hat, seine Clientel in untergeordnete Beamtenposten zu bringen, so mögen daran vornehmlich Rücksichten, die der auswärtigen Politik entnommen sind, Schuld sein. Man weiß es in Frankreich sehr gut, daß das Cabinet Waddington dem Auslande Bürgschaften bietet, die mit seinem Sturze sofort verschwinden würden. Aber auch für die innere Politik empfahl es sich, Männer an der Spitze zu lassen, welche den Uebergang von Dufaure zu den „wahren“ Republikanern zu einem allmählichen machen, Männer, die mit der Zeit auf alle Fälle sich abnützen müssen, die aber inzwischen doch manche Reform zu Stande bringen können, welche den Nachfolgern den Weg ebnet. Alle diese Rücksichten sind ohne Zweifel heute noch in Kraft; das gegenwärtige Ministerium hat seine Reformarbeiten kaum begonnen und Frankreich ist noch nicht in der Lage, das Mißtrauen in seine friedliche Gesinnung in ein acutes Stadium treten zu lassen. Wenn nun gleichwohl ein Theil der Republikaner, die bisher die Regierung unterstützten, dieses Zustandes überdrüssig ist und das Hauptschlagwort der Communarden adoptirt, so kann dies nur auf Erwägungen beruhen, die auf den öffentlichen Geist der Nation das übelste Licht werfen. Die Rechnung der Freunde Gambettas kann nämlich nur die sein: wenn wir jetzt nicht endlich unsere Macht versuchen und gebrauchen, so sind die Intransigenten im Stande es uns zuvorzuthun, und wir sind unmöglich geworden, noch bevor wir an die Regierung gelangt sind. Es ist offenbar ein Wettlauf um die Popularität, den die „Republique française“ begonnen hat, und daraus muß man den Schluß ziehen, daß die verhängnißvolle Bewegung auf der schiefen Ebene in der That weit rapider ist, als man noch vor kurzem annehmen durfte. Während die Opportunisten zögerten, sind neben ihnen die Intransigenten eine Macht geworden, von der sie überflügelt zu werden fürchten. Man begreift, daß sie nicht zurückbleiben und leer ausgehen wollen, aber man kann sich auch schon jetzt des Zweifels an den Bestand ihrer Herrschaft nicht ent schlagen, wenn die natürlichen Erben ihrer Herrschaft schon so dicht hinter ihnen stehen und unter dem Beifall einer Menge, die das Jahr 1871 erlebt hat, eine so dreiste Sprache reden. Die monarchischen Parteien sind der Republik zur Zeit ungefährlich: sie warten ruhig auf die Fehler der Republikaner. Der Roy hat selbst seinen Freunden



Stille geboten, deren Lärm ihn nur compromittirte und lächerlich machte, und der Erbe der napoleonischen Tradition verharret nach wie vor in seinem berechneten Schweigen, das ihm erlaubt, in der Hauptstadt selbst ein Beobachter, und schwerlich ganz unthätiger Beobachter der Dinge zu sein. Die nächste Zukunft gehört dem Kriege, den die Republikaner unter sich selbst führen. Nimmt man dazu die finanzielle Krisis, die den Parisern, nachdem sie am Anblick unserer Gründer und unseres Krachs lange sich ergötzt, nicht erspart zu bleiben scheint, so sind die Aussichten, die sich der Republik vor Ablauf der ersten Decade eröffnen, wenig erfreulich, und da die dortigen Begebnisse den Barometerstand der europäischen Politik noch immer in erster Linie beeinflussen, so gilt es, sie im Auge zu behalten. g.

### L i t e r a t u r .

Deutsche Sagen, herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle. Zweite neubearbeitete Auflage. Berlin, Friedberg und Mode. 1879. — Diese verdienstliche Sammlung, zum großen Theil aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft, zum Theil aus alter oder entlegener Literatur, erschien zum erstenmal im Jahre 1862. Die neue Auflage ist vermehrt, es sind ihr namentlich die Reformationsagen einverleibt, die der Verfasser früher abgesondert erscheinen ließ; zugleich sind jetzt die Anmerkungen mitgedruckt, die früher gleichfalls eine besondere Schrift bildeten, und die theils der Angabe der Quellen, theils der Sagenvergleichungen dienen. Viel Schönes und Sinniges ist in diesen Fragmenten der Volksüberlieferung aufbewahrt, die Erzählung selbst ist einfach und schlicht, mit Absicht schließt sich der Verfasser an den Ton der protestantischen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts an, „in welches sich aus dem Reformationszeitalter eine Fülle neuer schöpferischer Anschauungen auch auf dem Gebiete des Aberglaubens ergossen hatte“. Wir begegnen feinen Bemerkungen über die Luther- und Reformationsagen. Wichtig und einschneidend ist die Wahrnehmung, daß unser ganzes Volksbewußtsein, sogar nach der Seite des Aberglaubens hin, auf der Reformationszeit beruht und „kaum eines unserer heutigen Gespenster vor den Tagen Luthers nachgewiesen werden kann“. Den Schluß bilden die zahlreichen Kyffhäuseragen, die alle vom Verfasser mündlich an Ort und Stelle gesammelt sind, und daran schließt sich eine zusammenfassende kritische Abhandlung über „die deutsche Kaisersage“. Die Sammlung erstreckt sich topographisch über Deutschland im weitesten Sinne des Wortes. Doch ist das alte Sachsenland bevorzugt, wo der Verfasser persönlich seine Nachforschungen anstellte, die in den „Harzsagen“ einen besonderen Ableger getrieben haben. Was Süddeutschland betrifft, so hätte auf Eduard Mörike als Quelle verzichtet werden sollen. Denn was dieser über die „arge Lau“ im Blautopf zu Blaubeuren fabulirte, gehört ebenso ganz der freien Erfindung des Dichters an, wie dessen Erzählung von Mozarts Reise nach Prag. L.

Die Allgemeine deutsche Biographie. — Nach längerer Pause wurden wir mit dem 1. October wieder durch einen bedeutenden Fortschritt dieses auf Veranlassung des Königs von Bayern durch die historische Commission bei

der königlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen großen Wertes erfreut. Der erste Band erschien 1875; von den jezt auf einmal herausgegebenen Hefen 42 bis 46 schließen die ersteren 4 den 9. Band ab, während mit Hef 46 der 10. Band begonnen ist; letzteres endet mit „Günther“. Alle soeben erschienenen 5 Hefte führen die Namen unter G fort. Die Zahl der Mitarbeiter hat sich auf 592 vermehrt, unter denen sich 34 Bibliothekare, 50 Archivare, 230 Professoren und Docenten an Universitäten und 71 sonstige Lehrer befinden. 42 Mitarbeiter sind nach Ablieferung ihrer Arbeiten schon verstorben. Von einem großen Theile dieser zahlreichen Gelehrten und Schriftsteller ist in den neuen Biographien wieder nach sorgfältiger Sichtung und mit größter Genauigkeit und Sorgfalt eine unendliche Fülle des wesentlichsten, zum Theil in verschiedenen früheren biographischen Sammelwerken zerstreuten Materials, auf Grund der neuesten Forschungen, über mehrere Hundert verstorbene, in den verschiedensten Fächern ausgezeichnete Männer Deutschlands, daneben auch einiger Schweizer, Oesterreicher und Niederländer, zusammengetragen und zu abgerundeten Bildern gestaltet.

Aus der großen Zahl dieser neuesten Biographien sind folgende hervorzuheben: Gysela, deutsche Königin, † 1043, von Professor Breslau in Berlin; Godomar und Gundobad, Könige der Burgunden, von Professor F. Dahn in Königsberg; Wendenfürst Gottschalk und Herzog Gozelo von Lothringen, von Professor Steindorff in Göttingen; Gregor V., der erste deutsche Papst, von Professor Lindner in Münster; der deutsche König Günther von Schwarzburg, von Geh. Archivar Anemüller in Rudolstadt; die Grafen von Arnberg und die Herzöge von Lothringen mit Namen Gottfried, von Lindner, Steindorff und Professor Prutz in Königsberg. — Staatsmänner, Diplomaten, Abgeordnete: Graf von der Goltz, preussischer Diplomat, † 1832, von Geh. Staatsarchivar Balieu in Berlin; Graf B. von der Goltz, preussischer Diplomat, † 1795, von Docent Leser in Heidelberg; Graf R. von der Goltz, preussischer Diplomat, † 1869, von Generalconsul Bamberg in Messina; Graf von Gotter, preussischer Geh. Staatsrath, † 1762, von Geh. Archivar Beck in Gotha; Bruner, preussischer Staatsmann, † 1820, von Wirkl. Geh. Legationsrath von Bruner in Berlin; Abgeordneter Grabow, von dem Unterzeichneten; Godesheim, Rath Kaiser Heinrichs IV., von Lindner; Goes, Gesandter Kaiser Leopolds, † 1696, von Professor von Zeißberg in Wien; Goldstein, bischöflich würzburgischer Rath im 16. Jahrhundert, von Professor Muther in Jena; Grote, Münsterscher Geh. Rath, † 1830, von Senator Relle in Hamburg; die württembergischen Geh. Räte Smelin, † 1847, von Archivrath Smelin in Karlsruhe; von Solther, † 1876, von Maler Blandarts in Stuttgart, und Gros, † 1840, von Professor Ullmann in Innsbruck; Göde, Rechtsconsulent sächsischer Fürsten im 15. Jahrhundert, von Muther; der Hamburger Diplomat Gries, † 1827, von Archivar Beneke in Hamburg; der Bremische Staatsmann Gröning, † 1825, von Bippen, Archivar in Bremen; Bürgermeister Gloxin in Lübeck, † 1671, von Professor Mantels dafelbst; Goldstein, Statthalter des Jülich-Bergischen Landes, † 1776, von Archivrath Harleß in Düsseldorf; Göchhusen, Kanzler des Herzogs Magnus von Lauenburg, † 1538, von Gymnasialdirector Krause in Rostock; Goerg, gen. Schlig, holstein-gottorpscher und schwedischer Staatsmann, † 1719, von Dr. Koser in Berlin.

Ferner sind zu nennen: Goethe und Gottsched, von Professor Bernays in München; Dichter Gleim, von Dr. Creizenach in Leipzig; Grabbe, von Professor Stern in Bern; Andr. Gryphius, von Professor Palm in Breslau; Dichter

Göding, † 1828, von Professor Frank in Wien; Bogumil Goly, von Dr. Holland in München; Grillparzer von Professor Schönbach in Graz; Anast. Grün, von von Radics; Jacob und Wilhelm Grimm, von Professor Scherer in Berlin. — Die Rechtsgelehrten H. Grotius, von Professor Haelschner in Bonn; Gothofredus, † 1622, und Obertribunalspräsident Grolmann in Berlin, † 1784, von Professor Teichmann in Basel; Professoren von Goeddäus in Marburg, † 1632, von Bibliograph Müller daselbst; Godelmann in Rostock, † 1611, von Dr. Distel in Dresden; Girtanner in Kiel, † 1867, von Bibliograph Steffenhagen daselbst; die Pandectisten Gluck, † 1831, von Professor von Stieging in Bonn, und Gmelin in Tübingen, † 1823, von Archivar Gmelin in Karlsruhe. Sodann der Kirchenhistoriker Gieseler, † 1854, von Professor Wagenmann in Göttingen; der Kanzelredner Goldammer, † 1855, von Assessor Spehr in Braunschweig; die Theologen Gomarus im 17. Jahrhundert, von Prediger van Slee in Rumpst; Grafer in Landshut, † 1841, von Geh. Regierungsrath Kellner in Trier; Grüneisen in Württemberg, † 1878, von Decan Hartmann in Tuttlingen; Kirchenrechtslehrer Gregel, † 1841, von Professor von Schulte in Bonn; Griesbach, Textkritiker des Neuen Testaments, † 1812, von Pastor Bertheau in Hamburg; der Chemiker Glauber, † 1668, von Professor Ladenburg in Kiel; Mineralog Glöckner, † 1858, von Oberberggrath Gumbel in München; Zoolog Gloger, † 1859, von Professor Grube in Breslau; Alterthumsforscher Grotefend, † 1874, von Geh. Archivrath Grotefend in Hannover; Görres, von Professor Friedrich in München; der Philolog Göller, † 1853, von Bibliothekar Halm in München; Görck, Chef des preussischen Medicinalwesens, † 1822, von Oberstabsarzt Frölich in Dresden; Augenarzt Gräfe, von Gymnasialdirector Pothholz in Stargard. Endlich Militärs: Graf von Gronsfeld, kurbayerischer Feldmarschall im dreißigjährigen Kriege, † 1662, von Hauptmann Landmann in München; kursächsischer Feldmarschall von der Goltz; kurbrandenburgischer General der Cavallerie Görzke, von Geh. Staatsarchivar Friedländer in Berlin; preussischer Oberst Guichard, gen. Quintus Icilius, † 1775, von Oberstlieutenant Poten in Berlin; preussischer Feldmarschall Grumkow, † 1739, von R. von Grumkow; preussischer General Graf von Götzen, † 1820, von Graf E. zur Lippe in Berlin; Sneysenau, von Oberst von Meierheim in Berlin; preussischer General von Grolmann, † 1843, von General von Hartmann in Freiburg; badischer General von Göler, † 1862, von Geh. Archivrath R. von Weech in Karlsruhe; Graf Phil. Grüne, österreichischer General der Cavallerie, † 1854, von Edler von Janko in Wien. — Groß ist die Zahl der aufgenommenen Schulmänner und Maler. Auch findet sich eine Reihe schweizerischer Staatsmänner, Geschichtsschreiber und Naturforscher, sowie niederländischer Staatsmänner und Naturforscher. Es ist kein Zweifel, daß dieses großartige Werk sich auch ferner reger Betheiligung und allgemeiner Anerkennung erfreuen wird.

K. W.

---

### Notiz.

Zwanzigste Plenar-Versammlung der historischen Commission bei der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Bericht des Secretariats. München, im October 1879. In den Tagen vom 2. bis 4. October hielt die historische Commission ihre diesjährige Plenarversammlung. An den Sitzungen theilnahmen von den auswärtigen Mitgliedern der Präsident der k. l. Akademie der Wissenschaften zu Wien und Director des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs Hofrath Ritter von Arneth, der Geheime Regierungsrath Waig aus Berlin, der Klosterpropst Freiherr von Liliencron aus Schleswig, die Professoren Dümmler aus Halle, Hegel aus Erlangen, Watten-

bach aus Berlin, Wegele aus Würzburg und Weizsäcker aus Göttingen; von den einheimischen Mitgliedern nahmen Antheil der Vorstand der I. Academie der Wissenschaften Stiftspropst und Reichsrath von Döllinger, der Director der hiesigen polytechnischen Hochschule Professor Kluchhohn, der Geheime Haus- und Staatsarchivar Professor Rodinger und der Geheimrath Professor von Giesebrecht, der in Abwesenheit des Vorstandes, Geheimen Regierungsrathes von Ranke, als ständiger Secretär der Commission, die Verhandlungen leitete.

Wie der Geschäftsbericht über das verflossene Jahr ergab, sind alle Arbeiten der Commission in ununterbrochenem Fortgang gewesen. Seit der vorjährigen Plenarversammlung sind erschienen:

- 1) Die Chroniken der Deutschen Städte vom vierzehnten bis ins sechzehnte Jahrhundert. Bd. XV. — Die Chroniken der baierischen Städte.
- 2) Jahrbücher der Deutschen Geschichte. — Lothar von Supplinburg. Von Wilhelm Bernhardi.
- 3) Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. Von Georg Breslau.
- 4) Forschungen zur Deutschen Geschichte. Bd. XIX.
- 5) Allgemeine Deutsche Biographie. Fg. XXXVII—XLVI.

Uebrigens sind mehrere andere Werke weit im Drucke vorgeschritten, so daß sie alsbald dem Publicum übergeben werden können. Eine außerordentliche Förderung erwächst allen Arbeiten der Commission aus der überaus bereitwilligen Unterstützung durch die Vorstände der Archive und Bibliotheken, für welche man sich zu immer neuem Danke verpflichtet fühlt.

Das große Unternehmen: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit“ geht bekanntlich seiner Vollendung entgegen. Voraussichtlich werden zwei oder drei Bände im nächsten Jahre gedruckt werden und die wenigen dann noch ausstehenden Bände in kurzen Zwischenräumen folgen. Nur die Geschichte der Kriegswissenschaften, für die es bisher nach dem Tode des Generals Freiherrn von Troschke keinen geeigneten Bearbeiter zu gewinnen gelang, wird erst später erscheinen können; man hofft, daß Verhandlungen, die demnächst angeknüpft werden sollen, um die Lücke zu füllen, glücklichen Erfolg haben werden. — Zur Ergänzung dieses Unternehmens sollen mehrere Werke über die wissenschaftlichen Zustände Deutschlands im Mittelalter dienen. Zunächst schien eine Geschichte des Deutschen Unterrichtswesens bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Bedürfniß und wurde zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht. Die Commission hat nach erfolgter allerhöchster Genehmigung bereits im April das Preisausschreiben erlassen, und es wird allem Anscheine nach eine lebhafte Bewerbung um den Preis stattfinden.

Von der durch Professor C. Hegel herausgegebenen Sammlung der Deutschen Stadtchroniken ist der 15. Band schon im Spätherbst vorigen Jahres erschienen; er enthält die Chroniken der baierischen Städte mit dem von Dr. Albr. Wagner in Erlangen bearbeiteten Glossar und einem vom Kreisarchivar Dr. Aug. Schäffler in Würzburg angefertigten Register. Der 16. Band ist im Druck nahezu vollendet; er bildet den zweiten Band der Braunschweiger Chroniken in der Bearbeitung des Stadtarchivars Hänfelmann. Für das kommende Jahr ist der Druck der Mainzer Chronik aus dem fünfzehnten Jahrhundert beabsichtigt; diese Chronik wird vom Herausgeber selbst in Verbindung mit Dr. Rob. Pöhlmann in Erlangen und unter philologischer Beihülfe von Dr. Albr. Wagner bearbeitet. Die längst verheißene, schon von dem verstorbenen Lappenberg eingeleitete neue Ausgabe der Lübecker Chroniken war von Professor W. Mantels in Lübeck übernommen und seit Jahren vorbereitet worden. Leider wurde dieser verdiente Geschichtsforscher am 8. Juni d. J. durch den Tod abgerufen, ehe er noch den ersten Band für den Druck vollendet hatte. Dr. K. Koppmann, dem man bereits die treffliche Edition der Hansereceffe verdankt, hat jetzt die Vollendung des ersten Bandes der Lübecker Chroniken mit Benützung der von Mantels hinterlassenen Vorarbeiten übernommen.

Die Arbeiten für das von Professor J. Weizsäcker geleitete Unternehmen der Deutschen Reichstagsacten haben sich im verflossenen Jahre besonders auf die Perioden König Ruprechts und Kaiser Sigmunds concentrirt. Für die erstere handelt es sich noch um die letzte Ergänzung des archivalischen Stoffs, doch sind die meisten Archive bereits benützt. Eine längere Reise von Dr. E. Bernheim nach Straßburg hat erwünschte Ausbeute gegeben; in London hat Dr. F. Liebermann Nachforschungen versprochen. Die Hauptarbeiten für diese Abtheilung sind in Göttingen unter Leitung des Herausgebers durch Dr. Bernheim unter Beihülfe des Dr. Friedensburg in erwünschter Weise gefördert worden; zur Zeit sind die beiden Letzteren mit Nachforschungen in Wien beschäftigt. Was die Periode Sigmunds betrifft, so ist für die Vollendung des zweiten Bandes derselben, Band 8 der

ganzen Sammlung, Oberbibliothekar Professor Kerler in Würzburg, unterstützt vom Kreisarchivar Schäffler, unablässig bemüht gewesen. Für diesen Band waren noch aus einer Reihe Deutscher Archive ergänzende Stücke beizubringen, und diese Aufgabe ist zum weit-aus größten Theile gelöst worden. Oberbibliothekar Kerler hat persönlich die Archive von Basel, Freiburg i. Br., Colmar, Mühlhausen i. E. und Straßburg besucht; auch sonst haben sich unerwartete Funde ergeben. So sind die Sammlungen für diesen Band fast vollendet, und es steht der Schlussredaction nichts mehr im Wege. Man hofft im nächsten Jahre ein oder zwei Bände der Reichstagsacten der Druckerei übergeben zu können.

Die Sammlung der Hansereceffe ist auch im verflossenen Jahre von Dr. K. Koppmann wesentlich gefördert worden. Der Druck des fünften Bandes ist weit vorgeschritten und wird voraussichtlich im nächsten Frühjahr vollendet werden.

Von den Jahrbüchern des Deutschen Reichs sind vor Kurzem zwei neue Bände veröffentlicht worden; an mehreren anderen wird eifrig gearbeitet. Zunächst hofft man den zweiten, abschließenden Band der Jahrbücher Kaiser Heinrichs III. in der Bearbeitung von Professor Ernst Steindorff in Göttingen zu veröffentlichen. Die Bearbeitung der Jahrbücher Heinrichs IV. und Heinrichs V. hat Professor G. Meyer von Knonau in Zürich übernommen.

Für das sehr umfassende Unternehmen der Wittelsbachschen Correspondenz sind die Arbeiten nach verschiedenen Richtungen mit dem besten Erfolge fortgeführt worden. Die für die europäische Politik am Ende des sechzehnten Jahrhunderts so wichtige Correspondenz des Pfalzgrafen Johann Casimir ist durch Dr. Friedr. von Bezold so weit bearbeitet worden, daß der Druck derselben demnächst beginnen kann; mit dieser Correspondenz wird die ältere pfälzische Abtheilung zum Abschluß kommen. Für die unter Leitung des Geheimraths von Löher stehende ältere bayerische Abtheilung ist Dr. Aug. von Druffel in gewohnter Weise thätig gewesen. Der zweite Band der von ihm bearbeiteten „Briefe und Acten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts“ ist weit im Drucke vorgeschritten und wird voraussichtlich im Anfange des nächsten Jahres fertig werden. Obwohl die größeren Actenstücke für die zweite Abtheilung des dritten Bandes reservirt sind, ist das wichtige Material für das Jahr 1552 doch so groß, daß es allein den zweiten Band des Werkes füllen wird und ein vierter Band nöthig erscheint, um die Briefe und Acten für die Jahre 1553—1555 zum Abdruck zu bringen. Die Arbeiten für die jüngere pfälzische und bayerische Abtheilung, geleitet von Professor Cornelius, waren besonders darauf gerichtet, die im vierten Bande begonnene Darlegung der bayerischen Politik in den Jahren 1591—1607 zu Ende zu führen. Dr. Felix Stieve, der sich zur Zeit in den Wiener Archiven besonders mit der Benützung der venetianischen Depeschen beschäftigt, ist unausgeseht in dieser Richtung thätig gewesen.

Die Zeitschrift: „Forschungen zur Deutschen Geschichte“, welche sich einer immer wachsenden Theilnahme erfreut, ist in der hergebrachten Weise unter Redaction des Geh. Regierungsraths Waitz, der Professoren Wegele und Dümmler fortgeführt worden und wird ferner so fortgeführt werden.

Auch die Allgemeine Deutsche Biographie hat unter der Redaction des Freiherrn von Piliencron und des Professors Wegele ihren regelmäßigen Fortgang gehabt. Wegen verspäteter Einlieferung einiger unentbehrlicher Artikel trat eine kurze Unterbrechung in der Ausgabe einiger Lieferungen ein, doch ist bereits Abhilfe geschafft und zugleich Fürsorge getroffen, daß ähnliche Störungen in der Folge nicht wieder begegnen. Es sind im Laufe des letzten Jahres die in Aussicht genommenen Lieferungen vollständig erschienen, so daß nicht nur Band 8 und 9 vollendet ist, sondern auch schon ein Theil des 10. Bandes vorliegt. Für alle, die an der vaterländischen Geschichte und an dem Leben unserer Vorfahren Interesse nehmen, erweist sich das Werk als eine Quelle der mannichfaltigsten Belehrung und als unentbehrliches Hilfsbuch.

Seit zwei Decennien arbeitet die historische Commission mit ungeminderter Kraft und stets neuer Freude an den großen, weitumfassenden Aufgaben, welche ihr die Könige Bayerns im hochherzigsten Interesse für die vaterländische Geschichte gestellt und ihr dazu die erforderlichen Geldmittel mit unvergleichlicher Liberalität zu Gebote gestellt haben. Nicht ohne Befriedigung blickt die Commission auf das Erreichte zurück, aber sie verbirgt sich auch nicht, wie viel noch zu thun bleibt, und daß die Entwicklung der Wissenschaft stets neue Forderungen stellt, denen sie nach Kräften gerecht zu werden bemüht sein muß.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 16. October 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Die Familie Mendelssohn.\*)

So vortrefflich und theilweise auch erschöpfend die verschiedenen über Moses Mendelssohn, den Philosophen, und Felix Mendelssohn-Bartholdy, den Musiker, veröffentlichten biographischen Skizzen sein mochten, immerhin fehlte es an einer Darstellung, welche die Beziehungen der genannten beiden Geistesheroen zu ihrer Familie, kurz die Geschichte der Familie Mendelssohn, zum besonderen Zwecke hatte. Wir sind daher Herrn Sebastian Hensel, einem Urenkel des großen Philosophen, zu herzlichem Danke verpflichtet, daß er eine von ihm zusammengestellte „Familienchronik“ der Mendelssohns veröffentlichte, welche, mit dem Geburtstage des Philosophen beginnend, mit dem Todestage des Musikers abschließend, die Ereignisse der Glanzepoche dieses Hauses und die Schicksale der einzelnen Mitglieder im gegenseitigen Zusammenhange erzählt. Doppelt wohlthuend wirkt diese Hinweisung auf die blühende Aufeinanderfolge mehrerer Generationen eines durch den höchsten Adel des Geistes ausgezeichneten Geschlechtes gerade zur Jetztzeit; denn unter dem rührig und emsig nagenden Einflusse eines crassen Egoismus droht uns die Gefahr, daß die Wurzeln wahren und echten Familiensinnes immer mehr dahinschwinden und gänzlich ersterben. Sicherlich wird dieser Gefahr durch solche populäre Darstellungen, wie Hensels Buch sie bietet, entgegengearbeitet. Schon aus diesem Grunde ist demselben die größte Verbreitung zu wünschen.

Aber auch der Einfachheit und Naivetät seiner Darstellung wegen verdient das Buch immer wieder und wieder gelesen zu werden. Es steckt in dem Verfasser noch immer ein gut Theil der milden und dabei doch klugen Lebensanschauung, welche sich der Urgroßvater desselben trotz der unsäglichsten Mühen des Kampfes um das Dasein zu erringen und zu erhalten gewußt hat. Seinen Kindern hatte der alte Moses mit dieser Lebensanschauung ein Erbstück hinterlassen, an dem weder Rost noch Motten fressen konnten. Es muß jedem aufmerksamen Leser der Familienchronik einen besonderen Hochgenuß

---

\*) Die Familie Mendelssohn. 1729—1847. 3 Bde. Berlin, Behrsche Buchhandlung. 1879.

gewähren, zwischen den Zeilen derselben zu lesen, wie würdigen Händen das Erbstück anvertraut war.

Der Alte war ein durchaus self made man, seiner schwächlichen Constitution zum Trotz überwand er spielend die bitterste materielle Noth und mit Stolz konnte er von sich sagen: „Ich bin nie auf einer Universität gewesen, habe auch in meinem Leben kein Collegium gehört; dieses war eine der größten Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte, indem ich alles durch Anstrengung und eignen Fleiß erzwingen mußte!“ Daß er an dem Brode, welches er sich wöchentlich als Nahrung kaufte, mit Strichen die täglichen Rationen bezeichnen mußte, um nicht gegen Ende der Woche dem heftigsten Hunger Preis gegeben zu sein, das und Aehnliches rechnete er nicht einmal zum ABC der Mühseligkeiten, die sein rastloser Geist zu überwinden hatte. Durch die Uebersiedelung seines ersten Lehrers, des Rabbi Fränkel, von seiner Heimath Dessau nach Berlin, wäre er jedes weiteren Unterrichts beraubt gewesen. Flugs machte er sich auf den Weg, seinem Lehrer folgend; ohne jegliche Mittel, wagte er es zu Fuß nach Berlin zu wandern. Dort lernte er zunächst Deutsch. Nur mit List und verstopfen gelang ihm diese erste That, denn seine Glaubensgenossen waren eben so intolerant gegen das Deutsche, wie die Deutschen gegen die Juden. Trotz der Neuerungstendenzen des jungen Mannes nahm ihn ein reicher jüdischer Seidenwaarenfabrikant, Bernhard, in sein Haus; er vertraute ihm den Unterricht seiner Kinder an. Als einige Jahre darauf die letzteren erwachsen waren und des Unterrichtes nicht mehr bedurften, wäre Moses Mendelssohn beinahe wieder mittel- und obdachlos geworden, wenn nicht Herr Bernhard den praktischen Ausweg genommen hätte, mit dem jungen Manne einen Versuch in dem Comptoir seiner Fabrik zu machen. Dieser Versuch fiel so glänzend aus, daß Bernhard ihm bald die Leitung des ganzen Geschäftes anvertraute. In späteren Jahren, als sich Mendelssohn immer eingehender mit philosophischen Problemen beschäftigte war es ihm sehr lästig, daß die geschäftlichen Arbeiten ihm so viele Zeit raubten. „Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch und zum Unglücke ruft mir meine Eigenliebe oft ins Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradespferd geschaffen hat,“ so schreibt er einmal gelegentlich an seinen Freund Lessing. Und doch wurde ihm wieder andererseits die Beschäftigung in der Fabrik zur angenehmen Zerstreuung, als er im Jahre 1770, von schwerer Krankheit genesen, den Kopf nicht so anstrengen durfte, als es die Philosophie leider verlangt.

Sehr charakteristisch ist Mendelssohns Brautwerbung. Es coursirt darüber folgende schöne Geschichte, die Berthold Auerbach in seinem Buche „Zur guten Stunde“ erzählt, und welche von Hensel wörtlich citirt wird. Im Bade Pyrmont hatte er den Kaufmann Eugenheim aus Hamburg kennen

gelernt. „Rabbi Moses,“ sagte zu ihm dieser eines Tages, „wir alle verehren Sie, aber am meisten verehrt Sie meine Tochter. Mir wäre es das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben; beehren Sie uns doch einmal in Hamburg.“ Nach einiger Zeit, nachdem Mendelssohn seine Schüchternheit überwunden hatte, die er besonders Frauen gegenüber empfand, weil er bucklig war, kommt er nach Hamburg zu Gugenheim: er erneuert seine Bekanntschaft im Comptoir des Kaufmanns; dieser fordert ihn auf, sogleich zu seiner Tochter zu gehen. Mendelssohn besucht dieselbe. Andern Tages kommt er wieder zu Gugenheim und fragt endlich, was die Tochter, die ein gar anmuthiges Wesen sei, von ihm gesagt habe. „Ja, verehrter Rabbi,“ sagt Gugenheim, „soll ich's Ihnen ehrlich sagen?“ „Natürlich.“ „Nun, Sie sind ein Philosoph, ein Weiser, ein großer Mann, Sie werden es dem Kinde nicht übel nehmen; sie hat gesagt, sie wäre erschrocken, wie sie Sie gesehen hat, weil Sie —“ „Weil ich einen Buckel habe?“ Gugenheim nickte. „Ich habe es mir gedacht, ich will aber doch bei Ihrer Tochter Abschied nehmen.“ Er ging hinauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die nähte. Sie sprachen gut und schön mit einander, aber das Mädchen sah nicht von ihrer Arbeit auf, vermied Mendelssohn anzusehen. Endlich, da dieser das Gespräch geschickt so gewendet, fragt sie: „Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?“ „Gewiß, und mir ist noch was Besonderes geschehen. Bei der Geburt eines Kindes wird im Himmel ausgerufen: der und der bekommt die und die; wird auch mir meine Frau ausgerufen, aber dabei heißt es: Sie wird leider Gottes einen Buckel haben, einen schrecklichen. Lieber Gott, habe ich da gesagt, ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein, lieber Gott, gieb mir den Buckel und laß das Mädchen schlank gewachsen und wohlgefällig sein.“ Kaum hat Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel, und Fromet Gugenheim wurde seine Frau. Sie war ihm eine treue Lebensgefährtin. Ihrer aufmerksamen Pflege während der oben erwähnten Krankheit verdankte Mendelssohn seine Genesung. Trotz verhältnißmäßig kleinen Einnahmen verstand sie es, die Häuslichkeit des großen Philosophen zu einer behaglichen zu gestalten. Sie hatten viele Kinder. Beim Tode Mendelssohns am 4. Januar 1786 waren sechs derselben am Leben; die Familienchronik weiß viel von ihnen zu erzählen. Das älteste unter diesen sechs Kindern war eine Tochter, Dorothea, dann folgten Joseph und Abraham, darauf Henriette und Recha, und endlich Nathan Mendelssohn. Die Wittve verließ mit dem älteren Sohne Joseph Berlin und siedelte nach ihrer Vaterstadt Hamburg über. Leider erfahren wir nichts über die weiteren Lebensschicksale der vor-  
trefflichen Frau. Auch ihr Todestag wird in der Familienchronik, welche mit chronologischen Daten überhaupt sehr sparsam ist, nicht näher bezeichnet,



sondern nur gesagt, daß sie im Jahre 1812 gestorben sei. Wenden wir uns zu den einzelnen Kindern des Philosophen.

Dorothea (geboren 1765, gestorben 1839), eine Frau von Geist und Gemüth, von lebhaftem Temperamente, angeregt durch die Freundschaft mit Henriette Herz und Rahel, mußte als Mädchen einer altjüdischen Tradition zufolge über sich ergehen lassen, daß die Eltern über ihre Hand unumschränkt verfügten. Sie wurde mit dem jüdischen Kaufmanne Simon Veit vermählt, dem sie keine Neigung entgegenbrachte. Zwei Söhne entsprossen dieser Ehe; der eine ist der später sehr berühmt gewordene Maler Philipp Veit; ein geistvoller Vertreter der durch Cornelius angebahnten Reformation. Ueber ihn sowohl wie über seinen Bruder erfahren wir durch die Familienchronik nicht viel. Felix Mendelssohn nennt ihn „einen der prächtigsten Menschen, welche ihm je vorgekommen“. Dorothea erlebte bei der ungezügelten Lebhaftigkeit ihres Geistes eine Art Roman mit dem Dichter Friedrich Schlegel, dem zu Liebe sie sich von Veit scheiden ließ und zuerst zum Protestantismus, später zum Katholicismus übertrat. Sie ist literarisch verherrlicht worden in der Persönlichkeit der Lucinde durch den gleichnamigen Roman Schlegels. Der Literaturhistoriker Haym sagt ihr nach, daß sie zur Dichterin geworden sei, sie wußte nicht wie. In ihrem Gemüthe sei vieles gelegen, was den Werth der Musenkunst zu erhöhen vermöge, wenn schöpferische Kraft damit verbunden. „Sie war der selbstlosesten Hingebung, der aufopferndsten Treue fähig, und hat beides unter harten Prüfungen in dem Verhältnisse zu Friedrich Schlegel, dem selbstsüchtigen, anspruchsvollen, nichts weniger als gutmüthigen Manne bewiesen.“ Das ist ein schönes Zeugniß, welches der ältesten Tochter des Philosophen ausgestellt wird. Leider verfließt ihr Leben in einer Menge von unnützen, Geist und Körper ermüdenden Aufregungen; es war an getäuschten Hoffnungen überreich. Gegen das Ende ihres Lebens wohnte sie mit ihrem Sohne Philipp Veit in Frankfurt am Main. Veit war hier Director der Städtischen Kunstanstalt. Sie erlebte noch die Freude, die hohe Künstlerschaft ihres Neffen Felix im Orgelspiel bewundern zu können. Ferdinand Hiller erzählt, daß ihm die sibyllenhaft ergreifende Weise, mit welcher sie sich, angeregt durch Mendelssohns Orgelspiel, über die Wunder des Mesopfers erging, unvergeßlich geblieben sei.

Nicht viel besser als Dorothea erging es den beiden anderen Töchtern des Philosophen, Recha und Henriette. Recha wurde an den Mecklenburgischen Hofagenten Meyer verheirathet; die Ehe war ebenfalls unglücklich und wurde nach einiger Zeit getrennt. Dann gründete Recha ein Pensionsinstitut für junge Mädchen in Altona, siedelte aber in späteren Jahren nach Berlin über, wo sie mit ihrem Bruder Abraham in Verkehr trat. Sie war eine geistvolle, kluge, aber kränkliche Frau, sagt von ihr die Familienchronik. Die

jüngste Tochter Henriette blieb unverheirathet. Sie lebte im Anfange des Jahrhunderts in Wien, später siedelte sie auf Anregung ihres Bruders Abraham nach Paris über, wo sie der General Sebastiani kennen lernte, der ihr die Erziehung seiner Tochter Fanny anvertraute. Sie blieb im Hause des Generals bis zur Verheirathung Fannys mit dem Duc de Praslin im Jahre 1824. Das tragische Ende dieser Heirath trat lange nach dem Tode Henriettens (9. November 1831) ein. Im Jahre 1847 ermordete der Herzog seine Frau und entzog sich selbst der Verurtheilung zum Tode durch Selbstmord. Henriette, oder, wie sie bei ihren Neffen und Nichten heißt, Tante Jette, verlebte die letzten Lebensjahre in Berlin; sie war schon jung zur katholischen Religion übergetreten, mit der sie es sehr ernst nahm. Fanny Mendelssohn, die ältere Schwester von Felix, schrieb bei dem Tode der Tante in ihr Tagebuch: „Sie starb mit einer Fassung, einem so klaren Bewußtsein und solcher Sorge für Andere bis zum letzten Augenblick, daß sie ihrem schönen Leben die Krone aufgesetzt hat.“

Von den Söhnen Moses Mendelssohns ist Joseph der älteste. Als er mit der verwitweten Mutter nach Hamburg zog, etablirte er ein Geschäft, in welches im Jahre 1804 auch der jüngere Bruder Abraham eintrat. Beide Brüder verließen Hamburg während der Franzosenzeit und siedelten nach Berlin über, wo sie das bekannte Bankhaus begründeten. Joseph muß ein in jeder Beziehung sehr begabter und dabei außerordentlich liebenswürdiger Mann gewesen sein. Die Frau seines Bruders Abraham (geborene Lea Salomon, die Mutter Felix') schreibt an ihren Gemahl: „Sehr befriedigend kann ich Deine Frage nach den Bekannten, die mir gefallen, beantworten, da erhält bis jetzt unstreitig Joseph den Preis. Daß er gescheut und angenehm in der Unterhaltung ist, weißt Du; nun versichere ich Dich aber, daß er in den paar Tagen, die ich ununterbrochen mit ihm gelebt, mein ganzes Herz gewonnen hat, so froh und freundlich, so gut und warm und heiteren Geistes scheint er mir. Ihn mit seinen schönen Kindern zu sehen (Alexander, später Nachfolger seines Vaters im Bankgeschäft, und Benno, später Professor in Bern) ist ein wahres Vergnügen für mich, und nun ist er zuvorkommend und herzlich, wie man ihm nie zutraut; ist achtungswerth als thätiger, kluger Geschäftsmann und treibt nebenher Literatur und Wissenschaften mit Eifer und Regsamkeit. Auch scheint er mir sehr glücklich, was in meinen Augen eines der ersten Talente des Gemüthes ist, wenn ich so sagen darf, d. h. von der Art inneren Glückes, das aus voller Lebenslust und Thätigkeit des Geistes, nicht aus Beschränktheit und Gedankenlosigkeit entsteht.“ Der Brief ist gleich charakteristisch für die Schreibende wie für den Beschriebenen. Reizend ist der Einfall Josephs, als Alexander von Humboldt ihm klagte, er müsse mit seinen umfangreichen Sammlungen umziehen, weil ihm sein Hauswirth gekündigt

habe, sofort das betreffende Haus zu kaufen und dasselbe Humboldt für alle Zeiten zur Verfügung zu stellen. Joseph starb eines schnellen, schmerzlosen Todes im Jahre 1848. Von dem jüngsten Bruder Nathan wissen wir nur, daß er als Ingenieur in Schlessien lebte. Er war mit Henriette Zyig vermählt; aus dieser Ehe stammten drei Kinder: Arnold, Ottilie und Wilhelm.

Unser Hauptinteresse concentrirt sich natürlich auf Abraham Mendelssohn, am 11. December 1786 in Berlin geboren. Er widmete sich früh dem Kaufmannsstande und erhielt 1803 eine Stellung im Foulds'schen Bankgeschäfte in Paris. 1804 siedelte er nach Hamburg über, wo er mit Joseph associirt war. Ueber ihn bringt Hensel viel Neues und Interessantes. Obwohl man von seiner eben so scharfen wie vorurtheilslosen Denkweise durch einige veröffentlichte Briefe bereits ziemlich gut unterrichtet war, entwickelt sich doch erst durch die Schilderungen der Familienchronik dieser prächtige Charakter in vollkommen klaren Zügen. Humoristisch soll Abraham einmal geäußert haben: „Früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes.“ (Macaulay citirt von Talleyrand ein ähnliches Wort: Vor zwölf Jahren sagte man: Herr de St. Aulaire ist Schwiegervater des Herrn de Cazes, jetzt sagt man Herr de Cazes ist Schwiegersohn des Herrn de St. Aulaire.) Wie er auch selbst erzählt, habe er sich über sich selbst als Gedankenstrich zwischen Vater und Sohn oft genug moquirt. „Er bildet ein Mittel- und Verbindungs-glied zwischen dem festen Judenthum Moses' und dem innigen Christenthum Felix' und Fannys, zwischen der philosophischen Weltanschauung des Vaters und der künstlerischen des Kindes, aber er war selbst eine harmonische, in sich ausgebildete, markige Natur; es war nichts Epigonenhaftes in ihm.“ Bald nach seiner Uebersiedelung nach Hamburg heirathete er, am 26. December 1804, Lea Salomon (geboren am 15. März 1777), aus einer jüdischen Familie Berlins. Am 14. November 1805 wurde ihm die erste Tochter, Fanny Cäcilie, und am 3. Februar 1809 der erste Sohn, Jacob Ludwig Felix, letzterer in dem Hause Große Michaelisstraße Nr. 14, geboren (jetzt an der Ecke der Brunnenstraße gelegen und durch die Munificenz von Herrn und Frau Goldschmidt [Jenny Lind] mit einer Gedenktafel geschmückt). Am 11. April 1811 wurde (gleichfalls in Hamburg) Rebecca geboren. Wenige Tage nach „Reckens“ Geburt mußte die Familie der französischen Wirren wegen die Stadt bei Nacht und Nebel verlassen. Sie siedelten nach Berlin über, wo am 30. October 1813 Paul als letztes Kind geboren wurde. Fanny und Felix zeigten beide sehr frühzeitig hervorragende Begabung für Musik. Fanny erhielt wahrscheinlich den ersten Unterricht bei Ludwig Berger, Felix dagegen als siebenjähriger Bursche bei Madame Vigot, einer ausgezeichneten Clavierspielerin in Paris. Als nämlich der Vater in geschäftlichen Angelegenheiten während des Jahres 1816 zu einem

längeren Aufenthalt in Paris gezwungen war, nahm er die ganze Familie mit nach Paris und dort erhielten die Kinder bei Madame Bigot Unterricht. In dem Briefe vom 20. December 1831 erinnert sich Felix noch immer mit besonderem Behagen jener Jugendeindrücke. „Es forderten die Leute eine Sonate von Bach. Wir nahmen die aus A dur. Wir dämmerten sehr alte Töne dabei auf, wie sie Baillot und Madame Bigot spielte.“

Außer diesen ersten Versuchen in der Kunst, in welcher Fanny und Felix einst so Bedeutendes leisten sollten, ist aus den ersten Jugendjahren derselben das wichtige Moment zu erwähnen, daß die Kinder im Christenthume erzogen wurden. Von größtem Einflusse auf diesen Entschluß der Eltern war der Uebertritt von Abrahams Schwager Salomon zum Christenthume; er nahm den Namen Bartholdy an, war in verschiedenen italienischen Städten preussischer Consul und lebte schließlich in Rom, wo er sein Haus, die bekannte Casa Bartholdy, durch Künstler wie Cornelius, Veit, Schadow u. A. mit Fresken ausschmücken ließ. Bartholdy schreibt in Betreff des von ihm geplanten Uebertrittes der Kinder seines Bruders zum Christenthume an seinen Schwager folgende inhaltreiche Worte: „Du sagst, du seiest es dem Andenken deines Vaters schuldig — glaubst du denn etwas Uebles gethan zu haben, deinen Kindern diejenige Religion zu geben, die du für die bessere hältst? Es ist geradezu eine Huldigung, die du und wir Alle den Bemühungen deines Vaters um die wahre Aufklärung im Allgemeinen zollen, und er hätte wie du für deine Kinder vielleicht wie ich für meine Person gehandelt. Man kann einer gedrückten, verfolgten Religion treu bleiben; man kann sie seinen Kindern als eine Anwartschaft auf ein sich das Leben hindurch verlängerndes Martyrium aufzwingen — so lange man sie für die Alleinseligmachende hält. Aber sowie man dies nicht mehr glaubt, ist es eine Barbarei. Ich würde rathen, daß du den Namen Mendelssohn-Bartholdy zur Unterscheidung von den übrigen Mendelssohn's annimmst, welches mir um so angenehmer sein wird, da es die Art ist, auch mein Andenken bei ihnen zu erhalten und worüber ich mich herzlich freue. So erreichst du deinen Zweck ohne etwas Ungewöhnliches zu thun, denn in Frankreich und überall ist's Brauch, den Namen der Verwandten der Frau dem seinigen als Unterscheidung beizufügen.“ Abraham folgte dem Rathe seines Schwagers; die Kinder wurden im Christenthume erzogen, obwohl die Eltern der Mutter sehr orthodoxe Juden waren. Die alte Salomon hatte sogar ihrem Sohne (Bartholdy) wegen seines Uebertritts „geflucht und verstoßen“. Die Chronik knüpft daran folgenden schönen Zug von Fanny, Felix' Schwester. „Sie war ein großer Liebling dieser Großmutter, sie mußte oft zu ihr gehen und ihr vorspielen. Einmal, als sie ganz besonders schön gespielt hatte, sagte ihr die alte Frau, sie könne sich zur Belohnung ausbitten, was sie wolle. Da sagte Fanny

Mendelssohn: „So vergieb dem Onkel Bartholdy,“ und die Großmutter, gerührt über diese unerwartete Bitte des halben Kindes, von dem sie vielleicht den Wunsch eines Hutes oder Putzgegenstandes erwartet hatte, versöhnte sich wirklich mit dem Sohne um Fannys willen, wie sie ihm schrieb. Daher entspann sich eine große Liebe des Onkels zu Fanny und ein langer Briefwechsel. Der Onkel blieb zeitlebens und, wenn man so sagen darf, über das Grab hinaus diesem Zweige der Familie dankbar. In dem nach seinem Tode 1827 eröffneten Testamente vermachte er sein ganzes Vermögen seiner Schwester Lea. Uebrigens nahm Abraham und Lea Mendelssohns Neigung zum Christenthume so zu, daß sie selbst in Frankfurt zur christlichen Kirche übertraten, wobei Lea die Taufnamen Felicia Paulina (von ihren Söhnen her) erhielt. Diese treffliche Frau wußte die in ihren Kindern schlummern den Talente und Herzenseigenschaften in schönster Weise zu entwickeln. Man muß in der Familienchronik lesen, wie sie für das Wohl ihrer Fanny besorgt war, als es sich um die öffentliche Verlobung der Tochter mit dem Maler Wilhelm Hensel handelte. Die Heirath fand erst fünf Jahre später statt, am 3. October 1829, gerade während der Zeit, daß Felix auf seiner ersten englischen Reise ans Krankenlager gefesselt war in Folge einer ernsthaften Beschädigung am Knie, die er beim Sturze aus einem Cabriolet sich zugezogen hatte. Die zweite Tochter Rebekka heirathete im Mai 1832 den berühmten Mathematiker Dirichlet. Während Fanny, durch die Tiefe des Gemüthes ausgezeichnet, sich hauptsächlich mit Musik beschäftigte, studirte die durch große Schärfe des Verstandes und Schlagfertigkeit der Dialektik hervorragende jüngere Schwester die alten Sprachen; sie brachte es darin so weit, Plato in der Ursprache zu lesen. Der Bildungsgang von Felix ist zwar hinreichend bekannt gewesen; durch die Familienchronik wird jedoch auf so manche Beziehung der Familie Mendelssohn zur Kunst und den Künstlern ein völlig neues Licht geworfen. Reisen ins Ausland, die theils von einzelnen Familienmitgliedern, theils von der ganzen Familie unternommen wurden, ferner Besuche fremder Künstler in dem als gastfrei in der ganzen gebildeten Welt berühmten Mendelssohnschen Hause in der Leipzigerstraße, brachten viel Leben und Anregung in den Ideenaustausch, der theils mündlich, theils brieflich geführt, in der Chronik Hensels getreulich wiedergegeben wird.

Aber dem fröhlichen und traulichen Familienkreise war auch der Kummer nicht erspart; am 19. November 1835 starb zwischen 10 und 11 Uhr Morgens nach kurzem Unwohlsein Abraham Mendelssohn. Fanny schrieb in ihr Tagebuch: „So schön, so unverändert ruhig war sein Gesicht, daß wir nicht nur ohne Scheu, sondern mit einem wahren Gefühl der Erhebung bei der geliebten Leiche verweilen konnten; der ganze Ausdruck so ruhig, die Stirn so rein, die Hände so mild; es war das Ende des Gerechten, ein schönes be-

neidenswerthes Ende, und ich bitte Gott um ein gleiches, und will mich mein ganzes Leben lang bemühen, es zu verdienen, wie er es verdiente. Es war das schönste, verführendste Bild des Todes.“ Für Felix besonders war der Tod des Vaters ein harter Schlag. Das nächste Jahr heilte die Wunde, als Felix Cécile Jeanrenaud in Frankfurt wieder sah und sich mit ihr verlobte. „Es waren keine entschiedenen prägnanten Eigenschaften, die sie so liebenswürdig machten, es war vielleicht umgekehrt gerade deren Abwesenheit, die vollkommene Harmonie, das vollendete Gleichgewicht ihrer Natur. Sie war nicht hervorragend geistreich, nicht blendend witzig, nicht tief gelehrt, nicht sehr talentvoll, aber ihr Umgang war so wohlthuend ruhig, so erquickend, wie die reine Himmelsluft oder das frische Quellwasser. Nach den vielen Negationen des Chronisten der Familie Mendelssohn, in welchen er sich über Cécile ergeht, ist das zuletzt kommende Lob allerdings sehr wohlthuend. Zumal es bekannt ist, daß Cécile ein echt weiblicher Charakter von den edelsten Herzenseigenschaften war. Der Brautstand der beiden jungen Leute wird herrlich illustriert durch die zahlreichen Briefe aus jener Zeit, welche Hensel zum ersten Male veröffentlicht. Ende März 1837 (weshalb fehlt das genaue Datum?) fand die Hochzeit statt. Fanny nannte das glückliche Paar „die Felicier“. Nach beendeter Hochzeitsreise, wobei der Oberrhein und Schwaben besucht wurden, führte Felix seine geliebte Cécile in sein musikalisches Leipzig ein. Es folgen fünf glückliche Jahre, bis der Tod der Mutter Lea am 12. December 1842 von Neuem die Familie in herbe Trauer versetzte. Auch sie starb leichten Todes. Ihr Lebensfunke verglimmte sanft wie ein Licht. Welchen Eindruck diese Nachricht auf den in Leipzig gerade mitten im lebhaftesten Musiktreiben beschäftigten Felix machte, kann man aus folgenden brieflichen Bemerkungen des zärtlichen Sohnes ersehen: „Gestern habe ich dirigiren müssen; das war schrecklich. — Mit einem Liede von Kochly fing es an, aber wie in der Probe die Altstimmen piano sangen: ‚Wie der Hirsch schreit‘, so wurde mir so schlecht, daß ich nachher auf den Flur hinausgehen mußte und mich ausweinen.“ Welcher für so edle Musik empfängliche Zuhörer wird nicht nach dem Durchlesen dieser Worte für immer an die tiefe Empfindung erinnert werden, welche Mendelssohn bei jenem Psalm überwältigte. Resignirt und tröstlich fährt er fort: „So schlecht die Zeit, aber was wir gehabt haben, wird nicht weniger lieb, und was wir verloren haben, nicht weniger schmerzlich mit der Zeit.“ Mit diesen gemüthvollen Worten schließt der zweite Band der Chronik.

Der dritte bringt zunächst eine Schilderung der glücklichsten Jahre der drei Ehepaare, Reise- und Heimathsbriefe, Wiedersehen in Italien, dem Lande der Sehnsucht aller edlen Naturen. Da naht das Jahr 1847 und die unglückliche Katastrophe des plötzlichen Todes von Fanny (am 17. Mai).

Welch eine Harmonie der Häuslichkeit hiermit zerstört wurde, das muß man bei Hensel nachlesen; sein Vater fühlte sich wie gebrochen und hat sich von dem Schlage niemals erholen können. Während ist es, wie Felix der Schwester nachtrauert. Der Ton seiner Briefe ist zum Tode betrübt. Im Sommer reiste er zur Erholung mit seiner Familie in Begleitung von Hensel und Paul Mendelssohn nach der Schweiz. Dort traf er (nach dem Berichte A. W. Thayers, des Beethoven-Biographen) mit seinem englischen Freunde Henry F. Charley zusammen. Sie sprachen viel über Operntexte. „Wir haben keinen einzigen in Deutschland, der Opernbücher schreiben könnte,“ sagte Mendelssohn, „wenn Rossini noch lebte — der hatte Ideen.“ Und er erwärmte sich bei der Betrachtung, wie eine so profaische Gelegenheit zu einer bloßen Schaustellung, der Eröffnung des neuen Theaters in Pesth, Rossini zu einer so charakteristischen Erfindung, wie die „Ruinen von Athen“, begeistern konnte, die Beethoven zur Composition gut genug war. „Nun will ich, muß mein Bestes mit der Loreley thun — denn Geibel hat sich große Arbeit mit dem Gedichte gemacht. Wir wollen sehen.“ Und darauf brach er plötzlich wieder ab und legte die Hand an den Kopf. „Aber welchen Zweck hat es, irgend einen Plan zu machen? Ich werde nicht mehr leben.“ Ein so bestimmtes Aussprechen der Todesahnung hat etwas Tragisches. Wenige Wochen nach diesem Gespräche sank er dahin, der jüngste Liebling der Musen. Wie viel wir mit ihm verloren haben, welche schöne Hoffnungen mit ihm zu Grabe getragen wurden, daran zu denken, sollten wir niemals unterlassen, wenn wir optimistisch den heutigen Zustand der musikalischen Kunst beurtheilend, die Leistungen der Componisten in den Himmel erheben, welche mit Mendelssohn gleichzeitig gewirkt haben und ihn überlebten.

Franz Gehring.

### Lombardenreste in Südtirol.

In Folgendem möchten wir das Auge der Leser auf ein Stückchen uralten deutschen Bodens lenken, von welchem jetzt nur noch wenigen unseres Volkes bekannt ist, daß dort vor 1300 Jahren schwere Kämpfe zwischen deutschen Stämmen, Lombarden und Franken, tobten. Heutzutage sind nur noch Reste dieses Gebietes unserer Zunge erhalten. Der größere Theil unseres Volkes dort ist verwälscht. Und dies ist neben der Empfehlung, die wir diesen Hochgebirgstälern als Ausflugsziel geben möchten, die Ursache, aus welcher es nöthig ist, den Abfall und die wieder gut zu machende Einbuße an Sprachgebiet der deutschen Nation vor die Augen zu stellen.

Wer Südtirol kennt, giebt ihm den Vorzug vor Nordtirol. Groß und

gewaltig ist in beiden die Natur. Die Verbindung der Reize des Südens mit der Wucht des Nordens hat nur das Land südwärts des Brenners. Außer den weltbekannten Städten Bozen und Meran und dem herrlichen Gartensee (Garda) stehen immer noch nur wenige Gegenden auf dem Programm der Freunde Tirols. Nicht einmal das für ein Standquartier und zu unzähligen Ausflügen wie geschaffene Klausen im Eisackthal ist bei uns so bekannt, wie es sollte. Ja, von den Mittelgebirgen, auf denen St. Paul und Kaltern, auf denen Montan, Pinzon und Truden, auf denen die Folgareut bei Galliano und andere reiche deutsche Dörfer in der prächtigsten Natur liegen, von diesen Mittelgebirgen als Sommerfrischen weiß man bei uns nichts. Und doch ist gerade dieses Land jetzt beständig in den Zeitungen genannt. Nur giebt man diesem uralte deutschen Gebiet einen fremden, einen wälschen Namen. Man schreibt es Trentino. Von Trento-Trient, der österreichischen Stadt, die bis zum Jahre 1400 noch eine deutsche Stadt war und erst von da an verwälschte, verwälschte derart, daß sie dem deutschen Sechstelbruchtheil ihrer Bevölkerung verbietet, einen Gedächtnißstein auf dem Friedhofe deutsch zu beschreiben! Dieses sogenannte Trentino wird von den unruhigen Wälschen als rechtlicher Theil des regno d'Italia begehrt und verkündet. Auch die meisten Deutschen im Reich wissen es nicht anders, als daß das Land unter dem Brenner, daß besonders das Land von Salurn abwärts von je der wälschen Nation zuständig gewesen sei. An diesem Irrthum haben mehrere Dinge Schuld. Theils die deutsche Art, lieber die eigenen Glieder abzuschneiden, als einer fremden Nation gegenüber das eigene Recht zu vertheidigen, theils die politische und theilweise selbst sociale Abtrennung des allerwärts bedrängten und beschnittenen deutschen Elementes in Oesterreich. Und doch wünschen lebhaft die Gemeinden der deutschen Lombarden und Gothen im Trentino Verkehr und Besuch von deutschen Volksgenossen. Sei es deshalb gestattet, hier einige von diesen Gemeinden dem Leser vorzuführen.

Wenn es sich darum handelt, billiges, noch unbelehtes und doch alpinisch und künstlerisch erfrischendes Sommerquartier in den deutschen Alpen zu finden, so möchten wir vorerst in Kurzem das Mittelgebirge von Neumarkt unterhalb Bozen, links der Etsch, empfehlen. Von Neumarkt über den Trudnerbach hinauf nach Pinzon; Mandelbäume, Weinberge, bequeme Straße. Pinzon und Montan liegen auf der ersten Staffel des Mittelgebirges; wahrhaft großartige Lage und Aussicht. Einzelne Fußgänger kennen bei uns die Hochfläche, als Sommerfrische aber und zum längeren Verweilen ist sie noch gänzlich unbekannt. In beiden reichen Dörfern Wirthshäuser. Einfache Tiroler Wirthshäuser, in Montan selbst zwei. Hotels giebt's aber nicht; nach und nach werden sie leider auch hier entstehen. Von dieser, noch Pfirsiche,



Mandeln und Feigen zeitigenden, ersten Staffelfläche hinauf, am sehr zu empfehlenden Kalditscher Wirthshause vorbei, zum immer noch deutschen Dorfe Truden. An Partien zum Zeichnen kein Mangel: Das Gesamt-panorama, die graufige Trudnerbachschlucht, die imponirende Burg Enn, die Ruinen von Castell Foeder und von der Keuchtenburg und schließlich die malerischen Burgtrümmer von Kaldif, über des rauschenden Baches finsterner Schlucht ragend in die blaue Luft!

Eine oder die andere von unseren zahlreichen illustrierten Zeitungen bringt manchmal ein Bild und einige Worte Text aus dem Alpenland. Stets sind es jedoch andere Motive als nationale, welche die Aufnahme veranlassen. So kommt es, daß der beste Weg, die Herzen des Volkes im Reiche auf das noch erhaltene und etwa wieder zu gewinnende Gebiet unserer Zunge da unten zu lenken, der beste Weg, der bildliche Weg, bis jetzt gänzlich unbegangen und unbenutzt geblieben ist.

All die Gegenden der cimbrischen Deutschen um Asiago in Italien herum, der Gothen in den *tredecim comuni*, der Lombarden in Südtirol (Folgerent, Lusern, Fersenthal u. s. w.), der Lombarden in der Zahre (Sauris bei Ampezzo di Carnia in Italien), der Vandalen in Gottschee u. s. w. verdienen reichlich, besucht, sprachlich erforscht und bildlich dargestellt zu werden. Welch treffliche Uebung böten diese Gemeinden, die ihre uralten Dialecte unvermischt fortsprechen, für unsere jungen studirenden Germanisten, um an Ort und Stelle und am lebenden Körper, statt am anatomischen Substrat ihre Studien zu machen! Allein beide, Gelehrte und Maler, kennen diese Hochgebirgsthäler nicht. Nur wenige Deutsche aus dem Reiche haben ihre Schritte persönlich zu den Inseln unserer Zunge hinaufgelenkt. Um aber nur etwas für die bildliche Bekanntmachung derselben zu thun, wäre es schon lange erwünscht gewesen, wenn sich ein Photograph herbeigelassen hätte, dieselben aufzusuchen und aufzunehmen. Bis vor Kurzem war alles Hoffen umsonst. Endlich aber hat sich unter den Plattenkünstlern der Neuzeit einer der besten: Josef Gugler in Bozen, entschlossen, aus den unbekanntem und schönen Graffschaften Südtirols einzelne Punkte, Burgen und Gebirgspartien dem deutschen Publicum vor Augen zu führen. Gerade mehrere der unten zu besprechenden Plätze, die uns Paulus Diaconus als Sitze der Lombarden nennt und welche von unseren fränkischen Vorfahren erobert wurden, z. B. Enn, Kaldif, Castellum foederis und Kronmetz, sind erst in diesem Sommer von dem fleißigen Künstler erstiegen und aufgenommen worden.

Wer kann ferner die beiden Bilder von Salurn (ebenfalls von Gugler in Bozen) ansehen, ohne Lust zu bekommen, dort die alte Burg des Jarl Rüdiger (Wilkinasage) zu besteigen? Das Mittelgebirge bei Salurn, um weiter zu schreiten, ist auch nicht übel. Buchholz liegt dort; eine Zeit lang

hieß es mit fremder Aufschrift „ai Pochi“. Jetzt ist der Ueberstrich abgetraht und der alte Untergrund „Buchholz“ guckt wieder vor. Gegenwärtig sind zwei deutsche Lehrer, nachdem längere Zeit nur Wälsche gewirkt hatten, dort in Thätigkeit. Unten in Salurn empfehlen wir zum Standquartier (nicht im Juli, da ist's zu heiß!) den schwarzen Adler von Anton Petermaier. Wer sich aber das nöthige Verständniß des Platzes schon vorher verschaffen will, der verlange aus einer Bibliothek „Zingerle, Schildereien aus Tirol. Innsbruck. Wagner, 1877“ und lese darin den letzten Aufsatz: „Ein Faschingabend an der deutschen Sprachgrenze i. e. in Salurn!“

Wichtig ist, was die Vergangenheit betrifft, diese Benennung nicht ganz. Die bajuvarische Sprachgrenze war bei Salurn; der südlichste bayerische Gerichtssitz war um die Ecke auf des Geiersbergs Südseite: „Burg Königsberg“. Aber die deutsche Sprachgrenze war und ist viel weiter unten. Im Reimthale (Terragnuolo) wurden die Leute von ihren Pfarrern erst in den zwanziger und dreißiger Jahren gezwungen, die wälsche Sprache anzunehmen. Im Ballarsathal ebenso. Die Lombarden auf dem Monte di Tesobo, Monte di Mezzo (Mittelberg) und St. Brigittenberg zwischen Borgo und Levico-Bened sprachen Ende des vorigen Jahrhunderts als Reste der Brenta-Lombarden noch deutsch.

Also das alte bayerische Städtchen Salurn mit seiner „Haderburg“, einer überraschend mächtigen Ruine, und seinem Heidekeller sei den Touristen nach dem Neumarkter Mittelgebirge für einen Ausflug bestens empfohlen. Der Heidekeller ist eine uralte, wohl die älteste, romanische Kirche auf deutschem Boden. Bei Salurn wurde unsere fränkische Heerschaar unter Chramnich im Jahre 574 vom Trienter Lombardenherzog Ewin besiegt und ihr Herzog Chramnich erschlagen. Im Jahre 586 stürmt aber schon wieder ein Frankenheer vom Rheine zur Rache ins Lombardenland hinab. Gerade hier an der Etsch und in den Nebenthälern hausten Audoalbs Schaaren gewaltig.

Nun ins Hauptland! Nennen wir's das Fersenthal, das obere Fersenthal bei Bergine, welches noch im vorigen Jahrhundert „Persen“ oder „Fersen“ hieß. Das Thal ist recht stiefmütterlich behandelt worden bisher.

Von wem?

Selbst in den Reisehandbüchern heißt's, wenn es erwähnt ist: „Recht braves Thal, aber nichts zu holen“. Und doch habe ich, dort oben von der Spitze herabblickend, den Einblick in die Gewalt der Gebirgsbildung gehabt, wie sonst selten. Eine Riesenspalte ist's. Die Macht, mit der solche Risse sich in die Tiefe zogen, kann nur in einem solchen Gesamteinblick erfasst werden. Dazu trauliche Plätze in Menge. Doch wie Reisehandbücher und Künstler dies noch rein deutsche Thal bisher schlecht behandelt haben, so

machten es auch die Alpenfreunde. Etwa sechs Fremde waren überhaupt je in dem Thale: zwei Preußen, ein Sachse, ein Engländer und zwei Bajuwaren aus dem Tiroler Innthal. Vor 1300 Jahren aber waren die Franken dort, laut Paulus Diaconus. Also um 586 der erste fränkische Besuch und die früheste Jugend des Thales. Paulus Diaconus, III, Cap. 30, erwähnt am Bergrande des Thales eine Lombardenniederlassung, Fagitanum, heutzutage Faida. In seiner Nähe liegen noch die Trümmer des von den Franken unter Audoald zerstörten Castells von Fagitanum. „Burga“ nennen es noch die Entel der deutschen Lombarden; ein Grundstück dabei heißt „Wald“, eins „Linderbrunn“ u. s. w., die meisten Einwohner des jetzt ganz wälschen Dorfes Faida heißen „Mosser“ und „Esparm“. Die Besten wurden zerstört und der Theil der umwohnenden Lombarden, der sich gestellt hatte zur Besatzung derselben, gefangen genommen und als Kriegsgefangene ins Frankenland abgeführt; die übrigen Lombarden flüchteten sich in die entlegenen walddreichen Hochgebirgsschluchten.

Von Trient nach Bergine-Persen ist Omnibusgelegenheit. Zum Marschiren ist der Weg aber auch ganz lohnend; dabei die Fersenkamm, eine Stunde östlich von Trient, ansehen! Zugang noch nicht ganz geöffnet. In Bergine zwei Wirthshäuser: „Boltolini“ und „das weiße Köffel (cavalletto bianco)“. Ersteres ziemlich modern und Einkehr aller Postwagen; kein Mensch aber spricht deutsch, und die Sitte der Italianissimi, selbst wenn sie im kaiserlich königlichen Amte dienen, die Kenntniß unserer Sprache verächtlich zu verleugnen, wird auch bei der Tafel geltend gemacht. Ich empfehle das ein paar Schritte weiter liegende „weiße Köffel“; es ist ein bißchen alt geworden, aber wir reiten's wieder jung.

Auf den Karten ist das Thal vielfach als Fierozzo-(oder a-)Thal bezeichnet; das kommt vom Dorf Fieroz, und das bedeutet nach Aussage der Bauern „Bierhöf“. Sie sagten mir, da nun alles um sie herum verwälscht sei, so sei im Amte ihr Dorfname auch wälsch eingeschrieben worden. Wie gewöhnlich spaltete sich die Gemeinde Bierhöf; die beiden Theile wollten auseinander, und die vom heutigen St. Franziscus scheinen die widerhaarigsten gewesen zu sein. Als ihr Geschrei: „Wir wollen auseinander!“ nicht half, ließen sie sich einen Fall passiren, der den Bischof bestimmte, ihnen ihren Willen zu thun. Wie sie wieder eine Leiche in die gemeinschaftliche Kirche und Grabstätte dort hinauf zu tragen hatten, fiel ihnen der Sarg an einer Schlucht, einer „Lahn“, hinab in die schäumende Fersen. „Jetzt, wo solche Geschichten vorkommen, muß der hochwürdige Bischof endlich selbst einsehen: wir können nimmer hinaufpfarren in die St. Lorenz-Kirche.“ Der Bischof gab, wie gesagt, nach, stellte in jedem der streitenden Gemeindetheile, St. Felix dem oberen und St. Franziscus dem unteren, einen eigenen Cu-

raten auf, die Bauern bauten sich besondere Kirchen je nach ihren Lieblingsheiligen (daher später die Ortsnamen; der Gesamtname Fieroz oder Floruz ist aber noch immer der bekanntere), die schlimme Lahn erhielt den Beinamen „Weiberlahn“, und die alte noch etwa 300 Fuß höher als St. Felix gelegene Pfarrkirche St. Lorenz zerfiel. Sie hatte eine dominirende Lage; fast 1400 Meter schätzte man die Höhe. Jedenfalls eines der ältesten Gotteshäuser und Sammelpuncte. Das sieht man auch aus der großen Ausdehnung der alten Bierhöfer Gemarkung: sie reichte bis ans Dorf Palau hinauf und zum Mühlbach (auch hier wie in Bladen, in „Milpa“, amtlich undecretirt) nach Gereut hinab.

Also von dem zertheilten, dem Namen nach verschollenen Ort „Bierhöf“ heißt das Thal öfter Fierozthal. Bis vor Kurzem war keine Einker zu finden in ihm. Die sogenannten Wirthshäuser waren derart, daß die Bauern bloß Wein schenkten in ihren Wohnstübchen. Und diese Stübchen waren zugleich Küche, Rauchkammer u. s. w. Denn die Leute bereiten noch alle Speisen auf dem, rings umfessenen, Herd in kettenhangender Eisenschüssel. Jetzt hat sich ein kleines Bauernwirthshäuschen aufgethan, und zwar in „Gereut“, auf wälsch „Frazilongo“. Der Wirth Dominik Holzer ist, wie sein ganzes Dorf, wie auch der Curat Daniel Ludwig, kerndeutsch; ja es wird in dem Hause (möge ihm ein lustiger Maler ein hübsches Bild malen) schon eine Zeitung in deutscher Sprache gehalten!

Bis in die höchste bewohnte Spitze des Thales, nach Palau oder Palai, welches vor 700 Jahren Palaw geschrieben ward, führt der Steig auf dem rechten Ufer der Fersen über Sancta Ursula, welches eigentlich „Dachberg“ heißt. In diesem „Eichberg“ reden die Alten noch deutsch; die Jungen sprechen und träumen nichts als italienisch. Der Wunsch der Alten, endlich auch einen deutschen Lehrer zu erhalten, blieb bislang unerfüllt! Es ist das nicht das einzige Dorf, wo die Alten umsonst hoffen und harren; es sind ihrer noch mehr im Thal. Fahrbar ist der Steig über Eichberg und Bierago (dessen deutscher Urname „Bierach“ ist) nach Palau nicht. „Wir wollen keinen Weg,“ erklären die Bauern. Diesem Widerwillen ist's zu verdanken, daß da unten sieben Gemeinden noch ganz deutsch und vier oder fünf noch theilweise deutsch (während Gottesdienst u. dgl. von den deutschen Priestern ihren deutschen Gemeinden auf wälsch geleistet wird!) geblieben sind.

Man hat sich immer gewundert, daß bei jedem Einfall der Italiener in Tirol das Land Tirol so vielen annexionslustigen Zuwachs, so vielen Abfall von der kaiserlichen Sache, so viel Hülfe und Unterstützung für die fremden Eroberer (die Italianissimi in Deutsch-Mex, Leviko, Borgo u. s. w. nennen sie freilich „Befreier“) liefern konnte. Wenn man jedoch sieht, wie das Land geflissentlich zur Annahme der italienischen Sprache gezwungen wird, so hört

das Wundern auf, und man findet es begreiflich, daß, von den Mischtirolern gar nicht zu reden, selbst in den vereinzelt deutschen Gemeinden das Streben nach Anschluß ans Königreich Italien das vorherrschende wird. In Tirol fällt der Begriff „Kaisertreu“ und der Begriff „deutsch“ zusammen. Jeder Deutsche hält Kaiser und Reich die Treue. Fällt aber im Süden ein Mann oder ein Dorf zur grünweißrothen Fahne ab, so hat es die Regierung selbst verschuldet. Man bläut ja ordentlich den armen deutschen Gemeinden das Italienische ein. Wo sorgt man denn dafür, diesen Gemeinden wirklich deutsche Pfarrer zu geben? Wer flößt denn dem jungen Klerus auf der Schule dort deutsches Bewußtsein, entgegen dem tollen Schäumen des italienischen Nationalbewußtseins, ein? Werden nicht die italienischen Sympathien den jungen deutschen Klerikern in Brixen und Trient überwältigend beigebracht? Wer sorgt dafür, daß die Zahl der wälschen Klerikalzöglinge nicht mehr so gewaltig die der deutschen überwiege?

Was nützt es, wenn man den deutschen Dörfern im Fersenthale Geistliche giebt, welche zwar deutsch reden können, welche aber als ihre Umgangssprache mit ihren Bauern stets nur die wälsche gebrauchen? Wenn der Schulunterricht, den dieselben geben anstatt eigens angestellter Schullehrer, überall wälsch gehalten wird? Wenn der Bauer beim Arzt, beim nahen Gericht unten in Persen, wenn er bei allen kaiserlichen Beamten nur wälschen Bescheid erhält?!

Kann man sich etwas Widersinnigeres denken, als daß im ganzen Fersenthal den deutschen Gemeinden von ihren deutschen oder doch als angeblich deutsch dort hinerufenen Curaten nur in italienischer Sprache gepredigt, Beichte ertheilt und die ganze Seelsorge ausgeübt wird!

Da wundere sich Einer, wenn dann die Leute dem Wälschthum den Vorzug geben und ihre eigene Sprache und Sache verachten. So ist's aber in Lusern auf dem Wasberg bei Levico (einst Leweck), in St. Sebastian, in der Folgerie und vielen anderen Orten.

Und wie in Tirol, so ist's gerade so in den deutschen Dörfern von Deutsch-Ruth bei Tolmin im Küstenland und von Barz bei Saale in Krain und dem ganzen Gottschee'r Land unten an der Kulpe! Dort ist es ebenso der Klerus, der die noch deutschen Dörfer zwingt, von der Sprache der Väter zu lassen und slavonisch und damit Erstreber eines südslavischen Reiches auf uraltem germanischen Boden zu werden. Aus dem Munde eines der gemäßigtsten Priester der Barzer Dörfer ist uns der Ausspruch bekannt, „es ist doch schwer, eine Nationalität auszurotten; man glaubt, man habe das Deutschthum getödtet und — immer wieder zeigt es, daß es noch hie und da am Leben.“

Ich habe in dem großen Oesterreich im Laufe der Jahre alle die Reste unserer dereinst so mächtigen Nation durchwandert, in Ungarn und auf dem alten deutschen Reichsboden, Vandalen-, Gothen- und Longobardengaue, und manche Einzelbeschreibung ließe sich darüber noch niederlegen; aber überall bei diesen Wanderungen kommt Einen wahrhafter Grimm an, daß unsere Zunge so schändlich unterdrückt wird. Und die Leute wollen nicht lassen von der Sprache ihrer Väter. Allein, wenn sie flehen und petitioniren um deutsche Schulen und Geistliche, so verhallen ihre Bitten wirkungslos. „Wir haben keine deutschgeborenen Priester; auch ist das Sache des Bischofs“, heißt es.

Warum bemüht man sich aber nicht, deutsche Priester und Lehrer heranzuziehen? Warum hilft der deutsche hohe Adel, die Auersberge in Gottschee, die Arz, die Wolkenstein, die Trepp in Südtirol nicht dazu, deutsche Lehrerseminarien zu errichten?

Treu hingen die Cimbern, die Nachkommen der von den Franken nach der Zülpicher Schlacht aus den Sitzen am Untermain und Mittelrhein verdrängten Alamanen, an ihrer Sprache. Ein Bekannter von mir, Pfarrer Brunner von Noß (Nozo) besuchte die deutsche Gemeinde Lusern in Südtirol; er wollte dort cimbrisch-deutsch predigen; der Curat des Ortes aber, sonst ein Deutscher, der seiner deutschen Gemeinde immer blos italienisch gepredigt hatte, litt es nicht. In Pfarrer Brunner (auf wälsch dal Pozzo, Seitennachkomme des bekannten cimbrischen Schriftstellers dal Pozzo), dem Bürger Italiens, war das germanische Nationalbewußtsein reger und stolzer als in dem deutschen Priester einer deutschen Gemeinde Tirols.

Die Entschuldigung aber, die man von oben herunter hört, „daß die Kirche die deutsche Sprache nicht gestatte bei diesen Resten unseres Volkes“, ist doppelt unstichhaltig. Denn erstens ist es unglaublich, daß die Bischöfe von Trien und Bozen der Aufforderung, deutschen Gemeinden von deutschen Priestern in ihrer deutschen Sprache wie noch im vorigen Jahrhundert am-tiren und nicht mehr den Italianismus cultiviren zu lassen, widerstehen würden. Und zweitens ist längst der Beweis geliefert, daß es nur am Willen des betreffenden Pfarrers liegt, die deutsche Sprache wieder in ihre Rechte einzusetzen; denn in Proveis, einem Orte, wo den deutschen Bauern auch wälsch gepredigt wurde, hat der Curat Mitterer, ein Regenerator einer ganzen Gebirgsbevölkerung, trotz des Widerspruchs seines hyperwälschen Decans, mit nachträglicher Beistimmung seines, des Bischofs von Trient, in Kirche und Schule und allem oberhirtlichen Verkehr wieder die deutsche Sprache eingeführt.

Es fehlt nur der Muth; denn so unterjocht von dem Uebergewicht des Wälschthums und so muthlos sind dort unten die autochthonen Germanen,

daß sie die Beanspruchung ihrer urältesten Nests für lecke Neuerung und gewagte Annahme halten.

Kehren wir zurück zu unserem Wege! Auf dem linken Ufer der Ferser ist der Weg, besonders weiter oben im Thale, beschwerlicher, aber schöner. Von Pergine mit seinem uralt deutschen Castell, auf welchem der brave Priester Lindrif 1212 die, durch Bartolomäi bekannte, Urkunde, welche auch als Beweis der grunddeutschen Abstammung der Bevölkerung der Gegend dient, gegen den bösen Christel von Falesin ausstellte; von Pergine aus geht's auf guter Straße nach Canezza zu, rechts des Baches. Ich glaube, daß der Name dieses, jetzt ganz verwälschten Dorfes auch aus dem Deutschen stammt. Wir kennen, wenn es auch manchmal schwer fällt, die Wurzel zu finden, doch genug solcher Synonyme. So entsteht aus dem altdeutschen cimbrischen Ortsnamen „gan ebene = gegen die Ebene“ das neuitalienische „Enego“, aus „gan buckel = gegen den Hügelrücken“: Cambugliano, aus „gan wiesa = gegen die Wiese“: Campese u. dgl. Und unser Cavezza heißt im Munde der Fersener Deutschen heute noch Ganeitsch, welches nichts anderes bedeutet, als „gegen Eitsch zu“. Was freilich das „Eitsch“ sagen will, läßt sich noch nicht mit Sicherheit nachweisen. Der Typus, der ethnographische Stempel der Bewohner von Ganeitsch ist vollkommen deutsch; alle Kinder haben weiße Haare und blaue oder graue Augen. Trotz der Gewohnheit, die deutschen Namen recht zu verhunzen, haben sich hier in Canezza so gut wie an den Ufern des Caldonozzo- (Kalthus-) Sees und überhaupt des ganzen Tirols links der Etsch überall deutsche Flurnamen erhalten, und eben so zeigen Familiennamen wie Roner, Morelli, Stoker, Osler, Frueth, Bernhardi, Bolner, Ghirhardi zc. deutlich genug die alte Nationalität der Dorfbewohner an. Ehe man ins Dorf kommt, muß man durch eine Art Engpaß durch, am „Stein von Canezza“ vorbei; ein niedriger Felsenvorsprung, rechter Hand auf die Ferser zudrängend. Kurz vor dem Engpaß, noch in der unteren Ebene, liegt auf dem linken Ufer der Ferser das Dorf Sievernach, jetzt auf wälsch Bivignano. Dort stand einst, wie ich erfuhr, ein Benedictinerkloster; man kennt die Stelle nicht mehr und findet keine Spur mehr davon. Vor zehn Jahren entdeckte man ein gemauertes Grab und darin eine Menge riesiger Gebeine und äußerst dicke Schädel. „Ecco, ecco, was waren unsere Ahnen für Riesen!“ riefen die heutigen Sievernacher; denn sie wissen, daß auch ihr Dorf früher deutsch war. War dies das Kloster, von welchem uns Bartolomäi berichtet: Am 3. Mai 1166 seien im Kloster Silva (oder in Silva) unter dem Vorsitz des Abtes Treutwig die Mannen der umliegenden Gemeinden Sievernach, Azenach, Gerentung, Hochleit, Roburn zc. zusammengetreten, um sich mit der cimbrischen Stadt Wissintain = Vicenza gegen ihren Tyrannen Gundobald, der eben in Bajuarien abwesend war, zu verbünden?

So grunddeutsche Bauerngesichter sah ich selten aus den Fenstern herausglocken, wie aus dem wälschen Civignago-Sievernach. Und doch, selbst in dem verwälschten Sievernach regt sich der Trieb, zur Sprache der Väter zurückzukehren. Die Mehrzahl der Bauern hätte Lust, einen deutschen Priester und Lehrer anzustellen.

Auf dem linken Ufer, in einer schönen Schlucht, liegt Falisne versteckt; die Bewohner sind verwälscht bis auf einige Familien. Schule, Gottesdienst, Amtssprache zc. natürlich wälsch; dreißig Familien, wie Hofler, Motter, Gadler, Tholer, Pücher, Humwold, Fruët, Lauer, Pinzeger zc. und die Namen ihrer Höfe, wie: Kaulhof, Vinthof, Pinzegerhof zeigen deutlich, daß es nicht lange her ist, seitdem man unsere Zunge dort ersterben ließ. Die ganze Flur der Gemeinde führt, so gut wie die Gelände des Sees von Levico, noch deutsche Namen: Spiez, Bußened, Kreßbrunn, Komp, Piechel-Bühel, Wozzerknot, Tröegel, Woldbies (Waldwiese), Beiled, Hottaflott, Kofflera, Kosten, Rissoder, Klambel oder -bell, Gadeiner, Trattel, Möiser, Moas, Gofsten, Remeswond zc. Ja, selbst die Wege sind noch deutsch benannt, aber freilich bei der consequenten Vorenthaltung von deutschen Schulen eben so falsch wie die Flurnamen geschrieben, wie z. B. der „Vanerbee“ = der Weg an der Lahn und der „Beitelbee“.

Am höchsten oben liegt Palau, 1685 Meter hoch. Ich erfuhr aber: je höher oben, desto wärmer, merkwürdiger Weise, im Winter. Den hübschen Sitzplatz unter den Edelkastanien vor dem trauten Herberglein unseres Freundes Holzer, am oberen End von Gereut, erreicht man von Persen aus bequem in anderthalb Stunden. Dann steigt man, oft auf wässrigem Wege, nach St. Franziscus, St. Felix und schließlich nach Palau. In diesen drei Orten ist man gezwungen, die Gastfreundschaft der Pfarrer anzusprechen. Holzers blankes Häuslein eignet sich aber einstweilen trefflich zum Ausgangspunct, ja selbst zum längeren Standquartier für Bergfreunde, die bescheidene Ansprüche machen. Das Thal ist etwa fünfzehn Kilometer lang. Arm sind die Bewohner, besonders die in den noch deutschen, weniger günstig gelegenen Dörfern. Bergbau wäre wohl möglich und die vielen Sturzbäche vermöchten reiche Industrie zu treiben. Wer weiß was von den Bergen zu den Seiten des Fersnbaches? Gar von dem Joche, welches an seiner Quelle querüber von NNW nach SSO zieht? Wer hat die Namen gehört: Bärenjoch, Kreuzspiz, Schwarztosel, Mittagsspiz, Alter Mann, Hochspiz, Hohe Wand? Wer hat die Uebergänge ins Paneid (Piné = das Fichtelgebirg) und ins Zimmersthal, den prächtigen Uebergang ins Catamentathal und in die kleinen Seitenschluchten des Suganerthales bei der Grainlait begangen? Alle sind sehr schön; die Abstiege über die 8000' hohen Joche nach Verti (corruptirt aus dem Deutschen) und Borgo ganz überraschend schön. Welch gewaltiger Blick



von der Laitenspitze hinab in das Portellathal und dessen Ausmündung: das Brentathal mit seiner Thalebene, von Alters her die „Neureut“ geheissen! Und vor auf die Cima di Mandis und Cima Tosa und Bocca di Brenta und noch weiter westlich auf die Spitzen der Presanella und des Adamello und des Ortler. Selbst die Deythaler und Zillerthaler Niesen erblickt man klar bei gutem Wetter.

Ja, wer weiß was von diesen deutschen Bergen, wer interessiert sich für so ein unbekanntes Gebirgsland? Nun, den Alpenfreunden, die am Ende doch einmal in die deutschen Hochgebirgstäler in Südtirol vordringen, rathe ich, von Gereut (= Fragilongo) aus den Heimweg übers Paneid zu nehmen. Entweder aufs rechte Fersenufer herüber nach Mala und über die Schneide nach Faida, oder bis zu der Schlucht hinab, wo der Faiderbach ins Fersenthal ausgeht. Nach Faida richte aber der Wanderer seine Schritte; denn die Aussicht ist wunderschön und der Ort ist ja historisch merkwürdig. Ohne geschichtliche Kenntniß kein Verständniß eines Landes. Hier in Faida lag im Jahre 586 ein Trupp des Frankenheeres unter ihrem Führer Audoald. Sie eroberten diesen Ort gleichwie die oben erwähnte Burg Ennemase-Enn auf dem Neumarkter Mittelgebirg und die Beste Cimbra im Zimmersthal unten bei Spiazzo und andere im Herzogthum Trient. Also hier hausten unsere Väter, die Franken, mit dem Schwert. Und hier saß longobardische Bevölkerung; Longobarden selbst in dem unbekanntem, seitab gelegenen Faida. Jetzt hat der Ort 400 Einwohner. Das Paneidthal ist ein Parallelthal des Fersenthales und sehr lohnend zu bereisen. Der Hauptort heißt Baselga. Um ihn liegen auf Hügeln hübsche Dörfer: Bedello, Brusago, Fornas, Vona, Faida, Vases, Piazza, Sternick, Rizzalage, Grill &c. Der Leser merkt sofort, daß diesen Namen meist deutsche Wurzel innewohnt. Nimmt man gar eine Flurkarte in die Hand, so tauchen die „Stolzer, Svaldi-Oswalt, Rodi, Meneghi, Moschi, Slosseri, Luzi“ &c. in Massen auf, ebenso wie unten im Zimmersthal die „Scholz, Tannel“ &c.

Bei Baselga ist ein hübscher, fischreicher See, fast bis an Piazza reichend. Bei Piazza, nördlich, liegt Bedol, ein schöner, fleißiger Ort; deutsche Schule im Ort. Der Lehrer heißt Tonioli und freut sich deutschen Besuches. Bei Bedol öffnet sich ein Thal und Gerinne hinab ins Zimmersthal. Wer durchaus die Landstraße zu gewinnen wünscht, kann da hinabsteigen und dieselbe bei Spiazzo erreichen; auch vermag man von hier aus über die Berge wieder nach Salurn zu gelangen. Bequem aber ist's und eine hübsche Abwechslung, sich ein kleines Wägelchen zu nehmen und bis Carrano das Zimmersthal, das hier „Fleimserthal“ heißt, hinauf zu fahren. Dann zu Fuß über die Berge nach Truden, dem Ausgangspunct unserer Wanderung. Wer aber gerne noch weiter entdeckt, folge uns in der überaus lohnenden Tour von Bedol nach

Brusago und gehe erst dort links die Schlucht hinab ins Fleimserthal nach Grann. Auch in dem Dorfnamen Brusago bedeutet das „ago“ Wasser, also „Brusach“.

Uebers Pinaid steht wenig oder nichts in den Büchern. Hoffentlich lenken sich allmählich die Augen der Deutschen doch auf diese noch unbekanntem deutschen Thäler Südtirols. Wahrlich, es wäre eine lohnende Aufgabe, das Gebirgssystem, wie es sich nordwestlich, nördlich und nordöstlich von Fersnbach aufbaut, zu erforschen und der Besteigung zugänglich zu machen; ja, jeder einzelne Besuch wäre schon eine nationale Aufmunterung und voll nationalen Verdienstes.

Dr. Mupperg.

## Die Organisation der preussischen Eisenbahnverwaltung.

Seit die preussische Eisenbahnfrage zuletzt in diesen Blättern behandelt wurde (Nr. 32 u. 33 d. J., S. 221 u. 253) haben sich die Umstände um ein Gutes geklärt und vereinfacht. Vor allem kann die Gefahr als beseitigt gelten, daß die von der Regierung beabsichtigten Vorlagen an einer tendenziösen Opposition im Abgeordnetenhaus scheitern könnten. Die national-liberale Fraction ist in ihrer jetzigen Zusammensetzung ganz überwiegend dem Staatsbahnsystem grundsätzlich zugeneigt und giebt in Verbindung mit den conservativen Gruppen diesem System im Allgemeinen einen sicheren Rückhalt. Die Vorbehalte, mit welchen man von jener Seite an die Vorlagen herantreten mag, werden daher keinenfalls über eine ehrliche Auslegung der betreffenden Stelle des Wahlaufrufs hinausgehen, welche sagt, daß die finanzielle Leistungsfähigkeit des Staates nicht beeinträchtigt werden dürfe und daß Garantien gegen den Mißbrauch der ausgedehnten Verwaltungsbefugnisse sowohl in wirthschaftlicher als in politischer Beziehung zu schaffen sind. Nun ist die finanzielle Tragweite der Verstaatlichungsprojecte für die nächste Zeit in feste Grenzen eingeschlossen. Zu den Verträgen mit der Berlin-Stettiner und der Magdeburg-Halberstadter Eisenbahngesellschaft, welche schon früher bis auf die Zustimmung des Landtages perfect waren, ist neuerdings die Genehmigung des Abschlusses mit der Köln-Mindener Gesellschaft durch die Generalversammlung gekommen. Dagegen dürfte die Uebernahme der Berlin-Potsdamer Eisenbahn aus der Betrachtung fürs erste ausscheiden, nachdem in deren Generalversammlung die einfache Annahme des mit den Gesellschaftsorganen geschlossenen Vertrages zwar eine große, aber nicht die statutenmäßig erforderliche Zweidrittelmajorität erhalten hat und darauf ein die Bedingungen zu Lasten des Staates erhöhender Beschluß gefaßt worden ist, welchen der Regierungscommissar als einer Ablehnung gleichkommend im Voraus bezeichnet

hatte. Das Angebot, welches der Minister der öffentlichen Arbeiten außerdem der Berlin-Anhalter und der Rheinischen Eisenbahngesellschaft hatte machen lassen, hat anscheinend keine Aufnahme gefunden, welche für die nächste Zeit auch nur eine lebhaftere Fortsetzung der Unterhandlungen erwarten ließe, und weitere Projecte sind wohl noch nicht über den Kreis und Werth der Börsen- nachrichten hinausgekommen. Die Vorschläge zur Uebernahme von Privatbahnen auf den Staat werden sich also in der nächsten Session voraussichtlich auf jene drei Unternehmungen beschränken. Die Wichtigkeit dieser Erwerbungen spricht sich kurz dahin aus, daß der Staat durch dieselben die Linien: Berlin-Köln, Berlin-Bremen, Berlin-Hamburg (auf dem geringen Umweg über Stendal) und Berlin-Stettin; ferner Hamburg-Bremen-Venlo; Bremen- und Hamburg-Magdeburg-Leipzig, endlich Leipzig-Halle-Weylar-Köln und den Anschluß an die holländischen Bahnen in Emmerich in seinen ausschließlichen Besitz bringt. Ob bei der Ertragsfähigkeit dieser Linien und den einfachen Uebernahmebedingungen ein Opfer für die Staatscasse auch nur zu befürchten ist, welches nicht durch Verringerung der Verwaltungskosten und rationelleren Betrieb reichlich beigebracht würde, ist eine Frage, die auch das größte Vorurtheil und die gewandteste Dialektik nicht leicht verneinen können. Auch leidet diese Uebersichtlichkeit nicht dadurch, daß die Annahme der Vorlagen mit weiteren Schritten auf dem gleichen Wege derart verflochten wäre, um den gegenwärtigen Beschluß zu einem „Sprung ins Dunkle“ zu machen. Der entscheidende Schritt zum Uebergang ins Staatsbahnsystem ist nicht erst noch zu thun, er ist, wie Minister Maybach in der letzten Session schlagend betonte, in den Jahren 1873 und 1874 mit der Bewilligung von über 500 Millionen Eisenbahncrediten geschehen, er wurde bei den ganzen Verhandlungen von 1876 über das Reichseisenbahnproject von der Mehrheit als selbstverständlich vorausgesetzt und hat jetzt höchstens gegenüber den neuerdings durch die Finanzschwierigkeiten wieder ermutigten Anfechtungen eine letzte Bekräftigung zu erhalten. Dabei aber bleiben, wie der Minister gleichzeitig hervorhob, die Modalitäten des Uebergangs, der Umfang und das in letzter Zeit vielberufene „Tempo“ der Maßregeln zur Ausführung des Gedankens ganz von Zeit und Umständen abhängig. Wenn der Landtag die ihm jetzt vorgeschlagenen Erwerbungen genehmigt, behält er es ganz in der Hand, mit den weiteren Schritten zu warten, bis die finanziellen Folgen der ersteren sich mit der vollständigsten Sicherheit übersehen lassen.

Auf der anderen Seite ist es durchaus richtig und auch von dem Minister ohne Rückhalt anerkannt, daß der Erwerb von 3000 Kilometern Eisenbahnlinien auf einen Schlag, welcher den eigenen Eisenbahnbesitz des Staates um die Hälfte, den ganzen seiner Verwaltung unterstellten Complex um ein Drittel steigert, ein Zeitpunkt ist, der es nicht nur nahe legt, sondern drin-

gend erforderlich macht, die Frage der Verwaltungsorganisation ganz ernstlich in Erwägung zu ziehen. Und dies um so mehr, als in Preußen niemals grundlegende Bestimmungen über diesen Gegenstand getroffen worden sind, sondern der gegenwärtige Verwaltungsapparat hat sich ganz nach den Zufälligkeiten und augenblicklichen Bedürfnissen der jeweiligen Vermehrung des Betriebsnetzes angesammelt. Es sind darum gar nicht einmal in erster Reihe die wirthschaftlichen und politischen Garantien, welche in Frage kommen, sondern die technischen Anforderungen, denn den wirthschaftlichen und politischen Interessen selbst muß es vor Allem darauf ankommen, daß die Staatsbahnen in ihrer jetzigen und künftigen Ausdehnung aufs zweckmäßigste verwaltet werden. Dies ist aber bei einem Complex, der heute schon auf 10,000 Kilometer angewachsen ist und demnächst auf mehr als 13,000 steigen soll (außer den Linien, die der Staat nach den abgeschlossenen Verträgen für eigene Rechnung übernimmt, wird an ihn auch die bisher mit der Magdeburg-Halberstädter verbundene Verwaltung der 300 Kilometer langen Hannover-Altenbekener Bahn übergehen), ein bisher ungelöstes Problem. Das an Ausdehnung nächstkommende Netz der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn belief sich 1878 auf nur 6000, das baierische Staatsbahnnetz auf 4000 Kilometer.

Die erste Befürchtung, die einer solchen Concentration gegenüber gewöhnlich laut wird, ist die einer „übermächtigen Centralisation“. Nun ließ sich aber an der bisherigen preussischen Eisenbahnverwaltung alles eher tadelnswerth finden als das Uebermaß der Centralisation. Die bisherigen zehn königlichen Directionen (darunter zwei, zu Breslau und Elberfeld, für die „auf ewige Zeiten“ in Verwaltung und Betrieb des Staats, aber für Rechnung der Actionäre übergegangene Oberschlesische und Bergisch-Märkische Eisenbahn) finden ihren Vereinigungspunct nur in einer Abtheilung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, welche erst seit 1873 von der Aufsicht über die Privatbahnen abgetrennt ist. Wenn nun auch dem Minister in einem selbst nach dem Urtheil der zuständigen Verwaltungskreise viel zu weit gezogenen Umfange die letzte Entscheidung vorbehalten ist (die Zahl der jährlich von den Directionen an ihn erstatteten Berichte wird auf 20,000 geschätzt!), so fehlt es ihm doch bei dem geringen Personalbestande der Abtheilung an allen Mitteln und Kräften, um dieser Entscheidung in den Einzelheiten eine selbständige Grundlage zu geben. Er bleibt auf das Material angewiesen, welches ihm die Directionen selbst liefern, so daß thatsächlich noch viel mehr als nach der Dienstpragmatik in jenen das Schwergewicht der Verwaltung liegt.

Gegen einander nun haben diese Directionen ganz die Stellung selbständiger Unternehmungen innerhalb der Gesamtheit deutscher Eisenbahnverwaltungen, so daß sie auch auf den Vereinsversammlungen jede für sich ver-

treten sind und nach eigenem Ermessen selbständige Anträge stellen. Das Verhältniß ist nur durch den erwähnten ganz „historischen“ Charakter der bisherigen Verwaltungsorganisation zu erklären. Ursprünglich hatte der Staat nur als Nothbehelf die Ostbahn für eigene Rechnung gebaut und da dieselbe mit Berlin noch nicht in Verbindung stand, ihre Direction in Bromberg errichtet. Als dann die in Berlin einmündende Niederschlesisch-Märkische Bahn an den Staat überging, schien es schon wegen gewisser zeitweilig noch fort-dauernder Rechte der Actionäre angezeigt, ihr die getrennte Verwaltung und besondere Direction zu lassen. Für die demnächst in Westfalen und dem Saarbrücker Kohlengebiet angelegten Staatsbahnen mußten wieder wegen ihrer örtlichen Isolirung eigene Directionen bestellt werden. Dazu kamen dann mit dem Gebietszuwachs von 1866 die Eisenbahndirectionen in Hannover, Wiesbaden und Frankfurt, so wie die in Cassel bestehende Direction der im Miteigenthum des Großherzogthums Hessen gebliebenen, aber durch den Friedensvertrag ausschließlich der preussischen Verwaltung überlassenen Main-Weser-Bahn. Bis zu welchen Consequenzen die Selbständigkeit dieser Directionsgebiete geführt ist, zeige ein Beispiel. Einer der größten aus der Zersplitterung des deutschen Eisenbahnwesens entstandenen Uebelstände ist die gegenseitige Wagenabrechnung der verschiedenen Verwaltungen, die so viel Arbeitskräfte erfordert, daß bei den größeren Unternehmungen das damit beschäftigte Personal ganze Häuser anfüllt, die aber einen noch größeren ökonomischen Verlust in der mangelhaften Ausnutzung des Wagenparks mit sich bringt. Dieses System der gegenseitigen Abrechnung ist bis zur Stunde noch zwischen den einzelnen Directionsgebieten der staatlichen Eisenbahnverwaltung aufrecht erhalten worden, aus keinem anderen Grunde, als weil jede Direction ihren selbständig abschließenden Etat und darum auch das aus ihren besonderen Etatstiteln angeschaffte und unterhaltene Material zu eigener Verfügung halten will. Nachdem nun neuerdings Minister Maybach die königlichen Directionen und Commissionen zu Berichten darüber veranlaßt hat, welche Ersparnisse durch vereinfachte und rationellere Betriebseinrichtung zu erzielen sein würden, hat eine dieser Behörden eine Berechnung nur über die Materialverschwendung angestellt, welche die Wagenabrechnung unter den Staatsbahnverwaltungen verursacht. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die leer rollenden Wagen zu den beladenen sich wie 4 zu 7 verhalten, und wenn, nach einem sehr mäßigen Anschlage, bei gemeinschaftlicher Benutzung des Wagenparks sich die leer rollenden Wagen nur um 20 Procent verminderten, dadurch eine Betriebskostenerparniß von  $3\frac{1}{2}$  Millionen Mark, wohlgemerkt nur für den gegenwärtigen Complex der Staatsbahnen, entstehen würde!

Nach diesem Beispiele kann es nicht mehr befremden, daß unter diesen zehn selbständigen Directionen sich die Geschäfts- und Betriebseinrichtungen

kaum weniger verschiedenartig gestaltet haben als unter den Privatverwaltungen. „Den unablässigsten Bemühungen des Handelsministeriums,“ sagt ein zuständiger Beurtheiler (in den Preussischen Jahrbüchern Bd. 41, S. 435), „ist es nicht gelungen, eine vollkommen einheitliche und übereinstimmende Organisation der einzelnen Verwaltungen herbeizuführen. Der Versuch, im Wege der freiwilligen Vereinbarung gemeinsame Reglements, einheitliche Dienstvorschriften und Instructionen zu Stande zu bringen, ist oft gemacht, aber fast stets an dem liberum veto der einzelnen Verwaltungen, an dem Mangel der Harmonie ihrer inneren Organisation gescheitert. Das Ministerium selbst hat immer häufiger gemeinsame Berathungen über gemeinschaftlich zu ordnende Angelegenheiten herbeigeführt. Aber . . . die Macht der Gewohnheit, die Anhänglichkeit an traditionelle Einrichtungen, der Localpatriotismus der Directionen, die Schwierigkeit im Einzelnen zu ändern und zu reformiren, während das Ganze bestehen bleibt, Alles dies wirkt zusammen, um die Resultate solcher sogenannten Staatsbahnconferenzen meist negativ zu machen.“

Die Einsicht in diese Mißstände ist wenigstens schon so lange gereift, daß bei dem neuen lebhaften Aufschwunge der Staatsbahnbauten seit 1873 durchaus davon abgesehen wurde, neue Directionen zu bilden. Die neuen Linien wurden den bestehenden Directionen unterstellt, in deren nächstem Bereich sie lagen, und selbst die große Strecke Berlin-Wezlar ist unter die Directionen in Frankfurt und Berlin aufgetheilt. Auch ist es versucht worden, die Annäherung der Gesichtspuncte durch einen fortwährenden und lebhaften Wechsel im höheren Personal der Directionen zu fördern, so daß, nach dem erwähnten Gewährsmann, es gegenwärtig nur wenige Directionsmitglieder geben dürfte, die im Laufe von zehn Jahren nicht schon mindestens zwei Verwaltungen angehört hätten, aber auch diese Maßregel „hat gegenüber der Macht der bei den einzelnen Directionen herrschenden Tradition und bewußten Individualität nichts ausrichten können“. Um aber eine durchgreifende Umgestaltung der ganzen Organisation einzuleiten, bedurfte es eines Anstoßes, wie ihn der gegenwärtige Wendepunct der Eisenbahnpolitik giebt. Und der Mann, welcher durch sein thatkräftiges und unermüdbliches Einwirken diesen Anstoß herbeigeführt hat, ist zugleich der erste Ressortminister, welcher aus der Eisenbahnverwaltung selbst hervorgegangen und der die Erfahrungen einer fünfundzwanzigjährigen fruchtbaren Amtsthätigkeit auf diesem Gebiete zu der Aufgabe der Organisationsreform mitbringt.

Kaum zwei Wochen nach dem Amtsantritt des Ministers Maybach erschien der erwähnte Aufsatz in den Preussischen Jahrbüchern, welcher nach einer Schilderung der Unzuträglichkeiten des gegenwärtigen Zustandes die Grundzüge einer Neugestaltung des Verwaltungsorganismus für die Staatseisen-

bahnen entwickelte, und dessen Ausführungen ohne Widerspruch als den Ansichten des neuen Ressortchefs sehr nahe stehend allgemein aufgefaßt worden sind. Mit dieser Annahme lassen sich die freilich sehr kurzen Andeutungen, welche der Minister selbst in seiner Rede vom 13. Februar d. J. gegeben hat, recht wohl vereinigen. Das erste Erforderniß, um die örtlichen Directionen zu gleichmäßigen Verwaltungskörpern zu machen, ist, die Ausdehnung ihrer Verwaltungsgebiete mehr annähernd zu bemessen, die gegenwärtig von 198 Kilometer (Main-Weser-Bahn) bis zu 1598 Kilometer (Ostbahn) schwanken. Diese Absicht wäre unschwer zu erreichen, indem nach dem Vorschlage jenes Aufsatzes die drei Directionen zu Saarbrücken, Wiesbaden und Cassel mit der Frankfurter, und die zu Münster mit der Hannoverschen vereinigt würden. Neben den übrig bleibenden sechs Verwaltungsstellen würden dann die Directionen der Bahnen, deren Erwerb zunächst in Frage steht, wenigstens vorläufig, und die zu Magdeburg und Cöln wohl auch dauernd erhalten werden. Gegen eine weitere Decentralisation der Verwaltung spricht sich der Aufsatz entschieden aus; die zur Entlastung der größeren Directionen gebildeten Commissionen will er als eine „kostspielige Neuerung“, die sich in keiner Weise bewährt habe, beseitigt wissen. Dagegen sollen die Directionen ganz für die örtliche Verwaltung zugeschnitten und dazu entlastet werden, indem sie mit ihrer bisherigen „Autonomie“ alle Dispositionen, die zweckmäßiger Weise nur im Ganzen getroffen werden können, an eine über ihnen zu errichtende Generaldirection abgeben. Vergleichen wir hiermit die Aeußerungen des Ministers, so stellt derselbe vorab mit einem gewissen Nachdruck in Abrede, daß er sich jemals, wie ihm zugeschrieben worden, dahin ausgesprochen habe, es könne ein Eisenbahnnetz von 200 Meilen (1500 Kilometer) nicht füglich von einer Direction, von einer Centralstelle aus verwaltet werden. Da jene Ziffer um ein Gutes über die durchschnittliche Größe des Verwaltungsgebietes der jetzigen und auch der nach obigem Plane künftig einzurichtenden Directionen hinausgeht, so hat die Bemerkung des Ministers offenbar nur den Sinn, daß nicht eine angeblich früher von ihm selbst gehegte Ansicht als Argument gegen die Errichtung einer Centralverwaltungsstelle für das ganze Staatseisenbahnnetz ins Feld geführt werden soll. Wenn dann Herr Maybach fortfährt, daß „wir darüber nachsinnen, wie die gehörige Organisation der Staatsbahnen, nicht im Sinne der Centralisation, nicht über das Maß der für gewisse Gegenstände nothwendigen Centralisation hinaus, sondern im Sinne der Decentralisation zu bewirken“ sein wird, daß „wir wünschen Behörden zu haben, welche mit den nöthigen Competenzen ausgestattet, über ein angemessenes Verkehrsgebiet bestimmen“, so ist es wohl nicht zu gewagt, in dem Zusammenhange dieser Aeußerungen ziemlich genau die Organisationsgrundzüge des Gewährsmannes der Preussischen Jahrbücher wiederzuerkennen.

Eine Hauptfrage wird nun aber die nach dem Verhältniß der neuen Generaldirection der Staatsbahnen zu dem Centrum der politischen Verwaltung, dem Staatsministerium sein. Die Frage lehrt eigentlich bei allen sogenannten Betriebsverwaltungen im Gegensatze zu der „Staatsverwaltung“, wie der Etat sie nennt, besser den Staatshoheitsverwaltungen wieder und ist in Preußen niemals nach einem festen Grundsatz behandelt worden. Die Domänen-, Forst- und Bergwerksverwaltung bilden noch heute Abtheilungen der zuständigen Ressortministerien; dagegen hatten die Post, die Telegraphie und die Bank besondere Centralstellen, die nur in loserer Weise einem Ministerialressort zugetheilt waren. Im Reiche ist nun die Post mit der Telegraphie zu einem selbständigen Ministerialressort ausgebildet wie in England, wo dies freilich die einzige nennenswerthe Betriebsverwaltung des Staates ist; die Bank dagegen steht in einem ähnlichen Verhältniß zum Reichskanzler, wie früher zum preussischen Handelsminister. Der Aufsatz der Preussischen Jahrbücher nun denkt sich die Generaldirection der Staatseisenbahnen als ein besonderes Eisenbahnministerium, ähnlich dem Generalpostamte, dessen Chef „persönlich als Minister nur bestimmte eximirte Sachen — höhere Personalien, Verkehr mit anderen Ministerien und Landesbehörden, sowie mit dem Cabinet u. dgl. — bearbeiten und einen etwas weiteren Kreis von Sachen als Minister zeichnen würde“. Die Hauptlast der Geschäfte soll vier oder fünf einzelnen Abtheilungen, für Bau-, Betrieb- und Maschinenwesen, Verkehr (Tarif-), Etat- und Kassensachen, zufallen. Es entsprach dies dem eben vorher als „Nachtragsetat“ eingebrachten Project, auf welches Fürst Bismarck vor dem Widerspruche des Abgeordnetenhauses hatte verzichten müssen. Wie inzwischen die Theilung des alten Handelsministeriums durchgeführt ist, so daß der Minister der öffentlichen Arbeiten neben den Staatseisenbahnen noch die Aufsicht über die Privatbahnen, die Bergwerks- und Bauverwaltung unter sich hat, läßt sich in dieses Ressort der Apparat einer voll entwickelten Generaldirection der Staatsbahnen nicht einfügen.

Es liegt in dieser Frage ein Conflict zwischen technischen und politischen Rücksichten, der sich allgemein sehr schwer wird entscheiden lassen. Der Sitz desselben ist der Umstand, daß zu der Centralleitung einer Betriebsverwaltung eine technische Bildung in ganz anderem Sinne erfordert wird, als zu den Staatshoheitsressorts. Ist nun für eine solche Stelle einmal der richtige Mann gefunden, so wird es mit dem Staatsinteresse schwer verträglich, ihn lediglich nach politischen Constellationen wechseln zu lassen, und er selbst wird, wenn er ganz in seinem Amte aufgeht, keinen Sinn für die politischen Verwickelungen behalten. Da nun aber das Gesamtstaatsministerium ein eminent politischer Factor ist, so werden denselben durch solche unpolitische Minister, zumal wenn ihre Zahl sich mehren sollte, unorganische Elemente



eingefügt, die sich selbst bei der Mitentscheidung politischer Fragen ebenso sehr an der unrichtigen Stelle fühlen, wie sie auf dieselbe, vielleicht ganz wider Willen, einen für die politische Gesamtlage ungünstigen Einfluß üben können. Auf der anderen Seite ist es doch aber auch unmöglich, die Chefs von Verwaltungszweigen, welche sich zu der umfassenden Bedeutung unseres Post- und Eisenbahnwesens ausgeweitet haben, vor den parlamentarischen Körperschaften nur als Commissarien eines Ressortministers auftreten zu lassen, der seinerseits wieder sich ganz außer Stande fühlen muß, für diesen ihm äußerlich unterstellten Geschäftszweig auch nur noch die allgemeinste politische Verantwortlichkeit zu übernehmen, — der unausbleiblichen Reibungen zwischen den beiden widerwillig aneinandergeletteten Individualitäten noch zu geschweigen.

Versuchen wir es aber, die Frage für das einzelne Verhältniß ganz nur auf dem Boden der vorliegenden Thatfachen zu erwägen, so läßt sich gewiß nicht sagen, daß die bisher allein erprobte Einrichtung, nach welcher das Staatseisenbahnwesen als einzelne Abtheilung einem Ministerium eingeordnet war, der Entwicklung des Verwaltungszweiges zugute gekommen ist. Um so weniger dürfte dieselbe bei der neuen noch so unabsehbaren Entwicklung des letzteren ausreichen, und einer Generaldirection außerhalb und doch unter dem Ministerium möchte für den Versuch ein Eisenbahnminister doch bei weitem vorzuziehen sein.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Aus Wien.** Die Parteien im Reichsrath. Stellung des Ministeriums. Herr Ofenheim. Ferd. Kürnberger †. Früher Winter. — Der parlamentarische Krieg hat begonnen und wird, so kurze Zeit der Reichsrath erst beisammen ist, bereits mit aller Erbitterung geführt; die alten Parteianamen centralistisch und föderalistisch tauchen wieder auf, aber die Lage der ersteren Partei ist eine andere geworden als je zuvor. Wenn sie in früheren Zeiten Concessionen machte, durch welche der Einheitsstaat gefährdet wurde, so fügte sie sich einem höheren Willen, einer „Zwangslage“, oder glaubte einen Act politischer Klugheit zu vollziehen, wie Galizien gegenüber. Jetzt befindet sie sich in entschiedener Minorität. Und hat sie auch den Trost, daß sie in den Hauptfragen durchaus eines Sinnes ist, daß die Clubs der „Fortschrittspartei“, der „Liberalen“ und die „Wilden“, welche nach rechts oder nach links „anrainen“, entschlossen sind, das Staatsgrundgesetz und die confessionellen Gesetze mit aller Kraft zu vertheidigen, während die Rechte aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt ist, so verbindet doch diese Elemente der Haß gegen Deutschthum und Liberalismus,

und wo diese Fragen ins Spiel kommen, werden sie alle sonstigen Differenzen vergessen. Daß die Rechte von ihrer Mehrheit rücksichtslos Gebrauch machen will, hat sie bei den Wahlen bewiesen. Sie hat das ganze Bureau bestimmt. Denn obwohl die Linke den Grafen Coronini-Cronberg zu den Ihrigen zählt, so war er doch für den Präsidentsitz der Candidat der Rechten, sie wählte ihn, weil er in der auswärtigen Politik und demzufolge in den Heeresfragen sich von seinen sonstigen Parteigenossen getrennt hatte, und nicht zu den starren Centralisten gehört, und die Linke mußte ihren Candidaten Rechbauer fallen lassen, weil sie denselben nicht durchsetzen konnte. Graf Coronini blieb in der Antrittsrede seiner Mittelstellung treu, äußerte sich der Rechten entgegenkommend, betonte aber, daß dem Staatsgrundgesetze nichts vergeben werden dürfe und sprach beiden Theilen zum Ohr, als er Nothwendigkeit wirthschaftlicher Reformen hervorhob. Vorläufig äußern sich Alle sehr befriedigt. Hält er sich genau an sein Programm, ist er streng unparteiisch, so werden bald Alle abwechselnd mit ihm unzufrieden sein — darüber kann er sich wohl nicht täuschen. Um nun wenigstens einen Vicepräsidenten ganz nach ihrem Herzen ernennen zu können, ließ sich die Verfassungspartei in Unterhandlungen mit den Polen ein, deren Unterstützung ihr die Majorität gegeben haben würde, und die Polen bewährten abermals ihren Ruf: sie sagten weder Ja noch Nein zu dem Compromißvorschlage, hielten die Linke hin und pactirten während dessen mit den anderen Fractionen der Rechten. So kamen Dr. Smolka und Hofrath von Gödel-Lannoy ins Präsidium. Smolkas Name kommt bekanntlich in der Geschichte des constitutionellen Oesterreich häufig vor. Daß er einmal — 1846 — zum Tode verurtheilt und zu lebenslänglichem Kerker begnadigt worden, versteht sich bei einem älteren polnischen Politiker so ziemlich von selbst. Zur Zeit der Wiener Octoberrevolution war er Vicepräsident des Reichstages und leitete des letzteren Sitzungen, da der Tscheche Strobach sich vorsichtiglich aus dem Staube gemacht hatte, in den stürmischen Wochen bis zur Einnahme Wiens und ebenso in Kremser. In jener Zeit waren die deutschen und die polnischen Revolutionäre die besten Freunde. Als sie zwölf Jahre später einander im Reichsrathe wieder trafen, waren die Deutschen Andere geworden und erstaunten naiv, die Polen unverändert zu finden. Diesen war es stets höchst gleichgültig und wird es immer gleichgültig bleiben, wie das übrige Oesterreich regiert wird, wenn sie die Freiheit haben, Galizien vollends zu polonisiren und den Verband des Landes mit dem Staate so viel als möglich zu lockern, damit die gänzliche Ablösung und Wiedervereinigung mit dem polnischen Reiche einmal recht leicht vor sich gehen könne. Zu dem Zwecke sind sie bereit, jeden Bundesgenossen anzunehmen und im gegebenen Moment im Stiche zu lassen (um keinen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen!), zu

dem Zwecke werden sie sich auch mit den Russen versöhnen, welchen man zu der Freundschaft von Herzen gratuliren darf. So saß denn auch Smolka, welcher mit kurzen Unterbrechungen dem Reichsrathe seit 1861 angehört, mit seinen Landsleuten stets auf der äußersten Rechten, deren Abstimmungen sich immer darnach richteten, ob die Regierung oder die Opposition dem Polenthum einen Vortheil zu bieten hatte. Vor einigen Jahren schien seine öffentliche Laufbahn abgeschlossen zu sein, Privatverhältnisse hatten ihn zu einem Selbstmordversuch getrieben. Noch kennzeichnet ihn der aus dem Jahre 1848 berühmte „colossale Schnurrbart“, nur ist das einstige Blond dem entschiedenen Weiß gewichen. Dieser auffallende Bart soll, wie man versicherte, ehemals in Hofkreisen sehr unbeliebt gewesen sein. Als der Reichstag von Kremier im Jahre 1848 dem neuen Kaiser durch eine Deputation seine Huldigung darzubringen hatte, gab man sich große Mühe, Smolka zurückzuhalten, weil der Anblick des einstigen Hochverräthers dem Monarchen unangenehm sein müsse, Smolka bestand aber auf seinem Recht und seiner Pflicht als Präsident, und eben jene Begegnung sollte angeblich einen nachhaltigen üblen Eindruck hinterlassen haben. Vorausgesetzt, daß dem so sei, muß durch die Zeit der Eindruck abgeschwächt worden sein, denn sonst würden die conservativen Herren auf der Rechten den Lemberger Advocaten nimmermehr auf seinen jetzigen Ehrenplatz gebracht haben. Neben diesen Veteranen stellten sie einen parlamentarischen Neuling, Herrn von Gödel, von welchem man nur weiß, daß er Beamter und „freiwilliger Slovane“ ist — es giebt eben mancherlei Geschmacksrichtungen!

Auch bei der Wahl des Ausschusses für eine Adresse als Antwort auf die Thronrede nutzte die Rechte ihre Ueberzahl aus; man hatte sich geeinigt, je neun Mitglieder von den beiden großen Parteien und noch sechs aus dem ganzen Hause zu wählen, und diese sechs gehören wieder sämmtlich der Rechten an. Die Verfassungspartei muß sich mithin darauf gefaßt machen, regelmäßig überstimmt zu werden. Das ist bitter, weil ungewohnt, vielleicht wirkt es aber heilsam. Um den Bestand der Verfassung selbst braucht man nicht besorgt zu sein, denn diese kann nur von einer Zweidrittelmajorität und unter Zustimmung des Herrenhauses abgeändert werden. Aber in hundert anderen Dingen kann die Rechte, innerhalb deren das feudale-Merikale Element so großes Gewicht hat, dem Liberalismus die Existenz verkümmern, und dessen Anhänger werden sich gezwungen sehen, dem Doctrinarismus, welchem sie so leicht verfallen, und dem Fractiönl-Ehrgeiz vorderhand Walet zu geben. Wenn sie besonnen vorgehen, werden sie wenigstens den Reactionsgelüsten der ultramontanen Junker und Pfaffen einen Schlagbaum vorlegen können, denn in den Fragen der Gewissensfreiheit sind nicht wenige Föderalisten bereit mit ihnen zu gehen. Schon drohen die Jungtschechen mit ihrem

Austritt aus dem Club, in welchem sie von den Altschekchen unterdrückt werden. Allerdings sind sie nur einige Wenige, können aber den Kern bilden, von welchem verwandte Kräfte sich angezogen fühlen. Und welche Verschiebungen in der Parteistellung eintreten, sobald es heißt: die böhmischen Junker und die Jesuiten kommen! — das hat sich sofort im Herrenhause gezeigt.

Daß den Tschechen irgend eine Zusicherung greifbarer Art für den Fall ihres Eintritts in den Reichsrath gemacht worden sei, haben die Regierungsorgane von Anfang an bestritten; und es scheint in der That so, daß sie sich mit dem Austausch von Phrasen, welche den Schein retten, zufrieden gegeben haben. In der Thronrede spricht der Kaiser seine Freude über die Anwesenheit der Abgeordneten aus Böhmen aus. Das hat man deutscherseits sehr übel genommen, da ja Vertreter Böhmens stets dagewesen seien. Aber wenn dieses Compliment und die Entgegennahme einer ganz unverbindlichen Rechtsverwahrung wirklich der ganze Preis für das endliche Zusammenbringen eines Volksparlaments sind, so lohnt es wahrlich nicht der Mühe, darüber zu reden. Auch nahm das Abgeordnetenhaus die Erklärung der Tschechen, daß sie ihre tschechisch-politischen Glaubensartikel unverfehrt mit in das Parlament gebracht hätten, gemüthsrühig hin. Im Herrenhause dagegen ließ der alte Schmerling es sich nicht nehmen, die aristokratischen Heißsporne, welche ihren Eintritt mit Abgabe derselben Erklärung gewissermaßen entschuldigten, derb und von oben herab abzulanzeln. Die Scene war nicht ohne Komik. In Schmerling kam wieder einmal jener Zug staatsmännischer Ueberlegenheit zur Geltung, welcher seiner Zeit in der Paulskirche den Oppositionsmännern so sehr zuwider war, und vor dem sich später noch häufig die Herbst und Giskra knirschend beugen mußten. Sein Gegner war jener jüngere Schwarzenberg, Fürst Karl (Enkel des Feldmarschalls), auf welchen die feudale Partei große Hoffnungen setzt, da er mehr gelernt haben soll als seine meisten Standesgenossen und auch des Wortes mächtig ist. Diesmal spielte er aber keine glänzende Rolle. Auf die Belehrung, daß das Herrenhaus keine Vertreter einzelner Kronländer kenne, den Hinweis auf das reichstreue Verhalten der früheren Schwarzenberge und die deutliche Anspielung auf eine *reservatio mentalis* wußte er nichts zu entgegnen, als daß früher von den Herrenhausmitgliedern keine Verpflichtung auf die Verfassung verlangt worden sei — was ein grober Irrthum war! Er wird aus dem Rencontre die Lehre gezogen haben, daß man sich die Dinge, über welche man in einer parlamentarischen Versammlung mitsprechen will, etwas genauer ansehen muß. Es hatte aber sofort noch eine wichtigere Folge, nämlich die förmliche Bildung einer Verfassungspartei, während früher das Oberhaus keine Clubs kannte, und die Vereinigung nicht nur aller mehr oder weniger Liberalen aus der Aristokratie, den Kreisen der höchsten Staats- und

Hofbeamten in dieser Partei, sondern auch den sofortigen Beitritt des Erzbischofs von Wien, Rutschker, welcher damit kundgegeben hat, daß er gleich seinem Vorgänger Rauscher weder föderalistische Tendenzen noch den reinen Ultramontanismus zu begünstigen gedenkt. Dieses Ereigniß ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die neue Fraction umfaßt beinahe Alles, was Erfahrung in Staatsgeschäften, Ansehen in der wissenschaftlichen Welt und Rednergabe besitzt, sie behauptet die Majorität im Hause und wird sogleich in der Adresse ihren Standpunct wahren. So können wir das Schauspiel erleben, daß das Herrenhaus die Thronrede in centralistischem, das Abgeordnetenhaus dieselbe in föderalistischem Sinne beantwortet. Die Stellung der Regierung ist dadurch nicht erleichtert worden, da, wie es heißt, die Rechte im Unterhause keineswegs gesonnen ist, ihr ein unbedingtes Vertrauensvotum zu geben. Die Tschechen verlangen einfach, daß die hohen Staatsämter gleichmäßig unter die Nationalitäten vertheilt werden sollen, und den Clericalen ist der Minister Stremayr ungeachtet aller seiner Nachgiebigkeit eine anrühige Persönlichkeit, da sein Name unter den Maigesetzen steht. Diese Verhältnisse werden durch die Adressdebatte geklärt werden, aber wie Graf Taaffe die beiden Häuser zufriedenstellen soll, läßt sich schwer sagen. Dazu kommt noch, daß der Gesetzentwurf über die Verwaltung der „occupirten“ Länder mit den höchst verzwickten Bestimmungen über die Competenz der Delegationen und der Parlamente beider Reichshälften in Ungarn nicht weniger unfreundlich aufgenommen wird, wie in Oesterreich.

Von den neu gewählten Abgeordneten ist es bisher nur dem Herrn von Dfenheim gelungen, von sich reden zu machen. Die Thatsache, daß so viele für ihn abgegebene Stimmzettel von einer Hand geschrieben sind, und die abertauerlichen Gerüchte über die von seinen Agenten angewandten Mittel haben zu dem Beschlusse geführt, seine Wahl vorderhand nicht zu genehmigen, und die Stimmung, welche ihm von vornherein nicht günstig war, ist durch seine verschiedenen Schreiben an den Ausschuß nicht verbessert worden. Der Mann ist sichtlich gewohnt, durch präpotentes Auftreten zu verblüffen. Indessen scheint es doch, als ob die Geschichten von seinen Wetten mit den Wählern u. s. w. entweder erfunden sind oder — nicht bewiesen werden können. Natürlich, wer wird eingestehen, seine Stimme verkauft zu haben!

Aus München ist die Nachricht vom Tode Kürnbergers eingetroffen, einer durch und durch originellen Erscheinung im Leben und in der Literatur. Nicht leicht hat ein geborner Wiener weniger Wienerisches an sich gehabt. Von unserer sprüchwörtlichen Leichtblütigkeit und Leichtlebigkeit keine Spur! Um seine Unabhängigkeit in jeder Beziehung zu wahren, ist er nicht nur als ein Einsamer durch die Welt gegangen, sondern hat oft eine freundlich dargebotene Hand zurückgestoßen, während er sich in größter Dürftigkeit befand.

Auf seine gesammelten publicistischen Schriften haben wir mehr als einmal hingewiesen — sie sind todt geschwiegen worden, weil er sich keiner Partei verschreiben wollte. Nun er selber todt ist, werden sie vielleicht mehr bekannt werden. Als Dramatiker hat er nie den Zugang zur Bühne erlangen können und auch als Novellist ist ihm nie die verdiente Anerkennung geworden. Und da er Selbstgefühl in hohem Maße hatte, mußte er wohl verbittert werden.

Mitte October hat uns vollständiger Winter überfallen, etwas geradezu Unerhörtes. Nicht nur Obst und Trauben, auch Erdäpfel und andere Feldfrüchte sollen noch geerntet werden, und dabei fällt dichter Schnee!

**Aus Kurhessen. Die Landtagswahlen.** — Daß die diesmaligen Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus im Allgemeinen mehr in conservativem Sinne ausfallen würden, war vorauszusehen; was bei denselben besonders auffällig erscheint, betrifft mehr andere Punkte. Dahin gehört u. A. der Umstand, daß Kurhessen, welches mit Recht von jeher für liberal galt und in den drei Legislaturperioden seit der Einverleibung in Preußen zum weitaus überwiegenden Theile Liberale in das Abgeordnetenhaus gesandt hatte, jetzt deren nur drei wählte, während die übrigen elf anderen Parteien zugeschrieben werden. Zur Richtigstellung diene Folgendes:

Bis auf verhältnißmäßig sehr kleine Bruchtheile ist die Bevölkerung Kurhessens, und zwar mindestens seit dort verfassungsmäßige Zustände in modernem Sinne begründet wurden, einer politischen Richtung zugethan, welche man als entschiedenes, besonnenes und umsichtiges Eintreten für unzweifelhaft zeitgemäße Fortschritte der staatlichen Entwicklung bezeichnen kann. Der Geltendmachung dieser Richtung wurden bekanntlich von der kurfürstlichen Regierung, mit der kurzen Unterbrechung von 1848 und 1849, Jahrzehnte lang unnöthig die größten und seltsamsten Schwierigkeiten entgegen gesetzt, so daß die Hauptthätigkeit der Landesvertretung auf geschickte Abwehr unpassender Maßnahmen einer sich vergessenden Regierung gerichtet sein mußte. Die Opposition in Kurhessen, sowohl die in den 1830er und 1840er Jahren, als auch die in den beiden Verfassungskämpfen von 1850 und 1860 bis 1863, bestand mehr in einem Kampfe für das bessere Selbst der Regierung und für die möglichste Heilung der von dieser namentlich durch Unterlassungen angerichteten Schäden. Man hat die Mitglieder der hessischen Kammern immer als liberal bezeichnet, und sie waren es auch nach den Zeitbegriffen; dabei darf aber nicht verkannt werden, daß die Grundlage dieser Richtung ein wahrer und echter conservativer Sinn bildete, mit dem, je trauriger sich die Ausnahmestände gestalteten, ein immer höherer Grad von Besonnenheit und Mäßigung sich verband. Der hessische Liberalismus deckte

sich daher von vornherein keineswegs mit dem Liberalismus in Altpreußen, sondern unterschied sich von einem großen Theile desselben sogar sehr wesentlich. Dieser Unterschied ist im Schooße des Abgeordnetenhauses und des Reichstages mehrfach hervorgetreten, wiewohl die liberalen hessischen Abgeordneten begreiflich keine Neigung verspürten, wegen jenes Unterschiedes sich einer Parteibezeichnung zu entledigen, unter welcher sie mit Ehren die härtesten Kämpfe geschlagen, die größten Siege errungen, und sich einer anderen Partei anzuschließen. Auch war die nationalliberale Partei ja weit genug, um verschiedenen Schattirungen Raum zu gewähren. Wollte man aber die hessischen Liberalen nach dem in Preußen üblichen Maßstabe messen, so sind sie von Anfang an eher den Freiconservativen zuzuzählen. Die Parteibezeichnung macht, wenigstens der Bevölkerung gegenüber, weit mehr aus, als man gewöhnlich denkt. Die Bezeichnung conservativ, selbst mit jenem mildernden Beisatze, mag man in Hessen nicht. Man denkt dabei unwillkürlich immer an die altconservative Partei, welche Olmütz mit den für uns so verhängnißvollen Folgen herbeiführte. Die drei jetzt gewählten und überall als freiconservativ bezeichneten Abgeordneten Hellwig, Pfannstiehl und Zimmermann gehören zu derselben Richtung, wie die bisherigen Vertreter der betreffenden Bezirke, die als nationalliberal bezeichnet wurden. Hellwig stand zu kurfürstlichen Zeiten stets in den Reihen der übrigen Liberalen, Pfannstiehl gehörte in den Communallandtagen ebenfalls dazu, und Zimmermann konnte es nicht abwarten, bis die hessischen Liberalen, zu denen er gehört, die ihnen gebührende Bezeichnung freiconservativ annahmen. Unkundige Altpreußen haben dies als Fahnenflucht bezeichnet.

Anders verhält es sich mit der Wahl von sechs mit Recht als conservativ bezeichneten Personen. Nach der preußischen Besitznahme Hessens erstrebten die bis dahin hessischen Abgeordneten, ihrer geschilderten Richtung entsprechend, einen möglichst allmählichen und harmonischen Uebergang des Landes in die neuen Verhältnisse. Sechszehn derselben, welche sich in der eigenthümlichen Lage berufen glaubten, dessen Interesse der neuen Regierung gegenüber zu wahren, sandten einige aus ihrer Mitte zur Recognoscirung nach Berlin und gaben auf deren Bericht hin am 5. September 1866 dem Abgeordnetenhause die Erklärung ab, daß sie die Annahme des Gesetzentwurfs über die Einverleibung in dem im Commissionsberichte niedergelegten Sinne den Interessen Kurhessens entsprechend hielten. Aber gerade diese Erklärung wurde von der preußischen Fortschrittspartei zu einer Fassung des Gesetzes benutzt, welche jenem Sinne widersprach. So kam es während der Diktaturzeit zu den Verordnungen, welche die tiefstgreifenden Aenderungen mit größter Plötzlichkeit herbeiführten. Dies ist von der Bevölkerung nachhaltig übel

aufgenommen, und jene Vertrauensmänner, die sich so getäuscht sahen, haben niemals ein Mandat zum Abgeordnetenhaus angenommen. Jene Erklärung wurde namentlich von F. Dettler getadelt, der dafür von der fortschrittlichen Berliner Presse unvernünftiger Weise des Particularismus geziehen wurde. Eine gewisse Scheidung unter den früheren Führern war unausbleiblich. Die frühere kurfürstlich-demokratische Volkspartei, dann die kleine Fortschrittspartei, die Partei der Renitenten und viele sonstig Unzufriedene schürten Jahre lang am Hasse gegen die Partei, welcher jene 16 angehörten. Dazu gesellten sich die zahlreich entstandenen agrarischen Elemente, und so ist allmählich in Hessen an Discreditirung der dortigen Nationalliberalen sehr viel geleistet. Es wurden ihnen eine Menge Dinge zur Last gelegt, an denen sie völlig unschuldig waren. Gleichwohl waren die sechs in Rede stehenden Bezirke bisher immer noch von dieser Partei vertreten. Die Sache änderte sich aber unter dem Eindrucke des Umstandes, daß hessische nationalliberale Abgeordnete im vorigen Sommer sich an dem Fehler beteiligten, welchen die Nationalliberalen des Reichstages durch Nichtamendirung des ersten Socialistengesetzesentwurfs begingen. Nun brach der auf obige Art längst stark unterwühlte Boden, und die Wahl der sechs Conservativen beruht auf der nun eingetretenen Gleichgültigkeit des Kerns der Bevölkerung. Dazu kamen örtliche Gründe. Der conservative Justizrath Grimm in Marburg würde z. B. vom Bezirke Kirchhain-Frankenberg nicht gewählt sein, wenn nicht zwei liberale Candidaten sich entgegen gestanden hätten, die sich schon seit Jahren bei jeder Wahl befehdeten und von denen früher bald der eine, bald der andere gesiegt hatte. Die Erfahrung hätte belehren sollen, denn schon vor Jahren hatte Grimm bei der Reichstagswahl auf dieselbe Art gesiegt, und beide Male haben die Katholiken von Amöneburg den Ausschlag gegeben. Im Bezirke Homberg-Ziegenhain machten drei liberale Candidaten dem conservativen Landrath von Gehren den Sieg leicht. Im Bezirke Schlüchtern-Gelnhausen konnten Nationalliberale und Fortschrittler sich nicht einigen, daher der Landrath von Trott siegte.

Zerfahrenheit, Führerlosigkeit und mangelnde Organisation, zum Theil Folgen oben erwähnter Vorgänge, haben ein Ergebnis zu Stande gebracht, das Hessen in unrichtigem Lichte erscheinen läßt. Welche Bewandniß es aber mit dem hessischen Liberalismus hat, ist kürzlich vom Reichstagsabgeordneten Reichsgerichtsrath Bähr dem Abgeordneten E. Richter öffentlich klar gemacht. Dieser war am 25. September in Kassel erschienen, um einer aus Mißvergnügten verschiedener Art bestehenden Fortschrittspartei aufzuhelfen. In seiner Rede bezichtigte er die hessischen Nationalliberalen des Uebergangs in das conservative Lager. Bähr aber diente ihm mit dem Hinweise, daß unsere



Liberalen nichts gemein haben mit den Schwächen des preussischen Liberalismus, durch den wir uns oft abgestoßen fühlten. „Wir waren,“ sagt Bähr, „in Hessen gewohnt, die realen Interessen des Volkes zu vertheidigen, in Preußen aber kämpfte der Liberalismus öfter für Dinge, denen wir nur einen theoretischen Werth beilegen konnten, oder die nur dazu dienen sollten, die politische Machtstellung der Parteien zu erweitern. Dafür konnten wir uns nicht erwärmen.“

Aus allem Vorstehenden dürfte hervorgehen, daß wir es bezüglich der hessischen Wahlen mit einer vorübergehenden Erscheinung zu thun haben. Nach den jetzigen Abrechnungen mit den Folgen früherer Mißlichkeiten, und nach einer gesunderen Gestaltung der Parteien überhaupt, wird Kurhessen seinen richtigen Platz unzweifelhaft wieder einnehmen.

**Aus Berlin.** Olympiasunde. Mitterfeier. Eröffnungen. Todesfälle. — Im sogenannten Campo Santo, jener modernen Ruine des von Friedrich Wilhelm IV. projectirten neuen Dombaus, ist die Ausstellung der Gypsabgüsse von den Resultaten der deutschen Ausgrabungen in Olympia nach längerer Pause wieder eröffnet. In praktischer Weise ist ein leichter Ueberblick über die Ergänzungen, welche die Giebelfiguren durch die Ausgrabungen der Periode 1878/79 erfahren haben, dadurch ermöglicht, daß die Figuren in den oberen Giebelbreitungen unverändert gelassen und die Ergänzungen beziehungsweise Berichtigungen nur mit den in gleicher Anordnung unter jenen aufgestellten Abgüssen vorgenommen sind. Da zeigt sich denn, daß die neuen Funde nicht ohne Bedeutung gewesen sind für die Gesamtanordnung der Giebelfiguren, bald die bisherigen Annahmen bestätigend, bald zur Aufgabe derselben nöthigend. Letzteres ist insbesondere der Fall bei dem Westgiebel, in welchem bekanntlich der Kampf der Lapithen und Kentauren dargestellt war. Hier hat die Auffindung eines Kopf- und Halsstückes nebst Schulteransatz, welche genau zu der einen von einem Kentauren ergriffenen weiblichen Figur passen, genöthigt, den bisher dieser Figur zuertheilten Kopf anderweitig unterzubringen; und zwar blieb nichts anderes übrig, als den bisher für weiblich gehaltenen Kopf nunmehr einem Jüngling zuzuweisen, da er zu keiner der aufgefundenen Frauenfiguren passen wollte. Auch die rechte Hand der Mittelfigur der Gruppe des Alkmenes — Peirithoos nach der Erklärung des Pausanias, Apollon nach der Deutung der meisten Neueren — ist durch eine neu aufgefundene genau passende Hand nebst Unterarm ersetzt. Sonst haben die Figuren dieses Giebels noch mannichfache Bereicherung und Ergänzung durch einzelne Gliedmaßen erfahren. Dagegen sind bei den Figuren des Ostgiebels, den Wettkampf des Pelops und Dinomaos darstel-

lend, mehrere Köpfe neu hinzugekommen, so namentlich der des jugendlichen Flußgottes Kladeos und der vordere Theil des Dinomaoskopfes. Eine wesentliche Vervollständigung hat sodann die anmuthige Nike des Paionios durch die Anfügung des fast vollständig aufgefundenen linken, gewandfreien Beines erfahren. Auch die Metopen mit den Thaten des Herakles sind vielfach ergänzt. Dazu kommt eine große Zahl kleinerer, selbständiger Ausgrabungsstücke, so daß auch dem Laien klar wird, daß die Mühe nicht vergeblich gewesen. Das Publicum besucht denn auch eifrig die Ausstellung, und äußert mit mehr oder minder Lebhaftigkeit und Verständniß seine Befriedigung. Den Glanzpunct bildet unbestritten der herrliche Hermes des Praxiteles. Ueber die mühevollen Arbeit der Archäologen hörten wir neulich eine nicht gerade wissenschaftlich aber doch äußerlich zutreffende Bemerkung eines Besuchers, welcher dieselbe den Zusammensetzspielen unserer Kinder verglich.

Am 12. October wurde in der hiesigen geographischen Gesellschaft in würdiger Weise die Feier des hundertjährigen Geburtstags Karl Ritters begangen. Die im Saale des Architektenhauses, in welchem von tropischen Gewächsen umgeben die Büste Ritters aufgestellt gefunden hatte, abgehaltene Festigung wurde durch eine kurze auf die Bedeutung der Feier hinweisende Ansprache des zeitigen Vorsitzenden der Gesellschaft, Dr. Nachtigal, eröffnet. Dann folgte ein eingehender die Bedeutung Ritters nach ihren verschiedenen Seiten würdigender Vortrag des Dr. Marthe. Namens der zahlreich vertretenen auswärtigen geographischen Gesellschaften übergab sodann Professor Bruhns aus Leipzig die von diesen behufs Ausführung einer Marmorbüste des Gefeierten aufgebrachte Summe, die von Dr. Nachtigal mit Dank und der Mittheilung entgegengenommen wurde, daß die hiesige Gesellschaft das Capital der Karl Ritter-Stiftung um 2000 Mark aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages erhöht hatte. An die Sitzung schloß sich in üblicher Weise ein Festmahl, bei welchem die Worte des Geh. Rath Kramer, des Biographen des Gefeierten, den Mittelpunkt des Interesses bildeten.

Allenthalben wird mit beginnendem Herbst die Thätigkeit wieder aufgenommen. Den Beginn machte die feierliche Eröffnung des Kammergerichts in seiner theilweise neuen Zusammensetzung und unter den veränderten Verhältnissen durch seinen neuen Präsidenten Meyer. Seiner Ansprache erwiderten Namens der Staatsanwaltschaft Oberstaatsanwalt von Lutz, Namens der Anwaltschaft der bisherige Vorsitzende des Ehrenrathes und Nestor der hiesigen Rechtsanwälte, Geheimrath Ufert. Es folgte sodann die Eröffnung der Generalsynode, deren weiße Halsbinden eine ungewohnte und eigenthümliche Staffage der verkehrreichen Leipziger Straße bilden. Um auf die Beratungen der Synode den Segen des Himmels im Sinne unserer Ortho-

doxie herabzuflehen, hat sich unter den Gerechten in Babel ein Gebetbund gebildet, der denn auch nicht vergeblich zu wirken scheint. Endlich ist auch die Universität mit der üblichen Feier und Uebergabe des Rectorats durch den bisherigen Rector Zeller an den neuen, Beseler, eröffnet. Auch unsere städtischen Behörden sind im Begriff, den Kreis ihrer Thätigkeit durch Bildung einer aus Magistratsmitgliedern, Stadtverordneten und Bürgerdeputirten „gemischten Deputation“ für Gewerbeangelegenheiten zu erweitern. Veranlassung zu diesem Schritt hat wohl das Auftreten der sogenannten Handwerkerpartei, die, ohne im Einzelnen ihre Ziele näher zu präcisiren, im Allgemeinen über nicht genügende Berücksichtigung des Handwerkerelementes sich beklagt, gegeben. Es mag mit Freude begrüßt werden, wenn unsere Communalbehörden sich der Prüfung dieser Beschwerden und womöglich ihrer Abhülfe unterziehen. Dennoch glauben wir, daß der Grund des Uebels, welches in den zahlreichen kleinen Concurssen und den noch häufigeren Fällen, wo die Eröffnung des Concursses Mangels ausreichender Masse von den Gerichten abgelehnt wird, allerdings deutlich zu Tage tritt, in tiefer liegenden Verhältnissen zu suchen ist, insbesondere in der ungesunden Gestaltung unserer Creditverhältnisse.

Schließlich sei noch des Todes zweier bekannter Berliner Persönlichkeiten gedacht, des Geheimen Finanzraths Scheidtmann von der Seehandlung, eines namentlich in kaufmännischen Kreisen bekannten Mannes, sowie des ersten Capellmeisters unserer königlichen Oper, des als ausgezeichneten Dirigenten allgemein anerkannten Eckert.

---

## L i t e r a t u r .

Goethe in Offenbach. — Aus Anlaß der hessischen Landesgewerbeausstellung in Offenbach am Main ist eine Festschrift erschienen, die geeignet ist, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu fesseln. Der Verfasser ist Emil Pirazzi und der Titel heißt: „Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit“ (Offenbach 1879). Das geschmackvoll und anziehend geschriebene Buch behandelt in neun Abschnitten 1) die frühesten Anfänge und erste Entwicklung der Stadt, 2) das Schloß der Isenburger, 3) Gustav Adolf und der Fürstencongreß in Offenbach, 4) die Drangsale in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, 5) Merians Ansicht von Offenbach, 6) Offenbachs allmähliches Heranwachsen zur Stadt, 7) die Frankfurter Messe und das Meßgeleit, 8) die Entstehung der Offenbacher Industrie, 9) unter der Ueberschrift: „Der Musensitz am Main“ die André und Bernard d'Orville, Goethe und Lili, Sophie de la Roche und Bettina Brentano. Insbesondere dieser letzte Abschnitt bietet jedem Freunde unserer Literatur Anregung und mancherlei Belehrung. Von allen Liebesverhältnissen Goethes ist das merkwürdigste, das zu Lili Schönemann, bis jetzt am wenigsten aufgeklärt. Der

eine Schauplatz desselben war Frankfurt, der andere, wie wir aus „Dichtung und Wahrheit“ wissen, Offenbach im Hause d'Orvilles, bei den Verwandten seiner Braut. Hier ist der erheblichste Theil jener stürmischen Herzensergießungen entstanden, welche Goethe im Jahre 1775 an die Gräfin Auguste Stolberg schrieb, und hier wäre denn auch das reizende Scherzspiel: „Sie kommt nicht“ am 23. Juni 1775, dem Geburtstag Lili's, aufgeführt worden, wenn diese ganze Episode in „Dichtung und Wahrheit“ nicht eine reine Schelmerei des Dichters wäre; denn an jenem 23. Juni 1775 war Goethe weder in Frankfurt noch in Offenbach, sondern auf dem St. Gotthard in der Schweiz, ebenso eifrig als vergeblich bestrebt, seine Braut zu vergessen. In Offenbach hat er nach seiner Rückkehr am 17. September jene Faustscene geschrieben, die Jedermann an den Briefworten erkennt: „Mir war's in all dem wie einer Ratte, die Gift genommen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen war Lili hier, und in dieser Stunde war ich in der grausamst feyerlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens.“ In Offenbach scheint nach diesen und ähnlichen Aeußerungen der Seelenkampf in seine Krise getreten zu sein, der nachher durch die Lösung des Verlöbnißes und die Uebersiedelung nach Weimar noch keineswegs vollständig beendigt worden ist. Mit Liebe und Sorgfalt hat der Verfasser diese Dinge behandelt, und gewiß ist ihm in der Annahme Recht zu geben, daß der Abbruch dieses Verhältnisses weit mehr in der Individualität Goethes als in der Lili's seinen Grund gehabt hat.

Handbuch der Statistik von Maurice Block. Deutsche Ausgabe, zugleich als Handbuch der Statistik des deutschen Reichs von G. von Scheel, Dr. Professor, Mitglied des kaiserlichen statistischen Amtes. Das Buch verfolgt einen doppelten Zweck, einen wissenschaftlichen und einen praktischen. Es enthält eine Theorie der Statistik und dient zugleich als statistisches Handbuch. Zu Grunde gelegt ist Moriz Block's „Traité théorique et pratique de Statistique“, dessen geschichtlicher und theoretischer Theil mit geringen Abänderungen wiedergegeben sind. Dagegen sind das dritte und vierte Buch, die Praxis und die Ergebnisse der Statistik, ganz umgearbeitet. Anstatt der französischen ist hier die deutsche Statistik in den Vordergrund gerückt. Wir werden mit der Organisation der betreffenden Anstalten bekannt gemacht, mit dem Verfahren, wie es bei der Aufnahme der statistischen Daten, bei ihrer Bearbeitung, bei ihrer Darstellung durch graphische Mittel üblich ist, mit der Organisation der Volkszählungen, als der grundlegenden Operationen für alle Statistik; das alles jedoch unter beständigem Vergleich mit den Erfahrungen in anderen Ländern. Der letzte Abschnitt enthält, in übersichtlicher Weise zusammengestellt, die auf den neuesten Stand gebrachte Statistik des deutschen Reichs, wofür als Hauptquelle die vom kaiserlichen statistischen Amt herausgegebenen Bände und Monatshefte zur Statistik des deutschen Reichs benutzt sind. g.

Zur Quellenkunde der Kreuzzüge. „Arabische Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge, übersetzt und herausgegeben von Dr. E. P. Goergens, Professor der Universität zu Bern, unter Mitwirkung von Dr. Reinhold Köhricht,“ heißt der Titel eines höchst dankenswerthen Unternehmens, dessen erster Band „Zur Geschichte Soläh ad-dîn's“ in Berlin im Weidmannschen Verlag erschienen ist. Die Absicht der beiden rühmlich bekannten Gelehrten

ist, den reichen Schatz aller für die Kreuzzüge werthvollen arabischen Geschichtsquellen in deutscher Sprache herauszugeben und dadurch den größten Theil derselben der Forschung überhaupt erst aufzuschließen. Der große Recueil des historiens des croisades, den die Académie des inscriptions zu Paris mit mehr Pracht als allseitiger wissenschaftlicher Gründlichkeit herausgibt, schreitet bekanntlich unendlich langsam voran und scheint mit der Veröffentlichung gerade der arabischen Texte vollständig in Stocken gerathen zu sein.

Der vorliegende Band nun giebt eine Uebersetzung des Abû Sâma, eines Chronisten, der vermöge seiner reichhaltigen Auszüge aus den besten jetzt verlorenen arabischen Geschichtswerken für die Geschichte der Kreuzzüge eine hervorragende Bedeutung hat. Die französische Sammlung hat ihn noch nicht herausgegeben.

Abû Sâma ist im Jahre 1203 in Damaskus geboren und im Jahre 1267 daselbst ermordet worden. Die Bewunderung der Zeitgenossen nannte ihn: „das Orakel der Mitwelt, den Dolmetscher der Vergangenheit und jeglicher Wissenschaft, den Phönix seiner Zeit, das Wunder seines Jahrhunderts“. Das Lieblingsstudium des gefeierten Vorlesers in der Moschee zu Damaskus war die Geschichte. „Viele Jahre,“ sagt er selbst, „habe ich darauf verwendet, Einblicke in das Leben von Männern aus älteren und jüngeren Geschlechtern zu gewinnen; ich habe den Propheten und seine Zeitgenossen, Chalifen, Sultane, Rechtsgelehrte, Traditionisten, heilige und tugendhafte Männer, Dichter, Grammatiker und andere Gelehrte kennen gelernt und gefunden, daß, wer ihre Zeitgeschichte sich aneignet und ihr Leben sich vergegenwärtigt, selbst gleichsam ihr Zeitgenosse wird, mit ihnen zu verkehren und lebendigen Umgang zu pflegen glaubt; das historische Studium ersetzt ein langes Leben, selbst wenn ein früher Tod den Forscher abruft.“

Die Einleitung, der wir diese Details entnehmen, giebt genaueren Aufschluß über Abû Sâmas literarische Thätigkeit, seine Forschungen über Muredin und Saladin, die Methode, nach der der Uebersetzer verfahren ist, die Handschriften der Bibliotheken von Berlin und München, die er benutzt hat, bevor ihm der zu Kairo 1871/72 im Druck erschienene Text des Buches „der zwei Gärten“ zu Gesicht kam.

Die Goergenssche Uebersetzung des zweiten Theils des Buches „der beiden Gärten“ ist begleitet von einem Anmerkungencommentar, in welchem Rühricht sachlich erschöpfend und doch knapp in der Fassung alles erläutert, was der Erläuterung bedarf. Den Schluß bilden Auszüge aus drei weiteren arabischen Texten, die ebenso wie Abû Sâma bisher noch nicht übersetzt worden sind. Zur Geschichte des Zeitraums von 1178—1200 sind damit werthvolle Beiträge gegeben, insbesondere die Verhältnisse im Königreich Jerusalem gewinnen eine vielfach neue Beleuchtung. Mit einiger Ueberraschung wird der moderne Leser z. B. beobachten, wie ruhig und behaglich dort Muselmänner und syrische Christen sich mit einander vertragen, während Kreuzfahrer und Ungläubige sich bis aufs Blut bekämpften, und wie die Muselmänner, gerade so wie die Christen, sich zu Vereinen zusammethaten, um ihre von den Christen gefangenen Glaubensgenossen aus der Sklaverei loszukaufen u. s. w. Wir wünschen der fleißigen Arbeit, die vorläufig auf drei Bände angelegt ist, rüstigen Fortgang und die allseitige Aufmunterung, die sie verdient.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 23. October 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Das Julikönigthum.\*)

Die Zeit des Bürgerkönigthums liegt als eine abgeschlossene historische weit hinter unserem Geschlecht. Jede Beziehung scheint abgerissen, eine zwei- und dreifache Umwälzung hat andere Männer, andere Zustände in Staat und Gesellschaft heraufgeführt; die Leidenschaften, die jene Generation erfüllten, finden kein Echo mehr in der heutigen. Und doch wird man nicht leugnen können, daß innere Bezüge sich finden, die noch heute wirksam sind und vor Allem noch immer eine gewisse Sympathie mit den Erscheinungen jener Epoche begründen. Ist ihr unmittelbarer Einfluß durch gewaltsame Katastrophen abgeschnitten, so ist dafür noch eine Art von Pietät lebendig. Ungefähr wie man sie in späteren Jahren für einen Tummelplatz oder ein Schulgebäude empfinden mag, in dem man vor Zeiten aus- und eingegangen ist. Es ist alles noch vertraut, und doch alles fremd geworden. Zu unseren Jugenderinnerungen gehört auch der Widerhall jener großen Reden, die einst den Palast Bourbon erfüllten, deren Pracht und Wohlklang die Freisinnigen aller Welt bezauberte, und die damals auch unter uns Deutschen der Hauptstoff für das politische Gespräch und die politischen Zeitungen waren. Die Sondernung und Gegenstellung der Parteien, der Kampf der Kammer mit der Krone, jene gewaltigen Adressdebatten, das Alles ist ein wesentliches Element, wo nicht die Grundlage unserer politischen Erziehung gewesen. Das war unser Katechismus. Selbst der Inhalt unserer politischen Forderungen war wesentlich jenem Vorbild entlehnt, das für die constitutionelle Doctrin schlechthin als classisch galt, und fast scheint es, als ob die Wirkungen dieser Schule bei uns Deutschen noch hartnäckiger haften, als bei den Franzosen.

So steht uns diese Epoche nah und entrückt zugleich — die günstigste Entfernung für den Schriftsteller, der ihr ein literarisches Denkmal aufrichten will. Kein Parteiinteresse kann seinen Blick trüben und verwirren, und doch weiß er, daß seinem Gegenstand ein lebhaftes, ja warmes Interesse gesichert

\*) Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III. Von Karl Hillebrand. Zweiter Theil. Die Blüthezeit der parlamentarischen Monarchie. 1837 bis 1848. Gotha, Fr. A. Perthes. 1879.

ist. Unbestochen ist das Urtheil durch den Glanz, der für die Zeitgenossen von der französischen Rednerbühne ausstrahlte. Und doch ist der heutige Geschichtschreiber selbst noch genug Zeitgenosse, um die Bewegungen, die er zu schildern unternimmt, mitzuempfinden. Ja er kann noch selbst den hundertfältigen Spuren des vergangenen Zeitalters nachgehen: er hat noch einen persönlichen Eindruck von den Helden und den Begebenheiten, die er jetzt aus gemessener Entfernung darzustellen hat.

Daß die Aufgabe, Frankreichs neuere Geschichte zu schreiben, nicht in berufenere Hände gelegt werden konnte, als in die Karl Hillebrands, ist schon beim Erscheinen des ersten Bandes anerkannt worden. Der zweite Band bestätigt es aufs Neue. Eben aus jener günstigen Stellung hat Hillebrand Vortheile gezogen, wie es einem Anderen nicht leicht möglich gewesen wäre. Mit dem Boden, auf dem seine Geschichte spielt, in seltenem Maße vertraut, hat er die Strömungen des öffentlichen Geistes in Frankreich, in Staat, Literatur und Gesellschaft, seit Jahren zu seinem besonderen Studium gemacht. Er schöpft noch aus lebendiger Tradition, und diese selbst hilft ihm, aus den zahllosen gedruckten Denkmälern der Epoche das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Der energischen Gestaltungskraft, mit der er die Fülle des Materials bewältigt, gesellt sich ebenbürtig die Schärfe und Tiefe des Urtheils, das den Erscheinungen auf den Grund geht. Treffliche Bildnisse der Protagonisten sind der Darstellung eingeflochten, übersichtlich ist der Gang der Dinge nach außen und im Innern erzählt, unter Benützung neuer Quellen aus den Archiven von Berlin, Karlsruhe und Turin, aber am meisten fesselt doch die Kunst, womit der Geschichtschreiber dem französischen Volk in die Seele blickt.

Eben diese Eigenschaften konnten sich am glänzendsten entfalten in dem ersten Abschnitt des neuen Bandes. Der erste Band führte bis zum Ausgang des Jahres 1837. Es war damals gerade eine Windstille im öffentlichen Leben, die äußeren und inneren Stürmen vorausging, und die nun der Geschichtschreiber dazu benützt, an dieser Stelle ein Gesamtbild der inneren Entwicklung Frankreichs während der achtzehn Jahre des Julikönigthums zu geben. In fünf Capiteln werden abgehandelt: die Gesellschaft, die literarische Bewegung, die religiöse Bewegung, der Socialismus und die Volkswirtschaft, endlich die wirtschaftliche Gesetzgebung. Der Geschichtschreiber kann hier selbstverständlich nicht in ausführlicher Erzählung sich ergehen, seine Absicht geht vielmehr auf ein kritisches Resumé, er begnügt sich, den Zusammenhang der Erscheinungen nachzuweisen. Hier ist es nun unvermeidlich, daß bei dem Bestreben, einen überreichen Stoff zusammenzudrängen, Allem gerecht zu werden und in die Tiefe der Dinge zu gehen, zum Theil eine Reflexion Platz greift, die den Fluß der Darstellung hemmt, die Kenntniß der Erscheinungen

selbst ist beim Leser vorausgesetzt, nicht alles ist gleich durchsichtig gerathen. Doch weiß Hillebrand immer wieder durch lebensvolle Züge, die geschickt ausgewählt sind, Farbe in das Gemälde zu bringen, wie denn z. B. die Abschnitte über den Hof, über die Salons, über die Wandlungen im gesellschaftlichen Leben durch viele Einzelzüge belebt sind, und im Uebrigen die Hauptströmungen der Literatur und ihre Wortführer deutlich heraustreten.

Es war ein hochstrebendes, begeistertes Geschlecht, das Geschlecht von 1830, das in den Julitagen gesiegt hatte, und des Talentes war die Fülle. Eine wunderbare Freudigkeit und Siegeszuversicht belebte die Jünglinge, und der Neubau der nationalen Cultur, wie der Ausbau des nationalen Staates schien Allen ein Kinderspiel zu sein. Die Frage drängt sich dem Geschichtschreiber von selbst auf: warum sind diese hunderte lebens- und schaffensfrohe Talente, deren Frühlingspracht Europa bewundernd sich entfalten sah, vorübergezogen wie blendende Meteore, ohne etwas Bleibendes zu schaffen im Staate, in der Kunst, in der Literatur? Der Ursachen, antwortet er, sind viele, und sie sind viel verschlungen: die zwei obersten aber waren doch wohl die durch die Revolution von 1830 entfesselte Selbstsucht und der alles anfressende Parteigeist. Das subjective Begehren war nach Niederwerfung der Autorität die einzige Richtschnur des Handelns und Schaffens. Der demokratische Sinn, der aller großen persönlichen Wirkung den Krieg erklärt, sie mit Gesetzen, Moden, Meinungen überall einzudämmen sucht, pflegt zugleich den Individualismus der Mittelmäßigkeit zu emancipiren, indem er für alle Individuen dieselbe Geltung verlangt. Fast Niemand mehr wußte sein Ich zu vergessen im Dienste des Idealen, sich in die Dinge zu versenken, um sie künstlerisch frei wiederzugebären: man dachte nur an sich, an den Erfolg, welcher Reichthum, Genuß, vor Allem aber Befriedigung der Eitelkeit verhieß. Die Wirkung nach außen ward der Hauptbeweggrund des künstlerischen Schaffens. Daher die Affectation und Unwahrheit dieser ganzen Literatur und Kunst. Es zeigte sich wieder einmal, so fährt der strenge Beurtheiler fort, daß das Talent das schlimmste aller Geschenke ist, wenn's nicht mit Ernst und Uneigennützigkeit gepaart ist. Die Schuld jener Generation war eben die Abwesenheit alles Pflichtgefühls, des künstlerischen, wie des sittlichen, wissenschaftlichen und staatlichen bei den scheinbar idealsten Bestrebungen, der flammendsten Begeisterung für diese ihre unbestimmt allgemeinen Ideale von Freiheit, Volkswohl, Vaterland, hinter denen kein klarer Begriff von der Aufgabe stand, die man so leicht zuversichtlich übernahm. Und dies nun wiederum hing mit dem revolutionären Charakter der Zeit und dem Parteigeiste derselben zusammen. Fast alle Talente jenes von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Geschlechtes begaben sich in den Dienst der Partei, meist der politischen und religiösen, im besten Falle der wissenschaftlichen und



künstlerischen. Die Meisten gingen stracks zur Politik selber über, in der Hoffnung, durch sie schneller zu Ansehen und Reichthum, womöglich auch zur Macht zu gelangen; und keiner fragte ob er auch zur Politik geboren und erzogen sei, so daß auch das Staatsleben nichts bei diesem Uebertreten bedeutender Talente aus den ihnen durch die Geburt angewiesenen Gebieten gewann: sie behandelten die Staatsangelegenheiten eben nicht als Staatsmänner, sondern als Historiker, Philosophen, Dichter, im besten Falle als Redner.

So streng lautet das Urtheil des Geschichtschreibers. Andererseits verkennt er nicht, daß die literarische Revolution im Ganzen Frankreich doch zum Vorthheil gereichte: sie wirkte nicht schöpferisch, aber befreiend, sie erweiterte den Gesichtskreis des französischen Geistes und bereitete die historisch-kritische Anschauung der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts vor. Auch weiß Hillebrand das Anziehende wie das Großartige einzelner literarischer Erscheinungen überzeugend zu schildern. Doch wahrhaft sympathisch ist ihm nur der eine Alexis von Tocqueville. Ihm, dem selbständigen Denker, der an den Vereinigten Staaten von Amerika das Wesen der Demokratie studirt hatte, wird weitaus der erste Preis zu Theil vor glänzenderen Namen. „Er zuerst sah, wohin das Princip und die Thatsache der Volkssouveränität führen mußte . . . Er zeigte, wie unnütz und thöricht es sei, anstatt die Formen für die gegebenen Zustände zu suchen, diese Zustände durch willkürliche Formen bestimmen zu wollen . . . Er, selbst voll hoher und feiner Bildung, sah mit klarem Auge die unvermeidbare Mittelmäßigkeit der zum Herrschen bestimmten Demokratie . . . Ihm war es um die Sache, d. h. die Freiheit und die Selbstregierung, nicht um die Etikette, Republik oder Monarchie, zu thun. Allein er sollte nicht einmal erleben, wie seine Anschauungsweise in der gebildeten Nation Eingang fand.“

Die eigentliche Geschichtserzählung umfaßt das Jahrzehnt 1838 bis 1848. In der auswärtigen Politik steht während dieses Zeitraumes die Orientkrisis und der Kriegslärm von 1840 im Vordergrund. Weiterhin werden die Wechselfälle des herzlichen Einvernehmens mit England dargestellt, an diesem Faden sind fast alle auswärtigen Actionen Frankreichs in dieser Zeit aufgereiht. Die unheilbare Spannung, die sich wegen des unredlichen Streichs der spanischen Doppelheirath zwischen England und Frankreich befestigte, giebt dem Geschichtschreiber Anlaß, einen Seitenblick auf die preussische Politik zu werfen, welche die Gunst dieser Constellation ungenützt vorübergehen ließ, wie denn überhaupt die Politik Friedrich Wilhelms IV., so oft sie gelegentlich zur Sprache kommt, die herbste Beurtheilung erfährt.

Doch die Hauptaufgabe ist dem Verfasser, die innere Geschichte Frankreichs in diesem Zeitraume darzustellen, die wachsende Entfremdung zwischen

Volk und Krone, den Kampf zwischen Kammer und Ministerium, die zunehmende Untergrabung des Thrones, endlich die jähe Katastrophe des Februar. Es ist ein dramatisches Gemälde voll Leben und Bewegung. Wir ahnen das Ende schon, wenn uns auf den ersten Seiten der König und sein Haus geschildert werden, dennoch hält uns das Spiel, wie es von Act zu Act dem Ende zurollt, unausgeseht in Spannung. Die Fülle der Begebenheiten geht an uns vorüber, selbst Proben der parlamentarischen Beredtsamkeit oder aus den Flugschriften des Tages werden uns nicht vorenthalten, aber sie sind auf das wahrhaft Charakteristische, jedesmal die Lage scharf bezeichnende eingeschränkt, wie denn Hillebrand meisterhaft die Kunst versteht, durch ein glücklich angebrachtes Detail, ein Schlagwort oder ein Bonmot des Tages ein wirkungsvolles Licht auf die Situationen zu werfen.

Trotz der bürgerlichen Gewohnheiten des Hofes fühlte sich die Nation weniger eins mit der Familie Louis Philipps, als vorher mit dem unnahbaren alten Königshause oder später mit der nicht eben heikeln Cäsarendynastie. Sein Instinct sagte dem Volke, daß dieser König und sein Geschlecht nicht mit Frankreich standen und fielen, daß sie anderen Interessen und Gedanken Raum gaben, welche nicht die Frankreichs waren. Dem geistigen Leben der Nation stand Louis Philipp ferne, und auch die anderen Glieder der königlichen Familie hatten kein rechtes Ohr für den innersten Athemzug der Nation. Der Gunst, welche die Julimonarchie der höheren Künstler- und Schriftstellerwelt entgegenbrachte, lag mehr politisches Parteiinteresse zu Grunde als nationaler Instinct. Endlich vermochten die Prinzen, mit Ausnahme des Seemanns Joinville, auch der Armee nicht das sichere Gefühl beizubringen, daß der Bürgerkönig und dessen Söhne ihre geborenen Führer seien. Der zuverlässigste und pflichtgetreueste der Familie war der Herzog von Nemours. Aber das sind Eigenschaften, bemerkt Hillebrand, welche einem Volke, zumal dem französischen, am wenigsten imponiren.

Im Jahre 1837 schien Louis Philipp seinen Thron fest gesichert zu haben. Der Kampf mit dem Parlament war zu seinen Gunsten entschieden. Noch einmal, im Jahre 1840, gelang es der Coalition der parlamentarischen Häupter, ihm die Macht zu entreißen, doch nur vorübergehend, vom Ende des Jahres 1840, von der Bildung des Ministeriums Guizot an, konnte sich der König dauernd im Alleinbesitze der Herrschaft festsetzen. Er galt weit hin als das Muster eines constitutionellen Regenten. Er befand sich im Einklang mit dem leitenden Minister, und der leitende Minister im Einklang mit der Kammer, aus der er hervorgegangen war. Was konnte loyaler sein? Sind wir nicht constitutionell, fragte der Minister Duchâtel, wenn wir stets mit der Mehrheit regieren? Ob diese Mehrheit die des Landes war, fragte er sich nicht; aber das Land selbst legte sich diese Frage vor und

verneinte sie. Das Parlament repräsentirte nur eine begünstigte Minderheit. Nicht mehr als 180,000 Franzosen waren es — die Zahl stieg durch den wachsenden Reichthum auf 225,000 — die durch das Gesetz berechtigt waren, ihre Vertreter in den Palast Bourbon zu schicken. Das officielle Staatsleben spielte sich in einer Sphäre ab, die sich von Jahr zu Jahr bestimmter gegen die große Mehrheit des Volkes abschloß. Die Folge war eine wachsende Gleichgültigkeit oder Abneigung in der Nation. Die beständigen Ministerkrisen, bei denen es sich doch nur um ein Spiel des Ehrgeizes innerhalb eines abgeschlossenen Standes handelte, erbitterten, und selbst der glänzenden parlamentarischen Reden wurde die Nation müde. Sie richtete ihre Feindseligkeit nicht länger ausschließlich gegen die Krone, sondern gegen das Parlament selber. Sie fühlte, daß die wichtigsten Angelegenheiten, und im Jahre 1840 auch Krieg und Frieden, in den Händen einer kleinen Minderheit ruhten, ohne daß die Mehrheit, und wäre es auch die Mehrheit der gebildeten Stände gewesen, ein gesetzliches Mittel gehabt hätte, einzugreifen. Sie fand das parlamentarische Schauspiel, trotz aller Kunst und Leidenschaft, eintönig, inhaltlos und kostspielig. Ihm ein gewaltsames Ende zu machen, war sie freilich nicht gewillt, oder auch nur geneigt: wohl aber innerlich entschlossen, die ganze Bühne sammt Schauspielern ruhig fallen zu lassen, wenn irgend ein Stoß von Innen oder Außen sie ins Wanken bringen sollte.

Gegen das Wahlgesetz also richtete sich vornehmlich die Unzufriedenheit. Schon im Jahre 1839 wurde eine Massenagitation gegen dasselbe ins Werk gesetzt, wozu D'Connells erfolgreiche Taktik das Vorbild gab. Es war die erste Reformbewegung, ausgehend von der dynastischen Opposition, unterstützt von dem gebildeten Mittelstand. Als aber die unterwürfige Kammer auch die maßvollsten Reformvorschläge verwarf, bemächtigte sich des Landes ein allgemeiner Mißmuth. Die Enttäuschungen des Jahres 1840 förderten diese Stimmung. Schon hatte Lamartine das Wort in das Land geschleudert: „Frankreich langweilt sich.“ Die Hoffnungen auf einen Thronwechsel zerstörte der verhängnißvolle Tod des Kronprinzen.

Wie nun mit den Jahren in Louis Philipp Eigensinn und Argwohn wuchsen, wie er sich immer enger abschloß, wie die constitutionelle Maschine immer mehr eine inhaltlose Form wurde, wie die Kluft zwischen den Herrschenden und der Nation immer tiefer, die Atmosphäre immer heißer und schwüler wurde, wie dann Verbrechen hervorragender Personen, Prozesse wegen Wahl- und Preßbestechungen, die Aufdeckung von Gründerexcessen die Aufregung vermehrten, die Mißernte von 1847 auch in das Landvolk Unruhe trug, wie in der Stille hinter den Gemäßigten die Republikaner, hinter diesen die Arbeiterbataillone sich rüsteten, wie jetzt ein abermaliger Angriff auf das Wahlgesetz im Parlamente das Zeichen zum Feldzug außerhalb des-

selben gab, wie nach den stürmischen Adreßdebatten im Januar 1848 die Organisation der Reformbankete wieder aufgenommen und zuletzt eine Stimmung erzeugt wurde und unwiderstehlich anschwoll, in der Alles nur noch den „Zwischenfall“ erwartete, der der Anfang vom Ende sein würde, und der ersehnte Zwischenfall endlich kam, aber das Pariser Bürgerthum nun mit Schrecken gewahr wurde, daß das „Volk“ selbst hinter ihm aufgestanden war, das Alles ist mit wahrer Meisterschaft in diesem Buche erzählt.

Es war nicht die Nation, die das Julikönigthum stürzte, aber die Nation hat es fallen lassen. Es ging schließlich zu Grunde an der inneren Unwahrheit des Systems. Die künstlich geschaffene gesellschaftliche Aristokratie war weder fähig, noch willig, ihre Aufgabe als politische Aristokratie zu erfüllen. Die ganze Organisation des Staates vertrug das constitutionelle Experiment nicht. Denn parlamentarische Regierung ist unmöglich im centralisirten Beamtenstaat. Das sind die Gedanken, die der Geschichtschreiber in der Schlußbetrachtung ausführt. Schon neun Jahre zuvor hatte Royer Collard mit prophetischem Klarsinn es gesehen, „daß nichts gegründet war, und daß der erste Stoß hinreichen würde, Alles über den Haufen zu werfen.“ Und so kam es, wie Sainte-Beuve in einem treffenden Bilde es ausmalte: „Sie spielten ihre Schachpartie weiter und gaben nur auf ihr Schachbrett Acht; an den Tisch, auf dem dieses Schachbrett ruhte, dachten sie nicht. Dieser Tisch aber war ein lebendiger: der Rücken des Volkes. Er fing an sich zu bewegen, und in einem Nu lagen Schachbrett und Figuren auf dem Boden.“

W. Lang.

### Denkwürdigkeiten eines Schauspielers.\*)

Denkwürdigkeiten eines Schauspielers, so darf man jedenfalls den vorliegenden Band nennen, obwohl der Verfasser neben seiner Wirksamkeit auf der Bühne auch die Feder zu handhaben verstand, dramatischer Dichter und Militärschriftsteller war und, am Hofe beliebt wie in der Gesellschaft, viele Jahre als Geheimer Hofrath die Stelle eines Vorlesers bei den Königen von Preußen bekleidete. Es ist also ein aufsteigender Lebenslauf, der uns in diesen Blättern entgegentritt, und ein vielfach bewegter, reich an Inhalt, an Thätigkeit, an den mannichfaltigsten Berührungen mit niederen und hohen Kreisen. Nicht umsonst ist die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen eines in Berlin allgemein gekannten und geschätzten Mannes mit Spannung erwartet worden. Man wußte, daß er Vieles zu erzählen hatte und daß er

\*) Aus meinem Leben. Von Louis Schneider. 1. Bd. Berlin 1879. Mittler und Sohn.

vortrefflich zu erzählen verstand. Ohne viel Aufwand an Kunst, mehr dem natürlichen Talent sich überlassend, als auf sorgfältige Composition bedacht, fesselt der Erzähler vor allem durch die unmittelbare Frische des Vortrags. Man empfindet ihm das Vergnügen nach, das er selbst beim Niederschreiben empfand. Zuweilen ist er redselig, er läßt sich gehen, manche Episode ist vielleicht mit unverdienter Wichtigkeit ausgesponnen, aber doch drängt sich der Held nicht vor, er bleibt in seiner Rolle und in seinen Grenzen. Ein vielseitig begabter, thätiger, liebenswürdiger, offener Geist, mit welchen Eigenschaften er sich alle Kreise eröffnet; ein Ehrenmann und zugleich ein Charakter. Denn er ist eine echte Preußennatur. Neben der Lust zu tollen Streichen erfüllt ihn frühzeitig eine hingebende Leidenschaft für das Soldatenwesen. „Ich bin ein Preuße,“ das ist sein Stolz und sein Bekenntniß. Unwandelbar ist er in seiner streng conservativen und vor allem streng monarchischen Gesinnung, was freilich nicht hindert, daß im damaligen Preußen auch er eines Tages dem Verdachte der Staatsgewalten verfällt und das Loos über sich ergehen lassen muß, von Demokraten gelobt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu werden.

Eine fortlaufende Selbstbiographie liegt übrigens nicht vor. Es sind einzelne Capitel daraus, die uns mitgetheilt werden. Man merkt dem Erzähler das Behagen an, mit dem er bei einzelnen hervorragenden Erlebnissen verweilt, die dann in ungehemmter Breite ausgeführt werden. Zu den besten Capiteln gehört gleich das erste, das die frühesten Eindrücke im Elternhause schildert, das wechselvolle Leben einer Musikantenfamilie, die Noth der schweren Kriegszeit, die aber bei besseren Aussichten rasch wieder vergessen ist, Freud und Leid der ersten Wanderjahre, die für den jungen Schauspieler schon mit seinem achten Lebensjahre begannen. Die Reise nach Neval, wohin die Familie durch August von Kozebue berufen war, mit ihren Beschwerden und Abenteuern, der Aufenthalt daselbst, die Rückreise über St. Petersburg, Riga und Königsberg, das Alles sind sehr anschaulich gezeichnete Culturbilder. Ein anderes Capitel schildert die Flegeljahre und die rasch entschlossene Wendung, womit er nach planlosem Nichtsthun sich mit allem Eifer auf die Nachholung des Versäumten warf. Ohne eigentliche Gründlichkeit versuchte er sich in Allem, er wurde eine „lebendige Encyclopädie“. Ein ganz besonderes Talent besaß er aber für Sprachen, die er mit großer Leichtigkeit sprechen lernte. Daß er ein großer Schauspieler werden würde, hatte dem fünfzehnjährigen kein geringerer als Ludwig Devrient gesagt; dies blieb denn auch seine Bestimmung. Früh und spät war er im Theater, doch schon damals als mäßig, sparsam, ein Feind des Weines und des Spieles vor seinen Genossen sich auszeichnend, mit denen er im Uebrigen das heiterste Comödiantenleben führte. Er war ein Meister in Taschenspiellkunststücken und auf der Mundharmonika,

konnte dreheln und Vögel ausstopfen, Pauken schlagen und die Bassposaune blasen, und machte unterdessen seinen Weg als Mitglied der königlichen Bühne. Die humoristisch erzählte, nur etwas weit ausgespinnene „legatio dramatica“ nach Schwedt, wo im Jahre 1833 Kaiser Nicolaus von Rußland mit König Friedrich Wilhelm III. eine Zusammenkunft hatte und zur Ausfüllung der Abende eine Anzahl Berliner Schauspieler, darunter Louis Schneider, berufen waren, bildet den Höhepunkt dieser Schauspielererinnerungen, bezeichnet aber auch zugleich eine Stufe für seine spätere Lebensführung.

Damals war er bereits von Friedrich Wilhelm III. bemerkt und ausgezeichnet worden, und zwar war es ein Doppeltes, was ihm die Gunst des Monarchen gewonnen hatte: seine Brauchbarkeit als komischer Schauspieler, und das Geschick, mit dem er eben anfang, als Schriftsteller dem Soldatenwesen sich zu widmen. Die Erzählung, wie er im Jahre 1830 völlig anspruchslos eine Instruction für den Landwehrmann verfaßte, und ermutigt durch den Erfolg und hohe Gönner zwei Jahre später eine Instruction für die Linie folgen ließ, vom Jahre 1833 an aber eine für den Soldaten bestimmte Zeitschrift: „Der Soldatenfreund“ herauszugeben begann, muß man im Buche selber nachlesen. Das letztere Unternehmen hatte seine Schwierigkeiten, denn es schien bedenklich, in einer Zeitung sich direct an den gemeinen Mann wenden zu wollen, damals ließ sich ja keine Zeitschrift denken, die nicht ins liberale Horn stieß. Die Probenummer fiel aber befriedigend aus und gewann auch den König, obwohl dieser eigenhändig etliche ihm bedenkliche Sätze strich. Schneider hatte — um eine dieser Correcturen zu erwähnen, — bei der Nachricht, daß in Frankreich ein Truppendetachement in ein Dorf eingerückt sei, um die verweigerten Steuern einzutreiben, die Bemerkung gemacht: „Wie mag es wohl kommen, daß in unserem Vaterlande solche Executionscommandos nicht vorkommen? Muß wohl darin liegen, daß bei uns die Steuern nicht zu hoch und die Unterthanen sich ihrer Pflicht besser bewußt sind als in Frankreich.“ Nachricht wie Bemerkung hatte der König vorsichtig gestrichen und dabei geschrieben: „Danke für die gute Meinung. Könnte aber doch auch einmal bei uns vorkommen.“\*)

Im Jahre 1832 war Schneider zum erstenmal in einer Theatervorstellung im Schlosse beschäftigt. Schon dies war eine Auszeichnung, nur

\*) Auf S. 116 gedenkt der Verfasser der Nachahmungen, die sein „Soldatenfreund“ an mehreren Orten Deutschlands hervorrief, und bemerkt dabei: „Die beste dieser Unternehmungen war der von Bernhardt in Stuttgart herausgegebene „Deutsche Soldat“. Hätte er nicht eine vorzugsweise schleswig-holsteinsche Färbung und Tendenz gezeigt, so würde er den meisten Anspruch und die bestimmte Aussicht auf Dauer gehabt haben.“ Wenige werden wissen, daß dieser pseudonyme Bernhardt niemand anders war als Hermann Neuchlin, der nachmalige Geschichtschreiber Italiens.

ganz makellose Schauspieler wurden hierzu berufen. Er hatte aber das besondere Glück, daß der König während der Probe auf ihn zukam und mit ihm aufs freundlichste über Theaterangelegenheiten redete. Und als Schneider nach der Probe zufällig in einer Fensternische des neben dem Theatersaal liegenden sogenannten „blauen Zimmers“ stand, kam der König abermals auf ihn zu und redete diesmal mit ihm über sein Instructionsbüchlein. Diese Unterredungen wurden Regel. „Jedesmal hat nachher der König mit mir im Theatersaale von Theaterangelegenheiten und dann in der Fensternische des blauen Zimmers von militärischen Dingen gesprochen. In Gegenwart meiner Collegen erwähnte der König nie meiner Schriften für das Militär, und in der Fensternische wurde nie ein Wort vom Theater gesprochen.“

Von den zahlreich eingestreuten anekdotischen Episoden wollen wir uns nicht versagen, eine besonders hübsche und charakteristische mitzutheilen. Im November 1838 langte in Berlin eine russische Gardebatterie, aus acht halbpudigen Einhörnern bestehend, als Geschenk des Kaisers von Rußland an. Die vierundvierzig Mann der Bedienung, unter Commando eines Obersten, wurden auf königlichen Befehl festlich bewirthet, Sonntags den 18. November zum griechischen Gottesdienst nach Potsdam geführt, und Abends erhielten sie freien Eintritt ins Theater, wo das Vaudeville „Fröhlich“ und ein kleines Ballet gegeben wurde. In der Hauptrolle des Vaudevilles hatte Schneider als ein alter Major aus den Freiheitskriegen zu erscheinen, und benutzte die Gelegenheit zu einer Improvisation, um das Interesse der stumm und in strengster militärischer Haltung den zweiten Rang füllenden russischen Artilleristen, die natürlich kein Wort von dem deutschen Vaudeville verstanden, zu erregen.

„Erinnerst du dich wohl, Degen, als unser Regiment bei Groß-Görschen den harten Stand mit den vier französischen Bataillons hatte, und wie uns da plötzlich leichter ums Herz wurde, als die schwere russische Batterie heranrasselte, neben uns abprokte und uns die Kerle vom Halse hielt? Es ist mir noch wie damals, als wir das russische Commando hörten: „Battareja Maarsch!“ — „Ruizija!“ — „Galopom!“ — „Stoi!“ — „Kartetschami!“ — „Pali!““

Auf das erste Commando sah man es plötzlich wie der Blitz unter die bis dahin antheillos sitzenden Russen fahren. Sie wußten nicht, was das bedeuten sollte, und als die Augen des ganzen Publicums sich auf sie richteten, auch der König sich aus der Loge vorbeugte, um die Wirkung dieser unerwarteten Worte zu sehen, standen sie auf, rückten sich das Lederzeug zu recht, und als Schneider auf der Bühne fortfuhr: „Was meinst Du, Degen, wenn wir so eine russische Batterie heutzutage wieder sähen, würden wir nicht auch rufen, wie wir damals gerufen haben: „Hurrah!““ Da stimmten in dieses Hurrah nicht allein die Russen, sondern auch das ganze Publicum

ein, so daß eine allgemeine Aufregung entstand und das Vaudeville in der fröhlichsten Stimmung zu Ende ging. Der König ließ Schneider durch den Generalintendanten der königlichen Schauspiele, Grafen von Redern, sagen, daß die Improvisation eine sehr gelungene gewesen sei, und wiederholte am Tage darauf in Berlin auf der Bühne im Zwischenacte diese Anerkennung, wobei er sagte: „Habe wohl bemerkt, daß Sie kein Stück machen, wo Sie nicht der Armee und dem Soldatenstande überhaupt Gerechtigkeit widerfahren lassen! So fortfahren! Die Leute vergessen heutzutage gar zu gern, was sie der Armee schuldig sind. Freut mich, daß Sie es ihnen jederzeit aufs Butterbrod geben!“

In einer musikalischen Abendunterhaltung im königlichen Schauspielhause im October 1834, deren Ertrag der Invalidensache zu Gute kam, unternahm Schneider das Wagniß, das damals noch neue Preußenlied von Thiersch und Reithardt auf das Programm zu setzen, obgleich er wußte, daß der König dergleichen öffentliche Huldigungen nicht liebte, und wohl gar das Theater verließ, wenn unerwartet Aehnliches geschah. Allein das Lied sprach damals nach der französischen Julirevolution so vollständig die Gefühle und Gesinnungen des preussischen Volkes aus, daß Schneider es auf die Möglichkeit einer Mißbilligung hin riskirte. Der ganze Hof war gegenwärtig, und die Kaiserin von Rußland in der kleinen Seitenloge bei ihrem königlichen Vater. Das Preußenlied schloß den ersten Theil des Concerts, und als es begann, der König die gedruckten Textworte in die Hand nahm, den Inhalt überflog, dann aber aufstand und sich in den Hintergrund der Loge zurückzog, da überkam den Veranstalter doch die Ahnung, als könne die Sache schief ablaufen. Dem Publicum war das Lied neu, aber mit zündender Gewalt schlugen die Verse ein, nicht enden wollender Beifall ertönte bei dem Refrain:

„Des Königs Ruf dringt in die Brust mir ein,  
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!“

Das ganze Publicum erhob sich und sang den Refrain mit. Die Kaiserin hatte sich bei diesem allgemeinen Ausbruch des Beifalls gleichfalls erhoben und war in den Hintergrund der Loge gegangen, kam aber allein wieder vor, als der nächste Vers begann, und sang nun, das Textblatt in der Hand haltend und ebenfalls stehend, den wieder eintretenden Refrain in ersichtlicher Freude mit. Kaum war der letzte Ton verklungen, als sogleich ein jubelnder da capo-Ruf begann, der aber Schneider Unglück zu weissagen schien; denn der König war immer noch nicht wieder vorgekommen und hatte möglicherweise sogar im Unwillen das Theater bereits verlassen, was man von der Bühne aus nicht sehen konnte. „Kurz,“ fährt er fort, „Freude und Besorgniß, Gelingen und unangenehme Folgen spielten in diesem Augenblick Fangball



mit mir, — bis das Lied aufs Neue begann und nun die Kaiserin den sichtbar widerstrebenden königlichen Vater aus dem Hintergrunde der kleinen Loge hervor an die Brüstung derselben zog und, neben ihm stehend, den Refrain nach jedem Verse laut mitsang. Das Publicum stand noch immer in ehrerbietiger Haltung und stimmte in den Chor ein, so daß das Ganze zu einer unvorbereiteten, darum aber desto wärmeren Huldigung wurde, der man wirklich nicht zürnen konnte, ohne ungerecht zu sein. Als der König mich das nächste mal bei einer Theatervorstellung im Palais der königlichen Prinzessinnen sah, sagte er im Theatersaal und neben meinen Collegen: „Neulich ein Concert für die Invaliden gegeben, Herr Schneider, in Potsdam, war sehr voll! Freut mich immer, wenn die Herren vom Theater wohlthätige Zwecke unterstützen!“ und in der Fensternische im blauen Zimmer hieß es: „diesmal sehr gut ausgefallen, das Concert in Potsdam . . . Das neue Lied hat der Kaiserin sehr gefallen; aber doch so was nicht wieder machen, wenn ich es nicht vorher weiß. Kann auch mal mißrathen, und dann ist so was ärgerlich! Weiß wohl, — gut gemeint haben! habe schon mal dem Grafen Brühl meine Meinung über so was gesagt. Brauchen aber nicht zu denken, daß ich deshalb unzufrieden mit Ihnen gewesen bin. Witzleben hat mir gesagt, daß Sie das Geld der Invalidenabtheilung überwiesen haben. Wäre gut, wenn es die Leute alle so machten. Aber so was nicht wieder thun, wenn ich dabei bin. Werde es mir schon vorsingen lassen, wenn ich so was hören will!“

Bei jener *legatio dramatica* in Schwedt hatte Schneider zum ersten mal den Kaiser Nicolaus gesehen. Ein zweites mal sah er ihn in Kalisch, wo im Jahre 1835 die Monarchen von Rußland und Preußen eine gemeinschaftliche Truppenschau veranstalteten; Festlichkeiten, denen Schneider in seiner doppelten Eigenschaft als Schauspieler und als Militärschriftsteller, diesmal als Berichterstatter der „Staatszeitung“, beiwohnte. Hier gelang es ihm, auch die besondere Gunst des russischen Kaisers zu erwerben. „Ueberfelig“ ist er, als ihm der Kaiser einmal freundlich auf die Schulter klopfte und mit dem einen Arm an sich drückte, „so daß es fast aussah wie eine Umarmung“. Nicolaus war ihm ein „Ideal wahrer Fürstlichkeit“. „Wer den Kaiser Nicolaus gesehen, wird mir Recht geben, wenn ich ihn den schönsten Mann nenne, den man nur sehen konnte. Seine ungewöhnliche Größe, das Ebenmaß seiner Glieder, die edle Haltung, der imponirende Blick, die Gewohnheit des Befehlens, das Alles vereinigte sich bei ihm zu einem Bilde der vollendetsten Männerschönheit. Ich wenigstens habe niemals einen schöneren Mann gesehen.“ Das letzte Capitel schildert im Zusammenhang Schneiders Begegnungen und Beziehungen mit dem Kaiser Nicolaus, insbesondere einen längeren Aufenthalt in St. Petersburg im Jahre 1847. Als

der Kaiser im Frühjahr 1855 starb, stellte Schneider zu seinem „Trost“ die militärische Biographie des Czaren zusammen und veröffentlichte sie in seinem „Soldatenfreund“. Er ist glücklich zu preisen, daß er den politischen Bruch mit Rußland nicht mehr erlebte.

Die zwei weiteren Bände dieser Denkwürdigkeiten, die ohne Frage eine werthvolle Bereicherung unserer Memoirenliteratur sind, sollen binnen kurzem folgen.

L.

## Die schweizerische Rechtseinheit.

Die revidirte Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 31. Januar 1874 ist bekanntlich erst nach mehrjährigen Kämpfen der zur Gemeinsamkeit drängenden Bestrebungen mit den particularistischen Abneigungen in den einzelnen Cantonen zu Stande gekommen.

Die erste Bundesverfassung vom Jahre 1848, welche an die Stelle der alten Tagsatzung trat, schuf für die neue Eidgenossenschaft die Einheit zunächst in den am dringendsten erforderlichen volkswirthschaftlichen Einrichtungen, sie gab dem neuen Bundesstaate ein gemeinsames Zollwesen, Postwesen, Münzwesen, Maß- und Gewichtswesen, nebst der Oberaufsicht über die für die Gemeinschaft wichtigen Straßen, und dem Rechte der Unterstützung oder sogar des selbständigen Baues solcher Straßen.

Es dauerte nicht lange, bis der Erfolg dieser erfreulichen Anfänge zur Ausdehnung der Competenzen des Bundes antrieb, um endlich durch das Zusammenwirken des Bundesrathes und der Bundesversammlung am 5. März 1872 einen neuen Entwurf einer revidirten Bundesverfassung zu Stande kommen zu lassen. Derselbe erweiterte zunächst die volkswirthschaftlichen Competenzen der Bundesgesetzgebung in mannichfaltigen und bedeutenden Richtungen: so bahnte er ein eidgenössisches Forstgesetz und eine eidgenössische Forstpolizei an, so ferner ein gemeinsames Fischerei- und Jagdgesetz, ein Eisenbahngesetz, ein Fabrikgesetz, ein Versicherungsgesetz, ein Banknotengesetz, ein Patentgesetz. Weiter entwickelte er die Centralisation des Militärwesens und bereitete eine Reorganisation desselben vor. Dazu kam eine Reihe liberaler Grundrechte, zu welchen sich die Verfassung von 1848 (namentlich aus Rücksicht gegen die ultramontanen Cantone) noch nicht vorgewagt hatte: so die Unverletzlichkeit der Glaubens- und Gewissensfreiheit und die Gewährleistung der freien Ausübung gottesdienstlicher Handlungen, die früher blos für die christlichen Confessionen zugelassen worden war; so die Stellung des Civilstandes unter die Bundesgesetzgebung und die bürgerlichen Behörden der Cantone, nebst Aufhebung der Ehebeschränkungen; so die Abschaffung der

Todesstrafe, die zuvor nur für politische Vergehen abgeschafft war, sowie der körperlichen Strafen (d. h. euphemistisch für Prügelstrafe); so die Aufhebung der Schulhaft, die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit, die Vorschrift obligatorischen und unentgeltlichen Primarschulunterrichts.

Bornehmlich aber war von den Freunden eidgenössischer Gemeinsamkeit in jenen Gesetzentwurf der Artikel 55 hineingebracht worden, welcher lautete: „Die Gesetzgebung über das Civilrecht, mit Inbegriff der Verfahrens, ist Bundessache. . . . Der Bund ist überdies befugt, seine Gesetzgebung auch auf das Strafrecht und den Proceß auszudehnen.“

Eben dieser Artikel indessen war es, welcher bei den Gegnern der Revision im centralisirenden Sinne den größten Anstoß erregte und welcher vorzüglich dazu beitrug, daß in der verfassungsmäßig erforderlichen Volksabstimmung am 12. Mai 1872 dieser Entwurf mit 260,000 gegen 255,000 Stimmen fiel. Freilich schon ein großer Fortschritt gegen die Niederlage, welche ein erster Versuch der Revision im Jahre 1866 erlitten hatte, aber doch auch eine Niederlage. Man entfernte daher bei der neuen Berathung des revidirten Bundesverfassungsentwurfes vor allen Dingen diesen verhängnisvollen Artikel und reducirte seinen Wortlaut dahin:

„Dem Bunde steht die Gesetzgebung zu über die persönliche Handlungsfähigkeit, über alle auf den Handel und Mobilienverkehr bezüglichen Rechtsverhältnisse (Obligationenrecht mit Inbegriff des Handels- und Wechselrechts), über das Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst, über das Beibringungsverfahren und das Concursrecht. Die Rechtsprechung selbst verbleibt den Cantonen, mit Vorbehalt der dem Bundesgericht eingeräumten Competenzen.“

Nach dieser und einigen minder bedeutenden Reductionen fand der neue Verfassungsentwurf die Annahme bei der überwiegenden Mehrzahl der stimmberechtigten Schweizerbürger und zwar bei 340,000 gegen 198,000.

Seitdem ist die Bundesgesetzgebung rüstig thätig gewesen, das durch die neue Verfassung aufgestellte Programm ihrer Competenzen durch neue Gesetze auszufüllen. Hauptsächlich handelte es sich hierbei um volkswirtschafts- politische Maßregeln, wie das (bereits vor der neuen Verfassung angebahnte) neue Eisenbahngesetz, wie das Fabrikgesetz, das Forstgesetz, das Fischereigesetz, das Jagdgesetz, die Regelung einer einheitlichen Gesetzgebung über das specifisch schweizerische Institut der Militärpflichtersatzsteuer. Das Nähere über diese, theilweise mit starken particularistischen Widerständen zu Stande gebrachten neuen Gesetze der letzten Jahre findet man in der kürzlich erschienenen Schrift von Gustav Cohn: „Die Bundesgesetzgebung der Schweiz unter der neuen Verfassung“. Trotz der ansehnlichen Mehrheit, mit welcher die neue Verfassung im Jahre 1874 angenommen worden war, die jene neuen

Bundesgesetze ankündigte, erhob sich bei der durch die neue Verfassung zugelassenen Volksabstimmung (welche zuvor nur für Revisionen der Verfassung bestanden hatte) in der Mehrzahl der Fälle ein Widerspruch, an welchem die neuen Gesetzentwürfe entweder nur mühsam vorbei kamen oder eine zeitweise Hemmung fanden, um abermals und etwas verändert den Versuch zu wagen. So das Fabrikgesetz, so das Militärsteuergesetz, ähnlich das Civilstandsgesetz, welches mit nur 213,000 gegen 205,000 angenommen wurde (am 23. Mai 1875), während nur ein Jahr zuvor eine ganz andere Majorität die Verfassung angenommen hatte, die doch dieses Civilstandsgesetz verlangte.

Nach Erlaß dieser Gesetze ist freilich ein großes Stück Arbeit noch übrig geblieben, nämlich die Erfüllung des oben angeführten Artikel 64 über ein einheitliches schweizerisches Obligationenrecht u. s. w. Ja, der Beendigung dieser Arbeit ist zuvorgekommen eine theilweise Rückgängigmachung der neuen Rechtseinheit durch die Aufhebung desjenigen Paragraphen, welcher seit 1874 für die Eidgenossenschaft die Todesstrafe abschaffte. Die Volksabstimmung hat hier ein Stück neuen Bundesrechts im letzten Frühjahr beseitigt, und die Cantone sind hinsichtlich der Todesstrafe wieder autonom (vergleiche hierüber in dieser Zeitschrift Jahrgang 1879, Nr. 24: „Die Wiedereinführung der Todesstrafe in der Schweiz“).

Aber unmittelbar nach dem Zustandekommen der Bundesverfassung von 1874 hatte sich der Bundesrath der Eidgenossenschaft daran gemacht, das mühselige Werk eines einheitlichen Obligationenrechts, eines einheitlichen Concurtsrechts und einheitlichen Urheberrechts in die Hand zu nehmen. Er hat zu diesem Zwecke eine aus hervorragenden Juristen gebildete Commission niedergesetzt, welcher theils vorwiegend praktische Männer, theils gelehrte Juristen einverleibt wurden: während ein in der Schweiz seit einem Menschenalter wirkender deutscher Rechtslehrer, Professor Heinrich Fick in Zürich, mit der Hauptarbeit des ersten Entwurfes betraut wurde, während andere namhafte schweizerische Rechtslehrer zugezogen wurden, so Professor Andreas Heusler in Basel, Professor Friedrich von Wyß in Basel und Andere, suchte man das Maß der geistigen Kräfte auch durch einzelne im Auslande lehrende, der Schweiz entstammende Juristen zu verstärken, so Geheimrath Bluntschli in Heidelberg, so Professor Rivier in Brüssel.

Endlich in dem gegenwärtigen Augenblicke ist die Angelegenheit nach jahrelangen Vorarbeiten, Berathungen, veränderten Redactionen, Specialcommissionen u. s. w. so weit gediehen, daß in einigen Monaten, vielleicht schon in der üblichen Decembersitzung, der neue Entwurf vor die Bundesversammlung gebracht werden kann. Eine weitere Frage ist es dann, in welchem Umfange und mit welcher Intensität die Bundesversammlung den Entwurf ihrerseits zu behandeln für gut erachtet, nachdem eine mehrjährige

Arbeit in den Händen eines größeren Kreises von Fachmännern unter Leitung des eidgenössischen Justizdepartements vorangegangen. Soviel steht fest, daß es noch keineswegs ausgemacht ist, ob der so oder so von der Bundesversammlung früher oder später fertig gestellte Entwurf durch die Wogen einer Volksabstimmung glücklich hindurchgelangen wird, und wir verweisen hierfür lediglich auf das so eben über das Civilstandsgesetz Bemerkte. Nach der Bundesverfassung vom Jahre 1874 sollen Bundesgesetze, sowie allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse, die nicht dringlicher Natur sind, dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von dreißig Tausend stimmberechtigten Schweizerbürgern oder von acht Cantonen verlangt wird. Es ist ganz und gar nicht unwahrscheinlich, daß einmal eine derartige Stimmenzahl zur Provocation der Volksabstimmung sich findet, daß ferner bei einer wirklich stattfindenden Volksabstimmung die Majorität der Abstimmenden dem neuen großen juristischen Einheitswerke verhängnißvoll wird.

Allerdings darf — nach Beiseitesetzung der anderen Partien des Privatrechts, namentlich der mannichfaltig auseinandergehenden, tief in der Sitte wurzelnden Satzungen des Familienrechts, welche einer einheitlichen Ordnung noch vielfach widerstreben — von der neuen Gesetzesarbeit des gemeinschaftlichen Obligationenrechts das Gleiche behauptet werden wie von den neuen volkswirthschaftlichen Bundesgesetzen: daß sie nämlich die natürliche Consequenz des heutigen Verkehrslebens ist und daher von diesem gefordert wird. Wie schon durch die Verfassung vom Jahre 1848 die Post, die Münze, die Zollgrenze ihre nothwendige nationale Einheit erlangten, so haben neuerdings die Eisenbahnen, die Fabrikarbeit, die Forsten einheitliches Recht verlangt und gewonnen, lediglich in der Befriedigung der nothwendigen Anforderungen, die sich aus der technischen Zweckmäßigkeit dieser Dinge von selber ergeben. So ist es aus gleichen Gründen für das Obligationenrecht zu wünschen. Man mag selbst ein weites Feld einräumen für die in historischer Treue wurzelnden Neigungen der cantonalen Sonderthümlichkeit; aber es hieße die Grenzen des Vernünftigen preisgeben, wollte man nicht für diejenigen Aeußerungen des nationalen Lebens, welche mit immer lebhafterer Bewegung die engen Schranken eines kleinen Cantons überschreiten, auch eine entsprechende Rechtsordnung verlangen. In einem Zeitalter, in welchem die Rechtsvorschriften gemäß der Ausdehnung des wirthschaftlichen Verkehrslebens bereits an den gegebenen nationalen Schranken so oft ein störendes Hemmiß finden, in welchem für internationale Gemeinschaften des Privatrechts so deutliche und so begründete Anregungen sich kundgeben (wir erinnern beispielsweise an das durch die Eidgenossenschaft selber angeregte und mit Erfolg in Angriff genommene internationale Eisenbahnfrachtrecht) — in einem solchen Zeitalter sollte es freilich nicht langer Auseinandersetzungen bedürfen,

um die Ueberzeugung zu verbreiten, daß ein kleines, in die Mitte des Weltverkehrs gestelltes Land, innerhalb seiner eigenen Grenzen wenigstens, die nothwendige Rechtseinheit besitzen sollte. Wenn aber für solchen Zweck die Bundesgesetzgebung endlich eingetreten ist, so ist sie weit entfernt davon, etwas Uebereiltes zu thun, sie ist vielmehr nur einem unaufschiebbaren Bedürfnisse nachgekommen. Und ein ermuthigender Beweis dafür, daß auch in der Mehrzahl des Schweizervolkes gleiche Ueberzeugungen vorhanden und gelegentlich entscheidend sind, freilich mit jenen Schwankungen, welche sich naturgemäß an die Entscheidungen einer großen Mehrzahl knüpfen, — ist die stillschweigende Annahme solcher Gesetze wie der Privatrechtsgesetze für die Eisenbahnen (über Haftpflicht, Transportrecht, Verpfändung), und ferner des neuen Forstgesetzes, welche allesammt unter der Herrschaft des Referendums, aber ohne Provocation desselben, in den letzten fünf Jahren Gesetzeskraft erlangt haben.

### Russische Ansichten.\*)

Aber sie treiben's gar zu toll  
Ich fürcht', es breche —

Dies war der unmittelbare Eindruck, welchen wir von den Zuständen des russischen Staates aus der Lectüre dieses höchst interessanten Buches empfangen. Nicht etwa auf den jüngst entbrannten Federkrieg zwischen russischen und deutschen Zeitungen und einer daraus entstehenden Alterirung des hundertjährigen Zusammengehens der preussischen und russischen Politik möchte Goethes geflügeltes Wort angewendet werden, sondern auf die inneren Verhältnisse des gewaltigen Czarenreiches, auf das Treiben und Gebahren einer übermächtigen Partei, auf die Spannung, welche durch die einflußreichsten Schichten der russischen Gesellschaft geht. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß nach einer solch gewaltigen Aufregung und Kraftanstrengung, wie sie der russisch-türkische Krieg von 1877—78 mit sich brachte, nothwendig ein Rückschlag eintreten mußte; um so intensiver mußte derselbe wirken, je weitere Kreise der Bevölkerung der Krieg in Mitthätigkeit und Mitleidenschaft gezogen hatte, und in vollem Sinne des Wortes war derselbe ein nationaler gewesen, die religiösen Lieblingsideen des russischen Volkes, die Hauptgesichtspuncte der Politik waren in eigenthümlicher, unzertrennlicher Mischung hier vereinigt. Vor einem Jahrtausend hatten die russischen Eroberer des sarmatischen Tieflandes das Christenthum und alle sittigenden und civilisatorischen Einwir-

\*) Rußland vor und nach dem Kriege. Auch „Aus der Petersburger Gesellschaft“. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

kungen desselben von dem griechischen Reiche empfangen, nach dem heiligen Byzanz blickt daher verehrungs- und sehnsuchtsvoll der russische Muhsib, als nach der Wiege seiner Religion, wie andererseits der Czar nach dem Untergang des oströmischen Reiches sich als Rechtsnachfolger des Paläologen ansah und zur Uebernahme der schönen Erbschaft am Bosphorus sich meldete: seitdem trägt das russische Wappen den griechischen Doppeladler. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wuchs das Gebiet, welches die Fittiche desselben beschatteten, mit siegreicher Energie wurden die einzelnen Hindernisse überwältigt, welche sich dem großen Ziele entgegenstellten, Polen-Litthauen allmählich mit dem Reiche verbunden, Kosaken und Tartaren unterworfen: verführerisch nahe winkte die schöne Frucht, scheinbar reif für den ersten, der die Hand darnach ausstreckte.

Ein kleiner, wenig beachteter Artikel im Frieden von Rutschuk-Kainardsche (16. Juli 1774), welcher Rußland gestattete, „eine öffentliche und russisch-griechische Kirche in Galata bauen zu dürfen, die unter dem Schutz des russischen Gesandten stehen sollte“, hatte die weitest greifenden Folgen. Es war die thatsächliche Anerkennung einer unabhängigen religiösen Macht mitten unter der Herrschaft des Islam zu einer Zeit, wo noch kein anderer europäischer Staat sich ähnlicher Begünstigung erfreuen durfte, es war der unscheinbare Anfang jenes Protectorates, welches Rußland über die von den Türken unterdrückten Glaubensbrüder sich zuschrieb. Die Geschichte der letzten fünfzig Jahre weiß genug davon zu erzählen, wie geschickt es diese gefährliche Waffe zu handhaben wußte. So war der Gedanke der orientalischen Kirchen- und Glaubenseinheit der mächtigste aller der Factoren, welche den „Zug nach Osten“ früher inspirirt hatten. Der russische Klerus schärfte stets als die heiligste aller Pflichten der Rechtgläubigen ein, den Mittelpunkt der wahren und apostolischen Kirche von dem Joch der Ungläubigen zu befreien, zugleich in bewußtem Gegensatz zu der abendländischen Politik, welche das russische Herrscherhaus seit Peter dem Großen eingeschlagen hatte. Moskau sollte das dritte Rom werden; als Glaubensgenossen, nicht als Stammesbrüder waren die Völker der Balkanhalbinsel den Russen wichtig. Erst seit der zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre, mit dem Entstehen des Slavophilenthums, hat sich allmählich auch das nationale Stammesbewußtsein der religiösen Zusammengehörigkeit beigefellt, und wenn die leitenden Wortführer dieser „nationalen“ Partei, Katkow, Aljakow, Plomaiski u. a., nicht müde wurden, die Solidarität aller slavischen Interessen zu betonen, so wußten sie wohl, daß ihre Stärke auf dem kirchlichen Zusammenhang beruhte, hier wußten sie das ganze Volk hinter sich. So kam es, daß das ganze heilige Rußland für den Krieg begeistert war, selbst Finnland und die Ostseeprovinzen fanden für gut, ihren Eifer in Loyalitätsadressen zc. zu zeigen, und in Polen und Litthauen

hütete man sich sorgfältig vor jeder Störung der Ordnung; giebt es ja doch seit den deutschen Siegen von 1870 dort eine Partei, welche der Aussöhnung mit Rußland das Wort redet und nicht in dem moskowitzischen Stammesbruder, sondern in dem stolzen Deutschen, in dem Ueberhandnehmen des germanischen Einflusses in Europa den gefährlichsten Feind sieht!

Ganz Rußland! auch die Regierung? Zu einer merkwürdigen Rolle war dieselbe in jener Periode verurtheilt, und gerade in diesen Punkten sind die Ausführungen unseres Gewährsmannes von hohem Interesse, der Blick hinter die Coulissen, welchen sie gestatten, lohnt sich wohl der Mühe, um die treibenden Factoren in dem eigenthümlichen Prozesse kennen zu lernen, welchen der russische Staat gegenwärtig durchzumachen hat. Hof und höheres Beamten- thum waren dem Kriege von vornherein abgeneigt, sie scheuten die Proben, auf welche die neu geschaffenen Einrichtungen (die neue Organisation des russischen Heeres etc.) gestellt werden mußten, Sieg und Niederlage konnte, ja mußte gleich verhängnißvoll für das von ihnen geleitete System werden. Aber die nationale Partei trieb zum Kriege und trug den Sieg davon, sie proclamirte die Befreiung der Brüder auf der Balkanhalbinsel als die Krönung des von Alexander II. aufgeführten nationalen Gebäudes. Nach der Niederwerfung der Polen, nach der Beseitigung des deutschen Einflusses, nach Aufhebung der Leibeigenschaft, kann die Aufgabe Rußlands nur sein, die slavische Frage zu lösen und dem Beispiele Italiens und Frankreichs in der Bildung eines ungeheuren slavischen Einheitsstaates zu folgen. Dieser Richtung sich entgegenzustemmen wäre im höchsten Grade bedenklich gewesen, Erwägungen der inneren Politik hatten daher den gewichtigsten Einfluß auf die Kriegserklärung, aber die eigentliche Leitung der in dem Kriege zum Ausdruck gekommenen nationalen Idee hatte die Regierung nicht vor dem Kriege, während desselben nur in den Siegeswochen, um nach demselben sie desto gründlicher zu verlieren.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte jenes Feldzuges ausführlich zu berichten, in welchem Neurußland seine Probe ablegen sollte. Noch ist in aller Erinnerung, wie dieselbe ausfiel. Wieder einmal hatte sich die Nation nach dem treffenden Ausdruck des Fürsten Wjäsenski, von welchem, beiläufig gesagt, eine prächtige Charakterschilderung gegeben wird, „an einer Idee übertrunken“; man erwartete alles von der Allgewalt des russischen Volksgeistes, selbst die „Promenade nach Constantinopel“, und die Erfolge der ersten Monate schienen in der That die Zuversicht der nationalen Partei völlig zu rechtfertigen. Da brachte die Katastrophe von Plewna (August 1877) einen völligen Umschwung. Wenn Europa etwas mitleidig die dem deutschen Heere nachgeahmte Besetzung der obersten Commandos durch Mitglieder der kaiserlichen Familie belächelte, so entsprachen die Thaten der kaiserlichen Generale keines-



wegs ihren preussischen Vorbildern. Eine Rathlosigkeit, die aller Beschreibung spottete, trat ein; der Kaiser, der die allein ihm gebührende Stellung des Obercommandanten nicht hatte, war krank, gealtert, durch den Anblick des ihn umgebenden Elendes bis ins Mark erschüttert, das Obercommando selbst (der Großfürst Nicolaus) hatte so alle Fassung verloren, daß die verhassten Rumänen und die mißhandelten Serben zum Beistand angerufen wurden, die Garde nach dem Balkan beordert und die Landwehr mitten unter den dringendsten Erntegeschäften einberufen wurde. Ein Mißtrauen, ein Anklagen aller gegen alle, ein Pessimismus hatte Platz gegriffen, wie man ihn seit Menschengedenken nicht erlebt, die Autorität der Regierung war in einer Weise erschüttert, wie man dies ebenfalls kaum je gekannt hatte. Offen sprach Askatow von einem Systemwechsel, ja in einem für den Großfürsten Thronfolger bestimmten Memorial forderte er einfach eine Constituante, sich selbst hatte er wahrscheinlich bescheidener Weise die Rolle eines Mirabeau zugebacht. Daß die russische Verpflegung und Verwaltung ihres alten Rufes würdig war, war nicht anders zu erwarten, die „verfaulte“ Türkei hatte ihren Soldaten viel bessere Gewehre mitgegeben als das an allen Höfen militärisch vertretene Rußland, die Kleidungsstücke, die Schuhe und unverwüstlichen Zelte der „ungläubigen Bussurmanen“ bildeten stets einen Gegenstand des Neides ihrer „rechtgläubigen Gegner“, es fehlte an Spaten und an Karten, an Ferngläsern, die Feldpost war über alle Beschreibung elend organisiert, eine Nachricht von der Heimath war geradezu ein Ausnahmefall, wochenlang irrten ziellos die Brieffsäcke umher; als ein Officier einmal eines alten für sein Regiment bestimmten habhaft wurde, waren fast alle Adressaten gefallen! Nicht besser stand es mit dem Feldtelegraphen und die Verpflegung leistete wahrhaft Großartiges in Unfähigkeit, Geldverschwendung und Lieferung von schlechtem Zeug, der Contract mit den Lieferanten Greyer, Horwitz und Rohan war möglichst ungünstig für die Regierung abgefaßt, und als der nach dem Kriege vor dem Odessaer Kriegsgerichte angestrengte Proceß auf allerhöchsten Befehl niedergeschlagen wurde, hatte die Regierung damit einen ihrer schwersten Fehler begangen; denn das Rechtsgefühl von tausenden braver Soldaten war tief getränkt, das Vertrauen zur Centralstelle war empfindlich geschädigt und Verdachten der schlimmsten Art, auch gegen Mitglieder der kaiserlichen Familie, wurde Thür und Thor geöffnet.

Wie die Spitäler ausgesehen haben, läßt sich aus dem Erwähnten schließen, verfehlte Auswahl der Localität und des Personals, Schmutz und Ueberfüllung reichten sich die Hände, um einen Zustand des Jammers und Elendes herbeizuführen, der seines Gleichen suchte. Und doch zeigte die Gesellschaft „des Rothen Kreuzes“, was man bei guter Organisation mit aufopfernder Pflichttreue leisten konnte; was in die Pflege dieser freiwilligen

Liebesthätigkeit kam, fühlte sich wie von der Hölle in den Himmel versetzt. Noch ein anderer Lichtpunct darf nicht unerwähnt bleiben, das moralische Niveau der activen Armee selbst hatte sich seit dem Eintritt zahlreicher gebildeter Elemente beträchtlich gehoben, Offiziere und Mannschaft wetteiferten an Heldemuth und Hingebung, die humanere Behandlung, welche besonders die jüngeren Offiziere sich zum Grundsatz gemacht, trug in der Anhänglichkeit der Mannschaft schöne, oft rührende Früchte, die Liebenswürdigkeit und Weichheit der slavischen Natur kam dabei recht zu ihrem Ausdrücke. Freilich bot diese Nachahmung auch hinwieder eine erwünschte Gelegenheit, alles Gute auf die Rechnung der Nation zu schieben und alles Schlechte bei der Regierung zu finden.

Aber das Maß der Enttäuschungen, welche dem Rußland der neuesten Zeit bereitet sein sollte, war noch nicht erschöpft. Es trat endlich die lang ersehnte Wendung mit dem Fall von Plewna ein, und wieder gerieth Partei und Nation in einen Fiebertaumel. Der Kaiser, der klar wußte, daß er anders denn als Sieger nicht nach St. Petersburg zurückkehren dürfe, ohne seine Autorität auf die schwerste Probe zu stellen, wurde mit brausendem Jubel in der Newahauptstadt empfangen, und die Regierung stand wieder für einen Augenblick an der Spitze der öffentlichen Meinung. Allein der im Feld ganz ergraute, von asthmatischen Beschwerden geplagte, unter den Frictionen des Hofes und der Familie leidende vielgeprüfte Träger der russischen Regierung schlug den Antheil des übrigen Europa in den Orientangelegenheiten nicht so gering an, wie die heißblütigen Vertreter der nationalen Idee; doch die Stimmung von Volk und Heer war so übermächtig, daß die äußere Gefahr von der inneren zurückgedrängt wurde; seinen Wunsch, in Adrianopel Frieden zu schließen, mußte der Kaiser aufgeben, die Folge war der Friede von San Stefano, der dilettantische Versuch, Europa mit einer vollendeten Thatsache zu überraschen. Und doch sollte derselbe im Sinne der Partei nur eine Abschlagungszahlung des eigentlichen Friedens sein! Da erschien die englische Flotte im Bosphorus, das Unmögliche geschah, Rußlands siegreiches Heer mußte monatelang vor dem heiligen Byzanz stehen bleiben, die Großmächte schickten sich sämmtlich an, den Vertrag von San Stefano auf einem Congreß zu prüfen, und der Czar berief seinen getreuen Peter Schuwalow, um Gortschalow auf den Congreß nach Berlin zu begleiten, den einzigen Mann, der die vox populi nicht fürchtete, und der die schlimmen Wirkungen des Krieges auf die innere Lage zum Voraus geweissagt hatte. Aufreizungen der maßlosten Art suchten der Regierung den Weg zu zeigen, den sie gehen sollte, und als sie dies nicht that, sondern im Berliner Vertrag Südbulgarien aufgab, da war die Entrüstung ebenso groß wie die Enttäuschung. Man hatte sich in einen solchen Traum von Erfolgen eingewiegt, daß man die

wirklichen Errungenschaften — und sie waren besonders in Asien nicht klein — für nichts achtete, daß man die finanzielle Erschöpfung, auf welche der Finanzminister Neutern hinwies, übersah, ja nicht einmal die Stimme des Kriegsministers Miljutin, der doch ein Mann nach dem Herzen Alsalows war, aber die Verantwortung für die militärischen Erfolge in einem zweiten Kriege nicht auf sich nehmen wollte, fand Gehör. So erschien der bethörten, durch die slavophilen Heißsporne völlig irre geführten Menge der Vertrag vom Juli vorigen Jahres als feiges Zurückweichen, als Verrath an der Sache Rußlands und des Slaventhums. Hatte doch selbst der greise Fürst Gortschakow für gut gefunden, in jener vielbesprochenen Anrede an den Congreß die Verantwortung für das Geschehene auf Schumalow zu wälzen und damit jenen in der Presse und sonst laut gewordenen Stimmen des Volkswillens indirect Recht zu geben. Und da der See einmal raste, mußte er auch sein Opfer haben; es war der deutsche Reichskanzler, auf welchen man den Hauptantheil des Odiums wälzte. Die eigentlich Schuldigen freilich, die Herren der Slavencomités, klagte Niemand an, aber die Regierung, die Dynastie hatte in diesem Kriege eine Niederlage erlitten, schwerer als die, welche die russischen Waffen vor Plewna erfahren hatten. Unzufriedenheit und Mißtrauen hatten sich tief in alle Schichten der russischen Bevölkerung eingefressen, der Boden, auf welchem das Regime von 1863 bis 1877 gestanden, war gerade so unterminirt, wie der des alten Rußland nach dem Krimkriege, „auf die Dynastie fielen die Folgen des Krieges zurück, den diese weder zu wollen, noch zu verhindern, weder rechtzeitig zu beginnen, noch fortzuführen oder rechtzeitig abzubrechen den Muth und die Festigkeit gehabt haben sollte.“

Trübe ist die Perspective, welche der Verfasser Rußlands Zukunft stellt. Der Kaiser steht vor der bedeutungsvollen Frage, ob er seinem Volke die von allen Seiten sehnlichst gewünschte Verfassung geben will oder nicht. Es wäre ein völliger Bruch mit dem Absolutismus der bisherigen Regierungsweise, wenn die russische Gesellschaft auch nur eine controlirende Theilnahme an der Verwaltung hätte, wenn dem fortwährenden Experimentiren in der Gesetzgebung, der Willkür in der Verwaltung ein Kiegel vorgeschoben würde, und man kann begreifen, wenn der alternde, viel enttäuschte Monarch vor dieser neuen Verantwortung zurückscheut: die Schwierigkeiten, welche in der Verschiedenheit der Nationalitäten und der Bildungsstufen der Völker des Czarenreiches liegen, und welche bei der gemeinsamen Beschickung einer Nationalversammlung, oder wie man die Panacee der Zukunft nennen mag, sogleich hervortreten werden, mögen auch ihren Theil zu diesem Widerstreben beitragen. Aber andererseits genügt jetzt noch jede Beschränkung des Absolutismus, die in Fluß gekommene Bewegung mindestens für eine Anzahl

Jahre zu beschwichtigen. Jede Frist aber leistet der inneren Auflösung der alten Ordnung neuen Vorschub, in Beamtenthum und Geistlichkeit sind die jüngeren Elemente von revolutionären Ideen weit stärker angesteckt, als alle übrigen Stände; auch concentrirt die städtische Bevölkerung immer mehr allen bestimmenden Einfluß in sich, und die Masse des Volkes strömt in jedes Bette, welches ihr gegraben wird. „Sollte es sich fügen, daß nicht Alexander II., sondern erst der zur Erfüllung der Volkswünsche im Voraus engagirte Erbe seiner Krone die große Reform unternimmt, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese Reform der Revolution die Thore öffnen werde. Das Material zu einer solchen ist von den Ereignissen der letzten Jahre massenhaft aufgehäuft worden.“

Die Wichtigkeit dieser Ausführungen zu bestätigen oder zu entkräften, liegt nicht in dem Bereich dieser Skizze, so wenig als mit derselben der ganze Inhalt des Buches erschöpft ist. Aber wenn die früheren Publicationen des ungenannten Verfassers „Aus der Petersburger Gesellschaft“ und „Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“ gerechtes Aufsehen erregt haben wegen der Lebendigkeit des Colorits, noch mehr wegen der interessanten Persönlichkeiten, mit welchen man bekannt wurde, und weil so manche Stimme, die in den Zeitungen oder wissenschaftlichen Werken nicht laut wird, bis zur hauptstädtischen Medisance herab sich vernehmen ließ, vor allem aber wegen seiner genauen Bekanntschaft mit Rußlands Volk, Sitte und Staat, die uns Abendländern trotz allem, was darüber geschrieben, doch vielfach so ferne liegen, so wird auch diese neue Schrift gewiß nicht unbeachtet auf die Seite geschoben werden. Offenbar hat jener Zug der Unzufriedenheit, der Mißstimmung, der stets das Symptom kommender verhängnißvoller Ereignisse ist, gewaltige Dimensionen in der russischen Gesellschaft angenommen und gerade die einflußreichen Classen derselben unter seinen Bann gebracht. Daß es an Gründen dazu nicht fehlt, wer wollte dies leugnen! aber weit schwieriger als dieselben aufzuzählen und mit den Sünden der Väter in ein scharfes Gericht zu gehen, ist es, die besten Heilmittel zu finden und anzuwenden. Es läßt sich nicht verkennen, daß im Gange der russischen inneren Entwicklungen und in den Maßregeln, welche Alexander II. seit seiner Thronbesteigung ergriffen hatte, das Bestreben vorhanden war, an die Zustände wieder anzuknüpfen, welche in den liberaleren Zeiten Alexanders I. bestanden hatten, und welche das ungeheure Reich allmählich in die Bahnen des modernen Staatswesens geführt hätten. Der Aufstand der Defabristen, der eiserne Druck, unter welchem Czar Nicolaus ein Menschenalter lang die Nation niederhielt, hatten diese Entwicklung auf einmal abgebrochen, und als mit Alexander II. wirklich eine neue Aera anbrach, war dies Anknüpfen nicht mehr möglich gewesen.

Die Weltgeschichte ist während jener Zeit nicht stehen geblieben, und be-

sonders hat das Nationalprincip eine Geltung erhalten, die überall sich fühlbar macht. Die Aufhebung der Leibeigenschaft durch Alexander II., seine Reformen im Justizwesen haben die fruchtbarsten Keime für die Zukunft ausgestreut, aber die Saat der Freiheit ist zu rasch in die Halme geschossen und die Früchte waren andere, als man erwartete; es blieb von Seiten der Regierung ein fortwährendes Experimentiren, von Seiten der Regierten Mißtrauen und Ueberdruß, deren prägnanteste Typen die Nihilisten sind, und wenn die Anhänger dieser neuen Secte kaum nach Hunderten oder Tausenden zählen, das Vorhandensein einer solchen Partei bildet stets eine Gefahr. Auch die ausländischen Verhältnisse werfen ihren trübenden Schatten herein, die Machtverschiebung im Westen, das Aufkommen des französischen und dann des deutschen Kaiserthums wirkte stachelnd auf den Ehrgeiz der national gesinnten Russen, die es schmerzlich empfanden, nicht mehr die erste Rolle wie früher zu spielen. Das Nationalitätsprincip endlich hat einen neuen Stoff der Gährung in die unfertigen Zustände geworfen, und so gilt hier in vollem Sinne der Spruch des Dichters: Untröstlich ist es allerwärts. Immerhin möchte aber noch sehr fraglich sein, ob die Dinge reif sind zu einer Revolution; wohl tritt die Aehnlichkeit mit den französischen Zuständen von 1789 frappant hervor, aber die Geschichte wiederholt sich bekanntlich nie vollständig und vielleicht hat Goethe auch hier Recht mit dem zweiten Theil des oben angeführten Verses:

Nicht jeden Wochenschluß  
Macht Gott die Zeche.

—tt.

## Die Organisation der preussischen Eisenbahnverwaltung.

### II.\*)

Die Frage der Einrichtung einer Centralverwaltung der Staatsbahnen hat uns bereits tief in die politische Seite der Organisationsfrage hineingeführt. Was sich auch aus allgemeinen politischen Erwägungen gegen die Bildung eines besonderen Eisenbahnministeriums mag sagen lassen, so viel ist doch gewiß und hat sich bei der Reichspost- und Telegraphenverwaltung glänzend gezeigt, daß die parlamentarische Verantwortlichkeit der Centralverwaltung nicht schärfer angespannt werden kann, als wenn sie von einer das ganze technische Gefüge der Verwaltung vollständig beherrschenden Persönlichkeit getragen wird. Will man noch eine andere, wirklich oder vermeintlich stärkere politische Garantie „gegen Mißbrauch“ der ausgedehnteren Verwal-

\*) I. siehe Nr. 43, S. 601.

tungsbefugnisse\*), so kann dieselbe nur in einer dreifachen Richtung gesucht werden: Einschränkung des Verwaltungsermessens durch Gesetz, Aufsicht über die Verwaltungsmaßnahmen durch eine ständige Controlbehörde, oder aber durch die höhere staatliche Instanz des Reichs.

Die gesetzliche Regelung des Eisenbahnwesens ist zwar den Einzelstaaten unbenommen, so lange das Reich von diesem Gebiet nicht weiter Besitz ergriffen hat, als mit den Verfassungsbestimmungen, die immer noch als „unvollkommene“ Gesetze dastehen. In einem besonderen, wesentlich die örtlichen und landschaftlichen Bedürfnisse berührenden Zweige, die Anlage von Secundärbahnen betreffend, wird auch der preussische Minister der öffentlichen Arbeiten wohl noch in der bevorstehenden Session des Landtags einen Entwurf vorlegen. Das früher so dringende Verlangen nach gesetzlichen Normen über das Concessionswesen ist in dem Verhältnisse gegenstandslos geworden, wie der Drang nach Concessionsen versiegt ist. Die heute dagegen ganz im Vordergrund stehende Frage der Tarifbestimmung würde die Gesetzgebung auch des größten Einzelstaates entweder nur ungenügend lösen können, oder in einer Weise lösen müssen, welche der amtlichen Erklärung des Tarifkrieges zwischen den Nachbarstaaten mit eigenem Eisenbahnbesitz gleichkäme. Es darf daher nicht die Hoffnung aufgegeben werden, daß in der nächsten Reichstags-session die vom Reichskanzler so kräftig in die Hand genommene reichsgesetzliche Regelung dieses Gegenstandes gelingen werde. Reichen wir hieran gleich die dritte der oben angedeuteten Möglichkeiten, die endliche Ausgestaltung der trotz des Reichseisenbahnamtes noch immer in der Luft schwebenden Reichsaufsicht über den gesammten deutschen Eisenbahnbetrieb, so waren entsprechende Entwürfe, die insbesondere auch die Bildung eines Reichseisenbahnrates als consultativer Behörde und eines Gerichtshofes für die Differenzen zwischen Staats- und Privatbahnen ins Auge faßten, bereits im vorigen Winter von preussischer Seite vorbereitet; und der Minister Maybach erklärte damals vor dem Abgeordnetenhaus nachdrücklich, daß er es als eine seiner Hauptaufgaben anerkenne, dahin zu wirken, daß das Reich in alle seine verfassungsmäßigen Rechte eingesetzt werde, und die preussische Regierung denke nicht daran, sich mit ihrem Staatseisenbahncomplex, wie groß er auch sei, der vollen Einwirkung des Reichs zu entziehen. Zugleich bezeichnete es der Minister als ein Glück für sich, wenn er damit zugleich der Aufsicht über die Privatbahnen entledigt würde, die allerdings ebenso schwer mit einem besonderen Eisenbahnministerium vereinigt bleiben, als mit einem anderen nebengeord-

\*) Im ersten Artikel ist der nationalliberale Wahlausruf nach der ursprünglichen, nur durch Indiscretion in die Oeffentlichkeit gelangten Version citirt; in der officiellen Fassung sind die Worte „gegen Mißbrauch auf wirtschaftlichem sowohl als auch auf politischem Gebiet“ weggelassen, ohne daß der Sinn verändert wäre.

neten Ressort verbunden werden könnte, und die Preußen ja schon bei dem Reichseisenbahnproject bereit war auf das Reich zu übertragen. Auf die Einzelheiten der hier möglichen Gestaltungen einzugehen, verbietet sich an dieser Stelle schon darum, weil ihre Ausführung jedenfalls zeitlich jenseit der in Preußen gegenwärtig erfordernten Entscheidung liegt, aber auch darum, weil selbst der Plan der preussischen Regierung nur in den dürftigsten Umrissen, von seiner Aufnahme bei den übrigen Regierungen aber noch nichts bekannt ist. Nachdem aber jene in der bezeichneten Weise die Initiative ergriffen hat, würde es so wenig politisch wie loyal sein, ihren praktischen Vorschlägen im Landtage als dilatorische Einrede entgegenzusetzen, daß die Anregung noch keine greifbaren Folgen gehabt hat. Wenn es wirklich an irgend einer Stelle der Mittelstaaten Mangel an gutem Willen in dieser Angelegenheit geben sollte, so wäre kein schlechteres Mittel dem abzuhelfen, als wenn man in Preußen unter jenem Vorwande die Stagnation der Eisenbahnfrage herbeiführte.

Es bliebe also nur der Versuch übrig, auf dem Boden des preussischen Staats- und Verwaltungsrechts, sei es in dauernder Absicht, sei es als Aushilfe bis zur Vollendung der geplanten Reichseinrichtungen, eine Ueberwachung der Verwaltung im Felde ihres freien Ermessens einzuführen. Wieder war es — ein neuer Beweis, wie wenig es in dieser Frage ein grundsätzliches Hinderniß der Verständigung giebt — der Minister Maybach, welcher zuerst einen bestimmten Gedanken dieser Art hingeworfen hat. Er hat daran erinnert, daß schon in anderen Ländern, wie in Hannover, eine Einrichtung bestanden, daß Commissarien der Landesvertretung einen Einblick in den Lauf der Verwaltung erhielten und bei gewissen Tarifmaßregeln um ihre Zustimmung gefragt wurden. Ohne Zweifel wird die Uebertragung dieser Einrichtung auf Preußen als vermeintliche Stärkung des parlamentarischen Einflusses für die Einen ebenso viel Verführerisches, wie für die Anderen Bedenkliches haben, und sollten jene Herrn Maybach beim Wort nehmen, so würden diese ihm kaum den Vorwurf ersparen, daß er unveräußerliche Regierungsrechte leichtthin aus der Hand gegeben. Aber die Vorfrage ist doch, ob wirklich der berechtigte parlamentarische Einfluß durch eine solche Vorlehrung etwas gewinnen kann, und das angeführte Beispiel eines Mittelstaates sollte dabei eher mit Vorsicht erfüllen. Die Landesvertretungen der Mittelstaaten stehen in der That ihrer ganzen Anlage nach den alten Landständen, wie sie unserer Zeit in den österreichischen Kronlandtagen und den preussischen Provinziallandtagen wieder aufgelebt sind, zu nahe, als daß nicht immer wieder und mit einer gewissen Berechtigung bei ihnen der Gedanke der Mitregierung aufleben sollte. Das System der politischen Verantwortlichkeit der Regierung hat sich eben nur im Großstaate mit voller

Schärfe entwickeln können, weil nur hier die Verwaltungsspitzen hoch genug über dem Gedankenkreis der örtlichen Verwaltung und die parlamentarische Vertretung über den örtlichen Interessen steht, um ein freies Spiel der politischen Kräfte zu ermöglichen. Auf dieser Stufe der Entwicklung ist denn aber auch jedes eingeschobene Zwischenglied nur angethan, jenes Spiel ohne wahren Vortheil für den einen noch für den anderen Theil zu hemmen, die dadurch auseinander gehalten werden sollen. Minister Maybach hat die Folge dieser Einschlebung offenherzig genug angedeutet: es werde diese Betheiligung der parlamentarischen Commissarien „— was für den Minister doch sehr angenehm sein muß — ihm die Verantwortung erleichtern“. Ohne Zweifel wird durch eine solche Abordnung die Verantwortlichkeit des Ministers abgeschwächt, und es kann sich nur fragen, ob sie dafür auch nur einen Ersatz, geschweige einen Ueberschuß an politischer Garantie giebt. Der Minister wird durch die Zustimmung dieser Commissarien gedeckt, auch wenn er sie ihnen nur durch die Ueberlegenheit seiner technischen Bildung abgerungen hat, und um gleichsam ihren politischen Gedanken auszudenten, müßten diese Commissarien mit der vollen Befähigung und Autorität von Gegenministern nach Art der römischen Volkstribunen ausgestattet sein. Nehmen wir aber auch an, daß in ihren Personen alles concentrirt wäre, was die parlamentarischen Körperschaften dem Minister an technischem Urtheil gegenüberzustellen haben, so bleibt noch der entscheidende Unterschied, daß sich das Ringen der gegensätzlichen Kräfte im Cabinet statt im öffentlichen Landtagssaale abspielt. Hat der Minister die nach eigenem Ermessen getroffenen Maßregeln persönlich vor dem Parlament zu verantworten, so sicht er seine Sache vor dem ganzen Lande aus, dessen vereinigttes technisches Urtheil zusammt dem gesunden Menschenverstande seinen Einfluß in die Versammlung auf dem einen oder dem anderen Wege hineinzutragen weiß.

In der erwähnten Andeutung des Ministers Maybach ist übrigens der Gedanke der politischen Controle mit dem eines bloß wirthschaftlichen Beiraths zusammengeworfen. Mehrere Wochen vorher war in der Presse das Regulativ für die Bildung und Berathung eines zu solchem wirthschaftlichen Beirath der Centraleisenbahnverwaltung einzurichtenden Landeseisenbahnraths erschienen. Der Landeseisenbahnrath sollte danach die Bestimmung haben, den Ressortminister „als regelmäßiger Beirath in der Förderung des Eisenbahnwesens zu unterstützen“ und auf Verlangen des Ministers „in wichtigeren, das Eisenbahnwesen betreffenden Angelegenheiten sein Gutachten abzugeben.“ Das Collegium sollte aus sechzehn Mitgliedern und ebenso viel Stellvertretern bestehen, welche vom Minister zu gleichen Theilen aus dem Handelsstande, der Industrie, der Land- und Forstwirthschaft, sowie den Privateisenbahnverwaltungen zu berufen wären. Gegen einen solchen Beirath machen



sich die oben ausgeführten Bedenken nur eben darum nicht geltend, weil er nach jenem Regulativ ausdrücklich nicht als organische und gesetzlich begründete Körperschaft mit selbständigen Befugnissen, sondern als eine lediglich zur Information des Ministers bestimmte Einrichtung vorgesehen war. Der Landeseisenbahnrath nach dem Regulativ hätte keine Beschlüsse zu fassen, hinter welchen der Minister sich decken könnte, sondern nur Gutachten abzugeben, welche jenen durchaus nicht von der Verantwortlichkeit der eigenen Sachprüfung entlasten würden. In dieser Beschränkung würde die Einrichtung gewiß ersprießlich wirken, aber auch nur so dem Vorwurf entgehen können, eine Vertretung von Interessenten zu sein. Denn der Minister freilich muß alle Interessenten gleichmäßig anhören, um unbefangen über den Streit ihrer Ansprüche zu entscheiden, aber man wird nicht schon dadurch zu einer billigen Ausgleichung kommen, daß man allein die Interessenvertreter unter sich abstimmen läßt. Wenn Minister Maybach gegen jenen Vorwurf bemerkte, daß „wir alle Interessenten beim Eisenbahnwesen sind“, so gilt das allerdings für alle einzeln genommen, es darf aber nicht gelten von dem Vertreter der Staatshoheit als solchem, dessen Aufgabe es ist, ebenso wohl das vorlaute Begehren der Interessen niederzuhalten, als ihre begründeten Anforderungen zu erfüllen, alles unter dem einen und untheilbaren Gesichtspuncte des gemeinen Wohls.

Die anspruchslöse Existenz des Landeseisenbahnraths als eines ministeriellen Informationscanals würde aber unverträglich sein mit der Zuordnung parlamentarischer Mitglieder, sofern diese dabei in ihrer öffentlichen Qualität, nicht etwa nur als bloße Vertrauensmänner des Ministers erschienen. Das letztere erforderte aber auch unbedingt ihre freie Auswahl durch den Minister, wie sie ja unter normalen Beziehungen zwischen Regierung und Landesvertretung bei der Vorbereitung aller wichtigeren Maßnahmen zu sogenannten Vertrauenscommissionen statthat oder haben sollte. Bei der Bezugnahme auf die hannoversche Einrichtung aber war ausdrücklich von Commissarien der Landesvertretung die Rede, die also von der letzteren förmlich durch Wahl zu bestimmen wären. Will man sich von einer solchen Abordnung eine politische Garantie versprechen, so muß man jedenfalls auch für die ganze Körperschaft, in welcher sie eine Stelle finden sollen, einen festen und von dem Belieben des einzelnen Ministers unabhängigen Bestand fordern. Verzichtet man aber auf diesen parlamentarischen Antheil an einem Regierungsorgan, so würde man auch gewiß nicht wohlthun, den Eisenbahnrath über die losen Formen des Regulativs hinaus entwickeln zu wollen, denn es würde die Besorgniß einer Abschwächung der Ministerverantwortlichkeit immer genau im Verhältniß zu dem Grade äußerer Unabhängigkeit wieder eintreten, welche man dem Collegium geben mag, und dazu ohne daß der parlamentarische Einfluß

einen auch nur scheinbaren Ersatz erhält. Daß beschließende Collegien und Verantwortlichkeit einander ausschließende Gegensätze sind, hat früher beispielsweise der württembergische Geheimerath und jetzt unwidersprechlich die Reichsverfassung gezeigt, in welcher von Ministerverantwortlichkeit genau so weit nicht die Rede sein kann, als die Regierungs- und Verwaltungsbefugnisse des Bundesraths reichen.

Wenn aber an der Centralstelle der Verwaltung jedes zwischen den Ressortchef und seine parlamentarische Verantwortlichkeit sich einschiebende Organ nur diese sicherste politische Garantie abschwächen kann, so bleibt es ein fruchtbares Feld der Untersuchung, wie möglicher Weise die örtlichen Verwaltungsstellen der Staatseisenbahnen mit den Einrichtungen der provinziellen Selbstverwaltung in Verbindung gebracht werden können. Ließe sich hier der formale Organismus in geeigneter Weise herstellen, so wäre gleichwie auf dem Gebiete der inneren und Polizeiverwaltung, ein dreifacher Vortheil zu erreichen: einmal die specialisirte Abgrenzung der verwaltungsrechtlichen Befugnisse zwischen Central- und Provinzialbehörde, die für sich schon eine sehr starke Garantie gegen die „Willkür“ der ersteren ist, — sodann die Sicherheit, daß die letztere „nicht einseitig vom grünen Tisch aus urtheilt“, ohne daß es nöthig wäre, dazu erst jedem wirthschaftlichen „Interesse“ eine künstliche Vertretung zu schaffen, — endlich die Möglichkeit, daß die Collisionen zwischen dem Rechtskreise des Einzelnen und den Anstalten des Gemeinwohls, auch wo sie nicht den Charakter von Privatrechtsstreitigkeiten haben, nicht nach wenn auch noch so wohlmeinendem Gutdünken, sondern in den Formen und nach den Gesichtspuncten des Rechtsverfahrens entschieden werden können. Um den hier vorgezeichneten Weg aber ohne Tappen ins Dunkle und mit aller den großen Verhältnissen des Verkehrs gebührenden Schonung betreten zu können, müßte freilich vorher die neue Verwaltungsordnung im ganzen Gebiete des Staates durchgeführt und dazu von derjenigen Ueberladung mit kleinlichem Formalismus befreit sein, welche heute schon unter den verhältnißmäßig einfachen Verhältnissen der östlichen Provinzen so begründete Beschwerden hervorgerufen hat, in den mehr industriellen Landestheilen aber gar nicht erst Boden fassen könnte.

Der kurze Ueberblick dürfte gezeigt haben, daß der Spielraum zur Schaffung von politischen und wirthschaftlichen Garantien gegen den möglichen Mißbrauch eines concentrirten Eisenbahnsystems im Rahmen des deutschen Einzelstaates, je nachdem man will, ein sehr enger oder außerordentlich weiter ist, jenes, wenn man meint, auf einen Zug eine Combination auszuklügeln, die das Widersprechende leisten soll, das letztere, wenn man sich bescheidet, auch auf diesem Gebiete Schritt für Schritt vorzugehen und den Tag vom Tage lernen zu lassen. Das Rätliche wäre dann wohl, statt mit einem so vieldeutigen Worte wie „Garantien“, welches in einer anderen Frage bereits viel leicht zu vermeidendes Unheil angerichtet hat, unbestimmte Erwartungen

rege zu halten und sich selbst die nüchterne Arbeit durch hochpolitischen Rausch zu stören, für den Augenblick zu thun, was der Augenblick erfordert, d. h. vorab die Gelegenheit zu ergreifen, um mit einem kräftigen Ruck das preussische Eisenbahnwesen aus der bisherigen Zerfahrenheit herauszuheben, dann mit der Regierung verständig Rath zu halten, wie am zweckmäßigsten den gesteigerten technischen Anforderungen an die Staatseisenbahnverwaltung zu genügen sein wird, endlich auf Schutzwehren gegen die Mißbräuche dieser Verwaltung in dem Maße zu sinnen, als Mißbräuche wirklich zu Tage treten. Nur so läßt sich einer, das gesammte materielle Wohl des Landes bewegenden Angelegenheit mit dem raschesten Erfolge beikommen. —1.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Politische Randglossen. Das Bündniß mit Oesterreich.** — Das „bischen Herzegowina“ zieht unaufhaltsam seine Kreise weiter und weiter. Erst die Erhebung eines kleinen Bergvolkes, dann ein großer Krieg und die schwerste Krisis des Osmanenreichs in unserem Jahrhundert, jetzt eine völlig neue Constellation des europäischen Staatensystems mit dem Abbruch der tief gewurzelten Traditionen — wer vermag zu ermessen, wann und wo die Kette dieser verhängnißvollen Wirkungen sich schließen wird? Denn noch sind wir inmitten der Gährung, aus der erst eine neue Ordnung der Dinge sich wieder krystallisiren soll, und die Ungewißheit drückt um so schwerer, als noch immer ein Vorhang die Handlung auf der Bühne bedeckt, von der nur unsichere und unzusammenhängende Kunde dem erwartungsvollen Publicum vergönnt wird. Eigenthümlich muß uns Deutsche berühren, was in diesen Tagen über den Erfolg der in Wien gepflogenen Verhandlungen, über den Abschluß eines Schutzbündnisses mit dem östlichen Kaiserstaat, über die Aufrichtung eines starken festländischen Friedensbollwerkes mit wachsender Bestimmtheit in die Oeffentlichkeit gebracht worden ist. Alte Zeiten und alte Entwürfe werden in der Erinnerung wieder lebendig. Klingt die Botschaft nicht wie die Erfüllung eines halbvergessenen Traumes? Das Bündniß, das jetzt mit Oesterreich abgeschlossen sein soll, ist es nicht das Programm, das im Jahre 1848 scheiterte, das Programm vom engeren und weiteren Bund? Wird nicht jetzt zur Wirklichkeit, was schon Paul Pfizer, dieser weitblickende Seher, als die Lösung des deutschen Räthfels erkannte und mit gluthvoll beredten Worten einer ungläubigen Welt verkündigte? „Die ganze heutige Gestaltung der deutschen Verhältnisse weist auf eine staatsrechtlich-nationale Verbindung mit Preußen und eine föderalistisch-völkerrechtliche mit den germanischen Nachbarstaaten und mit Oesterreich hin.“ „Erst wenn Deutschland, als ein wahrer Bundesstaat, mit Preußen durch organische Verbindung eins geworden, nicht mehr der geheime Zankapfel zwischen Oesterreich und Preußen sein kann, ist eine dauernde Freundschaft der letzteren möglich; erst wenn in Oesterreich jede Feindschaft gegen Deutschlands innere Freiheit aufgehört hat, wird in Deutschland die alte Zuneigung zu dem verbrüdereten, verwandten Reich erwachen; erst wenn das neue Deutschland seine ganze Kraft anbietet, Oesterreich nach jener Seite stark zu machen, wo es so schwächtern auftritt und wohin doch alle Stimmen seiner Zukunft rufen, wird aus dem Bunde vom Deutschland und Oesterreich alles Heil erwachsen, das man vom jetzigen deutschen Bund umsonst erwartet.“ So Pfizer in seinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche“. Und schon im „Briefwechsel zweier Deutschen“, vor bald einem halben Jahrhundert geschrieben, findet man die

Umriffe zu dem Gebäude gezogen, das jetzt die Staatsmänner in Angriff genommen, vielleicht aufgerichtet haben. Der eine der beiden patriotischen Freunde schildert (im siebzehnten Brief) die tiefe, unausfüllbare Kluft, die uns Deutsche von Oesterreich trenne, und die eine organische Wiedervereinigung von Oesterreichs deutschen Provinzen mit Deutschland erst dann erwarten lasse, „wenn von diesen einst die Oberherrschaft auf Ungarn und Italien übergegangen sein wird“; worauf dann der andere Freund, lebhaft den deutschen Charakter des Donaureichs festhaltend, ergänzend antwortet: „Auch ohne Oesterreich wäre Deutschland allerdings mit Preußen groß genug, um jedem Staate der Welt die Spitze bieten zu können; aber das Bestehen eines zweiten deutschen Reiches in Oesterreich würde dazu dienen, durch den Gegensatz, den letzteres in kirchlicher, politischer und literarischer Beziehung bildet, die für das innere Leben Deutschlands nothwendige Spannung zu erhalten, und da man sich diesen Gegensatz, einzelne vorübergehende Reibungen etwa abgerechnet, nicht als einen feindseligen zu denken hat, so würden beide deutsche Reiche doch auch wiederum eine Einheit bilden und in ihrer Einheit Deutschland auf eine Stufe von Macht und Ansehen emporheben, wo es stark genug wäre, Rußland für sich allein schon in den gehörigen Schranken zu erhalten.“ Gedanken, in denen klare Voraussicht und naive Schwärmerei, nüchterne Rechnung und verwegener Idealismus wunderbar sich vermischen.

Die Befriedigung darüber, daß der Gang unserer deutschen Entwicklung nun auch zu diesen Consequenzen hindrängt, wäre freilich eine ungemischtere, wenn wir genauer unterrichtet wären über die Ereignisse und Zwischenfälle, die zu der neuen Wendung geführt haben. Doch die ganze diplomatische Geschichte seit dem Berliner Congreß ist noch in Geheimniß gehüllt, und was davon äußerlich zu Tage getreten ist, wie die Sendung Manteuffels nach Warschau, die Monarchenbegegnung in Alexandrowo, die Wiener Conferenzen, das Alles ist bis jetzt selbst nur eine Reihe von Räthseln, die der Aufklärung noch harren. Wir sind es in unserem Zeitalter nicht mehr gewöhnt, daß so gewaltige Verschiebungen in der Stellung der Mächte, wie sie jetzt angekündigt werden, so ausschließlich in den geheimen Werkstätten der Diplomatie vor sich gehen. Das fertige Resultat, das anscheinend aus diesen Werkstätten hervorgegangen ist, der Abschluß eines Bündnißvertrages mit Oesterreich-Ungarn, in der Absicht, die Erhaltung des Friedens nach allen Seiten zu erzwingen, verdient ohne Zweifel die Sympathien, die man diesem neuesten Erfolge der deutschen Staatskunst entgegenbringt. Auch der biblische Enthusiasmus, in den die englischen Staatsmänner gerathen sind, soll uns darin nicht irre machen. Aber doch will eine ungehemmte Freude über jenen Erfolg sich nicht einstellen. Das volle Vertrauen wird schon durch die unwillkürlich sich aufdrängende Erwägung abgeschwächt: welche nahe und ernste Gefahr muß doch, ohne daß die Völker eine Ahnung hatten, den Frieden bedroht haben, daß ein Jahr nach dem Friedensschluß in Berlin so auffällige Anstrengungen zu seiner Erhaltung sich nothwendig erweisen? Welche schwerwiegende Thatfachen müssen doch zur Kenntniß der deutschen Staatsleitung gekommen sein, daß die Tradition der russischen Freundschaft darüber in die Brüche ging und der Kaiser selbst zu einer Sanction dieses Bruches vermocht werden konnte? Jetzt, da die neue Wendung, wie es scheint, vollzogen ist, und die deutsche Politik den Halt, den sie in schweren Krisen an Rußland besaß, nachdem dieser Halt gebrochen ist, auf Seite Oesterreichs gesucht und gefunden hat, ist nur zu wünschen, daß das Friedensbündniß seinen Zweck wirklich er-

füllen möge. Man braucht kein Pessimist zu sein, um vorauszusehen, daß die neue Freundschaft uns durch erhöhte Feindschaft von anderer Seite wird vergolten werden. Von England ist doch nur so weit die moralische Theilnahme an dem Bündniß zu erwarten, als es dadurch seine eigenen Interessen im Osten gefördert und deren Wahrnehmung erleichtert sieht. Italien, dessen Absichten auf die unerlösten Brüder ein Niegel vorgeschoben ist, steht verduzt vor dem plötzlichen Scenewechsel. In Frankreich kann die Thatsache einer mitteleuropäischen Coalition unmöglich zur Befestigung des Ansehens des Cabinets Waddington dienen. Und in Rußland kann die Wirkung ebensogut eine aufreizende sein als eine beschwichtigende. Indessen das Alles haben die Urheber des Wiener Vertrages voraussehen und in ihre Rechnung ziehen müssen. Er ist geschlossen worden, um durch Errichtung eines imponirenden Friedensbollwerks im Herzen des Welttheils vor einem Angriff auf den Frieden abzuschrecken, oder aber, um unvermeidlichen Stürmen nach Möglichkeit gewachsen zu sein. Man hat an den Abschluß der Schutz- und Trugbündnisse Preußens mit den deutschen Südstaaten erinnert und an die demonstrative Veröffentlichung dieser Verträge im Jahre 1867. Die französische Aggression ist dadurch nicht verhindert worden. Bewährt hat sich das Bündniß gleichwohl. Möge das neue Bündniß nicht nöthig haben, auf dieselbe Probe gestellt zu werden.

g.

### L i t e r a t u r .

Otto Mittelstädt, Gegen die Freiheitsstrafen. Ein Beitrag zur Kritik des heutigen Strafsystems. Leipzig, 1879. — Einer Schrift, die, wie diese, gegen herrschende Zeitmeinungen und gegen ein eingewurzelt System mit scharfer Lanze anrennt, kann es nicht an lebhaftem Widerspruch fehlen. Aber auch lebhaft Zustimmung ist ihr im Voraus gesichert. Denn sie giebt, aus dem Grunde einer tiefen Ueberzeugung, demjenigen furchtlos Ausdruck, was in weiten Kreisen längst ein mehr oder minder deutliches Gefühl ist. Es ist eine kaum mehr wegzuleugnende Thatsache, daß ein schwächlicher Humanismus unsere Strafrechtspflege in eine ganz falsche Bahn geführt hat. „Die Criminalstatistik der letzten neun Jahre mit ihren schreienden Zahlen massenhafter Verbrechenszunahme aller denkbaren Kategorien zeigt den offenkundigen Bankerott des ganzen ausschließlich auf die Freiheitsentziehung gebauten modernen Strafsystems.“ Den Hauptirrtum erkennt der Verfasser darin, daß, hauptsächlich unter amerikanischen Einflüssen, die staatliche Strafgewalt in Verbindung gebracht ist mit dem Zweck der Besserung und Erziehung. Das Mittel zur Heilung sieht er in einer Umkehr, welche die Philanthropie aus dem Strafwesen verbannt, den Freiheitsstrafen voll und ganz den Charakter eines Strafübels zurückgiebt, den Besserungs- und Erziehungszweck aber aus den Gefängnissen hinausweist in besondere Anstalten. Endlich aber hält der Verfasser es für unerläßlich, daß neben der Freiheitsentziehung wieder zu anderen Strafmitteln an Leib und Leben, Ehre und Vermögen zurückgegriffen werde, wodurch das heute gänzlich abhanden gekommene Gefühl, Strafe sei Schmach und Schande, wieder lebendig werden soll. Das sieht freilich nach „Reaction“ aus. Wer unbefangenen den Ausführungen folgt, wird finden, daß die lebhaft und geistreich geschriebene Schrift mit Recht das Motto: pro libertate führt.

g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 30. October 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Kirche und Staat im Neuen Reiche.\*)

Das dem Ende zueilende Jahrzehnt hat seine Signatur wie keine andere Periode der Neuzeit durch kirchenstaatsrechtliche Evolutionen empfangen: so weit dieselben die katholische Kirche betreffen, haben sie ihren Culminationspunct heute zweifellos überschritten und der „Modus vivendi“ zwischen dem Reichskanzler und Monsignore Jacobini ist, wie kaum zu bezweifeln, so gut wie perfect. Andererseits tagt eben jetzt zu Berlin die erste ordentliche Generalsynode der größten evangelischen Landeskirche, die existirt, der unitar-evangelischen Landeskirche für die acht alten Provinzen der preussischen Monarchie: und möglicher Weise kann diese Generalsynode von sehr tiefgreifenden Folgen für den Entwicklungsgang des deutschen evangelischen Kirchenthums überhaupt sein. Gründe genug, einen Augenblick stille zu halten und sich die Frage vorzulegen: ist aus den kirchenpolitischen Bewegungen der letztvergangenen Zeit überhaupt ein der tiefgehenden Erschütterung, in die sie unser Volksleben versetzten, entsprechendes, eventuell welches Ergebniß ist gewonnen worden? Oberflächlicher Betrachtung mag es ja scheinen, als müsse diese Frage mit der trostlosen Antwort erledigt werden: alles Ringen und Hoffen, das sich an den sogenannten „Culturkampf“ geknüpft, sei gänzlich eitel und vergeblich gewesen!

### 1.

Das Verhältniß von Staat und Kirche speciell in Deutschland bestimmte sich im neunzehnten Jahrhundert von zwei Gesichtspuncten aus, einem in erster Linie factischen und einem principiellen rechtlichen: dem factischen, daß alle größeren Staaten durch die Territorialveränderungen, welche die Folge der französischen Revolution und der napoleonischen Aera gewesen waren, in die Nothwendigkeit versetzt wurden, ihren öffentlichen Rechtszustand verschiedenen Religionsbekenntnissen zu accomodiren, wie dies vorher von deutschen

\*) Obwohl nicht in allen Puncten die Ansichten des geehrten Verfassers theilend, glaubt die Redaction doch eine so gewichtige Stimme über die kirchlichen Fragen ihren Lesern nicht vorenthalten zu sollen.

Staaten allein Preußen in bedeutenderem Maßstabe gethan hatte; dem rechtlichen, der schon Ende des vorigen und mit immer wachsender Gewalt im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts zum Durchbruch gekommen war und fast allenthalben in den neueren Staatsverfassungen feierlichen Ausdruck fand: daß überhaupt bürgerliche und staatsbürgerliche Rechte vom Religionsbekenntniß gänzlich unabhängig sein müßten. Damit war das mittelalterliche System des canonischen Rechtes, welches auf dem römisch-katholischen Glaubensbekenntnisse als der allein vom Staat anerkannten und geschützten Religion beruhte, zur Unmöglichkeit geworden. Ganz eben so aber war auch das nachreformatorische System der protestantischen Staaten und protestantischen Staatsreligionen, welches in seinem principiellen Gedanken über das Verhältniß von Kirche und Staat sich mit dem canonischen völlig deckt, unmöglich geworden.

Schon vor Aufrichtung des Deutschen Reiches hatten die meisten deutschen Particularstaaten in mehr oder minder präciser Weise jene Grundsätze gesetzlich zur Anerkennung gebracht, allerdings durchweg mit der Modification, daß trotzdem sogenannte Landeskirchen mit besonderen staatlichen Privilegien beibehalten wurden. Durch die Neugestaltung des deutschen Staatsbaues erfuhren diese Verhältnisse keine Veränderung: das Kirchenwesen wurde nicht in die Kompetenz der Centralgewalt einbezogen. Nur das eine Princip wurde von Reichswegen sichergestellt und damit jedem etwa möglichen Angriff der Einzelstaaten entzogen, indem es unterm 3. Juli 1869 als Bundesgesetz (B.-G.-B. 1869, S. 292) fixirt wurde: „Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hierdurch aufgehoben.“ Speciell wurde als Consequenz des Principes noch betont: „die Befähigung zur Theilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter soll vom religiösen Bekenntniß unabhängig sein.“ Schon vorher hatte im gleichen Sinne das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 (B.-G.-B. 1867, S. 55) bestimmt: daß „keinem Bundesangehörigen um des Glaubensbekenntnisses willen der Aufenthalt, die Niederlassung, der Gewerbebetrieb oder der Erwerb von Grundeigenthum verweigert werden“ dürfe. Diese Normen stehen dormalen im ganzen Reichsgebiete in Kraft und die Einzelstaaten sind unbedingt daran als an zwingendes Reichsrecht gebunden.

Das in den allegirten deutschen Gesetzesbestimmungen zum Ausdruck gebrachte Princip darf aber heute geradezu ein internationales genannt werden. Die europäischen Culturstaaten haben dasselbe wie Deutschland staatsgrundgesetzlich anerkannt, so insbesondere Frankreich und Italien ganz rückhaltlos, eben so haben Oesterreich-Ungarn, England und Rußland, letzteres allerdings in stark modificirter Weise, sich dazu bekannt; selbst Spanien, das

am längsten an den canonischen Principien festhielt, hat nunmehr das gleiche Princip, wenn auch in ziemlich verclausulirter Weise in die Staatsverfassung aufgenommen. Von den kleineren Staaten hat seit seiner Constituirung als selbständiger Staat Belgien und in neuester Zeit insbesondere die Schweiz sich um Durchführung des Principes verdient gemacht. Was die Türkei betrifft, so ist bekanntlich für dieses Staatswesen der Koran zugleich Religions- und Staatsgrundgesetz. Derselbe schließt die staatsrechtliche Gleichberechtigung von Muselmanen und Nichtmuselmanen principiell aus und beruht in dieser Beziehung ganz auf dem nämlichen Grundgedanken wie das canonische System; neuerdings ist jedoch durch die ottomanische Staatsverfassung der abendländische Grundsatz ebenfalls formell sanctionirt worden; da man aber daneben den Koran principiell festhält, so werden die bezüglichen Versuche in der Türkei kaum einen wirklichen Erfolg haben können.\*)

Der Grundsatz der Unabhängigkeit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte vom Religionsbekenntniß hat neuerdings eine nicht hoch genug zu schätzende internationale Anerkennung durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 gefunden. Die Unabhängigkeit von Montenegro, Serbien und Rumänien wurde nämlich von den Großmächten nur unter der Bedingung anerkannt, daß jener Grundsatz zum integrirenden Bestandtheil des Verfassungsrechtes dieser Staaten erhoben werde; so lange letzteres nicht erfolgt ist, besteht die Unabhängigkeit derselben demnach nicht zu Recht. (So lange also Rumänien nicht die Juden in der vom Berliner Congreß geforderten Weise zu gleichberechtigten Staatsbürgern erhoben haben wird, ist es rechtlich nicht unabhängig geworden.) Der gleiche Grundsatz ist von den Congreßmächten direct als Bestandtheil der Staatsverfassung von Bulgarien und eben so für Ostrumelien und die sämtlichen Provinzen der Türkei vorgeschrieben worden. (Berliner Frieden Art. V: Bulgarien, XXVII: Montenegro, XXXV: Serbien, XLIV: Rumänien, LXII: Türkei; der betreffende Passus ist überall fast wörtlich gleichlautend: „La distinction des croyances religieuses et des confessions\*\*) ne pourra être opposée à personne comme un motif d'exclusion ou d'incapacité en ce qui concerne la jouissance\*\*\*) des droits civils et politiques, l'admission aux emplois publics, fonctions et

\*) Daß die Türkei seit Alters nichtmuselmännischen Unterthanen ein reiches Maß von Toleranz gewährte, ist dankbar anzuerkennen; principiell aber hat sie niemals und kann sie niemals, so lange der Koran Staatsgrundgesetz ist, diese Toleranz zur Gleichberechtigung in staatsrechtlicher Hinsicht erheben. Es gehörte eine starke Stirne dazu, wenn Caratheodory auf dem Berliner Congreß erklärte: „il n'existe dans la législation de l'Empire aucune inégalité ou incapacité fondées sur des motifs religieux!“ (Prot. 109.)

\*\*) a. 62 (Türkei): „la différence de religion“.

\*\*\*) ibid.: „l'usage“.



honneurs ou l'exercice des différentes professions et industries dans quelque localité que ce soit. \*) La liberté et la pratique extérieure de tous les cultes seront \*\*) assurées à tous les ressortissants de l'Etat — aussi bien qu'aux étrangers \*\*\*) et aucune entrave ne sera †) apportée soit à l'organisation hiérarchique des différentes communions soit à leurs rapports avec leurs chefs spirituels.“)

In höchst bemerkenswerther Weise sprachen sich auf dem Berliner Congresse die leitenden Staatsmänner Europas über das in Frage stehende Princip aus. Bei den eben in Deutschland wieder stark im Schwange gehenden Phrasen vom „christlichen Staate“ ist es mehr als historisch-theoretische Liebhaberei, die wichtigsten der betreffenden Aeußerungen hier zu registriren. Für das in den angeführten Artikeln ausgesprochene Princip trat besonders der französische Minister Waddington in die Schranken; ihm secundirte mit aller Energie Fürst Bismarck. Waddington stellte bei der Berathung über Bulgarien den Antrag auf Annahme von zwei jenes Princip garantirenden Artikeln (Prot. S. 29 deren Text). Darüber entspannen sich interessante Verhandlungen auf dem Congresse, die zur Ausdehnung der französischen Vorschläge auf alle Theile der Balkanhalbinsel wie auch auf die asiatische Türkei durch Congressbeschuß führten, nachdem Rußland vergeblich versucht hatte, bezüglich der Juden eine Einschränkung desselben zu erreichen (Prot. S. 65). Waddington erklärte in der achten Sitzung: „qu'il est important de saisir cette occasion solennelle pour faire affirmer les principes de la liberté religieuse par les représentants de l'Europe.“ Fürst Bismarck schloß sich dem an, „en déclarant que l'assentiment de l'Allemagne est toujours acquis à toute motion favorable à la liberté religieuse“ (Prot. S. 66). Im gleichen Sinne äußerten sich die Vertreter von Italien („il s'empresse d'adhérer au principe de la liberté religieuse qui forme une des bases essentielles des institutions de son pays“), Oesterreich-Ungarn, England; auch Rußland stimmte dem Princip bei, hielt nur eine Modification für erforderlich wegen des eigenthümlichen Charakters der orientalischen und südrussischen Juden, die Gortschakoff „un véritable fléau pour les populations indigènes“ nannte. Wiederholt betonte Waddington bei den Verhandlungen über Rumänien das gleiche Princip mit größter Wärme und Fürst Bismarck stimmte bei: „faisant allusion aux principes du droit public en vigueur d'après la constitution de l'Empire Allemand et à l'intérêt que l'opinion publique attache à ce que les mêmes principes suivis

\*) a. 62 fehlt der letzte Satz.

\*\*) a. 62 (Türkei) u. a. 5 (Bulgarien): „sont“.

\*\*\*) Dieser Satz von „tous“ an fehlt a. 62.

†) a. 62 u. a. 5: „ne pourra être“.

dans la politique intérieure soient appliqués à la politique étrangère“ (Prot. S. 85, 86).

Das Princip der Religionsfreiheit in dem Sinne, daß bürgerliche und staatsbürgerliche Rechte nicht abhängig sein dürfen von irgendwelchem Glaubensbekenntniß, ist somit deutsches Recht und feierlich anerkannter internationaler Grundsatz.

Die Consequenz des Principes geht nothwendig dahin: daß der Staat allen religiösen Vereinigungen gegenüber die gleiche Rechtsstellung einzunehmen hat, daß keine dieser Vereinigungen besondere Vorzüge oder gar einen besonderen Einfluß auf staatliche Dinge von Rechtswegen beanspruchen kann. Die Strenge des Principes ist bis jetzt nirgends in Europa in voller Consequenz zur Durchführung gelangt, speciell auch in keinem deutschen Einzelstaate. Alle Politik ist ein Compromiß zwischen den Consequenzen neuer staatsrechtlicher Principien und überkommener historisch gewordenen Verhältnisse. So sehr sich die letzteren unter Umständen als principwidrig darstellen mögen, so wird doch die praktische Politik, wenn anders sie eine gesunde ist, nur sehr allmählich in ihrer Beseitigung vorgehen dürfen und rasches, radicales Aendern wird um so mehr sich verbieten, je fester die historisch gewordenen Verhältnisse trotz aller Principwidrigkeit in der Tiefe des Volkslebens gewurzelt sind. Gerade in kirchenstaatsrechtlichen Dingen wird langsames Vorschreiten auf dem Wege der Gesetzgebung immer geboten sein; zeitweise mag sogar völliger Stillstand angezeigt sein; nur so viel muß unter allen Umständen eine gesunde Politik festhalten und darum darf sie aber auch keinen Kampf scheuen, daß nicht Rückschritte geschehen.

So wird auch die theoretische Betrachtung, falls sie in den Bahnen der logischen Denkgesetze sich bewegt, nicht unschwer im Einzelnen die Consequenzen zu fixiren vermögen, zu welchen das staatsrechtliche Princip der Religionsfreiheit in seinem oben präcisirten Sinne allmählich wird führen müssen. Die Praxis aber wird nur sehr vorsichtig diese Consequenzen ins Leben einführen dürfen. Nur Rückschritte müssen, wie gesagt, durchaus vermieden werden, insolange als das Princip selbst als richtig anerkannt bleibt. Ein solcher Rückschritt aber wäre insbesondere die Rückkehr zu dem canonischen Principe. Es ist ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß in einem vorwiegend von katholischer Bevölkerung bewohnten Staate gerade durch das Princip des Constitutionalismus die Regierung gedrängt würde, das canonische Princip als maßgebend für das Verhältniß von Staat und Kirche wieder zu adoptiren. Zu befürchten steht dies unmittelbar wohl nirgends: die internationalen Beziehungen sind heute zu mächtig, als daß die Gefahr sehr drohend wäre, das Rad der Zeit könne rückwärts gedreht werden; sehr viel leichter mag der nüchterne Politiker die Gefahr als acut empfinden: daß

durch den Einfluß der Volksleidenschaften und der rein theoretischen, nicht durch praktische Erwägungen „getriebten“ Anschauung hervorragender Parteiführer das Rad der Zeit allzu rasch bewegt werde.

In Deutschland droht die Gefahr einer Repristinirung des canonischen Systemes gar nicht. Wohl aber dürfte eine andere Gefahr nicht zu unterschätzen sein. Seit dem westfälischen Frieden sind in Deutschland Katholiken und Protestanten darauf angewiesen, friedlich neben einander zu existiren. Unter dem Druck des confessionellen Gegensatzes geschah dies Anfangs in der Weise, daß die Staaten nach der Confession sich räumlich sonderten. Im neunzehnten Jahrhundert ist dies factisch zur Unmöglichkeit geworden, da vielfach in einem und demselben Staate gemischt confessionelle Bevölkerung, speciell Protestanten und Katholiken, zusammen zu existiren genöthigt ist. Die Heilige Allianz der drei Herrscher von Oesterreich, Preußen und Rußland (1813), die drei verschiedene christliche Confessionen repräsentirten, sollte nun im Anschluß an die factischen Verhältnisse den Gedanken der trotz des Unterschiedes der Confessionen einheitlichen christlichen Familie, deren Herrscher Gott selbst sei, auf Erden vertreten durch die Souveräne, zum staatsrechtlichen Ausdruck bringen. Für Deutschland speciell kam hierbei das griechisch-katholische Moment, als numerisch zu unbedeutend, nicht in Betracht. Wohl aber war man der Meinung: es sei möglich, unter Abstraction von dem Unterschied katholischer oder protestantischer Confession ein gemeinsames christliches Bekenntniß als Basis des Staatsrechtes zu präcisiren. Nichtchristen aber, speciell Juden, sollten zwar Toleranz, nicht aber staatsbürgerliche Vollberechtigung genießen. Die Hauptvertreter dieser Idee vom „christlichen Staate“ waren der geniale Professor Stahl und der preußische König Friedrich Wilhelm IV., indeß bemerkenswerther Weise auf katholischer Seite ein hervorragender Vertreter dieses Systemes sich nicht findet. Zeitenweise war diese Idee vom „christlichen Staate“ eine starke Macht in Preußen, in der Regierung sowohl als den Parlamenten. Neuerdings war diese Richtung immer ohnmächtiger geworden: aus der Regierung gänzlich verdrängt, in der Volksvertretung auf ein Minimum reducirt.

Momentan ertönt die Redensart vom „christlichen Staate“ wieder lauter denn je in deutschen Landen und scheint der Anhänger selbst in höchst „liberalen“ Regionen nicht wenige gewonnen zu haben. Kirchliche und politische, große und kleine Zeitungen predigen die Rückkehr zum „christlichen Staate“ als die einzige Rettung aus dem stinkenden Sündenpfuhle der heutigen Zeit. Die Ursache dieser Wendung liegt in vielfachen inneren Gründen, die übersichtlich und so viel als möglich erschöpfend darzulegen ein weiteres Ausholen in der Zeitgeschichte nothwendig macht.

Die Entwicklung der deutschen Dinge, so wie sie seit 1866 durch die

Persönlichkeit Bismarcks geleitet wurde, fand begeisterte und hingebende Unterstützung vorzüglich in denjenigen Schichten des deutschen Volkes, die als der gebildete und freisinnige Mittelstand zu bezeichnen sind. Dagegen mußte die Bismarcksche Politik sehr bald in einen mehr oder minder schroffen Gegensatz gerathen gegen diejenigen am Hofe und im hohen Adel noch immer mächtigen Elemente, welche den Stahlschen Traditionen vom „christlichen Staate“ folgten. Nicht minder bildete sich frühzeitig ein Gegensatz heraus zu den specifisch katholischen Elementen. Bald nach 1870 waren diese Gegensätze in schroffster Form bereits vorhanden: die preußischen Altconservativen trafen in ihren politischen und kirchlichen Anschauungen zusammen mit den dem preußischen Staate als dem Träger der evangelischen Union feindlich gegenüber stehenden confessionellen Lutheranern in ganz Deutschland und diese combinirten Elemente eines protestantischen auf Stahlscher Basis beruhenden Conservatismus begannen alsbald in der Presse und anderwärts einen entschiedenen Principienkampf gegen das in Bismarck verkörperte Regierungssystem, dem sie vorzüglich die immer weiter gehende Lösung der Beziehungen des Staates zur Kirche, insbesondere auf dem Gebiete der Schule, zum Vorwurf machten. Nennenswerthe Erfolge hatte übrigens diese conservative Agitation zunächst in keiner Weise zu verzeichnen. Die Reichstagswahlen von 1874 bezeichnen den niedrigsten Stand des conservativen Parteiwesens seit langer Zeit.

Die confessionell katholischen Elemente im Reiche waren von Anbeginn an verstimmt, weil das Deutsche Reich principiell jegliche Intervention zu Gunsten des seines Territoriums beraubten römischen Papstes mit Entschiedenheit abgelehnt hatte; dazu kamen ähnlich wie bei den Conservativen die Vorwürfe wegen „Entchristlichung“ des Staates speciell nach der Seite der Schule; endlich waren die katholischen Elemente Süddeutschlands, jederzeit vorwiegend nach Oesterreich gravitirend, von Anbeginn an in Opposition gegen die Aufrichtung des Reiches, dessen Hauptmacht das „protestantische Preußen“ bildete.

Der Geist, in welchem die deutsche Reichsverfassung gemacht und in welchem das Reichsrecht weiter gebildet wurde, war diesen Parteien von vorne herein principiell genügender Grund zur Opposition: in immer entschiedeneren Gegensatz war ja Fürst Bismarck zu jeder wie immer gearteten Theorie vom „christlichen Staate“ getreten.

Dazu kam seit 1872 der „Culturkampf“. Die preußische Regierung hatte seit 1840 die zweckmäßigen, nur etwas zu territorialistisch gerichteten kirchenstaatsrechtlichen Normen des allgemeinen Landrechtes außer Uebung kommen lassen und der katholischen Kirche trotz deren jeden Staat zu besonderen Vorsichtsmaßregeln mahnenden internationalen und mit den heutigen Staatsprincipien in Gegensatz stehenden mächtigen Organisation eine geradezu exorbitante Freiheit der Bewegung gestattet. Es hing dies zusammen mit der

Lieblingsidee Friedrich Wilhelm IV. vom „christlichen Staate“; bei Aufrichtung des Reiches war das Cultusministerium in der Hand des diese Idee voll und ganz vertretenden Ministers Mühler.

Daß die aggressive Bewegung des Katholicismus, wie sie besonders seit Mitte der Sechziger Jahre durch den kampfesfrohen Papst Pius IX. nach den verschiedensten Richtungen sich entfaltet hatte, ganz besonders ihr Augenmerk auf den zu ungeahnter Machtfülle emporgestiegenen preussischen Staat gelenkt habe, ließ sich neben anderen Merkmalen insbesondere aus der ungeheuren Vermehrung der Orden und Klöster im preussischen Staate entnehmen. Der Syllabus von 1864 hatte bereits die Fundamentalgrundsätze des modernen Staates verworfen, das vaticanische Concil von 1870 erklärte in dogmatischer Weise den Papst zum unfehlbaren Universalbischof und das zur Bekämpfung des Protestantismus in raffinirter Weise ausgebildete System der römischen Propaganda arbeitete eifriger denn je. Als Bismarck das Werk in Angriff nahm, die Excesse des Katholicismus einzudämmen und dem preussischen Staate gesetzliche Garantien zum Schutz gegen die gefährliche Angriffsbewegung jener mächtigen Religionsgesellschaft zu verschaffen, war dies Unternehmen von der ungeheuren Sympathie der Mehrheit des deutschen Volkes getragen. Unter stürmischer Aufregung, die sich vom Parlament bis in die kleinste Dorfkirche hinaus fortpflanzte, kamen die sogenannten Maigesetze unter dem neuen Cultusminister Falk zu Stande, die dem preussischen Staate über Vorbildung und Anstellung der Geistlichen sowie über die kirchliche Disciplinargewalt ein wirksames Aufsichts- beziehungsweise Repressionsrecht vindicirten. Zuvor schon (noch unter Mühler) war die Aufsicht über die Volksschulen gesetzlich als ausschließliche Staatssache erklärt und eine gesetzliche Eindämmung des katholischen Ordenswesens durch das von Reichswegen erfolgte Verbot des Jesuitenordens und der demselben verwandten Orden und Congregationen bewirkt worden. Wir gehen hier auf den Inhalt dieser Gesetzgebung nicht specieller ein; ebensowenig erörtern wir die Frage, ob dieselbe in allen Stücken als gelungen betrachtet werden kann; ebensowenig ob man von katholischer Seite sich derselben hätte unterwerfen können. Nur die eine Frage stellen wir hier zur Erörterung, ob die Grundgedanken dieser Gesetzgebung mit dem Princip der Religionsfreiheit in Einklang stehen. Diese Frage aber ist unbedingt zu bejahen: die Belleitäten des „christlichen Staates“ waren darin aufgegeben und nur der Gesichtspunct als maßgebend betrachtet, welche Garantien dem Staate unter der Herrschaft des Principes der Religionsfreiheit nothwendig seien, sei es allen, sei es nur den beiden großen mit der Weihe historischer Tradition und den Privilegien des Landeskirchentums ausgestatteten, sei es nur der einen aus factischen Gründen zu besonderer Beforgniß Anlaß gebenden mächtigen katholischen Religionsgenossenschaft gegen-

über. Es handelte sich für den Staat darum, in der Form des Gesetzes die Bahn abzugrenzen, innerhalb deren die Religionsgesellschaften sich frei von staatlichem Einfluß sollten bewegen und entwickeln dürfen. Diese Bahn aber abzugrenzen ist und wird allezeit sein ein unveräußerliches Recht und eine unveräußerliche Pflicht des Staates.

Das Princip der Religionsfreiheit wurde in diesem Zeitraum jedoch nicht allein nach der Seite der für den Staat nothwendigen schützenden Garantien gegenüber den Religionsgesellschaften, sondern auch nach anderer Richtung hin zur weiteren gesetzlichen Durchführung gebracht: ein preussisches Gesetz über den Austritt aus der Kirche bot jedem Staatsbürger die Möglichkeit, über seine Zugehörigkeit zu einer Kirchengesellschaft nach freiem Ermessen zu befinden; durch Reichsgesetz wurde die Führung der Civilstandsregister und die Vornahme von Eheschließungen den Kirchendienern genommen und ausschließlich weltlichen Beamten übertragen. Zugleich wurden auch die principiell wichtigen Punkte des materiellen Eheschließungs- und Ehescheidungsrechtes von kirchlichen Rücksichten unabhängig geordnet.

Gleichzeitig wurde in den alten Provinzen der preussischen Monarchie die evangelische Landeskirche endlich mit einer selbständigen Organisation ausgestattet, und damit auch auf diesem Gebiete der Grundstein für eine Scheidung der kirchlichen und staatlichen Sphäre gelegt.

Zwar fehlte noch viel, daß alle Consequenzen des Principes der Religionsfreiheit zu gesetzlicher Fixirung gelangt wären: immerhin aber war durch die oben bezeichneten Gesetze ein großer Schritt vorwärts auf dieser Bahn geschehen.

Auch Oesterreich, Hessen, Sachsen erließen im Laufe des verflossenen Jahrzehnts Gesetze von dem gleichen principiellen Gesichtspuncte aus, nachdem Baden und Württemberg schon in den Sechziger Jahren diesen principiellen Weg eingeschlagen hatten.

Der oben dargelegte logische Gedankengang, der sich aus dem Princip der Religionsfreiheit ergibt, ist bei dem preussischen „Culturkampf“ mehrfach zum Unheil für die ganze Bewegung verdunkelt worden. Nicht von der Regierung: die neuere Gesetzgebung mag in einzelnen Paragraphen discutabel sein und selbst da und dort über das der Staatsgewalt zuzuweisende Gebiet hinausgreifen — jedenfalls aber sind dies untergeordnete Punkte; in der Hauptsache ist die einschlägige preussische Gesetzgebung eine richtige und nothwendige Consequenz der unser deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht beherrschenden Principien, und muß demnach in diesen Hauptpunkten durchaus von einem gesunden Staatswesen festgehalten werden. Die Staatsmänner, welche die Gesetze, sei es im Stadium der Vorbereitung, sei es dem der Ausführung, parlamentarisch vertraten, in erster Linie Minister Falk selbst, haben sich

durchweg in der correcten Bahn dieser staatsrechtlichen Gesichtspuncte gehalten. Zweier hochbedauerlicher und hochbedenklicher, von anderer Seite verschuldeter Abwege aber muß hier gedacht werden.

Man hat behauptet: es sei die Absicht der preussischen Regierung gewesen, auf dem Wege dieser Gesetzgebung zu einer deutschen Nationalkirche, die Protestanten und Katholiken zugleich umfassen solle, letztere natürlich gelöst vom römischen Papste, zu gelangen und diese deutsche Nationalkirche habe die feste Basis des neuen deutschen Reiches bilden sollen. Ob man sich jemals in Regierungskreisen ernstlich mit einer derartigen Idee, die von einem ungeheuren Verkennen sowohl der die heutige Welt bewegenden religiösen Factoren als der Pflichten des heutigen Staates zeugen würde, getragen hat, wissen wir nicht. Wir können es auch trotz noch so bestimmt auftretender Behauptung nicht annehmen: in den Reden preussischer Staatsmänner klingt zwar der specifisch „protestantische“ Standpunct manchmal stark an, niemals aber die Idee einer nationalen interconfessionellen Reichskirche und der Inhalt des Gesetzes bietet für letztere gar keinen Anknüpfungspunct. Höchstens mochte es einen Augenblick scheinen, als werde die sogenannte altkatholische Bewegung den größten Theil des deutschen Katholicismus mit sich fort und vom Papste losreißen: damit wäre aber noch lange keine nationale Reichskirche vorhanden gewesen; und jene Hoffnung erwies sich ja alsbald als gänzlich illusorisch. Daß in Parlamentsreden von einzelnen Abgeordneten die Idee der nationalen Reichskirche mehrfach auftrat („die Reformation müsse vollendet werden und wenn es nochmals einen dreißigjährigen Krieg koste!“ So ein berühmter Professor im preussischen Abgeordnetenhause), daß von einem höheren preussischen Staatsbeamten ein Buch erschien, welches den Nachweis liefern sollte, daß die Neubildung des deutschen Staates unvollständig sein und der inneren Bürgerschaft ermangeln werde ohne Neubildung der deutschen Kirche, die von Staatswegen unter Abstraction von dem Unterschiede der dogmatischen Richtung erfolgen müsse (Röpler, das deutsche Reich und die kirchliche Frage), das ist allerdings richtig. Die Regierung aber als solche hat durch keine ihrer Maßnahmen Anlaß zu der Behauptung gegeben, als ob sie derartigen phantastischen und gefährlichen Träumen huldige. Daß jedoch die Idee einer nationalen Reichskirche in den Kreisen der katholischen nicht nur, sondern auch der protestantischen Bevölkerung vielfache Besorgnisse wachrief und wesentlich zur Verbitterung des „Culturkampfes“ beitrug, ist nicht zu leugnen.

Noch gefährlicher war der andere Abweg. Papst Pius IX. hatte im Syllabus erklärt: niemals hätten die Päpste den Staaten gegenüber ihre Macht mißbraucht, und im Conflict zwischen Staat und Kirche gehe das „Recht“ der Kirche unbedingt vor. Diese Ausprüche und was dergleichen die

Päpste jemals über das Verhältniß von Staat und Kirche ex cathedra gelehrt, wurden vom Vaticanum mit der Weihe der dogmatischen Infallibilität ausgestattet. Pius IX. erneuerte somit die Ansprüche der gewaltigsten mittelalterlichen Päpste auf Souveränität der Kirche über den Staaten. Das war der tiefe innere Grund des in Preußen entbrannten Kampfes: welcher Staat seine Souveränität preisgibt, der gibt seine Existenz preis. Aus diesem Kampfe um die Souveränität machte man nun den „Culturkampf“. Auch hier trifft die Regierung keine Schuld: höchstens hätte man vielleicht der „Cultur“-Heze etwas energischer entgegen treten können. Wohl aber sind die liberalen Parteien der Parlamente von großer Schuld in Sachen des „Culturkampfes“ nicht frei zu sprechen. In welchem Verhältniß die römische Kirche zur „Cultur“ stehe, darum konnte es sich in dem ausgebrochenen Conflict nicht handeln, sondern einzig und allein darum, in welchem Verhältniß dieselbe zum Staat und seinem Recht stehe. Ob die römische Kirche culturfeindlich ist, kann dahingestellt bleiben; ist sie es wirklich, so kann der Kampf dagegen, soweit überhaupt vom Staate, lediglich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens geführt werden. Religiöse Bräuche aber und Institutionen müssen mit der überhaupt dem menschlichen Gemüthsleben schuldigen Ehrfurcht behandelt werden, welcher Art immer sie seien. Statt dessen wiederhallten Parlamente, Versammlungen und Presse von der „Culturfeindlichkeit“ der katholischen Kirche und ihrer Institutionen; eine stellen- und zeitenweise recht wüste Agitation richtete sich überhaupt mehr und mehr gegen alles Religiöse und Kirchliche. Der Ton fanatischer Bitterkeit, der diese kirchenpolitischen Wirren charakterisirt, war nicht zum kleinsten Theile auch verschuldet durch die Rücksichtslosigkeit, in welcher die Ultrakatholiken und die römischen Katholiken ihren innerkirchlichen Zwiespalt verhandelten; der Ton, in welchem die Parteien in der evangelischen Kirche einander befehden, giebt dem allerdings, wenn überhaupt, nur wenig nach. Die Art, wie unverdaute Erzeugnisse der neueren naturwissenschaftlichen Forschung auf den Markt des kritiklosen großen Publicums gebracht wurden, trug ebenfalls nicht wenig dazu bei, die „Cultur“-Heze gegen alles positiv Religiöse zu einem recht bedenklichen Abweg zu gestalten. So haben böse Volksleidenschaften in einer Zeit des sittlichen und wirthschaftlichen Rückganges unseres deutschen Volkes den guten Kampf des preussischen Staates um sein Recht und seine Souveränität zu einem wüsten „Culturkampf“ gemacht.

Die römische Kirche unterwarf sich den Maigesetzen bekanntlich nicht und hat sich bis zur Stunde nicht unterworfen. Neue Gesetze zur Durchführung des damit dem Staate aufgezwungenen Kampfes mußten erlassen, zahllose Geld- und Gefängnißstrafen über renitente Priester mußten verhängt, die



meisten Ordensniederlassungen aufgelöst, die Priesterseminarien und Deme-ritenhäuser gesperrt werden, die Bischöfe von Köln, Paderborn, Posen-Gnesen, Breslau, Limburg, Osnabrück, Münster wurden von Staatswegen abgesetzt (Fulda und Trier sind durch Tod verwaist, so daß nur noch Ermland und Culm rechtmäßig besetzt sind), tausende von Pfarochien mußten ohne geregelte Seelsorge bleiben\*): und es schien kein Ende des Kampfes abzusehen. Pius IX. erklärte die betreffenden preußischen Staatsgesetze für nichtig; das Centrum, die Partei der katholischen Opposition, stand im Land- und Reichstag im erbittertsten Gegensatz zur Regierung; die Destruction der katholischen Kirchenverfassung nahm immer größere Dimensionen an; der Fanatismus der Katholiken gegen den Staat wurde unter dem Druck der „Culturkampf“-Hege gegen alles Religiöse immer erhitzter und kein Theil wich.

Da starb Pius IX., der den Fanatismus der Katholiken gegen den Staat durch Bullen und Encycliken aller Art aufs höchste geschürt hatte, und an seine Stelle wurde in einem kurzen Conclave Cardinal Pecci gewählt, der als Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Die Thronbesteigung Leos XIII. bildet einen hochbedeutenden Wendepunct in den kirchenpolitischen Conflicten; es war eingetreten, was Fürst Bismarck in einer Parlamentsrede als seine Hoffnung ausgesprochen: an Stelle des kriegerischen Papstes Pius IX. war der friedliebende Leo XIII.; an Stelle des starren Non possumus, das der erstere unablässig den Staaten entgegen geschleudert hatte, war die Versicherung getreten, daß dem Papste die Herstellung geordneter Verhältnisse erwünscht und daß er hierzu die Hand zu bieten geneigt sei; an Stelle der den Fanatismus immer mehr erheizenden Bullen und Allocutionen Pius IX. war die maßvolle, begütigende Sprache Leos XIII. getreten. Der neue Papst zeigte allen Regierungen, auch der preußischen, seinen Regierungsantritt an, und nach kurzer Zeit begannen in der That Verhandlungen zum Zwecke der Beendigung des „Culturkampfes“. Zu einem der Oeffentlichkeit bekannt gewordenen Ergebniß haben diese Verhandlungen allerdings bis zur Stunde nicht geführt; man weiß nur, daß der frühere Münchener Nuntius Masella im August 1878 mit dem Fürsten Bismarck in Kissingen zusammentraf und verhandelte; neuerdings soll der Wiener Nuntius Jacobini die Verhandlungen geführt haben, und eben jetzt sollen dieselben, so heißt es, in Wien zwischen Jacobini und dem Reichskanzler zu einem endgültigen Resultate gelangt sein. Kein Sachkundiger kann erwarten, daß Leo XIII. im Principe nachgeben werde; ebenso wenig aber hat der Reichskanzler Grund zu der Befürchtung gegeben, daß er den Principien des Staates etwas ver-

\*) Eine in der „Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung“ aufgemachte Statistik gab an, daß Anfang 1878 in 14 preußischen Diocesen 667 Pfarreien „verwaist“, in 9 derselben ferner 1121 Stellen „unbesetzt“ und 263 Gemeinden „ganz ohne Seelsorge“ waren.

geben werde; sonst wäre es wohl nicht nöthig gewesen, über den Ausgleich so lange Zeit zu verhandeln. Man wird unter Außerachtlassung der principiellen Streitpunkte an der Hand concreter Fragen einen *modus vivendi* herstellen, wie dies auch der deutsche Kronprinz als stellvertretender Regent in seinem Briefe an den Papst vom 10. Juni 1878 bereits ausgesprochen hatte. Verständige Erwartungen aber können überhaupt nicht weiter reichen: der Principientampf mit Rom ist, wie die Geschichte lehrt, noch von keinem Staate bis zu vollem Siege durchgekämpft worden; ein das Staatsinteresse ausreichend wahrer Sieg aber ist schon dann gewonnen, wenn die römische Kirche factisch die Souveränität des Staates und seiner Gesetzgebung anerkennt. So viel ist ja allerdings nicht zu leugnen: auf den friedlichen Leo XIII. kann wieder ein kriegerischer Papst wie Pius IX. folgen, und dann fehlt jede Garantie gegen die Wiederkehr neuer Conflict, sofern und soweit eine solche nicht in der Schutzwehr einer zweckmäßigen kirchenstaatsrechtlichen Gesetzgebung liegt. Wir stehen hier einem Punkte gegenüber, für welchen, wie die Blätter der Weltgeschichte beweisen, jede theoretische allgemeine Lösung sich als unmöglich gezeigt hat: die praktische Lösung wird immer von der Klugheit der jeweiligen Staatsmänner und von der Persönlichkeit des jeweiligen Papstes abhängen.

Die katholische Kirche hat sich in diesen letztvergangenen Zeiten abermals als eine Organisation von imponirender Einheit bewährt: der dogmatische Kampf, welchen der sogenannte Ultrakatholicismus mit so ungeheurer wissenschaftlicher Ueberlegenheit und — wenigstens gilt dies von den Führern der Bewegung — mit so viel Gewissensnoth und Ueberzeugungstreue gegen den römischen Catholicismus geführt hat, ist nach Ablauf des ersten Jahrzehntes fast vollständig im Sande verlaufen: er vermochte nicht, im Volke Wurzel zu fassen und hat sich selbst in innerer Spaltung, die sich vorzüglich an die Frage der Aufhebung des Cölibates knüpfte, erschöpft. Der römische Catholicismus verlor zwar Priester, Ordensleute und Bischöfe: dafür aber traten als seine Vorkämpfer die Mitglieder der katholischen Partei in den Parlamenten ein. Fast alle Wahlbezirke, welche von vorwiegend katholischer Bevölkerung bewohnt sind, wählten Abgeordnete auf das specifisch die Wahrung der Interessen des Catholicismus betonende Programm. Die Partei des „Centrum“ war ein starker Factor unseres Staatslebens geworden: in ihrer disciplinirten Einheit ein parlamentarisches Abbild der römischen Kirche.

## 2.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die Entwicklung der evangelischen Kirche in dem zur Betrachtung stehenden Zeitraum, so bietet der

Protestantismus im Gegensatz zu der imponirenden Einheit des Katholicismus das Bild zahlreicher, unter sich dissentirender und sich gegenseitig mit unerhörter Bitterkeit bekämpfender Fractionen. Wäre der Protestantismus lediglich ein wissenschaftliches Princip, so läge hierin nichts Bedenkliches, zu einer schweren Gefahr aber wird der Parteiengegensatz und dessen Festigkeit für die auf der Basis des protestantischen Principes begründete evangelische Kirche. Das Staatskirchentum, auf welchem das Verhältniß von Staat und Kirche durch Jahrhunderte beruhte, vermochte dem Katholicismus niemals seine eigenthümliche selbständige und feste hierarchische Kirchenorganisation zu rauben. Wo das System des Staatskirchentums verlassen wird, hat dies für den Katholicismus nur die Folge, daß seine selbständige Kirchenorganisation um so reiner hervortritt. Ganz anders beim Protestantismus, speciell dem deutsch-lutherischen Zweige desselben. Dieser Zweig des Protestantismus gab nicht nur mit Recht die dogmatische Basis für die Kirchenverfassung auf, sondern — und das war verhängnißvoll — er empfing eine selbständige kirchliche Organisation überhaupt nicht; die einzige Form, in welcher derselbe sich kirchlich abschloß, war die staats- oder landeskirchliche. Die Organisation der Kirche wurde einfach ein Theil der Organisation des Staates, das Regiment der Kirche wurde ein Theil des Staatsregimentes (Summeepiscopat der Landesherren, selbst der katholischen!), die Behörden der Kirche wurden factisch und rechtlich Staatsbehörden (königliche bezw. fürstliche Consistorien, zeitenweise in Preußen vollkommen in die Provinzialregierungen aufgelöst). Die heutige Staatsentwicklung auf dem Principe der Religionsfreiheit mußte dieses System mehr und mehr als unhaltbar erweisen. In Erkenntniß dessen erstrebt man seit längerer Zeit für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands eine selbständige Organisation, als deren Basis man in Anknüpfung an die altchristliche Kirche und an die Entwicklung der reformirten Zweige des Protestantismus die Gemeinde adoptirte. Die einzelne Gemeinde hat nach evangelischen Begriffen bereits alle Merkmale der Kirche: ein specifischer Unterschied zwischen dem Priesterthum des Geistlichen und dem Priesterthum der Laien besteht überdies nicht. Bei größeren Verbänden gliedert sich die Gemeinde nach oben: Bezirks-, Provinzial-, Gesammtgemeinde. Schon in der Einzelgemeinde wird ein Verhandeln der ganzen Gemeinde schwierig sein: somit wird die Leitung und Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten in die Hände von Vertretungskörpern (Gemeindegemeinderath, Kirchenvorstand, Gemeindevertretung) gelegt werden müssen. Noch mehr wird dies bei den höheren Stufen der Gemeinde nothwendig sein (Kreis-, Diöcesan-, Bezirks-, Provinzial-, General-, Landes-Synoden). Der entscheidende Punct bei dieser ganzen Organisation ist die Frage: Wer gehört zur Gemeinde?

(„kirchliche Qualifikationen“)? Denn aus der Einzelgemeinde entwickelt sich stufenweise die weitere Organisation.

Dieses Synodal- oder Presbyterialsystem ist in den angegebenen Grundzügen eine geschlossene, in sich consequente Verfassungsform. Dasselbe besteht aber zur Zeit in Deutschland nirgends rein, sondern überall gemischt mit dem Consistorialsystem. Das letztere hat zum Ausgangspunct den Landesherrn als den obersten Bischof seiner Landeskirche; er bestellt zur Ausübung der grundsätzlich nur ihm zukommenden Befugnisse des Regimentes Behörden, nach althergebrachter Praxis gemischt aus Theologen und Juristen, deren Wirkungskreis entweder ein centraler für die ganze Landeskirche (Oberconsistorium, Oberkirchenrath) oder ein provinzieller (Provinzialconsistorien), oder ein noch enger begrenzter ist (Delane, Superintendenten).

Ohne allen organischen Zusammenhang besteht neben den kirchlichen Aemtern synodalen und consistorialen Charakters theilweise in Deutschland, speciell in Preußen, noch das Amt der Generalsuperintendenten, welches nur in eine äußerliche Verbindung mit der Consistorialverfassung gesetzt ist.

Prüft man das Consistorialsystem auf seinen Ursprung und seinen staatsrechtlichen Inhalt, so wird kein Drehen und Wenden es hindern können, daß man zu dem Resultate gelangt: das Consistorialsystem ist nach seiner historischen Genesis und seinem dermaligen rechtlichen Inhalte mit den heutigen Staatsprincipien unvereinbar. Eine selbständige Organisation der evangelischen Kirche, wie sie das heutige Staatsgrundprincip der Religionsfreiheit fordert, kann nicht eine combinirte synodal-consistoriale, sondern muß eine rein synodale sein; sind ständige Centralbehörden erforderlich, so müssen dieselben nach Maßgabe synodaler Voraussetzungen organisirt werden, vielleicht bietet das mit einer synodalen Organisation sehr wohl vereinbare Amt der Generalsuperintendenten in seiner unverkennbaren äußeren (nicht dogmatischen) Ähnlichkeit mit dem Bischofsamt den Anknüpfungspunct zur richtigen Organisation ständiger kirchlicher Verwaltungsbehörden an Stelle der jetzigen Consistorien.

Die Organisation der evangelischen Kirche als einer dem Staate gegenüber selbständigen Institution ist in allen deutschen Staaten mit Ausnahme von Baiern\*) und Mecklenburg in Angriff genommen und mehr oder minder weit gefördert worden.\*\*)

\*) Baiern hat zwar Synoden, da dieselben aber in der obersten Stufe nur „berathende“ sind, somit einer wirklichen Competenz völlig ermangeln, kann man Baiern nicht zu denjenigen Ländern rechnen, in welchen die evangelische Kirche wirklich synodale Institutionen hat.

\*\*\*) Ueber die synodale Entwicklung der evangelischen Kirchen Deutschlands fehlt leider bis jetzt eine Specialarbeit; das Beste, was darüber vorhanden ist, findet sich in den von Dove besorgten neueren Ausgaben von Richters Kirchenrecht.

trifft, so hatten die beiden westlichen Provinzen Rheinprovinz und Westfalen seit 1835 eine wohlbewährte, auf ziemlich rein synodaler Basis aufgebaute Kirchenordnung. Ebenso hat Hannover seit längerer Zeit eine selbständige synodal-consistoriale Kirchenordnung, indes Schleswig-Holstein, Kurhessen und Nassau bis zur Einverleibung in den preussischen Staat ohne Synodalordnung waren. Im Zusammenhange mit der neueren kirchenstaatsrechtlichen Entwicklung wurde unter dem Ministerium Falk der frühere Professor Herrmann als Präsident des Oberkirchenrathes berufen, und der unermüdeten selbstlosen Arbeit dieser beiden Männer gelang es, trotz aller Angriffe von rechts und links, die selbständige Organisation der evangelischen Kirche auch in den sechs östlichen Provinzen der Monarchie zum Abschluß zu bringen und endlich diese mit den beiden alten westlichen Provinzen zu einer landeskirchlichen Einheit zu verbinden. Dermalen ist die erste ordentliche General-synode dieser aus acht von den elf Provinzen des preussischen Staates bestehenden evangelisch-unirten Gemeinde zusammengetreten. Hannover, Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein führen allerdings ein hiervon getrenntes kirchliches Leben, wenn auch gleichfalls unter dem Summepiscopat des Landesherren; doch haben die beiden letztgenannten Provinzen Synodalordnungen nach dem Vorbild der für die altpreussischen Provinzen gegebenen erhalten und die nassauische Bezirkssynode hat ihre Aufnahme in den landeskirchlichen Verband der alten Provinzen bereits beantragt. Die neue Organisation beruht durchaus auf dem Gedanken der Combination des consistorialen und des synodalen Principes, und Kaiser Wilhelm macht bekanntlich von seinem Summepiscopat einen weitgehenden, von tiefbegründeter Ueberzeugungswärme getragenen Gebrauch.

Die Steuerleute, welche das Schifflein der evangelischen Landeskirche Preußens aus dem Schlepptau des Staates genommen und in ein selbständiges Fahrwasser geleitet hatten, Minister Falk und Präsident Herrmann, haben inzwischen das Steuer in andere Hände abgeben müssen. Es ist kein Zweifel, daß speciell Falk den Wirren in der evangelischen Kirche erlegen ist, wenn auch der Umstand, daß das Centrum in Sachen des neuen Zolltarifes die Hauptstütze der Regierung geworden war, darauf nicht ohne indirecten Einfluß gewesen sein mag. Herrmann mußte weichen, weil er „dem Unglauben“ zu viele Concessionen gemacht haben sollte. Und kein Zweifel kann obwalten, daß diejenigen Factoren, welche die eben genannten hochverdienten Männer gestürzt haben, von deren Nachfolgern ein völlig anderes systematisches Vorgehen erwarten.

Wohin drängen nun die Dinge im deutschen Protestantismus?

Durchblättert man die kirchlichen Zeitschriften der Gegenwart, so erkennt man einerseits daraus vorwiegend eine unzufriedene trübe, geradezu düstere

Stimmung, und andererseits erschrickt man vor dem maßlosen Tone der Polemik, den die kirchlichen Parteien nicht nur gegen die Widersacher des Christenthums, sondern auch unter sich belieben. In letzterer Beziehung fällt insbesondere auf, daß auch Parteien, die unzweifelhaft auf dem gemeinsamen Boden des „positiven“ evangelischen Glaubens stehen, ihre gegenseitige christliche Liebe durch unerhört heftige gegenseitige Belämpfung documentiren. Die Parteien, die sich befehdeten, lassen sich bezeichnen als: confessionelle Lutheraner, positive Union, Mittelpartei und Protestantenverein. Die beiden letzteren Richtungen waren im Ganzen mit der neueren Staatsentwicklung zufrieden; die kirchliche Entwicklung dagegen war dem Protestantenverein höchstens in Baden nach Wunsch, indeß anderwärts das officiële Kirchenthum mit Energie, ja mit Rücksichtslosigkeit bekämpft wurde; von letzterer geben mehrfache Pfarrwahlen und Synodalverhandlungen in der Stadt Berlin lautredendes Zeugniß.

Die Mittelpartei war speciell die Stütze des Herrmannschen Systemes gewesen: ihr Einfluß dominirte s. B. in der constituirenden Generalsynode, und diese Partei war es, welche die beste synodale Arbeit an dem neuen Verfassungswerke that. Dogmatisch auf positivem Boden stehend, war die Partei immerhin geneigt, der evangelischen Freiheit in Schrifterklärung und Bekenntniß keine engen Schranken zu ziehen.

Neben der Mittelpartei bildete sich die Partei der positiven Union, welche von ersterer darin abwich, daß sie die Schranken der Bekenntnisfreiheit innerhalb der Kirche sehr viel enger und strenger zu ziehen den destructiven Tendenzen gegenüber für Gewissenspflicht erachtete. Diese Partei dürfte zur Zeit die einflußreichste sein; an ihrer Spitze stehen die Berliner Hof- und Domprediger. Es scheint, als finde diese Partei ihre Aufgabe speciell in der Bekämpfung der kirchlichen Mittelpartei, mit welcher sie doch die Basis vollkommen gemein hat.

Endlich sind zu nennen die confessionellen Lutheraner: principielle Feinde der „königlich preussischen Union“ und nur darum an der Landeskirche festhaltend, weil sie mit der Zeit dieselbe nach ihrer Anschauung umzugestalten hoffen. Ehrlicher haben jedenfalls diejenigen Lutheraner gehandelt, welche der Meinung waren, daß für ihre Ueberzeugung in der preussischen Landeskirche kein Raum sei, und darum eine eigene Kirchengemeinschaft bildeten.

Die Parteien der positiven Union und der confessionellen Lutheraner gehen zur Zeit einträchtig zusammen und bekämpfen mit gleicher Bitterkeit und Heftigkeit einmal die anderen beiden kirchlichen Parteien, speciell auch die Mittelpartei; sodann die bisherige „liberale“ Staatsgesetzgebung, die alles gegenwärtige Unheil und den ganzen sittlichen Rückgang unseres Volkes verschuldet haben soll; endlich die bisherige „liberale“ Verwaltung, besonders

auf dem Gebiete des Schulwesens, die zur vollen „Entchristlichung“ des Volkes führen müsse. Sie fordern Beendigung des Culturkampfes um jeden Preis, Revision der „liberalen“ Gesetzgebung auf der ganzen Linie, Beseitigung der Civilehe, Uebergabe der Volksschule an die Kirche zu Leitung und Aufsicht, „religiös-sittliche Volkserziehung“ durch den Staat, Beseitigung des staatlichen Placet aus der neuen Kirchenverfassung, Aufstellung strenger kirchlicher Qualifikationen — kurz! den „christlichen Staat“. In derartigen Forderungen begegnen sich auf dem politischen Gebiete Centrum und Altconservative, in der Hauptsache wohl auch Deutschconservative, indeß von den Freiconservativen ein kräftiger Widerstand gegen unberechtigte Forderungen jener Parteien zu hoffen steht.

Auf dem Gebiete der Staatsgesetzgebung und Staatsverwaltung dürften die excessiven Wünsche der confessionellen Parteien kaum Grund zu unmittelbarer Besorgniß bieten. Wohl aber ist diese Besorgniß begründet hinsichtlich des rein kirchlichen Gebietes: auf der Generalsynode haben die positiv Unirten und Confessionellen zusammen eine erhebliche Mehrheit; die Mittelpartei repräsentirt etwa ein Drittel, indeß die Linke fast ganz verschwindet. Zur Ausgestaltung der selbständigen Organisation der Kirche bedarf es der Lösung vieler Fragen von brennendster Wichtigkeit durch die autonome kirchliche Gesetzgebung: Bekenntnißfrage, kirchliche Qualifikationen zu synodalen Aemtern, Ordinationsverpflichtung der Geistlichen, Trauformular, Kirchenzucht, Kirchensteuersystem u. dgl. m. Bei der durch die Art, wie die kirchlichen Parteien sich behelden, zur Siedehitze gesteigerten Temperatur der inneren Gegensätze vermag jede einzelne der oben bezeichneten Fragen zur Klippe zu werden, an der die Einheit der Landeskirche zerschellen kann, zumal in Preußen, wo die starke confessionelle Partei principiell zu einer Zertrümmerung wenigstens der dormaligen landeskirchlichen Einheit, die auf der Union beruht, drängen muß. Nicht viel anders aber stehen die Dinge in den übrigen deutschen Landeskirchen, und fast scheint es unter diesen Umständen, als sei, wie dies in Baiern seit Jahren mit höchster Virtuosität practicirt wird, die einzig richtige Methode des Kirchenregimentes, das Hervortreten jeder wichtigeren Frage mit List oder Gewalt zu hindern. Freilich ist dies dann alles eher als kirchliches Leben, vielmehr Stagnation und Versumpfung. Hierüber aber sind überhaupt die kirchlichen Zeitschriften der Klagen voll: fast in jeder Nummer der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung, der extremsten unter den noch auf landeskirchlichem Boden stehenden Zeitschriften, findet sich bald von da, bald von dort ein Nothschrei über die zunehmende Unkirchlichkeit und Erstarrung: in Leipzig betragen die Kirchenbesucher ein Procent der Bevölkerung! Die kirchliche Statistik besonders der

größeren Städte ist wahrhaft erschreckend, und vom Lande wird höchstens das „Gewohnheitschristenthum“ der Leute gerühmt.

Mit Vorliebe wird dafür der Staat verantwortlich gemacht, der durch seine Gesetzgebung und Verwaltung das Volk „entchristliche“! Das ist eitle Illusion: hätte das officiële Kirchenthum überhaupt noch frische und reiche Kräfte des Lebens in sich, so wäre die Bahn, dieselben zu entfalten, gerade in heutiger Zeit freier und offener denn jemals. Aber wenn in dogmatischem Formalismus, politischer Agitation und fanatischer Befehdung der kirchlich und politisch Andersgesinnten die besten Kräfte vergeudet werden, wie dies heute von den kirchlichen Parteien geschieht, so hat man kein Recht zu jammern, daß der Einfluß der Kirche auf das Volk immer mehr abnimmt, einer Kirche, deren Hauptbeschäftigung politischer Hader geworden zu sein scheint.

Die Kirchengeschichte lehrt uns, daß, je öder und leerer zeitenweise das officiële Kirchenthum wurde, desto mehr die lebendigen Kräfte des religiösen Lebens sich in kleine Kreise zurückzogen. Fast muthet es an, als ob wir auch heute wieder einer solchen Periode entgegengehen: die Zahl der Separationen aus den officiellen Landeskirchen wächst von Tag zu Tag, und je mehr die brennenden kirchlichen Fragen, die eine Lösung gebieterisch fordern, in Fluß kommen, desto weiter wird diese Bewegung um sich greifen. Abgesehen von den alten Separationen der Herrnhuter und Altlutheraner in Preußen, sowie der zahlreichen pietistischen Secten in Württemberg, haben in jüngster Zeit Separationen stattgefunden: in Sachsen und Baiern wegen des Landeskirchenthums überhaupt, in Kurhessen wegen Verfassungsfragen, in Hessen-Darmstadt wegen Kirchensteuern, in Hannover wegen der Trauungsfrage, in Brandenburg wegen der Bekenntnißfrage. Und bereits ist Angesichts der Wirren überhaupt und speciell in einigen Berliner Gemeinden in allem Ernst aus der Mitte der positiven Unionspartei, die dermalen in Preußen zweifellos den größten Einfluß besitzt, der Vorschlag gemacht worden: man solle auf die im preußischen Altkatholikengesetz vorgezeichnete Weise das Kirchengut theilen und die Wege, die im Frieden gemeinsam weiter zu wandeln man verzweifelt, in Frieden trennen. Zwar hat dieser Vorschlag nur von links her Zustimmung gefunden, indes derselbe von Seiten der Lutheraner und der Mittelpartei mit Entschiedenheit bekämpft wurde: in jedem Falle ist derselbe ein charakteristisches Symptom der heutigen Zustände, und vielleicht werden Manche, die heute noch an dem Landeskirchenthum festhalten zu müssen meinen, sich sehr bald mit demselben befreunden.

So viel steht fest: das hoch entwickelte, an Früchten reiche religiöse Leben in den meisten evangelischen Separationen, wie den Herrnhutern, den schweizerischen Freikirchen, den meisten evangelischen Denominationen der amerikanischen Freistaaten, der schottischen Freikirche, berechtigt zu trostreichem Ausblick



in die Zukunft auch dann, wenn man der Ueberzeugung sich nicht verschließen kann, daß die Tage des dormaligen deutschen Landeskirchentums gezählt seien; die Auswüchse, die das deutsche Freikirchentum in seinen jetzigen Anfängen unzweifelhaft in seinem Gefolge hat, werden sich durch die Macht der Thatsachen mehr und mehr von selbst corrigiren. Die Stütze, die man gerade auf evangelischer Seite so vielfach und momentan besonders lebhaft vom Staate erwartet, wird sich als gänzlich illusorisch erweisen: den religiösen Sinn im Volke zu pflegen, oder gar wiederherzustellen, war die weltliche Macht des Staates niemals im Stande, auch wenn sie dies grundsätzlich als ihre Aufgabe betrachtete; heute aber wird sich dies vollends als aussichtslos erweisen, da es der Staat gar nicht einmal als seine Aufgabe betrachten kann und darf, das Volk religiös zu erziehen. Wo immer der religiöse Sinn im Volke schwindet, wie dies beim evangelischen Theile des deutschen Volkes dormalen unzweifelhaft der Fall ist, da beweist dies jederzeit nur: daß die zur Pflege des religiösen Sinnes berufenen kirchlichen Factoren ihre Pflicht nicht erfüllen, sei es schuldhafter Weise, sei es, daß äußere Verhältnisse jene Pflichterfüllung zur Unmöglichkeit machen. Damit kann selbstverständlich ein hartes Urtheil nur über das Ganze unserer landeskirchlichen Zustände abgegeben sein, nicht etwa über das Wirken der einzelnen Geistlichen, deren aufopfernde Thätigkeit im Dienste der Seelsorge und christlicher Liebeswerke vielmehr nicht selten geradezu die Tragödie eines unablässigen, aufreibenden Gegensatzes gegen das officiële Kirchentum uns darstellt.

Philipp Born.

## Die Olympia-Ausstellung in Berlin.

Während die sechs deutschen Gelehrten, aus denen sich in diesem Jahre die olympische Expedition zusammensetzt, auf den Weg nach ihrem Ziele sich begaben, ist hier im Campo santo am Dom die neue Olympia-Ausstellung eröffnet worden und ist gleichzeitig auch der dritte Band des Prachtwerkes über Olympia bei Ernst Wasmuth erschienen. Wir haben somit beim Beginn der vielverheißenden vierten Campagne Gelegenheit genug, uns theils über das bereits Geleistete zu orientiren, theils einen Blick in die Zukunft auf das voraussichtlich noch zu Erreichende zu werfen.

Das Interesse, welches man in Deutschland an diesen unseren wissenschaftlichen Erfolgen nimmt, beschränkt sich mit Recht nicht auf die fachmännischen Kreise der Alterthumsforscher: erkennen wir doch die erste internationale, in wissenschaftlichem Interesse unternommene Arbeit des deutschen Reiches in den Ausgrabungen am Alpheios, während unsere westlichen Nach-

barn schon längst ihre finanzielle und politische Ueberlegenheit auch in dieser Hinsicht geltend gemacht hatten. Und wenn der Satz: „Noblesse oblige“ auch in dem Verkehr der Staaten untereinander gilt, so haben wir keinen Grund von dem mangelnden Gewinn oder dergleichen der Ausgrabungen für uns zu sprechen. Verbleiben auch den Neuhellenen die gefundenen Schätze, so ist doch die Alterthumswissenschaft um das werthvollste Material bereichert worden, und wir Deutsche werden die befruchtende Wirkung dieser neu entdeckten Quellen bald genug an unserer geläuterten und bereicherten Kenntniß des Alterthums spüren: ja wir thun es jetzt schon.

Diese letztere Thatsache ist hier und da bezweifelt worden. Der erwähnte dritte Band des Werkes: „Die Ausgrabungen zu Olympia“ ist wohl geeignet, diese Zweifel zu vernichten. In demselben geben zunächst einige Aufsätze von Georg Treu und F. Adler willkommenen Aufschluß über das bis zum Frühjahr 1878, dem Schluß der vorletzten Campagne, Erreichte.

Treu, der jetzt bereits zum dritten Male die archäologische Leitung der Arbeiten übernimmt (die technische Direction liegt in den bewährten Händen des Architekten Dörpfeld, dem zwei jüngere Kollegen beigegeben sind, wozu noch ein jüngerer Archäolog und ein Arzt kommen), hat zunächst das große Verdienst, die merkwürdige Composition der Gruppen im westlichen Giebel des Zeustempels aus den disjectis membris fast schon festgestellt zu haben.

Ich erinnere daran, daß der gewaltige, von Libon entworfene dorische Tempel aus dem in dortiger Gegend gebrochenen Poros erbaut war, der indessen mit einer feinen Stuckdecke überzogen wurde. Die letztere ist zum Theil vortrefflich erhalten, doch hat sich eine farbige Behandlung der Oberfläche im Sinne der von Bötticher in seiner „Tektonik der Hellenen“ aufgestellten Principien nirgends erkennen lassen. Eine Schmückung dieses gewaltigen Gotteshauses mit marmornen Bildwerken auch von Außen wurde zu der nämlichen Zeit in Aussicht genommen, da Phidias, des Charmides Sohn, mit seinen Gefellen von Athen nach Elis berufen wurde, um daselbst das Bild des höchsten Gottes in der edelsten menschlichen Auffassung aus dem kostbarsten Material anzufertigen. Der uns sonst nur dem Namen nach bekannte Bildhauer Paionios aus Mende in Thracien arbeitete die den Ostgiebel füllende Gruppe über dem Haupteingang: der erste Wettlauf am Alpheios. Derselbe erhielt später den Auftrag, den Sieg der Messenier und Naupaktier im peloponnesischen Kriege über die auf der Weihinschrift nicht genannten Lakonier durch seine herabfliegende Nike zu verewigen: wenige Siege sind uns so schön verdeutlicht, als dieser an sich unbedeutende durch das herrliche, wohlbekannte Werk.

Alkamenes endlich arbeitete die Füllung des Westgiebels, der zwar der abgelegene war, aber dem auf der großen Processionsstraße heranziehenden

Beschauer zunächst in die Augen fiel. Pausanias nennt diesen Lieblings-  
 Schüler des Phidias mit Vorbedacht den zweiten nach ihm, was Alter und  
 Können anlangt (*εἰς ποιησὶν ἀγαμάτων*), und es ist überaus werthvoll für  
 dieses hohe Lob, hier zum ersten Male handgreifliche Beweise vor Augen und  
 in den Händen zu haben. Wer die Olympia-Ausstellung in Berlin nicht be-  
 suchen kann, vermag sich aus Treus Aufsatz in dem genannten Werke und  
 den dazu gegebenen lithographischen Tafeln (25 bis 28) eine Vorstellung von  
 der Compositionsweise dieses Phidias-Schülers zu machen. Man wird be-  
 haupten dürfen, daß die Vereinigung mehrerer lebhaft bewegter Personen zu  
 Einer Gruppe, die dramatische Composition der Bildwerke hier zum ersten  
 Male versucht ist. Nachdem Myron den lebhaft bewegten Menschenleib in  
 den interessantesten Momenten aufgefaßt und mit völlig vollendeter Technik  
 wiedergegeben hatte, maß Phidias den Kreis des plastisch Darstellbaren zu-  
 nächst nach der Richtung der höchsten Gipfelpuncte aus; er verlieh den  
 erhabensten menschlichen Idealen künstlerische Wahrheit. Innerhalb der von  
 Phidias geschaffenen Grenzen, mit den von Myron angedeuteten Mitteln hatte  
 nun die hellenische Kunst noch Jahrhunderte Zeit, ihre weltgeschichtliche Auf-  
 gabe zu erfüllen. Einen ähnlichen Entwicklungsgang, wie ihn die griechische  
 Tragödie von Aeschylos zu Sophokles zurücklegt, macht die Plastik von Phi-  
 dias zu Praxiteles und Skopas. In der Niobidengruppe — wenn wir uns  
 das geringe Florentiner Exemplar in den Stil des herrlichen vatikanischen  
 Torso (im museo Chiaramonti) umdenken — haben wir die höchste Tragik,  
 die vollendetste Gruppenbildung, die nur insofern durch die pergamenische und  
 rhodische Schule noch weiter entwickelt wurde, als dort die Kunst dem Men-  
 schenleben näher trat, realistischer wurde, diese, die rhodische Schule, mit grö-  
 ßerem Raffinement arbeitete.

Von diesem Gesichtspunct aus wird es nun klar, wie werthvoll es uns  
 sein muß, für den Uebergang von Phidias zu der jüngeren attischen Schule  
 ein besseres Verständniß zu gewinnen. Unzweifelhaft ist die Reconstruction  
 des Westgiebels eine der kunstgeschichtlich interessantesten Resultate der Aus-  
 grabungen. Hier ist auch die größte Wahrscheinlichkeit, daß durch neu gefun-  
 dene Marmorsplinter sich die klaffenden Lücken allmählich zu annähernder  
 Vollständigkeit ausfüllen.

Außer den erwähnten lithographirten Tafeln geben noch eine Reihe  
 von vortrefflichen Photolithographien aus der bekanten Officin von Römm-  
 ler und Jonas in Dresden Gelegenheit, die einzelnen Figuren zu stu-  
 diren. Namentlich wird man, um stilistische Studien zu machen, sich die  
 schöne, aber doch noch befangene und nicht mit der Freiheit der Parthenon-  
 sculpturen gearbeitete Mittelfigur betrachten müssen. Es ist sicherlich Apol-  
 lon, der Walter des Streites: wilde thierische Halbmenschen sind eingebrochen

und stören die Hochzeitsfeier des Helden; ein verzweifelter Kampf hat sich entwickelt, aber der Lichtgott, sicher, daß der guten Sache der schließliche Sieg bleibt, steht großartig und gelassen zwischen den Hadernden.

Die übrigen photolithographischen Blätter geben uns Ansichten der Architekturreste mit der Landschaft und bieten wenigstens einen schwachen Ersatz und eine ungefähre Vorstellung von dem Arbeitsfeld für die, welche nicht so glücklich waren, sich in dem sonnigen Alpheiosthale Belehrung mit eigenen Augen zu schöpfen. Ein besonderes Interesse nimmt der Tempel der Hera, der zweitgrößte Olympias, in Anspruch wegen der auffallenden Abweichungen von der uns sonst bekannten Bauweise der Hellenen: er ist zweistufig, während man bei Göttertempeln nur einen Stylobat von drei Stufen kannte, das Pteron hat ein Raumverhältniß von 6:10; die Säulen sind von der ungleichartigsten Bildung u. s. w.

Nimmt man hinzu, daß sich von Architrav, Triglyphon, Sima, Geison u. s. w. bis jetzt nicht ein Fragment gefunden hat, trotzdem der Tempel und seine Umgebungen bloß liegen, so läßt sich die Vermuthung als eine äußerst wahrscheinliche aussprechen, daß sich hier die ursprünglich aller griechischen Architektur eigenthümliche Holzconstruction zum Theil erhalten hatte, daß man allmählich, aber in Zwischenräumen, die Holzsäulen durch steinerne ersetzte und aus Pietät nur die letzte hölzerne an dem ehrwürdigen Heiligthume bestehen ließ und conservirte, welche dann Pausanias noch vorgefunden hat.

Auch die anderen Bauten ergänzen in willkommener Weise unsere Kenntniß der antiken Architektur; werthvoll ist besonders durch die völlig sichere Datirung (siebentes Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts vor Christi) das Philippeion. Es ist ein zierlicher gefäulter Rundbau, jonischer Ordnung von außen, innen vielleicht mit korinthischen Halbsäulen, den der Sieger von Chäroneia sich hier an dem Mittelpunkt hellenischen Culturlebens errichtete.

Es kann hier nicht die Absicht sein, eine auch nur annähernd vollständige Aufzählung der Architektur- und Sculpturreste Olympias zu geben, wie sie uns die Ausstellung und das Expeditionswerk bieten. Nur auf einige besonders merkwürdige Errungenschaften möchte ich noch diejenigen Leser hinweisen, die sich von der hohen Bedeutung der dortigen Funde eine genauere Vorstellung zu machen wünschen.

Von der Composition des Westgiebels sprach ich bereits; die Zeichnungen, welche die Tafeln des Werkes bieten, werden noch durch den Eindruck des wiederhergestellten Giebels überboten, wie er in der Ausstellung versuchsweise aber zum größten Theil völlig gesichert aufgestellt ist. Hierzu kommen die Metopen, deren auch bereits einige aus den vorhandenen Splintern sich in ihrer Composition erkennen lassen. Alle haben die Arbeiten des Herakles

zum Gegenstand, und es winkt uns die erfreuliche Hoffnung, daß die Atlas-Metope, die mit Recht zu den werthvolleren Marmorfunden zählt, nicht die einzige vollständig erkennbare bleiben wird. Auch diese Relieftafeln werden in der nämlichen Zeit entstanden sein, da Paionios und Alkamenos ihre Giebelgruppen meißeln ließen; welchen erfindenden und ausführenden Künstlern sie indessen zuzuschreiben sind, läßt sich noch nicht feststellen.

Unter den sonstigen Sculpturen in Bronze und Marmor nehmen noch zwei Gruppen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: einmal eine Reihe kleiner häßlicher, aber historisch über die Mäßen interessanter Werke; sodann eine Anzahl Torfen römischer Kaiser von vorzüglicher Arbeit.

Ueber die Anfänge der hellenischen Kunst, von deren Nachwirkung wir noch eine deutlichere Vorstellung haben als von ihrer Sonnenhöhe, sind wir bekannter Mäßen sehr ungenügend unterrichtet. Daß die ältesten hellenischen Werkmeister ihre Anregung von Südosten und Osten erhalten und sich von diesen (ägyptischen? lydischen, assyrischen) Einflüssen nur langsam emancipirt haben, ahnte man bislang mehr, als daß man es sicher beweisen konnte. Somit muß vor Allem die Auffindung solcher altgriechischer Kunstwerke als äußerst erwünscht erscheinen, die uns den Uebergang aus der specifisch asiatischen Kunstweise in die specifisch hellenische, wennschon noch archaische, erkennen lassen.

In der That fehlt es unter den Olympia-Funden an solchen Werken nicht. Einige Bronze- und Steinarbeiten, die in den letzten beiden Arbeitsjahren entdeckt wurden, dürfen als hochwichtige Marksteine für die griechische Kunst- und Culturgeschichte bezeichnet werden und würden allein schon die Mühe und die Kosten der Ausgrabungen lohnen. Merkwürdig vor Allem erscheint mir ein kleines Bronzeidol, welches eine völlig bekleidete Aphrodite alterthümlichster Bildung darstellt, — aber mit der Geberde, wie sie so häufig bei unbekleideten Aphroditebildern vorkommt (z. B. bei der Capitolinischen). Wir haben noch nicht die hohe Himmelsgöttin vor uns, wie sie vor dem inneren Auge des erleuchteten Hellenen stand, sondern die asiatische Astarte, welche mit beiden Händen auf ihre Fruchtbarkeit oder ihren Liebreiz hindeutet. An diesem kleinen unscheinbaren Beispiel haben wir einen merkwürdigen Beweis für die geniale Naivetät, mit welcher der hellenische Kunstsinne auf entlegene rohere Vorstellung einer tiefer stehenden Cultur einging und sie mit leiser Hand zu adeln verstand. Um von einer Reihe anderer kleiner Bronzen hier nicht zu sprechen, so verdient ein weiblicher Kolossalkopf aus gelbem Kalkstein unsere Beachtung, in welchem man mit aller Wahrscheinlichkeit das Haupt des großen Cultbildes im Heraion zu erkennen hat. Denn es ist absolut unerfindlich, wozu dies alterthümliche Idol sonst gedient haben sollte. „An einem in so bedeutenden Dimensionen ausgeführten und für

eines der angesehensten Heiligthümer von Olympia bestimmten Werke sind wir sicher, einen Maßstab für die Höhe des künstlerischen Könnens und Willens in seiner Entstehungszeit zu besitzen."

In dem Gegebenen ist schon angedeutet, welchen endlichen Erfolg für die Kenntniß des Entwicklungsganges der hellenischen Kunst die olympischen Forschungen haben werden: Wir haben alle Hoffnungen, uns über die Compositionsweise der beiden Giebelfelder und der Metopen des Olympieions klar zu werden; wir gewinnen werthvolle Bausteine zu einer Reconstruction der althellenischen Kunst; unsere Kenntnisse der hellenischen Architektur erfahren eine Reihe von Correcturen und Ergänzungen, für die Kunst der römischen Kaiserzeit erhalten wir zwar keine neue Aufschlüsse, aber wünschenswerthe, sehr bedeutende Beläge; von topographischen und metrologischen Resultaten zu schweigen, für welche der speciell Interessirte auf Fachzeitschriften\*) und das Olympiawerk selbst verwiesen sein mag.

Bernhard Förster.

## Oesterreich.

Kann man kurzweg von Oesterreich zu sprechen sich enthalten, wenn in höherer Weise auf das Donaureich die Rede kommt? Liegt aber darin nicht eine tiefere Bedeutung? Ist nicht darin das Anzeichen zu finden, daß über dem staatsrechtlichen Begriffe Oesterreich-Ungarn ein staatlicher Begriff Oesterreich blieb? Allerdings eine seltsame geschichtliche Fügung, daß bald nachdem der neue Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn zu Stande kam, eine Erwerbung gemacht wurde, die weder zu dem einen noch zu dem andern gehört! Sind aber Bosnien und die Herzegowina nicht eben recht eigentlich Oesterreichs Neubesitz?

So bekannt die Bedingungen, unter welchen Oesterreich lebt, sie erscheinen bei jeder Wandlung und Wendung in neuem Lichte. Das Wort Zerfall hatte in der Anwendung auf Oesterreich geradezu einen Sonderfinn gewonnen, kaum ein anderer Staat sah sich solchem Wechsel ausgesetzt und das Ende war, das Ende ist das Erstarken, der neue Glanz des Kaiserstaates! Wie hätte man möglich halten sollen, daß das Oesterreich des Prinzen Eugen wieder lebendig werden könnte? Und ist es nicht sogar schon vielleicht wieder lebendig geworden? Immer wird von den unerschöpflichen Hülfquellen des buntgewürfelten Länderganzen gesprochen. Allein Oesterreich muß außer den Reichthümern seines Bodens, die vielfach erst der Ausbeute harren, gleichsam

\*) Zum Beispiel auf die „Kunst-Chronik (Bd. 15, Nr. 1), herausgegeben von C. von Hülow. Leipzig, C. A. Seemann.

noch einen unkörperlichen Schatz besitzen, welcher stets neue Kräfte ihm zuführt. Man heiße diesen Schatz, man erkläre sich ihn wie man wolle, der Schatz ist gegeben und statt über sein Wesen, seine Eigenart, seinen Werthgehalt zu grübeln, wird es richtiger und besser sein, mit ihm selbst zu rechnen.

Oesterreichs Beziehungen zu Deutschland haben keinem minder schroffen Wechsel als die eigenen Schicksale des Kaiserstaates unterlegen. Und wäre nicht als ein Lebensgesetz für Oesterreich, das seine Staatsmänner sorgfältig beachten sollten, jedoch wohl meist nicht genügend beachteten, hinzustellen, daß es dann mit dem Kaiserstaat am besten stehe, wenn er natürliche, gute, vortreffliche Beziehungen mit Deutschland unterhält? Ungern ist heute nur auf die lange schwere Frankfurter Zeit zurückzuschauen, die in grellem Widerspruche damit, daß sie Oesterreich die letzte Gelegenheit bot seine vielhundertjährige Stellung in Deutschland zu behaupten, von ihm lediglich dazu benutzt wurde, über Deutschland eine schlechtbegründete Herrschaft zu üben. Keiner österreicherischen Staatskunst wäre allerdings vielleicht möglich gewesen, auf den Grundlagen von damals ein gesundes Verhältniß mit Deutschland zu pflegen und auszugestalten. Das Siebzigmillionenreich war ein Traum, der Voraussicht nach wird es immer einer bleiben. Was waren doch auch die Folgen von Oesterreichs Herrschaft über Deutschland für Oesterreich selbst? Es können heute kaum noch Zweifel bestehen, daß die Auseinandersetzung der beiden Staaten der erste Schritt zu der neuen Verbindung, welche angebahnt wird, war. Entwicklungen, mit denen der Name des Fürsten Bismarck für immer verflochten, haben die Nebenstellung der beiden mitteleuropäischen Großmächte geschaffen, die als der Ausgangspunct für ihren Wiederzusammenschluß zu betrachten ist. Unbedacht, falsch wäre es allerdings, über dem frischen Reize der Gegenwart die Lehren der Vergangenheit einfach vergessen zu wollen. Oesterreich und Deutschland haben so viel Gemeinsames, um zusammenstehen und zusammengehen zu können. Die Grundlagen ihrer Staatswesen sind inzwischen von so gegensätzlicher Beschaffenheit, daß es immer wohlgethan sein muß, Beziehungen, welche die Staatsleitungen schaffen, nicht ohne Weiteres für Beziehungen der Staaten selbst zu halten. Unserer Zeit ist, ihr war Gefühl und Verständniß für Staatenbündnisse so gut wie abhanden gekommen. Stellen wir dahin, ob und wieweit dies die nächste Zukunft ändern wird. Das berechtigte Streben zwischen Oesterreich und Deutschland Bande zu knüpfen, die dem beiderseitigen Wohlergehen dienen und die innere Annäherung der Länder herbeiführen, ist nicht in Wochen oder Monaten zu verwirklichen, es muß der dauernde Bestandtheil der Staatskunst am Ballhausplatz und in der Wilhelmsstraße sein. Dieses Streben läßt sich unabhängig und unbeeinflusst von Verabredungen, welcher Art sie auch seien, verfolgen. Nicht um das traurige Leben von der Hand in den Mund kann es

sich handeln, das immer als ein Zeichen von Ungesundheit erscheinen wird. Wenn unsere Zeit, vermöge der ihr eigenthümlichen Entwicklung der großen Verkehrsverhältnisse überhaupt, die Länder zu höherer Einheit zusammenzufassen trachtet, muß künftig für Oesterreichs und Deutschlands Wechselbeziehungen der leitende Gedanke der sein, eine Verkehrseinheit zwischen den beiden Staaten herzustellen und höchstmöglich zu entwickeln, die auf der dauerhaften Grundlage des wahren Bedürfnisses und der wirklichen Lebensfähigkeit beruht. Vorlängst lieferte in dieser Hinsicht das Postwesen einen trefflichsten Vorgang. Und doch wurde Oesterreich erst vor Jahr und Tag der Packetportoreform gewonnen! Das ist nicht ein Tadel, es ist der echte und rechte Ausdruck der gegebenen Verhältnisse. Jede Vorbereitung, jedes Vorausgreifen kann schon in den einfacheren Verhältnissen des einfacheren Staates, wie wir Deutsche gegenwärtig vielleicht in Folge der vorangegangenen außerordentlichen Entwicklung erfahren, von bedenklicher, sogar verhängnißvoller Wirkung sein. Wie viel anders erst in dem Wechselverhältniß zweier so verschieden gearteter Staaten wie Oesterreich und Deutschland! Die wirthschaftlichen Pläne und Erwartungen werden nur mäßige Ziele ins Auge fassen dürfen. Es soll nicht gesagt werden, daß, was Fürst Bismarck in Aussicht nehmen zu wollen scheint, den leeren und haltlosen Entwürfen Oesterreichs in den Fünfziger Jahren zu gleichen vermöchte. Allein das, was damals erlebt wurde, muß unvergessen sein.

Oesterreich kann sich und uns wesentlich fördern, indem es sein Handelsgebiet dem unserigen möglichst nähert und eine wirthschaftliche Macht in der Mitte Europas, zwischen zwei Meeren gelegen und durch Wege aller Art verbunden und zu verbinden, herstellen hilft. Indeß wird die Schranke nicht so bald fallen, die Oesterreich durch seine Geldverhältnisse aufgerichtet findet. Der Tag, wo der Kaiserstaat, der gleich Tantalus die goldenen Früchte eines festbegründeten Münzwesens immer wieder seinen Händen entschwinden sieht, die deutsche Währung annehmen und der germanischen Münzvereinigung ein wichtigstes Glied einfügen kann, wird allerdings mehr als alles Oesterreichs und Deutschlands Wechselstellung befestigen. Wann dieser Tag kommt, das wird kein staatsmännischer Zeichendeuter voraussagen wollen. Daß dieser Tag kommen könne, wird jeder anerkennen, dem Oesterreichs wirthschaftliche Entwicklung nicht fremd blieb.

Der Wandel der Zeiten ist zu ermessen, wenn man sich vor Augen bringt, was einst die heilige Allianz bedeutete, wie fern auch schon unserer Empfindung die Tage liegen, die für ewig durch die Karlsbader Beschlüsse gebrandmarkt sind. Die Gegenwart ist nicht dazu angethan, übertriebenen Anschauungen sich hinzugeben. Nicht ohne eine gewisse Befriedigung wird daran zu denken sein, daß bei den eingehenden Erörterungen der leitenden Staats-



männer das Wort Polizei vielleicht kein Mal über ihre Lippen kam. Oesterreich hat vermöge seiner Eigenart in besonderem Maße die Erfahrung zu machen, wie schwer Zustände zu überwinden, wie mühsam wahre Fortschritte zu erlangen sind. Die schönen Schlußworte der letzten kaiserlichen Thronrede dürfen aber als hohe Gewähr gelten, daß die Zeiten für Oesterreich vorüber, wo die Metternich und Bach, die Windischgrätz und Haynau Oesterreichs Fahne, mit Bürgerblut besleckt, hochhalten zu können meinten.

Eine bedeutsame, für Deutschland und Oesterreich gleich wichtige Wirkung läßt sich von dem Aneinanderschlusse der beiden Mächte erwarten — der gesunde berechtigte Einfluß auf das Deutschthum in Oesterreich. In diesem Sinne wird von einem Schutzbündnisse zu sprechen sein, so wenig vermuthlich zwischen den leitenden Staatsmännern davon die Rede gewesen sein dürfte. Es war kein freies Belieben, als Oesterreich die Fesseln seiner vielsprachigen Stämme löste und das Höchste, die Staatseinheit, einer gefährlichen Probe unterwarf. Damit leitete sich eine Entwicklung ein, deren Ende nicht abzusehen. Wenn aber der österreichische Staatsgedanke deutschen Ursprunges und von deutschem Geiste wesentlich genährt, kann die Zukunft keine völlige Aenderung bringen. Das Deutschthum in Oesterreich wird durch die Anlehnung an Deutschland die natürlichste Sicherung erhalten, welche die Fortbildung der gemeinsamen Beziehungen von selbst stets verstärken muß. Je weiter Deutschland in seiner inneren Ausgestaltung vorschreitet — und wer könnte, denke er sonst wie er wolle, diese Thatsache in Abrede stellen? — je freier, je machtvoller muß das deutsche Wesen sich entfalten. Und welche werbende Kraft darin liegt, wird je mehr und mehr die Zukunft lehren. Haben wir Deutsche durch treue Arbeit und ruhiges Beharren die Höhe zu erreichen vermocht, auf der wir stehen, wie sollten die weiteren Fortschritte fehlen, da endlich der lange ersehnte Untergrund eines starken geeinigten Staatswesens gewonnen ist! Sache der Deutschen in Oesterreich wird es sein, den Vortheil der veränderten Lage wahrzunehmen, ihn auszunutzen.

Zu den sonderbaren Zügen der Geschichte muß es zählen, Oesterreichs und Deutschlands folgenreiche Annäherung durch einen Fremden auf deutschem Boden herbeiführen zu sehen. Vielleicht gehört es zu den Feinheiten des Fürsten Gortschakow, daß er, der sonst vorzugsweise seine staatsmännische Muße am Genfer See zu genießen pflegt, die reine Luft des Schwarzwaldes dieses Jahr lieber wählte. Wir Deutsche haben uns nicht der Gastfreundschaft zu rühmen, welche der Stolz und Ruhm des russischen Volkes ist. Man spricht in Deutschland, wo das Wortemachen trotz des Reichthums der Sprache nicht gesellschaftliche Gewohnheit, wenig von Gastfreundschaft: dafür übt man sie ja wohl. Fürst Gortschakow ist auf dem deutschen Boden seit lange heimisch und auch mit deutschem Wesen nicht ganz unver-

traut. Es gilt als offenkundige Thatsache, daß Alexanders II. greiser Kanzler auf deutscher Erde, nicht gerade früh, die glänzende Laufbahn begann, auf welche er zurückblicken kann. Der deutschen Empfindung entspräche wohl, solche Bezüge, denen langjährige Leistungen der russischen Staatsleitung steten Ausdruck verliehen, nicht leichten Herzens, nicht ohne Noth preis zu geben. Wie gesagt, so wird in Deutschland gefühlt, das, ohne Worte zu machen, gern Angehörigen aller Völker ein gastliches Dach bietet. Würde jedoch Fürst Alexander Gortschakow, dem der Herr der Heerschaaren noch recht viele Sommer und Herbst im Auslande zu verleben vergönnen möge, künftig nicht dem geliebten Duche den Vorzug geben wollen? Fast kann es scheinen, als ob der Fürst den hohen Eingebungen seines rastlos schaffenden Geistes in der freien Schweiz freier sich überlassen könne, als ob er dort glücklicher sei.

Des Wechsels am Ballhausplazze schließlich nicht zu gedenken, wenn von Oesterreich die Rede, wäre unmöglich. Graf Andrassy ist als müder und nicht müder Staatsmann nach Ungarn heimgekehrt und von einem Deutschen, welchen, was den Menschen nur fetten kann, an Deutschland kettet, wurde die auswärtige Leitung des Kaiserstaates übernommen. Freiherr von Haymerle hat seinem Vaterlande auf deutschem Boden die wesentlichsten Dienste geleistet. Als Kenner deutscher Art wird es Herrn von Haymerle wohl nicht Wunder nehmen, daß man ihn in Deutschland mit gelassener Ruhe von seiner hohen Stellung Besitz ergreifen sieht. Der Nachfolger des Grafen Andrassy darf jedoch des jubelnden Zurufs von allen Ecken und Enden Deutschlands sich gewiß halten, wenn er „der Fortsetzer des Werkes des Grafen Andrassy“ ist.

28. October.

### Vom preussischen Landtag.

Der preussische Landtag ist eröffnet; die Hoffnung, daß sich bei Constituierung des neugewählten Abgeordnetenhauses die Herstellung der alten Mehrheit der Mittelparteien versinnlichen möchte, ist nicht in der Weise in Erfüllung gegangen, wie sie nach den Wahlen eine Zeit lang gehegt werden durfte. Die gemäßigt Conservativen haben sich mit den hochkirchlichen Ultracervativen wieder zu einer Fraction zusammengeschlossen, die dadurch an Zahl die stärkste des Hauses geworden ist, und haben es abgelehnt, durch Ausschließung des Centrums vom Präsidium gegen diese Partei von vornherein in eine feindselige Haltung sich zu bringen. Indem aber nach der anderen Seite die conservative Fraction darauf bestand, die Stellen im Präsidium lediglich nach der Stärke der Fractionen zu besetzen und demgemäß das Centrum darauf einging, den Nationalliberalen die zweite Stelle ein-

zuräumen und sich mit der dritten zu begnügen, indem dann diese vereinigten Parteien die unter ihnen vereinbarte Ordnung sogar formell gegen die Stimmen der Nationalliberalen durchsetzten, ist doch auch so weit als möglich der Deutung vorgebeugt worden, als habe sich bereits eine feste conservativ-kericale Mehrheit gebildet, wie nach den Vorgängen im Reichstage befürchtet werden konnte. Die conservative Partei hat vielmehr bekunden wollen, einmal, daß ohne ihren Zutritt im Hause keine Mehrheit möglich, sie also, wie zuletzt die nationalliberale und früher einmal die freiconservative, nunmehr die ausschlaggebende Fraction geworden ist; sodann, daß sie noch in voller Freiheit zwischen den beiden möglichen Mehrheiten, der conservativ-liberalen und der conservativ-kericalen, steht, zur Erneuerung der ersteren je nach den Umständen bereit, aber auch dem Uebergang zur zweiten nicht im Voraus abgeneigt. Auch das Centrum aber war nicht gemeint, sich nur passiv zur Markirung der conservativen Stellung verwenden zu lassen; es will ein sachliches Bündniß mit den Conservativen nur auf seine eigenen Bedingungen eingehen, und um diesen nöthigenfalls den gehörigen Nachdruck zu geben, sich die Möglichkeit der Drohung offen halten, daß es sich andernfalls immer noch zur gelegentlichen Bildung einer negativen Mehrheit auf die Seite der Liberalen werfen könnte.

Ist so auf Seiten der Sieger bei der Präsidentenwahl nichts anderes festgestellt worden, als eben die völlige Unbestimmtheit der durch die Wahlen geschaffenen Lage, so hat sich dafür auf der Seite der Besiegten eine Wandlung vollzogen, die, wenn auch nicht unmittelbar entscheidend, so doch ungemein fruchtbar für die Entwicklung der Parteibeziehungen werden kann. Während die früheren „Neuconservativen“ es für angezeigt hielten, nach rechts aufzuschließen, wenn auch nur in der Erwartung, auf diesem Wege die Uebergangsschichten nach den extrem Conservativen hin fester an die Politik der Regierung zu binden und den von der Kreuzzeitung verrathenen Unabhängigkeitsgelüsten besser zu begegnen, ist die nächststehende Fraction der Freiconservativen, statt jener Bewegung zu folgen, vielmehr einen Schritt weiter nach der anderen Seite hin gerückt. Sie hat bei den Nationalliberalen das bereitwilligste Entgegenkommen gefunden, und die beiden Parteien haben bei dem wenn auch nur formalen Acte der Präsidentenwahl so treu zusammengehalten, daß darin für den beiderseits bekundeten aufrichtigen Wunsch nach sachlicher und dauernder Verständigung die schönste Bürgschaft gefunden werden darf, um so mehr, als durch die gleichzeitige, fast frivole Trennung der Fortschrittspartei von der großen liberalen Fraction die ohnehin durch die Wahlen sehr geschwächten Sympathien in der letzteren für das kleine Freibeutercorps fürs erste vollends erkaltet haben dürften. Das Zusammenschließen der beiden Mittelparteien ist für die Regierung, die es wohl kaum

gewünscht haben kann, daß zwischen den conservativen Elementen dieser Ab- stand sich bildete, ein Fingerzeig, dessen Sinn nicht wohl verkannt werden darf. Hat sich im Reichstage die Reichspartei durch ihre süd- und mittel- deutschen Mitglieder mehr oder weniger in das conservativ-kericale Bündniß verflechten lassen, so haben die preussischen Freiconservativen, in deren Mitte es keineswegs an ähnlichen Verlockungen gefehlt hat, von vornherein sich un- zweideutig von diesen Wegen geschieden und das Wort ihres Parteiorganes wahr gemacht, daß sie eine Coalition von „Pfaff und Junker“ nicht minder energisch als die Liberalen bekämpfen würden. Will die Regierung diesen Fingerzeig beachten, so kann das Anlehen der Freiconservativen an die Nationalliberalen nur in günstigster Weise für sie darauf einwirken, daß innerhalb der letzteren den gemäßigten Elementen das Uebergewicht bleibt; würde sie ihn gering schätzen, so hat sie es freilich, wie die Präsidentenwahl gezeigt hat, in der Hand, die Mittelparteien zu majorisiren, aber hinter den letzteren steht dann auch die ganze ungetheilte Masse des gebildeten Bürger- thums, dessen Gegnerschaft noch niemals und von keiner Seite ungestraft herausgefordert worden ist.

Die Thronrede allerdings bietet zu Besorgnissen in der letzteren Rich- tung nicht den mindesten Grund; sie hat der neuen parlamentarischen Ver- sammlung eine Fülle sachlicher Aufgaben in Aussicht gestellt, deren unbefan- gene Aufnahme und Behandlung den durch den Mund des verehrten greisen Monarchen so ergreifend ausgesprochenen Wunsch der Versöhnlichkeit nur fördern kann. In der ersten Hälfte der Session werden die finanziellen und wirthschaftlichen Angelegenheiten durchaus im Vordergrunde stehen, das Ab- geordnetenhaus ist sofort nicht nur mit dem Staatshaushaltsetat, sondern auch mit den großen Eisenbahnvorlagen befaßt worden. Daneben aber hat die Thronrede eine über Erwarten energische Förderung der Verwaltungs- reform in Aussicht gestellt; die betreffenden Entwürfe, die sich noch etwas verzögern, werden zunächst eingehende Commissionsberathungen erfordern, sodasß sie zur Beschlußfassung im Plenum nicht eher kommen werden, als bis über die Eisenbahnprojecte die Entscheidung gefallen sein wird. Die letztere dürfte so auch auf die Probleme der Verwaltungsorganisation, die sich ohnehin nicht leicht in ein einfaches Ja oder Nein auflösen lassen, mittelbar nicht ohne be- deutfamen Einfluß sein, indem sie der noch unsicheren Parteigruppierung eine feste Gestalt geben muß. Von möglichen Vorlagen auf kirchenpolitischem Ge- biet, welche die gleich Wetterleuchten auftauchenden und verschwindenden Nach- richten über die Verhandlungen mit der römischen Curie in eine bald nähere, bald weitere Entfernung rücken, hat die Thronrede vollständig geschwiegen, woraus denn freilich nach der einen so wenig wie nach der anderen Seite ein Schluß zu ziehen sein wird. Jedenfalls müßten derartige Entwürfe bald

kommen, wenn sie für das Centrum ein „Compensationsobject“ für die Unterstützung der Regierung in anderen Fragen abgeben sollen, und die Wahrscheinlichkeit spricht wenigstens nicht für diese Beschleunigung.

Aber freilich ist es auf dem Gebiete der Kirche und Schule nicht die Befehlsgebung, von welcher die dringendsten Gefahren für die Sache der Geistesfreiheit und Bildung drohen. Das Vorgehen des Cultusministers von Puttkamer ist in den letzten Wochen so rücksichtslos geworden, daß es fast vermuthen lassen sollte, der etwas improvisirte Staatsmann denke nöthigenfalls über den Kopf des Reichstanzlers hinaus an höchster Stelle sich einen Halt zu verschaffen. Bis jetzt freilich fände eine solche Berechnung nicht allzu viel Anhalt, hat doch noch eben der leitende Staatsmann in der schleunigen Befetzung des preußischen Justizministeriums, welches durch den bedauerten, aber nicht überraschenden Rücktritt des ernstlich frankten Herrn Leonhardt erledigt wurde, die Erwartungen der Kirchlich-Conservativen getäuscht. Zwischen Herrn von Puttkamer aber und den vereinigten Liberal-Conservativen wird es in kürzester Frist im Abgeordnetenhanse zu einem Zusammenstoß kommen müssen, dessen Ausgang nicht weniger als die Eisenbahnangelegenheit die weitere politische Constellation vorausspiegeln muß. x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Württemberg. Robert Römer. — Am 28. October ist Robert Römer zu Stuttgart dem schweren Körperleiden erlegen, das seit Jahren seine Kraft untergraben hatte. Die lebhaft energische Persönlichkeit wird Allen, die ihn kannten, unvergeßlich bleiben; im akademischen Amt hat er durch mehr als zwei Jahrzehnte als scharfsinniger und anregender Lehrer gewirkt, seine juridischen Schriften sind in der wissenschaftlichen Welt geschätzt, er saß im Reichstag, und saß als Richter im obersten deutschen Gerichtshof. Doch der nächste Gedanke, der sich bei seinem Hingang vordrängt, ist der an die ausgezeichneten Dienste, die er der Sache des Vaterlandes in seiner Heimath geleistet hat. Er ist in dem bewegten und in Württemberg besonders stürmischen Jahrzehnt, das der Aufrichtung des Reiches vorausging, der feurigste und entschlossenste Vorkämpfer der deutschen Sache gewesen. Damit geschieht kein Unrecht den Männern, die mit ihm gemeinsam kämpften und zum Theil wohl eine nachhaltigere oder methodischere Wirkung ausübten. Unter ihnen war Römer derjenige, der, frei von jeder Rücksicht, immer als der vorderste zum Streit sich stellte. Er hatte viel vom Vater, der, lange Jahre das Haupt der württembergischen Oppositionspartei, im Jahre 1848 Minister wurde, als solcher das Stuttgarter Rumpsparlament sprengte, und in seinen letzten Jahren, bis 1864, das Präsidium der württembergischen

Kammer bekleidete: von ihm hatte der älteste Sohn den rücksichtslosen Muth der Ueberzeugung, den schneidigen, unabhängigen Charakter, die Schlagfertigkeit, das kurz angebundene, mitunter berbe Wesen. Aber es war eine wesentlich andere Generation, der der Vater, und der der Sohn angehörte: im Vormärz bewegten vorzugsweise die Freiheitsfragen den kleinstaatlichen Liberalismus, jetzt stand die nationale Frage im Vordergrund und beherrschte alle anderen.

Schon im Jahre 1848 that sich auch der junge Robert, damals Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt Stuttgart, hervor, mit jugendlichem, brausenden Ungestüm, einmal kam es vor, daß der Vater in öffentlicher Erklärung gegen den Sohn auftreten mußte; aber bald gesellte sich zu dem jugendlichen Feuer ein gereiftes und durchaus nüchternes politisches Urtheil. Die Elemente waren merkwürdig in ihm gemischt. Er war ein logischer, scharf und völlig realistisch denkender Kopf, der aber für das, was er als richtiges Ziel erkannt hatte, mit aller Energie ins Zeug ging. Das zeigte sich, als ihn im Jahre 1864, nach des Vaters Rücktritt, dessen Wahlkreis Geislingen in die Kammer schickte, zu einer Zeit, da die deutschen Dinge eben in Fluß geriethen, und eine Reihe von Fragen sich auf die Tagesordnung der Parlamente drängte, die juristisch geschulte Köpfe und gleichzeitig warme patriotische Herzen verlangten. Daß Preußen zur Führung Deutschlands berufen sei, stand ihm felsenfest, und er verfocht diese Ueberzeugung uneingeschüchtert durch die Ungunst der Zeiten, durch die ausgesprochene Stellung der Regierung, durch die Leidenschaften der bethörten Menge. Unitarischen Heißsporn schalteten ihn die Gegner, denen er durch seinen Freimuth doch eine Sympathie abnöthigte, wie sie den entschiedensten Naturen, den „Ganzen“, auch vom Gegner nicht versagt wird. Die stürmischen Debatten vor und nach Tauberbischofsheim, der Streit um die Verträge, später die Debatten über das neue Militärgesetz, das waren die Höhepunkte jenes bis zum Jahre 1870 währenden Kampfes, der das Land in seinen Tiefen aufregte. Hier nun war Römer immer der tapferste im Feuer, der verwegenste im Angriff, der zuversichtlichste über den endlichen Ausgang. Einmal trat er auch mit der Feder in den Kampf, 1867 veröffentlichte er eine Schrift, welche den Mythos zerstörte von der württembergischen Freiheit gegenüber der Knechtschaft des Norddeutschen Bundes. Sie erschien fast gleichzeitig mit Moriz Mohls angsterfülltem „Mahuruf“, beides sind vielleicht die charakteristischsten literarischen Denkmäler jener Zeit, von denen das eine die alte deutsche Libertät, das andere den deutschen Reichsgedanken verfocht. Als im Sommer 1866 den Krieg gegen Preußen keine Veredtsamkeit verhindern konnte, wollte Römer wenigstens eine Garantie dafür, daß das etwa unterliegende Preußen nicht in seinem Bestande geschwächt würde; es war die Rede, auf welche der Freiherr von Arnhäuser mit seinem berühmt gewordenen *Vae Victis!* erwiderte. Was er vom Freiherrn von

Barnbüler hielt, das hat er diesem stets unverblümt ins Gesicht gesagt. Es war ein Genuß, den schwächtigen Mann mit der dünnen Stimme zu hören, wie er dem allmächtigen Minister gegenübertrat, ihm sein politisches Sündenregister vorhielt, seine Reden und Handlungen zerpflückte, und zuletzt stets die triumphirende Gewißheit aussprach, daß trotz Barnbüler, ja durch Barnbüler, binnen kurzem Württemberg dennoch ein Glied des norddeutschen, dann deutschen Bundes sein werde.

Es war aber auch ein Genuß ihn zu hören, wenn er zu seinen Wählern redete oder in öffentlichen Versammlungen der deutschen Partei, die er im Herbst 1866 mitbegründet hatte. Ohne eigentlich beredt zu sein, jeden künstlichen Aufputz verschmähend, wirkte er durch die Energie, mit der er, unanfechtbar ein Argument an das andere reihend, gerade auf das Ziel losging. Und er ist, wie nach oben, so auch nach unten ohne Furcht gewesen. Er gab sich nicht Mühe, mit schonender Behandlung der Vorurtheile, pactirend mit dem Unverstand, in die Gemüther sich einzuschmeicheln. Vielmehr den Vorurtheilen ging er direct und unbarmherzig zu Leibe. Es war damals die Zeit, da die schwäbische Volkspartei sich ein Geschäft daraus machte, den übelsten Neigungen des Volkes zu schmeicheln, würdelos jammerte sie über die drohenden Steuer- und Militärlasten, der „Beobachter“ stachelte die schwäbischen Stammesgefühle auf gegen die ärmlichen Slaven der norddeutschen Tiefebene, er kitzelte den „Mannesstolz“ seiner Landsleute und erfand für sie ein Milizsystem und die „Präsenz am häuslichen Heerd“; er jubelte der Salzburger Zusammenkunft zu und begrüßte in der Allianz Napoleons mit dem Habsburger den „Rettungsanker für die süddeutsche Freiheit“. Solchem Treiben trat Römer mit dem ganzen verachtungsvollen Borne, dessen er fähig war, entgegen. Anstatt an die Schwächen, wandte er sich an das Ehrgefühl des Volkes. Und er ersparte ihm keine Wahrheit, unerbittlich hielt er ihm die erhöhten Pflichten und Lasten vor, die unvermeidlich waren für eine bessere Zukunft des Vaterlandes. Doch gerade diese Aufrichtigkeit imponirte der Menge, und gewann ihm die dauernde Anhänglichkeit seines Wahlkreises, der lange Zeit den Ruhm hatte, die feste Burg der nationalen Sache in Schwaben zu sein. Selbst bei den Zollparlamentswahlen, welche das höchste Stadium der Trunkenheit des schwäbischen Particularismus bezeichneten, gelang es Römer, Dank seinen getreuen Geislingern, allein von allen nationalen Candidaten, wenigstens in die Stichwahl zu kommen, freilich um schließlich gleich allen Genossen zu unterliegen.

Das Jahr 1871 brachte ihn in den deutschen Reichstag, dessen Mitglied er durch zwei Wahlperioden war. Die Stärke seiner Begabung war gewesen, auf ein klar gestecktes Ziel mit aller Energie loszugehen. Für ein Talent dieser Art war der Reichstag ein weniger günstiger Boden. Er hat dort nicht die hervorragende Rolle gespielt, die man wohl erwarten konnte. Sein

unbestechlicher Rechtsinn war ihm eine absolute Norm, die keine Compromisse zuließ. Zuweilen mag die juristische Gewissenhaftigkeit in ihm über das Maß geschärft gewesen sein. Der Nachdruck, mit dem er auf der eigenen Meinung zu bestehen pflegte, erschwerte ihm die Wirkung und erschwerte ihm selbst seine Stellung in der Partei, der er angehörte. Ueber einer an sich geringfügigen Frage, wo er hartnäckig auf seiner Meinung blieb, — es war die Behandlung der mecklenburgischen Verfassungsfrage, — zerfiel er sogar gänzlich mit der nationalliberalen Partei. Er wollte nicht, daß so frühe nach dem Zustandekommen einer deutschen Verfassung an irgend einer Fundamentalbestimmung gerüttelt werde. Im Jahre 1876 legte er das Mandat nieder. Aus dem württembergischen Landtag war er schon im December 1871, nach seiner Ernennung zum Rath am Reichsoberhandelsgericht in Leipzig, ausgetreten.

In Württemberg, das er nur als todtkranker Mann wieder betreten sollte, haben wir das Fehlen dieser frischen, charaktervollen Kampfesnatur oft und lebhaft empfunden. Zwar hat auch bei uns der Kampf, nachdem das Ziel errungen, aufgehört, und am wenigsten wäre Römer ein Hinderniß gewesen für die entschieden conservative Strömung, in welche die nationale Partei dieses Landes gerieth. Es war wohl unvermeidlich, mit der großen Menge, die jetzt nach dem Erfolg in das nationale Lager sich drängte, zu pactiren, und es war unvermeidlich, mit der Regierung zu pactiren, die jetzt nicht mehr Gegnerin, vielmehr die bestellte Hüterin der neuen Ordnung der Dinge war. Aber doch wäre es vielleicht möglich gewesen, die Partei in größerer Selbständigkeit und Reinheit zu erhalten, sie zu bewahren vor dem Zerfließen in eine Regierungspartei mit weitesten Grundsätzen und dehnbaren Grenzen. Möglich, daß auch Römer dem nicht zu wehren vermocht hätte. Dann aber hätte er schwerlich mitgethan. Auch das Streberthum, das vielfach in der jetzt oben schwimmenden Partei sich aufthat, hätte ihn abgestoßen. Denn er war selbstlos, die politische Wirksamkeit galt ihm als ein Dienst für das Vaterland; daß er ein Charakter war, ist ihm von Freund und Feind bezeugt worden. Die Freunde aber haben außer seinem öffentlichen Wirken noch die menschlich warme Seite seines Wesens an ihm geschätzt, die neidlose Natur, die zuverlässige Treue, und eine Humanität, die auf ernste wissenschaftliche Bildung gegründet war.

Aus Berlin. Generalsynode. Börse. Städtisches. — Da das Herrenhaus fürs Erste keine Plenarsitzungen hält, so tagt die Generalsynode auch ferner in den Räumen desselben, während ihre Fraktions- und Commissionsitzungen in das benachbarte Reichstagsgebäude verlegt sind. Dem Freunde bewegter Debatten ist der Besuch der Synode nicht zu empfehlen. Die drei maßgebenden Fractionen, die Confessionellen unter Con-



historialpräsident Hegel, die Positiv-Unirten unter Hofprediger Kögel und die Evangelische Vereinigung, welche unter der Leitung des Hallenser Professors Benschlag steht, gehen fast in allen Fragen Hand in Hand, und die protestantenvereintliche Linke ist so vereinzelt vertreten, daß sie nur äußerst selten zu Worte kommt und auf jeden Einfluß auf die Beschlüsse der Synode verzichten muß. Interessant sind die Verhandlungen darum nicht minder. Zeigen sie doch, wie siegesgewiß auch in der protestantischen Kirche die Hierarchie wieder ihr Haupt erhebt. Der Sturm auf gegen das „Culturexamen“, die Mißgunst gegen die Civilehe, die bei der Berathung der Trauordnung deutlich zu Tage trat, die Verhorrescirung der Simultanschule, das Bestreben, das Pfarrwahlrecht der Gemeindeorgane völlig illusorisch zu machen, das Alles ist in dieser Hinsicht charakteristisch. Dem strengkirchlichen Präsidenten des Oberkirchenraths, den sein juristisches Gewissen zwingt, die bestehenden Gesetze in Schutz zu nehmen, ruft der Generalsuperintendent Büchsel, der Bußprediger der vornehmen Welt des Thiergartens, entgegen: „Der Achtung vor dem Gesetz steht die Liebe zu dem, der uns zuerst geliebt, gegenüber.“ Daß unsere Stadt und ihre gottlosen Behörden keine Gnade finden vor den Augen der frommen Herren, ist natürlich, und wenn noch kein Feuer vom Himmel gefallen ist und uns Alle vertilgt hat, so ist es wohl eben nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die Synode ihr gottgefälliges Wesen in unsern unwürdigen Mauern treibt.

An dem Orte nun, wo Satanas namentlich seine Hochburg aufgeschlagen, an der Börse, geht es seit einiger Zeit etwas lebhafter zu, als wir seit Monaten gewohnt waren. Erst drangen Nachrichten aus Paris hierher, die befürchten ließen, daß auch der Seinestadt der Krach nicht erspart bleiben würde, den man an der Donau und an der Spree kennen gelernt hat. Dann brachte die allenthalben mit Freuden begrüßte Annäherung zwischen Deutschland und Oesterreich Bewegung in die Course, einerseits die Hoffnung auf den Abschluß eines neuen deutsch-österreichischen Handelsvertrages belebend, andererseits Besorgnisse vor etwaigen Verwickelungen mit Rußland erweckend. Das hauptsächlich wirkfame Moment waren aber die Verhandlungen der preussischen Regierung mit einigen bedeutenden Privatbahnen über die Bedingungen, unter denen sie in den Staatsbesitz übergehen würden. Die „Coulisse“ — so bezeichnet der Börsenjargon die ohne Vermittelung der vereideten Makler handelnden Differenzgeschäftler — wollte auch nicht leer ausgehen, sie hatte namentlich die Actien der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn durch gesteigerte Nachfrage in die Höhe getrieben. Nun erlangte Allen unerwartet der Vorschlag der Regierung, wonach der Ankauf gegen allmählichen Umtausch der Actien in vierprocentige Consols und ein Procent „Schmerzengeld“ stattfinden sollte, nicht die erforderliche Zweidrittelmajorität in der Generalversammlung. Wie sicher man auf An-

nahme der Bedingungen gerechnet, geht daraus hervor, daß der Kronfideicommiß, der über ein sehr bedeutendes Actiencapital verfügt, das allein genügt hätte, die erforderliche Stimmzahl zu completiren, bei der Abstimmung gar nicht vertreten war. Dieses Resultat hatte denn natürlich einen Rückgang der Potsdamer Bahnactien zur Folge, und da gleichzeitig auch die Verhandlungen mit der Rheinischen Bahn ins Stocken geriethen, dem Minister der öffentlichen Arbeiten nahestehende Blätter auch die geflüßentlich verbreiteten weiteren Ankaufsgerüchte dementirten, so war eine allgemeinere Derooute auf dem Markt der Eisenbahnstammactien die Folge.

Nicht so sehr von allgemeinem Einfluß, aber für unsere Stadt von um so größerer Wichtigkeit ist die Ausbildung unserer localen Verkehrsmittel, insbesondere unserer bei Hoch und Gering gleich beliebten, meisterhaft verwalteten Pferdebahnen. Bereits in einem Schreiben des hiesigen Magistrats an den damaligen Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom 23. October 1871 war auf die Entwicklung unserer damals sehr darniederliegenden Verkehrsverhältnisse als bestes Mittel zur Abhilfe der chronisch werdenden Wohnungsnoth hingewiesen. Seitdem ist nun fast in stetem Kampfe mit der Bedenklichkeit der zuständigen Staatsbehörden ein Netz von Straßenbahnen entstanden, das ganze Stadttheile erschlossen, die weitesten Entfernungen erheblich abgekürzt hat. Die umliegenden Ortschaften Rixdorf, Tempelhof, Treptow, Weißensee, Friedrichsberg, Pankow, Charlottenburg, Schöneberg sind durch theils mitten in die Stadt führende Linien mit Berlin verbunden, andere Bahnen vermitteln den Verkehr innerhalb der Stadt. In den letzten Tagen hat dieses Netz nun zwei wesentliche Ergänzungen erfahren: einmal ist die Ringbahn geschlossen, die hauptsächlich den inneren Verkehr vermittelt: sodann ist die Pferdebahn durch die belebte Potsdamer Straße bis zum Leipziger Platz fortgeführt, ein lange erwogenes Project, dem sich vielfache Schwierigkeiten entgegenthürmten. Gleichzeitig ist die dringend erforderliche Regulirung der erwähnten Straße und des stattlichen Potsdamer Platzes, der durch die Beseitigung der sogenannten Ringschen Apotheke sehr gewonnen hat, erfolgt. Auch noch in anderer Weise ist für die Bedürfnisse des dortigen Stadttheils, in welchem sich immer mehr die wohlhabenderen Bevölkerungsschichten und das höhere Beamtenthum concentriren, gesorgt, durch die Errichtung der jüngst eröffneten Charlottenschule, der fünften jener städtischen höheren Töchterschulen, die als Musteranstalten gerühmt werden. Wohl wenige Städte der Welt sorgen in so ausgiebiger Weise für ihr Schulwesen wie Berlin. Unterhält doch die Stadt neben der großen Zahl von Elementarschulen zehn Gymnasien, sechs Realschulen und zwei Gewerbeschulen. Alle diese Anstalten sind in stattlichen, vortrefflich eingerichteten Gebäuden untergebracht. Von den vier staatlichen Gymnasien, die noch dazu treten, wird das älteste, das weithin rühmlichst bekannte Joachimsthalsche Gymnasium,

demnächst von hier nach einem zu Charlottenburg gehörigen Terrain am Grunewald verlegt werden. Dort ist ein Häusercomplex entstanden, der die Lehr- und Wirthschaftsräume für das Alumnat, sowie die Wohnungen der Lehrer umfaßt. Nach Charlottenburg sind in letzter Zeit überhaupt mehrere Lehranstalten von hier verlegt worden, so die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule, so das neu zu errichtende Polytechnikum. Was das letztere betrifft, so sind indessen Verhandlungen mit den Behörden unserer Nachbarstadt wegen Abtretung des von ihm eingenommenen Terrains angeknüpft; diese Verhandlungen stoßen aber in Charlottenburg auf lebhaften Widerstand. „Wenn schon, denn schon,“ meinen unsere Nachbarn: „nehmt uns entweder ganz, oder ihr bekommt gar nichts.“ Zu jener ersteren Alternative, der Incorporirung der nunmehr einige zwanzigtausend Einwohner zählenden Nachbarstadt, wollen sich aber unsere städtischen Behörden nicht entschließen. Man weiß noch von der letzten größeren Incommunalisirung im Jahre 1861, durch welche sich das Stadtgebiet von 3511 auf 5923 Hektar vermehrte, her, daß die Ansprüche und Bedürfnisse solcher neuen Territorien meist größer als ihre Steuerkraft sind. Alle diese Verhältnisse, die den Charakter des Unfertigen und Unhaltbaren an sich tragen, werden wohl erst ihre Erledigung finden, wenn das schon einmal lebhaft erörterte, dann bei Seite gelegte Project der Provinz Berlin, welche die sämmtlichen wirthschaftlich auf die Hauptstadt angewiesenen, umliegenden Ortschaften und Ländereien zu umfassen haben wird, verwirklicht sein wird. Hand in Hand wird damit eine Reform der verzwickten Kompetenzverhältnisse der verschiedenen Staats- und Communalbehörden, die einer prompten Verwaltung außerordentlich hinderlich sind, und eine Neugestaltung unserer Communalverwaltung im Sinne der Decentralisation gehen müssen.

### L i t e r a t u r .

W. Thomsen, Der Ursprung des russischen Staats. Drei Vorlesungen. Vom Verfasser durchgesehene deutsche Bearbeitung von L. Bornemann. Gotha, F. A. Perthes. 1879. — Bis in die neueste Zeit war die Ansicht so gut wie unbestritten, daß der russische Staat die Gründung eines skandinavischen Stammes sei. Diese Ansicht stützte sich auf den Bericht des Vaters der russischen Geschichtschreibung, des Mönches Nestorius (um 1115), welcher erzählt, daß im Jahre 862 russische Waräger, ein den Schweden und Normannen verwandter Stamm, über die See herübergekommen seien, und unter Rurik inmitten der finnischen und slavischen Bevölkerung einen Staat gegründet haben, dessen Mittelpunkt Nowgorod war, ferner, daß zwei von Ruriks Mannen südwärts gingen, und, auf dem Wege nach Constantinopel, in Kijew ein Fürstenthum gründeten, das dann im Jahre 882 von Ruriks Nachfolger Oleg erobert wurde, und daß von nun an Kijew die Hauptstadt des russischen Staats und der Mittelpunkt des russischen Namens wurde. Erst vom Jahre 1859 an ertrug der panslavistische Hochmuth diese „normannische“ Tradition nicht mehr, es bildete sich eine anti-normannische Schule, welche, im Uebrigen keineswegs unter sich harmonirend,

darin einig war, daß die Russen ein ursprünglich slavischer Stamm seien, der immer im südlichen Rußland seine Wohnsitz gehabt habe. Nicht alle russischen Gelehrten gesellten sich der neuen Ansicht zu, aber es wurde die populäre, den Patrioten galt sie als Glaubensartikel. Nun hat ein dänischer Sprachgelehrter, Professor Thomsen, die Herkunft der Russen und ihre Beziehungen zu den Scandinaviern einer erneuten Prüfung unterzogen. Er hat seine Untersuchungen zuerst im Mai 1876 in drei Vorlesungen zu Oxford entwickelt, die dann als Broschüre erschienen und jetzt eine deutsche, vom Verfasser selbst revidirte Bearbeitung erfahren haben. Die Beweismittel, deren er sich bedient, sind theils schriftliche Zeugnisse, theils aber, und in erster Linie, sprachvergleichende Studien. Das Ergebniß der scharfsinnigen, mit sicherer Hand den Beweis schließenden Untersuchung ist dies, daß der alte Chronist im Rechte ist, daß der Stamm, welcher den russischen Staat gründete und auf den der Name Russen (nicht von diesen selbst, sondern zuerst von den Finnen und Slaven) angewandt wurde, wirklich Normannen oder skandinavisch-schwedischer Abkunft waren. Die Gründung dieses skandinavischen Staates unter den finnischen und slavischen Stämmen Osteuropas war ein Moment derselben mächtigen und ausgedehnten Bewegung, welche im Mittelalter die Normannen nach Westeuropa führte. Natürlich waren die Eindringlinge den einheimischen Stämmen an Zahl weit unterlegen, sie schlossen sich in Sprache und Sitte der slavischen Bevölkerung an, schwerlich haben sie ihre Nationalität länger als durch drei oder vier Geschlechter bewahrt. Daran änderte auch der Umstand nichts, daß die russische Rasse noch längere Zeit durch warägische, d. h. schwedische Einwanderer ergänzt wurde. Schon um das Jahr 1000 machte Wladimir das Slavische zur Kirchensprache; unter seinem Sohne Jaroslaw (gest. 1056) trat noch einmal eine skandinavische Reaction ein, doch mit dem Tode dieses Fürsten zerriß das letzte Band, das die russischen Fürsten noch mit der nordischen Nationalität verknüpfte. Der Name Russen aber breitete sich von dem Mittelpuncte Kijew über alle Gebiete aus, die nach und nach der russischen Herrschaft erlagen. Ursprünglich die slavische Benennung der Normannen, wurde der Name mit der Zeit die Bezeichnung einer rein slavischen Nationalität — eine ähnliche Veränderung also, wie sie sich an die Namen Franken und Frankreich knüpft.

g.

Franz von Holzendorff, Wesen und Werth der öffentlichen Meinung. München, M. Rieger. 1879. — Diese Studie ist reich an anregenden Gedanken. Niemand wird sie ohne Genuß oder Nutzen lesen. Bluntschli vergleicht die öffentliche Meinung dem Chor der alten Tragödie, Niebuhr sieht in ihr eine Gottesstimme, und Jedermann ist einverstanden, daß dieselbe eine Macht geworden ist. Doch weniger der Umstand, daß ihr Einfluß in neueren Zeiten in verstärktem Maße sich fühlbar macht, als vielmehr der andere, daß sie ein so schwer zu fassendes Ding ist und jeder Begriffsbestimmung zu spotten scheint, muß einen geistreichen Schriftsteller reizen, dem Gegenstand methodisch auf den Grund zu gehen. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir es hier mit einem geistreichen dialectischen Spiel zu thun haben. Es ist vielmehr eine recht ernsthafte Studie, die an unleugbare Wunden des öffentlichen Lebens furchtlos die Hand legt. Von den feinen und zutreffenden Bemerkungen des Verfassers sei hier nur Einiges herausgehoben. Wichtig ohne Zweifel ist es, daß es mit der Vermehrung der Meinungsververtretungen und dem Wachsthum der technischen Mittel der Meinungsverbreitung schwieriger geworden ist, das Vorhandensein einer öffentlichen Meinung in Beziehung auf gewisse Angelegenheiten zu erkennen. Nicht selten ist das Volk in Wirklichkeit meinungslos oder auch andersmeinend, als es

durch seine Wortführer vorgestellt wird. In keiner Weise ist die öffentliche Meinung identisch mit der in Abstimmungen niedergelegten Meinung der parlamentarischen Mehrheiten. Auf dieser Erwägung beruht die Prerogative der Krone, Wahlkammern aufzulösen. Daraus folgt zugleich, daß, je rückhaltloser die Presse in den Dienst der Parteien sich begiebt, sie um so mehr den Anspruch verliert, ein lauterer Organ der öffentlichen Meinung zu sein; denn diese muß sich das Recht der freien Urtheilsbildung auch gegenüber den Parteidoctrinen wahren. Auch das ist eine gute Bemerkung, daß die öffentliche Meinung in nicht wenigen Fällen aus dem Schein einer bereits fertigen Volksmeinung entsteht, an der Antheil zu haben der Einzelne um so begieriger ist, als er sich bewußt bleibt, mit den Mitteln seiner Erkenntniß zu einem selbständigen Urtheil in öffentlichen Angelegenheiten nicht leicht gelangen zu können. Als ihr vornehmster Wirkungskreis wird der öffentlichen Meinung das Gebiet der Volkssitte, der öffentlichen Moral angewiesen, und der Verfasser findet es eine Verirrung, daß, während in England die öffentliche Meinung ihre größten Erfolge auf dem Boden der politischen Moral erfochten hat (Emancipation der Juden und Katholiken, Abschaffung der Sklaverei, Verbesserung der Strafgesetze und Strafanstalten u. s. w.), in Deutschland die öffentliche Meinung vorwiegend mit Fragen des formalen Verfassungsrechts beschäftigt sei. „Die öffentliche Meinung versäumte es, sich rechtzeitig in Kampfbereitschaft zu setzen gegenüber den wirthschaftlichen Ausschweifungen des Gründerwesens, der Lebensmittelverfälschungen, der betrügerischen Ausbeutungen im Handel und Wandel, obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach ein rechtzeitiges Ehrengericht der öffentlichen Meinung größeren Erfolg hätte erreichen können, als die gewissenhafteste Anwendung der Strafgesetze.“ Schlecht ist der Verfasser auf die Wirkungen der Tagespresse zu sprechen, und man wird nicht sagen können, daß er hierin zu schwarz sieht. „Zu allen Zeiten gering, ist die geistige Selbstständigkeit der Menge durch das moderne Zeitungswesen noch mehr verringert worden.“ Ob freilich die Schuld daran vornehmlich die Anonymität der Preßerzeugnisse trifft, ist eine andere Frage. Und vollends fraglich ist der Vorschlag, den der Verfasser allen Ernstes macht, die öffentliche Meinung von Staatswegen überwachen, leiten und bilden zu wollen. Gewiß ist es wünschenswerth, daß die Verbreitung der staatswissenschaftlichen Kenntniße befördert werde. Es ist so, wie Holyendorff in seinen kürzlich in zweiter Auflage erschienenen „Principien der Politik“ (Berlin, G. Gabel. 1879) sagt: „Je allgemeiner die Wahrnehmung gemacht wird, daß die Unabhängigkeit des politischen Urtheils nicht in dem Maße gewachsen ist, wie die Gelegenheit, dieselbe zu bethätigen, desto mehr ist eine Annäherung der Staatswissenschaften an die Bildung der gegenwärtigen Epoche zu erstreben.“ Aber wenn den Vertretern der Wissenschaft der Beruf zugesprochen wird, „Bildner der öffentlichen Meinung“ zu werden, wenn geradezu ein staatliches Organ zu diesem Zwecke verlangt wird, so heißt dies doch die eigenthümlichsten Merkmale der öffentlichen Meinung zu verkennen, nämlich ihre Spontanität und ihre Souveränität. Die öffentliche Meinung läßt sich beeinflussen, im guten und im schlimmen Sinne, aber den entscheidenden Ausschlag giebt doch zuletzt ihr Instinct. Auf die Dauer läßt sie sich schlechterdings nicht commandiren und reglementiren. Neben dieser officiellen Meinung würde sich sofort eine nichtofficielle und eben damit wahre öffentliche Meinung etabliren. Es gehört zu ihrem Begriffe, daß sie wohl belehrt und berichtigt, mißleitet und benützt, aber nicht gemacht werden kann.

L.

---

 Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 6. November 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Barbarossas Grab.

Man hat in Deutschland noch immer Geld, — wenn ich so sagen darf: den Luxus in der Wissenschaft zu befördern. Nicht bloß werden mehrere Hundert Kaiserurkunden photographirt, sondern zwei Gelehrte erhalten auch die Mittel, in Tyrus nach dem Grabe Friedrichs I. zu forschen. So weit es auf den Staat ankommt, können sie ein Werk vollbringen, welches für den Aufschwung der historischen Wissenschaft ungefähr so viel bedeutet, wie die photographische Wiedergabe einiger Hundert Kaiserurkunden.

Als die Herren Sepp und Prutz sich auf den Weg machten, wußte man noch nichts von dem Zwecke ihrer Reise. Im Interesse des Erfolges sollte die Sache bis auf Weiteres mit großer Discretion behandelt werden. Aber die Forscher kehrten mit leeren Händen zurück, und nun wurde ruchbar, was ihre eigentliche Aufgabe gewesen sei. Bald darauf hat Sepp in seinem Buche: „Meerfahrt nach Tyrus“<sup>1)</sup> das Gerücht bestätigt; er kleidet den Auftrag, der ihm und seinem Collegen vom Herrn Reichskanzler geworden, in das Verslein:

Auf und bringet ihn getragen,  
Der die Schlacht mit seinen Rittern  
Bei Iconium geschlagen  
Und das Morgenland macht zittern!

Offenbar geht der poetische Professor gleich viel weiter, als sein hoher Auftraggeber. Der hat gewiß nur an das wissenschaftliche Interesse gedacht, welches die sichere Kenntniß vom Begräbnißorte Friedrichs ihm zu haben schien, nicht an eine Uebertragung der Gebeine, die nach Herrn Sepp die deutsche Nation in heilige Begeisterung versetzen sollte. Friedrich I. ist uns

1) Meerfahrt nach Tyrus zur Ausgrabung der Kathedrale mit Barbarossas Grab. Im Auftrage des Fürsten Reichskanzlers unternommen von Prof. Dr. Sepp, Ritter des heiligen Grabes. Mit Holzschnitten, drei Lichtdrucken und einer Karte. Leipzig, E. A. Seemann. 1879. Die officiösen Beilagen S. 363—376, d. h. ein Briefwechsel des Verfassers mit Bismarck, Delbrück und Anderen, geben über den Zweck der Reise Auskunft. Am Schlusse findet man den namenlosen Kopf eines Europäers. Sollte es etwa das eigene Bildniß des Herrn Verfassers sein, das in so wunderlicher Weise die officiösen Beilagen abschließt?

nicht, was Napoleon I. den Franzosen ist; und wenn er wirklich in Tyrus begraben worden, so liegt doch zwischen Tyrus und St. Helena ein gewaltiger Unterschied nicht bloß der Zeit, sondern auch der Gefühle.

„Wenn er wirklich in Tyrus begraben worden.“ Wie Herr Sepp redet, ist dieser Bedingungssatz eine nichtswürdige Kezerei: eher würde er an der Sterne Klarheit und der Götter Wahrheit zweifeln. Ganz anders sein Reisegefährte, der von vorne herein zu Tyrus als der Begräbnisstätte Friedrichs kein rechtes Vertrauen hatte, für den es nun nachträglich zur vollsten Sicherheit geworden ist, daß Friedrich nicht in Tyrus begraben sei. Er hat in diesen Tagen ein Schriftchen veröffentlicht: „Kaiser Friedrichs I. Grabstätte. Eine kritische Studie“, wie der Titel besagt; eine Polemik, wie ich nach dem Inhalte hinzufügen muß. Dem Gegner wird übel mitgespielt; jede neue Zeile bringt dem Leser zu neuem Bewußtsein, daß es sich nicht um des Kaisers Bart, sondern um des Kaisers Grab handelt. Und darin wird Herr Pruz Recht haben, wenn er dem begeisterten Vertreter der Tyrusthese vorwirft, er habe nicht einmal einen Versuch gemacht, „die Autorität der hier in Betracht kommenden Quellen nach den Grundsätzen der kritischen Geschichtschreibung zu prüfen und so den Werth derselben zu ermitteln“. Aber eben nur so weit kann ich Pruz zustimmen; — was die positive Seite der Beweisführung angeht, so wäre ich fast geneigt, wenigstens einen Theil des Tadels, mit welchem Sepp überhäuft wird, seinem Urheber zurück zu geben.

Ich trete in die Controverse ein, weil sie nun einmal zu größerer Bedeutung aufgebauscht ist, und dann denke ich, daß es noch etwas Anderes ist, wegen einer Frage von bloß antiquarischem Interesse einige Stunden am Schreibtisch verbringen, als auf Staatskosten nach Tyrus reisen.

An erster Stelle verweise ich auf die Angabe des Sicard von Cremona.<sup>1)</sup> Er ist Zeitgenosse und kennt überdies das heilige Land aus eigener Anschauung. Freilich sagt nun Pruz S. 35, die betreffende Stelle finde sich nicht in allen Handschriften, sondern nur in der Estenser, welche überhaupt „vielfach erweitert, ergänzt und interpolirt sei“. Als ob damit auch ihre Werthlosigkeit erwiesen wäre! Zu dem Zweck müßte doch erst gezeigt sein, etwa daß die Zusätze aus einer viel späteren Zeit, von einem schlecht unterrichteten Autor herrühren. Aber das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Codex von Este bedeutet eine zweite, von Sicard selbst besorgte Auflage der Chronik. So urtheilte schon Muratori, der Herausgeber der Sicardschen Chronik, und wenn Dove in seiner Schrift: „Die Doppelchronik von Reggio“ S. 95—97 bestritt, daß Sicard an den Zusätzen, welche sich im Estenser Codex finden,

1) Muratori Scr. rer. Ital. VII. 612.

irgend einen Antheil habe, — seine Begründung läßt sich unschwer entkräften und die Meinung Muratoris neu befestigen. Die zweite Auflage aber hat Sicard aus einer vortrefflichen Quelle erweitert und verbessert: darin stimme ich Dove S. 109 bei, daß die Zusätze des Codex von Este, so weit sie sich auf das heilige Land beziehen, zumeist einer vordem nicht recht erkannten und gewürdigten, in ihrem originalen Wortlaut leider verlorenen Kreuzzugsgeschichte entnommen sind.<sup>1)</sup> Unter diesen Gesichtspuncten muß die Angabe über Friedrichs Begräbniß beurtheilt werden: das wegwerfende Prädicat „vielfach erweitert, ergänzt und interpolirt“ ist ganz und gar nicht am Platze. In der ersten Auflage sagt Sicard nun, indem er einer uns bekannten Quelle folgt, den Annalen von Mailand<sup>2)</sup>, Friedrichs Körper sei in Seleucia einbalsamirt. Diese Stelle ist auch in die zweite Auflage hinübergenommen; und in ihr erzählt er dann weiter, auf Grund der von Dove entdeckten Quelle, daß die Einbalsamirung des Körpers in Tarsus stattgefunden hätte, daß das Fleisch in Antiochien, die Gebeine in Tyrus beigesezt seien.<sup>3)</sup> Wenn man die Stelle im Zusammenhang liest, sollte man an eine zweimalige Einbalsamirung glauben; bei genauerer Zergliederung sieht man wohl, daß Sicard zwei sich widersprechende Ueberlieferungen schlicht und einfältig an einander gereiht hat. Doch ich lasse den Widerspruch bei Seite; ich bemerke hinsichtlich desselben nur, daß die Angabe des Kreuzfahrers Ansbert<sup>4)</sup>, in Tarsus seien Friedrichs Eingeweide beigesezt, recht gut mit einer in Tarsus vorgenommenen Einbalsamirung des Körpers stimmt. Für uns kommt es auf die folgenden Notizen an: die Beisezung des Fleisches in Antiochien, der Gebeine in Tyrus, die sich eben nur in der zweiten Auflage finden, die aber darum, wie ich zeigte, noch keineswegs im Werthe fallen.

Nach dem Gewährsmann Sicards wird man annehmen dürfen, daß der Einbalsamirung die Absicht zu Grunde lag, den ganzen Körper Friedrichs mitzuführen. Dem Transporte des Fleisches aber müssen sich Hindernisse entgegengestellt haben, und so schritt man denn in Antiochien zu der uns barbarisch erscheinenden, im Mittelalter oft vorgenommenen Auskochung der Knochen. Das abgebrühete Fleisch wurde gleich in Antiochien beigesezt; die

1) Daß in dem Estenser Codex eine Arbeit von Sicard selbst vorliege, glaube ich gegen Dove in der „Zenaer Literaturzeitung“ 1874, S. 456, 457 gezeigt zu haben. Dagegen habe ich im Uebrigen meine dort ausgesprochene Ansicht über die Composition der Chronik mehrfach ändern müssen: nach einer nochmaligen Prüfung kann ich für das oben ausgesprochene Verhältniß einstehen. Zu einer Begründung ist hier nicht der Ort.

2) Mon. Germ. Scr. XVIII. 381.

3) ubi ossa imperatoris arcae tumulo commendarunt. Das deutet Prutz S. 35, Anm. 3 „nicht auf ein eigentliches Grab, sondern nur auf die Beschaffung eines anderen Behälters für die Gebeine“.

4) Font. rer. Aust. 2. Abtheilung V. 73.



Knochen wurden mitgenommen, aber nur bis Tyrus, wo auch sie ihre Ruhestätte fanden.

Daß das Fleisch in Antiochien, die Knochen in Tyrus bestattet seien, hat man auch aus einer Angabe in dem sogenannten Itinerar Richards I. geschlossen.<sup>1)</sup> Der unbekannte Verfasser schrieb zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; wie er im Vorworte sagt, war er Augenzeuge.<sup>2)</sup> Prutz S. 32 will ihn allerdings nicht als einen Theilnehmer am Kreuzzug gelten lassen, — ich weiß nicht, auf Grund welcher Forschungen; — da er ihn aber eine ältere tagebuchartige Aufzeichnung benutzen läßt, so bleibt die Werthschätzung ungefähr die gleiche. Dieser Autor hat nun überliefert, daß das Fleisch Friedrichs, von den Knochen gelöst, in der Hauptkirche zu Antiochien ruhe, „daß die Knochen nach Tyrus gebracht sein, um von dort nach Jerusalem befördert zu werden“. Gegen die klar ausgesprochene Bestattung des Fleisches zu Antiochien hat Prutz natürlich Nichts einzuwenden; aber er fragt, ob hier etwas von einem Begräbniß der Gebeine in Tyrus stehe? Man wird mit ihm die Frage verneinen müssen. Wenn der Autor indeß mit keiner Silbe bemerkt, daß beim Abzuge des Heeres von Tyrus die Gebeine Friedrichs mitgenommen seien, so ist doch augenscheinlich seine Meinung, daß sie in Tyrus verblieben, daß sie dort verbleiben sollten, bis etwa Jerusalem erobert sei. Dann wurde natürlich auch eine Besetzung vorgenommen: sie sollte nur eine zeitweilige sein, mußte aber eine dauernde werden, weil Jerusalem nicht erobert ward.

Bestimmter spricht ein anderer Engländer, der Verfasser der Thaten Heinrichs II. und Richards I. von England<sup>3)</sup>, die vielfach dem Abte Benedikt von Peterborough zugeschrieben wurden: „Auskochung der Knochen aus dem Fleische, Besetzung des letzteren zu Antiochien, der ersteren zu Tyrus.“ Aber, sagt Prutz, es sei unverkennbar, daß dieser Bericht, wie alle englischen, auf das Itinerar König Richards zurückgehe, daß sein Autor aus dem Transporte der Gebeine nach Tyrus, wovon er im Itinerar gelesen, auch die Bestattung daselbst erschlossen habe. Damit statuirt Prutz ein Quellenverhältniß, woran meines Wissens bisher noch Niemand gedacht hat, besonders nicht der fleißige Herausgeber beider Werke, Sir Stubbs. Er konnte auch gar nicht daran denken, denn er vertritt und begründet die Ansicht, daß „die Thaten Heinrichs II. und Richards I.“ vor des Letzteren Gefangenschaft beendet wurden, während das Itinerar bis zum Tode desselben reicht. Was mag Prutz bestimmt haben, eine so neue, überraschende Meinung auszusprechen? Ich weiß es nicht, kann es auch nicht ahnen, denn ich finde überall nur Ver-

1) ed. Stubbs 56.

2) Qui quod vidimus testamur.

3) ed. Stubbs II. 89. Danach Roger. Hoveden. ed. Stubbs II. 359.

schiedenheiten, keinen wörtlichen Anklang oder Anderes, was man für ein Quellenverhältniß beizubringen pflegt: nie ist mir das Erkennen einer als unverkennbar bezeichneten Thatsache so schwer gefallen.

Wir haben in drei Quellen ersten Ranges die Angabe, daß Friedrichs Fleisch in Antiochien ruhe, seine Gebeine in Tyrus. Was Prutz gegen jede im Einzelnen geltend macht, sahen wir in sich zerfallen; es bleiben noch Gründe, welche er gegen alle drei zugleich richtet, wohlverstanden immer nur gegen die Beisetzung der Gebeine in Tyrus: daß das Fleisch in Antiochien ruhe, gilt auch ihm als Thatsache.

Bevor ich der Prutzschen Erörterung indeß folge, will ich zunächst die Tyrusthese noch etwas erhärten.

In den bisher angeführten Stellen war des Fleisches und der Knochen gedacht, und eben deswegen mögen uns die Autoren als besonders gut unterrichtet erscheinen. Aber ich glaube doch auch solche Gewährsmänner nicht gering achten zu sollen, die zwar nicht von der Beisetzung der Knochen in Tyrus und zugleich auch des Fleisches in Antiochien handeln, sondern vielmehr nur von Ersterem. Daß sie ganz bestimmt die Gebeine als Objecte bezeichnen, daß sie nicht allgemein von der Bestattung des Kaisers oder seines Körpers reden, scheint doch den Werth ihrer Angaben zu steigern. Dahin gehört zunächst der Zeitgenosse Wilhelm von Newbury: nach ihm ließ Herzog Friedrich „die väterlichen Gebeine“ in Tyrus begraben.<sup>1)</sup> Wie dann ums Jahr 1250 Abu Schama erzählt, hätten die Christen Palästinas, welche Heinrich VI. 1197 um Hülfe baten, unter Anderem auch daran erinnert, „daß die Gebeine seines Vaters bis zur Stunde in Sur“, d. h. eben in Tyrus, „in einem Sarge, in schön verzierter Seidenumhüllung lägen“, während sie doch nur in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem bestattet werden dürften.<sup>2)</sup> Wie man auch über die Stelle denken mag, — jedenfalls beweist sie, daß auch Orientalen meinten, Friedrichs Gebeine ruhten in Tyrus. Dieselbe Ansicht herrschte aber auch noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts: damals schrieb der Reisende Cotovicus, „die Gebeine Friedrichs seien, wie man sage, in Tyrus begraben“.<sup>3)</sup>

1) ed. Hamilton II. 37. Nach Prutz S. 34 hätte auch Wilhelm das Itinerar benutzt, doch auch hier fehlt jeder Beweis. Die längere Stelle, welche Sepp S. 284 als Worte Wilhelms anführt, gehört dem Autor des Itinerars; Wilhelm sagt einfach: *paternis ossibus apud Tyrum cum decenti honore sepultis*.

2) Görgens Arab. Quellenbeiträge I. 219. Prutz 38 betont mit großer Energie, daß der Araber sich den Kaiser unbestattet denke, weil er „in schön verzierter Seidenumhüllung ruhe“. Als ob man nicht so auch begraben werden könne! Zudem hat Prutz die Worte „in einem Sarge“ übersehen. Aber wäre auch der Kaiser nicht in aller Form begraben worden, es würde damit doch für unsere Frage eben Nichts bewiesen sein.

3) J. Cotovicus Itinerarium Hierosolymitanum et Syriacum 121.

Dann zu den Gründen, welche Prutz gegen Tyrus überhaupt einwendet! Zunächst hebe ich aus seiner nicht eben gut geordneten Sammlung eine Reihe von Stellen hervor, in denen nur der Beisetzung des „Kaisers“ oder auch „seines Körpers“ in Antiochien gedacht wird. Aber da ist eben nicht zwischen Fleisch und Knochen unterschieden, da sind die Acte der zwei Begängnisse zusammengeworfen: die betreffenden Notizen gegen Tyrus verwerthen, wäre gerade so unkritisch, als aus Stellen, wonach der „Kaiser“ oder auch „sein Körper“ in Tyrus ruhe, den Schluß ziehen wollen, daß das „Fleisch“ nicht in Antiochien beigesezt sei. Freilich scheint nach der Darlegung von Prutz das Zahlenverhältniß der bezeichneten Angaben zu entscheiden. Ich finde in seiner Sammlung nur, daß nach den Thaten der Bischöfe von Halberstadt <sup>1)</sup> und der Chronik des Venetianers Dandolo <sup>2)</sup> der „Körper Friedrichs“ in Tyrus bestattet sei. Dem gegenüber verweist er auf Aussagen des Kreuzfahrers Ansbart <sup>3)</sup>, der Annalisten von Egmund und Marbach <sup>4)</sup>, des Fortsetzers von Wilhelms des Tyrers Kreuzzugsgeschichte <sup>5)</sup>, der Chronisten Michael des Syrers und Hethoum von Gorgos <sup>6)</sup>: sie Alle reden nur von einer Beisetzung des Kaisers oder seines Körpers in Antiochien. Eine stattliche Zahl! Aber auch auf der anderen Seite läßt sich wenigstens Einiges nachtragen: außer dem Halberstädter und Venetianer berichten auch noch Martin von Troppau <sup>7)</sup>, Paolino Pieri <sup>8)</sup> und Johannes von Colonna <sup>9)</sup>, daß Friedrichs Körper in Tyrus liege. Damit wäre denn das gestörte Gleichgewicht so ziemlich wieder hergestellt, und die an sich schon verfehlte Argumentation Prutzens völlig entkräftet.

Ich gehe noch weiter, ich benutze die einen Angaben gerade so gut zur Bestätigung für Tyrus, wie die anderen zur Bestätigung für Antiochien. Denn offenbar gebührt allen Autoren, die nur von Einem Begräbnisorte handeln, ohne dabei die Gebeine vom Fleische zu unterscheiden, ganz die gleiche Werthschätzung. Die beiden Acte sind, wie schon gesagt, zu Einem zusammengeworfen, und wenn nun bald berichtet wird, Friedrich ruhe in Tyrus, wenn

1) Mon. Germ. Scr. XXIII. 110.

2) Muratori Scr. rer. Ital. XII. 314.

3) Font. rer. Aust. 2. Abtheilung V. 73.

4) Mon. Germ. Scr. XVI. 470. XVII. 165.

5) Recueil des hist. des crois. Hist. occident. II. 139.

6) Recueil des hist. des crois. Docum. armén. I. 403, 478.

7) Mon. Germ. Scr. XXIII. 470. Nach der Randnote wäre die Stelle aus der Chronik des Richard von Cluni entlehnt, die aber viel früher abbricht. Man muß bei der Benützung der Weiland'schen Ausgabe immer berücksichtigen, daß Professor Arndt die Correctur besorgt hat. Vgl. Weiland's Klage in den „Gött. Gel. Anz.“ 1877. S. 776, 776.

8) ap. Tartini Scr. rer. Ital. II. 9.

9) Mare historiarum ap. Bouquet Scr. rer. Gall. XXIV. 279.

es bald heißt, sein Körper sei in Antiochien bestattet, so beziehe ich Ersteres auf die Beisetzung der „Knochen“, Letzteres auf die Beisetzung des „Fleisches“.

Nun giebt es aber noch Stellen, in denen geradezu einer Begrabung der „Gebeine“ erwähnt wird, als Ort aber nicht Tyrus figurirt. Auch da gehen die Meinungen auseinander: es wird Antiochien und Accon genannt. Für Antiochien finden sich Angaben in dem Kreuzzugsberichte des Passauers Tageno<sup>1)</sup>, in den Chroniken des Magnus von Reichersberg und des Otto von St. Blasien, endlich in den Annalen von Steberburg.<sup>2)</sup> So Prutz. Zunächst muß ich aber die Stelle der Reichersberger Chronik streichen, denn sie ist dem Kreuzzugsberichte des Tageno ziemlich wörtlich entlehnt<sup>3)</sup>; und was sagt Tageno und nach ihm Magnus? „Friedrichs Gebeine wurden zuerst in Antiochien begraben.“ Gleich darauf bricht die Relation ab; bis Tyrus ist Tageno nicht in seiner Schilderung gekommen: wäre es der Fall gewesen, so hätte das „Zuerst“ wohl ein entsprechendes „Später“ gefunden. So bleiben für eine definitive Beisetzung der Gebeine in Antiochien nur noch der Annalist von Steberburg und Otto von St. Blasien. Man sollte glauben, Prutz wolle sich thatsächlich für die Beisetzung der Gebeine in Antiochien entscheiden! Wie er nämlich auf Tageno als Augenzeugen pocht, so auf Otto von St. Blasien als einen besonders gut unterrichteten Autor.<sup>4)</sup> Da muß denn die Wendung außerordentlich überraschen. Es sprechen zu viele Zeugnisse für die Beisetzung des „Fleisches“ in Antiochien, und also sind die „Gebeine“ — wie Prutz einräumt — dort nicht begraben. Mit anderen Worten: Prutz veruft sich gegen Tyrus auf Angaben, die er selbst für ganz verkehrt hält! Anders stellt sich die Sache in Betreff der dritten Version, wonach die Gebeine in Accon liegen. Es sind allein zwei deutsche Autoren, die für Accon eintreten: der Fortsetzer der Weingartener Chronik und der Annalist von Engelberg.<sup>5)</sup> Beide sind Zeitgenossen, und da sie überdies Antiochien ganz richtig als Begräbnisort des Fleisches bezeichnen, so mag man Vertrauen zu ihnen fassen. Wenn sich nur irgend eine Bestätigung fände, wie wir sie für Tyrus doch in ausreichender Weise erbringen konnten! Gewiß hätte Prutz sich nicht für Accon entschieden, wenn er die Tyrusthese nicht so glänzend widerlegt zu haben glaubte. Zudem ist zu be-

1) ap. Freher-Struve Scr. rer. Germ. I. 416.

2) Mon. Germ. Scr. XVII. 516. XX. 322. XVI. 223.

3) Das hat allerdings auch der Herausgeber übersehen, der sonst ja die Entlehnungen aus Tagenos Bericht durch kleineren Druck kennzeichnet.

4) Ganz anderer Ansicht ist Thomä Die Chronik Ottos von St. Blasien 97. Und Prutz selbst hält ja beide Angaben Ottos für verkehrt: er weiß und sagt, daß nicht zugleich mit den Eingeweiden auch das Fleisch Friedrichs in Tarsus, daß nicht die Gebeine in Antiochien beigesetzt sind.

5) Mon. Germ. Scr. XXI. 477. XVII. 280.

achten, daß der Engelberger, wie der Weingartener, von einer Beisetzung des Fleisches zu Antiochien ausdrückliche Meldung machen, dann aber nicht etwa fortfahren, die Gebeine seien zu Accon begraben, sondern nur von einem Transporte dahin reden. Herzog Friedrich, des Kaisers Sohn, sagen sie, übertrug oder führte die Gebeine mit sich nach Accon. Die Vermuthung liegt nahe, daß beide Autoren, da ihre sichere Kunde auf die Beisetzung des Fleisches in Antiochien sich beschränkte, nun in selbständiger Weise ergänzten, der Herzog habe die Gebeine mit sich nach Accon genommen, d. h. eben so weit er selbst gelangte, denn in Accon ist Friedrich ja gestorben. Wie aber auch immer, die vereinzelt Notizen können gegen das gut beglaubigte Tyrus nicht aufkommen; noch viel weniger bedeutet natürlich die zweite Version, von welcher die Rede war, die Beisetzung der Gebeine in Antiochien.

Es bleiben noch die *argumenta ex silentio*. Da rühmt Prutz S. 45 zunächst die gute Kenntniß Bohaeddins<sup>1)</sup>, des zeitgenössischen Biographen Saladins, und er nun hätte die Beisetzung in Tyrus erwähnen müssen, „wenn eine solche existirt hätte“. Das aber um so mehr, als „er die Absicht der Deutschen kennt, die Gebeine ihres Kaisers in der hl. Stadt zu begraben“. Mit demselben Grunde ließe sich die Prutzische Aufstellung widerlegen, daß die Knochen im Lager von Accon bestattet seien; aus demselben Grunde müßte man dann eigentlich folgern, daß sie im heiligen Lande überhaupt nicht begraben seien. Dann meint Prutz, es wäre ganz unbegreiflich, „wie das Grab Friedrichs, wenn es in Tyrus bereitet gewesen wäre, von den zahlreichen Pilgern, namentlich den zahlreichen Deutschen, welche in den nächsten Jahrzehnten noch dorthin kamen, so völlig unbeachtet gelassen wäre“. Aber wie viele haben denn von dem Grabe Friedrichs in Antiochien geredet? Eben nur ein Einziger, Wilbrand von Oldenburg, welcher im Jahre 1210 das heilige Land besuchte. Höchstens könnte man sich wundern, daß dieser eine Wilbrand nicht neben dem Grabe von Antiochien auch des Grabes zu Tyrus gedenkt. Prutz S. 46 läßt sich das Argument auch nicht entgehen; er stellt die, wie ihm scheint, vernichtende Frage: „Würde Wilbrand gar, wenn er das Grab Friedrichs in Tyrus vorgefunden hätte, davon einfach geschwiegen haben, — er, der bei seinem Besuche in Antiochien ausdrücklich der dortigen St. Peterskirche Erwähnung thut und des marmornen Sarkophages, in welchem das Fleisch Kaiser Friedrichs ruht?“ Da muß man nun vergleichen, wie Wilbrand von Tyrus, wie er von Antiochien redet.<sup>2)</sup> Ueber letzteres spricht er in einem langen Capitel, er zählt die einzelnen Kirchen auf und beschreibt Lage und Merkwürdigkeiten derselben; — aus dem Innern

1) ed. Schultens 119.

2) ed. Laurent Peregrinationes medii aevi 164. 172.

von Tyrus berichtet er dagegen Nichts<sup>1)</sup>, als eine Mythe über Apollonius von Tyrus. Ich glaube gar nicht, daß Wilbrand hier ans Land gestiegen ist; in Antiochien dagegen nahm er einen längeren Aufenthalt.

Damit hoffe ich die gegen Tyrus vorgebrachten Gründe entkräftet zu haben; was aber für Tyrus spricht, hat sich in der neuen Prüfung als echt und zuverlässig bewährt. Wenn Bruß meinte, „daß die Ansicht, welche Herr Professor Sepp in Betreff der Grabstätte mehr mit Ueberzeugungstreue als mit überzeugenden Gründen verfochten hat, von ihm als zwar sehr wohlgemeint, aber durchaus haltlos erwiesen worden sei“, so muß ich die Richtigkeit des Sages, soweit er sich auf seinen Autor bezieht, durchaus in Abrede stellen; den arg betroffenen Herrn Sepp aber möchte ich damit trösten, daß er als guter Mensch in seinem dunkeln Drange des rechten Wegs sich wohl bewußt gewesen sei. Im Uebrigen wollen wir den alten Barbarossa ruhen lassen! Mag sich nun auch erprobt haben, daß seine Gebeine, falls sie überhaupt noch zu finden sind, nur in Tyrus gefunden werden können, — ich denke doch nicht, daß ihretwegen eine zweite Expedition ausgerüstet wird.

Scheffer-Boichorst.

## Pariser Plaudereien.

Ende October.

Bäder und Landhäuser sind vereinsamt und verlassen und die Pariser Welt ist theilweise wieder daheim. Für die junge Aristokratie, besonders für die jungen Mädchen beginnt jetzt die Zeit der einfachen Tanzvergnügen, petites sauteries auf dem Lande, denn der beau monde, aus den Seebädern zurückgekehrt, weilt nur vorübergehend in Paris und residirt auf seinen Schlössern in der Provinz, um später den Jagden beizuwohnen. In der Stadt aber auf den Boulevards und den Promenaden erkennt man hier und da Gesichter, denen man vor einigen Wochen noch den lieben langen Tag am Strande in Trouville begegnete und die trotz der Majestät des Meeres und der schönen sie umgebenden Natur so traurig und gelangweilt dreinschauten, als wären sie nach einer Strafcolonie verbannt! Das echte Pariser Kind kann bekanntlich ohne sein Paris nicht leben und möchte am liebsten, wenn die Sommerhize es zwingt auszuwandern, seine vielgeliebte Stadt mit sich nehmen. Theilweise thut er das wirklich, denn Bäcker, Metzger, Schuhmacher, Schneider, Haarkünstler, Tanzmeister und Zahnärzte, alle begleiten ihn auf seinen Wanderungen und bilden sein Gefolge, das ihm unentbehrlich geworden

1) Er berichtet auch nicht, daß Origines in Tyrus begraben ist, während doch dessen Grabmal die Aufmerksamkeit Aller, die in Tyrus waren, auf sich gezogen hat.

ist. Ein Pariser vier Wochen im Seebad ohne Pariser Brot, ohne Pariser Schuhe, Kleider und Pomaden leben! — das hieße an seine Opferwilligkeit Anforderungen stellen, denen er nicht gewachsen ist! Wie froh und vergnügt ist er deshalb auch, wenn er heimgekehrt, sich keinerlei Entbehrungen mehr aufzuerlegen hat und alle seine Bedürfnisse wieder die gewohnte Befriedigung finden! So verwöhnt und blasirt unser Weltkind auch sein mag, in den ersten Wochen nach seiner Heimkehr ist er bescheiden und anspruchslos; Alles gefällt ihm in seinem Eden.

Keiner versteht diese Anspruchslosigkeit des heimkehrenden Weltmenschen aber besser auszunutzen als die Theaterdirectoren; sie finden ihn in den ersten Wochen mit aufgewärmter Küche oder mit Novitäten ab, die sie ihm schon nach kurzer Zeit nicht mehr bieten können und lachen sich ins Häustchen, wenn sie sich so mit geringem Mühe- und Kostenaufwand ihre Taschen füllen können. Wie gesagt, die Regsamkeit im Theaterleben ist nicht übergroß und die meisten Bühnen nähren sich von den Cassenstücken der letzten Saison. Die große Oper befindet sich im Besitze einiger neuer Partituren und die Costümzeichner und Decorationsmaler haben für „Aida“, welche im Februar zur Aufführung kommen wird, Ordre erhalten. Gounod hat inzwischen sein „Tribut de Zamora“ wieder zurückgezogen, da er wesentliche Aenderungen vorzunehmen gedenkt, demzufolge die Novität wohl auf nächsten Herbst verschoben werden muß. Während dessen hat man „Françoise de Rimini“ und „Graf Dry“ in Aussicht genommen. Was den Besuch anbelangt, so hat sich die Direction keineswegs zu beklagen, denn gleichviel ob „Afritanerin“ oder „Jüdin“, „Hugenotten“, „Freischütz“ oder „Stumme“ angekündigt sind, Dank der Unzahl von Fremden, das Haus ist immer besetzt, und jeder Abend bringt seine 18—20,000 Francs. Das Theatre français lebt ebenfalls von seinem Stammrepertoire; hauptsächlich macht „die Fremde“ und „Hernani“ mit der vielgenannten Sarah ein ausverkauftes Haus. Die komische Oper, die nach längerer Pause vor kurzem wieder gänzlich renovirt eröffnet worden, ist augenblicklich der Liebling des Pariser Publicums. Der Saal ist wunderhübsch decorirt und luxuriös ausgestattet. Der „Zweikampf“, „Mignon“ und die „Krondiamanten“ kommen abwechselnd zu mustergültiger Aufführung und verdienen mit Recht den Beifall des Publicums. Nicht gleiches läßt sich vom Gymnase und Vaudevilletheater sagen, die vormals als Musterbühnen des feinen Lustspiels und des Conversationsstückes galten, und die jetzt immer mehr zum Tummelplatz der Zweideutigkeiten werden. Würden Stücke wie: „Jonathan“, „Colotte“ und „Der kleine Abbé“ nicht von ganz ausgezeichnet geschulten Künstlern gegeben, wahrlich jene Alcovenstücke würden anderswo hingehören als auf die Bühne. Das Erstere behandelt die Geheimnisse einer Brautnacht, während Colotte das Treiben einer Cameliendame und der kleine

Abbé die Regungen eines jungen Menschen schildert, der in das Schlafzimmer einer Tänzerin gerathen ist. Im Gymnase wird „Phryne“ — der Name sagt genug — vorbereitet, doch weder die allbekannte Alice Regnault noch die Lesage wollen die heikle Partie übernehmen. Jetzt sucht die Direction eine andere Schönheit, die des Dialogs einigermaßen Herr, „et qui remplisse surtout les conditions voulues pour attirer les lorgnettes des amateurs!“

Ueber die „schwarze Venus“ im Chatelet läßt sich gleichfalls nichts anderes sagen, als daß es ein fürs Auge arrangirtes geistreiches Ausstattungsstück ist. Statt des sonst beliebten abscheulichen Reclamevorhanges, auf denen neben Ärzten, Bahnkünstlern, Apothekern und Hebammen, Couponschneider, Wursthändler, sowie Industrielle aller Art prangten, hat man eine Kolossalkarte von Afrika, mit der roth bezeichneten Route nach den Nilquellen vor Augen. Eine Decoration stellt die afrikanische Wüste im Augenblick des Sonnenaufganges dar; Gazellen und Giraffen beleben die schöne Gegend. Den Gipfelpunct der Effecte bildet eine Karavane mit Kamelen, Büffeln, Maulthieren, Ziegen, Hunden, die aus sechshundert Personen aller Art: Kaufleuten, Musikern, Sklaven etc. besteht, und am Schluß des letzten Actes ein Kampf der Europäer mit den Amazonen der blauen Berge. Nun Herr Hahn wird ja das Gericht auch für Deutschland zurecht machen, denn den Berliner Kindern darf doch ein solcher Genuß nicht vorbehalten bleiben. Im Théâtre National ist „les Mirabeau“ in Vorbereitung, im Bouffes: „Panurgo“, im Renaissance: „Le Petit Duc“, in Folies dramatiques: „Paques fleuris“, „Droit de Seigneur“, während im Ambigue der treffliche Assommoir längst schon seine dreihundertste Aufführung erlebt hat.

Auf literarischem Felde sind Daudets „König im Exil“ und Zola's „Nana“ zu erwähnen. Ueberall, wo man vor kurzem hinsah, begegnete das Auge jenen vier Buchstaben N-a-n-a; an den Häuserecken roth gemalt, an den Kiosken auf blauem Glase, auf den Reclamewagen, wie auf den Rücken der Anzeigemänner, selbst in den Tabaksläden, wenn sich der Raucher die Cigarre oder Pfeife am Gasschlauch anzündet, grinsen ihm immer noch die ominösen Worte: „Lisez Nana dans le Voltaire“ entgegen. Und wer ist Nana? Nun, den Lesern des Zolaschen Assommoir ist sie nicht unbekannt. Es ist die Tochter jener Gervaise, welche auf den Vorstadtbällen zu tanzen anfang und bewies, daß sie auf dem Wege des Lasters sich sicher in die eleganten Stadttheile und in die elegante Welt hinein finden werde. Zola hat aus ihr die Heldin seines neuesten Werkes gemacht; Nana ist die Fortsetzung des Assommoir. Sie verläßt die Vorstadt, debütirt in dem Varietés und anderen Theatern, ohne jedoch Talent oder Stimme zu haben, dagegen ist sie hübsch, pikant, und läßt sich durch nichts außer Fassung bringen. Zola hat diesmal die düstere Atmosphäre der alkoholduftenden Branntweintneipe verlassen; an



die Stelle der armen Arbeiterbevölkerung ist die jeunesse dorée, sind jene verdorbenen Mütterföhnchen, sowie einige verkommene alte Knaben getreten, wie solche leider in allen Weltstädten und gesellschaftlichen Centralpuncten gefunden werden. Mana tritt hier als eine Art Nemesis auf und dient den traurigen Patronen, die von ihren Reizen angezogen werden, als entsprechende Geißel. Zola nennt seinen Roman „Roman experimental“ und citirt in einem so betitelten Artikel, der ebenfalls im „Voltaire“ erschienen, unausgesetzt Claude Bernard, den er seinen Vorgänger und Lehrer nennt. Wie der Physiologe mit dem Körper der lebenden Wesen experimentirt, so der Romanschriftsteller mit ihrer Seele und den dieser innewohnenden Leidenschaften! heißt es da, und ein Wikbold meinte gestern: „Nun, wenn Zola seine Mana so zurechtet, wie Claude Bernard seine Hunde und Kaninchen, so können wir uns noch auf schöne Dinge gefaßt machen.“

Nächst Zola machte Adolina Patti wieder einmal von sich reden. Das Wiedersehen im schönen Trocadero-Saale war für die Diva ein um so schöneres, als die zu Gunsten des Taylorschen Pensionsfonds arrangirte Matinée vortrefflich unterstützt wurde, so wie dadurch, daß Sarah Bernhardt im letzten Augenblick absagen ließ, woraus der berühmten Sängerin die Gelegenheit erwuchs, unter glänzender Entfaltung ihrer reichen Mittel, neben der Arie aus „Semiramis“ von Rossini und der aus „Ernani“ von Verdi noch die prächtige Romanze: „Si vous n'avez rien à me dire“ zu singen. Daß der Saal überfüllt war und einige 60,000 Francs das Resultat, versteht sich von selbst.

## Ein Streifzug durch das Gebiet der historischen Sagen.

Während sonst alle Verzierungen der Mode unterworfen sind, erfreuen sich jene Spitzen und Stickereien, womit der Jugend und dem gewöhnlichen Leser zu Lieb das erste Gewand der Geschichte besetzt wird, trotz aller Widerlegungen einer fast unsterblichen Lebensdauer. Wir wollen im Nachfolgenden eine kurze Musterung über die hierher gehörigen Erfindungen halten, und diejenigen Geschichten, deren Falschheit noch nicht allgemein bekannt ist, näher würdigen. Wilhelm Tell hat niemals existirt; der wackere Schweppermann hat die Schlacht von Mühlthorf wahrscheinlich gar nicht mitgefochten und also auch nicht das berühmte zweite Ei von Ludwig dem Baiern bekommen. Winkelrieds Heldentod ist angezweifelt, da kein Zeitgenosse etwas davon weiß; die dreihundert Pforzheimer aus der Schlacht von Wimpfen (1622), das Wort Galilei's: eppur' si muove und der bayerische acht Fuß lange Nationalheld im Volkskriege gegen Oesterreich nach der Schlacht bei Höchstädt

(1704) sind Erfindungen späterer Zeit. Kosciuszko hat schon am 30. October 1803 in einem aus Paris an den Grafen Ségur gerichteten Briefe (wieder abgedruckt im Magazin für Literatur des Auslandes 1877, Nr. 30, S. 462) erklärt, das Wort: Finis Poloniae! niemals gesprochen zu haben. Eine „Eiserne Maske“ hat es nie gegeben, wohl aber einen Staatsgefangenen, der, wenn er aus einem Kerker in den anderen transportirt wurde, eine Sammetmaske aufsetzen mußte, um von den ihm Begegnenden nicht erkannt zu werden. Die erste Erwähnung eines maskirten Gefangenen findet man in einem Buche, welches 1730 und 1746 in Holland erschien und gewöhnlich dem Herzog von Nivernois zugeschrieben wird, der darin nach damaliger Mode unter dem Schein persischer Hofgeschichten französische erzählte (*Mémoires secrets pour servir à l'histoire de Perse*). Der Kern seiner Erzählung ist: der Graf von Vermandois habe dem Dauphin, seinem sechs Jahre älteren Halbbruder, öffentlich eine Ohrfeige gegeben, und der Vater, Ludwig XIV., die Gerechtigkeit und das Staatswohl nicht besser zu versöhnen gewußt, als den Schuldigen, unter dem Schein seines Todes und der Anstellung eines feierlichen Leichenbegängnisses, zu lebenslänglicher Gefangenschaft (zuerst auf der Insel St. Marguërite bei Cannes, dann in der Bastille) zu begnadigen. „Man gebrauchte die Vorsicht, den Prinzen eine Maske tragen zu lassen, wenn er wegen Krankheit oder aus sonst einer Ursache genöthigt war, sich vor Jemand sehen zu lassen.“ Hier ist also der Stoff der Maske nicht bezeichnet und ihr Tragen wohl motivirt, wenn gleich von den zahlreichen Geschichts- und Memoirenschreibern jener Tage keiner etwas von der angeblichen Ohrfeige weiß. Auch ging die ganze Erzählung ziemlich spurlos vorüber, bis Voltaire ihr die dem großen Publicum schmachhafte Zurichtung zu geben wußte. Aus eigenen Mitteln machte er die Maske zu einer eisernen und fügte am Ende die mysteriöse Andeutung eines wichtigen Staatsgeheimnisses hinzu; er schmückte die Geschichte mit den seiner Phantasie entnommenen Einzelheiten zu der Gestalt aus, wie wir sie heutzutage noch lesen (*Siècle de Louis XIV.*, cap. 25). Der actenmäßige Kern der Geschichte ist, daß 1698 der neue Commandant der Bastille, Herr von St. Mars, den Gefangenen mit sich brachte, „welchen er schon in Pignerol und St. Marguërite gehabt, dessen Namen man nicht sagt, und der mit einer sammetnen Maske sein Gesicht bedeckt hält,“ und daß dieser Gefangene im November 1703 starb. Da höchst wahrscheinlich der räthselhafte Gefangene identisch war mit dem Grafen Matthioli, dem Minister des Herzogs von Mantua, welcher scheinbar mit den Franzosen sich auf Unterhandlungen wegen Uebergabe der wichtigen Festung Casale im Montferrat eingelassen, dann diese Unterhandlungen an die Feinde Frankreichs verrathen hatte, darauf 1679 auf französisches Gebiet gelockt und verhaftet, nacheinander in Pignerol, seit 1681 in

Exiles, seit 1687 in St. Margu rite und seit 1698 auf der Bastille eingekerkert worden war, so ist nichts natürlicher, als daß man bei dem Transport und bei anderen Gelegenheiten, wenn der Gefangene seinen Kerker verließ, ihm eine Maske vorband, um eine so grobe Verletzung des Völkerrechts zu verheimlichen. Es waren ja auch Veranstellungen getroffen, damit der messelesende Priester sein Gesicht nicht sehe; kein Diener durfte zu ihm kommen und immer ein und derselbe Offizier, in dessen Verhinderung Herr de St. Mars selbst, mußte ihm das Essen bringen.

Ueber das Ei des Columbus bemerkt Alexander von Humboldt (*Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt*, übersetzt von J. L. Zedler. Berlin 1836. II. 394): Girolamo Benzoni aus Mailand, welcher 1541 bis 1556 in Indien verweilte, erzählt das Märchen von dem Ei, welches man aufrecht gestellt wissen wollte. Theodor de Bry (1528 bis 1598) hat das Verdienst, die Scene dramatischer gemacht zu haben, indem er sie an die Tafel des Cardinal Mendoza verlegte. Als Uebersetzer des Benzoni fand er die Geschichte in der *Historia del mondo nuovo*, Venet. 1565, lib. I, cap. V: „Signor Christofano Colombo dando una battuta su la tavola fermé l'uovo, strisciando cos  un poco della punta.“ Unglücklicherweise ist an der ganzen Geschichte nichts Wahres; kein spanischer Schriftsteller gedenkt ihrer, und man muß sie in gleiche Linie stellen mit dem Pantoffel des Empedokles, gewissen Insecten des sterbenden Pherekydes und dem Apfel des Newton. Th. de Bry gefiel sich ganz besonders darin, die Bilder, mit welchen er die von ihm herausgegebenen Werke illustrierte, zu vermehren und auszuschn cken. Er selbst gesteht, einen Plan von Sevilla ex ingenio mitgetheilt zu haben, da dem Kupferstecher kein wirklicher Plan zur Hand gewesen sei. Sein Bankett bei dem großen Cardinal mit der Scene, in welcher das Ei eine Rolle spielt, und sein „wahrhaftiges Bildniß des Chr. Colombo“ sind ebenso Erzeugnisse seiner Einbildungskraft, wie sein Plan von Sevilla.

Voltaire (*essai sur les moeurs*, chap. 144) hat schon bemerkt, daß die Anekdote wenigstens ein halbes Jahrhundert älter ist, als die Entdeckung von Amerika. Bei Gelegenheit eines Streites über die Kühnheit, welche sich in der Construction des Domes zu Florenz ausspricht, soll Brunelleschi (gestorben 1444) das Ei aufrecht hingestellt haben, ohne Zweifel mit Anspielung auf das wunderbare Gewölbe, welches bei Erbauung der Kuppel der Peterskirche in Rom zum Vorbild diente.

In der Literatur des deutsch-französischen Krieges von 1870 ist wegen der Nähe des Lagers von Ch lons das „Lager des Attila“ (Canton Suipe, Arrondissement Ch lons, Département de la Marne) vielfach genannt und als echt angenommen worden. Es ist ein Erdwerk von colossalen Dimensionen,

denn es umfaßt einen Flächenraum von fast dreißig Hektaren und besteht in einem fast kreisrunden Wall, der von einem achtzig Fuß breiten und zwanzig Fuß tiefen Graben umgeben ist, und vor welchem, wie aus Resten zu erkennen ist, noch ein Borwall lag. Ausgrabungen haben römische und vielleicht keltische Münzen und sehr geringe Mengen von Knochen ergeben. Man weiß aus den dürftigen Nachrichten der gleichzeitigen Schriftsteller nicht einmal genau anzugeben, wo die Hunnenschlacht von 451 geliefert worden ist, aber das geht daraus hervor, daß Attila weder Zeit, noch daß es für ihn einen Zweck gehabt hätte, ein so colossales Erdwerk anzulegen. Auch ist diese Idee Niemand gekommen, bevor im siebzehnten Jahrhundert ein Geistlicher diesen Wall, der wahrscheinlich gleich anderen Ringwällen von den Bewohnern der Umgegend zum Schutze ihrer Familien und Heerden errichtet war, zu Gunsten von la Cheppe als Lager des Attila bezeichnete, um dem Baron von Buffy, in dessen Gebiet das bis dahin „Camp de la Cheppe“ genannte Werk lag, eine Artigkeit zu erweisen.

Wer kennt nicht den zweibeweibten Grafen von Gleichen, dessen Geschichte zwar durch Musäus allgemein bekannt, aber zugleich in heillose Verwirrung gebracht worden ist? Herr von Tettau hat in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Erfurt“ die Geschichte des Grafen von Gleichen aufgeheilt. Dessen Denkmal zwischen zwei Frauen befindet sich bekanntlich in der Marienkirche zu Erfurt, wohin es von seiner ursprünglichen Stätte: dem Peterskloster, gebracht wurde. Herr von Tettau weist nach, daß auf dem Grabmal nicht die Türkin und die Christin, sondern die beiden christlichen Frauen des Grafen Sigmund von Gleichen: Agnes von Quersfurt, gestorben 1464, und Katharina von Schwarzburg neben ihm abgebildet sind. Zuerst ist die Sage der christlich-türkischen Doppellehe von Johannes Manlius, einem Schüler und Landsmann von Melanchthon, in seinem 1562 erschienenen Buche: „Locorum communium collectanea“ mitgetheilt, und, wenn nicht etwa der seltsame Kopfsputz einer der Frauen auf dem Denkmal die ganze Sage veranlaßt hat, so kann dieselbe sich nur auf den Grafen Sigmund (1421 bis 1494) beziehen. Es handelt sich aber dann selbstverständlich nicht von einem Kreuzzug, wie Matthias Dresser in seiner Rhetorica (1585) zuerst und nach ihm Musäus berichtet, sondern von einem Türkentrieg, wie denn in der ältesten Quelle die Frau als Türkin bezeichnet wird. In den Jahren 1459 bis 1461 war der Türkentrieg neu entbrannt, und aus dieser Zeit fehlen uns über den Grafen, dessen Name sonst häufig in Urkunden vorkommt, alle Angaben.

Nach Föcher war Johann Manlius (Mennel) aus Freiburg im Breisgau gebürtig und starb 1590. Die Geschichte des Grafen von Gleichen gehört zum Sextum praeceptum der Locorum communium collectanea und

steht Seite 312. Der Eingang: „Ein gewisser Graf von Gleichen, zu Erfurt sehr bekannt“ (multis Erphordiae notus) macht ganz den Eindruck, als habe Menzel die Geschichte aus noch lebender Ueberlieferung erfahren. Diese Beispielsammlung ist, dem Titel zufolge, theilweise aus Melanchthons Vorlesungen, theilweise aus den Berichten anderer gelehrter Männer geschöpft, so daß der Ursprung dieser Geschichte auch in eine Zeit zurückreichen könnte, welche der Tradition noch näher stand, wenn nicht, wie erwähnt, die ganze Sage aus dem Kopfsputz der einen Frauenfigur, welchen Menzel eine marmorne Krone (marmorea corona) nennt, hervorgegangen ist. Gottfried Kinkel hat bekanntlich in seinen kleinen Schriften eine ganze Reihe von Sagen gesammelt, welche lediglich als Deutungen auffallender Bildwerke zu betrachten sind.

Wilhelm Stricker.

### Vom preussischen Landtag.

Die Spannung, mit welcher man seit dem Ausfall der Landtagswahlen den parlamentarischen Vorgängen entgegengesehen hatte, ist in den ersten Wochen der Session wenig befriedigt worden. Das Herrenhaus hat die in seinen Räumen tagende Generalsynode zum Anlaß genommen, um gleich nach seiner Constituirung in die Ferien zu gehen; das Abgeordnetenhaus hat von wichtigeren Arbeiten nur die erste Berathung des Staatshaushaltsetats hinter sich gebracht, — wenn anders die Art von Discussion, welche der fortschrittliche Abgeordnete Richter mit seiner üblichen „großen Finanzrede“ angeschlossen, noch „Arbeit“ genannt werden kann. Ein etwas boshafter Zufall führte uns genau in der Stunde, als die Berliner Abendblätter diese parlamentarische Leistung brachten, ein eben erschienenenes Bändchen „Gesammelte Reden von Franz Ziegler“ in die Hand, und das letzte Stück der Sammlung, eine Ansprache, welche der etwas excentrische aber geistreiche Mann bei einem Festmahle seiner Parteigenossen zu Ehren seines siebenzigsten Geburtstages am 4. Februar 1873 hielt, weckte eine halb wehmüthige, halb heitere Erinnerung. Der Veteran der Partei hielt über deren jungen Nachwuchs eine launige Heerschau: als er bei Eugen Richter anlangte, „der mit Zahlen spielt wie ein japanesischer Jongleur, wobei es vorkommen kann, daß aus Versehen eine Kugel einem Gegner an den Kopf oder auf den Ministertisch fliegt“, gingen die Blicke der Uneingeweihten vergeblich suchend durch den Saal: das Opfer des beißenden Sarkasmus hatte es aus besonderer Sympathie für den Gefeierten vorgezogen, dem Feste nicht beizuwohnen. Seitdem sind die Jongleurkünste, die im Jahre 1873 noch einigen Reiz der Neuheit hatten, stark vernutzt, man weiß, daß die Kugeln, wenn sie anscheinend treffen, nur um so

schneller als Seifenblasen zerplagen, und nur der ganz einzige Mangel an guter Lebensart, den der Redner bei diesen Gelegenheiten nach allen Seiten entfaltet, erzwingt ihm noch die Aufmerksamkeit, da Niemand sicher sein kann, ob er nicht das ahnungslose Opfer dieser Kampfweise werde.

In jener Zeit hatte Herr Richter ein nicht undankbares Ziel daran, die glänzenden Bilder, mit welchen der Finanzminister Camphausen mit vollwichtigstem Nachdruck der Stimme bei jeder Ueberschußmillion seinen Etat einführte, schonungslos zu zerpfücken. Freilich geschah dies durchaus nicht in dem Sinne, in welchem die Finanzpolitik dieses Staatsmannes verständigen, wenn auch nicht „sachverständigen“ Beobachtern von Jahr zu Jahr unheimlicher wurde. Vielmehr war ihm dieselbe nur noch nicht verkehrt genug, und je mehr es ihm gelang, sie in seine Richtung hineinzutreiben, während die unter ihnen bestehende volkswirthschaftliche Glaubensgemeinschaft immer drängenderer Anfechtung ausgesetzt war, desto friedlicher — und dürftiger wurde der eigentlich finanzielle Theil der Richterschen „Finanzrede“, bis zuletzt Herr Camphausen fast mit Thränen der Rührung in den Augen für die wohlwollende Aufnahme seines Etats Dank abzustatten hatte. Von da an verlor die erste Statsberathung alles Interesse, bis eines Tages Herr Camphausen genöthigt war, statt der Ueberschüsse eine Anleihe zur Deckung von sogenannten außerordentlichen Ausgaben — es handelte sich meist um Bauten für reine Verwaltungszwecke — anzukündigen; er hat dann das Statsjahr nicht mehr erlebt, für welches er diese Vorsorge getroffen, und die Erbschaft neuen Spießruthenlaufens, als die Anleihen sich Jahr um Jahr wiederholten, seinen Nachfolgern überlassen. Binnen weniger als zwei Jahren haben deren nun zwei an dieser Stelle gestanden, und so verschieden beide von ihrem Vorgänger, so verschieden sind sie unter sich. Herr Hobrecht, fein, klar, durchdringenden Verstandes, und dazu von einer gegen sich selbst fast noch mehr als nach außen hin peinlichen Ehrlichkeit, hat als Sprecher keinen Eindruck machen können, weniger noch wegen des unzureichenden Organes als weil es ihm an der aufdringlichen Selbstzuversicht fehlte, die durch Ueberumpelung sich den in parlamentarischen Dingen entscheidenden ersten Augenblick zu sichern weiß, unbekümmert darum, ob hinterher ein vereinzelter Zudringlicher die Blätter des stenographischen Berichtes etwas langsamer durch seine Finger gleiten läßt. Was kann es heute Herrn Hobrecht frommen, daß seine vorjährige Einführungsrede in den dreißig Jahrgängen des preussischen Parlamentarismus an schlichter und übersichtlicher, und vor allem an offener und ungeschminkter Darlegung ihres Gleichen sucht? daß sie nach einer langen Zeit der immer geschraubteren Selbsttäuschung den Ernst der Lage mit voller Wahrhaftigkeit, aber ohne alle Uebertreibung, zeichnete? Sie ist vergessen, wie die Situation des letzten Jahres vergessen ist, so daß jeder

japanesische Jongleur nach Belieben auf der weißen Fläche seine Kugeln oder Seifenblasen kann spielen lassen.

Herr Bitter ist offenbar von anderem Metall, und er scheint die glückliche Gabe zu besitzen, in den ästhetischen Regionen, in welchen der bessere Theil seines Ich zu Hause ist, alle übelangebrachte Zaghaftigkeit und Empfindlichkeit zurücklassen zu können, wenn er in die rauhe Felskluft der parlamentarischen Arena hinabsteigt. Er hat es für seine erste Pflicht gehalten, über die fast noch krankhafter als vor dem Jahre abgezehrte Gestalt des Staatshaushalts ein wohlgeglättetes Gewand zu werfen, und dazu stehen ihm als wohlgefatteltem Schriftsteller die gerundeten Wendungen in aller Fülle zu Gebot. Er schreckt vor keiner herzhafsten Trivialität zurück, wenn es gilt, von einer trockenen Notiz zur anderen den Sprung zu machen, und man wird es ihm nicht allzu leicht anmerken, wenn seine Blätter durcheinander gerathen sein sollten. Er weiß der Regenseite des Geschicks immer noch eine verbindliche Miene abzugewinnen und auf seine Perspektiven die schönsten Lichteffecte fallen zu lassen. In alledem kann ihn ein fleckenloses Gewissen erheben, daß er an dem Deficit genau so wenig Schuld hat, als sein unmittelbarer Vorgänger; nur über eins ist er bescheiden die Auskunft schuldig geblieben — warum er eigentlich an dessen Stelle steht.

Als zweiter der neuen Minister ist Herr von Puttkamer durch Richtersches Knüttelschwingen in die Arena gerufen worden. Seltsamerweise hatte er die heitere Selbstgefälligkeit, die ihn bisher auf allen Tischreisen begleitet, an der Schwelle des Parlamentssaales zurückgelassen, und wies mit überraschender Bescheidenheit die sachlichen Angriffe des Gegners fast gründlicher als nöthig war zurück, ohne auf dessen Stachelworte zu reagiren. Sollte es wirklich an dem sein, daß der Cultusminister das Gleichgewicht seiner Stellung seit der etwas schwindelnden Essener Luftfahrt in die hohe Politik noch nicht wiedergefunden hat? Wie dem sei, wir können diese Haltung nur mit aufrichtiger Genugthuung begrüßen und wünschen, es möge das officiöse niederschlagende Mittel, welches ihm bei der Rückkehr nach Berlin eingeflüßt wurde, seine Wirkung nicht mit diesem ersten parlamentarischen Tage erschöpft haben!

x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Vom Landtag. Die Parteien. — Seit dem 29. September ist unser Landtag wieder beisammen, ohne daß man bis jetzt sonderlich bedeutende politische Evolutionen desselben zu verzeichnen hätte. Die in zwei scharfen Kammeritzungen am 16. und 17. October genehmigte Malzsteuererhöhung hat zahlreiche Standes- und Localinteressen aufgewirbelt; das

Parteiwesen der Kammer wurde durch sie nicht wesentlich beeinflusst. Die Bräuer und das betroffene Publicum hofften auf unsere Herren- oder Reichsrathskammer: eine sehr durchsichtig hinfällige Hoffnung; denn so schwer sich gerade eine Pairskammer zur Vertheuerung nothwendiger Lebensmittel entschließt, so ist zur Deckung unseres Staatsdeficits ein anderes Mittel nirgend sichtbar. Die demokratischen Adulationen vor unseren mediatisirten Grafen und altbayerischen Landadeligen haben auch richtig wenig versangen, die Reichsrathskammer genehmigte am 29. October mit allen gegen zwölf Stimmen die Malzsteuererhöhung. In der zweiten Kammer stimmte von der liberalen Seite nur der äußerste linke oder Nürnberger Flügel mit zwei versprengten Rheinpfälzern gegen diese Steuererhöhung; die Clericalen waren etwa zu gleichen Theilen gespalten; die kleine extreme Fraction Mittler-Schels stimmte geschlossen gegen die Biersteuererhöhung und fand von den circa siebenzig Mitgliedern der Fraction Jörg einen Zuwachs von einigen Duzenden von Stimmen. Die ohrenzerreißenden Auseinandersetzungen innerhalb der Clericalen Partei haben natürlich sofort wieder begonnen; man droht mit Mißtrauensvotum der Wähler, gegen welche die Gewählten jener Seite indeß bisher eine ziemlich unempfindliche Haut bewiesen haben. Genügt hat die Clericale Partei sich durch jenes Votum bei ihren Wählern jedenfalls nicht; der Fehler der Partei bei den Wahlkämpfen und Siegen von 1869 und 1875 war überhaupt in erster Linie der, daß sie den Wählern Dinge versprach, die sie ihnen durch keine Macht der Erde und durch keinen denkbar möglichen praktischen Erfolg hätte verschaffen können. Ein weiterer Fehler der Partei besteht darin, daß sie bei dem leisesten Einlenken des Ministeriums in Kirchen- und Schulangelegenheiten oder gar in persönlichen Beförderungsfragen gegenüber juridischen Mitgliedern ihres Kammerclubs sofort die Opposition fahren läßt und ministerieller wird als das Ministerium selber oder die liberale Partei. Die Clericale Wählerschaft muß sich nothwendig und unvermeidlich für dupirt halten, wenn sie die Unterzeichner der himmelstürmenden Wahlaufrufe und Mißtrauensvota von 1869/70 resp. 1875 von so winzigen Concessionen so überbefriedigt sieht.

Speciell in der Frage der einen Münchener Simultanschule unter deren fünf hat unser Cultusminister Herr von Luz nur einen ganz nothwendigen Gerechtigkeits- und Billigkeitsinn gegen die Bevölkerung des katholischsten Viertels unserer Stadt bewiesen und verdient deshalb ebensowenig die Clericalen Lobeserhebungen wie die Angriffe des vorgeschrittenen Liberalismus. Die hiesige städtische Simultanschulenfrage ist überhaupt eigenthümlich verwickelt, der Sinn confessioneller Duldung im bürgerlichen Leben auch bei den strengsten Katholiken hier durchweg sehr ausgebildet. Leider hat jene Frage der confessionstosen Schulen eine unangenehme Beeinflussung durch das hier ziem-



lich stark vertretene israelitische Bevölkerungselement erfahren, dem zu Liebe man in mehreren Simultanschulen jedes christliche Emblem verbot und damit auch in den nicht positiv kirchlichen Kreisen der hiesigen christlichen Bevölkerung beider Confessionen sehr böses Blut machte. Der Liberalismus der bayerischen Landeshauptstadt hat, wie man weiß, durch die Reichstagsstichwahl des 8. August 1878 und durch die derselben gefolgte Gemeindevahl vom 20. October desselben Jahres zwei sehr empfindliche Niederlagen erlitten. Bei der ersteren fiel bekanntlich kein Geringerer als der Freiherr von Stauffenberg der geänderten Strömung zum Opfer, und die nationalliberale Partei des Reiches verlor damit ihren seit 1871 stets behaupteten vorletzten Wahlsitz in Baiern südlich der Donau; der letzte von ihr noch behauptete ist der südlichst gelegene des ganzen Reiches, das von Dr. Völk vertretene Allgäu. Jene Münchener Reichstagswahl, so gut wie die spätere Gemeindevahl, hatte sich mit ihren Umschlägen aus localen Verstimmungen entwickelt. Die bisher am Stadtruder befindliche Partei hatte nicht nur wie jede seit langem herrschende Richtung sich allmählich abgenutzt und zahlreiche Feindschaften geschaffen, sie provocirte auch durch das unverständige Vordrängen des israelitischen Elementes, durch radicales Manchesterthum wie durch einige ebenso unbeliebte wie hartnäckig festgehaltene Persönlichkeiten in der städtischen Verwaltung, jenen Umschwung der Volksstimmung direct. Bei dem Wahlkampfe des Freiherrn von Stauffenberg kam noch nicht so sehr seine persönliche Stellung auf dem linken Flügel der nationalliberalen Partei wie die ihm fälschlich imputirte Beeinflussung durch die Ansichten seines Freundes Lasker mit entscheidend in Betracht. Die Hauptursache jener durch ganz Deutschland widergehallten Reichstagswahlniederlage aber lag in den unerquicklich gewordenen städtischen Verhältnissen. Die Kammerneuwahlen von 1881 treffen mit denjenigen zum Reichstag zusammen. Für die Wiedergewinnung des Reichstagsmandats durch die nationalliberale Partei bestehen leider sehr geringe Aussichten; die fünf liberalen Kammermandate oder bei einer geeigneten Wahlkreiseintheilung noch ein sechstes oder siebentes werden sich bei vorsichtiger Candidatenauswahl indeß vermuthlich, wenn auch nach scharfem Kampfe, behaupten lassen. Die größte Sorgfalt in dieser Beziehung ist freilich nothwendig; man wird alle Nuancen des hiesigen Nichtklerikalismus von dem Liberalconservatismus bis zu der Fortschrittspartei nach Berliner und Nürnberger Muster mit dem in ihr stark vertretenen israelitischen Element mit berücksichtigen und zufriedenstellen müssen, wenn die Behauptung Münchens für den bayerischen Kammerliberalismus gelingen soll. Es handelt sich dabei um mehr als um einige Abgeordnetenitze in der Kammer. Nach dem klericalen Reichstagswahlsieg in der bayerischen Landeshauptstadt wäre ein abermaliger Erfolg der genannten Partei bei den Kammerwahlen für die innere bayerische Politik doch sehr be-

denklich. Im Uebrigen ist die künftige Gleichzeitigkeit jener Reichstags- und Kammerwahlen für Baiern eben so zu beklagen wie sie es im Herbst 1876 und Frühjahr 1877 für Preußen gewesen ist. Namentlich die sehr wohl angezeigte und dabei sehr leichte Auseinandersetzung des bayerischen National-liberalismus mit der rein nach den bekannten Berliner Thorheitsconcepten arbeitenden fränkischen oder Nürnberger Fortschrittspartei bei den Reichstagswahlen wird durch jene gleichzeitigen Kammerwahlen entschieden erschwert werden. Man kann den bayerischen Kammerliberalismus gerade bei der jetzigen Lage und Strömung wegen einiger Reichstagsmandate nicht gut sprengen wollen. Ohne diese Rücksicht wäre das bereits bei den letzten Wahlen mit Ausnahme der Enclave Nürnberg glücklich vollzogene vollständige Hinwegfegen des Reichstagsfortschritts vom bayerischen Boden bei den nächsten Reichstagswahlen einfach selbstverständlich.

Was die clericale Partei in Beziehung auf die Reichspolitik betrifft, so hat das Ergebnis der letzten Reichstagsession wie der kirchenpolitischen Friedens- oder vielmehr Waffenstillstandswendung auf dieses natürlich nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben können und zwar im Sinne einer weiteren Abmattung und Zerklüftung. Schon im Frühjahr 1879 bezeichneten die Westermayer und Jörg den zollpolitischen Schachzug des Fürsten Bismarck als ein Meisterwerk gerade mit Bezug auf die Spaltung und Lähmung des Centrums. Dr. Jörg selbst ist nach der Reichstagsauflösung von 1878 nicht wieder nach Berlin gegangen, sondern hat das 1874 dem Bürgermeister Fischer abgenommene Augsburger Reichstagsmandat seinem Vorgänger in Leitung des clericalen Kammerclubs, Rechtsanwalt Freitag, überlassen. Während der Zolldebatten war er mit der Haltung des Centrums und mit der finanziellen Selbständigkeitsmachung des Reiches natürlich aufs äußerste unzufrieden. Auch der Sieg des nominellen Centrumsvorsitzenden, des bayerischen Freiherrn von Frankenstein, mit seinem Antrag hatte ihm wenig imponirt und die „föderativen Garantien“ desselben nahm der Führer des bayerischen Particularismus offenbar ebensowenig ernsthaft, wie außer einigen düpirten Clericalen und schreihalsigen Radicalen irgend Jemand in Deutschland diesen Sieg des „föderalistischen Gedankens“ in Genugthuung oder Verdruß besonders tragisch genommen hat. Später allerdings ließ sich Dr. Jörg in seinen „Historisch-politischen Blättern“ zu dem Eingeständniß herbei, daß er als Mitglied der Reichstagsfraction des Centrums jene Dinge auch nicht zu ändern oder zu bessern vermocht haben würde. Das ohnehin tief erschütterte Ansehen des Reichstagscentrums bei der bayerischen clericalen Wählerschaft hat durch jene Wendung jedenfalls nicht gewonnen; Landtags- und Reichstagsersatzwahlen in der Oberpfalz haben darüber keine Illusion möglich gelassen. Namentlich gilt das für Altbaiern, dessen Clericalismus ohne eigentliche Reichsfeindschaft

stets eine sehr particularistische Färbung hatte. Der fränkische Clericalismus ist in geistlicher Beziehung ohne Frage einige Nuancen dunkler als der alt-baierische, und bei den Caplänen u. s. w. auch wohl extremer reichsoppositionell; dort streift sich die Bewegung vielfach mit der Volkspartei wie mit der Socialdemokratie. Zu einer haltbaren particularistischen Basis aber kann sie es dort nicht bringen. Das fränkische Stammesgefühl hat keine Rückenlehne an irgend einem bestehenden Staatskörper; baierischer Stammesparticularismus aber hat unbeschadet der Landesloyalität in Franken natürlich keinen Sinn. Der schwäbische Clericalismus ist einfach reichstreu und zum Theil sogar reichsfreundlich; er trägt gegenüber demjenigen von Altbaiern und Franken ungefähr die gleiche Nuance wie in Preußen der schlesische Clericalismus gegenüber dem rheinischen und westfälischen. Unter den verschiedenen Ursachen des Nichtgedeihens der baierischen Clericalen Kammerpartei und ihrer Politik kann auch diese Zerklüftung mit aufgeführt werden.

Gespannt sein darf man auf die nächste Entwicklung der Volkspartei in Baiern. Diese war vor Alters ziemlich mächtig und hat gerade in den jetzt von dem Clericalismus überschwemmten Gebieten, wie in Niederbaiern und im Bambergischen, früher stets einen gewissen Anhang besessen. Am günstigsten für sie liegen die Verhältnisse natürlich stets in der einzigen überwiegend protestantischen Großstadt des Landes, in Nürnberg mit der Nachbarstadt Fürth. Die letzten Reichstagswahlen in jenen beiden Bezirken zeigten sehr interessante Constellationen. In Nürnberg unterstützte die Volkspartei die Socialdemokratie gegen den von den Nationalliberalen, den Conservativen, ja den wenigen dortigen gemäßigten Clericalen unterstützten fortschrittlichen Candidaten; der letztere siegte mit sehr großer Anstrengung. Der Uebergang seines Mandats an einen geeignet ausgewählten Nationalliberalen würde ohne die vorerwähnte Rücksicht auf die Verhältnisse innerhalb des baierischen Kammerliberalismus bei der nächsten Reichstagswahl übrigens ganz unvermeidlich sein, und wird vielleicht trotzdem noch erfolgen. In dem Wahlkreise Fürth mit Erlangen und einigen kleinen mittelfränkischen Landstädten marschirte die Socialdemokratie für den volksparteilichen Candidaten Herrn Sonnemann aus Frankfurt a. M., beiläufig bemerkt einen geborenen Baiern aus der Nürnberger Gegend, auf; der nationalliberale Candidat, Professor Marquardsen, behauptete sich erst in der Stichwahl durch conservative Unterstützung mit einem allerdings dann durchschlagenden Erfolge. Die Bekämpfung der volksparteilichen Richtung wird dort bei den nächsten Wahlen um so dringender nothwendig werden, als jene Richtung durch die letzten Wendungen in Deutschland nicht wohl anders als gewinnen konnte. Die der Führer und der Presse beraubte socialdemokratische Bevölkerungselasse muß ihr zufallen, und auf der anderen Seite hat der Rückschlag gegen das nun Ein-

getretene manche Elemente vom linken Flügel des Fortschritts zur Volkspartei wieder hinüber geführt. Endlich die Fortschrittspartei und der ihr nächstverwandte linke Flügel der nationalliberalen Partei haben hier wie in Preußen am meisten Boden verloren. Sie wagen sich mit Reich und Staat weder zu schlagen noch zu vertragen und schmälern auf diese Weise den ihnen verbliebenen Rest von politischer Autorität nur immer noch mehr. Eine in diesem Augenblicke vorgenommene Reichstagswahl, vor welcher die Nation übrigens der Himmel in Gnaden behüten wolle, würde in den nicht clericalen Kreisen des Königreichs die allermerkwürdigsten Dinge und Symptome zum Vorschein kommen lassen.

Die definitive Wahlkreiseintheilung für die Kammerwahlen behufs künftiger Vermeidung der berühmten Wahlkreisgeometrie bildet einen Hauptgegenstand der um bayerische Dinge überhaupt eifrig bekümmerten „Frankfurter Zeitung“. Im Lande glaubt an ihre Realisirbarkeit kein Mensch. Mit der Ausarbeitung einer beiden Kammerparteien genehmen Eintheilung waren der auch im Reichstage bekannte clericalen Bezirksamtmanu Hauck und der Bürgermeister Fischer von Augsburg betraut; nach der Beförderung des ersteren zum Mitgliede des obersten bayerischen Verwaltungsgerichtshofes ist sein Kammeramt aber an den ebenfalls im Reichstage sitzenden clericalen Grafen Fugger übergegangen, und beide genannte Herren arbeiten zur Zeit fleißig in Wahlkreisgeometrie behufs künftiger definitiver Abstellung jener der Regierung ein ziemlich freies Spiel lassenden Praxis. Herauskommen kann bei jener Arbeit aber schwerlich viel. Die Gefahr, daß einmal ein clericales Ministerium mit Hülfe der jetzigen Befugnisse den bayerischen Kammerliberalismus auf ein Viertel der gesammten Kammer reduciren könnte, ist allerdings vorhanden; indeß wenn hier ein clericales Ministerium mit starker Niederhaltungstendenz gegen liberale und nationale Parteien einmal möglich geworden sein wird, dann werden noch einige ganz andere Dinge in Unruhe gerathen sein als einige bayerische Kammermandate. Weit dringlicher wäre eine übrigens natürlich zum Ressort der Reichsgesetzgebung gehörende definitive Feststellung der bayerischen Reichstagsitze. Dieselben sind seit den Zollparlamentswahlen des Frühjahrs 1868 die gleichen geblieben und liegen für den bayerischen Liberalismus im Ganzen so ungünstig wie möglich. So z. B. sind in der Rheinpfalz von den dortigen sechs nationalliberalen Reichstagsitzen zwei stets auf das äußerste gefährdet, obgleich in der Pfalz die katholische Bevölkerung nicht über ein Viertel des gesammten Volkes beträgt. Ähnlich steht es im Wahlkreise Augsburg, wo außer der Wahl von 1871 die viel zu zahlreich herangezogenen Bauern den städtischen Nationalliberalismus jedesmal geschlagen haben. Das redendste Beispiel aber ist München. Die Stadt mit den nächsten Landbezirken entsendet zwei Reichstagsmitglieder; 1871 waren

beide nationalliberal, 1874 ging das zweite Münchener Mandat verloren, 1877 brachte man den neuen Clericalen Inhaber desselben, Stadtpfarrer Westermayer, wenigstens in Stichwahl, 1878 wurde unter Mitwirkung der vorerwähnten Ursachen auch jenes Mandat hinweggeschwemmt und zwar zu derselben Zeit, als der bereits 1877 erfolgte Clericale Reichstagsmandatsverlust von Schweinfurt durch denjenigen von Kronach in Oberfranken noch gesteigert worden war. Nach den Bevölkerungsziffern und Verhältnissen aber liegt die Sache so, daß sich aus München mit den nächsten Landdistricten bei gerechter Eintheilung drei Reichstagsmandate zurechtschneiden ließen, von welchen je eines den Nationalliberalen und den Clericalen definitiv sicher wäre, das dritte oder vielmehr zweite aber den Preis eines wirklich ehrlichen und reellen Parteikampfes bilden könnte. Ueberhaupt würde bei einer durch ein Reichsgesetz unparteiisch für das Gesamtreich festzustellenden Wahlkreiseintheilung die jetzt 17 nichtclericalen unter den 48 bayerischen Reichstagsmandaten sich entschieden erheblich vermehren. Leider wird man bei der außerordentlichen Schwierigkeit einer für das ganze Reich herzustellenden Wahlkreiseintheilung auf diese Reform wohl noch geraume Zeit warten müssen.

Eine wirthschaftlich-politisch recht interessante Debatte endlich brachte in der zweiten Kammer noch der 29. October. Ein Antrag des bekannten niederbayerischen „Bauernkönigs“ Freiherrn K. von Hasenbrädl auf Beseitigung des die Lebensmitteltaxen untersagenden Artikels 72 der deutschen Reichsgewerbeordnung gelangte in der geänderten Fassung des neuen Clericalen Reichsboten für München I, Herrn Ruppert, zur Annahme. Der Antrag bittet in seiner neuen Fassung den König, die bayerischen Bundesrathsmitglieder im Sinne der Wiederverleihung des Einführungsrechtes von Lebensmitteltaxen in die Gesetzgebung der deutschen Einzelstaaten zu instruiren. Der Minister des Innern, von Pfeufer, sprach lebhaft gegen den Antrag, der indeß durch alle Clericalen und etwa ein Duzend liberale Kammerstimmen zur Annahme gelangte. Zunächst hat derselbe jetzt unsere Bairerkammer zu passiren; eine bedeutende praktische Tragweite besitzt er bei fortdauernder negativer Haltung der Staatsregierung wohl kaum, als Zeichen der Zeit kann er aber immerhin ein gewisses Interesse in Anspruch nehmen. Unleugbar läßt sich daneben ein gewisses Wiedervordringen des Particularismus in jenem Antrage und seiner Unterstützung durch einen Theil der liberalen Kammerpartei nicht verkennen; beklagen aber dürfen sich darüber jedenfalls jene Elemente nicht, welche zu Anfang dieses Jahres gegen das drohende Reichsdisciplinargesetz die Vota beider bayerischen Kammern in Form des Bittgesuches an den Landesherrn um betreffende Instruction der bayerischen Bundesrathsmitglieder in das Feld geführt haben. Unser bayerischer Liberalismus hat sich damals aus persönlicher Empfindlichkeit einiger Führer gegenüber

dem Reichskanzler eine reichspolitische Inconsequenz zu Schulden kommen lassen, die sich wohl leider noch mehr als einmal rächen wird.

**Aus Baden.** Die Landtagswahlen. — Der Monat October hat uns die Erneuerungs- und Ergänzungswahlen zum Landtage gebracht. Seit der neu inauguirten Zollpolitik des Reiches und seit der Wendung und Wandelung, welche in Preußen stattgehabt, erscheint es noch mehr als vordem geboten, die Resultate der Landtagswahlen in den Einzelstaaten prüfend zu beachten. Denn nur dadurch kann die jedem einigermaßen tiefer dringenden zeitgenössischen Politiker unentbehrliche Kenntniß gewonnen werden, ob und inwieweit die Wogen des politischen Lebens der Einzelstaaten nach derselben Richtung fluthen, in welcher der Strom der Reichspolitik und der des mit dem Reiche am innigsten verwachsenen größten Particularstaates sich Bahn gesucht hat. Bei der eben so entschieden liberalen als nationalen Haltung aber, welche im Einklang mit der Regierung der badische Landtag seit nun nahezu zwei Jahrzehnten eingehalten hat, mag gerade das jetzt zu Tage getretene Resultat der Erneuerungs- und Ergänzungswahlen zu dieser parlamentarischen Körperschaft von erhöhtem Interesse sein.

Aus der ersten Kammer hatten auszutreten vier der acht Abgeordneten des grundherrlichen Adels und die zwei Abgeordneten der Landesuniversitäten. Die von dem grundherrlichen Adel vorgenommenen Erneuerungswahlen haben eine, wenn auch unbedeutende, Stärkung des ultramontanen Elementes zur Folge gehabt. Die Wahlen der Universitäten werden zweifellos das entgegengesetzte Resultat ergeben. Die Wahl der Abgeordneten zur zweiten Kammer ist eine indirecte, sie vollzieht sich durch erwählte Wahlmänner. Die 63 Abgeordneten werden auf vier Jahre gewählt und alle zwei Jahre zur Hälfte erneuert. Zu den regelmäßigen Erneuerungswahlen kommen dieses mal noch einige Ergänzungswahlen für Abgeordnete, welche ihr noch fortlaufendes Mandat niedergelegt hatten, so daß im Ganzen 37 Mandate zu vergeben waren. Die Betheiligung der Urwähler an der Wahl der Wahlmänner war fast überall sehr schwach, der Art, daß z. B. in einem Falle nur zwei Procent der Wahlberechtigten zur Stimmenabgabe erschienen. Es ist das ein Moment, welches bei der genauen, sorgfältigen Fixirung und Erwägung der in dem schließlichen Wahlresultat zu Tage getretenen politischen Stimmung nicht unbeachtet bleiben darf, wengleich sich ja gewiß nur äußerst schwer, auf dem mühsamen Umwege der Wahrscheinlichkeitsrechnung, und da nur annähernd, ermitteln läßt, nach welcher Seite hin die ausgefallenen Stimmen die Wagschale hätten sinken oder steigen machen. Den Grund der geringen Wahlbetheiligung anlangend, so mag man über das Principielle der Frage denken wie man will — das Eine steht fest: seit unser Volk seine Reichs-

boten in directer Wahl ernannt, ist ihm die indirecte Wahl mehr und mehr widerwärtig oder gleichgültig geworden, sie läßt es theilnahmlos. Dazu kommt, daß der Druck wirthschaftlicher Noth und Sorge, welche auf dem Volke lasten, dieses unlustig machen zu politischer Arbeit. Eine regere Wahlbetheiligung hatte fast nur dort statt, wo es der conservativen oder ultramontanen Partei gelang, die auf die wirthschaftliche Frage gerichtete Stimmung in den Dienst der Wahlagitation zu stellen, und sodann in solchen Bezirken, welche sich der clericalen Beeinflussung besonders zugänglich erwiesen.

Zwei der 37 Abgeordnetenmandate sind zur Stunde, wo diese Zeilen niedergeschrieben werden, noch nicht vergeben: Säckingen-Waldshut, wo die erstmalige Bildung des Wahlkörpers für ungültig erklärt worden war und deshalb abermalige Wahlmännerwahl nöthig wurde, sodann Stadt Lahr, wo sofort bei Beginn der Wahlhandlung eine Anzahl Wahlmänner sich entfernten, in Folge dessen der Wahlkörper unter die gesetzlich normirte Anzahl Stimmberechtigter herabsank, so daß die Wahl unterbleiben mußte. Die Gründe dieses Vorganges sind nicht ganz klar gelegt. Jedenfalls wird die Stadt Lahr bei dem nun anzuordnenden zweiten Wahltermin liberal wählen, während Säckingen-Waldshut aller Wahrscheinlichkeit nach einen ultramontanen Abgeordneten entsenden wird. Von den 35 vollzogenen Wahlen sind 19 zu Gunsten der Nationalliberalen ausgefallen, 10 zu Gunsten der Ultramontanen, je zwei Mandate erlangten die Deutsch-Conservativen und die Demokraten, zwei der Erwählten lassen sich noch nicht mit Bestimmtheit classificiren, sie werden im Ganzen zur liberalen Partei gerechnet, dürften aber der eine (Harth) mehr zur ultramontanen, der andere (Förster) mehr zur conservativen Partei sich neigen. Rechnen wir, um sicher zu gehen, diese beiden den Liberalen nicht zu, so haben diese acht Sitze verloren, vier an die Ultramontanen, zwei an die Conservativen, zwei an Abgeordnete, deren Partienstellung noch nicht völlig feststeht. Von den 63 Abgeordneten zur zweiten Kammer werden demnach, wenn sich unsere Vorhersagung bezüglich der Bezirke Säckingen und Lahr bestätigt, im kommenden Landtag 38 der national-liberalen Partei angehören — die drei Ministerabgeordneten nicht mitgerechnet — 17 der ultramontanen, während die Conservativen über zwei und die Demokraten über drei Stimmen verfügen werden. Bei den vor zwei Jahren stattgehabten Erneuerungs- und Ergänzungswahlen waren 33 Wahlen zu vollziehen. Die Nationalliberalen erlangten damals 27 Sitze, die Ultramontanen fünf, die Demokraten einen, die Conservativen gingen leer aus. Die nationalliberale Fraction zählte auf dem vorigen Landtag, ohne die drei Ministerabgeordneten, 45 Mitglieder, die ultramontane 12, zum demokratischen Programm bekannten sich drei Abgeordnete. Der Rückgang der liberalen Partei ist constatirt, das Wachsthum der conservativen und ultramon-

tanen Parteien ist Thatsache. Diese erhellt, außer dem Endresultat der verstärkt gewonnenen Abgeordnetenmandate insbesondere auch daraus, daß die Stimmzahl, welche in sämtlichen Wahlbezirken auf die Candidaten dieser Parteien gefallen sind, eine gegen früher nicht unbeträchtlich erhöhte ist.

Was zunächst den Rückgang der Liberalen anlangt, so hatten wir uns fast auf noch größere Einbuße gefaßt gehalten. Seit mehreren Jahren schon macht sich unter dem Drucke der wirthschaftlichen Krisis ein conservativer Zug im Volke geltend. Die Riesearbeit, welche die Gesetzgebung in Baden seit dem Jahre 1860 mit Herausführung unseres Volkslebens aus den Fesseln des bureaukratischen Polizeistaates und mit Schaffung des modernen Rechts- und Culturstaates zu leisten hatte und geleistet hat, die fernere Arbeit sodann, welche in patriotischer Hingabe und Opfersfreudigkeit gethan wurde, um unser Staatsleben organisch fest und innig dem Reiche einzugliedern, diese konnte nicht vollbracht werden, ohne daß manche alt- und liebgewohnten Verhältnisse angetastet, alterirt, beseitigt wurden. Es war eine Fülle des Neuen, des Ungewohnten, in welche das Volk in den letzten zwei Jahrzehnten sich einleben mußte. Unter der liberalen Flagge wurde das Alles vollbracht; die Liberalen waren es, die nicht ermüdeten, in eindringendem Appell den freien Volkswillen, die bürgerliche Opfersfreudigkeit aufzurufen und in Anspruch zu nehmen. In hoher Begeisterung hatte unser Volk die Aera der Sechziger Jahre begrüßt, hatte es jauchzend zustimmend die nationale Frucht des schweren Kampfes der Jahre 1870 und 1871 reifen sehen. Ohne das Hereinbrechen der wirthschaftlichen Krisis wäre diese Begeisterung heute noch innig, treu und stark, wie sie in jenen hohen Tagen unserer badischen, unserer deutschen Geschichte gewesen. So aber erlahmte unter dem Druck der materiellen Sorgen die Freudigkeit, die Begeisterung wandelte sich in Kälte, nur allzu rasch in Verdrossenheit, in Unmuth. Dazu kamen die während der letzten Reichstagsession bezüglich der Wirthschaftsreform und der Zolltarifgesetzgebung zwischen dem Reichskanzler und der liberalen Partei zu Tage getretenen Differenzen. Unter der Herrschaft der bisher in Geltung gestandenen, wesentlich dem Codex der Liberalen entstammenden Grundsätze des wirthschaftlichen Lebens war die wirthschaftliche Krisis gekommen. Also, so räsönnirte die Kurzsichtigkeit und der Unverstand, so redete die Böswilligkeit und die politische Intrigue ein, also haben jene Grundsätze sie herbeigeführt. Die Einführung anderer, entgegenstehender Grundsätze, so folgerte das Denken des Volkes mühelos weiter, wird die Krisis beseitigen. Das Widerstreben auch nur gegen einen Theil des Neuen, was auf wirthschaftlichem Gebiete jetzt geschaffen werden sollte, die nicht bedingungslose Annahme des Programms der Reichsregierung wurde aufgefaßt und verurtheilt als das Volk schädigende doctrinäre Principienreiterei. Die Haltung der Liberalen gegenüber der vom Reichs-



kanzler eingeleiteten Wirthschaftsreform hat ihnen den durch die oben erwähnte allgemeine politische Stimmung ohnedies schon wankend gemachten Boden noch mehr unter den Füßen gelockert und ins Weichen gebracht. Die Ultramontanen und vorab die ihre Anknüpfungspuncte bei dem sonst loyal gesinnten Theil der Bevölkerung suchenden Deutschconservativen haben seit lange schon es verstanden, diese Stimmung trefflich zu benutzen, zu steigern, insbesondere auch dadurch, daß sie die religiösen und kirchlichen Interessen und Leidenschaften agitatorisch wachriefen und mit ins Treffen führten. Unter diesen Umständen ist der Rückgang der liberalen Partei durchaus begreiflich. Ja es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel: hätte vollständige Erneuerung des Landtags stattgehabt, und wäre statt der liberalen Regierung eine conservativ gerichtete an der Spitze unseres Volkslebens gestanden, so daß die Conservativen sich noch das Prädicat der Regierungsfreundlichkeit hätten beilegen können, so würde sich ein noch ungünstigeres Resultat ergeben haben. In Hinsicht auf die einzelnen Wahlbezirke ist besonders beachtenswerth der Stimmungsumschlag im Landbezirk Vahr, dem bisherigen Wahlbezirk Kiefers, des ersten Führers der nationalliberalen Partei. In diesem Bezirk standen sich ein conservativer und ein ultramontaner Candidat gegenüber, der letztere siegte. Sodann ist die Stadt Baden an die Ultramontanen ausgeliefert worden. Freiburg ist bereits seit einigen Jahren der Art eine Domäne des Ultramontanismus, daß es beinahe Heiterkeit erregte, wie eines der beiden zu vergebenden Abgeordnetenmandate in liberale Hände gelangte. Es geschah das lediglich in Folge dessen, daß bei einer der beiden Wahlen, bei der Ergänzungswahl für einen zurückgetretenen Abgeordneten, der vor drei Jahren gebildete liberale Wahlkörper zu wählen hatte. Das tiefe Schwarz, in welchem z. B. die „Perle des Breisgau“ strahlt, wird durch diesen Vorgang nicht lichter. Im Ganzen wurden von den 24 austretenden Liberalen 11 wieder gewählt. Unter diesen 11 befinden sich sechs Richter und staatliche Verwaltungsbeamte (darunter ein pensionirter) neben fünf bürgerlichen Abgeordneten. Die acht neu gewählten liberalen Abgeordneten gehören ausnahmslos bürgerlichen Berufskreisen an und sie sind mit Ausnahme eines Einzigen alle acht in ihren Wahlbezirken sesshaft. Es muß hieraus der Schluß gezogen werden, daß die Bezirke vor Allem durch einen unmittelbar zu ihnen gehörigen, unter ihnen ansässigen, mit ihren eigenen Verhältnissen vollständigst vertrauten Abgeordneten vertreten sein wollen — gerade dieser Umstand hat auch in zwei Bezirken (Mosbach, Eberbach-Buchen) das Unterliegen des liberalen Candidaten wesentlich mit verschuldet — sodann, daß eine gewisse Abneigung vorhanden ist, Abgeordnetenmandate an Beamte bezw. an akademisch Gebildete überhaupt zu vergeben. Sofern diese beiden Gesichtspuncte nicht einseitig in den Vordergrund gerückt werden,

ist es nur beifällig zu begrüßen, daß sie jetzt mehr in Schweite sind, als es in den letzteren Jahren der Fall war. Ein Abirren von dem verfassungsgemäßen Wege wäre es, wenn der zur Vertretung des ganzen Landes berufene Abgeordnete sich vorwiegend als vielleicht gar von der oft sehr unsicheren Stimmung seiner Bezirksgenossen abhängiger Vertreter und Verfechter von Bezirks- und Localinteressen betrachten wollte. Eine grundsätzliche Ausschließung des Beamtenelementes bezw. der akademisch Gebildeten überhaupt wäre um der erhöhten Leistungsfähigkeit der Landtage willen ebenso beklagenswerth, als sie bei uns in Baden, wo mit Abgeordnetenmandaten betraute Beamte, wie Lamey, Jolly, Kiefer u. A. in ihrer landständischen Thätigkeit frei, ungebunden durch irgend welche Rücksichtnahme die hervorragendsten Dienste geleistet haben, ungerechtfertigt wäre. Einer Beamtenkammer aber reden wir in keiner Weise das Wort. Von liberaler Seite muß ganz besonders in gegenwärtiger Zeit das Eintreten bürgerlich unabhängiger Elemente in die landständische Thätigkeit freudig begrüßt werden. Das unter der Bevölkerung zur Zeit vielfach verbreitete Mißtrauen gegen den Liberalismus, die Mißstimmung gegen ihn wird am sichersten und nachhaltigsten dadurch überwunden, daß möglichst viele Abgeordnete bürgerlichen Standes im Verfolge der parlamentarischen Laufbahn genauen Einblick in unsere in liberalem Geiste geleitete Staatsverwaltung gewinnen, genaue Kenntniß von den liberalen Principien, von der Nothwendigkeit ihrer Verwirklichung im Staats- und Volksleben und von den segensreichen Folgen solcher Verwirklichung. Jede Erweiterung und Vertiefung des politischen Verständnisses gerade in bürgerlichen Kreisen kann der liberalen Sache nur förderlich sein. Die altbewährten Führer der liberalen Partei: Kiefer, Lamey, Bär, Finser u. A. erscheinen auch im neuen Landtag. Kiefer, dessen Mandat abgelaufen war, war von einigen Bezirken abgelehnt worden, der Verzicht eines Parteigenossen auf Wiederwahl hat ihm ein Mandat der Stadt Karlsruhe zugeführt. Die Partei würde diese bedeutende parlamentarische Kraft schmerzlich vermißt haben. Ob aber der um unsere nationale und liberale Staatsentwicklung hoch verdiente Mann, nachdem die leicht wiegende aura popularis sich ihm in geradezu auffälliger Weise abgewendet hatte — der Vergleich mit Vaster liegt nahe genug — nicht besser gethan hätte, seinen während des vorigen Landtags gefaßten Entschluß, sich von der landständischen Thätigkeit zurückzuziehen, aufrecht zu erhalten? Wir sind überzeugt, bei der nächsten Ergänzungswahl, die in einem liberal gerichteten Bezirk nöthig gewesen wäre, würde man ihn um Annahme eines Mandats bestürmt haben, und dann hätte er glänzende Genugthuung gehabt. Doch ist freilich ein hervorragender Parteiführer in solchen Dingen nicht allein Herr, die Partei hat ein Recht auf ihn, und wenn diese, wie das in dem in Rede stehenden Falle thatsächlich so war,

dieses Recht in der Weise geltend macht, daß sie auf Annahme eines Mandates dringt, so müssen unter Umständen die persönlichen Rücksichten durchaus zurücktreten.

Den Ultramontanen hatten die Ereignisse der jüngsten Reichstagsession eine günstige Position verschafft. Den Vorwurf der Reichsfeindschaft wiesen sie zurück unter Hinweis darauf, wie sie im Bunde mit den Conservativen die wirthschaftlichen Pläne des Reichskanzlers zum Heile des Reiches verwirklicht hätten. Nicht müde wurden sie, zu betonen, wie mit dieser Leistung gerade sie, die Ultramontanen, für das Volk, speciell für den Landmann gesorgt hätten, während die Liberalen an solcher Noth gleichgültig vorübergegangen seien. Bei der oben charakterisirten allgemeinen Stimmung konnte das nicht wirkungslos bleiben. Was sodann den sogenannten Culturkampf anlangt, so verstehen die Ultramontanen es ja lange schon meisterlich, die rebellische Auflehnung der Kirche gegen die staatliche Autorität also darzustellen, als ob die Kirche das friedfertige Lämmlein sei, dem der böse Staat aus Gründen gottlosen Religionshasses das Wasser getrübt habe. Die auf dem vorigen Landtag beschlossene und, ganz vereinzelt Ausnahmen abgerechnet, in der glattesten Weise vollzogene Umwandlung der confessionellen Volksschulen in confessionell gemischte wurde unermüdet als ein Act diocletianischer Tyrannei dargestellt, der lediglich durch das die Ablegung des allgemein wissenschaftlichen Staatsexamens wehrende Verbot der Curie hervorgerufene Priesterangel giebt täglich rührenden und überaus sensationell zu verwerthenden Stoff der Anklage gegen den das religiöse Leben seiner katholischen Unterthanen auf den Aussterbeetat setzenden Staat. Dabei flüstern die frommen Herren überall ihren Schäflein in die Ohren, wie man an höchster Stelle unseres Landes lieber heute als morgen im Culturkampf einen Schritt rückwärts thun würde, wenn nur die Landstände nicht wären. Solches Alles wirkte, mußte wirken. Nimmt man die rastlose Thätigkeit der bereits in vieljähriger Agitation geschulten heißspornigen jüngeren Geistlichkeit hinzu, welcher Agitation die großentheils noch in gläubigem Gehorsam gegen den Priester ersterbende Landbevölkerung einen überaus günstig präparirten Boden bietet, so ist der Erfolg der Ultramontanen begreiflich genug, ja es muß billig Wunder nehmen, daß sie nicht noch mehr Bezirke erobert haben. Von sieben austretenden Ultramontanen wurden drei wiedergewählt, darunter der fähigste Kopf der Partei, der streitbare Delan Vender, auch Abgeordneter zum deutschen Reichstag. Die 10 neu- bzw. wiedergewählten ultramontanen Abgeordneten repräsentiren, mit Ausnahme von zwei bürgerlichen Abgeordneten, die theologische und juristische Facultät. Daß hier, im Gegensatz zu den Liberalen, Männer aus bürgerlichen Berufskreisen fast gänzlich fehlen, ist bezeichnend. Wie trotz aller conservativen und reactionären Strömung der

Gegenwart der Liberalismus im tiefsten Herzen unseres Volkes mit festen Wurzeln haftet und gründet, so ist der Ultramontanismus in Baden ein exotisches Gewächs, gepflanzt, gepflegt und gehütet durch eine dem Volke künstlich entfremdete, im Dienste einer auswärtigen Macht stehende Priesterschaft, auf deren Schultern als auf bequemer Staffage reactionär gerichtete Bureaukraten, theologisirende und sonst absonderlich angelegte, in souveränen Manieren sich hoch über das „Volk“ erhebende exclusive Juristen zu den Ehren und Würden der parlamentarischen Thätigkeit emporstiegen.

Mit einigem Interesse wird dem Auftreten des mit dem Mandat der Stadt Baden betrauten, durch seine schriftstellerische Thätigkeit auch in weiten Kreisen bekannten Kreisgerichtsraths a. D. Reinhold Baumstark entgegen gesehen. Derselbe gehörte der zweiten Kammer schon einmal an, zu Ende der Sechziger und Anfangs der Siebziger Jahre, und zeigte sich damals als ein Mann von tiefem Wissen, scharfem Denken und parlamentarischer Schlagfertigkeit. Bekanntlich hat er, der heißblütige und innigst katholisch-gläubige Convertit, bei aller Uebereinstimmung mit seinen Glaubensgenossen bezüglich des „kirchlichen Katholicismus“, den „politischen Katholicismus“ des Centrums als dem Staat gegenüber unberechtigt und für die Kirche unheilvoll schon wiederholt aufs Schärfste verurtheilt, so namentlich in seinen Fegfeuer-gesprächen. Kürzlich erst hat er in einer geistvoll und packend geschriebenen Broschüre: „Morgendämmerung im deutschen Reiche“ dem Centrum die Schuld beigemessen, daß die versöhnliche(?) Stimmung Leo's XIII. noch nicht zum definitiven Friedensschluß zwischen Staat und Kirche geführt habe. Er bedauert die Lust einzelner Mitglieder des Centrums, die à la Schorlemer mit Lächeln dem Kampfe zusehen, er geißelt unerbittlich den welfischen Particularismus, der im Centrum sich kundgebe, während doch das welfische Königthum für die deutsche Nation nichts gewesen sei, als „ein Pfahl in ihrem Fleische, von dem sie durch Gottes Barmherzigkeit erlöst worden sei,“ das verkenne Windthorst's „parlamentarischer Hochmuth“. Da Baumstark zweifellos einen hervorragenden Einfluß in der Fraction üben wird, so kann man auf ein und das andere Ueberraschende gefaßt sein.

Was wir über die in Folge der Ergebnisse der letzten Reichstagsession günstig gestaltete Position der Ultramontanen gesagt haben, gilt in erhöhtem Maße von den Deutschconservativen. Diese figuriren in Baden als förmlich constituirte Partei seit Herbst 1876. Bei der Reichstagswahl vom 10. Januar 1877 erlangten sie einen Sitz, im Sommer des vorigen Jahres wurden ihnen deren zwei zu Theil. Im Landtag waren sie, ohne damals schon als Partei verfaßt zu sein, vor etwa 10 Jahren einmal vertreten durch den evangelischen Pfarrer von Wilferdingen, Oberkirchenrath Dr. Mühlhäuser. Dieser hat auch für den jetzt zusammentretenden Landtag ein Mandat erlangt,

in dem pietistischen Landbezirk Karlsruhe. Den zweiten deutschconservativen Abgeordneten entsendet der Wahlbezirk Mosbach, bisher durch einen Liberalen vertreten, den Reichstagsabgeordneten Dr. Blum, und wohl hauptsächlich in Folge ungeschickter Haltung eines Theiles der dortigen Liberalen jetzt an die Conservativen verloren. Das Programm unserer Deutschconservativen, des nach Süddeutschland verpflanzten Ablegers der Kreuzzeitungspartei, ist bekannt. Die orthodoxen und pietistischen evangelischen Geistlichen, weitaus vorwiegend die jüngere Generation derselben, haben von ihren katholischen Kollegen das Geschäft des politischen Agitirens sorgsam gelernt. Ihnen ist es gelungen, den strenggläubigen Theil der evangelischen Landbevölkerung, insbesondere die vordem unbekümmert um die weltlichen Händel in der Enge ihrer Conventikel verharrenden Pietisten, herauszuführen auf die Bahn des politischen Parteikampfes. Einige Herren des hohen Adels, Allen voran der Reichstagsabgeordnete und Mitglied der ersten Kammer Freiherr A. von Marschall, leisten der Partei Ritterdienste und lassen zum Dank dafür sich selbst wieder auf den Schild heben und verherrlichen. Die Führung der Partei ruht in den Händen des vorgenannten klugen, politisch fein geschulten und sehr gewandten Dr. Mühlhäuser. Die traurige Verquickung religiöser und politischer Interessen, wie sie der Partei eigen ist, die Aufstachelung des kirchlichen Fanatismus zum Kampfe gegen die den hierarchischen Gelüsten der betreffenden geistlichen Herren entgegenstehenden Grundsätze des politischen Liberalismus müssen im höchsten Grade den Widerwillen jedes ehrlich denkenden Politikers erregen. In der That sind denn auch die Sympathien, welche der Partei, soweit dieselbe offen hervortritt, im Volke entgegenkommen, sehr gering. Lediglich mit Hülfe der Ultramontanen haben bei der vorigen Reichstagswahl die beiden deutschconservativen Abgeordneten gesiegt. Diese Unterstützung wurde auch bei der Landtagswahl gewährt, nicht ohne Gegenleistung der Conservativen. Der von der Partei jubelnd begrüßte Rücktritt Falks, die Uebernahme des preussischen Cultusministeriums durch von Puttkamer hat die Hoffnungen der Conservativen auch in Baden hoch gespannt. Warten wir ab! Das Eintreten ihres Organs, der „Badischen Landpost“, in die Stöcker'sche Judenhege, das Eifern für Wuchergesetze, Confessionschule u. dgl. wird noch nicht den Himmel stürmen. Großen Lärm hatten die Conservativen seit der letzten Reichstagswahl in Bruchsal und in Konstanz verführt, und siehe da — als es galt, sich zur Landtagswahl zu rüsten, haben sie an beiden Orten die Flinte ins Korn geworfen und haben sich in den Schmollwinkel gesetzt. Tapfere Kämpfer das!

Die demokratische Partei ist in Baden nur in der Stadt Mannheim vertreten. Vor zwei Jahren hatten dort die Nationalliberalen und die De-

mokraten auf die Abgeordnetenwahl hin einen Compromiß geschlossen, demzufolge der Präsident der Mannheimer Handelskammer, Kopper, seit Sommer 1878 auch Abgeordneter zum deutschen Reichstag, mit dem erledigten Mandat betraut wurde. Derselbe wird als „reichsfreundlicher Demokrat“ charakterisirt. Die Demokraten schlossen damals den Compromiß, weil sie erkannten, daß ein Vollblutdemokrat, wie der bisherige Abgeordnete, nicht mehr die erforderliche Stimmenzahl erhalten werde, und die Nationalliberalen traten bei, weil sie nicht erwarteten, einen Candidaten aus ihrer Mitte durchzubringen. Beide Parteien hatten jedoch gesonderte Wahlmännerlisten aufgestellt, und die Candidaten der Nationalliberalen erhielten die Mehrheit. Nach diesem damaligen Erfolg der Nationalliberalen ist es unbegreiflich, daß dieselben sich dieses Mal von der Wahlbewegung pure ferne hielten. In Folge dessen wurden die zwei erledigten Abgeordnetenmandate an Demokraten vergeben, aber also, daß bei dem innerhalb der Partei selbst ausgefochtenen Wahlkampf der radicalere Theil (Redacteur Eichelsdörfer) unterlag. In der Kammer ist der politische Einfluß der drei selbstverständlich auf ein Minimum reducirt.

Von größeren Gesetzentwürfen, welche an den Landtag gelangen, verlautet noch nichts Bestimmtes. Sowohl bei der Regierung als bei den Landständen wird man den Wunsch voraussetzen dürfen, sich auf das durchaus Nothwendige beschränken zu können. Daß ultramontaner Seits der staatlich-kirchliche Conflict auf irgend welche Weise in den Kreis der Erörterung gezogen werden wird, ist nicht zu bezweifeln. Nach den Erfahrungen jedoch, welche die Herren auf dem vorigen Landtage gemacht haben, werden sie sich selbst nicht der Hoffnung hingeben, daß sie, wäre es auch nur im kleinsten Einzelfall, einen Sieg der Kirche über die staatliche Autorität herbeiführen können. Die ganz entschiedene Festigkeit, welche das Ministerium Turban-Stöffer nach einer kleinen Schwankung in der Sache des „Staatspfarrers“ Glattfelder der clericalen Anmaßung gegenüber bisher gezeigt hat, bürgt für die fernere Haltung der Regierung. In der „mehr wirthschaftlichen Aera“ dieses Ministeriums ist die „Methode“, welche bei Festhaltung der Principien eine andere sein sollte, als die Jollys war, bis dahin wohl etwas schärfer gewesen, als man sie Anfangs glaubte anwenden zu müssen und — zu können. Die Logik der Thatsachen hat zwingende Gewalt. Die national-liberale Partei wird auch fernerhin ihre ebenso feste, als — um mit von Bennigsen zu sprechen — „maßvolle, von Extremen sich fern haltende Art politischer Wirksamkeit“ einhalten. Die augenblicklich gegebene Lage weist beide, Regierung und die liberale Partei, auf erneuten gegenseitigen Anschluß hin, auf gemeinsames vertrauensvolles Wirken.

H.

**Aus Wien.** Adressen und Adreßdebatten. Festvorbereitungen. Scandale in Pest. — Die parlamentarische Lage ist eine im höchsten Grade merkwürdige geworden. Wohl haben wir wiederholt erlebt, daß das österreichische Herrenhaus der liberalen Partei im Abgeordnetenhaus beigeprungen ist, wenn diese sich in Bedrängniß befand oder doch das Gewicht ihrer Stimme allein nicht bedeutend genug erschien. Aber dann übte die Mehrheit beider Häuser gemeinschaftlich einen Druck auf ein gegnerisches oder unentschlossenes Ministerium aus. Jetzt aber stehen die beiden Majoritäten einander schroff entgegen, und es haben daher die beiden Körperschaften die Thronrede auch in ganz entgegengesetztem Sinne beantwortet. Ein den Verhältnissen Fernstehender würde zwar in den beiden Schriftstücken kaum die großen Unterschiede entdecken. Es wird eben viel zwischen den Zeilen gesagt. Genug, während das Abgeordnetenhaus mehr andeutet als ausspricht, daß es Lust habe, die Verfassung in föderalistischer Richtung zu revidiren, erklärt das Herrenhaus sich mit größerer Entschiedenheit gegen derartige Tendenzen. Was daraus folgen werde? Vorläufig wohl gar nichts. Das Ministerium Taaffe wehrt sich eifrig dagegen, mit der Rechte des Abgeordnetenhauses identificirt zu werden, es will „zwischen den Parteien“ stehend vermitteln, der Chef desselben hat im Oberhause zwar die Annahme eines von der Minorität ausgegangenen Amendements befürwortet, nach dessen Ablehnung aber für die Adresse der Mehrheit gestimmt. Man kann also nicht sagen, es habe dort eine Niederlage erlitten, während es sich im anderen Hause den Sieg zuschreiben darf. Es hat nach constitutionellem Herkommen durchaus keinen Grund zurückzutreten. Und die Verfassungspartei kann auch gar nicht wünschen, das Ministerium in die Lage zu bringen. Denn sie selbst kann die Regierung nicht übernehmen. Gesezt, die Rechte würde unter sich uneins und hülfe den Grafen Taaffe stürzen, so würde sie doch einem liberalen Cabinet gegenüber sofort wieder geeinigt sein, es müßte abermals neu gewählt werden, und wurde es schon vor sechs Jahren schwer, eine regierungsfreundliche Versammlung zu Stande zu bringen, mußten die berückichtigten Chabruskünste das Beste thun, so ist heut ein Erfolg gar nicht abzusehen. Allein was schlimmer ist, die Partei hat auch fast gar keine regierungsfähigen Männer. Die meisten Parteiführer sind als Minister absolut undenkbar, und die wenigen Abgeordneten, welche eine staatsmännische Ader haben, würden es sich mehr als einmal überlegen, sub auspiciis Herbstii ein Ministerium zu bilden. Dieser Mann verdankt dem Eintritt der Tschechen in die Reichsvertretung die Wiederbefestigung seiner in den letzten Jahren stark erschütterten Stellung. Er ist wieder das Haupt der ganzen Partei, welche sich um die Verfassung schaaert, er übt einen Einfluß aus fast so mächtig, wie einst Deak in Ungarn, nur daß sein Wirken ein unheilvolles ist.

Wie er sich schon 1868 nur schwer bewegen ließ, in das erste Ministerium Auersperg einzutreten, so würde er jetzt gewiß kein Portefeuille übernehmen, sondern vorziehen, von seinem Sitz im Hause aus das Ministerium zu dirigiren, und sobald dies Miene machen sollte, die Fessel abzuschütteln, denselben alle erdenklichen „Prügel zwischen die Beine zu werfen“. Es ist kläglich, aber unleugbar, daß dieser eine Mann das Haupthinderniß einer gedeihlichen Gestaltung der Dinge ist.

Daß er als Debatteur allen anderen Abgeordneten überlegen ist, erwies sich wieder in der Adreßdebatte, die im Allgemeinen wenig von Bedeutung bot. In den Vordergrund traten nur zwei Redner, Graf Heinrich Clam-Martiniß von der Rechten und der jüngere Plener von der Linken. Graf Clam ist kein Neuling im öffentlichen Leben. Er gehörte zu den Führern der föderalistischen Partei in dem einstigen „Verstärkten Reichsrathe“ von 1860, an dessen Berathungen noch die ungarischen Altconservativen theilnahmen. Als er dann in der Versammlung von 1861 auftrat, hatte er nicht bloß mit der Abneigung der öffentlichen Meinung zu kämpfen, sondern wurde auch als Redner von den Koryphäen der centralistischen Partei in Schatten gestellt. Das Auftreten, der nasale Ton, die wegwerfende Art über manche Glaubenssätze der Liberalen zu sprechen, hatten etwas herausfordernd Aristokratisches, und da er das Wort nicht so in der Gewalt hatte, wie die Advocaten und Professoren auf der Linken, fiel es diesen und den Blättern ihrer Partei nicht schwer, auch den Inhalt seiner Reden als unbedeutend zu behandeln. Seitdem hat er Ruhe gewonnen und ist in jeder Beziehung sicherer geworden. Er vertrat seinen Standpunct mit positiven, sachlichen Argumenten, während Fürst Czartoryski versicherte, die Autonomie (wie die Polen sie verstehen!) biete die wahren Garantien der Freiheit, der Tschechenführer Kieger mit seinem Gezeifer gegen Wien und das Deutschthum sich zum Gespötte machte und von der Partei ganz förmlich desavouirt werden mußte, und der Berichterstatter Graf Hohenwart durchaus nicht die gehegten Erwartungen erfüllte. Doch fehlte auch der anderen Seite der Kieger nicht: Professor Suchß, welcher den drei Gruppen der Rechten, Polen, Tschechen, Rechtspartei, auseinandersetzte, es gebe nichts Gemeinsames zwischen ihnen, um dann einer jeden einen besonderen Zuckerbrei um den Mund zu schmieren. Selbstverständlich ließen diese sich die willkommene Gelegenheit nicht entgehen, ihre Einmüthigkeit durch ziemlich unhöfliche Abfertigungen des Rattenjägers darzuthun. Suchß hatte sich bei der Verhandlung über die bosnische Affaire von seiner Partei getrennt, und daher datirte wohl das Gerücht, Graf Taaffe sei bemüht, ihn in sein Cabinet zu ziehen: jetzt dürfte dieser Wunsch, wenn er überhaupt bestanden, erloschen sein. Dagegen wäre es zu bedauern, wenn der Name Ernst von Plener nie einen anderen Zusatz erhielt als: Abgeord-



netex der Egerer Handelskammer. Plener hat sich sehr frühzeitig durch selbständige Haltung hervorgethan. Als zu Anfang der Sechziger Jahre es so häufig zweifelhaft wurde, ob der deutsche oder der ungarische Einfluß in der Regierung das Uebergewicht erhalten werde, demonstirten einmal die Wiener Studenten durch ihre Passivität bei irgend einem Anlaß, wo ihre Theilnahme hätte als Zeichen der Sympathie für die dualistischen oder föderalistischen Bestrebungen gedeutet werden können; und unter denjenigen, welche für diese Haltung den Ausschlag gegeben, nannte man den Sohn des Finanzministers Plener, welcher selbst keineswegs für einen entschiedenen Verbündeten Schmerlings galt. Bald darauf trat der junge Mann in die diplomatische Laufbahn ein, war längere Zeit bei der Botschaft in London und hat dort die gründlichen Studien gemacht, welche ihn sofort bei seinem Erscheinen im Parlament so sehr auszeichneten. Er ist durchaus Realpolitiker, schwört auf keine Schlagworte und keine Autoritäten und läßt sich die Ueberzeugung nicht durch Parteibeschlüsse decretiren. So war er z. B. der erste, welcher den Muth besaß, für die Politik des Grafen Andrassy einzutreten. In der Adreßdebatte, in welcher er leidenschaftslos aber sicher das Geflunker der Rechten von dem Segen der Decentralisation durch Thatsachen und Ziffern zerstörte, hatte er unstreitig den größten Erfolg. Auf beiden Seiten des Hauses empfand man, daß da endlich einmal wieder ein wirklicher Politiker aufgetreten war.

Populär zu werden hat er allerdings wenig Aussicht, scheint es auch gar nicht darauf anzulegen. Wer sich früherer Krisen erinnert, wird überhaupt nicht verkennen, daß diesmal die Bevölkerung Wiens, welche Kieger als eine höchst turbulente, blutdürstige schilderte, recht gleichgültig bleibt. Freilich sind die „Meininger“ da und täuschen glücklich mit dem manchmal bis zur Caricatur getriebenen Realismus in den Nebensachen über die Schwäche der Hauptsache, der Darstellung, hinweg; eine bildliche Darstellung des Festzuges vom 24. April, so „Mandlbogen“-mächtig, daß jedes Wort über diese Publication zu viel wäre, hat zu einem endlosen Zanke darüber geführt, ob Makarts Name auf dem Titelblatte mit oder ohne Berechtigung genannt worden sei, und dieser Zanke nimmt unser Interesse aufs höchste in Anspruch; endlich haben wir uns für das große Fest zu rüsten, welches 1883 zur Erinnerung an die Befreiung Wiens aus der Türkennoth gefeiert werden soll. Wer hat da Zeit und Gedanken übrig für Angelegenheiten der Politik! Ob die Opposition im Gemeinderathe verhindern wird, daß dies 1883 sich zu einem zweiten 1873 gestalte, müssen wir abwarten. Die größte Lust zu einem ähnlichen Abenteuer ist unleugbar vorhanden, und das hängt ganz natürlich zusammen. Der Festzug war eine welthistorische That — wehe dem, der daran zweifeln möchte! — aber für länger als sechs Monate reicht

der Stolz darauf nicht hin; der Thatendurst fordert neue Ziele, namentlich bei Personen, welche am 24. April sich nicht hinlänglich bemerkbar machen konnten. Da ist es denn ein wahrer Segen, daß 1683 Kara Mustapha Wien belagerte. Um diese Reminiscenz würdig begehen zu können, müssen bereits vier Jahre vorher die Sitzungen und Berathungen beginnen, darf kein Geld gespart werden. Was Alles aus dem Füllhorn der Freuden über die gute Stadt Wien ausgeschüttet werden soll an historischen Aufzügen, Festpublicationen u. s. w., das wissen wohl die Regisseure selbst noch nicht; nur darin sind sie einig, daß viel geschehen müsse, noch nie Dagewesenes, und als Mittel- und Kernpunct: eine monumentale Erinnerung an die Thatfache, daß Wien damals nicht eine türkische Provinzstadt geworden ist. Was kann nothwendiger, was kann zeitgemäßer sein! Die Gemüthlichkeit ist nun vorderhand ein wenig gestört worden, eine Fraction im Gemeinderath legte Verwahrung dagegen ein, daß die Arbeiten der Vergnügungscomités wieder allerlei dringendere Arbeiten der städtischen Vertretung in Rückstand bringen, und daß wieder ins Blaue hinein Festpläne gemacht werden. Ihr Antrag, der Unternehmungslust durch Fixirung einer Dotation für die Feier Grenzen zu ziehen, ging allerdings nicht durch; indessen wurde beschlossen, daß die Festcommission vor allem einen Kostenüberschlag vorzulegen habe. Das ist störend, denn bei den jetzigen Geschäftsverhältnissen, gegenüber einer ganzen Reihe von Steuererhöhungen in dem Programm des Finanzministers kann man nicht leicht die Hunderttausende für einen Festtag fordern. Indessen giebt es einen bekannten Ausweg: man präliminirt bescheiden und verläßt sich darauf, daß das, was über das Präliminare verbraucht worden ist, ja noch jedes mal aus dem allgemeinen Säckel gedeckt wurde.

Ernsthafterer Natur sind die öffentlichen Belustigungen in Pest. Vielleicht ist den Lesern noch in Erinnerung, daß durch den im letzten Frühjahr in Wien verhandelten Proceß gegen einen Ordensvermittler mehrere politische Persönlichkeiten in Pest compromittirt erschienen. Der zunächst Betheiligte, Barabdy, hat sich vor seinen Wählern „gereinigt“; sie fanden nichts Ungehöriges oder auch nur Ungewöhnliches darin, daß ein Beamter sich gute Dienste auch gut bezahlen läßt, und erneuerten das Mandat des würdigen Volksvertreters. Der Zweite, Unterstaatssecretär Graf Victor Zichy-Ferraris, Mitglied der Magnatentafel, ist nicht so wohlfeilen Kaufs davongekommen. Der Versuch, die Einmischung in seine „Privatangelegenheiten“ vornehm zurückzuweisen, mißglückte, der Ableugnung des Empfanges von Summen, auf welche er keinen Anspruch hatte, wurden von dem wie ein Detective agirenden Ankläger Asboth Documente entgegengehalten, er konnte nicht umhin seine Entlassung zu nehmen. Doch nun griff der Jockeyclub die Sache auf. Die

Gefahr, von dieser Körperschaft ausgeschlossen zu werden und dadurch einen Makel vor der aristokratischen Welt, über die Grenzen Oesterreich-Ungarns hinaus, zu erhalten, scheint ihn mehr als alles übrige erschreckt zu haben, und er bemühte sich, derselben — wie charakteristisch! — durch einen Zweikampf mit Asboth zu begegnen. Auch diese Absicht ist nicht erreicht worden, vielmehr wurden die Verdichte immer furchtbarer. Ein Ehrengericht unter dem Vorsitz des Landescommandirenden Freiherrn von Edelsheim stellte es dem Journalisten Asboth frei, ob er sich mit dem Grafen Zichy schlagen wolle oder nicht, Ersterer nahm das Duell an, allein Zichys Gegner im Jockeyclub betrachteten die Sache damit nicht als erledigt, und er ist durch seinen Austritt der förmlichen Ausstoßung zuvorgekommen. Aber während diese Angelegenheit noch spielt, wird gegen den Finanzminister Grafen Szapáry die Anschuldigung laut, er habe Grundentlastungsobligationen verkauft kurz vor der Hinausschiebung des Einlösungstermines, welche ein Fallen der Kurse selbstverständlich machte. Szapáry antwortet, nicht im October, sondern schon im September habe er sich jener Papiere entäußert, und übrigens will auch er für seine Privatangelegenheiten der Oeffentlichkeit keine Rechnung schulden. Darauf der Abgeordnete Pazmandy: Es ist möglich, daß auch im September ein Verkauf stattgefunden hat, im October aber hat Graf Szapáry für so und so viel Stück den und den Betrag von dem und dem Bankhause ausgezahlt erhalten, das Geschäft ist dort Fol. so und so viel gebucht. Der Minister möge einen Diffamationsproceß anhängig machen. Und nun kommt das Bezeichnende für die Wandlung in der öffentlichen Moral. Als vor zwanzig Jahren dem Finanzminister Brudschuld gegeben wurde, er habe einem befreundeten Handlungshause in Triest einen Wink über eine bevorstehende Operation gegeben, war alle Welt entrüstet (die Sache ist übrigens nie bewiesen worden); — gegenwärtig findet der Satz, daß man sich um dergleichen Privatgeschäfte der Staatsmänner nicht zu kümmern habe, daß Graf Szapáry das Aeußerste thue, wenn er dem Herrn Pazmandy eine Herausforderung zuschicke, warme Bertheidiger! In wie weit es den Oppositionsmännern um die Sache, wie weit um den Scandal zu thun sei, können und wollen wir natürlich nicht untersuchen. In einer anderen Angelegenheit spielten Opposition und Regierung im ungarischen Unterhause gleich schlechte Rollen. Im Reichsrath ist es herkömmlich, das Budget der Hofhaltung ohne Debatte zu genehmigen; in Ungarn klagt man stets bitter über dessen Höhe, und besonders diesmal wurde der Angriff heftig. Die entscheidende Antwort, daß auch dies eine Frucht des Dualismus sei, daß es wohl einen Unterschied machen müsse, wenn zu den früheren Hoflagern in Wien, Schönbrunn, Ischl, noch Ofen und Gödöllö gekommen sind, und daß ganz sicherlich mehr als die bekannten dreißig Procent auf die Aufenthalte in Ungarn kommen — diese

Antwort wagte der Minister Tisza nicht zu geben. Er schraubte sich mit Phrasen los, von welchen die mit besonderem Beifall aufgenommene: der Hof sei seit Jahrhunderten nicht so ungarisch gewesen wie jetzt, in den übrigen Ländern eigenthümliche Empfindungen erregen wird.

### L i t e r a t u r .

Briefe von Benjamin Constant, Görres, Goethe, Jakob Grimm, Guizot, F. H. Jacobi, Jean Paul, Klopstock, Schelling, Madame de Staël, J. H. Voss und vielen anderen. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers, herausgegeben von M. Isler. Hamburg, D. Meißner. 1879. — Eine verdienstliche Auswahl von Briefen, die aus dem Nachlaß des am 26. Februar 1815 in Göttingen verstorbenen Professors Charles François Dominique de Villers stammen. Villers, ein Franzose, der in Folge der Revolution emigrierte und in Deutschland eine zweite Heimath fand, war der erste, der den Franzosen die Bedeutung der deutschen Literatur und insbesondere der Kantischen Philosophie begreiflich zu machen suchte. Sein Beispiel hat Benjamin Constant und Madame de Staël zu gleichartigen Bestrebungen ermuntert, beide sind in Verbindung mit ihm bis zu seinem Tode geblieben. Nachdem er in Göttingen studirt, lebte er vom Jahre 1797 an in Lübeck, wo er im Hause des Senators Rodde, dessen Frau eine Tochter Schlözers war, Aufnahme und eine fürs Leben dauernde Freundschaft fand. Eine Berufung nach Cassel unter dem Jerömeschen Regiment lehnte er ab, nahm sich aber in dieser Zeit der gefährdeten Universitäten des Königreichs Westfalen aufs wärmste an in mehreren Schriften, die nicht ohne Erfolg blieben. Minder glücklich waren die Bestrebungen, die er gleichzeitig der politischen Existenz der Hansestädte widmete. Durch seine deutsche Gesinnung zog er sich den Haß der französischen Machthaber zu. Den Verfolgungen Davousts zu entgehen, begab er sich nach Göttingen, nach Cassel, später nach Paris, wo es ihm durch die Fürsprache einflußreicher Männer gelang, den Verfolgungen ein Ziel zu setzen. Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Professors der französischen Literatur an der Universität Göttingen, konnte sich aber dieser ehrenvollen und ihm ganz zusagenden Stellung nur kurz erfreuen. Als Hannover wieder unter englische Herrschaft kam, wurde ihm die Professur plötzlich entzogen, ein schreiendes Unrecht, das er nicht lange überlebte. Von den vielseitigen literarischen Verbindungen, in denen der lebenswürdige Mann stand, giebt die vorliegende Auswahl der an ihn gerichteten Briefe einen Begriff. Außer den Briefen von B. Constant und Frau von Staël mögen als besonders werthvoll hervorgehoben werden diejenigen von Jakob Grimm, von Görres, von Koyebue, von Schelling. Mit dem letzteren hatte Villers einen scharfen Handel, wozu eine höchst absprechende Kritik des Philosophen den Anlaß gab. Ein Brief Goethes vom 11. November 1806 dankt für die Bemühungen Villers ihn bei den Franzosen einzuführen. Goethe dachte auch daran, ihn für die Farbenlehre zu interessieren. An Reinhard schrieb er im Juli 1810: „Er ist eine wichtige Person durch seinen Standpunct zwischen den Franzosen und den Deutschen, und es wäre mir bedeutend zu erfahren, wie er die Sache nimmt, da er wie eine Art von Janus bifrons herüber und hinüber sieht.“ Der Herausgeber, der den Briefen einen Lebensabriß von Villers vorausschickt, hat Anspruch auf Dank, daß er das Andenken des verdienten Gelehrten wieder aufgefrischt hat. L.

Frauen-Liebe und Leben. Liederzyclus von Adelbert von Chamisso, illustriert von Paul Thumann. Leipzig, A. Tise. — Eine Prachtpublication würdigster und edelster Art liegt vor mir, eine Verherrlichung von A. von Chamisso's tiefinnig empfundenem schönen Gedichte „Frauen-Liebe und Leben“. Es ist dies bekanntlich ein Liederkranz, welcher das Leben und Trachten des Weibes von dem ersten Erwachen der jungfräulichen Liebe bis zum hohen Alter in ergreifender Weise schildert. Es wurde von Schumann vortrefflich in Musik gesetzt und ist in solcher Form ein Liebling der deutschen Nation geworden. Kürzlich hat nun einer der geachtetsten deutschen Maler, Professor Paul Thumann in Berlin, dieses Gedicht auch in seiner Form und mit seinen Mitteln nachempfunden und nachgedichtet und hat es dadurch den Gebildeten unserer Nation, deren Charakter es so ganz und voll entspricht, wie ich glaube und hoffe, noch näher gebracht. Zu jedem der acht Lieder hat er je ein Bild gezeichnet, welches die Stimmung des Liedes in treffender Weise veranschaulicht. Wie die Lieder in einfachster Weise gebildet sind, so sind auch die Bilder einfach und anspruchslos, enthalten zum Theil nur eine einzige Figur. Sie sind mit den bescheidensten Mitteln dargestellt, mit der Feder gezeichnet und nur wenig getuscht — die Originalzeichnungen befinden sich auf der diesjährigen akademischen Kunstausstellung zu Berlin — aber tief empfunden und mit vollendeter Meisterschaft behandelt. Die Costüme der Gestalten und die Gegenstände der Umgebung sind im Stil jener Zeit gehalten, in welcher das Gedicht entstand; d. i. der Anfang unseres Jahrhunderts, ein Stil, der für die malerische Darstellung keineswegs günstig ist, welche aber, da der Maler die entstehenden Schwierigkeiten geschickt zu beseitigen wußte, zu der Einfachheit der Gedichte vortrefflich paßt. Der Text der Lieder ist auf besonderen, ebenfalls künstlerisch geschmückten Blättern beige gedruckt. Jedes Blatt ist mit einem Arabeskenkranz umgeben, in dessen Ranken und Blumenwerk der Künstler bemüht war die Stimmung des eingedruckten Liedes anzudeuten. In einigen Fällen ist es ihm gelungen; doch nicht immer. Zudem sind einige dieser Ornamente (zum Beispiel zu Blatt 7) entschieden zu schwer in den Formen. Die Nummern der Gedichte werden von geflügelten Genien getragen, welche durch ihre Geberden ebenfalls auf die Stimmung des betreffenden Gedichtes hinweisen. So ist Alles mit Liebe und Sorgfalt, mit Verständniß und künstlerischem Können durchgearbeitet und vollendet und zu einem einheitlichen Ganzen verbunden. Die Ausstattung dieses Buches, in einem bequemen großen Quartformat, ist eine classische. Die Bilder sind in der rühmlichst bekannten Anstalt von Albert Frisch in Berlin in meisterhafter Weise in Lichtdruck hergestellt. Sie sind ganz und gar und in jeder Beziehung Facsimile der Originalzeichnungen, eine Leistung, welche nur unter Benützung der neuesten Fortschritte der Technik zu erreichen möglich war. Die Umrahmung des Textes und die kleinen Nummerträger sind von Tegetmeyer in Leipzig vortrefflich in Holz geschnitten. Der Druck ist ein Meisterwerk. Der Einband, nach altem Vorbild, ist ein Muster guten Geschmacks. Man erkennt mit Wohlgefallen, daß der Verleger (Adolf Tise in Leipzig) das Beste gewollt und durch das Zusammenwirken glücklich gewählter Mitarbeiter, deren Namen er sämmtlich dankbar nennt, auch erreicht hat.

R. B.

---

 Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-handlung.

Ausgegeben: 13. November 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Aus der Wertherzeit.\*)

„Sie war gesprächlich heut, sie wird alle Tage liebevoller zu mir, sie sagt, mir erzähle sie gern, obschon manches in die Erinnerung zu wecken ihr schwer werde; sie sprach viel von der Mama, von ihrer Anmuth und feinem Herzen, sie sagte: Alles was Ihr Kinder an Schönheit und Geist theilt das hat Eure Mutter in sich vereint; und dann hat sie zu sehr geweint um von ihr weiter zu sprechen, die Thränen erstickten ihre Stimme. — Sie legte die Hand auf meinen Kopf während sie sprach, und als der Mond hinter den Wolken hervorkam, da sagte sie — wie schön Dich der Mond beleuchtet, das wär ein schön Bild zum malen. — Und ich hatte in demselben Augenblick auch den Gedanken von der Großmama, es war gar wunderbar wie sie unter einem großen Kastanienbaum mir gegenüberstand, am Kanal, in dem der Mond sich spiegelte, mit ihren großen silberweißen Locken ihr ums Gesicht spielend, in dem langen schwarzen Grosdetourkleid mit langer Schleppe noch nach dem früheren Schnitt der in ihrer Jugendzeit Mode war, lange Taille mit einem breiten Gurt. Ei wie fein ist doch die Großmama, alle Menschen sehen gemein aus ihr gegenüber, die Leute werfen ihr vor sie sei empfindsam, das stört mich nicht, im Gegentheil findet es Anklang in mir und obschon ich manchmal über gar zu Seltsames hab mit den andern lachen müssen, so fühl ich doch eine Wahrheit meistens in allem.“

Die Erzählerin ist Bettina, die Großmutter Sophie von La Roche. Ich habe die lange Stelle hierher gesetzt, weil das poesiegetränkte Buch „Die Glanderode“ heute nur wenigen bekannt oder zur Hand ist; ich möchte gern noch andere Blumen dieses wundersamen Irrgartens brechen, weil aus seinen romantischen Schatten mehr als eine große Periode, mehr als eine denkwürdige Generation vor das Auge des modernen Besuchers tritt. Die Ehrfurcht für das Alte ist ein schöner Zug der jungen Romantik und diese literarische Andacht so menschlich warm. Wie lebendig war das Leben verfloßener

---

\*) Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeper. Zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmales. Berlin, W. Gery. 1879.

Jahrhunderte in der Künstlerseele Achims von Arnim wiedererstand; mag Clemens Brentano noch so lech windbeuteln und in den köstlichen Briefen an Görres als echter Clemens Demens die tollsten Lügenmärchen aufstischen, wie ergreifend liebevoll hat er doch in einer unveraltbaren Novelle eine schlichte Greisin aus dem niederen Volke vorgeführt. Diese Ehrfurcht zielt auch Bettinen: sie sitzt stundenlang auf der Schwelle vor dem Fabulierstuhl der freilich ewig jungen Frau Rath Goethe und lauscht unter den Offenbacher Bäumen hingehend der Großmutter, welche auf- und abschreitend die Ranken biegt und dazwischen redselig von den Vorfahren der Familie, am liebsten von Bettinens Großvater La Roche plaudert. Ist sie besonders heiter oder weichherzig gestimmt, so verfällt sie unwillkürlich in die Mundart ihrer schwäbischen Heimath, so daß die Enkelin bald ein scherzhaftes „Du bist halt e verkehrts Dingele“, bald ein zärtliches „Tochter meiner Max, Kindele, Mädele“ zu hören bekommt. Einst Wielands Jugendgeliebte, seine „Doris“, wurde Sophie La Roche später Goethes Gönnerin und Freundin, die schwarzen Augen ihrer Tochter Maximiliane haben den Dichter des Werther gefesselt, und Maximilianens Tochter Bettina war die „kindliche“ Correspondentin des alternden.

So steigt eine lange Kette von Erinnerungen in uns auf, wenn wir von Loepers neue Spende mit der Theilnahme lesen, die ihr gebührt. Die Fassung ist musterhaft, wie das nicht anders zu erwarten war, denn wenn nach S. Hirzels Tode die Frage laut wurde: „Wer leitet nun die werthe Schaar?“ mußte die Antwort alsbald auf den Herausgeber der vorliegenden Briefe deuten. Diese Briefe sind in diesen Blättern schon von kundiger Seite in einer zusammenfassenden Uebersicht über literarhistorische Neuigkeiten kurz gewürdigt worden, aber ich möchte nochmals alle Goetheverehrer dringend einladen, die vom Bearbeiter und vom Verleger so geschmackvoll dargebotene Gabe nicht als ein bloßes Schaugericht zu betrachten, sondern sie sich ohne Säumen anzueignen.

Sind wir neulich in rheinische Gegenden gewandert, um in Marianne Willemer die Suleika des „Divan“ zu bewundern, so zieht es uns jetzt nach Ehrenbreitstein. Mariannen lag der Gedanke einer öffentlichen Dichterkrönung fern; was sie sagte, sagte sie leise. Anders, lauter ist das Literaturleben zu Ehrenbreitstein, das der junge Goethe auf seiner Rheinreise kennen und bewundern lernte. Hier fand er, was in Deutschland damals selten, wenn nicht einzig war, einen literarischen Salon, dem als Herrin eine gefeierte Dichterin vorstand, und wohin anerkannte Größen des geistigen Lebens ihre Schritte lenkten oder verehrungsvolle Briefe sandten. Frau La Roche stand auf der Höhe der Literatur, wie vorher im achtzehnten Jahrhundert kaum eine Zeit lang Gottscheds „geschickte Freundin“ Adelgunde. Wohl gemerkt in

Deutschland, doch durfte man den, welcher die französischen Salons vermischte, immerhin noch am ersten in dieses Haus weisen. Englischer und französischer Geist war hier eingebürgert; die Brieffchatullen der Julie Bondeli konnten über die gesellige Bildung der Encyclopädisten und das weltfremde Brüten des Eremiten Rousseau frisch orientiren; wenn auch wohl nicht so genau, daß Goethe einen Einblick in die geheimsten Verhältnisse d'Alemberts und der Espinasse gewonnen hätte. Gewiß aber hatte hier die deutsche Rousseau-gemeinde ihren Mittelpunkt. Uns fällt es heute schwer, der schriftstellerischen Bedeutung der La Roche gerecht zu werden. Ihr erstes Werk, „Geschichte der Fräulein von Sternheim“, von Wieland zögernd zu Markt gebracht, ist das bedeutendste in jeder Hinsicht, die folgenden — von einzelnen Partien, besonders auch in den Reisebeschreibungen, abgesehen — schleppend und langweilig, bis sich die rastlose Unterhalterin und Lehrerin immer mehr an „Deutschlands Töchter“ wendet. In der „Sternheim“ und in manchen Abschnitten der sich anschließenden Briefromane spricht eine hochgebildete, vom schalen Tugendroman der Engländer zu den liberalen Tendenzen Rousseaus weitergehende Frau. In der Geschichte des deutschen Romans der Moment des Schrittes. Wer heute von den albernen Caricaturen und der Aufklärungsbettelsuppe, mit denen eine Jahr für Jahr denselben Faden abstrickende Dame den Geschmack unseres Bürgerthums verdirbt, sich ärgerlich abwendet, wird sich der maßvollen Aufklärung der älteren Schriftstellerin freuen. Wir begreifen die Anziehung, welche Sophie auf Goethe übte, um so mehr, da neben der klugen Mutter die schöne Tochter stand. „Sei versichert, hätte die Venus-Urania noch ein Kind gehabt außer dem Amor, so mußte es das Ebenbild Deiner Mutter sein,“ dieses verzückte Lob legt Bettina der Großmama in den Mund. Sollte da nicht der Amorettdichter Johann Georg Jacobi als Freier anklopfen und — sich einen Korb holen? Schade, daß die Briefe der Max an ihn noch ungedruckt in Freiburg liegen und daß wir auch die „köstlichen Nachschriften“ nicht kennen, welche die Tochter den Briefen der Mutter an Goethe als willkommenes Dessert beigab.

Von Goethes Briefen war schon manches durch die Biographie der La Roche von L. Assing, den Catalog der Berliner Goetheausstellung, die Sammlung „Der junge Goethe“ und namentlich durch eine strengerem Ansprüchen nicht genügende Ausgabe Freses bekannt. Das prächtige Recept zur Homer-lectüre hatte Classen den in Frankfurt versammelten Philologen vorgelegt. Aber erst Voeper giebt uns gesicherte Texte, eine vorzügliche Einleitung und nicht minder rühmliche Anmerkungen. Man sieht die großen Fortschritte in der literarhistorischen Behandlung von Briefwechseln, welcher zuerst Schöll („Goethes Briefe an Frau von Stein“) den Weg gewiesen hat. Voeper macht uns zunächst mit den damaligen Verhältnissen der Rheinlande genau



vertraut, so daß uns dann die Baron Hohenfeld, Dumeix, Groschlag, d'Ester wie gute Bekannte begegnen; reiche Erläuterungen wechseln mit wichtigen Entdeckungen. Nachträge bringen Zettel von Merck und Venz.

Mit viel Glück werden die Dichtungen der La Roche als zeitgeschichtliche und biographische Quelle benutzt. Wir können etwa eine Romanscene, die einen Schlittschuhlauf schildert, neben die Erzählung Bettinens von Goethe dem Eisläufer halten; denn die Sternheim, wie Zeitgenossen gern die Schöpferin der Figur nannten, liebte es, Erlebnisse und Beobachtungen halbmaskirt fast so naiv wie Miller zu verwerthen. Anders Goethe; wie er aber Vorfälle in seiner Umgebung manchmal erst nach langen Jahren als dichterisches Motiv benutzte, hat Voepel, S. 59, an dem „Unglücksfall“ der vier Knaben kundig entwickelt, der im „Wilhelm Meister“ nachklingt.

Goethes Wege haben sich frühzeitig von denen der älteren Freundin getrennt. Er hatte ihr später nichts mehr zu sagen, während diese Briefe unschätzbar für unsere Kenntniß der Jahre 1773—1775 sind. Hier spiegelt sich die Wertherzeit, hier sehen wir ihn den „Schneeballen seines moralischen Jchs“ wälzen, hier in schwankenden aber nie leichtfertigen Urtheilen, z. B. über den Nachbar Gorgias Wieland seine reisende Erfahrung, in dem edlen Verhalten gegen Brentanos seine sittliche Tüchtigkeit erweisen.

Daß sein Verkehr im Brentanoschen Hause bedeutsam auf den zweiten Theil der „Leiden des jungen Werther“ gewirkt hat, wird allgemein zugestanden. Schon Zeitgenossen wußten, daß die schwarzäugige Lotte nicht mehr Lotte Buff-Restner, sondern Frau Max La Roche-Brentano, und der unliebenswürdige Albert nicht mehr der brave unbedeutende Restner, sondern der Frankfurter Kaufmann Brentano sei. Nicht ohne Grund bittet Goethe die Mutter (S. 78) ihm ihr „Gefühl üben zweiten Teil“ zu melden. Er war der Max gegenüber noch weniger ein schwacher Werther, als gegenüber Lotte Buff. Ernster Wille, sicherster Tact, haben ihn als Hausfreund der Brentanos nie verlassen und sind der jungen Frau sehr zum Segen gewesen. Sie war nicht glücklich. Seltsam nämlich, daß Sophie, die in ihrer Jugend leidenschaftliche Herzensneigungen mit Schmerz hatte unterdrücken müssen, später bei der Verheirathung ihrer Töchter nur der Stimme kalter Vernunft folgte. Frau Rath ereifert sich darüber in kräftigen Worten. Sophie war überhaupt nicht so sentimental wie viele meinten. Sie mißfiel durch ein anspruchsvolles Auftreten als Dame von Geist und Welt der Braut Herders. Daß sie auch grob sein konnte, hat die alte Schwäbin bei sehr gerechtem Anlaß dem „Geheimerath Schafkopf“ Knigge gezeigt.

Aber das fällt in spätere entbehrungsreiche Jahre. Als Goethe ihr schrieb und gelegentlich auch in ihre frauenzimmerliche Prosa, wie später in Lavaters geschmacklos rhythmische, einen „Würzruch seines Fäßleins dämpfte“, stand sie

in der hohen Mitte ihres Daseins. Wir wissen jetzt den angeregten La Rochefoucauld im Schönbartspiel Das „Jahrmarttsfest zu Plundersweiler“ gleichsam auf einer lustigen Maskerade zu finden. Wo zeigt ein junger Dichter ein solches Pandämonium von Stimmungen, wie der junge Goethe in diesen Jahren? Neben so fetten Farcen Töne der Wehmuth und tiefer Tragik, neben der Parodie auf die Herrenhuter u. s. w. eine hier zum ersten Mal abgedruckte Uebersetzung des Hohen Liedes (S. 124 ff.), neben dem Hanswurst die Titanen. Im „Jahrmarttsfest“ scherzt er ausgelassen und „turlupinirt“ die Leute, in „Götter, Helden und Wieland“ schlägt er munter auf einen der anerkanntesten Dichter los, um ein andermal kläglich zu zeigen, welche tiefe Verehrung und Bescheidenheit vor dem Großen, Ueberlegenen, was es auch sein mag, in ihm wohne und bis an sein Ende in ihm wohnen sollte. Alle kennen „Künstlers Apotheose“, das verklärende Gegenstück zu der Misere von „Künstlers Erdewallen“ — hier theilt uns Voepel den Vorläufer „Des Künstlers Bergötterung“ mit, datirt „Auf dem Wasser den 18. July. Gegen Neuwied. 1774.“ „Ganz, heil'ger Genius, versink' ich vor dir.“ In dieser Zeit des Ansturms gegen die alten Autoritäten sind die jungen Seelen von einem Bedürfniß und einer Fähigkeit enthusiastischer Hingebung und Anbetung geschwellt, die man oft zu sehr vergißt.

Ich wiederhole: dies Bedürfniß und diese Fähigkeit hatte auch die junge Romantik, welcher Bettina mit Leib und Seele angehört. Goethe ist ihr Götz. Die so scharf und entsprechend thöricht auch jetzt noch über sie urtheilen, zeigen nicht nur, daß sie keinen Funken von Poesie in sich haben, sondern auch, daß es mit ihrer so geflissentlich zur Schau getragenen Goetheverehrung gewaltig hapert. Wie viel verdankt nicht „Dichtung und Wahrheit“ der Neugier und dem festhaltenden Gedächtniß Bettinens, die recht eigentlich eine Mitarbeiterin daran genannt werden kann. Und wenn ich nochmals die „Günderode“ citiren darf, so ist selten das Verhältniß von Form und Inhalt treffender und gerade auf Goethes Dichtung anwendbarer ausgedrückt worden als in dem Satz (2, 135):

„Der größte Meister in der Poesie ist gewiß der, der die einfachsten äußeren Formen bedarf um das innerlich Empfangene zu gebären, ja dem die Formen sich zugleich mit erzeugen im Gefühl innerer Uebereinstimmung.“

Seit Meusebach und anderen steht fest, daß der „Briefwechsel mit einem Kinde“ keine zuverlässige Quelle ist. Daß jedoch nicht Betrug, sondern Dichtung und zwar ächte Dichtung hier getäuscht und gegaulelt hat, blieb vielen, ja den meisten verschlossen. Der Begriff einer getreuen Edition war Bettinen völlig entzogen. Hätte ihr jemand eine Vorlesung über die Pflichten der Kritik gehalten, sie würde mit aller Genialität und allen Unarten ihres Wesens derartige Zumuthungen abgelehnt haben. Kann man sich Bettina

als weiblichen Dünker denken? Voepel steht für die Briefe (und Sonette) selbstredend auf dem richtigen unbefangenen Standpunct, von welchem aus er bereits die treffliche Charakteristik „Bettina“ in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ entworfen hat. Jetzt erst sehen wir deutlich, wie das Kind allerdings oft umgedichtet, oft hinzugedichtet, oft aber Goethes Briefe zu unverändertem Abdruck gebracht hat. Die Aenderungen sind entweder Ausfluß einer lebhaft angeregten durchgehenden Phantasie oder einer ziemlich harmlosen Prahlucht: Goethe bittet wegen des Dictats um Entschuldigung, buzt sie wo er sie noch sieht, bestellt Grüße vom Herzog, rühmt ihre „tiefen, aus dem Geist und der Wahrheit entspringenden Ansichten“! Vierzehn ächte Briefe liegen nun vor, welchen Voepel die Abweichungen entgegenstellt; ebenso einem ausführlichen ächten Briefe Bettinens.

Um einige freilich an Werth unendlich geringere vergilbte Blätter und einige kleine Beobachtungen bei dieser Gelegenheit an den Mann zu bringen, sei eine Rückwendung in die Wertherzeit erlaubt. Voepel liefert hier den Nachweis, daß Goethe den 1. Februar 1774 am Werther zu schreiben begann, und stellt die sehr glückliche Vermuthung auf, daß dem Werther die von Weklar aus an Merck geschriebenen, später zurückerbetenen Briefe zu Grunde liegen. Nach Lotte Buff half die Max an dem Roman modeln. Haben wir aber nicht auch eine dritte ins Auge zu fassen, ob sie gleich viel, viel ferner steht, Frau von Stein? So viel ich sehe, hat bisher nur Schöll betont, daß die Weimarer Freundin wohl die Stimmung einiger Einschüßel in der schon 1782 bedachten, erst 1787 erschienenen Umarbeitung bestimmte. Wenn es kein anderes Beispiel giebt, wo ein Dichter in späteren Jahren so wunderbar den Ton einer verklungenen Zeit und Stimmung wieder getroffen hätte, und wenn das Beispiel der Zusätze im Werther auch für Goethe das einzige ist, so muß bedacht werden, daß Goethe in diesem einen Falle eben darum dazu fähig war, weil sein Verhältniß zu Steins trotz aller erdentlichen Verschiedenheit der Situation und der begleitenden Affecte doch immer gewisse Analogien zu seiner Stellung gegenüber Restners oder der gleichfalls schon sehr abweichenden zu Brentanos bot. Die sprachliche Feile brachte sein geklärter Geschmack, die feinere Motivirung seine künstlerische Gereistheit. Auch an dieser hat Frau von Stein Antheil. Das sind Allgemeinheiten. Hier ist hervorzuheben, daß die Zusätze zum Werther eben so Anklänge an Goethes Briefe an Frau von Stein enthalten, als die letzteren mehrmals in den alten Wertherton fallen.

„Gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte

und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu theilen“ . . . . solche Bekenntnisse der Umarbeitung deuten nicht auf Lotte, nicht auf Max, die „theure köstliche Frau“ hier ist in Weimar zu suchen. „O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre sie gewesen! — hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen“ . . . . wir denken an Goethes Wort, daß die liebe Frau seine Mutter und Schwester beerbt habe, an die tiefen Verse „Ach, du warst in abgelebten Zeiten Meine Schwester oder meine Frau“ oder an den bittersüßen Scherz, wenn ihm Gott ein Weib bescheerte wie die Schröter, würde er sie in Ruhe lassen. Er träumte, die Stein habe ihn an ein „artiges Mädel“ verheirathet, auf daß es ihm gut gehe (2. December 1781). 1776 sagt er ihr in Versen, sein Herz sei

„der alten Schmerzen voll.  
 Leb ich doch stets um derentwillen,  
 Um derentwillen ich nicht leben soll.“

halb darauf in Prosa: „Will mich in der Melancholie meines alten Schicksals weiden, nicht geliebt zu werden, wenn ich liebe.“ Auch sie hieß Lotte („der verwünschte Name verfolgt mich überall“, 1. Januar 1780). „Die Lotte, die auf dich vorgespult hat,“ schreibt er 1783 von der Heldin des Romanes; zwei Jahre früher ärgerte es ihn, daß der italienische Uebersetzer den „vielgeliebten Namen“ in Annetta verwandelt hatte. Als der alte sinnliche Mensch nach seinem eigenen Ausdruck führt er gern wie Werther zum Talisman ein Halstuch, eine Schleife oder die Uhr der lieben Frau mit sich.

Man muß sich hüten, den Einfluß der neuen Erfahrungen auf den alten Roman zu überschätzen. Hätte er ihnen bei der schwierigen Umarbeitung größeren Spielraum gegönnt, so wäre das Werk nicht mehr sein jugendlicher Werther geblieben. Die Geliebte, zu der er aussah wie zu einer gen Himmel fahrenden Madonna oder zu den Sternen des Firmamentes, hat nur über einige Stellen einen reineren Silberglanz gebreitet. Die große epochemachende Gewalt der Weimarer Erlebnisse lag dem Werther fern, und wir begreifen, daß dem Dichter sein Werk nach einigen Jahren „neu und fremd“ war.

Ein genrehafte Motiv der Handlung in der zweiten Ausgabe möchte ich aber zuversichtlich auf Frau von Stein zurückführen.

„Am 12. September. Sie war einige Tage verreist, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube, sie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tausend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund! sagte sie und lockte ihn auf ihre Hand; er ist meinen Kleinen zugebacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brod

gebe, flattert er mit den Flügeln und pickt so artig. Er küßt mich auch! sehen Sie!“ Er muß auch Werther küssen, der dabei liebevollen Genuß ahnt. Das Vöglein nimmt ihr dann Brosamen von den Lippen. Sie sollte meine Einbildungskraft nicht durch so reizende Bilder wecken! denkt Werther. „Und warum nicht? — Sie traut mir so! sie weiß, wie ich sie liebe!“

Ähnliches hatte Goethe Anfang August 1776 in Ilmenau erlebt; seine Stimmung — „wohl und doch so träumig“ — malt der Brief vom 8. August. Am 23. Februar 1784 schreibt er aus Ilmenau: „Ich bin in der Stube wo du mir ehemals mit dem zahmen Vogelchen begegnetest.“

Auch daß Werthers neu eingefügte Bitte den Sand von den „Zetteln“ weggelassen, da ihm bei raschem Fuß die Zähne geknistert, den täglichen Weimarer Liebesbotschaften entsprungen ist, wird man gern glauben. Derlei kleine Züge sind nie bloß erfunden.

Mit Goethes Weimarer Thätigkeit, seinen amtlichen Fahrten über Land und dem häufigen näheren Verkehr mit Bauern hängt die neue große zweiteilige Episode vom Bauerburschen zusammen. Geliebt ist die alte Liebe zu der „wahren Gebildeten“, aber Rousseau-Goldsmithsche Schwärmerei zu echter Kenntniß geworden. Der erste Werther zeigt die Landleute nur im Geist des Genres oder der Idylle, denn auch was der kleinen Wahlheimer Familie Herbes begegnet, könnte ganz wohl von Gessner oder einem anderen Arkadier erfunden sein. Hier nun Leidenschaft, Gewalt, Pathos, Tragik in der Dorfgeschichte, die sich zwar noch nicht selbständig ausgewachsen hat, aber nicht mehr als bloßes vignettenartiges Beiwerk dasteht. Den Anlaß vermag ich nicht sicher nachzuweisen. Im Allgemeinen sei etwa an Goethes Gespräch mit einem Handwerker erinnert (11. November 1785), der ihm sein Leben erzählt; „jedes Wort das er sagte war so schwer wie Gold und ich verweise dich auf ein Duzend Lavater'sche Pleonasmen um Dir die Ehrfurcht auszudrücken die ich für den Menschen empfand.“ Solche Scenen mußten die poetische Gestaltung niedrigerer Lebenskreise bedeutend vertiefen. Näher liegt es an Goethes Gegenwart bei Verhören und Confrontationen zu Ilmenau, 9. September 1780, zu denken, die ihm „ein groß Studium der Menschheit“ waren und nach denen er mit dem Herzog ein langes, ernstes Gespräch hatte.

Führt uns so die Geschichte Werthers durch manche Jahre und manche Orte, so darf sich vielleicht ein Recensent, der heute daran anknüpft, Sprünge gestatten. Ich könnte auch jeden der folgenden Findlinge leicht mit einem Motto aus Goethes Briefen an Sophie La Roche ausstatten.

Also zum ersten: *Tais Toi Jean Jaques ils ne te comprendront point!* (von Voepel S. 91). Eine ungedruckte briefliche Recension von Rector Schlegel in Heilbronn, 27. December 1774: „Nun habe ich die Leiden

des jungen Werthers auch gelesen, und ich urtheile davon, wie Sie. Goethe sollte es betitelt haben: Der Enthusiastische Selbstmörder. Ich habe wirklich das nicht darinn gefunden, was ich nach den prächtigen Ankündigungen unserer Zeitungsschreiber erwartet hätte und ich bin insonderheit auf den Herren in der Iris [Heinse] böß, daß er in einem solchen Posaumenton das Buch den Damen empfiehlt. Einzelne Stellen haben auch mich frappirt, aber das Ganze kan vielleicht nur eine solche enthusiastische Seele erheben, wie viele unserer jungen Zeitungsschreiber und Journalisten sind. Wem muß es nicht anstößig seyn, wenn Werther an einem Ort wünscht, ein Mailäfer zu seyn, um den Frühling recht empfinden zu können — und wem muß nicht vor allen den Sophismen ekeln, womit Werther seinen beschlossenen Selbstmord beschönigen will. Wenn inzwischen Werther wirklich so gewesen ist, wie ihn Goethe beschreibt, so scheint die Welt freylich eine empfindsame Seele weniger zu haben; aber sonst hat sie vielleicht an ihm nicht viel verloren, weil er bey seiner Denkungsart nur in einer Dichtermwelt würde brauchbar worden seyn. Wenn es wahr ist, was die chronique scandaleuse sagt, so mag seine Liebe zur Lotte auch nicht so heilig, rein, brüderlich — kurz so Klopstock-platonisch gewesen seyn, als sie Goethe beschreibt, und Lotte selbst mag vielleicht noch unschuldiger gewesen seyn.

Goethe mag das Böse verantworten, was sein Buch stiften kan und seine übertriebne Lobredner gleichfalls. Wenn nur kein Journalist und Anekdotenkrämer das Verbrechen begeht dem unglücklichen Vater Werthers die Augen zu öffnen und ihm ein Geheimniß zu verrathen, das den würdigen Mann in die Grube bringen könnte, dem man noch wenigstens ein zehnjähriges Leben wünschen muß, damit er sein opus immortale zu Stande bringe, welches doch unendlich mehr Nutzen, als alles Bardengeschrey bringen wird.“

Derselbe am 29. December 1774: „Aus Göttingen wird mir gemeldet, daß die Leiden des jungen Werthers im Braunschweigischen verboten seyn, sowol wegen der Schilderung des Braunschweigischen Gesandten, als auch vornehmlich deswegen damit Jerusalem das Buch nicht zu Gesicht bekomme. Auch sollen es die Theologen zu Göttingen wie billig für ein in Ansehung der Moral sehr verwerfliches Buch erklären und in der That wenn Bücherverbote dergleichen Schriften nicht noch mehr in die Hände Publikums brächten, so sollte man es aller Orten verbieten.“

2. „Merck sagt mir daß Sie von Jerusalem's Todte [30. October 1772] einige Umstände zu wissen verlangen“ (von Loeper S. 4). Jedenfalls war darüber viel verkehrtes Zeug im Schwange, namentlich in Weylar selbst. So berichtet die Hofkammerräthin Volz schon am 3. November 1772: „Miedel [der Klopianer] mag immerhin Kniescheiben zerfallen, dem Teufel mit allen seinen Werken und Wesen entsagen und Kreuz machen lernen, ich

nicht; auch mach ich es dem gewesenen Braunschweigischen legations secretaire Jerusalem — einiger Sohn des berühmten Theologen dieses Namens, der so eifrig gegen die Freygeisterey geschrieben hat — nicht nach. Dieser Antipode seines eigenen Vatters, hat sich vergangene Woche, Morgens 6 Uhr eine Pistole vor den Kopf geschossen, daß das Hirn in der Stube versprüzt lag, er aber doch noch lebend, jedoch wie leicht zu errathen — ohne Sinnen gefunden worden, welches auch noch bis Mittag 11 Uhr gewähret; dieses geschah sitzend vor einem Tische, worauf ein freigeisterisches Buch [Emilia Galotti!] lag — von was vor einem Autore, habe nicht erfahren — nebst einem eigenen Aufsatz [Von der Freyheit] von ihm, so noch unvollendet gewesen; eigentliche Haupt Ursache wußte man nicht, außer daß er nicht gerne hier seyn wolte, seinen Vatter auch darum ersuchet, es dahin einzuleiten, daß er abgerufen würde, dieser aber solches nicht vor gut hielte und ihm mit starken Drohungen befohlen, seiner Schuldigkeit gemäß, seinem Dienste besser als bisher vorzustehen, auch seinem Herrn Gesandten gehörigen respect und parition leisten solle, wie er denn in dreyviertel Jahren demselben nicht die Schwelle betreten, überhaupt einen übertriebenen Hochmuth besessen, welcher daraus abzunehmen, daß er sich im anfang bey grav Bassenheim in die Gesellschaft begeben, welches ihm dieser aber ganz verblümt zu verstehen gab, daß er nicht dazu gehöre; da er mit dem Erbprinzen erzogen worden, glaubte er, daß dieses ihn berechtigete, auch als Secretair überall hingehen zu dürfen.“ Professor Reinhard in Erlangen weiß, daß der Selbstmord nicht wegen „auschweifender Ambition“ sondern „unglücklicher Liebe“ erfolgt ist, während Schlegel 27. November 1772 fabuliert: „Man schildert mir ihn als einen sehr ludern jungen Menschen, der seinem wahrhaftig ehrwürdigen Vater manchen Kummer verursacht habe.“

3. Goethe, der in Weylar sich nicht an der großen Geselligkeit betheiligte, war der munteren und literarisch interessirten Frau Volz fremd geblieben. Sie schreibt an Ring 4. Juni 1772: „Die Frankfurter Gelehrte Zeitung kenne so wenig, als mich auf den offenen Kopf, der daran Antheil haben soll, besinnen kann.“ Ihre Briefe sind eine Chronik der Vergnügungen zu Weylar, ce fameux petit coin de l'Allemagne, wie der gesellig heitere Gotter den Sitz des Reichskammergerichts nannte: Legationssecretäre versuchen sich als Komödiendichter oder führen Braves Brutus und Lessings Schatz auf; es giebt Concerte, Verloosungen, Picnicks, Schlittenpartien. Bei letzteren glänzen Bassenheims besonders: vier Reiter vorn, vier hinten. Auf Redouten erscheint Gotter als Indianer oder als Bänkelsänger, während später Herr von Bretschneider einen wirklichen Bänkelsänger seine Mordgeschichte über Werthers Leiden in den Straßen Weylars abzingen ließ. Die Anregung zu dieser Posse hatte Ganz gegeben. Beide gehörten wie Goethe

der Wezlarer „Rittertafel“ an (vgl. von Voepers Anm. zu „Dichtung und Wahrheit“ 22, 324 ff.).

Ueber diese berichtet Bretschneider am 4. December 1792 aus Lemberg an Nicolai: „Ich habe einen unüberwindlichen Abscheu vor den Ritterromanen, die jetzt Mode sind: so daß ich keinen bis zu Ende lesen kann, wenn er auch noch so gut geschrieben wäre. Das Seltsame dabei ist, daß ich selbst die sehr unschuldige und zufällige Veranlassung zu diesem Geschmacke in Deutschland mit gegeben habe, und zwar so: Ich lernte Ganz im J. 1764 bei der Kaiser-Krönung Josephs kennen, und damals hatte ich noch keinen bessern Schriftsteller mit Original-Laune gelesen, als den Cervantes, so wie ich auch nicht sagen kann, daß ich deren nach der Zeit viele gefunden hätte. Genug, ich trieb meinen Spaß mit Ganz, nannte ihn meinen Sancho, und gewöhnte mich und ihn daran, daß wir nicht anders als im Rittertone mit einander sprachen, und nach unserer Trennung nicht anders uns schrieben. Unsere damaligen Liebchaften, die zum Theil wahre Mariatornen waren, nannten wir Prinzessinnen, und gaben ihnen hochtrabende Namen; so wie wir uns und anderen, die wir Ritter nannten, allerlei, anfangs spanische, und in der Folge altdeutsche Ritternamen beilegten. Ganz kam nach Wezlar unter einen Haufen junger Leute, die um der Kammergerichts-Bisitation willen sich dort aufhielten, (unter andern auch Göthe,) und setzte diesen Spaß auch unter diesen fort: so daß in Wezlar damals Ganz, Göthe, Goue, Jerusalem, und mehrere, die ich vergessen habe, immer nur von Rittern und Ritterwesen scherzten. Vermuthlich kam Göthe dadurch auf seinen Götz von Berlichingen [o nein!], der nach und nach ein anderes Ritterwesen geboren hat, wie es nun im Schwange ist. Man hat mir immer die Ehre angethan, mich für den ältesten Ritter zu erkennen, wenigstens von Seiten des Ritters Wunibald, das ist Ganz. Wenn das Ding nicht komisch behandelt wird, und zumal wenn die deutschen Rittergeschichten, ohne Witß und Laune, mit gezwungenen, antiquisirten Costüme und Sitten, aufgeführt werden: dann ekelt mir davor, als vor einer losen [sic] Speise; mögen sie in Geschichten, oder Romanen, oder Dramen dargestellt werden.“

Die Stelle findet sich in Gückingks vergessener Publication vom Jahre 1817: „Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris nebst Auszügen aus seinen\*) Briefen an Herrn Friedrich Nicolai,“ S. 313 f. Dieses Buch unterrichtet auch über Bretschneiders Verhältniß zu La Roches und Hohenfeld, unter dem er kurze Zeit mit wenig Erfolg arbeitete.

S. 372 ff. Coblenz, 16. März 1776. „Ich bin nun schon seit einigen

---

\*) Der Abdruck ist von willkürlichen Aenderungen nicht frei, wie der künftige Bearbeiter des Nicolaischen Nachlasses, Richard Maria Werner, am besten zeigen könnte.



Tagen bei dieser vortrefflichen Frau, und kann Ihnen weder die Größe ihres Verstandes, noch die Güte ihres Herzens, oder die Annehmlichkeit ihres Umganges genug rühmen. Sie ist Ihre Freundin gewiß mehr, als Sie denken können, und ich muß meinem Verdienste um Sie, mein Freund! Gerechtigkeit wiederfahren lassen: sie ist es jetzt mehr als jemals, nachdem sie Sie durch mich noch mehr als bloß von der Autorseite kennt."

Ufingen, 21. März 1776. „Ich werde nun nicht eher wieder schreiben, bis ich Ihnen zugleich das Bildniß der Frau von la Roche schicke. Hier auf diesem einliegenden Blatte werden Sie ihre Gesinnungen in Ansehung Ihrer sehen. Sie hat sich besonnen, daß es doch wohl seyn könnte, daß sie Ihnen nicht geantwortet habe; sie entschuldiget sich aber, wie Sie lesen werden; und wahrlich! dieser Frau liegt das beste Herz und jede Tugend so auf dem Gesichte: daß ich zweifle, ob sie jemals in ihrem Leben gelogen hat. Zu den seltsamen Begebenheiten ihres Lebens gehört die Anekdote: daß sie mit Wieland zwei Jahre versprochen war, und in dem Hause seiner Aeltern eben so lange gewohnt hat."

Coblenz, 21. Mai 1776. „Ich wünschte, daß Sie hier in Coblenz wären, und sich hier einen Monat aufhielten. Wer auf Ein Mal die wahren Charaktere der jetzt lebenden schönen Geister in Deutschland durchschauen will, der darf nur die Correspondenz der Frau von la Roche mit Fleiß und in der Reihe durchlesen. B. E. Venz, ein Mensch, der noch vor einem halben Jahre mit gebeugtem Knie, und in der ehrfurchtsvollsten Stellung, vor einer Frau, die ihm Gutes that, erschien; der sich, wie billig, nicht unterstand, etwas anders als ihre Protektion, oder eine Gabe von ihr zu erbitten — der ist kaum nach Weimar gerathen, so schreibt er, unter andern, ganz cavalierement: Madame! Schicken Sie mir doch einige französische Chansons; ich wünschte mich in den Abendstunden damit zu delassiren. — Sie glauben nicht, was es für impertinente, bettlerische und kleindentende Seelen unter den feinen Köpfen giebt. Aber sie so in ihrer Blöße zu sehen, ist eine Freude, und diese Freude hat Frau von la Roche. Sie hat einen so feinen Verstand als ein Mannskopf, und die Herren die sie für eine Gottschedin, oder Zieglerin, mit dreifachen Manschetten und einem Stoffkleide nehmen, betrügen sich, und machen ihr, die ihre Einsichten und Talente mehr versteckt, als damit prahlt, dadurch Vergnügen. Die beiden Jacobi, Wieland, Göthe, Heine, Merck, Herder, Gefner, alle Schweizer Gelehrte, und eine unzählige Menge anderer, stehen mit ihr im Briefwechsel, und sie denkt von allen unpartheyisch. Eine gewisse Demoiselle Bondeli in der Schweiz, ist ihre liebste Correspondentin; und wahrlich kann man nichts schöneres lesen, und nirgend einen stärkern Geist sehen, als in ihren Briefen."

Claudite jam rivos!

Erich Schmidt.

## Die Kaisermanöver.

In diesem Jahre hat sich die Reihe der Armeecorps geschlossen, welche seit dem deutsch-französischen Feldzuge durch den Kriegsherrn in ihren großen Herbstübungen nach einander besichtigt wurden. Es ist von unschätzbarem Werth, daß auch in der entlegenen Provinz dem letzten Soldaten durch die Anwesenheit des obersten Heerführers das ehrenvolle Bewußtsein der Zugehörigkeit zum großen Ganzen lebendig bleibe. Mit freudiger Genugthuung haben nach einander alle Gauen des Vaterlandes den innig verehrten Herrscher aus diesem Anlaß auf ihren Gefilden erscheinen sehen. Der Landmann hat aus eigener Anschauung die Rüstigkeit des greisen Feldherrn bewundert, zu dessen Fahnen er mit Stolz seine Söhne ziehen läßt. Nicht enden wollte der Jubel; alljährlich überboten sich die Provinzen, die städtischen Gemeinwesen, ihrer unverbrüchlichen Ergebenheit durch glänzende und eben so durch sinnige Feste Ausdruck zu verleihen. War es doch eine stets wiederholte Feier der unvergleichlichen Siege, welche dem pflichttreuen Fleiß in langer Friedensschule, den gemeinsamen Opfern des schweren Kampfes zum Lohne wurden. Diese Kriegsfertigkeit zu erhalten, allezeit gerüstet darzustellen, sind die großen Uebungen bestimmt.

Die Bedeutung der Manöver für die militärische Ausbildung ruht auf der treuen Nachahmung der wirklichen Kriegslage. Die Führer sollen sich üben, um umfangreiche Massen zu bewegen, auseinanderzuhalten, zu vereinigen, die Truppe bedarf der Gewöhnung, ein Gefecht im Verein mit Nachbartruppen, mit den anderen Waffengattungen durchzuspielen. Für beide Zwecke und ihre Erfüllung bleiben verschiedene Voraussetzungen maßgebend. Die Wiedergabe der kriegerischen Verhältnisse in ihren großen Zügen, in der Gegenüberstellung der streitenden Theile auf gehörige Entfernung, ist leichter als die Darstellung eines wahrscheinlichen Kampfbildes. Es gelingt auf einfache Weise, den Gegnern eine deutliche Vorstellung des Aufbaues der eigenen Heeresmacht, ihrer Ziele und Hülfsmittel zu geben. Eine sorgfältige Ausbeute der Kriegserfahrung lehrt auf beiden Seiten dasjenige Maß der Kenntniß über den Stand der Dinge und Kräfte beim Feinde zu verbreiten, welches dem Kriegszustande entsprechen würde. Ungleich schwerer ist die naturgetreue Darstellung eines wechselvollen Gefechts. Nach beiden Richtungen stellen erhebliche Schwierigkeiten den Werth der Uebungen mehr oder weniger in Frage. Die Methode, welche sich durch Handhabung derselben seit den Zeiten Friedrichs im preussischen Heere herausgebildet hat, liefert der unparteiischen Leitung zahlreiche Mittel, den Gang des Manövers in der beabsichtigten Rich-

tung zu erhalten, allein es bedarf einer hohen Meisterschaft, den vielgegliederten Apparat kunstgerecht arbeiten zu lassen.

Die erste Aufgabe des Leitenden ist die Erfindung einer Kriegslage und die Fixirung derselben in scharfen Zügen, so daß die Phantasie der beiden Gegner nicht zu willkürlichen Unterstellungen gelangen kann. Schon bei dieser vorbereitenden Thätigkeit pflegen die Friedensverhältnisse erschwerend einzuwirken. Die Vertlichkeit, in welcher das Manöver vor sich gehen soll, ist zwar frei zu wählen innerhalb der Grenzen des ländlichen Bezirks, der Truppeneinheit, allein es handelt sich darum, ein wechselvolles Gelände zu finden, welches die Uebungen lehrreich macht und die Beschädigungen der Flur mit mäßigen Kosten zu ersetzen gestattet. Aus diesem Grunde, sowie der nöthigen Vereinbarungen mit den bürgerlichen Behörden wegen ist es erforderlich, daß der Gang des Manövers im Großen und Ganzen einen planmäßigen Verlauf nehme. Dennoch muß die Freiheit der Entschliebung den einzelnen Führern gewahrt werden, und die Wendung, welche das Manöver in Folge der beiderseitigen Maßnahmen nimmt, zum Austrag kommen. Eine Abweichung von der Wirklichkeit liegt weiter darin, daß im Manöver jeder Uebungstag zu einem Gefecht führen muß, während im Felde lange Perioden der Märsche den einzelnen Zusammenstößen vorausgehen.

Hierdurch bleiben die Truppen beständig in naher Berührung, da andererseits die Rücksicht auf die Entfernung der häufig weit verstreuten, weil ungleich schwächer als im Kriege belegten Quartiere die Zeitdauer der eigentlichen Uebung einschränkt und eine künstliche Vergrößerung des Abstandes verbietet. Die Bekanntschaft mit der Vertlichkeit ist während der auf einander folgenden Gefechtstage eine größere als dies wenigstens im Bewegungskrieg der Fall ist.

Die obere Leitung besitzt nun zahlreiche Mittel, diese Unwahrscheinlichkeiten auf ein geringes Maß einzuschränken. Bei der Erfindung der Kriegslage kann für den immerhin kleinen Heeresheil eine Annahme geschaffen werden, welche sein Auftreten als selbständiger Körper in der Abtrennung von einem seitwärts oder weiter zurück gedachten Heere begründet. Am besten ist es freilich, wenn von umständlichen Angaben der gegnerischen Verhältnisse ganz geschwiegen wird und jeder Gegner nur erfährt wo er herkommt, was er soll und wo er allenfalls Unterstützung oder Deckung im Fall des Zurückgehens zu erwarten hat. Im anderen Fall bleiben trotz gründlicher Klarlegung der Lage nothwendig Punkte, welche eine individuelle und von derjenigen des Leitenden abweichende Auffassung erfahren. Der Verlauf der Uebungen macht es indeß dem Letzteren nöthig, auf die Gesamtlage zurückzugreifen, um den planmäßigen Ausgang zu sichern. Um dies zu übersehen, fordert er die Meldung der für den nächsten Tag getroffenen Anordnungen.

Geht daraus hervor, daß die Gegner sich unter ungünstigen Verhältnissen treffen würden, so vermag ein Hinweis auf eine von der gedachten Hauptarmee eintreffende Zuschrift die Aenderung derselben, ohne unmittelbare Beeinflussung der Führer herbeizuführen. Ein solches Verfahren entspricht den Vorkommnissen des Krieges, wo nicht selten während der Nacht Befehle von höherer Stelle oder Meldungen über den Feind eingehen, welche die Disposition für den folgenden Tag umwerfen oder abändern. Bis hierher, bis zum Erlaß des ersten Befehls, wird unbedingt der Wirklichkeit entsprechend gearbeitet und damit ein wesentlicher Zweck erreicht. Die Führer erproben ihre Fähigkeit, Verhältnisse, ähnlich wie sie der Krieg bringt, schnell und sicher aufzufassen, zu beurtheilen, und der gewonnenen Ansicht gemäß zu handeln. Aus den Maßregeln, welche hüben und drüben getroffen worden sind, entwickelt sich nun eine neue Lage. Es handelt sich daher weiter, die Anordnungen praktisch zu erproben und zu entscheiden, welcher Theil seine Absicht durchsetzt. Diese Entscheidung bringt im Feldzuge nur das Gefecht selbst. Von wesentlichem Einflusse auf den Ausgang eines solchen bleibt jedoch die Lage, in welcher sich beide Gegner bei Beginn treffen. Diese ist aber Ergebnis des Anmarsches, der Bewegungen außerhalb des Gesichtskreises des Feindes, kurz, aller einleitenden Vorgänge. Die Entschlüsse können also durchaus in kriegsgemäßer Weise ins Werk gesetzt werden. Allerdings sind ja im Frieden die Stärkeverhältnisse gegenseitig bekannt, jedoch bleibt es immer ungewiß, an welcher Stelle man den Gegner stark antrifft, und schließlich giebt die Anwendung von Flaggen, welche Truppentkörper anzeigen, eine Mahnung, sich vor Ueberraschungen zu hüten. Hierin liegt der Zwang für jeden Theil, seine Bewegungen dem Blick der feindlichen Späher zu entziehen und über den Aufenthalt und die Vertheilung der feindlichen Streitkräfte selbst Nachricht einzuziehen. Stoßen dann die vordersten Abtheilungen zusammen, so vermögen die Führer die Befehle zur Einleitung eines Gefechts, die Anordnungen zur Heranziehung ihrer Massen nach bestimmten Punkten auf Grund derselben Ueberlegungen zu treffen, welche sie in Wirklichkeit durchzudenken haben.

In seiner theoretischen Gestalt reicht somit der Manöverapparat aus, eine naturgetreue Darstellung des Krieges bis auf die Durchführung des Kampfes selber zu veranstalten. In der Praxis bieten sich noch einige Reibungen, welche die Wahrscheinlichkeit beeinträchtigen können. Bei jeder feindseligen Maßnahme wird das Bestreben wenigstens auf einer Seite vorwalten, den Zweck durch Bewegungen zu erreichen, welche den Gegner in ungünstige Lage bringen, also einen Zwang auf seine weiteren Schritte ausüben. Bei glücklicher Anwendung dieses Mittels kann derselbe sogar zum gänzlichen Aufgeben seiner Absicht genöthigt werden. So wird der Verthei-

diger abziehen müssen, wenn sein Rückzug ernstlich gefährdet erscheint, oder der Angreifer wird seinen Vormarsch einstellen, wenn er den Gegner nicht vor sich, sondern in seiner Seite anrückend findet. Diese Maßregeln sind es gerade, welche auch beim Manöver am besten eine sichtbare Einwirkung ausüben und der Begriff „Manövriren“ hat die Bezeichnung Manöver gebräuchlich gemacht.

Zur Anwendung dieses Mittels gehört aber eine sichere Kenntniß über die Zustände beim Feinde, weil eine umgehende Truppe ihre eigene Flanke bloßgibt, mithin selber umgangen werden kann. Im Felde wird man daher weit vorsichtiger dies Hülfsmittel anwenden, als bei der Friedensübung, wo man sicher sein darf, wenigstens keine überwältigende Mehrzahl beim Gegner zu finden. Derartige Umgehungen muß der Leitende einschränken, wenn er die Wirklichkeit zur Anschauung bringen will.

Es tritt noch ein Gesichtspunct hinzu. Im Kriege wird eine endgültige Entscheidung nie ohne Kampf herbeigeführt. Armeen, welche dauernd manövriren wollten, sind schließlich zur Schlacht gezwungen worden und meist unterlegen. Vor hundert Jahren, als man sich zum Kampf auf langen Linien in fest geordneten Treffen aufstellte, konnte ein Friedrich wiederholt durch einen kühnen Marsch das ganze kunstvolle Gebäude nach kurzem Waffengebrauch umstoßen. Traten die Colonnen zu früh ins Gefecht und gelang es dem Feind, seine Front zu verändern, so war die Umgehung in Gefahr zu scheitern. Die Niederlage bei Kollin nahm einen solchen Verlauf. Heute, bei der gesteigerten Beweglichkeit aller Heeresglieder verzichtet man auf den Kunstgriff in dieser Form. Es ist immer noch die Flanke, des Feindes schwächster Punct, die man mit Macht zurückzuwerfen strebt, allein man sucht diese Wirkung durch die von Anfang gewählte Marschrichtung und durch das freie Zueinandergreifen der einzelnen, auf verschiedenen Straßen bewegten Heereskörper herbeizuführen. Der schließliche Kampf ist für die Truppe selber im Wesentlichen immer Front gegen Front. Bei kleineren Abtheilungen, wie sie die Friedensmanöver doch immer nur einander gegenüberstellen, findet daher die umgehende Truppe fast immer den Feind frontal sich gegenüber und das Gefecht erfolgt um gar nichts günstiger, als wenn der Angriff vor Beginn der Umgehung gleich geradeaus gegangen wäre. Werden solche weit ausholenden Bewegungen nicht durch den Leitenden abgewendet, so geht die Zeit für die Schulung der Truppe im Gefecht selbst verloren.

Im Gefecht ergeben sich allerdings Unnatürlichkeiten, zuvörderst, weil es schwerer ist, die Waffenwirkung zum Ausdruck zu bringen. Die einzelnen Abtheilungen gehen gegen einander vor und gerathen in verhältnißmäßig viel zu kurzer Zeit in solche Nähe, daß in Wirklichkeit der Nahkampf eintreten müßte, der sich beim Friedensmanöver durchaus nicht darstellen läßt. Ein

Correctiv liegt für diesen Mangel in der Einsetzung besonderer Schiedsrichter, deren Amt bei kleineren Verhältnissen der Leitende selber übernimmt. Auf bestimmte Abschnitte des Feldes vertheilt haben sie die Aufgabe, den Anmarsch, die Entwicklung, die Bewegungen der Truppen im Feuer zu beobachten, sowie die Waffenwirkung und eventuellen Verlust zu schätzen. Aus dieser Abwägung ergiebt sich ihr Schiedsspruch, welcher dem Angreifer den Sieg zuertheilt oder ihn wieder zurückweichen heißt. In der Regel tritt dies Urtheil erst zu Tage, sobald eine Bewegung zu Ende durchgeführt ist und der oben angedeutete Moment da ist, wo die Truppen zu nah auf einander stoßen. Eigentlich muß sich aber die Einwirkung der Richter fortwährend fühlbar machen, um die Truppe zu zwingen, die Einwirkung der feindlichen Geschosse, zumal der Artillerie, sich klar zu machen, wozu dieselbe in leicht begreiflicher Ungeduld und ausschließlicher Aufmerksamkeit auf ihr engeres Ziel nicht geneigt ist. Dieser Uebelstand ist vielfach empfunden worden und neuerdings hat man zu dem Mittel gegriffen, in den feuernden Batterien farbige, weithin sichtbare Tafeln aufzurichten, deren Zeichen anzeigt, auf welche Truppengattung im gegebenen Augenblick ihre Schüsse gezielt sind. Diese Maßregel ist recht gut erdacht und gewährt gleichzeitig den Schiedsrichtern einen Anhalt, während sie die Truppe warnt.

Wenn oben von der Neigung die Rede war, den Feind durch Märsche zu umgehen, so tritt diese im Gefecht selber noch weit stärker zum Vorschein, einmal aus dem Grunde, weil Jeder sehr gut fühlt, wie mißlich ein frontales Anlaufen überhaupt auszuführen ist, dann auch, weil nur durch eine Flankirung der Feind beim Manöver thatsächlich zum Weichen gebracht wird. Gegen diesen Trieb anzukämpfen ist die schwierigste Aufgabe einer gewissenhaften Leitung. Erfahrungsmäßig ist eine Umgehung auf dem Schlachtfelde nur möglich, wenn sie weit genug außerhalb des Waffenbereichs angesetzt ist. Da dies im Felde bei der Unkenntniß über die Kräfte und Aufstellung des Gegners nicht immer richtig einschlägt, wird ein Frontalangriff für die Truppen unvermeidlich, und hierin gilt es gerade die größeren Verbände zu üben. Die Leitung wird daher das größte Gewicht darauf legen müssen, eine ruhige Entwicklung in angemessener Breite und danach erst ein geordnetes gleichmäßiges Vorgehen ausgeführt zu sehen, sonst würde das Manöver in ein Spiel ausarten. Wenn hier die Schiedsrichter, als Gehülfen des Leiters, zweckmäßig eingreifen, so wird ein allmählicher Fortgang des Gefechts bewirkt, welcher der Wirklichkeit näher kommt. Die Hilfsmittel, um entstandene Unnatürlichkeiten wieder auszugleichen, bestehen darin, einzelne Truppentkörper, sobald dieselben in eine besonders gefährdete Lage gerathen sind, auf längere oder kürzere Zeit außer Gefecht zu setzen, um die Schwächung der Streitkraft zu charakterisiren.

Auf diese Weise kommen die Führer der beiden kämpfenden Theile auch während des Gefechts in die Lage, gegenüber den plötzlich wechselnden Verhältnissen neue Befehle auszugeben. Die Schwierigkeit, welche dies im Kriege wegen der häufig eintretenden Loderung der Truppenverbände bereitet, läßt sich freilich nicht zum Ausdruck bringen, wohl aber diejenige Ausübung der Führerschaft, wie sie angestrebt werden muß. In diesem Sinne hält eine gute Leitung mit großer Strenge darauf, daß die Commandirenden sich persönlich nicht weiter nach vorn begeben, als sie vernünftiger Weise im Kriege dem Kugelregen sich aussetzen dürfen. Da es häufig bequemer ist, unmittelbar aus der Schützenlinie die Bewegungen anzuordnen, so wird solches beim Manöver von den Führern unwillkürlich versucht werden. Trotzdem ferner im Frieden Befehle an entferntere Punkte des Kampfgebietes sicherer gelangen als im Kriege, wo dem Ueberbringer Gefahren drohen, wird leicht die Neigung vorwalten, die Stäbe zahlreich auszustatten, um stets einen Reiter zur Entsendung zu haben. Im Kriege verbietet sich dies von selbst, und es pflegt das Anzeichen einer schwächtlichen Führung zu sein, wenn zu viele Personen sich um die höheren Stellen sammeln und dort wesentlich ein mißliges Leben führen, wie dies in Armeen zweiten Ranges zuweilen beobachtet worden ist. Aus diesem Grunde darf dies auch beim Manöver nie geduldet werden.

Werden die erwähnten Bedingungen mit peinlicher Genauigkeit erfüllt, so ist es möglich, bis zum letzten Moment ein kriegsgetreues Bild durchzuführen. Ist das Gefecht so weit gediehen, daß in Wirklichkeit der Ausgang von der Energie der Kämpfer abhängen würde, so gebietet ein Signal sämtlichen Truppen Halt. Der Leitende fällt dann die Entscheidung über den Ausgang des Gefechts und faßt die durch den Verlauf desselben geänderte Situation zusammen. Nach dieser Kritik beginnt das Manöver von Neuem, um das Nachspiel eines Gefechts zur Anschauung zu bringen. Schließlich nehmen beide Theile unter dem Schutze der Vorposten ihre Ruhestellungen ein.

Die obigen Bemerkungen geben zu erkennen, welcher Ernst neben aller soldatischen Frische dem Manöver inne wohnt. Einen Theil ihres Werthes können dieselben leicht einbüßen, sobald der ganze Vorgang neben dem Zwecke der Belehrung der Theilnehmer den Charakter einer Schaustellung annimmt. Bei der Anwesenheit vieler Fremden ist es unvermeidlich, daß die Manöver von ihrer Ursprünglichkeit einbüßen. Das Bestreben, ein abgerundetes, bequem übersichtliches Bild zu zeigen, wird leicht die Leitung veranlassen, die Handlung auf Zeit und Raum zusammenzudrängen. Die Maßnahmen der Gegner werden, wenn auch nicht verabredet, so doch hin und wieder künstlich einander angepaßt werden, um bestimmte Gefechtsmomente und Effecte vor-

zuführen. Für die Truppe wird darüber das Manöver leicht zu dem, was man, im Gegensatz hierzu, ein parademäßiges Exerciren nennt, welches sehr nützlich sein kann, aber zu anderen Zeiten geübt wird; die Führer ihrerseits aber bleiben nicht unbefangen in der Ausführung ihrer Entschlüsse.

Eine derartige Abschwächung müssen die Manöver naturgemäß erleiden, sobald aus der Uebung eine Besichtigung durch den obersten Kriegsherrn wird, zu welcher sich aus ganz Europa Zuschauer einfänden. König Friedrich duldete in alter Zeit als solche nicht einmal die eigenen Offiziere, sobald sie nicht dienstlich zur Stelle waren. Heut wie in den späteren Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege sind die Manöver der Sammelplatz einer ganzen Schaar zum Theil mißgünstiger und lauernder Beobachter aus fremden Armeen. Unter diesen Umständen wird vielleicht in Zukunft eine Einschränkung in der Wiederkehr der Kaisermanöver stattfinden, da es schwer ist, die Zahl der Gäste zu verringern. Die Rücksicht auf die Unterbringung derselben erfordert, daß die Manöver in Nähe und in bequemer Verbindung mit einer größeren Stadt abgehalten werden.

Die Folge hiervon ist, daß die Uebungen wiederholt in demselben Gelände hin und her gezogen werden, damit der Weg für die Zuschauer nicht zu weit werde. Dadurch gewinnen dieselben leicht einen Charakter, der bei den Uebungen der ehemaligen Kaiserlichen Armee im Lager von Châlons, sowie wohl jetzt noch in der von Zarskoe-Selo vorwaltet. Rücksichten auf billige Unterbringung der Truppen in Baracken, sowie auf den Wegfall der Entschädigung für die Zerstörungen an Bodenfrüchten haben auch bei uns in Deutschland mehrfach den Gedanken angeregt, die Herbstübungen in sogenannten stehenden Lagern abzuhalten. Ähnlich finden ja bereits die Schießübungen der Artillerie nothwendigerweise alljährlich auf denselben vorbereiteten Flächen statt. Zum Glück für die kriegsgemäße Ausbildung der Truppe ist bisher diese Einrichtung für die Manöver unterblieben.

Die Uebungen der einzelnen Divisionen des Heeres finden alljährlich in anderen Gegenden statt. Die großen Kosten, welche dieselben verursachen, werden vollauf ausgeglichen durch den praktischen Nutzen, den alle Betheiligten daraus zu ziehen vermögen. Deshalb muß diese Gelegenheit überall in scharfsinniger und folgerichtiger Weise ausgebeutet werden, um ein treues Bild der wirklichen Verhältnisse des Krieges zu geben. Es erscheint um so mehr geboten, die Handhabung der Manöver kunstvoll zu verbessern, als die übrigen Heere Europas seit dem Feldzug in Frankreich die preussische bewährte Methode sich angeeignet und mehr oder weniger eine der unsrigen gleiche Gewandtheit darin erlangt haben, wie der innere Werth ihrer Truppen sich überhaupt dem der deutschen nähert. Ihre Heereseinrichtungen sind nach preussischem Vorbilde umgeformt, und vermöge dieser Maßregeln übertreffen



ihre Streitkräfte bei der ersten Aufstellung im Fall eines Krieges zum Theil diejenigen des deutschen Heeres an Zahl. Hierin allein hat noch zu keiner Zeit der Geschichte eine Gefahr für den schwächeren Theil gelegen. Allein der siegreiche Ausgang der Kämpfe beruht auf dem Verständniß, mit dem alle Glieder des Heeres ihre Aufgabe lösen, und dies kann geweckt werden nur durch emsige Fortbildung der kriegsähnlichen Uebungen.

Strasburg, im November.

## Das schweizerische Budget.

Am 13. October dieses Jahres hat der Bundesrath der schweizerischen Eidgenossenschaft seine Botschaft an die Bundesversammlung, betreffend das Budget für das Jahr 1880, erlassen, welches die Einnahmen auf roh  $40\frac{1}{2}$  Millionen Franken, die Ausgaben auf roh  $40\frac{3}{4}$  Millionen Franken veranschlagt. Bereinigt man diese rohen Summen derart, daß in den Einnahmen nur solche Posten erscheinen, welche in der That und ihrem Sinne nach Einnahmeposten bilden, und thut man dergleichen mit den Ausgabeposten: so fällt unter andern vor allem die bedeutende Summe des in den Hoheinnahmen und Hoheausgaben aufgeführten Post- und Telegraphenbetriebes fort (statt roh 17 Millionen Einnahme und roh 16 Millionen Ausgabe netto 1 Million Franken Einnahme) und das Budget stellt sich etwa folgendermaßen:

### Einnahmen:

1) Aus den Zöllen . . . . .	$16\frac{1}{2}$ Mill. Franken		
abzüglich die Kosten der Zollverwaltung	$1\frac{1}{2}$ „ „	15	Mill. Franken
2) aus Militärpflichtersatzsteuer . . . . .		1	„ „
3) aus Post und Telegraphen . . . . .		1	„ „
		zusammen 17 Mill. Franken.	

### Ausgaben:

1) Militär . . . . .	12	Mill. Franken
2) allgemeine Verwaltung . . . . .	1	„ „
3) Straßenbau und Polytechnikum . . . . .	$2\frac{3}{4}$	„ „
4) Amortisation und Zinsen der Anleihen . . . . .	$1\frac{1}{2}$	„ „
	zusammen $17\frac{1}{4}$ Mill. Franken.	

Außerdem ist durch das Alpenbahnsubventionsgesetz vom 22. August 1878 die Eidgenossenschaft verpflichtet, der Gotthardbahn und der Monte-Cenerobahn eine Subvention von  $6\frac{1}{2}$  Millionen Franken zu leisten, welche zwar für die Jahresbudgets in Raten von je  $\frac{1}{2}$  Million auf dreizehn Jahre vertheilt worden sind, während die Bahngesellschaften diese Summen factisch schon

in drei Jahren ausbezahlt erhalten sollen, so daß die Nothwendigkeit entsteht, eine Anleihe zu contrahiren.

Mit alledem ist ein mühsames Gleichgewicht hergestellt worden, Dank einerseits der Sparsamkeit, deren man sich beflissen hat, Dank andererseits den etwas erhöhten Einnahmen, deren Quellen man neuerdings einer Revision unterworfen hat.

Eben diese letzteren haben theils an sich, theils in ihrem Zusammenhange mit den cantonalen Steuersystemen so viel Bemerkenswerthes für das Ausland, daß es der Mühe werth ist, mit ein paar Worten auf die charakteristischen Hauptpuncte die Aufmerksamkeit zu lenken.

Seit sich durch die Bundesverfassung vom Jahre 1848 der neue Eidgenössische Bundesstaat constituirte, basirte man die Ausgaben desselben wesentlich auf die mäßigen Eingangszölle der Zollgrenze. Bis zur Zeit der großen französischen Revolution hatte die Eidgenossenschaft überhaupt keine selbständigen Organe und daher auch keine selbständigen Einnahmen oder Ausgaben. Und als nach den mißlungenen Experimenten der französischen Epoche durch den Bundesvertrag vom 7. August 1815 die alte Tagsatzung restaurirt wurde, da war die Unfertigkeit der politischen Gemeinschaft durch die Geringfügigkeit der finanziellen Bedürfnisse deutlich bezeichnet. Noch im Jahre 1846 betrug der gesammte Bundesaufwand kaum eine Sechstel Million alte Franken oder eine Viertel Million neue Franken an ordentlichen Ausgaben. Die gemeinschaftlichen Einnahmen aus den Eingangszöllen an der schweizerischen Grenze betrugen eine Viertel Million, dagegen die Summe der Zölle von Canton zu Canton gegen zwei Millionen. Obwohl nun der Bundesstaat von 1848 ganz andere Anforderungen stellte und ein einheitliches Grenzzollsystem schuf, welches zugleich die inneren Zollschranken unterdrückte: es blieb doch im Vergleich zu anderen Staaten der Bundesbedarf immer noch ein geringer, und es genügten sehr niedrig normirte Eingangssätze, deren Niedrigkeit zugleich den vorherrschenden freihändlerischen Wünschen entsprach. Selbst bei der allmählichen Zunahme der Ausgaben und bis in die Bedürfnisse der durch die revidirte Bundesverfassung von 1874 gesteigerten Centralisation hinein schien zufolge der erheblichen Zunahme der Einfuhrquantitäten dieser Tarif zu genügen. Bis seit dem Jahre 1876 der Rückgang der Einfuhr und damit der Einnahmen eintrat und zu einer Revision des Bestehenden veranlaßte.

Bundesrath und Bundesversammlung haben sich in den letzten Jahren mit dieser Angelegenheit eingehend beschäftigt und ansehnliche Actenstücke zu Tage gefördert, ohne indessen bereits zum Abschluß gelangt zu sein.

Hinsichtlich der Ausgaben wurde constatirt, daß durch die neue Verfassung dem Bunde eine Mehrbelastung von 10 Millionen Franken zugemuthet

worden, nämlich 9 Millionen mehr für das Militärwesen, an sonstigen Ausgaben (namentlich für Straßenwesen) 1 Million. Hingegen sind dem Bunde durch die neue Verfassung nur 4 Millionen an neuen Einnahmen zugewiesen, nämlich vermöge des Fortfallens der jährlichen Herauszahlung von cantonalen Antheilen an den gemeinsamen Grenzzolleinnahmen und den Posteinnahmen, zusammen 3 Millionen Franken und ferner durch die Bruttohälfte der neuen eidgenössischen Militärpflichtersatzsteuer in Höhe von nahezu 1 Million Franken. Die Cantone haben durch die neue Centralisation des Militärwesens etwa  $5\frac{1}{2}$  Millionen Ausgaben auf den Bund abgewälzt, sind also, weil sie dafür nur 4 Millionen Einnahmen abgegeben haben, um  $1\frac{1}{2}$  Millionen erleichtert worden. An weiteren Ausgaben stehen dem Bunde nicht nur die oben bereits erwähnten  $6\frac{1}{2}$  Millionen Franken an Alpenbahnsubvention bevor, sondern es wird namentlich die gesteigerte Fürsorge für die militärische Wehrhaftigkeit die Errichtung größerer Werke zur Landesvertheidigung nothwendig machen.

Hinsichtlich der Einnahmen ergab sich bei dieser Sachlage die Nothwendigkeit, die hauptsächlichste Quelle der Bundeseinnahmen, nämlich die Zollsätze auf den Eingang der Waaren zu prüfen und die naheliegende Möglichkeit einer Erhöhung der bisher so niedrigen Sätze ins Auge zu fassen. Der bisher geltende Zolltarif sei hier kurz gekennzeichnet. Gewisse minimale Sätze sind auf fast alle Gegenstände ausgedehnt, welche eingeführt oder ausgeführt werden (für die Einfuhr 15 Centimes per Centner und für die Ausfuhr 10 Centimes per Centner). Die Folge davon ist, daß die große Masse der Zolleinnahmen — bei der immerhin sehr niedrigen Höhe auch der höchsten Taxen für andere Artikel — nicht durch einzelne fiscalisch wichtige Consumtibilien aufgebracht wird, sondern durch die Mannichfaltigkeit aller Einfuhr- und Ausfuhrgegenstände. Ja, da die Schweiz einen großen Theil ihres Kornbedarfs importirt (im Jahre 1875 an Getreide und Hülsenfrüchten  $5\frac{1}{2}$  Millionen Centner), so bringt der geringe Satz von 15 Centimes eine Summe ein, welche das Doppelte der gleichzeitigen Zolleinnahme aus Tabak und Cigarren beträgt! Bis zum Juli 1879 war der höchste Satz, welcher überhaupt an der Schweizer Zollgrenze erhoben wurde, derjenige von 15 Franken per Centner; denselben zahlten unter andern Thee und Cigarren; aber schon die feinen Schwaaren bezahlen nur 8 Franken und Austern nur  $3\frac{1}{2}$  Franken. Der Kaffee entrichtet  $1\frac{1}{2}$  Franken, Wein in Flaschen  $3\frac{1}{2}$  Franken, Bier in Fässern 75 Centimes, Wein und Obstwein in Fässern  $1\frac{1}{2}$  Franken per Centner.

Diesen alten Sätzen gegenüber, deren Erhöhung schon allein vom Standpunkte der seit 1848 eingetretenen Geldentwerthung angemessen erscheinen mußte, wurde ein revidirter Zolltarif entworfen, welcher sich immer noch in

mäßigen Grenzen hielt. Als muthmaßliche Einnahme aus dem neuen Entwurf berechnete der Bundesrath eine Summe von reichlich 23 Millionen Franken, wogegen dieselbe Einfuhr nach den geltenden Französischen Tariffätzen 59 Millionen Franken betragen würde, nach den alten deutschen Tariffätzen 55½ Millionen. Die sieben Hauptartikel des englischen Tarifs (Bier, Eichorie, Kaffee, Sprit, Thee, Wein, Tabak) würden nach englischen Zollsätzen allein einen Ertrag von 141 Millionen geben, diese englischen Sätze sind also sechs-mal so hoch im Durchschnitt der sieben Artikel.

Von finanzieller Wichtigkeit ist vor allem die Zollerhöhung für Wein, die sich immer noch in der mäßigen Grenze von 3 Franken per Centner (im Fasse) statt 1½ Franken hält, damit indessen allein ein Drittel der ganzen neuen Mehreinnahmen (8—9 Millionen) ausmacht. Die größte Erhöhung aber erfuhr der Tabakzoll. Und während die ganze übrige Revision des Zolltarifs liegen blieb aus Rücksichten der zu erneuernden Handelsverträge, zumal des Handelsvertrages mit Frankreich, so daß bis zu dieser Stunde noch keine definitive Aenderung in der Zollgesetzgebung Platz gegriffen hat: sahen sich die Bundesbehörden im Sommer dieses Jahres veranlaßt, wenigstens ein Stück der neuen Zollrevision ins Leben treten zu lassen, ohne auf die neuen Handelsverträge zu warten, nämlich die Erhöhung der Eingangssätze auf Tabak und Tabakfabrikate. Ein Bundesgesetz vom 20. Juni 1879 bestimmt, daß, in der Absicht sowohl die Deckung der regelmäßigen Bedürfnisse der Verwaltung als die Amortisation der Staatsschulden zu ermöglichen, Tabak im unverarbeiteten Zustande künftig 25 Franken für 100 Kilogramm Eingangszoll zu zahlen habe, Tabakfabrikate 50—100 Franken (Rauchtabak in Rollen und Schnupftabak 50 Franken, Cigarren und Cigaretten 100 Franken). Zugleich wird durch dieses Gesetz der Bundesrath ermächtigt, auf Branntwein, Weingeist, Sprit, Cognac, Rum, Liqueur, in Fässern oder Flaschen, einen Zoll bis zu 20 Franken für 100 Kilogramm zu erheben, sobald er es für thunlich erachtet. Ein mit dem neuen Gesetze zur selben Zeit erlassener „Bundesbeschluß“ ermächtigte den Bundesrath, die durch das neue Gesetz erhöhten Zollsätze sofort in Anwendung zu bringen, ohne die verfassungsmäßige Frist für die Anrufung der Volksabstimmung abzuwarten, unter der Bedingung, daß für den erhöhten Zollbetrag Rückerstattung geleistet werde, wenn in einer Volksabstimmung das neue Bundesgesetz verworfen werden sollte. Eine solche Volksabstimmung ist unterdessen nicht zu Stande gekommen, obwohl eine Agitation dafür von demokratischer und socialdemokratischer Seite unternommen worden war.

Theilweise mit Hülfe des neuen Tabakzolles, namentlich aber unabhängig davon ist bereits im laufenden Jahre 1879 die Gesammtheit der Zolleinnahmen, verglichen mit dem Jahre 1878, gestiegen. Bis Ende September

1879 betrug dieselbe reichlich 12 Millionen Franken, dagegen in derselben Frist des vorausgegangenen Jahres kaum  $11\frac{1}{4}$  Millionen Franken, so daß man für 1879 auf etwa 1 Million Franken mehr rechnet. Die Aussichten für das Jahr 1880 sind noch günstiger, besonders aus dem Grunde, weil die Wirkung der Zollerhöhungen vom 20. Juni 1879 erst dann sich in stärkerem Maße als in diesem Jahre äußern wird. Die diesjährige Mehreinnahme auf Tabak und Tabakfabrikate bis Ende August beträgt nämlich erst etwa  $\frac{1}{4}$  Million Franken, weil in der Voraussicht jener Zollerhöhungen schon im Jahre 1878 und bis unmittelbar vor dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes außerordentlich starke Quantitäten, namentlich von Tabak, eingeführt worden sind; dagegen ist die Einfuhr von Tabak seit dem 20. Juni 1879 verhältnißmäßig gering gewesen. Sie wird einen größeren Umfang annehmen und einen entsprechenden Zollertrag abwerfen erst dann, wenn die alten Vorräthe erschöpft sind, was im Laufe des Jahres 1880 der Fall sein wird.

Außerdem verspricht für das kommende Jahr die Weineinfuhr eine beträchtliche Erhöhung der Zolleinnahmen, weil der Ertrag des inländischen Weines aus der Schweiz dieses Jahr ein recht geringer sein dürfte.

Mit alledem bleibt die bisherige Aufbesserung der Bundeseinnahmen ein unzureichender Anfang der Zollreform, welche vielmehr im Sinne der während der letzten Jahre vorgenommenen Zolltarifrevision endlich durchgeführt werden muß, wenn der eidgenössische Haushalt wieder auf eine Grundlage gestellt werden soll, die ihn befähigt, sich kräftig zu entfalten. Endlich dürfte denn auch im kommenden Jahre 1880 die Zeit herankommen, da mit der Erneuerung des französischen Handelsvertrages diese Arbeit gethan wird, auf daß die Zeit der künstlich zurechtgemachten Bilanzen und der ängstlichen Ersparnisse ein Ende nehme.

Man erwäge, um wie mäßige Erhöhungen es sich thatsächlich handelt. Die oben angeführten Beispiele aus dem alten, in der Hauptsache noch fortbestehenden eidgenössischen Zolltarife haben einen Begriff davon gegeben. Auch wäre es längst an der Zeit gewesen, wenigstens mit theilweisen Erhöhungen (wie erst in den letzten Monaten angefangen worden) vorzugehen. Daß man diese so nahe liegenden, finanziell so unbedenklichen Maßregeln zurückgeschoben, gleichsam wie schwierige Aufgaben hingehalten hat, beruht darauf, daß jenes alte Vorurtheil gegen die indirecten Steuern, Dank dem Einflusse der demokratischen Programme, in der Schweiz heutzutage ziemlich verbreitet ist. Es ist ja satfam bekannt, wie die Bedrückungen der Mehrzahl des Volkes durch das Steuersystem des ancien régime in jener Epoche vor hundert Jahren eine Wirthschaftsphilosophie schufen, welche alle indirecten Steuern verwarf (und zwar in einem viel weiteren Sinne, als man heute diese Bezeichnung

anzuwenden gewohnt ist). Nur eine einzige directe Steuer sollte gerecht sein, und diese einzige directe Steuer sollte an die Stelle jenes Wustes der alten indirecten Steuern treten. Das war jene physiokratische Grundsteuer, und aus ihr machten die radicalen Programme der Folgezeit die einzige Einkommensteuer. Seit Menschenalter steht diese einzige gerechte Einkommensteuer, welche alle anderen Steuern ersetzen soll, auf den demokratischen und socialdemokratischen Parteiprogrammen. Und seit neuester Zeit, namentlich seit einem Jahrzehnt, hat dieses Ideal in den thatsächlichen Zuständen einzelner Schweizer Cantone den bereiten Boden gefunden, sich zu verwirklichen. Leider muß man von diesem demokratischen Experimente wie von manchem anderen, gleichzeitig hier gemachten, sagen, was Onkel Bräsig von der Wasserkur sagt: wenn sie für die Beseitigung der menschlichen Leiden nichts helfen, so sieht man wenigstens, was die menschliche Natur aushalten kann. Nicht nur, daß es Irrthum ist, mit der Ziffer des jährlichen Einkommens die wirkliche Steuerkraft jedes Bürgers in ideeller Richtigkeit fassen zu wollen, sondern selbst wenn man zugiebt, daß die Einkommensgröße in der That ein bedeutendes Symptom für die Steuerkraft jedes Bürgers abgiebt, so bleibt immer noch die unüberwindliche Schwierigkeit übrig, daß man zu der Wahrheit dieser Einkommensgröße gelange. Ohne dieses bleibt jenes alte Wort eines englischen Nationalökonomens unerschütterlich wahr, daß die Einkommensteuer eine Bestrafung der Ehrlichkeit zu Gunsten der Unehrllichen bedeute.

Und daß diese alte Wahrheit auch in den entwickelten demokratischen Zuständen der Schweizer Cantone und gerade hier gilt, das hat die Erfahrung der neuesten Zeit gründlich bestätigt. Im Widerspruch mit abstracten Voraussetzungen, welche etwa das nothwendige Maß von Gemeinfinn für den Staat in einem so freiheitlich gestalteten Gemeinwesen schlechthin als vorhanden annehmen, liegen die amtlichen Ausweise vor, welche darthun, daß in so großem Umfange wie in irgend einem anderen Lande Steuerdefraudationen stattgefunden haben, die natürlich die allerschwersten Ungleichheiten in der Heranziehung der einzelnen Bürger zu den Staats- und Gemeindelasten zur Folge haben. Es ist dies namentlich in demjenigen Canton der Fall, welcher besonders weit gegangen ist mit der Entwicklung seiner Einkommen- und Vermögenssteuer, nämlich im Canton Zürich. Ja, die Thatsache breitdemokratischer Verfassungszustände hat nur dazu beigetragen, die Hülfsmittel der Steuercontrole dem Staate zu beschneiden, indem das Volk als directer Gesetzgeber diejenigen gesetzlichen Controlen und Strafen ablehnte, welche zu einer schärferen Untersuchung über die Richtigkeit der zur Besteuerung gemachten Angaben der Bürger nothwendigerweise erforderlich erachtet wurden. Als Steuerzahler will das Volk, der großen Mehrzahl nach, die Wahrheit nicht angeben, als Gesetzgeber sträubt sich dasselbe Volk, solche Gesetze an-

zunehmen, welche die für Ermittlung der Wahrheit nothwendigen Maßregeln möglich machen.

Sofern nun das Maß der Steuern auf Grund dieses, dem Ideale offenbar sehr wenig entsprechenden Apparates in bedeutender Höhe angespannt ist, liegt die augenscheinliche Unmöglichkeit vor, ohne die schwersten Verletzungen der Gerechtigkeit noch weitere Summen auf demselben Wege zu erheben. Daher ein Zustand des chronischen Deficits, welcher einerseits daher rührt, daß man empfindet, auf diesem Wege kann man nicht weiter gehen, andererseits daher, daß das Vorurtheil gegen alle indirecten Steuern mächtig ist. Ein Widerspruch, welcher in keinem Gebiete der praktischen Politik begreiflicher ist, als in demjenigen der Steuerpolitik. Denn sofern man die vorwaltenden Neigungen der Mehrzahl des Volkes entscheiden läßt, werden diese mit großer Vorliebe sich dahin aussprechen, daß es am besten sei, gar keine Steuern zu zahlen, weder directe noch indirecte. Da es nun aber einmal mit dem Anwachsen der öffentlichen Bedürfnisse und der öffentlichen Leistungen der Gemeinde- und Staatshaushaltungen unvermeidlich ist, daß auch der Steuerbedarf beständig zunimmt, so stellt sich, objectiv angegeben, unverrückbar die Verpflichtung einer befriedigenden Ordnung des Steuerwesens als nothwendige Aufgabe entgegen.

Nirgendwo unter den heutigen Staatszuständen ist diese Aufgabe leichter zu erfüllen, als eben in der Schweiz. Es kommt nur darauf an, daß man erfolgreich den Wahn bekämpfe, die indirecten Steuern seien schlechthin verwerflich; es kommt darauf an, daß man angesichts der Gebrechen aller Arten von Steuern in der Wirklichkeit der heutigen Staaten, seien diese nun monarchische oder republikanische, aristokratische oder demokratische, das vernünftigerweise anzustrebende Ziel in einer vorsichtigen Combination der verschiedenen Steuerarten suche.

Die Einkommen- und Vermögenssteuern der Cantone vorsichtig benutzt, mit wachsender Sorgfalt gehandhabt, mit möglichst allen Controlmitteln ausgestattet, mögen bis zu einem gewissen Grade ein berechtigtes Mittel sein, die Bedürfnisse von Staat (d. h. Canton) und Gemeinde aufzubringen. Sofern dieselben aber, wie heutzutage theilweise schon der Fall ist, einen größeren Umfang erreicht haben, als dem durch dieses Eine Mittel Erreichbaren angemessen ist, sollte man sich gerne solcher anderen Mittel bemächtigen, welche auf minder brückenden und nur scheinbar weniger gerechten Umwegen die Steuerkraft zu erfassen versuchen. Im größeren Stile wird eben dieses nur dadurch möglich sein, daß man die gemeinsame schweizerische Zollgrenze dazu verwendet, Erträge von den mannichfaltigen Consumtibilien zu liefern, die bedeutend höher sein können, als die bisherigen, und dennoch sehr mäßige bleiben im Vergleiche zu anderen Staaten, wie das die obigen zum Ver-

gleiche angeführten Zahlen bewiesen haben. Daneben möchte das mehr und mehr in der Schweiz Anlang findende Tabaksmonopol eine zweckmäßige Einrichtung zur Aufbringung größerer Summen werden.

Ist aber durch derartige Mittel die Einnahme des Bundes in ansehnlichem Umfange gesteigert, so wird es nicht blos leicht fallen, die gestiegenen Bedürfnisse der gemeinschaftlichen eidgenössischen Veranstaltungen zu befriedigen, sondern man hat auch einen Ueberschuß, um in die Cassen der Cantone einen Antheil an diesen indirecten Steuern abfließen zu lassen, welche letztere die zweckmäßige Ergänzung zu den cantonalen Einkommen- und Vermögenssteuern bilden mögen. Dieser Vorgang könnte sich auch in der Art gestalten, daß dem zunehmenden Bedürfnisse nach Centralisation entsprechend die Cantone fernerhin zu Lasten der Bundesgewalt von öffentlichen Aufgaben befreit würden, wie es ja durch die Militärreorganisation seit der Bundesverfassung vom Jahre 1874 nach dem oben Angeedeuteten bereits geschehen ist, und daß die gesteigerten Lasten des Bundes durch die gesteigerten Einnahmen aus den indirecten Steuern befriedigt würden, während die cantonalen Budgets absolut und namentlich relativ eingeschränkt würden. In solcher Weise möchte es dann sehr wohl angehen, daß Cantone und Gemeinden sich mit ausschließlich directen Steuern, der Bund mit ausschließlich indirecten Steuern (neben der Militärpflichtersatzsteuer) behelfen.

Man hat die Schweiz öfter ein Versuchsfeld für politische Experimente genannt. Neben manchem Experimente, welches hier gelungen ist, haben wir an den hochgespannten Versuchen mit dem directen Steuersystem einen durchschlagenden Mißerfolg. Und dieser Mißerfolg möge nach seinem Theile lehrreich wirken.

Für das deutsche Reich aber ergiebt sich aus den hier skizzirten Zuständen, daß abermals eine Erfahrung mehr die Unmöglichkeit beweist, ohne ein wohlentwickeltes System von indirecten Steuern einen größeren Finanzbedarf zu decken. Und so sehr die Ansichten über die neueste Schutzollpolitik auseinandergehen mögen, in finanzieller Hinsicht steht es um so mehr fest, daß nur durch ein ergiebiges Finanzzollsystem das Reich mit seinen beständig wachsenden Bedürfnissen auf feste Füße gestellt werden kann.

---

## Die Beziehungen zu Rußland.

Wenn bei den neuesten Vorgängen zwischen Rußland und Deutschland etwas schmerzlich bewegen mußte, war es die Betrachtung, daß Kaiser Wilhelm diese Erfahrungen nicht erspart bleiben durften. Die Ueberzeugung ist, und gewiß mit Recht, allgemein verbreitet, daß den Kaiser sogar die Regeln



von Mörderhand nicht so schmerzlich treffen konnten als die jähe Störung von Beziehungen, die fast so alt wie das greise Reichsoberhaupt selbst. Und wozu das alles? War es denn etwa bloß Zufall, daß Rußland und Deutschland zu einander in engerem Verhältnisse standen? Und sind Beziehungen so eigenthümlicher Art auf einmal in ihr Gegentheil zu verkehren?

Eine Aenderung in der Stellung der nordischen Großmächte ist von dem Augenblicke eingetreten, wo Kaiser Nikolaus aufhörte zu gebieten. Da wich der Bann, der länger als lange auf Deutschland geruht hatte. Da fing jedoch auch unter des Fürsten Gortschakow Leitung das Verhältniß der beiden Großmächte sich zu entwickeln an, dessen Wiederbeseitigung derselbe Staatsmann als eine seiner letzten Aufgaben betrachten zu wollen scheint. Ein seltenes Unternehmen, die Arbeit eines staatsmännischen Lebens selbst aufzugeben, selbst zu vernichten! Das setzt eine Federkraft oder auch eine Beweglichkeit des Geistes voraus, welche mit dem verantwortungsreichen Berufe eines leitenden Staatsmannes nicht recht sich in Einklang bringen lassen will. Indeß gehört zu den Bedingungen staatsmännischen Schaffens, Aufgebautes nicht beliebig niederreißen zu können. Der Künstler vermag das Werk seiner Hand eigenmächtig zu zerstören, der Staatsmann nicht.

Was Rußland und Deutschland sich sind und sich nicht sind, darüber würde viel zu sagen sein. Der Gegensatz der Rasse, die Verschiedenheit der Bestrebungen sind nicht zu verkennen. Wir Deutsche haben schnell erkannt, wie unsere Aufgabe darin bestehen müsse, die reichen Kräfte der Nation in der Tiefe zu entwickeln. Die deutsche Macht soll auf die höchstmögliche Entfaltung der Eigenbevölkerung gegründet sein. Mit dem übergreifenden Verlangen der russischen Staatskunst, des russischen Volksgeistes steht dies in dem geradesten Widerspruche. Sollte daraus Rußland aber nicht den besten Anlaß zur Niederhaltung leerer Besorgnisse entnehmen? Wer brachte jedoch neuerdings wieder das Wort von der *Germania irrodenta* auf? In Deutschland wurde nicht einmal daran gedacht, geschweige daß darauf öffentlich die Sprache gekommen wäre. Rußland hat nach blutigen Kämpfen zu den Zeiten tiefer deutscher Erniedrigung jene alten Stätten deutschen Siedelfleißes erworben. Ob es damit in der That den eigentlichen Zielpuncten des Altrussenthums sich näherte, wird hier nicht zu untersuchen sein. Wußten die Ostseeprovinzen trotz der tief in das zweite Jahrhundert hinein dauernden russischen Herrschaft von ihrer Eigenart so viel zu behaupten, spricht das eben für die Stärke des deutschen Volksthumus. Wann wäre der Gedanke in Deutschland laut geworden, das deutsche Element in Rußland zur Beherrschung des Czarenreiches verwerthen zu wollen? Inzwischen muß man fragen, was Rußland ohne die Einwirkungen des Deutschthums doch wohl wäre. Mit französisch sprechen regiert man kein Volk, führt man keine Kriege, entwickelt man nicht die

mannichfaltigen Eigenschaften einer Nation. Deutschland hat den vollen Anspruch auf Rußlands Dank. Den Einwirkungen deutschen Wesens auf den russischen Staat, auf das russische Volk ist vom Standpuncte weltgeschichtlicher Anschauung eine schöne, eine gesittungsvermittelnde Bedeutung beizulegen. Welcher Deutsche würde den Einfluß französischer Art und französischen Geistes auf das deutsche Leben in Staat und Gesellschaft irgend verkennen wollen? Deutschland und Frankreich wirken mehr denn je auf einander ein, obschon in beiden Ländern weniger denn je fremdes Wesen tonangebend erscheint. Was Rußland Deutschland gegenüber bewegt, kann sich nur auf Regungen der schlimmsten Furcht zurückführen, der Furcht — vor sich selbst. Läge etwas davon im russischen Volksthum oder ist es nur eine vorübergehende Erscheinung in der Entwicklung des Russenthums? Begnügen wir uns die Frage aufzuwerfen. Sie zu beantworten sollte das ernstliche Bestreben der russischen Vaterlandsfreunde sein. Die großen Aufgaben Rußlands sind ohne harte Arbeit und Ausdauer überall nicht zu lösen.

Rußland hat zweierlei Aufgaben, europäische und asiatische. Man hat jene Aufgaben leugnen, man hat Rußland die Heimkehr nach Asien anempfehlen, man hat die Ergreifung der europäischen Aufgaben wie ein Fallen aus der Rolle hinstellen wollen. Offenbar wird die Erfüllung dieser doppelten Aufgaben nicht leicht. Es besteht die Gefahr, europäische für asiatische, asiatische für europäische Aufgaben zu halten. Vielleicht sind gewisse Mißerfolge der russischen Staatskunst in Europa, dieser Staatskunst, deren Geschmeidigkeit die Herren im Vatican eifersüchtig werden läßt, durch die Verwechselung — des Welttheils verursacht worden. Daß man doch in Petersburg wie in Moskau nie vergäße, daß die Pflege der deutschen Beziehungen eine europäische Aufgabe, eine der vornehmsten europäischen Aufgaben der russischen Staatskunst bildet!

Seit langen Jahren wurde von deutscher Seite mit steigendem Nachdruck eine Klage laut, die Klage über die Abschließung der russischen Grenze, die Erschwerung des natürlichsten, nothwendigsten, berechtigtesten Handelsverkehrs. Diese Klage ist selbst im deutschen Reichstage mit Lebhaftigkeit zum Ausdruck gekommen. Und wer war es, der da schonend auftrat, ohne den deutschen Ansprüchen etwas zu vergeben? War es nicht Fürst Bismarck, dem vermöge seiner Kenntniß der Verhältnisse die zu überwindenden Schwierigkeiten allerdings besonders lebendig sein müssen? Von freundnachbarlichem Entgegenkommen ist auf Seiten Rußlands noch nichts zu bemerken gewesen. Alle Ankündigungen bevorstehender Erleichterungen haben sich als vergeblich erwiesen. Könnte Rußland auf eigenen Füßen stehen — was namentlich in Sachen des Handels und Wandels heute kein Volk vermag — die Absperrung der Grenze wäre noch eher zu begreifen. Allein Rußland bedarf ja der Ein-

fuhr nicht weniger als der Ausfuhr seiner ausgezeichneten Rohstoffe. Es läßt sich über den Eindruck nicht hinwegkommen, daß wie so manchmal die wirthschaftlichen Gesichtspuncte und Rücksichten keine maßgebende Bedeutung haben. Wird die neue Wirthschaftspolitik darin wohl Wandel schaffen? Wird der Zwang ermöglichen und durchsetzen, was die freie Einsicht nicht herbeizuführen vermochte? Darüber kann die nächste Zukunft belehren.

Die Wechselwirkungen zwischen der äußeren und der inneren Politik eines Landes festzustellen und diese Wechselwirkungen richtig zu erkennen, gehört zu den schwierigsten staatsmännischen Vorwürfen. Bei einem Staate wie Rußland, dessen Zustände erst wenig bekannt, das so viele Anknüpfungspuncte des Völkerverkehrs nicht oder bloß in geringem Maße besitzt, wird die Beurtheilung jener Wechselwirkungen besonders erschwert. Es ist darum auch über die Bedeutung des Nihilismus für die Haltung der russischen Gesamtpolitik keine klare sichere Anschauung zu gewinnen. Ist der Nihilismus für Rußland und die Russen ein weniger furchtbares Uebel als er der Betrachtung aus der Ferne erscheint? Im Auslande ist vielfach mit Schadenfreude und ohne völliges Verständniß auf die deutsche Socialdemokratie hingewiesen und daraus auf die deutschen Zustände geschlossen worden. Das bei Seite gelassen, was will die deutsche Socialdemokratie gegen den russischen Nihilismus sagen? Sollte man die Staatszustände der beiden Länder nach diesen Erscheinungen bemessen, das Urtheil müßte in der schlimmsten Weise zu Ungunsten Rußlands ausfallen. Unter den zahlreichen Verirrungen in Staat und Gesellschaft muß der russische Nihilismus für eine der verhängnißvollsten, der trostlosesten gehalten werden. Was muß doch zusammenkommen oder was muß zusammengekommen sein, um in einem so bedeutenden, geschichtlich reichen und dabei kindlichen Volke wie dem russischen die Verworfenheiten der Verworfenheiten zu entwickeln! Die Schrecken der ersten französischen Revolution waren gewiß schrecklich: wurden sie durch die Leistungen der Nihilisten in Rußland nicht überboten? Denn diese Greuel vollziehen sich unter geregelten Verhältnissen, die äußersten Maßnahmen folgten ihnen erst nach. Mit Spannung und mit Grauen zugleich muß der weiteren Entwicklung entgegengesehen werden, für deren Beendigung es nur zwei Mittel nach den hergebrachten Auffassungen giebt: Krieg oder Freiheit. Allein Krieg mit wem und um was? Ein gewaltiger Krieg ist kaum ausgefochten, seine Früchte wollen langsam, allmählich gezeitigt sein. Ein Krieg mit dem Westen läßt sich wenigstens der geläufigen Anschauung zufolge nicht vom Zaune brechen, und was sollte er im Falle glänzendster Erfolge, zu denen die Erfahrungen der letzten Feldzüge Rußland kein zweifelloses Anrecht geben, Rußland bringen? Doch verweilen wir nicht bei Fragen, die, so Gott will, nicht ernstlich aufgeworfen zu werden brauchen. Ueberraschen wird der östliche

Nachbar uns so wenig als dies dem westlichen gelang. Wenn man in Deutschland auf einen Krieg mit Rußland mit noch peinlicheren Empfindungen als auf einen Krieg gegen Westen sieht, ist der Grund dafür in den Erfahrungen unserer Geschichte zu suchen. Die Gefahren von Osten haben unauslöschliche Eindrücke hinterlassen. Warum, wird besser ungesagt bleiben.

Die Freiheit! Dieses glänzende Wort hat in Rußland seinen Zauber geübt. Auch der Russe fühlt sich zur Freiheit geboren. Zu den schönsten Thaten von Alexanders II. langer Regierung wird immer die Aufhebung der Leibeigenschaft gehören, gleichviel, ob der große Schritt in jeder Weise gelang, ob er auf jede Weise glücklich zur Durchführung kam. Sollte Alexander II. beschieden sein, dem Staate die Freiheit zu geben, die er dem Einzelnen gewährte? Das wäre viel, fast wäre es zu viel für die Regierungszeit eines Herrschers. Der Gegenwart sind jedoch so außerordentliche Vollbringungen möglich gewesen, daß nicht für eine Unmöglichkeit erscheinen darf, was eher oder später zur Nothwendigkeit werden wird. Die Entwicklung hat in Betreff des Vertretungswesens mit Folgerichtigkeit sich vollzogen. Sollte diese Entwicklung vor Rußland stille stehen, nachdem sogar die Türkei ihr sich nicht entziehen konnte? Das glaube, wer es erlebt und sieht. Daß die russischen Vertretungseinrichtungen eine Ausnahmeschaffenheit an sich tragen werden, an sich tragen müssen, bedarf keiner Ausführung. Wenn Rußland in dieser Hinsicht eine Ausnahme von der Regel bilden wird, kann darin der allein etwas finden, der das Unsichere der Regel selbst nicht genügend zu würdigen weiß.

Die neuesten Vorgänge zwischen Rußland und Deutschland wurden wesentlich durch die maßlosen Leidenschaftlichkeiten der russischen Presse veranlaßt. Dergleichen, namentlich sobald man zweifelhaft sein muß oder vielmehr nicht zweifelhaft zu sein braucht, wieweit es durchlauchtigst befohlen, berührt nicht gerade tief: in der That hat es das in Deutschland nicht gethan. Wer die deutschen Frauen „springende Rübe“ nennt — sollte zu dem unbezeichnenbaren Vergleiche etwa der Anblick . . . springender Ochsen angeregt haben? — der kennt einfach keine deutsche Frau. Möge ihm denn auch die Begegnung einer deutschen Frau immer vorenthalten bleiben, damit er das Etwas nicht kennen lernt, das der russischen Empfindung, wie wir denken, nicht fremd ist — das Etwas der Scham! Im Verkehre der Völker wie der Einzelnen erscheint die Beobachtung der Sitte als geboten, ist sie eine Nothwendigkeit. Schlimm, wer zu Verletzungen der Sitte sich hinreißen läßt! Man wird immer geneigt sein, seine Sache für die schlechtere zu halten.

Die Vorgänge mit Rußland haben den Ernst der Verhältnisse erhöht zum Bewußtsein gebracht. Die Hoffnungen auf die ungetrübte Entwicklung unseres neugestalteten Staatswesens haben bisher sich nicht bewährt: wird die

Zukunft Anderes, wird sie Besseres bringen? Wer möchte darauf mit einem hellen, festen Ja antworten! Wie aber Deutschlands Geschicke fallen, dreierlei soll, es wird den Deutschen nicht fehlen: das Vertrauen auf Gott, den Kaiser und die deutsche Kraft.

11. November.

Lh. 8.

## Die Eisenbahndebatte im preussischen Abgeordnetenhaus.

Drei Tage hat das Abgeordnetenhaus auf die erste Berathung der großen Eisenbahnvorlagen verwendet, welche geschäftsordnungsmäßig auf „eine allgemeine Discussion über die Grundsätze“ der Entwürfe beschränkt war und ohne Abstimmung zur Sache schließt. Als in einem ähnlichen Falle, nach der ersten Lesung des Bankgesetzes, der Abgeordnete Vasker die Ergebnisse der Discussion, die insbesondere auf die Nothwendigkeit einer Reichsbank geführt hatte, in einer Instruction an die mit der Vorberathung zu beauftragende Commission zusammenfassen wollte, mußte er sich durch scharfsinnige Logiker die Unzulässigkeit dieses Vorgehens aus der von ihm selbst entworfenen Geschäftsordnung nachweisen lassen, und eine wenn auch geringe Mehrheit des Reichstages entschied gegen ihn und gegen die Ansicht des Präsidenten von Jordanbeck, der die Sache so übel nahm, daß er sein Amt niederlegte und erst wieder neu gewählt werden mußte. Indes bewies der Erfolg, wie wenig sich mit solchen Formalismen reale Politik treiben läßt. Die gewählte Commission verfuhr nicht anders, als ob ihr die von Vasker beantragte Instruction wirklich ertheilt worden wäre, da sie in der That im Sinne der Mehrheit lag, und nöthigte durch förmliche Arbeitseinstellung die widerstrebende preussische Regierung, zu einer entsprechenden Umarbeitung des Entwurfs sich herbeizulassen. Noch weniger als damals war es am Schlusse der gegenwärtigen Eisenbahndebatte erforderlich, den Sinn der Mehrheit durch eine Abstimmung über das Princip der Vorlagen festzustellen; in der unzweideutigsten Weise hat der Gang der Discussion diesen Sinn abgepiegelt. Vier Redner aus den Reihen der Fortschrittspartei, der unabhängigen Liberalen und einer kleinen Gruppe von Nationalliberalen haben noch einmal aus allen Ecken zusammengerafft, was seit Jahrzehnten an mehr oder minder scheinbaren Bedenken und an Scheingründen gegen die Staatseisenbahnen oder doch das ausschließliche oder überwiegende Staatsbahnsystem sich angehäuft hatte; aber diese vier Redner haben kaum den siebenten Theil des Hauses hinter sich. Die Haltung der weiteren nahezu zwei Siebentel dagegen, welche das Centrum mit den verbündeten Polen zählt, wurde durch den Abgeordneten Windthorst in der Etatdebatte und jetzt durch den Abgeordneten Reichensperger

in einer den berechtigten Spott herausfordernden Weise bezeichnet. Während die Partei noch vor neun Monaten geschlossen für die Resolution stimmte, welche die Eisenbahnpolitik des Ministers Maybach verurtheilen sollte, war sie vor einer Woche ganz in das „Studium“ der Vorlagen vertieft und läßt nun durch ihre gewichtigste juristische Autorität verkünden, daß ihr Schrecken vor der „Omnipotenz des Staates“ zu einer „reservirten Haltung“ eingeschrumpft ist, und daß sie nicht übel Neigung hat, sich ihre Bedenken, die nur noch „rationes dubitandi“, nicht mehr „decidendi“ sind, durch genügend eindringliche Belehrung ausreden zu lassen. Selten ist wohl die politische Heuchelei mit so viel Unbefangenheit getrieben worden; aber wenn die Führer meinen, noch immer eine mittlere Stellung einzunehmen, aus welcher sie ihre Truppen, wenn es Noth thue, so gut in die Opposition zurück wie vollends auf die Seite der Regierungsprojecte hinüberführen könnten, so dürfte der Zeitpunkt der Enttäuschung nicht lange ausbleiben. Die große Mehrheit der nationalliberalen Fraction hat befundet, daß sie weit davon entfernt ist, sich in dieser Frage noch einmal wie in diesem Frühjahr bei der Wirthschaftspolitik durch das Centrum den Rang der Staatstreue ablaufen zu lassen. Sie hat durch ihren Redner Miquel unzweideutig und rückhaltlos ihre Zustimmung zu dem Princip der Verstaatlichung ausdrücken und ihre Forderung nach Garantien in so sachlicher Weise aufstellen lassen, daß weder die Regierung sich dem Versuche der Verständigung über dieselben entziehen, noch die conservative Partei ihre Betheiligung bei demselben versagen kann. Geht es aber in dieser Weise zum „Aufschließen“ der Reihen einer hinreichend sicheren Majorität, so wird das Centrum nicht lange zurückbleiben dürfen, wenn es nicht den ganzen bisherigen Erfolg der seit einem halben Jahre eingehaltenen Taktik gefährden will. Es wird noch einmal den stark im Werthe gesunkenen Preis seiner Hülfeleistung vor auszahlen müssen, ohne sicher zu sein, auch nur das erste Kaufobject, den Minister von Puttkamer, zu behalten. Auch sonst geht die Partei seit dem Beginn der Session wie auf Eiern. Auf ihren Wunsch ist, wozu sonst kein ersichtlicher Anlaß vorlag, auch der Cultus- und Unterrichtsetat an die Budgetcommission verwiesen worden, und es nimmt sich fast possirlich aus, wenn die „Germania“ in hellem Eifer versichert, es sei dies nur aus Vorliebe für die gründliche Form der Vorberathung geschehen, und man denke darum keineswegs mit den üblichen Cultuskampfbeschwerden zurückhaltender zu sein. In der That hat man mit dieser Manipulation vielleicht bis über die Weihnachtsferien hinaus Zeit gewonnen, einem Conflict mit der Regierung aus dem Wege zu gehen, und kommt zuletzt beim Herannahen der Reichstagsession das Haus mit seiner Zeit ins Gedränge, so ist der schönste Vorwand bei der Hand, den Waffenstillstand noch weiter zu verlängern.

In der Hauptfrage der Session darf also schon jetzt die Regierung, wenn nicht ganz unberechenbare Zwischenfälle eintreten, auf einen sicheren Erfolg rechnen, und die Gegner der Eisenbahnvorlage haben denn auch, die verständigsten offenherzig, die anderen durch die Siedehitze ihres Eifers das Geständniß abgelegt, für eine verlorene Sache zu kämpfen. Der gefährlichste Gegner, gerade weil er sich mit Grund darauf berufen konnte, die Bestrebungen der Regierung nach Ausdehnung des Staatsseisenbahnnetzes stets unterstützt zu haben, erstand dem Minister in letzter Stunde in dem von Eugen Richter aus der Fortschrittspartei herausgedrängten Abgeordneten Berger, der die ungewöhnliche rednerische Begabung, welche er in der letzten Reichstags-session für die Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck ins Feld geführt, diesmal gegen dessen Eisenbahnpolitik in die Wagschale warf. Der für jeden ferner stehenden Beobachter, wenn auch nicht für den Redner und seine näheren Bekannten überraschende Umschlag wird zum guten Theil nur psychologisch zu erklären sein, und auch hier kommt uns der alte Ziegler (in seiner jüngst erwähnten Geburtstagsrede) mit seiner schonungslosen Derbheit zu Hülfe. „Der jüngste Sohn der Wittve Berger in Witten, der dreiste junge Mann, dem es gar nicht darauf ankommt, ob und wo einige Fenster zerklirren, um Luft zu schaffen“, konnte sich nicht ohne ein gewisses Unbehagen allzu nahe an die Seite des Reichskanzlers gerückt finden, und er hat begierig den Anlaß ergriffen, wo er mit seinem „innersten Gewissen“ und den Interessen seines durch die rastlose Concurrenz von vier Eisenbahnen mächtig geförderten Wahlkreises stimmte, um in glänzender Weise seine Unabhängigkeit zu bezeugen. Die Wortconsequenz hat der Abgeordnete Berger durchaus für sich, daß er immer nur „als ein überzeugter Anhänger des gemischten Systems“ gestritten, sowohl 1876, als er in diesem Sinne das Reichseisenbahnproject bekämpfte, wie 1873, als er mit größtem Nachdruck für die Linie Berlin-Weylar eintrat; seinen Gründen aber hat man es im letztgenannten Falle nicht anmerken können, daß sie nur in dieser Beschränkung gelten sollten. Wenn damals der Redner an die Spitze stellte: „Wer eine Eisenbahn inne hat, besitzt ein thatsächliches Monopol, und dies Monopol erlangt er nur mit Hülfe des Staates, dadurch daß dieser ihm die Concession und durch Anwendung des Expropriationsverfahrens die Möglichkeit giebt, andere Bürger aus ihrem Eigenthum zu treiben“, und daraus den Schluß zog, es sei viel besser, daß der Staat selbst das Monopol exploitirt, als daß es in die Hände einer „Plutokratie“ geräth“ — wer hätte in diese hüdnige Schlußfolgerung wohl die Einschränkung hineindeuten mögen, es solle nun doch der Staat das Monopol nur so weit exploitiren, daß es der Regierung gestattet sei „moderirend und stimulirend, immer aber dirigirend auf das preussische Eisenbahnwesen einzuwirken?“ Und auch, daß der Redner heute den Ausdruck „Pluto-

kratie“ nur von der damaligen Gründerwirthschaft verstanden wissen will, verändert das eigentliche Ziel nicht, auf welches jene Schlussfolgerung traf. Denn trotz aller Ungunst der Zeiten rentiren heute die Bahnen, um deren Verstaatlichung es sich handelt, noch immer der Art, daß der Staat genöthigt ist, ihre Actien um einen höheren als den Nominalwerth, und zum größten Theile um den anderthalbfachen Werth an Consols zu erwerben. Eine „Ausbeutung“ des „nur mit Hülfe des Staates“ und auf Kosten „anderer Bürger“ erworbenen Monopols findet noch immer statt, und wesentlich zum Vortheil der Beherrscher der Börse, deren vergiftende Einwirkung auf das Geschick dieser für das wirthschaftliche Gemeinwohl so unschätzbar wichtigen Anstalten der Minister der öffentlichen Arbeiten in einer schneidenden Weise gekennzeichnet hat. Die sittliche Entrüstung, welche sich über diese Aeußerung des Ministers laut macht, ist um so unverständlicher, wenn man doch in einem Athem die Auswüchse zugeben muß, gegen welche selbstverständlich allein das Wort gerichtet war, und wenn die ehrenhaften Kreise der Kaufmannswelt, für welche die Börse eine unentbehrliche Vermittelungsanstalt ist, sich in Zeiten der schwindelhaftesten Anspannung wie der tiefsten Depression des Verkehrs gleich ohnmächtig bewiesen haben, diese Auswüchse von der Anstalt fern zu halten. Unsere Verkehrsanstalten von diesen Einwirkungen unabhängig zu stellen, sollte daher heute, da es ohne allzu große Opfer geschehen kann, nur um so dringender geboten erscheinen, als wir bei der Fortdauer der heutigen Zustände erwarten müssen, daß bei Eintritt ähnlicher Bedingungen die „Plutokratie“ sich in ähnlicher Weise wieder entfalten würde, wie es bis 1873 geschehen war.

Es ist nicht anders: alle Gründe, welche dafür sprechen, daß der Staat überhaupt eigenen Eisenbahnbetrieb in die Hand nehme, finden ihren logischen Abschluß nicht früher, als bei dem ausschließlichen Staatsbahnsystem. Damit ist selbstredend über die Art und Weise, wie zu letzterem zu gelangen, praktisch noch nichts bestimmt. Im Jahre 1873 lag jeder Gedanke an diese letzte Consequenz in so weitem Felde, daß man es schon für einen großen Gewinn ansehen mußte, wenn nur erst innerhalb des thatsächlich bestehenden gemischten Systems die Staatsbahnen eine ebenbürtige Stellung erhielten. Auf der anderen Seite hat der Abgeordnete Miquel mit vollem Recht betont, daß auch unter den heutigen günstigeren Umständen das unumwundene Bekenntniß zum ausschließlichen Staatsbahnsystem über die Art der Durchführung noch nichts präjudicire, und sich wie seinen Parteigenossen die volle Freiheit gewahrt, in jedem einzelnen Stadium über den Schritt, der gethan werden soll, zu entscheiden. Augenblicklich handelt es sich um den Erwerb ganz bestimmter Bahnen, mit welchen die Regierung um einen bestimmten Preis einig geworden ist und die jede für sich dem Staate ihre besonderen Vor-



theile bieten. So klar man sich darüber ist, daß dieser Erwerb nicht der letzte der Art sein kann und soll, so ist damit der Wunsch recht wohl verträglich, daß die übrigen zur Zeit noch schwebenden Unterhandlungen einstweilen ohne Erfolg bleiben, einmal, um zunächst die wirthschaftlichen, administrativen und vor allem die finanziellen Folgen der gegenwärtigen Erwerbungen übersehen zu können, dann auch, um den maßlos nach dieser Seite sich wendenden Speculationen einen Dämpfer aufzusetzen und die Annahme zu widerlegen, es solle nun um jeden Preis jeder preussische Schienenstrang in Staatsbesitz gebracht werden.

Diese Zurückhaltung gegen alles Ueberstürzen auf der grundsätzlich mit Bewußtsein eingeschlagenen Bahn schließt aber keineswegs aus, gerade bei dem jetzigen, als dem entscheidenden Schritte alle die Vorsichtsmaßregeln gegen schädliche Wirkungen der Eisenbahnconcentration zu treffen, die sich von dem jetzigen Standpunkte übersehen lassen und über welche eine Verständigung zu erreichen ist, ohne die zur Zeit vorgeschlagenen Maßregeln hinzuhalten. Es ist nun aber höchst bemerkenswerth, daß bei der Entwicklung der „Garantien gegen Mißbrauch auf politischem wie auf wirthschaftlichem Gebiete“ der in die Hand der Regierung gelegten gesteigerten Machtfülle, wie sie noch der nationalliberale Wahlausruf verlangte, der Abgeordnete Miquel das eigentlich Politische und „Constitutionelle“ sehr stark gegen das Praktische und vor allem die finanziellen Vorsichtsmaßregeln zurücktreten ließ. Ja er scheute sich nicht, auf die Gefahr hin, daß es „sehr conservativ“ klinge, zu betonen, daß „bei den subversiven Tendenzen, die heute nicht bloß gegen den Staat, sondern auch gegen die bürgerliche Ordnung vorhanden sind, wir wohl nicht mehr die Vorstellung haben, daß wir jede Stärkung der Staatsgewalt verhindern müßten,“ daß „wir sie in vielen Fällen brauchen nicht als Stärkung des Parteiregimes, sondern des Staats und der Staatsordnung als solcher.“ Von einer unmittelbaren parlamentarischen Antheilnahme an der Centralverwaltung der Eisenbahn kommt in der Rede nichts vor, auch dem Landeseisenbahnrathe und ähnlichen wirthschaftlichen Berathungskörpern für die provinzielle Verwaltung ist nur eine nebenhergehende Beachtung gewidmet. Die Hauptforderungen, welche der nationalliberale Redner stellte, sind: daß der Minister ein Verwaltungsreglement — auf ein Gesetz über den Gegenstand wird, wenn auch „ungern“, verzichtet — vorlege, in welchem die Befugnisse und Obliegenheiten der Central- und der Provinzialverwaltung im Sinne der möglichsten Decentralisation abgegrenzt seien, und daß eine finanzielle Trennung der Eisenbahnverwaltung von dem eigentlichen Staatshaushalt in der Art herbeigeführt werde, um nach Abzug einer etwa dem heutigen reinen Ueberschuß entsprechenden festen Rente, so lange dieselbe unentbehrlich sein wird, Vorkehrungen zu

treffen, daß gute und schlechte Betriebsjahre sich übertragen und gegenseitig ausgleichen, ohne den Staatshaushalt nach irgend einer Seite in Mitleidenschaft zu ziehen. Ohne Zweifel wird aber an der letztbezeichneten Stelle die Hauptarbeit der Commission liegen. x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Die Judenantipathie. — Es ist eine nicht völlig erklärte Thatsache, daß seit einigen Jahren die Antipathien des Volkes gegen die Israeliten wieder im Wachsen sind. Früher standen die Agrarier an der Spitze dieser Bewegung. Jetzt werden die Agrarier kaum noch genannt, aber diese ihre Specialität ist von vielen Seiten fortgesetzt. Es erscheinen immer neue Schriften gegen die Juden; W. Marr hat jetzt sogar eine Zeitschrift gegründet, die „Deutsche Wacht“, die vorzüglich die antijüdische Tendenz vertritt. Eine rohe Schöpfung auf diesem Gebiete ist die „antifemitische Liga“. In Nordamerika, dem gepriesenen Lande aller Freiheiten, hat eine äußerst zahlreiche Versammlung in Newyork alle Juden verfehmt und in der größten Weise bis zu Bedrohungen mit dem Tode sie angegriffen. Man glaubte die liberale Partei lange, daß der Antipathie des Volkes gegen die Juden immer wesentlich das Religiöse zu Grunde liege, und sie meinte etwas Nützliches zu thun, wenn sie mit Pathos die Glaubensfreiheit und Toleranz predigte und das Auftreten gegen die Juden als einen Nachhall des finsternen Mittelalters und seiner Ketzerverfolgung denuncirte. Etwas der Art ist in der That auch jetzt noch bei gewissen Angriffen auf die Juden zu bemerken, aber doch selten. Die Sache liegt jetzt ganz anders. Die Hauptangriffe gegen die Juden erfolgen jetzt von Solchen, die mit dem Religiösen nichts zu thun haben, und die offen bekennen, daß sie auch einen getauften Juden zunächst, das heißt, bis er nach Generationen in die deutsche Nationalität physisch aufgenommen ist, ganz so ansehen wie einen nicht getauften. Die Antipathie ist also eine Rassenantipathie. Man wird daher nur fragen, welches ist denn der Anlaß, daß diese Art von Antipathie jetzt wieder so auflebt?

Man kann nicht leugnen, daß die wirthschaftliche Stellung der Juden in der Gegenwart in erster Linie dabei in Betracht kommt, der Aerger zum Theil über die großen Erfolge, welche die Juden in der freien Concurrenz des heutigen capitalistischen Staates errungen haben, zum Theil über die entsprechende traurige Lage der christlichen Volksmasse. Diese Thatsache ist nicht zu bestreiten. Die großen Bankcapitalien sind überwiegend in jüdischen Händen, sie beherrschen die Börsen und die nationale und internationale Speculation. Viele hochgestellte Beamte und Grundbesitzer sind durch ihre Geldverhältnisse von Juden abhängig, und das geht herunter bis zu den Bauern,

die auf die „rechtlichste Weise“ ausgesogen werden. Das ist allgemein bekannt. Es wird nur von Zeit zu Zeit aufgefrischt durch Gerichtsverhandlungen, die (namentlich zu Geysa in Sachsen-Weimar) aus den Jahren 1876 und 1877 Wucher bis zu 2600 Procent aufweisen. „Umsonst suchen wir unter jenen Wucherern nach einem christlichen Namen, um ihn an den Pranger zu stellen.“ Wie gesagt, das ist überall bekannt, und wenn man mit Richtern spricht, so hindert sie ihr Liberalismus nicht, zu erzählen, was sie von der socialen Schädlichkeit der Juden erfahren haben. Auch weiß Jeder so ziemlich, daß die Juden jede harte Arbeit scheuen. Während im Jahre 1861 auf 72 Einwohner in Preußen 1 Jude kam, kam auf 1700 Einwohner, die selbstthätig als Bauern, Gärtner, Weinbauern arbeiten, nur 1 Jude, aber auf 5 $\frac{1}{2}$  im Handel arbeitende Personen schon 1 Jude.

Am Rhein ist besonders der Hausirhandel in jüdischen Händen, auch wohnen die Juden in der Rheinprovinz mehr auf dem Lande und in kleinen Städten, während sie sonst mehr den größeren Städten zuwilen. Nicht unbekannt ist ferner geblieben, daß die Juden nur etwas über ein Drittel so viel Militärtüchtige haben, als eine gleich große Zahl von Deutschen liefert. Kurz, auf Grund der Massenverschiedenheit hat sich eine durch Jahrhunderte befestigte Arbeits- und Erwerbsverschiedenheit gebildet, die jetzt bei der modernen capitalistischen Staats- und Weltwirthschaft zu einer natürlich nicht beabsichtigten, aber verhängnißvollen Begünstigung des Judenthums und Benachtheiligung der schwerfälligeren germanischen Natur ausschlägt. Wenn man das neu finden sollte, was im Stillen freilich oft der Eine dem Andern seufzend gesteht, so liegt das an einem anderen Umstande, daß das Judenthum fast die ganze große Presse beherrscht, Verleger oder Redacteur oder Mitarbeiter oder alle diese Personen zusammen sind, z. B. bei den meisten Berliner Zeitungen, Juden. Es besteht ein Einverständnis unter ihnen, daß Nichts gegen das Judenthum gesagt werden darf, und wenn man einen Angriff der Art nicht todtzuschweigen kann, so wird er mit Geschick und manchmal mit Recht als ein Ausdruck von Beschränktheit und Intoleranz dargestellt. Daher erscheinen die Artikel gegen das Judenthum meist als besondere Broschüren.

Alles dies ist nicht gesagt um zu moralisiren. Ein kräftiges Volk braucht keine Gesetze, um sich einer Minorität von Rassefremden zu erwehren. Und sie sind auch keine Fremden mehr. Der Liberalismus wird es von sich abweisen, Gesetze zu billigen, die eigens für Juden berechnet sind. Für die äußersten Möglichkeiten, z. B. daß das Judenthum die Nation beherrschen sollte, macht man keine Gesetze, da hilft die Masse sich selbst. Will man das Uebel gründlich anfassen, so muß man die ganze Gesetzgebung in Bezug auf

Capitalbildung, Actienwesen, Hypothekenrecht, Erbrecht &c. genau verfolgen und sich nicht durch Formeln der sogenannten Manchestertheorie von der genauesten Kritik der bestehenden Gesetze abhalten lassen.

### L i t e r a t u r .

Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner. (1793 bis 1830.) Herausgegeben von F. Jonas. Berlin, L. Schleiermacher. 1880. — Durch Schiller sind auch Wilhelm von Humboldt und Körner einander näher gebracht worden. Die Briefe, die zwischen beiden Männern gewechselt wurden, sind bisher unbekannt geblieben. Diejenigen Körners scheinen sich nicht erhalten zu haben, diejenigen Humboldts aber haben sich in dessen Nachlaß nahezu vollständig vorgefunden und sind hier zum ersten Male veröffentlicht. Sehr lebhaft ist der Briefwechsel nicht gewesen, trotz guter Vorsätze gerieth er bald ins Stocken; immerhin ist er eine willkommene Ergänzung des Schiller-Körnerschen und des Schiller-Humboldtschen Briefwechsels: dieselben Interessen, Ideen und Untersuchungen werden hier wie dort zwischen den Freunden verhandelt. Gleich im ersten Briefe, vom 27. October 1793, geht Humboldt, an Kant anknüpfend, in die Grundfragen der Aesthetik ein, und zwar liegt ihm dabei das Hauptinteresse in dem Umstand, daß das Gefühl der Schönheit eine Wirkung weder der theoretischen noch der praktischen Vernunft, vielmehr des gesammten Vernunftvermögens überhaupt, eigentlich das ist, was alle menschliche Kraft erst in Eins verknüpft. „Dies ist nun eigentlich der Gesichtspunct, von dem für mich diese Untersuchungen das meiste Interesse erhalten, da ich so sehr wünschte, endlich einmal die Kenntniß des Menschen und die Principien seiner Bildung in ihrem ganzen Zusammenhange behandelt zu sehen.“ Hier haben wir den eigentlichen Kern der Untersuchungen, die Humboldts Geist unausgesetzt beschäftigten. Darum studirt er auch vornehmlich die Geschichte der Griechen: „Welche Nation verdiente das angestrengte Studium, als die, welcher gerade diese Herrschaft des ästhetischen Sinnes eine so bewunderungswürdige Charaktereinheit gab?“ Bezeichnend ist auch, was er ein anderes Mal über die Griechen schreibt: „... es ist eine Grille von mir, höchst ungeru etwas über die Griechen zu schreiben. Sie sind mir zu heilig, um sie anders als mit einer gewissen Würde zu nennen. Man muß es erst verdienen, von ihnen reden zu dürfen. Ich habe gewisse Pläne mit ihnen, die aber freilich eben wegen ihrer Größe vielleicht ewig Pläne bleiben.“ In einem späteren Briefe entwickelt er seine Absicht, eine „Charakteristik des griechischen Geistes“ zu schreiben. Auch von seinen späteren Arbeiten giebt Humboldt dem geschätzten Freunde ab und zu Nachricht. Ueber Schiller und Goethe finden sich manche Urtheile; charakteristisch ist aber, daß er auch in diesen Fällen immer gleich in theoretische Untersuchungen über das Epische, Lyrische und Tragische hineingeräth. Etwas farbiger sind die Briefe aus Wien und Paris. Sehr schön ist die zusammenhängende Charakteristik Schillers in dem Briefe vom 26. Januar 1811, der hier der Vollständigkeit halber aus Diezmanns Buch: „Aus Weimars Glanzzeit“ wieder abgedruckt ist. Angehängt sind zwei Briefe von Körner an Frau von Humboldt und ein Brief Humboldts an Frau Körner. Zweckentsprechende Anmerkungen und ein Register bilden den Schluß. L.

Hippels Lebensläufe. Für die Gegenwart bearbeitet von Alexander von Dettingen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot. 1880. — Die Jubiläumsausgabe, die im vorigen Jahre von Hippels Lebensläufen veranstaltet wurde, hat sich solchen Beifalls zu erfreuen gehabt, daß jetzt eine zweite Auflage erscheinen kann. Julian Schmidt sagt von den Lebensläufen: „Sie würden einer unserer gelesensten Romane sein, wenn sie nur einigermaßen componirt wären.“ Der Herausgeber hat es verstanden, durch eine so gründliche als schonende Uebersetzung dem ehrwürdigen Buche eine Gestalt zu geben, die es auch heute noch zu einer Quelle ächten Genusses macht. g.

Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von S. Graf Moltke, Generalfeldmarschall. Berlin, Gebr. Paetel. 1879. — In den Jahren 1845 und 1846 befand sich der damalige Major Hellmuth Freiherr von Moltke als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom. Er benützte diese Zeit zu topographischen Aufnahmen in der damals wissenschaftlich so gut wie unerforschten Campagna. „Damals war kein einziger, auf wirkliche Terrain-Aufnahme basirter Plan vorhanden.“ Die Frucht dieser Studien sind zwei bekannte topographische Karten von Rom und Umgebung, von denen die eine, im Maßstab von 1:25,000, im Jahre 1852, die andere, im Maßstab von 1:50,000 im Jahre 1859 erschien. Diesen Karten sollte auch ein Textbuch beigegeben werden, das die Ergebnisse der historischen und geographischen Studien des Verfassers enthalten, zugleich in Form von Spaziergängen in die Umgegend Roms die vorhandenen Denkmäler beschreiben und die Geschichten und Sagen, die sich an diese Ueberreste knüpfen, erzählen sollte. Leider ist dieses Werk ein Torso geblieben, aber werthvolle Fragmente daraus werden hier der Doffentlichkeit übergeben. Jeder Leser wird denselben einen außerordentlichen Genuß verdanken. In der That hat es einen eigenen Reiz, den Kriegsmann, dessen Name später die Welt erfüllen sollte, als stillen Gelehrten auf seine einsamen Wanderungen in der Campagna zu begleiten und aus seinem eigenen Munde zu vernehmen, mit welcher innerer Genugthuung und Freude ihn die Arbeit auf dem classischen Boden trotz ihrer Beschwerden erfüllte. Geistvolle Gedanken schließen sich an über das Verhältniß der Begebenheiten zu ihrem Schauplatz, der Geschichte zur Ortskunde, der Zeit zum Raume, Betrachtungen, wie sie dem größten Schüler Karl Ritters gerade auf dem Boden der Campagna sich aufdrängten, wo „Minuten räumlich trennen, was geschichtlich Jahrhunderte auseinanderliegt“. Weitere Fragmente behandeln die Entstehung des Bodens der Campagna, das älteste Aussehen der Umgegend der Stadt, das römische Klima und einzelne jener geschichtlichen Erzählungen, welche das topographische Gemälde beleben sollten. Briefe aus Spanien und aus Paris (letzte vom Jahre 1856, aus der Zeit der Sonnenhöhe des Kaiserthums) sind angehängt und erfreuen durch die natürlich lebendige Erzählung, die anschauliche Zeichnung, das feine Urtheil. Mit der scharfen Beobachtung verbindet sich zugleich eine wohlwollende Gesinnung, selbst schalkhafter Humor. Im Uebrigen braucht ja nichts hinzugefügt zu werden zur Empfehlung eines Buches, das Moltkes Namen trägt und schon in vier Auflagen verbreitet ist. L.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 20. November 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Es giebt Richter in Berlin.

### Eine Säcularerinnerung.

Mit dem 1. October ist der neue Civilproceß, der durchweg auf der sogenannten Verhandlungsmaxime beruht, in ganz Deutschland ins Leben getreten. Da ist es wohl an der Zeit, sich ein Ereigniß ins Gedächtniß zu rufen, welches sich vor genau hundert Jahren zutrug, und welches den Sturz des damaligen preussischen Großkanzlers von Fürst und damit die Einführung der, der obigen entgegengesetzten Instructionsmaxime in den preussischen Civilproceß zur Folge hatte. Wir meinen den Müller-Arnoldschen Proceß, minder bekannt als jene andere Müllergeschichte von Sanssouci, aber historisch besser beglaubigt als sie, minder ehrenvoll für den großen König, obwohl auch sie sein redliches Bemühen um gute Justiz in helles Licht setzt, aber eben so ehrenvoll für jene Richter, deren unerschütterliche Pflichttreue Veranlassung zu dem geflügelten Wort gab: „Il-y-a des juges à Berlin“, welches wir unserer Erzählung an die Spitze gesetzt haben. Es sei gestattet, auf Grund des Actenmaterials den Hergang jenes denkwürdigen Processes hier darzulegen.

Arnold, der dem König im siebenjährigen Kriege als Wegweiser gedient und ihm persönlich bekannt geworden war, besaß die sogenannte Krebsmühle zu Pommerzig in der Neumark, welche er im Jahre 1762 von seinem Vater für 300 Thaler gekauft hatte. Er war dem Gutsherrn von Pommerzig, dem Grafen von Schmettau, erbzinspflichtig, blieb aber seit 1773 mit Zahlung des Zinses im Rückstande. Schmettau verklagte ihn deshalb und erstritt auch ein obfiegliches Erkenntniß, welches Arnold rechtskräftig werden ließ. Dennoch hatte der Graf vier Jahre Geduld; als aber der Erbzinnsmanu keinerlei Anstalten traf, seinen Verpflichtungen nachzukommen, brachte er 1777 Execution gegen ihn aus. Nunmehr erhob der Müller in der Executionsinstanz den Einwand, er sei zur Zahlung nicht im Stande, weil der Landrath von Gersdorf auf seinem oberhalb der Mühle belegenen Territorium einen Teich angelegt habe, durch welchen der Mühle das erforderliche Wasser entzogen würde. Dieser Einwand wurde indessen als dem Grafen von Schmettau

nicht entgegenstehend verworfen, 1778 die Mühle auf 635 Thaler taxirt und für 600 Thaler auctionis modo verkauft. Arnold klagte nun gegen Schmettau, weil dieser die Anlage des Teiches durch Gersdorf zugegeben, wurde aber in zwei Instanzen abgewiesen und bedeutet, daß er etwaige Ansprüche wegen des zerstörten Mühlenbetriebs gegen Gersdorf geltend zu machen habe. Der Müller indessen zog es vor, von seinen Connexionen Gebrauch zu machen und wandte sich beschwerdeführend an Friedrich den Großen. Er stellte hierbei den Sachverhalt der Wahrheit entgegen so dar, als sei er Gutsunterthan des Gersdorf, habe von diesem eine Mühle in Erbpacht, sei von ihm verklagt auf Zahlung des Pachtzinses, obwohl der Kläger selbst ihm durch Ableitung des Wassers den Betrieb der Mühle unmöglich gemacht, von der neumärkischen Regierung (so hießen damals die Collegialgerichte erster Instanz, während die jetzigen Regierungen, die collegialischen Verwaltungsbehörden, „Kriegs- und Domänenkammern“ genannt wurden) zu Cüstrin und vom Kammergericht verurtheilt, seines Besitzes beraubt und zu Grunde gerichtet. Der König, welcher damals bereits eifrig mit dem großen Werke der Justizreform beschäftigt und unwillig über die Schwierigkeiten war, welche ihm namentlich von dem an Charakter und juristischer Tüchtigkeit gleich ausgezeichneten, aber eigenwilligen und formlosen, daher in den Hofkreisen unbeliebten Großkanzler\*) von Fürst gemacht wurden, ging mit Eifer auf diese Beschwerde ein. Durch Cabinetsordre vom 22. August 1779 ordnete er die eingehende Untersuchung der Sache durch einen Specialcommissar, den Oberst von Heucking, an, dem ein Mitglied der neumärkischen Regierung von dieser beigegeben werden sollte. Heucking bewies, daß es doch noch anderer Eigenschaften als der eines schneidigen Officiers bedarf, um den, wenn auch einfachen Thatbestand eines Processes zu verstehen, ließ sich übrigens auch durch das niedrige Motiv des Servilismus leiten. Wenigstens beschuldigte ihn der der Commission zuertheilte Referendar von Mühlheim und der Regierungsrath Neumann, daß er von Anfang an eine starke Voreingenommenheit für die Arnoldschen Eheleute an den Tag gelegt und den Civilcommissaren vorgehalten habe, man müsse zu ihren Gunsten an den König berichten, weil dieser ihnen geholfen wissen wolle und man andernfalls die königliche Ungnade zu befürchten habe. Noch bedenklicher aber wurde die Untersuchung dadurch, daß Heucking den Regierungsquartiermeister und Auditeur Bock zuzog, der, wie der Criminalsenat des Kammergerichts in seinem weiter unten zu erwähnenden Bericht vom 26. December 1779 aus den Acten constatirte, den

\*) Großkanzler hieß bekanntlich der leitende Justizminister der Gesamtmonarchie im Gegensatz zu den übrigen Justizministern, deren Ressort theils sachlich, theils provinziell beschränkt war.

Arnoldschen Eheleuten als Rechtsconsulent bedient gewesen, außerdem aber aus seiner früheren Stellung als Untergerichtsadvocat wegen Schulden entfernt, dann als Justiziarus des Städtchens Sternberg von derselben neumärkischen Regierung wegen Pflichtwidrigkeiten und Excessen wiederholt in Strafe genommen war, an der zu rächen sich ihm nun willkommene Gelegenheit bot.

Die erste Besichtigung der Localität wurde von Heuding und Neumann ohne Zuziehung von Sachverständigen vorgenommen, dabei Zeugen vernommen, die nichts zu bekunden vermochten. Heuding wollte nun an den König berichten, Neumann weigerte sich dessen; darauf berichtete Heuding allein in einer die Arnoldschen Behauptungen bestätigenden Weise. Neumann setzte unterdessen seine Ermittlungen fort; er zog zu einer abermaligen Augenscheinahme den Teichinspector Schadow zu, vernahm denselben protocollarisch und forderte ihn zur Erstattung eines Gutachtens auf. Das Gutachten fiel dahin aus, daß die Mühle jetzt hinlängliches Wasser habe, es sei aber möglich, daß sie zu trockner Zeit kein Wasser habe. Da in der Begründung dieses Gutachtens Widersprüche mit den Auslassungen Schadows in dem von ihm unterschriebenen Protocoll in nicht unerheblichen Punkten sich fanden, wandte das Gericht, bei dem Arnold nun Gersdorf verklagte, sich an die neumärkische Kammer, die das Gutachten noch mehr erschütterte, indem sie einen Rechenfehler in der Begründung nachwies. Da indessen der König drängte und Beschleunigung befahl, die Regierung auch aus Rechtsgründen die Frage, ob der Mühle durch die Anlage des Teiches das Wasser entzogen sei, für unerheblich hielt, zudem die Zeugenaussagen dahin gingen, daß auch der oberhalb des Teiches wohnende Müller in den vorausgegangenen heißen Sommern wegen Wassermangels im Flusse nicht hatte mahlen können, daß hingegen in den nassen Jahren 1770 und 1772 die in sehr verfallenem baulichen Zustand befindliche Arnoldsche Mühle nicht wegen Wassermangels, sondern wegen des hohen Unterwassers aus der Oder gehemmt gewesen, der Gersdorfsche Teich aber fünf Jahre lang abgelassen gewesen sei, erkannte die Regierung auf Abweisung der Arnoldschen Eheleute, indem sie sich auf den Satz stützte: *qui jure suo utitur neminem laedit*. Das Recht, den Teich anzulegen, stand aber Gersdorf zweifellos zu, da es sich einmal um einen Privatfluß handelte, zudem aber der Beklagte ein von den Klägern anerkanntes Document von 1566 producirte, wonach seinen Vorfahren bereits durch einen landesherrlich bestätigten Vertrag mit der Pommerziger Guts herrschaft das Recht zur Haltung, freien Nutzung und Disposition über den Teich zugestanden war, die Teichanlage auch längst vor Anlage der Krebsmühle bestanden hatte. Auch war das Recht zweihundert Jahre lang niemals bestritten worden.



Gegen dieses völlig sachgemäße Erkenntniß appellirten die Kläger, doch wurde es von dem Kammergericht bis auf einen Nebenpunct bestätigt, obwohl der stets zur Eile treibende Monarch nicht undeutlich zu verstehen gab, wie er das Urtheil gefällt wissen wolle.\*) Er war denn auch, irregeleitet durch die falschen Berichte des Oberst von Heuding, sehr zornig über die gefällte Sentenz, ließ Fürst und die betheiligten Kammergerichtsräthe am 11. December zu sich bescheiden, überschüttete sie mit Vorwürfen, entließ Jenen in Ungnade seines Amtes und nahm mit diesen ein Protocoll auf, welches, höchst originell, beweist, daß der König bei Beurtheilung des Richterspruches von ganz falschen Voraussetzungen ausging. Wir lassen das durch die Zeitungen allgemein bekannt gemachte Protocoll hier seinem Wortlaut nach folgen, weil es die guten Absichten Friedrichs, der irregeleitet war, in das hellste Licht setzt.

„Von Sr. Königl. Majestät Höchselfbst abgehaltenes Protokoll über die drei Kammergerichtsräthe Friedel, Braun und Ransleben, den 11. December 1779.

Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll: kann man das thun? — — ist von selbigen mit Nein geantwortet worden.

Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen, und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht gezahlet hat. Ist das gerecht? wurde auch mit Nein beantwortet.

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in den Teich zu haben, so lästet er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wasser-Mühle treibet, in seinen Teich zu leiten: der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen; und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage, und im späten Herbst auch etwa 14 Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller solle seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt: Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Cüstrinsche Justiz? sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt: und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt solches!

Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Sr. Königl. Majestät Landesvaterlichen Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sei vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administriert, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll. Se. Königl. Majestät werden daher in Ansehung der wider den Müller Arnold auf der Pommerziger Krebsmühle in der Neumark ausgesprochenen und hier approbirten höchstungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämt-

\*) Das sehr hübsche und klare Erkenntniß des Kammergerichts findet sich mit den übrigen Actenstücken abgedruckt bei Christian Wilhelm von Dohm: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit etc.“ Lemgo und Hannover 1814. Bd. I.

liche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebenso wohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich: und bei solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia nur in allen Provinzen zu richten haben! und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen; so sollen sie es mit Sr. königl. Majestät zu thun kriegen: Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande: vor der kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.

Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben; Höchst dieselben werden aber demohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her sein, und befehlen auch hiermit auf das nachdrücklichste, erstlich: daß alle Prozesse schleunig geendiget werden, zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret werde, drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich sein. Wofern aber Se. königl. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden werden: so können die Justiz-Collegia sich nur im voraus vorstellen, daß sie nach Rigour werden gestraft werden, sowol der Präsident als die Räthe, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, den 11. December 1779.

Friederich."

Man sieht, daß der König von der Vorstellung ausging, als hätten die Gerichte aus Standesrücksichten die Justiz gebeugt. Daß alle die löblichen Grundsätze, die er in dem Protocoll ausspricht, auf den vorliegenden Fall nicht paßten, entging ihm. Die abschüssige Bahn der Cabinetsjustiz war einmal betreten, es ging weiter auf derselben. Es erfolgte die Festnahme und Inhaftirung der Kammergerichtsräthe Friedel, Mansleben und Graun; der Hoffiscal Schlecker, ein würdiger Mann von sechzig Jahren, der das Erkenntniß in Sachen Schmettau contra Arnold gefällt und die Execution geleitet, nachdem er sich vergeblich bemüht, den Grafen Schmettau zur vergleichsweisen Annahme von 40 Thalern statt des mehrere 100 Thaler betragenden Pachtzinses zu bewegen, wurde in Frankfurt a. D. auf der Reise nach Berlin, wo er sich zur Untersuchung stellen wollte, verhaftet. Auch ihn hatte Heuding verdächtigt, doch ergab die Untersuchung nur, daß er im Vicitations-terminen die Ehefrau Arnold wegen ungebührlichen Betragens einige Stunden

hatte einsperren lassen. Durch Rescript vom 12. December ordnete der König die Einleitung der Untersuchung wider Friedel, Ransleben, Braun, Schlefer und die neumärkischen Regierungsräthe Busch, Neumann, Scheibler und Wandel an. Dieselbe wurde dem ersten und Criminalsenat des Kammergerichts übertragen. Gleichzeitig erging eine Cabinetsordre an den Stats- und Justizminister Freiherrn von Zedlig. Der Criminalsenat ließ die Untersuchung durch die Kammergerichtsräthe Strasburg und Kühze führen, die am 20. December die Acten nach geschlossener Untersuchung zurückreichten. Unterm 26. December 1779 erstattete dann der Criminalsenat dem Könige einen Bericht, welchen Zedlig ihm überreichte mit der Versicherung, daß er diesem Bericht durchweg beitrete. Die angestellten Ermittlungen rechtfertigten das Verfahren der Gerichte in allen Punkten. Der Criminalsenat erforderte ein neues Gutachten von dem wasserbauverständigen Oberconsistorial- und Oberbaurath Silberschlag. Dieser wies eine Menge Fehler in dem Heudingschen Bericht und in dem Schadowschen Gutachten nach, stellte fest, daß Gersdorf durch Gräben das wilde Wasser aus seinen Brücken wieder in den Fluß geleitet, daß die Arnoldsche Mühle ganz verfallen gewesen, so daß viel Wasser durch das durchlöcherete Mühlenbett, ohne das Rad zu berühren, vergeblich sich verlor. Sein schließliches Gutachten ging dahin, daß die Frage, ob der Arnold bei seiner Krebsmühle Mangel an Wasser gehabt, und ob dieser Mangel von dem qu. Teich hergerühret habe, noch mit gar keiner Zuverlässigkeit entschieden und ausgemittelt sei, sondern zu solchem Ende mit wiederholten, zu verschiedenen Jahreszeiten angestellten Beobachtungen, Ausmessungen und Berechnungen ganz anders zu Werke gegangen werden müsse.

Zu demselben Resultat gelangte ein auf Befehl der neumärkischen Kammer erstattetes Gutachten eines anderen Sachverständigen, des Kriegsraths Senff. Damit war dem Heudingschen Bericht die Grundlage entzogen. Aber der Criminalsenat beschränkte sich hierauf nicht. Der erwähnte Bericht vom 26. December 1779, welcher die Unterschriften der Kammergerichtsräthe Kessler, Haag, Krüger, Frieße, Strasburg, Kühze, Mayer, Rimpler, Rudolphi und von Beneden trug, ein Muster leidenschaftslosen Referirens und edler Freimüthigkeit, untersucht die Sache unter den drei Gesichtspuncten: 1) ob der König den Acten gemäß informirt? 2) ob die ergangenen Entscheidungen ungerecht? 3) ob der Verdacht der Parteilichkeit, ungerechten oder illegalen Verfahrens Seitens eines der Inculpaten begründet? Die erste Frage wird verneint und der wahre Sachverhalt dargethan. Was die zweite Frage betrifft, so kommt der Criminalsenat zu genau demselben Resultat wie die beiden erkennenden Gerichte, wonach Gersdorf zur Anlage des Teichs berechtigt war, und die Frage, ob dem Arnold dadurch Wasser entzogen, nicht erheblich erschien. „Wir wollen,“ fährt der Bericht

dann fort, „hiermit indessen nicht sagen, daß schlechterdings keine andere Entscheidung der Sache, als diese, möglich gewesen, oder noch sei. Das wäre zu viel gesagt, und die fast täglich vorkommenden Mannigfaltigkeiten der Urtheile in verschiedenen Instanzen, die gleichwohl alle mit Rechtsgründen sich unterstützen, würden solches widerlegen. Nur so viel glauben wir aus dem vordeducirten gewissenhaft und mit Zuverlässigkeit folgern zu können, daß die Gründe der quäst. Sentenzen so beschaffen sind, daß sie nicht nur keine vorsätzliche Ungerechtigkeit enthalten oder beweisen, sondern auch allen Verdacht einer vorsätzlichen Ungerechtigkeit ausschließen. Wir können es nicht für ganz unmöglich erklären, daß die dem p. Arnold annoch offen gebliebene dritte Instanz die Sache aus einem ganz andern und neuen Gesichtspuncte ansehe und beurtheile; allein bei der so bekannten Verschiedenheit menschlicher Einsichten und Meinungen wird es auch alsdann immer noch dahin stehen: wer die Sache am Besten getroffen, ob der letzte oder der vorige Richter; und andern Theils würde aus einem etwanigen reformatorischen Urtheil höchsten Falls nur so viel geschlossen werden können: daß der vorige Richter, bei aller gehabten guten und redlichen Absicht, dennoch die Sache nicht so richtig, als der letztere, penetrirte und beurtheilte habe.“

Zum dritten Punct übergehend, constatirt der Criminalsenat, daß es an allen unlauteren Absichten und Bewegursachen fehle. Hier kommt das berechtigte Selbstbewußtsein eines durch Tradition gefestigten Beamtenthums schön zum Durchbruch.

„Die sämmtlichen Inculpaten sind,“ heißt es, „wie es notorisch ist, bisher in ihrem Amte unbescholtene Leute gewesen, auf die noch nie ein Verdacht oder eine Anschuldigung der Ungerechtigkeit oder Parteilichkeit gekommen ist; und wenn Unwissenheit oder Mangel an Rechtskenntnissen ihr Fehler wäre, so würden sie zu den Aemtern gewiß nicht gelangt sein, die sie bisher bekleidet haben. Es findet sich in den ganzen Acten wider sie nicht die geringste Spur von Bestechung, Menschenfurcht, Collusion oder andern passionirten Absichten und es hat sogar deshalb nicht das geringste wider sie angegeben werden mögen. Das Object des Processus, nämlich die eingeklagte Summa von etwa 700 bis 900 Thalern war nicht so beträchtlich, daß zu Bestechung zweier Landes-Collegiorum etwas ansehnliches hätte angewendet werden können, und der Landrath von Gersdorf war der wichtige und furchtbare Mann nicht, daß zwei Landescollegia en faveur seiner zu Begehung einer vorsätzlichen Ungerechtigkeit hätten übereinkommen, Pflicht und Gewissen vergessen, und mit Gefahr ihrer Ehre und ganzen Glücks sich dem Born und der höchsten Ungnade Ew. Königl. Majestät, welche sie nach Höchsterwelt gepriesenen Gerechtigkeitsliebe alsdann unausbleiblich zu gewarten hatten, aussetzen sollen.“

Es wird sodann ausführlich dargelegt, daß außer den Festgesetzten die Kammergerichtsräthe Uhl, Kircheisen und Goslar, sowie der Präsident von Rebeur ganz gleichen Antheil an dem Erkenntniß zweiter Instanz hätten, daß alle Betheiligten, insbesondere Neumann und Kammergerichtsrath Mansleben, der Referent, welcher in Folge Beschleunigungsbefehls des Königs in 24 Stunden aus den voluminösen Acten ein sechs Bogen lauges, eingehendes und erschöpfendes, beiden Theilen gerecht werdendes Referat gefertigt, mit größter Pflichttreue ihre Obliegenheiten verrichtet hatten, ja daß Regierungsrath Scheibler für weitere Beweisaufnahme votirt hatte, aber überstimmt war. Der Bericht kommt daher zu dem Resultat:

„Nach dieser Lage der Sache werden Ew. Königl. Majestät schon Allerhöchst selbst und allgerichtetst zu ersehen geruhen, daß so wenig den drei Kammergerichtsräthen Friedel, Mansleben und Graun, als denen vier Regierungsräthen Busch, Neumann, Scheibler und Bandel, wie auch dem Hofiscal Schlecker ein Verbrechen oder etwas sträfliches, am wenigsten aber dem etc. Scheibler, der auf alle Fälle vollends außer Schuld ist, zur Last zu legen sei; und daß, wenn ja eine, durch keine Gesetze für strafbar erklärte irrige Einsicht oder Beurtheilung der Sache, welche wir jedoch anzunehmen noch keinen Grund haben, in der dritten Proceßinstanz, als die dieser Sache rechtlich noch offen ist, erfindlich sein sollte, Ew. Königl. Majestät der gemeinen menschlichen Schwachheit solches in Gnaden zu übersehen geruhen werden.“

Indeß der König blieb eigensinnig bei seiner einmal vorgefaßten Meinung, legte dem Bericht, den er doch selbst veranlaßt, kein Gewicht bei, weil er glaubte, die Gerichte handelten nach dem Grundsatz: clericus clericum non decimat, und beging einen Act schlimmster Cabinetsjustiz, indem er Scheibler und Mansleben zwar der Haft entließ, dagegen Busch, Bandel, Neumann, Friedel, Graun und Schlecker durch Rescript vom 1. Januar 1780 cassirte, sie zu je ein Jahr Festung verurtheilte und ihnen zudem aufgab, dem Arnold den Werth seiner Mühle sammt allem Schaden, Kosten u. s. w. zu ersetzen. Die Räthe wurden nach Spandau geschafft.

Friedrich hatte geglaubt, durch Veröffentlichung des von ihm aufgenommenen Protocolls das Publicum auf seine Seite gebracht zu haben. Aber, obwohl den wahren Sachverhalt nicht kennend, vertraute dasselbe instinctiv den ordentlichen Gerichten mehr als der Cabinetsjustiz. Zudem genossen Fürst und der gleichfalls entlassene Präsident der neumärkischen Regierung, Graf Finkenstein, im Volke die höchste Achtung. Alles strömte zu dem gestürzten Großkanzler, um ihm Ovationen darzubringen. Der neu angekommene österreichische Gesandte, durch das Gedränge der Wagen und Menschen aufmerksam gemacht, erkundigte sich nach der Ursache; als man sie ihm mit-

theilte, meinte er, in anderen Ländern eile man zu den neuen Ministern, hier, wie es schien, zu den ungnädig entlassenen. Unterdeß ward der schlesische Justizminister Graf Carmer, gleichfalls ein ausgezeichnete Mann, zum Großkanzler ernannt, dem es im Verein mit dem großen Suarez vorbehalten war, das große Gesetzgebungswerk der Vollendung entgegenzuführen.

Ob der König das begangene Unrecht später eingesehen, läßt sich nicht feststellen; die Civilentschädigung soll von den Verurtheilten nicht eingefordert sein; das Strafurtheil nahm Friedrich der Große nicht zurück. Sein Nachfolger aber erließ bereits unterm 14. November 1786 ein von Carmer gegenzeichnetes Rescript, in dem er anerkannte, daß den verurtheilten Justizbeamten „nicht der geringste Verdacht einer in der Arnoldschen Sache begangenen Ungerechtigkeit, Parteilichkeit oder irgend eines anderen pflichtwidrigen Verhaltens zur Last falle, und also die zur damaligen Zeit gegen sie ergangenen Verfügungen nur als die Folgen eines Irrthums, wozu der ruhmwürdige Justizeifer Unsers in Gott ruhenden Onkels Majestät durch unvollständige, der wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte übel unterrichteter und präoccupirter Personen verleitet worden, anzusehen“ seien, sie völlig restituirte und ihnen wegen Schaden und Kosten alle Rechte vorbehielt.

So hatte sich gezeigt, daß auch die bestgemeinte Cabinetsjustiz vom Uebel ist.  
Heinrich Dove.

### Ein mittelalterliches Sittenbild.\*)

Die poetischen Seiten, welche das Zeitalter der Minnesinger darbietet, sind früher und bis dahin mit größerer Liebe ans Licht gestellt worden, als die prosaischen. „Die glänzenden Hervorbringungen des Mittelalters in Leben und Poesie“, wie A. W. Schlegel sich ausdrückt, nahmen ganz den Sinn gefangen, der sich zuerst wieder den mittleren Zeiten zuwandte; erst wurden sie ein Gegenstand des Cultus und der Schwärmerei, dann der methodischen Wissenschaft. Was dagegen das tägliche und häusliche Leben der ritterlichen Gesellschaft war, blieb lange Zeit entweder bei Seite liegen, oder es wurde gleichfalls in jenes verklärende Zauberlicht gestellt, das die Romantiker über die ganze Epoche ausgossen. „Liebe, Religion, Ritterthum,“ sagte Ludwig Tieck, als er die Minnelieder einführte, „verweben sich in ein großes, wunderbares Gedicht.“ Man bemühte sich das Mittelalter in der Totalität seiner

\*) Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger von Dr. Alwin Schulz, a. o. Prof. der Kunstgeschichte an der Universität Breslau. Erster Band. Mit 111 Holzschnitten. Leipzig 1879.

tausendfarbigen Erscheinungen zu erfassen, anstatt diese Erscheinungen streng zu zergliedern. Und auch dann, als die wissenschaftliche Betrachtung jenen Zeiten sich zuwandte, hielt sie sich an die großen Schöpfungen des Geistes, an die Baudenkmäler, an die Erzeugnisse der bildenden Künste, an die epischen und lyrischen Dichtungen, kurz an die monumentalen und idealen Aeußerungen der Zeit. Daß diese ideale Seite ihre Rehrseite hat, das hat freilich niemals ganz verborgen sein können. Auffällig ging neben der feinen Sitte eine entschiedene Barbarei einher, neben hohem Schwung recht viel Plattes und Abstoßendes, derbe Sinnlichkeit neben zarter Schwärmerei, trivialer Abenteuerfönn neben poetisch gehobener Empfindung. Dieser Dualismus liegt wirklich in der Zeit. Eine Culturgeschichte des Mittelalters wird aber erst dann möglich sein, wenn beide Seiten, die poetische und die prosaische, mit dem ganzen Realismus, der der heutigen Wissenschaft eigen ist, durchforscht sind, und dann wieder in ihrer Einheit begriffen werden.

Einer unserer Kunsthistoriker hat es unternommen, die mittelalterliche Literatur schärfer, als bisher geschehen, darauf hin zu durchsuchen, was noch aus den gleichzeitigen Quellen über das höfische Leben zur Blüthezeit der ritterlichen Dichtung zu ermitteln ist. Ohne Schlüsse zu ziehen, ohne Kritik einzumischen, hält er sich mit strenger Methode an die Aufgabe, die er sich vorgefetzt hat: herauszustellen, wie das Privatleben der damaligen Zeit gewesen ist in seinen verschiedensten Beziehungen. Feste Grenzen hat er seiner Arbeit gesteckt: es ist die Zeit von 1150 bis 1300, die geschildert wird, und als Quellen sind außer den Chroniken vornehmlich die poetischen Werke der Zeitgenossen, in erster Linie die großen Epen und Romane der Deutschen und Franzosen herangezogen. Aus diesen Fundgruben geschöpft, ist ein überaus reiches und ins Einzelne gearbeitetes Culturbild zu Tage gefördert worden. Wie die höfische Gesellschaft jener Zeit baute und wohnte, aufwuchs, lernte und in Zucht genommen wurde, sich kleidete und schmückte, aß, trank und schlief, musicirte und sich vergnügte, ritt und jagte, liebte und freite, das Alles ist hier derart aus den Quellen selbst dargestellt, daß keine Notiz gegeben ist, für die nicht die urkundliche Belegstelle beigebracht, und, was sehr zu billigen ist, wörtlich mitgetheilt wäre. So ist das Ganze eine mühevollc Mosaikarbeit, von der man aber einen durchaus zusammenstimmenden und künstlerischen Eindruck erhält. Die strenge Methode hat sich in diesem Falle bestens bewährt. Indem nur Thatsachen aneinandergereiht sind, tritt die Zeit in greifbaren Gestalten und in ihrem ganzen Farbenreichthum entgegen. Das Buch ist eben so anziehend zu lesen, als reich an Belehrung.

Die Herren jenes Zeitalters haben auf ihren Burgen, deren Ueberreste uns heute das Auge ergötzen, nach unseren Begriffen herzlich unbequem gelebt. Das ist schon aus der ganzen Anlage dieser Sitze zu ersehen, für

welche die Zwecke der Vertheidigung, nicht die der Wohnlichkeit, in erster Linie maßgebend waren. Wie geräumig innerhalb der Ringmauer der Palast war, der die Wohn- und Schlafräume wie die Festsäle enthielt, das hing ganz von dem verfügbaren Terrain ab. Selbst die Beleuchtung der Räume war der Sicherheit des Places untergeordnet. War eine Seite des Festsaales so gelegen, daß der Feind sie mit seinen Geschossen nicht bestreichen konnte, so nahm man keinen Anstand, nach dieser Richtung hin große Fenster durchzubrechen, die dann in der Regel geschmackvoll gruppiert und kunstreich verziert wurden. Anderwärts aber, wie z. B. am Palaste zu Gelnhausen, erlaubte man sich nur eine dürftige Beleuchtung. Geschlossen wurden die Fensteröffnungen mit Läden; starke Querbalken, für die in den Fensterbänken öfters noch Löcher ausgespart sind, sichern den festen Verschuß. Natürlich wurde es, sobald die Läden zugemacht waren, finster in den Stuben, man hatte nur die Wahl, Regen oder Kälte ins Zimmer eindringen zu lassen oder im Dunkeln zu sitzen. Man konnte sich nun helfen, wenn man außer den schweren Läden auch kleinere, leicht bewegliche Holzrahmen am Fenster befestigte, und diese mit Hornplatten, gefirnißtem Pergament &c. ausfüllte. So erhielt man wenigstens einen Fensterverschluß, der einiges Licht durchließ. Fensterverglasung war noch etwas sehr Seltenes. Waren auch schon seit Jahrhunderten Glasscheiben für Kirchenfenster verwendet worden, so ist doch erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Privathäusern Fensterverglasung nachzuweisen. Fest war der Verschuß auf keinen Fall, und kalt genug muß es in einem solchen Saale bei kühlem Wetter gewesen sein. Auch wird man bei verschlossenen Fenstern nicht viel gesehen haben, selbst wenn Glasscheiben eingesetzt waren, als welche noch Jahrhunderte lang die kleinen grünlichen Nabel- oder Butzenscheiben dienten. Dazu kommt die mangelhafte Art der Heizung. Mag man auch damals mit dem Brennmaterial weniger als heute geizt haben, so ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß in den großen Sälen jemals eine behagliche Temperatur sich entwickelt hat. Leicht geschah es, daß die Kamine mit ihren weiten Schloten rauchten, die Wärme strahlte nur in unmittelbarer Nähe aus, durch die Fenster kam Zugluft, kurz, der Aufenthalt in einem solchen Saale und selbst in einer kleineren Kemenate muß damals herzlich ungemüthlich gewesen sein. Mit Pelzen und warmen Kleidern konnte man sich allerdings wohl etwas der Kälte erwehren, aber wie unbequem, den ganzen Winter hindurch in so lästigen Kleidern den ganzen Tag über einherzugehen. Das Klagen der Dichter über das Herannahen des Winters, die Freude, mit der sie die Ankunft des Frühlings begrüßten, kann auf den ersten Blick etwas affectirt und maniertirt erscheinen, aber im Allgemeinen wird nur der allgemeinen Stimmung des Volkes Ausdruck verliehen sein. Selbst



die Residenzen der Vornehmsten waren gegen den Winter sehr mangelhaft gerüstet; wie mögen erst die ärmeren Classen gefroren haben.

Der Fußboden war in den Prachtsälen mit Marmor getäfelt. Auch Thonfliesen wurden zu diesem Zwecke verwendet; diese, mit schönen Ornamenten, Thierfiguren, Rankenwerk, Wappenschildern 2c. verziert, erregen durch die Schönheit ihrer Ausführung noch heute unsere Bewunderung. Die Wände waren entweder glatt verputzt und nur geweißt, oder bemalt. Daß die Künstler jener Zeit der Aufgabe wohl gewachsen waren, eine monumentale Malerei auszuführen, vor Allem die Ornamente in schön zusammenstimmenden Farben zu componiren, aber auch decorativ immerhin recht wirksame Figuren und Gruppen zu entwerfen, dafür liefern die erhaltenen Wandgemälde der Kirchen den Beweis. Die Gemälde waren meist an der Decke und an den oberen Theilen der Wände angebracht, der Beschädigung weniger ausgesetzt, der untere Theil der Wände war nur mit ornamentalen Schablonenmalereien verziert. Wollte man den Saal noch prächtiger ausschmücken, sei es, daß geehrte Gäste erwartet wurden oder daß irgend eine Festlichkeit bevorstand, so wurden die Wände mit kostbar gewirkten Teppichen behängt. Diese Wandteppiche mögen meist aus Wolle gewirkt oder mitlein- und Wollefasern gestickt gewesen sein. Die Dichter beschreiben mit Vorliebe seidene Umhänge, die mit Gold durchwebt sind. Vögel und Thiere waren auf ihnen dargestellt, aber auch menschliche Figuren, ganze Schlachtgemälde und Scenen aus den Mitterromanen. Auch der Fußboden wurde mit solchen verzierten Teppichen belegt.

Einfach war die Meublrung des Saales. Tische wurden nur hineingetragen, sobald das Mahl bereitet war, und gleich wieder nach Beendigung der Mahlzeit hinausgebracht. Sie bestehen aus dem Untergestelle, zwei kreuzweise verschränkten Schragen, auf welche die Platte aufgelegt wird. Die Tische waren übrigens oft aus kostbarem Material, aus Cypressenholz 2c. gefertigt, und mit Elfenbein verziert. Stühle waren nur selten zum täglichen Gebrauche da, man benützte sie wohl nur bei Tische, ebenso wie die Bänke. Da man mit der Polsterung der Möbel noch nicht Bescheid wußte, so half man sich dadurch, daß man Federkissen und gefütterte Decken auf die harten Sitze legte. Gewöhnlich aber ruhte man gemächlicher und bequemer von des Tages Arbeit aus. Man ließ auf die Fußteppiche Kissen breiten und dieselben mit schönen Decken belegen, und erhielt so eine Art Divan. Auch Sophas kannte die damalige Zeit wohl. Es sind dies die sogenannten Spannbetten, die anstatt der hölzernen Sitzbank einen elastischen Sitz von Strickwerk hatten, entsprechend unserem Bettboden mit Strippenbezug. Legte man noch Kissen und Decken darüber, so war das Sopha fertig. Freilich fehlten in der Wohnung manche andere Geräthe, die uns heutzutage unentbehrlich sind. Nimmt man

dazu die rauchenden Kamine, die übelriechenden Lampen, die zur Beleuchtung dienten, dann die Winterstürme, die um die hochgelegenen Zimmer brausten, so mag der Aufenthalt auf einem solchen Schlosse, zumal zur Winterszeit, wenig Beneidenswerthes gehabt haben.

Die heranwachsenden Kinder blieben bis zum siebenten Jahre unter dem Schutze der Frauen in der Kemenate; selbst das Gesetz erkannte an, daß ein Kind bis zu diesem Alter der mütterlichen Pflege nicht entbehren könne. Vor dem siebenten Jahre durften die Kinder auch nicht am Tische ihres Vaters erscheinen. Hatten sie dieses Alter erreicht, so begann die Erziehung: sie wurden in der feinen Sitte, in höflichem Betragen unterwiesen. Ein dörflischer Kummel zu sein, galt als der höchste Schimpf. Zur Bildung aber gehörte außer einem anständigen Benehmen die Kenntniß der gewöhnlichen Spiele, der Musik und der Sprachen. Schon im zwölften Jahrhundert war es in Deutschland Sitte, Franzosen zu engagiren, damit die Kinder von früher Jugend dieses schon damals als Umgangssprache so hoch geschätzte Idiom lernten. Wolfram von Eschenbach kann zwar nicht schreiben, aber Französisch versteht er doch und spricht es. Wer selbst ein Land bereinst zu regieren hatte oder wer am Hofe sein Glück machen wollte, mußte mehrere Sprachen erlernen; lateinisch und griechisch lernen die Helden der Romane. Wer nicht persönlich um die Erziehung seiner Kinder sich kümmern konnte, übergab die Söhne einem Hofmeister und nahm auch für die Töchter eine Dame an, die sich deren Beaufsichtigung und Unterweisung widmen mußte. Die Mädchen behielten ihre Meisterinnen meistens bis zu ihrer Vermählung; in den Romanen unterstützen diese Tugendwächterinnen in der Regel die Liebesintrigen ihrer Pflegebefohlenen. Lesen und Schreiben wurde den Kindern wohl auch gelehrt, aber wenige Männer, die Höchststehenden abgerechnet, haben es in diesen Künsten weit gebracht. Die Briefe ließ man sich gewöhnlich vom Hausgeistlichen sowohl schreiben als vorlesen. Nur die Damen scheinen in der Regel des Lesens kundig gewesen zu sein; einige verstanden selbst zu schreiben. Dabei wurde aber ihre Vorbereitung für den Beruf der Hausfrau nicht vernachlässigt. Nähen und spinnen und alle weibliche Handarbeit mußten sie von früher Jugend an erlernen. Haspel, Scheere, Nocken und Spindel gehörten in jedes Frauengemach, und die Nadelbüchse kann jede Dame von ihrem Liebhaber als Geschenk annehmen. Die Stoffe zu den gewöhnlichen Hauskleidern wurden im Hause selbst angefertigt: Flachs bereiten, spinnen, weben, das war die Beschäftigung der weiblichen Dienerschaft, insbesondere auch der kriegsgefangenen Frauen. Die edlen Damen beschäftigten sich nicht mit diesen niederen Arbeiten, fertigten aber die Kleider für die Männer und für sich selbst. Auch von der Heilkunst und von der Herstellung heilkraftiger Salben mußten die Frauen etwas verstehen. Und wie

wir wohl annehmen können, daß bei den Männern die Liebesintriguen, die Abenteuerfahrten, und was wir sonst von den Ergötzlichkeiten des ritterlichen Lebens in den Romanen lesen, nur ausnahmsweise eine Rolle spielten, daß der Fürst mit der Regierung und Verwaltung seines Landes, der Ritter mit der Bewirthschaftung seines Eigenthums viel zu sehr beschäftigt war, als daß er diesen Nebendingen viel Zeit hätte zuwenden können, so dürfen wir uns auch die Damen jener Zeit nicht als Müßiggängerinnen denken: sie sind von Jugend auf an Thätigkeit gewöhnt, haben, ehe sie zu befehlen hatten, in der Erziehung gehorchen gelernt, und als Herrin des Hauses mit der Besorgung des Haushaltes, Ueberwachung der zahlreichen Dienerschaft, mit Schneidern und Sticken, endlich mit Krankenpflege und anderen an sie herantretenden Aufgaben, gewiß so viel zu thun gehabt, daß sie nicht, wie das früher so schön geschildert wurde, den ganzen Tag mit der Laute in der Hand der Poesie, der Musik leben konnten. Das war die Erholung in den Stunden der Muße, aber vorher war ein tüchtiges Tagewerk schon geleistet.

Die Sitte, das mangelnde Haupthaar auf künstliche Weise zu ersetzen, durch Anbringen von „Haaren irgend eines todten Weibes oder von blonder Seide“ war schon den Damen der Ritterzeit bekannt. Und schon damals gab es strenge Sittenrichter, die gegen die abscheuliche Mode eiferten. Die Putzfüchtigen werden aber, wie Etienne de Bourbon schreibt, bestraft. Erstens haben sie viel Arbeit, die Haare zu erwerben, zu pflegen, zu waschen, zu kämmen, zu färben, zu pommadiren, Ungeziefer darin zu ernähren. Dann die Furcht, sie zu verlieren: sie fürchten, daß Jemand sie an den Haaren fasse, daß ihnen die falsche Bier abgeschnitten, verbrannt, gestohlen werde. Drittens leiden sie an Kopfschmerzen; viertens haben sie an den fremden Haaren immer eine Last auf ihrem Haupte zu tragen; fünftens ist es doch schauerlich, wenn man bedenkt, daß sie zuweilen todter Frauen Haare tragen. „Sie würden es ja ohne großes Entsetzen nicht wagen, des Nachts in ihrem Bette zu liegen, wenn sie wüßten, daß eine Hand oder ein anderes Körperglied einer todten Frau auf ihr Haupt gelegt sei; warum lassen sie es nicht, wenigstens aus Furcht vor dem Tode, auf ihrem Haupte todte Haare zu tragen? Ich habe gehört, daß, als der Vater des einstigen Kaisers Friedrich ins Bett gegangen war und seine Gemahlin, die Kaiserin, in dasselbe steigen wollte und vor ihm ihren Kopfsputz mit einer großen Menge falscher Haare ablegte, er seine Ritter und Diener herbei rief und in ihrer Gegenwart, im Abscheu gegen jene Haare wie gegen etwas Todtes, wüthend rief: „schnell, schnell, tragt das Todtenzeug aus meiner Kammer und verbrennt es im Feuer, damit ihr merkt, wie übelriechend es ist; ich will kein todtes, sondern ein lebendiges Weib haben.“

Ueber den Luxus und die Putzsucht der Frauen wird überhaupt schon

scharfe Klage geführt. Derselbe Etienne de Bourbon erzählt: „Als ich einmal eine Frau wegen ihrer Eitelkeit und des Uebermaßes ihres Kopfspuges schalt, sagte sie, sie thue es ihres Mannes wegen, der habe ihr noch sieben kostbare Kopspuge, die sie in ihrer Vade habe, gekauft. Aber keinen von diesen legte sie an, wenn sie zu ihrem Manne allein in die Kammer ging; da genügte ihr eine Haube aus grober Leinwand oder ein Netz aus Zwirn; den Kopspuß hatte sie abgelegt. Wenn sie aber an die Höfe oder an andere Orte, wo Leute waren, ging, dann legte sie je nach Zeit und Ort andere Kopspuge an. Daher habe ich ihr vorgehalten, daß sie sich nicht ihres Mannes wegen, sondern zur Augenweide einiger Stutzer putzte.“

Das Schminken wurde zwar nicht für besonders anständig gehalten, aber jedenfalls hat man das Färben schon damals recht gut verstanden. Moralisten nahmen auch an dem tiefen Ausschnitt des Hemdes Anstoß, wie sie auch die engen, die Körperformen scharf hervorhebenden Kleider verwarfen. „Ir kleit,“ heißt es im Reinfried, „sint alsô enge Daz ez mich lasters vil ermant, Wan in dem rocke spant Der lip mit lasterlicher phliht.“ Die lange Schleppe, der Swanz, der besonders zum Tanze über dem Kleide getragen, sauber gefältelt, gestickt und gegürtet wurde, schuf strengen Schriftstellern gleichfalls viel Aergerniß. Schon aus dem Jahre 1180 vernimmt man die Klage: „Die Frauen schreiten mit ihren langen Kleidern einher gleich den Schlangen,“ und Etienne de Bourbon donnert folgendermaßen gegen sie: „Die Damen ziehen ihre Schleppen (caudae) mehr als eine Elle hinter sich her und sündigen damit ganz wunderbar, weil sie mit schwerem Gelde sie erkaufen, Christus in den Armen berauben, Flöhe sammeln, die Erde bedecken, in der Kirche die Andächtigen im Gebete stören, den Staub aufwühlen und aufwirbeln, die Altäre gleichsam veräuchern, die heiligen Stellen mit Staub beschmutzen und entweihen und auf eben diesen Schleppen den Teufel tragen und fahren.“ „Ir frowen,“ so eifert Bruder Berthold, „ir machet ez gar ze noetliche mit iuvern gewande und iuvern röckelinen: die naewet ir sô maniger leie und sô tôrliche, daz ir iuch möhtet schamen in iuvern herzen.“ Natürlich fruchtete weder Predigt noch Spott. Die Gerechtigkeit erfordert beizufügen, daß die Männer in Modethorheiten mit den Frauen wetteiferten. In Kostbarkeit der Gewandstoffe, in Ringen und Kleinodien, in Schnabelschuhen und Prunkärmeln wurde ein unglaublicher Luxus getrieben. Als Albrecht I. mit Philipp dem Schönen in Lothringen zusammenkam, behaupteten die fahrenden Leute, daß die deutschen Cavaliere es in kostbarer Kleidung den Franzosen zuvorthäten.

Was bei den Mahlzeiten Recht und Brauch war, das hat ein mittelalterlicher Schriftsteller folgendermaßen in Regeln gefaßt. Nachdem er zuerst vom Morgenmahle (prandium) gehandelt, fährt er fort: „Alles was vom

Diner gesagt ist, paßt auch auf das Souper (coena). Dieses aber machen sie sehr großartig und festlich. Da ist zu bedenken erstens die schickliche Zeit. Denn ein Souper muß zu angemessener Zeit, weder zu früh noch zu spät stattfinden. Das zweite ist ein passendes Local, das geräumig, anmuthig und auch sicher ist. Drittens des Einladenden Freigebigkeit und die Heiterkeit seines Gesichts, denn eine Mahlzeit ist nichts werth, wenn des Gastgebers Gesicht finster drein blickt. Viertens Mannichfaltigkeit der Gerichte, damit, wer von einem nicht mag, sogleich vom andern kosten kann. Fünftens Abwechslung der Weine und der Becher. Sechstens artiges und anständiges Benehmen der Dienerschaft. Siebentes, daß die Gesellschaft jedem der theilnehmenden Freunde ansteht. Achtens ausgezeichnete Tüchtigkeit der Sänger und der Musiker. Denn ohne Zither oder Symphonie pflegen die Mahlzeiten bei edlen Leuten nicht gefeiert zu werden. Das Neunte ist die verschwenderische Menge von Lichtern und Kerzen, denn im Finstern zu speisen ist unangemessen und auch der Fliegen wegen gefährlich. Zehntens, daß alle aufgetragenen Gerichte lecker bereitet sind, denn beim Souper pflegt man nicht, wie beim Diner, grobe und gewöhnliche Speisen aufzutragen, sondern man setzt den Tischgenossen ausgesuchte, leichte und delicate Gerichte vor. Elftens muß das Souper lange dauern. Denn es pflegen die Leute, wenn die Tagesarbeit vorüber ist, ihr Mahl in die Länge zu ziehen. Alle zu schnell genossene Speise schadet nämlich zur Nacht, und deshalb soll man gemächlich speisen. Zum Zwölften, daß Keinem Kosten erwachsen; denn jeder muß so zum Mahle gebeten werden, daß er keinen Verlust dadurch erleidet. Unanständig nämlich ist es, nach einem freiwillig gebotenen Mahle Jemanden zur Zahlung eines Beitrages zu zwingen. (Und Trinkgelder waren wohl auch noch nicht üblich.) Das Dreizehnte aber ist die Annehmlichkeit der Ruhe und des Schlüpfchens; denn nach dem Mahle muß man ruhen, weil dann der Schlaf sehr süß ist: „wenn der Dunst der Speisen in das Gehirn steigt, so schlafen wir leicht.““

Das sind Regeln, die der Hausherr sich zu Gemüth zu nehmen hatte. Andere Regeln aber galten den Gästen, um sie vor allerlei üblen Bräuchen zu verwarnen. Es wird ihnen eingeschärft, daß es unschicklich sei, vor dem ersten Gericht das Brod aufzuessen, mit beiden Händen zu stopfen, mit vollem Munde zu trinken oder zu sprechen. Beim Trinken soll man in den Becher sehen, man soll nicht zu schnell essen, auch dem Tischgenossen nichts wegnehmen, nicht mit Anderen zugleich in die Schüssel langen. Wenn das Waschwasser herumgereicht wird, sollen die Knechte und die Jungherren abseits gehen und sich anderswo die Hände waschen. Die Gäste sollen die Hände sauber halten, vor Allem die Nägel kurz beschneiden, damit sie beim Zulangen in die gemeinsame Schüssel nicht ihren Tischgenossen das Mahl

verekelten. Aber noch merkwürdigere Dinge werden den Gästen eingeschärft: sie sollen nicht mit bloßer Hand die Kehle jucken, sondern die Gewandzipfel nehmen, sie sollen während des Essens nicht die Nase säubern oder sich in den Ohren zu schaffen machen. Und es wirft ein übles Licht auf die Gesellschaft, die sich zuweilen an höfischer Tafel zusammensand, wenn man sogar die Ermahnung liest, die Gäste sollen nicht mit bloßer Hand ins Salzfaß greifen, des Nachbars Löffel brauchen, aus der Schüssel schlürfen oder mit dem Finger sie auswischen, mit dem Tischtuch sich die Nase schneuzen, mit dem Messer in den Zähnen stochern, die abgenagten Knochen wieder in die Schüssel werfen oder im Laufe des Mahles den Gürtel etwas weiter lassen.

Am wenigsten kann überraschen, daß zur Mäßigung in Speise und Trank ermahnt wird. Doch galt es damals noch nicht für anständig, sich zu übernehmen, und von dem Cultus der Betrunktheit, der zumal von den deutschen Fürsten und Herren des sechzehnten Jahrhunderts gepflegt wurde, war man noch weit entfernt. Eine Verherrlichung des Trunkes findet man in den Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nie, und nur ausnahmsweise wird von den üblen Folgen der Trunkenheit berichtet.

Damit mag es genug der Auszüge sein. Das umfang- und inhaltreiche Schlußcapitel behandelt die Liebe im höfischen Zeitalter und was dahin gehört: Moralität, Ehe, Hochzeitsbräuche. Daß die urkundlichen Forschungen des Verfassers ihrerseits dazu beitragen, mit der ehemaligen Ansicht, daß die von den Dichtern besungenen zärtlichen Neigungen wesentlich platonischer Natur gewesen seien, gründlich aufzuräumen, wird Niemanden Wunder nehmen. Mit dem Anbeten und Schmachten, sagt er, ist es in jener Zeit weder Männern noch Frauen gedient. Auch sind, sobald es an die Ehe ging, schon damals recht profaische Rücksichten bemerkbar. In älterer Zeit hatte man, wenn das Mädchen nur von ebenbürtigem Stande und schön war, nicht nach ihrer Mitgift gefragt; aber im dreizehnten Jahrhundert wußte man den Werth des Geldes schon recht wohl zu schätzen, und manche Häßliche, die Vermögen mitbrachte, fand einen Mann, manches schöne, aber arme Mädchen blieb unverheirathet oder heirathete unter ihrem Stande. Ein reicher Bauer war einem verschuldeten Edelmann schon damals kein unwillkommener Schwiegersohn. Eine körperliche Züchtigung der Frau angebeihen zu lassen, galt durchaus nicht für unpassend. Siegfried hat seine Kriemhild tüchtig geschlagen, als sie die Brunhild durch ihre Reden verletzt hatte. Aber auch schon damals konnte eine kluge liebevolle Frau, die ihren Mann recht zu nehmen wußte, sicher sein, das Regiment im Hause thatsächlich in die Hand zu bekommen — da gesiget daz weib, Wie fest dez mannes mut ist, Dez haben wir zu maniger frist Urchund ervarn.

Das Buch ist mit guten und zahlreichen Holzschnitten geschmückt, die man freilich noch zahlreicher wünschen möchte. In den meisten Fällen begnügt sich der Verfasser damit, die Stellen anzugeben, wo die Abbildungen zu finden sind. Er hat übrigens bei dieser Arbeit sehr lebhaft empfunden, daß, während die Schätze der kirchlichen Kunst, auch der Kleinkunst, eifrig zu Tage gefördert werden, die Bervielfältigung der noch vorhandenen Denkmäler der profanen Kunst noch viel zu wünschen läßt. So ist von den Miniaturen des zwölften Jahrhunderts noch sehr wenig veröffentlicht, und die Siegelbilder sind fast noch gar nicht zur Kostümkunde herangezogen worden. Die möglichste Bervollständigung unserer Anschauung von den Culturverhältnissen des Mittelalters ist ein Ziel, das erst zu erreichen ist, wenn der gewissenhaften Durchsuhung der gleichzeitigen Schriftsteller auch die vollständige Erforschung des noch an gleichzeitigen Abbildungen erhaltenen Materials zur Seite geht. Die eine Aufgabe ist in unserem Werke erfüllt: es enthält die Aufforderung, auch die andere nicht länger zu verschieben. W. L.

### Zur Literatur über die Chronik des Dino Compagni.

Vor wenigen Wochen ist in Florenz endlich das Buch ausgegeben worden, auf dessen Erscheinen alle Freunde der Geschichte von Florenz schon seit Jahren gespannt waren. Denn die Freunde wie die Gegner der Aechtheit der einst so viel gerühmten Florentinischen Chronik des Dino Compagni erwarteten von der Ausgabe derselben, welche der Florentiner Professor Isidoro del Lungo schon seit zehn Jahren vorbereitete, einen bedeutenden Beitrag zu der Lösung der diesseits wie jenseits der Alpen so vielfach erörterten Frage nach der Aechtheit dieses Geschichtswerkes. Wenn nun auch gleich von dem sehr ausführlich angelegten Werke del Lungos\*) erst zwei Bände erschienen sind, der dritte noch aussteht, so läßt sich doch schon annähernd ein Urtheil über das Ganze bilden. Dasselbe kann kein sehr günstiges sein.

Isidoro del Lungo hat die Arbeit sachgemäß so disponirt, daß der erste Band derselben eine sehr umfassende Einleitung über das Leben und die Werke des Priors Dino Compagni enthält, der zweite den Text der Chronik desselben uns bietet, der mit einem ausführlichen textkritischen und sachlichen Commentare und zahlreichen Excursen ausgestattet ist. Diesen zweiten Theil seiner Arbeit hat del Lungo zuerst ausgearbeitet, um in seiner Einleitung überall auf denselben verweisen zu können. Von der Einleitung beschäftigt

\*) Dino Compagni e la sua cronica per Isidoro del Lungo. Vol. I. Parte I. di pagine I—VIII, 509. Vol. II. di pag. I—XXXII, 646 con facsimile. Firenze, Successori Le Monnier. 1879.

sich der erste, bisher allein erschienene Band in fünfzehn Capiteln mit der Geschichte von Florenz um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts, mit dem Leben Dino Compagnis, dem Antheil, den dieser an den Geschicken seiner Vaterstadt hatte, und den poetischen Arbeiten dieses Zeitgenossen Dantes. Im zweiten Theile des ersten Bandes soll die Geschichte von Florenz von 1202 bis zur Ankunft Heinrichs VII. in Italien erzählt, die Situation, aus der heraus Dino Compagni seine Chronik schrieb, geschildert und eine ausführliche Geschichte der Schicksale dieser Chronik bis auf Gino Capponi hin gegeben werden. In einem „Anhange“ zum neunzehnten Capitel wird del Lungo „einige neuere Meinungen und Beweisführungen in Betreff der Chronik“ besprechen, um im zwanzigsten Capitel uns über das Lebensende Dinos und seine Nachkommen zu berichten. Eine Sammlung von „Documenten“ soll diesen zweiten Band, an dem gedruckt wird, schließen.

Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, die den reichen Inhalt der Einleitung nur in den flüchtigsten Zügen wiedergeben konnte, ergiebt sich, daß Isidoro del Lungo die Richtigkeit der Chronik, welcher von Scheffer-Boichorst und Fanzani mit historischen und sprachgeschichtlichen Beweisen so arg zugesetzt worden, von vorn herein als feststehend annimmt und sich nur anhangsweise mit den Angriffen, die auf dieselbe stattgefunden haben, auseinandersetzen will. Ich weiß nicht, ob del Lungo aus Vornehmthuerei dieses Verfahren beliebt hat, oder nur weil ihm die Kenntniß der deutschen Sprache abgeht, er also das Gewicht der Angriffe Scheffer-Boichorsts nicht vollkommen würdigen kann. Denn da, wo del Lungo sich mit ausdrücklicher Beziehung gegen eine Argumentation Scheffer-Boichorsts wendet, hat dieselbe — so weit ich bisher habe sehen können — auch in italienischer Uebersetzung ihm vorgelegen (I. 41). Wie dem nun aber auch sein mag, wir würden Isidoro del Lungo es gern verzeihen, daß er sich nicht im Zusammenhange mit den gegen die Richtigkeit der Chronik gerichteten Angriffen auseinandersetzt, sondern dieselben nur gelegentlich erwähnt und in seiner Weise abzuthun sich bemüht, wenn er nur die Hauptaufgabe seiner Arbeit besser gelöst hätte.

Jede Streitfrage über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Schrift kann nur einem endgültigen Austrag näher gebracht werden, wenn der Text dieser Schrift so weit sicher festgestellt ist, als die literarischen Hülfsmittel, die hierzu vorhanden sind, es gestatten. Darum waren auch die Erwartungen aller derer, welche sich mit der Geschichte von Florenz zur Zeit Dantes — del Lungo nennt diesen den Homer (!) des Mittelalters I. 145 — beschäftigen, darauf gespannt, welche Veränderungen im Texte der Chronik die neue angeblich mit allen Mitteln der Kritik zu Stande gebrachte Recension derselben darbieten würde, um dann nach definitiver Feststellung des Kampfraumes ihren Streit entweder aufzugeben oder mit frischen Kräften zu er-



neuern. Aber gerade in diesem für einen Herausgeber und Vertheidiger der Richtigkeit der Chronik wichtigsten Punkte läßt uns die Ausgabe del Lungos fast vollkommen im Stiche. Sie war antiquirt, ehe sie nur erschienen war. Isidoro del Lungo wußte seiner eigenen Angabe (II. p. XX) nach schon seit einigen Jahren, daß in der berühmten Bibliothek des Lord Ashburnham sich eine Handschrift der Chronik Dino Compagnis befand, welche im fünfzehnten Jahrhundert geschrieben war, während alle übrigen vorhandenen Manuscripte derselben dem sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert angehörten. Anstatt nun eine sorgfältige Abschrift dieses Codex zu nehmen und dieselbe seiner Ausgabe zu Grunde zu legen, wenn der innere Werth derselben ihrem Alter entsprach, hat Isidoro del Lungo alle möglichen Handschriften, die sich in Italien fanden, verglichen und zur Constituirung seines Textes benutzt, dagegen den Cod. Ashburnham — den er selbst *importantissimo* nennt — gar nicht zu derselben herbeigezogen.

Erst nachdem der Text seiner Ausgabe gedruckt und mit Anmerkungen reichlichst geziert war, scheint bei del Lungo das Verlangen aufgestiegen zu sein, etwas Genaueres über diese Handschrift, von der er selbst annimmt, daß sie schon im siebzehnten Jahrhundert bei vorzüglichen Sachkennern als die älteste gegolten habe, zu erfahren. Er bat deshalb den bekannten Romanisten Paul Meyer in Paris, ihm gelegentlich seines Aufenthalts in Ashburnham Castle ein Facsimile von einer Stelle dieser Handschrift zu machen und zu überlassen. Paul Meyer hat die Handschrift darauf untersucht, festgestellt, daß sie dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und in der Romania VIII, 107 bis 110, eine kurze Beschreibung des betreffenden Sammelbandes gegeben. Das Facsimile des Endes des zweiten Buches und des Anfangs des dritten Buches, das Paul Meyer nach dem Cod. Ashburnham angefertigt hat, ist dann der Ausgabe beigegeben und die Erklärung hinzugefügt, *dopo avuta comunicazione del Testo Ashburnhamiano nei passi più importanti e delicati della Cronica posso confermare che la lezione di esso non somministra neppure in uno dei detti passi una lezione che non sia già nei manoscritti da me adoperati; nè muta neppur una delle deduzioni da me fatte sopra i (detti) manoscritti intorno alla critica del testo. (I. pag. XXI.)* Man merke wohl, del Lungo sagt nicht, der Text des Cod. Ashburnham stimme mit dem von ihm constituirten überein, sondern nur, daß jener Text an den von del Lungo für „wichtig und delicat gehaltenen Stellen“ keine Abweichung darbiete, die nicht auch in einer der von ihm benutzten Handschriften vorkomme. Die Naivität, mit der del Lungo die ganze Unwissenschaftlichkeit seiner Textconstituirung eingesteht, könnte nicht größer sein. Es bedarf für Niemanden in Deutschland, der sich mit der wissenschaftlichen Herausgabe von Texten histo-

rischer Quellen auch nur vorübergehend theoretisch beschäftigt hat, eines weiteren Nachweises, daß wir den Text der Ausgabe der Chronik des Dino Compagni, die del Lungo besorgt hat, nicht als einen nach kritischen Grundsätzen constituirten ansehen können. Ebenso wenig als mit dem Princip der neuen Textconstitution kann ich mich damit einverstanden erklären, daß del Lungo einzelne Stellen der Chronik, von denen er einräumt, daß sie der Prior Dino Compagni nicht geschrieben haben könne, zwar nicht ganz aus derselben herausgeworfen hat, dieselben aber doch, obwohl sie handschriftlich ebenso gut bezeugt sind als alles Uebrige, durch cursiven Druck als Fehler des Copisten u. s. w. und demnach zu tilgend hervorgehoben hat. Denn auch dieses Verfahren wird nach keinem Principe geübt, als dem, daß es für diese Stellen Isidoro del Lungo auch durch die künstlichsten Interpretationswagnisse nicht gelingen will, einen Sinn herzustellen, der die Behauptungen der Chronik in Uebereinstimmung mit den fest beglaubigten Thatsachen brächte. Mag es del Lungo durch sehr ausgedehnte Studien in den Florentiner Archiven gelungen sein, einzelne Bedenken, die gegen zahlreiche Angaben der Chronik Dino Compagnis erhoben waren, zu beseitigen, — es ist hier nicht der Ort, hierauf näher einzugehen —, die schlimmsten Stellen hat er nicht zu heilen vermocht, und deshalb wird durch sein Werk, soweit es bisher wenigstens erschienen ist, nicht der Umschwung zu Gunsten der Aechterklärung der Chronik herbeigeführt werden können, den die Freunde derselben von der zehnjährigen Mühewaltung del Lungos erwartet haben. In diesem Sinne hat sich auch die einzige Stimme, die bisher aus Italien selbst über das Werk del Lungos zu uns herübergedrungen ist, in der „Rassegna Settimanale“ vom 19. October d. J. ausgesprochen.

O. H.

## Bilder aus Dänemark.

Aus einer großen Anzahl deutscher Ostseehäfen, von der Obermündung bis zur Kieler Bucht und weiter zur Flensburger Förde, besteht eine rege Verbindung mit den dänischen Inseln. Von Stettin, Stralsund und Kiel führen Dampferlinien an den Kreidefelsen entlang, welche das südöstliche Seeland und die Insel Moen, ähnlich wie die Küste von Rügen, zieren, bis nach Kopenhagen hinein. Eine noch größere Mannichfaltigkeit bietet das Verkehrsnetz, welches vom Festland gerade herüber von Kiel oder über die kleineren dänischen Inseln: Laaland, Fünen, Falster nach anderen Häfen Seelands, Korsör und Bordingborg, gezogen ist. Anscheinend hat der Schwarm der deutschen Reisenden, welcher in dem letzten Jahrzehnt in stets zunehmender Dichtigkeit seine Züge gegen die Alpen richtete, eine diametrale

Ablenkung großer Bruchtheile an die See und zumal nach dem skandinavischen Norden erfahren. Ein Gefühl der Anhänglichkeit an die urverwandten Stämme nicht minder wie die Freude an der nordischen Natur, an dem herrlichen Baumwuchs, der in der feuchten Seeluft gedeiht, haben diese Umkehr bewirkt.

Von den dänischen Inseln bietet Seeland die größte Mannichfaltigkeit der Oberflächenform, einzelne Theile auf Fünen mögen es an Lieblichkeit übertreffen. Die tief eingeschnittenen Buchten, die zahlreichen Landseen sind von hochstämmigen Buchen umgeben, auf den hügeligen Flächen wechselt Wiese und reich bestellter Acker mit Waldstücken, welche seit der Vorzeit durch die Aufschüttungen der Findlingsblöcke schwedischen Granits wie mit Ringwällen eingefast sind, aus deren Fugen längst mächtige Bäume sich emporgerichtet haben. Die Ansiedelungen sind verstreut, colunt enim diversi, wie Tacitus den germanischen Anbau charakterisirt, selten erscheint eine größere Ortschaft um eine Kirche geschlossen. Die Lage der Bauernhöfe inmitten ihres Ackerslandes hat die Verbindungswege auf eine sehr geringe Zahl beschränkt, die Fruchtbarkeit und volle Ausnutzung des Bodens ließ ihre Abmessungen die geringste Breite nicht überschreiten. Sparsam ist auch dem Vieh der Raum zugemessen; die kräftigen Thiere weiden selten in Heerden, meist sind sie in langen Reihen an Pflöcke gelettet und bedürfen keiner Hütung.

Eine eigenartige Kleidung der Landleute scheint auf Seeland gänzlich verschwunden. Schwarze Kopftücher der Frauen über eine steife Unterlage gebunden, welche an Festtagen einen Schmuck des Hintertopses von Goldbrocat frei läßt, oder die weit nach vorn reichenden cylinderartigen Rattumhüte, welche wir auch in Norddeutschland häufig finden, bilden die einzigen Ausnahmen. Unter beiden Geschlechtern sind stattliche Erscheinungen nicht selten, ein ruhiges, gehaltenes Wesen zeichnet den gemeinen Mann aus, Zank und Streit bei öffentlichen Zusammenkünften bleiben fast stets vermieden, der Fremde, neuerdings auch der Deutsche, findet freundliches Entgegenkommen, die deutsche Sprache hat im germanischen Norden ein ähnliches Uebergewicht behauptet, wie die französische in den romanischen Gebieten.

Das dänische Volksthum wird gestützt durch eine lebendige Erinnerung an den bedeutenden Einfluß, den Skandinavien, und zwar die Dänen insbesondere, in verschiedenen Zeiträumen auf das nördliche Europa ausgeübt haben. Hand in Hand mit den Forschungen über die nordische Vorzeit auf dem eigenen Grund und Boden gingen Studien über die Ausbreitung der dänischen Macht auf die britische Insel. Mit lebhaftem Stolz erinnert sich der Däne der zahlreichen Spuren, welche seine Altvorderen dort zurückgelassen. Am beredtesten sprechen dänische Ortsbezeichnungen in England noch heute von den Zeiten der Dänenherrschaft. Die Stätten, von denen die Wikinger-

züge ausgingen, stehen heute verödet. Die alte Hauptstadt Roskilde in der Mitte von Seeland verdankte ihre Bedeutung der tief in die Insel hineinreichenden Meeresbucht, auf der heute nur kleine Küstenschaluppen und allwöchentlich ein bis zwei Dampfer den Weg zur See suchen. Die Stadt übertraf noch im späten Mittelalter Kopenhagen weit, doch zählt sie heute wenige tausend Bewohner. Die Eisenbahn, welche das letztere mit Roskilde verbindet, war die früheste in Dänemark und wurde erst später bis Korsör weiter geführt. Obgleich auf diese Weise wieder an die Hauptverkehrslinie zwischen der jetzigen Hauptstadt und dem Continent gerückt, blieb Roskilde ein Landstädtchen, und nur ein geringer Bruchtheil der Reisenden entschließt sich zu kurzem Aufenthalt dort, um den alten Dom mit seinen Königsgräbern zu sehen. Die schmucklosen Ziegelwände des Kernbaues ragen mächtig über die umstehenden Bürgerhäuschen empor, der obere Theil des Schiffes zeigt die spärlich vertheilten schmalen Fenster des romanischen Stiles. In wunderlichem Gegensatz ist den Capellen, welche für die Grabstätten der einzelnen Könige angebaut sind, der Charakter ihres Jahrhunderts aufgeprägt. Der Ausbau Christians IV. auf der Nordfront zeigt eine Giebelwand, die an den Rupprechtbau des Heidelberger Schlosses erinnert; die Capelle Friedrichs VII. gegenüber ist im nüchternsten Rococco gehalten. Das Innere des Domes ist sorgfältig wiederhergestellt, die Ziegelwände wurden neu ausgefugt, die Gewölbrippen farbig hervorgehoben. Die ältesten Grabstätten sind unter den Eckpfeilern der Vierung eingelassen, die große Margarethe, die Beherrscherin der vereinigten drei nordischen Reiche, ruht vor dem Hochaltar. Von den Capellen ist die ehrwürdigste die Christians IV. Er ist der Volksheld vor Allen, sein Name ist es, der aus der wohlklingenden Nationalhymne ertönt:

„König Christian stand am hohen Mast  
In Rauch und Dampf“,

dessen Bildniß gemalt und gemeißelt in zahlloser Wiederholung dem Besucher in den verschiedensten Orten des Landes entgegentritt. Hier in der Capelle ist seine Verwundung, welche das Lied feiert, der Verlust des einen Auges, in der Schlacht vor der Kieler Förde (1644) auf einer riesigen Wandfläche dargestellt.

Seine Bilder stellen ihn dar in wunderlicher Tracht, mit lang an der linken Seite des Gesichtes herabfallendem Zopfe, welcher den scharfen, energischen Zügen ein fesselndes Gepräge giebt. Er ist zur See groß, im Landkrieg hat er die Scharte von Lutter am Barenberg nie wieder ausgewekt. Das Gemälde, welches die andere Seitenwand der Capelle füllt, zeigt den König in seinen Staatshandlungen. Er war nicht glücklich in den Erfolgen seiner äußeren Politik, denn auch der letzte Krieg mit Schweden, in dem die

genannte Schlacht eintrat, schlug fehl. Doch für die Entwicklung des inneren Staatslebens haben zahlreiche seiner Maßnahmen dauernden Werth behalten. Allein die Bauten, welche er aufgeführt, geben Zeugniß von seiner Thatkraft.

Die neueren Capellen bieten, außer einigen prächtigen Sarkophagen, künstlerisch wenig. Die ganze Umgebung der Kirche ist modern, wiewgleich die haufälligen kleinen Häuser sehr alt sein mögen. Die Reste eines Thores ausgenommen ist jede Spur früheren Schmuckes verschwunden. Neuerdings ist der Besuch der Stadt lebhafter und ein großer Gasthof, einer Gesellschaft gehörig, ist auf größeren Fremdenverkehr berechnet. Gleichzeitig dient er den öffentlichen Vergnügungen der Bürger, denen er sogar Theaterräume bietet.

Die Bahnstrecke nach Kopenhagen zeigt keine reizvollen landschaftlichen Bilder, nur flüchtig streift der Blick am westlichen Horizont den blauen Spiegel der Kiøgebucht. Einen überaus lieblichen Anblick gewährt dagegen die Fahrt auf dem Meeresarm von Koeskilde zum Kattegatt hinaus. Den dänischen Fjorden mangeln die Alpenhöhen, welche die norwegischen einfassen, Laubwald und Wiesen folgen sich in gleichförmigem Wechsel. Nicht allzu häufig begegnen dem Auge stattlichere Landschaften. Auf der schmalen Landzunge, welche den Fjord vom großen Belte trennt, liegt nahe der Spitze das Schloß Jägerspris, durch die Gattin Friedrichs VII., die Gräfin Donner, in eine Erziehungsanstalt verwandelt, wie denn die bei Lebzeiten weiblich angefochtene Frau Sorge trug, ihr Andenken mit dem Schimmer der Wohlthätigkeit zu umgeben. Die Schloßbauten des Mittelalters sind bis auf geringe Trümmer verschwunden. Ihre Kette bildet häufig eine Insel oder künstliche Schüttung mitten im Landsee. So liegt nahe der Küste des Kattegat die alte Soeborg, der Aufenthalt Waldemars III., ähnlich so Gurre im See gleichen Namens. Von Soeborg führt eine alte Straße zum Esrom Kloster, am größten Binnensee des Landes gelegen. Derselbe ist anscheinend der Rest einer der Koeskilder Bucht gleichlaufenden Wasserfläche. Hier erreicht der Buchenwald seine größte Mächtigkeit. Meilenweit ziehen sich zusammenhängende Forste ins Land. Die schönsten Lustsitze des dänischen Königshauses sind in dieser Gegend errichtet. Nahe dem Südennde des Esromsees steht die berühmte Frederiksborg, der Geburtsort Christians IV., wie jene genannten Schloßruinen mitten aus einem kleinen See heraufgebaut, um welchen später die Stadt Hillerød erwuchs. Es war der Lieblingsitz Friedrichs VII. und seiner Gräfin Donner. Der geheimnißvolle Brand, der dasselbe im Jahre 1859 nebst allen den kostbaren Sammlungen des Königs bis auf die hohlen Wände zerstörte, ist noch in unserer lebendigen Erinnerung. Um so großartiger tritt die Freigebigkeit hervor, welche den merkwürdigen Bau auf allgemeine Kosten unverändert nach den alten Plänen wieder aufzuführen gestattete. Noch steht

das Innere des festungsartigen Schlosses leer, aber die den einen Flügel des mächtigen Vierecks bildende Kirche strahlt, reich geziert, in alter würdiger Pracht. Die breitvergoldete Stukkatur behält eine harmonische Wirkung. Von der alten Kirche war alles bis auf einige Betstühle von wunderbarer eingelegerter Arbeit durch den Brand vernichtet, der Reichthum einzelner Wohlthäter hat eine neue Ausstattung beschafft. Die eigentliche Sehenswürdigkeit der Kirche bildet neben den Wappen einiger Generationen der Ritter der beiden dänischen hohen Orden eine kleine Capelle am Orgelchor, in welcher ein in Deutschland wenig bekannter Maler, Bloch aus Kopenhagen, auf eingelassenen Kupferplatten Darstellungen aus dem Leben Christi gegeben hat. Mit dem Studium der Zeitgeschichte des neuen Testaments und der gesteigerten Genauigkeit des historischen Gemäldes hat die Darstellung des Heilandes und seiner Umgebung einen neuen Charakter gewonnen. Die Behandlungsweise des genannten Künstlers ist frei von jedem gesuchten und störenden Realismus. Die Gestalten, das Beiwerk sind ächt orientalisir, in der Auffassung treten aber die idealistischen Züge hervor. Einzelne Gemälde sind wunderbar geschickt aus sich selber beleuchtet, so daß sie trotz der dunkeln Ecke, welche ihnen angewiesen werden mußte, hell und klar sich zeigen.

Rings um Schloß und Städtchen breitet sich ein herrlicher Park, welcher am Ostrand des weitgestreckten Esromsees in den nicht minder schönen des Schlosses Fredensborg übergeht. Das Bauwerk, zur Feier des Friedens (1720) errichtet, welcher den nordischen Kämpfen ein Ende bereitete, ist geschmacklos und nüchtern zum Aeußersten, die Durchblicke dagegen, welche zwischen den Riesenbuchen fächerförmig zum See hinab geöffnet sind, gewähren ein großartiges Bild. Nirgends erscheint der nordische Baumwuchs so üppig auf Seeland wie hier bei Fredensborg. Der Park enthält in einer versteckten Senkung die berühmte Sammlung steinerne Gestalten, welche Landleute aus Norwegen und von den Färöer in ihrer Tracht und Eigenart darstellen.

Da Fredensborg und Hilleröd Stationen der Bahn von Kopenhagen nach Helsingör sind, werden beide Orte sehr häufig von den Hauptstädtischen besucht. In Fredensborg verbringt der Hof einen Theil des Sommers und hier fand im Jahre 1873 der Besuch des deutschen Kronprinzen statt, die erste Begegnung auf dänischem Boden seit den Kriegszeiten.

Die große Heerstraße läuft von Fredensborg in gerader Linie zur Küste nach Helsingör hinab. Das alte Städtchen bietet wenig Bemerkenswerthes. Doch ist seine Bedeutung und der Wohlstand nicht gesunken. Es bildet einen jener auf der Karte scharf hervortretenden Punkte, dessen Anschauung zu besitzen uns ein unwillkürliches Verlangen treibt. Die Sicht auf die nahe schwedische Küste ist von geringem Reiz; kaum daß sich der alte Wartthurm

von Helsingborg scharf abhebt. Merkwürdiger erscheinen die steilen Felsenufer der Insel „Hven“ (Wehn), welche sich dem Sund im Südosten vorlegt.

Ungewöhnlich fesselt dagegen der Blick von der Terrasse des Schlosses Kronborg, das durch Hildebrands glänzende Aquarelle wohl noch bekannter geworden als durch die Hamletmythe, welche sich irrthümlich an diesen Ort geknüpft. Wer sich vergegenwärtigt, daß weitaus der größte Theil des baltischen Außenverkehrs diese Fahrstraße aufsuchen muß, denn die Belte werden, außer von den Schiffen der deutschen Flotte, selten befahren, der ist im Stande, sich den Anblick der unablässig vorüberziehenden Schiffe vorzustellen. Wie eine Wand von Segeln erscheint plötzlich über den Sund gezogen, wenn der Wind — im Sommer häufig täglich einmal — umschlägt, und alle Fahrzeuge, des Wartens müde, den engen Durchlaß zu gewinnen suchen, innerhalb dessen sie für ein Laviren gegen den Wind nicht weit genug ausholen können. Dann machen nach vergeblichen Versuchen, vorwärts zu dringen, die Schiffe der Gegenrichtung eins nach dem anderen Halt und legen sich in langen Reihen vor Anker. Dazwischen gleiten die Riesendampfer der englisch-baltischen Linien unaufhaltsam ein und aus. Kleine Schleppschiffe in Menge schwirren geschäftig umher und bieten ihre Dienste an die zum Abwarten gezwungenen Segler aus.

Die Batterie des Schlosses Kronborg steht noch mit Stücken besetzt, welche bis vor zwanzig Jahren den Sundzoll heischten. Heut dünkt es uns schier unbegreiflich, wie durch stillschweigende Verjährung ein fest angemachter Mißbrauch die Gestalt eines Rechts gewinnen durfte, welches eine hohe Ablösung erzielte. Der Danebrog weht, die Batterie ist im Dienst, aber die Wache übt nur den Schein des alten Verfahrens, indem sie die vorüberfahrenden Schiffe, welche ihre Flagge zeigen, der Nationalität nach auf einer Tafel summarisch verzeichnet. Zur Nachtzeit leuchtet ein dunkelrothes Blinkfeuer von der Zinne des Schlosses weithin sichtbar den Sund entlang. Auf der äußersten Mole von Helsingborg bezeichnet ein gleichmäßiges Licht die Grenze der Durchfahrt. Die zahlreichen Feuer bedürfen verschiedener Gestaltung, um eine Unterscheidung zu gestatten. An der Stelle, wo das Rattgat sich öffnet, erscheint am Fuß der steilen Felsen von Kullen der doppelte Strahl von Leuchtthurm und Bafe; drüben an der Nordspitze von Seeland, dem „nackten Haupt“, ragen zwei Lichtsäulen hart bei einander auf dem Uferrand empor. Unweit dieses letzteren Punktes liegt die einzige Bade- stelle der Küste, welche Nordseecharakter bietet. Hornbeck ist ein großes Fischerdorf mit stattlichen Häusern, welche den wohlangelegten Erwerb bekunden. Eine zahlreiche Schaluppenflotte liegt sicher eingedämmt. Es liegt über zwei Stunden Wegs von Helsingör, und nur Dänen, meist Bewohner der Hauptstadt, suchen dort ihren Sommeritz. In die übrigen Ortschaften

näher an dem Städtchen bringen die Deutschen von Jahr zu Jahr mehr ein. Die Wohnungen, welche die Fischerhäuser gewähren, sind allenfalls gleich denen der Ostseebäder. Besser sind vielleicht Einzelheiten der Verpflegung und häufig die Ausstattung des Tafelgeräths, Beides Andeutungen einer alten Cultur und weiter Handelsbeziehungen. Der Wellenschlag ist hier gering; was den Reiz gewährt, ist die Beobachtung des Schauspiels auf dem Sunde und abermals die herrlichen Wälder, die weit ins Land hinein mit geebneten Wegen durchzogen sind.

Eine Menge Landseen sind in den Niederungen stehen geblieben. Häufig beim Heraustreten aus dem Dickicht streift das Auge die kleinere Wasserfläche beim Ausblick auf das Meer. Auch von hier führt eine Straße an den mehrfach erwähnten Esrom See, vorüber an Gurre, der sagenhaften Lieblingsstätte des Königs Waldemar.

Auf der Eisenbahn wird Helsingör in zwei Stunden von Kopenhagen erreicht, wenig mehr Zeit bedürfen die Dampfer, welche mehrfach täglich von dort nach Helsingborg gehen und dabei sämtliche Küstenorte anlaufen. Auf dieser Strecke tritt der Wald vielfach dicht ans Meer, und eine Menge lieblicher Landschaftsbilder ziehen am Auge vorüber. Stodsborg gebührt unstreitig der Vorzug eines längeren Verweilens, das vielgerühmte Klampenborg ist der Ueberfluthung durch die Städter zu sehr ausgesetzt, für die es eine Art Prater bildet, deren sie in größter Nähe der Stadt noch einen zweiten in Gestalt des Fredriksborger Schloßgartens nebst den zahllosen Vergnügungsorten besitzen, welche sich längs der breitbeschatteten Landstraße anreihen. Der Kopenhagener ist ein lebensfrohes Völkchen von harmloser Freudigkeit in seinen öffentlichen Belustigungen, welche weit seltener wie anderswo in Zank und Lärm ausarten. In dem weltberühmten Tivoli, dessen Glanz einigermaßen sadenscheinig geworden, bewegen sich an Sonntagen wohl zehntausend Menschen, aus den oberen und niederen Ständen gemischt, aneinander vorüber, ohne daß ein Mißton entsteht. Der Fremde sieht sich überall mit Zuvorkommenheit behandelt, und eine Feindseligkeit gegen den Deutschen tritt nirgends zu Tage. Ein Gedicht, „die südjütischen Mädchen“, das vor längerer Zeit bekannt wurde, gab kürzlich Veranlassung zu einem politischen Bilde. Schleswig und Holstein sind als trauernde Landmädchen mit allerliebsten Gesichtern dargestellt. Wirklich traurig ist dabei aber nur, daß die Nachahmung des bekannten „Elsas und Lothringen“ hier etwas verspätet zu Tage tritt.

Das Gefühl des Wohlbehagens in den gegenwärtigen politischen Verhältnissen ist ziemlich allgemein, da das wirthschaftliche Leben sich seit der Abtrennung der Herzogthümer günstig entwickelt hat. In die Einschränkung der Machtstellung hat man sich gefunden, nur die Ordnung der Wehrver-



hältnisse ist der Brennpunct langjährigen Streits geblieben und harret nach wie vor der Lösung; doch diesen Mißstand theilen gegenwärtig alle Staaten zweiten Ranges.

Der Handel blüht, wie der Anblick des belebten Hafens beweist, welcher ohne jede kostbare Anlage nutzbringend und bequem gestaltet ist, wie wenige auf der Welt. Neben den transatlantischen Fahrzeugen läuft ein reger Dampferverkehr nach allen Küstenorten der jütischen Halbinsel, auch nach Island ist monatliche Verbindung.

Das kaufmännische Leben sammelt sich mit äußerster Pünktlichkeit in der Börse, die eines der wenigen alten Gebäude ist, welche die wiederholten Beschießungen oder Feuersbrünste überdauert haben. Sie entstammt der Zeit des vierten Christian und würde mit ihren gewundenen Knäufen und Obeliszkapfen an den Giebelstücken wenig Besonderes bieten, wenn nicht das kupferne Helmdach des Thürmchens durch zwei mächtige Lindwürmer gebildet wäre, deren ineinander geringelte Schwänze sich zu einer langen feinen Spitze in die Höhe strecken. Als der eigentliche Erinnerungsbau für den berühmten König ist sein Schloß Rosenborg hergestellt worden. Man hat die Wohnräume erhalten und mit zahlreichen Kunstschätzen, die seiner Regierung entstammen, gefüllt. In dieser Weise fortschreitend errichtete man ein Museum der Cultur- und Kunstgeschichte, das bis in die Neuzeit reicht. Durch die strenge Auswahl und sinnige Verbindung der Gegenstände in der Art, daß Wohnräume im Style der Periode der einzelnen Regenten gebildet sind, ist die Sammlung eine der werthvollsten und anschaulichsten dieser Art. In ihrem geschichtlichen Aufbau schließt sie sich an ein anderes weltberühmtes Museum, das der nordischen Alterthümer, welches bis zum sechzehnten Jahrhundert fortgeführt ist. Der Werth des letzteren beruht in der reichhaltigen Aufstellung der vorgeschichtlichen Funde. Seit zwanzig Jahren sind ähnliche Anstalten an mehreren Punkten Nordeuropas entstanden, diejenige Kopenhagens übertrifft alle durch ihren Reichthum und ihre Vielseitigkeit. Die wunderlichen Fundstätten, die Küchenabfälle und Reste ungeheurer Werkstätten für Steinwaffen und Geräthe sind bekannt, ebenso auch die Ergiebigkeit der Grabstellen. Vor Allem überraschend ist der Nachweis des Hinübergreifens fremder alter Culturen in das Leben dieser von Anbeginn feetüchtigen und weit befahrenen Nation. Griechische und römische Münzen bilden die Leitfossilie, welche einen Schluß auf das Alter der heimischen Funde gestatten.

Noch eigenartiger und vor der Hand für die Forschung räthselhaft ist das Vorkommen von Kunstzeugnissen unverkennbar orientalischer Herkunft in vorhistorischer Zeit und das Auftreten gleicher Muster in den volksthümlichen Erzeugnissen. Aehnlich kehren in einer späteren Periode bei dem nor-

mannischen Baustil Grundformen wieder, welche sichtlich byzantinischen und arabischen Vorbildern entlehnt sind. Für die Wiederbelebung dieser kräftigen Bauart ist in der Neuzeit Sorge getragen. Das zoologische Museum — besonders reich aus der nordländischen Thierwelt bevölkert —, sowie eine Menge Privatbauten vertreten diese Richtung.

Die Bauthätigkeit ist eine sehr lebhaft, seitdem die alte Befestigung der Landseite nach und nach zum Abbruch gelangt und breiten Ringstraßen Platz macht. Ueberall zeigt sich eine frische Bewegung; auch das Kunstgewerbe sucht, wie bei uns, die alten Muster hervor. Der Geschmack des Volkes kennzeichnet sich in Allem als ein guter, das Verständniß für schöne Formen dankt es unstreitig dem Meister Thorwaldsen. Würdig und großartig ist auch die Feier, welche seinem Gedächtniß bereitet wurde. Ergreifend wirkt der Anblick des stillen Hofes, den sein Museum umschließt. Die hohen Thore haben jene sanfte Neigung der Pfosten, welche uns bei den egyptischen Bauten so ernst stimmt. Auf den glatten Wandflächen sind mächtige Palmen dargestellt, doch nirgends tritt ein greller Farbenton hervor. Den Boden decken schlichte Quadern, in der Mitte umschließen vier schmale Bordsteine ein Epheubeet. Die Inschrift „Bertel Thorwaldsen“ sagt Alles. Und welcher Worte bedürfte es für den Beschauer, der das große Gebäude mit den Werken seiner schöpferischen Kraft gefüllt sieht. Im Kranze schließen sich die Zellen um den inneren Hof, den ein geräumiger Gang begleitet. In jedem Gemach wird der Blick auf eine große Figur concentrirt, an den Wänden sind die kleineren Reliefs vertheilt, die in so vielfachen Nachbildungen bekannt wurden. Bescheiden und sinnig ist der Schmuck der Gewölbedecke in Stuck, von feiner Zeichnung, in pompejanischer Manier gehalten. Die große Halle im Vorbau enthält die Kolossalgestalten seiner Reiterbilder, das Grabmal des siebenten Pius, die Statuen Gutenbergs und Schillers. Am entgegengesetzten Ende stehen in einem ähnlichen Saale Christus und die Apostel in naher Verbindung mit den sämtlichen übrigen Bildwerken, welche die Frauenkirche schmücken. Das Siebelfeld, die Bergpredigt darstellend, übt in der Nähe einen gewaltigen Eindruck aus. Eine große Zahl der Arbeiten des Künstlers sind Doubletten in Marmor; unter den Gypsgüssen wechseln Nachbildungen mit Entwürfen. Mehrere Stücke zeigen Abwandlungen desselben Werkes, wie z. B. verschiedene Ausführungen des Alexanderzuges, der zum Schmucke des Quirinals bei Napoleons erwartetem Besuch in Rom 1811 bestellt wurde. Dort blieb das Modell, die erste Ausführung in Marmor erwarb der Graf Sommariva für die (heutige) Villa Carlotta am Comer See. In seiner Gesamtheit bezeugt das Museum eine Pietät, wie solche schöner nicht bezeugt werden kann. Die Außenmauern sind mit Fresken bedeckt, welche die Einholung Thorwaldsens bei seiner Rückkehr von Rom 1839

und die Ausschiffung seiner Hauptwerke darstellen. Auf den ersten Blick erscheint dies als ein unpassender Schmuck, zumal die alleinigen Farben roth, braun und gelb, jede in einem einzigen Ton, durch die nordische Witterung an den freistehenden Seiten des Gebäudes sehr arg gebleicht sind. An den abgekehrten Wänden tritt jedoch die vorzügliche Zeichnung der Gestalten deutlich hervor, und die zahlreichen Porträts thun dem künstlerischen Werthe keinen Abbruch. Das ganze Bild ist wohl geeignet, von dem großartigen Vorgange — ein siegreicher Feldherr konnte nicht glänzender begrüßt werden — eine Anschauung zu gewähren. Ein Gemach im oberen Stock zeigt die Einrichtung seines Zimmers mit einer unvollendeten Lutherbüste; seine Sammlungen an Münzen, Antiken und Gemälden füllen die anschließenden Räume. Die italienischen Bilder erinnern lebhaft an die gesegnete Zeit seines römischen Aufenthalts, wo ein Kreis reich begabter Naturen, darunter Horace Vernet und Felix Mendelssohn, den Meister zu seinen Besten zählte.

Von seinen Werken ist öffentlich in Kopenhagen nur Christian IV. aufgestellt, im kurzen Lederkoller mit dem breiten Bandelier, den Zopf bis auf die Brust herabhängend. Es ist eine Gestalt von gleicher Einfachheit wie Thorwaldsens Darstellungen im Charakter der Antike, welcher der Künstler die Anmuth der Form und das schlichte Ebenmaß entlehnte und anderen Nachahmern weit voraus neue Tiefe des Gedankens einflößte. Selten stimmt auch das äußere Bildniß eines Künstlers in gleicher Weise mit dem Eindruck, den seine Werke gewähren, überein, wie das klare Antlitz des kräftigen, nordischen Mannes mit seinem reichen Silberhaar.

### Vom preussischen Landtag.

Nach einer ziemlich geräuschvollen Woche ist in den Räumen am Dönhofsplatze — das Herrenhaus hat seit der Eröffnungssitzung überhaupt noch nicht getagt — tiefe Ruhe wieder eingetreten. Um im parlamentarischen Jargon zu reden: der Schwerpunkt der Verhandlungen ist in die Commissionen verlegt. Eine Redensart freilich, die man in England nicht verstehen würde; die Select Committees, ohnehin für die allgemeine Gesetzgebung ungleich seltener und weniger zahlreich zusammengesetzt als bei uns üblich, hindern das Haus niemals, seine feststehenden Sitzungstage und -Stunden einzuhalten, wobei dann ohne Nachtheil für das öffentliche Wohl der unbezwingliche Rededrang der Vielen, die berufen aber nicht auserwählt sind, sich vor leeren Bänken auslassen muß. Bei uns aber ist, nachdem in den ersten Jahren ihres Bestehens die nationalliberale Fraction einen rühmlichen Anlauf genommen, das überwuchernde Commissionswesen zu beschränken, die alte

Gewöhnung mehr und mehr wieder in ihr Recht getreten, und die gegenwärtige conservativ-ultramontane Mehrheit (wir sprechen hier nur numerisch, nicht politisch) hat vollends den Ausschlag gegeben. Denn in diesem wie in allen anderen Fällen ist keineswegs der „Liberalismus“ schlechthin der Träger der parlamentarischen Mißstände und Unarten, vielmehr haben die specifisch „Conservativen“ den „entschieden Liberalen“ darin bei uns wie in Frankreich nie etwas nachgegeben. Zumal daß der Etat erst Monate lang in der Budgetcommission vorberathen werden muß, ist eine Tradition der „guten alten“ Zeit vor 1866, an welcher Fortschrittspartei, Altconservative und Ultramontane mit gleicher Pietät festhalten. In engstem Zusammenhange mit dieser bevorzugten Form der Berathung steht dann die Vorstellung von der sachlichen Berrichtung, welche dem Parlamentarismus gegenüber den Regierungsvorlagen obliege. Wie Eugen Richter im vorigen Jahre rühmte, daß seine Partei in der Budgetcommission geholfen habe dem Finanzminister (Camphausen) „das Concept zu corrigiren“, so hatte der Abgeordnete Rasker als Mehrheitsredner Jahre lang jeder bedeutenderen Gesetzgebungsvorlage gegenüber eine ständige Wendung des Sinnes: der Entwurf hat zwar einige gute Gedanken, aber wie er da liegt, ist er doch eine ganz traurige Arbeit, und es wird „Sache der Commission“ sein, zu sorgen, daß er erst Hand und Fuß erhalte. Genau nach diesem Recept hat jetzt die conservative Mehrheit den Entwurf der Schanksteuer aufgenommen, und der Finanzminister hat sich wie üblich begnügt, gleichsam mildernde Umstände für seinen Schützling zu plädiren und ihn im übrigen dem besten Wohlwollen der Commission zu empfehlen. Und nun ist einer Bemerkung der „Nationalzeitung“ gegenüber, daß doch die Regierung ihre Vorlagen im Voraus darauf einzurichten hätte, um für deren wesentliche Bestandtheile auf eine parlamentarische Mehrheit rechnen zu können, eine vollständige officiöse Theorie entwickelt worden. In dem üblichen verbindlichen Tone ließ das literarische Bureau durch seine Correspondenten schreiben: „Gewiß eine seltsame Forderung, bei welcher man nur nicht begreift, wozu dann der öffentliche Parlamentarismus noch nöthig wäre.“ Gewiß ein seltsames Schauspiel, das literarische Bureau mit den Herren Eugen Richter und Eduard Rasker in holder Eintracht darüber zu sehen, daß der „öffentliche Parlamentarismus“ nöthig ist, um dem Finanzminister das Concept zu corrigiren und die Gesetzentwürfe der Regierung kopfüber „umzuarbeiten“. Auf die Gefahr hin, königlicher zu scheinen als der König, müssen wir doch dabei bleiben, daß der Parlamentarismus so wenig nöthig wie geeignet ist, die Arbeiten der Minister und ihrer vortragenden Räte noch einmal zu thun, daß der Minister, der sich seiner Stellung dem Parlamente gegenüber bewußt ist, sich „unterstehen wird, ihm das zu wehren“, daß er aber auch Sorge zu tragen hat, von vorn herein jeden

scheinbaren Anlaß zu solcher Einmischung in die Arbeit der Regierung zu vermeiden. Allerdings würde dazu „kein anderer Weg übrig bleiben, als der einer vertraulichen Verständigung mit der Majorität“ — wir wissen nicht, ob das literarische Bureau gemeint hat, schon die bloße Aufstellung dieser Möglichkeit trage einen solchen Schrecken an sich, daß es keiner weiteren Ausführung bedürfe, warum dieser Weg nicht beschritten werden soll. In der That ist es der einzige Weg, auf welchem mit parlamentarischen Körperschaften stetig und fest regiert werden kann, und das literarische Bureau sollte sich hüten, das Bismarck'sche Epigramm auf die Fortschrittspartei „nur so wie es geht“ auf sich umzukehren, indem es einen „öffentlichen Parlamentarismus“ als „nöthig“ construirt, wie „er nicht geht“, nie und nirgendwo gegangen ist noch gehen wird. Ob auf dem einzig möglichen Wege die letzte Abstimmung mehr oder weniger „formell“ bleibt, ist ein gleichgültiger Umstand, da nicht in seinen Abstimmungen der Werth des Parlamentarismus liegt, sondern darin, daß er der gesammten Staatsthätigkeit den Stempel der Oeffentlichkeit aufdrückt, und die „öffentlichen Verhandlungen“, für welche nach der Befürchtung des literarischen Bureau's nur „die formelle Abstimmung bliebe“, haben vielmehr die ganz wesentliche Bedeutung, daß über Gesetze wie Regierungsmaßregeln contradictorisch das Für und Wider vor dem Lande zu seiner Aufklärung und Beruhigung erörtert wird. Es ist hier nicht der Ort, weiter auf die Frage einzugehen, an deren richtiger Fassung und Lösung die ganze Entwicklung unseres parlamentarischen Verfassungsstaates hängt, und welche wir binnen kurzem bereits zweimal (Nr. 37, S. 397 f. und Nr. 40, S. 481 f. dieser Blätter) gelegentlich berührt haben.

Die Budgetcommission hat ihre Thätigkeit des „Conceptcorrigirens“ würdig damit begonnen, die Stelle eines Forstmeisters bei der Regierung in Marienwerder zu streichen; nach dieser rettenden That wird auch der Schwarzsichtigste sich darüber beruhigen dürfen, daß wir langsam aber sicher auf die Ausgleichung des Deficits losgehen. Die Eisenbahncommission ist binnen wenig Tagen erfreulich in der Berathung der Vorlagen vorangeschritten und die Abstimmungen sind mit großer Mehrheit für die Regierung ausgefallen; bemerkenswerth ist, daß die Vertreter des Centrum's sich gelegentlich getheilt haben. Freilich sind die Abstimmungen bis jetzt nur „eventuelle“, d. h. sie haben Geltung nur in der Voraussetzung, daß über die „Garantien“ eine Verständigung erzielt werde. In dieser Beziehung war eben und ganz treffender Weise die erwähnte Bemerkung der „Nationalzeitung“ gemacht: der Minister würde sich allerdings seine Aufgabe ungemein erleichtert haben, wenn er den bereits im letzten Winter angedeuteten Plan einer neuen Verwaltungsorganisation für die Staatsbahnen ausgearbeitet hätte vorlegen können nicht zur „Genehmigung“ des Landtages, denn entgegen dem Abgeordneten Miquel

glauben wir, daß auf keinem Verwaltungsgebiet die Organisation weniger durch Gesetz sich festlegen läßt, wenn man nicht formale Garantien zehnfach mit praktischen Nachtheilen erkaufen will — aber wohl um begründeten Ausstellungen entgegenzukommen und die Bürgschaft seiner Verantwortlichkeit dafür einzusetzen, daß Aenderungen an dem gut geheißenen Plane nicht ohne zwingende Veranlassung vorgenommen werden sollen. Wenn der Minister nicht in der Lage ist, das Versäumniß im Lauf der Commissionsberathungen nachzuholen, so wird freilich die Commission nicht unternehmen können, den Mangel zu ersetzen, und der Minister wird es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn derselbe ihm eine Anzahl Stimmen kostet. Leichter wird sich über finanzielle Vorsichtsmaßregeln, um den Staatshaushaltsetat von dem Einfluß der Eisenbahneinnahmen und des nothwendigen Bedarfs möglichst unabhängig zu erhalten, in den Commissionsverhandlungen etwas festsetzen lassen.

In der Unterrichtscommission steht die Verhandlung der Simultanschulfrage angesichts des Elbinger Vorganges nahe bevor. Das formale Ergebnis wird in der Commission wie im Plenum voraussichtlich zu Gunsten der ministeriellen Entscheidung fallen, da bei dem durch die Wahlen herbeigeführten Stärkeverhältniß der Parteien nicht einmal die Freiconservativen im Stande wären, zu Gunsten der Falkschen Auffassung den Ausschlag zu geben. Der moralische Eindruck der Verhandlung wird aber durch die „formelle Abstimmung“ durchaus nicht bedingt sein. Als Correferent fungirt schon in der Commission der Abgeordnete Gneist, welcher vor zehn Jahren genau über diese Frage ein ausgeführtes Rechtsgutachten in Form einer Broschüre erstattet hat und auch diesmal die auf dem klaren Rechtsboden des Allgemeinen Landrechts im Verwaltungswege emporgewucherten willkürlichen Begriffe und Maximen unerbittlich in ihrer Nichtigkeit blosstellen wird.

x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Politische Randglossen.** Frankreichs auswärtige Politik. — Unmittelbar vor dem Wiederzusammentritt der Kammern sieht sich das Cabinet Waddington zum Gegenstand neuer und unheimlicher Angriffe gemacht, die ein starkes Licht auf die Unsicherheit der Dinge in Frankreich werfen. Diejenigen Angriffe, die es wegen der inneren Politik von den äußersten Parteien erfuhr, hatten in den letzten Wochen zusehends von ihrem Gewicht und ihrer Bedenklichkeit verloren. Die Wolken, die sich in der Amnestiefrage erhoben hatten, waren fast gänzlich verzogen; denn daß das Ministerium in dieser Frage die große Mehrheit der Kammern für sich haben würde, stand seit geraumer Zeit fest. Auch in der Beamtenfrage schienen sich die vorge-

rückten Gruppen der herrschenden Partei wieder zu beruhigen: es nahm sich ja herzlich schlecht aus, wenn von demokratischer Seite an dem Princip der Unabsehbbarkeit der richterlichen Beamten gerüttelt wurde. Und was die aus Anlaß der Ferryschen Gesetze bevorstehenden kirchenpolitischen Debatten betrifft, so war offenbar Jedermann es zufrieden, daß diese Action mindestens bis in das nächste Jahr vertagt ist. Der Horizont war somit ungewöhnlich aufgeräumt. Die Stimmung, wurde versichert, sei so heiter und sorglos, wie sie lange nicht gewesen. Zum Zeichen ihrer Eintracht jagten der Präsident der Republik und der Präsident der Kammer zusammen im Gehölz von Marly. Jede Störung und Aufregung schien den Volksvertretern aus dem Wege geräumt, die im Begriffe waren, jetzt wieder in Paris, in den neuen Sälen des alten Vocals der gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs, zusammenzutreten. In diesem Augenblick wird ein berechneter, heimtückischer Ueberfall auf das Ministerium ausgeführt. Es wird plötzlich wegen seiner auswärtigen Politik auf die Anklagebank geschleppt. Und der Angriff erfolgt aus den Reihen zwar nicht der politischen Freunde, aber doch aus der Mitte der großen Partei, welche für die heutige Republik verantwortlich ist; er erfolgt in einem Augenblick, da jede verstimmende Nachricht aus Paris einen ohnedem schon empfindlich gespannten Zustand der europäischen Politik trifft. Würde das Cabinet Waddington im Conflict über eine innere Frage zu Fall gebracht, auch dann wäre eine verhängnißvolle Wirkung nach außen unausbleiblich; die Störung wäre eine acute, wenn ihm wegen seiner auswärtigen Politik der Proceß gemacht würde.

Freilich ist nicht leicht zu unterscheiden, was in jenen Angriffen auf die Führung der auswärtigen Geschäfte Sensationsbedürfniß einer neu aufkommenden Zeitschrift ist, und was aufrichtiger Ausdruck politischer Verstimmtheit sein mag, oder was endlich auf Rechnung eines bloßen Manövers, das Cabinet zu untergraben, zu setzen ist. Ein italienischer Staatsmann hat kürzlich geäußert, bloß England könne sich um seiner insularen Lage willen den Luxus erlauben, zwei verschiedene Richtungen der auswärtigen Politik sich beständig zur Verfügung zu halten, sonst könne jeder europäische Staat nur Eine Politik haben, nicht dieser oder jener Partei, sondern eine nationale Politik. Dieses Wort Jacinis (in der Schrift: „Die Conservativen und die natürliche Entwicklung der politischen Parteien in Italien“) ist treffend und die Geschichte lehrt, daß es von Frankreich insbesondere gilt. Aber doch sind hier innerhalb der nationalen Politik erhebliche Schattirungen denkbar, und es kann sehr folgens schwer sein, wenn die eine oder die andere derselben das Uebergewicht erlangt. Auch die schärfsten Tabler der Politik Waddingtons kämen in Verlegenheit, wenn sie ihre Vorwürfe begründen und die Punkte angeben wollten, in denen die französische Regierung auf dem Congreß oder

seit dem Congreß anders, als sie gethan, hätte handeln sollen und können. Allein wenn einflußreiche Politiker es darauf abgesehen haben, dem französischen Volke Unzufriedenheit mit dem Gange der auswärtigen Politik einzufloßen, so liegt wenig daran, ob sie zu diesem Zwecke sich auf zureichende Gründe zu stützen vermögen; es fragt sich bloß, ob ihnen ihre Absicht gelingt. Der Sturz Waddingtons wird um nichts minder ernsthaft, wenn er unter wichtigen Vorwänden erfolgt. Man muß übrigens gestehen, daß der Angriff der „Revue nouvelle“ geschickt genug zugespitzt war, um auf die durch die Verunstaltung mühsam gebändigten Instincte der großen Nation als ein scharfer Stachel zu wirken. Daß Frankreich es versäumt habe, sich seine Mitwirkung zum europäischen Congreß bezahlt zu machen, daß es von allen Seiten durch Bismarck übervorthelt und umgarnt sein, daß nichts geschehen sei, die erforderliche Allianz für den Revanchekrieg sich zu verschaffen, — „weshalb ist der Großfürst-Thronfolger, der nach Frankreich kam, um seine unwandelbare Sympathie für Frankreich zu bezeugen, nicht in einer solchen Weise empfangen worden, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, dann nach Berlin zu gehen?“ — das Alles sind wohlgezielte Pfeile, die unmöglich ganz ohne Wirkung bleiben können, und sie sind abgesandt in einem Augenblick, da die Wiedernäherung Rußlands an das deutsch-österreichische Bündniß, dem schon am ersten Tage auch englische Staatsmänner angelegentlich ihren Segen gegeben haben, die Isolirung eines revanchedürstenden Frankreich wirklich zu einer unwidersprechlichen, offenkundigen Thatsache macht.

Indessen lag das Hauptinteresse, das sich an diesen Angriff knüpfte, nicht in seinem Inhalt, sondern in seiner Urheberschaft. Bedeutung erhielt er nur dadurch, daß man in dem Anklageact der „Revue nouvelle“ eine Stimme aus dem Lager, aus der Umgebung Gambettas zu vernehmen glaubte. Um seiner Wirkung zu begegnen, erschien gleich darauf ein Artikel in der „République française“, die in sehr verständigen Worten die Vertheidigung der auswärtigen Politik des Cabinets übernahm. Beide Organe stehen in dem Rufe, dem Abgeordneten von Belleville als Sprachrohr zu dienen. War nun jener Artikel von Gambetta eingegeben oder dieser, der aufreizende oder der beschwichtigende? Vielleicht keiner von beiden, vielleicht aber auch alle beide? Daß diese Fragen auftauchten und mit Wichtigkeit erörtert wurden, das ist das eigentlich Charakteristische für die heutige Lage Frankreichs — schmeichelhaft vielleicht für die Person Gambettas, sehr wenig schmeichelhaft für die französische Republik. Es hat sich bei diesem Vorgang wiederum gezeigt, daß das Gefühl allgemein verbreitet ist, die Zukunft Frankreichs hänge von diesem Parteiführer ab: sind jene Stimmen nicht von Gambetta ausgegangen, so haben sie wenig zu bedeuten; sie sind wichtig, wenn sie von ihm eingegeben sind. Erinnerung man sich nun, daß doch auch in der „République



franaise“ früher wiederholt, wenn auch nicht in förmlichem Sturm- und Waddingtons auswärtige Politik in ähnlicher Weise angegriffen und bespöttelt worden ist, erinnert man sich ferner, daß in Sachen der Amnestie in demselben Blatte ganz dasselbe doppelte Spiel gespielt wurde, so wird man unvermeidlich in der Vermuthung bestärkt werden, daß in dem Allem Methode ist. Es scheint, daß Gambetta die gegenwärtige Regierung von Zeit zu Zeit fühlen lassen will, daß sie von seiner Gnade lebe. Er läßt sie angreifen und wieder vertheidigen. Er stellt sie bloß und hält wieder den schützenden Schild über sie. Er spielt mit dem Damoklesschwert, das er über derselben aufgehängt hat. Und er weiß es so einzurichten, daß er in jedem Augenblick als der Retter oder als der Erbe des Cabinets aus seinem Hinterhalt hervortreten kann. Man wird aber gestehen müssen, daß dies ein Zustand ist, der außerordentlich geringe Aussicht auf die Befestigung und Dauer der heutigen Ordnung der Dinge gewährt. g.

Aus Berlin. Die Wintersaison. Theater und Concerte. Schausstellungen. Gewerbemuseum. Nationalgalerie. — Die Wintersaison will sich noch nicht recht anlassen. Zwar sind die letzten Herbstreisenden schon längst wieder in unserer Hauptstadt eingetroffen, das diplomatische Corps ist fast vollzählig zugegen, der Landtag hat seine Arbeiten aufgenommen, und Theater wie Concertlocale beginnen mit Novitäten — allein die in den gesellschaftlichen Vergnügungen der vornehmen Welt, in den einander sich treibenden großen Bällen, Diners, Soupers, Maskeraden und dergleichen, namentlich auch in den großen Hoffestlichkeiten zum Ausdruck gelangende Hochsaison hat bis jetzt ebenso wenig begonnen, wie ein dauerhaftes Winterwetter, welches seinerseits Eis und Schnee zum Schlittschuhlauf und Schlittenfahrten dem Publicum zur Verfügung stellt. Noch zeigen die kleinen Seen und Canäle um die Rousseauinsel herum kein lustiges Gewimmel bepelzter und bemäntelter, pfeilschnell nach den Klängen der Musik dahinfliegender Gestalten, noch erklingen nicht in den Straßen der Stadt und den Alleen des Thiergartens die lustigen Schellen der Kasse, welche vor elegante Luxuschlitten gespannt, wiehernd durch die frische kalte Winterluft dahintraben — vielmehr stehen wir meteorologisch unter den Nachschauern des Spätherbstes, Trübe, Kälte und Nässe charakterisiren meist die jetzige Laune unseres nordischen Himmels und machen die Straßen und Plätze leerer als sonst. Doch künden, wie gesagt, einzelne Symptome die kommende Saison an. Die Theater versuchen sich hier und da in neuen Stücken oder besonders „ziehenden“ Gastspielen. So ging das Opernhaus mit den Patti-Nicolini-Vorstellungen voran. Das Gegenstück zu dem Erfolge der reichbegnadeten Sängerin, an welche kein Tadel selbst in dem kritiklustigen Spre-

Athen zu rühren wagt, war die Aufführung eines neuen Dramas im Schauspielhause, das so glänzend durchfiel, mit einem so berechtigten Ergüsse von Spott und Hohn abgewiesen ward, daß es eben nur eine königliche Intendantz wagen durfte, das Stück nach seiner ersten Aufführung noch einmal zu wiederholen. Im alten Wallnertheater dagegen macht ein neues, sehr reizendes Lustspiel „Wohlthätige Frauen“ großes Glück, in welchem die mit Arrangement von Vergnügungen verbundene Wohlthätigkeitsmanie unserer vornehmen oder wenigstens auf dies Epitheton Anspruch erhebenden Damenwelt in erfreulicher Weise gegeißelt wird. Thätiger als die Theater sind noch die Concertetablissemments, in denen es an trefflichen musicalischen Aufführungen aller Art nicht fehlt. Ich nenne nur die Quartettsoiréen von Joachim, die Symphonieconcerte der Opernhauscapelle, die Concerte des Sternschen Gesangvereins in der Singakademie, endlich die populäreren und billigeren, aber in ihrer Art um nichts geringeren Orchesteraufführungen der Herren Bilse und Liebig in den großen Concertsälen der Leipziger- und Friedrichsstraße. Als ein neuer Stern am Himmel der Tonkunst ist uns — durch die Symphoniecapelle und die Joachimsche Quartettgesellschaft hier eingeführt — der Slave Dworzak präsentirt worden. Neben seinen vierhändigen Tänzen, welche merkwürdig schöne und genial frisch empfundene nationale Melodien künstlerisch verweben, ist neulich auch eine Rhapsodie für großes Orchester und ein Sextett von dem jungen Autor hier gespielt worden, das allen ernstern Kennern und Liebhabern ächter Musik den nachhaltigsten Beifall ablockt.

Was noch ganz fehlt und doch sonst in unserer Residenz bei Hoch und Niedrig den stärksten Anklang zu finden pflegt, ist der Circus. Weder Renz noch Salomonski, noch ein anderer Rossbändiger mit dem Geleit seiner Clowns, seiner Reifenspringerinnen, Seil- und Ballettänzerinnen oder fliegenden Menschen hat sich bis jetzt in dem ursprünglich zu einer Markthalle bestimmten, jetzt als Circusrennbahn mit viel Geschick eingerichteten Gebäude in der Karlsstraße sehen lassen. Die Jugend und das Alter der Hauptstadt — denn beide sind solchen Genüssen in gleicher Weise ergeben — müssen sich vorläufig in dieser Beziehung mit dem Affentheater des bekannten Broeckmann und mit einer seit wenigen Tagen erst hier eingetroffenen, aber in der That trefflich ausgerüsteten Menagerie (von Rice) begnügen. Das gute alte Wort Menagerie scheint den Besitzern solcher Thierbuden nicht mehr nobel genug zu klingen, oder wenigstens für das hauptstädtische Publicum als abgenutzt zu gelten. Herr Rice nennt denn seine in einem früheren Restaurationssalon dicht vor dem Brandenburger Thore untergebrachte Sammlung wahrhaft schöner und seltener Exemplare von Löwen, Tigern, Affen und Schlangen — um damit nur das Bedeutendste heraus zu greifen — mit

dem voller tönenden Namen „Zoologisch-anthropologische Ausstellung“. Die Wände entlang stehen große eisenumgitterte Wagen, welche als Käfige dienen. Eine Gesellschaft noch ziemlich junger Löwen, sowie eine andere von Tigern sind besonders in größeren Eisenkäfigen placirt, und in ihnen zeigt die „Schwarze Helena“, eine Negerin von üppigem Wuchs, die Dressur, welcher die besagten Bestien unterworfen werden. Die Thiere zeigten sich übrigens gleich am ersten Abend ziemlich unbändig und versetzten sowohl der schönen Helena als Herrn Rice selbst einige Schläge (der letztere ist denselben nach einigen Tagen leider erlegen), welche im Publicum Sensation und zum Theil Schreck erregten, den Besuch der „Zoologischen Ausstellung“ aber jedenfalls nur verdoppeln dürften.

Wenn ich mit diesen Andeutungen von den Vergnügungen und Schaustellungen der Saison so ziemlich Alles erschöpft zu haben glaube, so ist dagegen auf anderem mehr wissenschaftlich-künstlerischen Gebiete, auf dem der Museen, um so mehr und Wichtigeres zu melden. Das Gewerbemuseum, das jüngste, aber im raschen und hoch erfreulichen Aufschwunge begriffene Kunstsammlungsinstitut Berlins hat abermals recht interessante, ja bedeutende Ankäufe gemacht. So ist besonders die Sammlung von Erzeugnissen der nationalen Hausindustrie um eine Anzahl besonders aus Bosnien stammender Stücke höchst glücklich vermehrt worden. Ein großer Deckelkrug, mit schwarzgefärbten Gravirungen verziert und aus verzinntem Kupfer gearbeitet, zeigt die stilvollsten und doch einfachsten Flachornamente. Nicht minder beweisen verschiedene irdene Gefäße, ebenfalls aus den Donauländern stammend, wie dort die Nachahmung antiker Krüge und Kannen sich bis auf die Jetztzeit in der Tradition und Ausübung erhalten hat. Die Abtheilung des Museums für Glasarbeiten hat eine Bereicherung durch die Erwerbung römischer Glasflaschen verschiedenster Façon (Nachbildungen nach Originalen des Wiesbadener Museums) erfahren. Die Abtheilung der Fayencen weist besonders zwei große moderne Vasen aus England, Prachtstücke des von den Weltausstellungen her bekannten Kunstetablissements von Will. de Morgan in London, als neue Zierden der Sammlung auf. Immer näher rückt nun der Termin, wo der schöne und reiche Inhalt der alten Schuppen, in denen jetzt noch die Sammlung aufbewahrt wird, hinübertransportirt werden wird nach dem künstlerisch-prachtvoll in edlem Material ausgeführten Neubau, der im nächsten Frühjahr fertig dastehen soll, eine Zierde der stattlichen Königgräzerstraße, die in jener Gegend auch durch den großartigen Bau des neuen Anhalter Bahnhofes und den davor sich ausdehnenden vergrößerten Askanischen Platz ein ganz anderes, weit weltstädtischeres Aussehen gewonnen hat.

Nicht minder ist der Besitzstand der Nationalgalerie, also des Museums der modernen und besonders der modernen deutschen Malerei und Bildhauerei

durch neue Erwerbungen bereichert worden. Von der letzten akademischen Kunstausstellung sind treffliche Gemälde von Bockelmann, Scheurenberg, von Kamecke und Esche angekauft, ferner außerdem Th. Hofemanns „der Sandfuhrmann“ aus dem Jahre 1857 erworben worden. Die noch verhältnißmäßig schwach besetzten Säle für moderne Sculptur können sich jetzt des Besizes eines zweiten Rauchschen Werkes rühmen, nämlich einer Büste des Meisters, die den Pfleger und Verehrer antiker Idealformen zugleich als Meister auf dem Gebiete scharf individualisirender Kunst zeigt. Vor allem aber hat jene Abtheilung der Galerie in der Prometheusgruppe von dem in Rom lebenden Künstler Müller (aus Coburg) ein plastisches Werk allerersten Ranges erhalten, dem die moderne Kunst außer einigen Gruppen von Vegas' Meisterhand schwerlich ein zweites von gleich tiefem Gehalt und edler Durchbildung der Form an die Seite zu stellen hat. Die Gruppe besteht aus dem an den Felsen gefesselten, trotzig kühnen Prometheus und zwei lieblichen Frauengestalten von Oceaniden, endlich dem Adler, den die eine stärkere Oceanide vergeblich zu verschrecken sucht, während die andere ohnmächtig den Gefesselten von seinen Ketten zu befreien strebt. Wie die ganze 3 1/2 Meter hohe Gruppe in allen Theilen herrlich aufgebaut und im Ganzen von allen Seiten betrachtet, wie in den einzelnen Figuren und Details von hinreißender Schönheit ist, so hat dem Künstler auch bei der Wahl des einen Marmorblockes, aus dem das Werk gemeißelt ist, ein besonderer Glückstern gelächelt. Kein Fehler, kein schwarzes Fleckchen, keine Ader in dem ganzen großen statuarischen Werke. In prächtigem, zarten, belebten Weiß leuchtet der beseelte Marmor dem Beschauer entgegen, ein entzückender Anblick und eine erquickende Freude allen künstlerisch fühlenden Herzen.

Ueber die schönen neuen Entdeckungen in Olympia haben die Zeitungen seit mehreren Tagen das gemeldet, was man bis jetzt davon weiß. Die hiesige Ausstellung der Gypsabgüsse von dem bisher dort Aufgefundenen harret dem Haupte der Nike des Paeonios und den anderen neuen Funden entgegen, welche hoffentlich nicht allzulange auf sich warten lassen. Augenblicklich aber beschäftigt sich die gelehrte und künstlerische Welt der Hauptstadt voller Neugierde mit den Schätzen, welche durch Professor Conze's stille Thätigkeit und emsigen Spürsinn in dem alten Pergamos in Kleinasien ausgegraben, im Original erworben und bereits hierher ins alte Museum geschafft worden sind. Großartige, wohlerhaltene Ueberreste eines umfangreichen Altars u. a. m., schöne Reliefs aus dem dritten Jahrhundert, also der Blüthezeit der kleinasiatischen Kunst, der pergamenischen Sculpturschule wahrscheinlich angehörend, aber von einer Vollkommenheit und Schönheit, wie keine Sammlung der Welt aus jener Zeit Aehnliches besitzt, sind uns, wie es heißt, auf diese Weise zu Theil geworden. Dem Publicum sind die

Werke, mit deren Aufstellung und Anordnung man noch beschäftigt ist, bis jetzt nicht sichtbar. Ich hoffe, in meinem nächsten Briefe Näheres darüber mittheilen zu können.

y.

### L i t e r a t u r .

A. Dürr, Adam Friedrich Defer. Leipzig, 1879. — Die Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist in allen ihren Theilen sorgfältig erforscht und wiederholt mit großem Glücke dargestellt worden. Anders steht es mit der Geschichte der bildenden Künste. Die Kunstwerke des vorigen Jahrhunderts waren bisher wenig beachtet, zum Theil verachtet; sie finden erst in der allerneuesten Zeit mehr Aufmerksamkeit und die ihnen gebührende Würdigung. Nachdem Justi durch sein vortreffliches Buch über Winkelmann in geeigneter Weise vorgearbeitet hat, tritt jetzt Dr. Alfons Dürr mit einer auf gewissenhafter Quellenforschung beruhenden, gut geschriebenen Monographie über den Maler Defer (lebte 1717 bis 1799), besonders bekannt als Lehrer Goethes, hervor und regt damit das Interesse für eine ganze Richtung in der Kunst neu an. Diese Monographie, von der Verlagshandlung sehr elegant ausgestattet, mit ungewöhnlichem Fleiße und größter Sorgfalt gearbeitet, schildert mit wohlthuender Wärme das Leben und den Entwicklungsgang des Künstlers (in Preßburg, Wien, Dresden und Leipzig), seine Beziehungen zu Winkelmann und Goethe, giebt auch ein umfangreiches, wohl ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner Werke. Wir gewinnen beim Lesen dieses schönen Buches einen interessanten Einblick in das künstlerische Stillleben des Meisters und in die Kunstverhältnisse seiner Zeit überhaupt. Es ist daher eine höchst willkommene Bereicherung der Literatur über die Kunst- und Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

R. B.

Schiller und Lotte. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1879. — Ueber den Werth dieses Buches im Allgemeinen zu sprechen und dasselbe durch die Hervorhebung seines hauptsächlichen Inhalts dem Publicum besonders ans Herz zu legen, ist heute wohl kaum noch erforderlich. Was die Nation an diesem Briefwechsel Schillers mit seiner Freundin, Braut und Frau besitzt, ist oft schon gesagt und von Vielen gewürdigt worden: in Bezug auf Bedeutung der Briefsteller, Vollständigkeit der Erhaltung und charakteristische Widerspiegelung der Zeit ist er unbestreitbar eines der wichtigsten culturhistorischen Denkmäler aus der Periode der Empfindsamkeit; zugleich aber eines der schönsten Documente der edeln Liebenswürdigkeit des großen Dichters und seiner Geliebten. Die hier vorliegende dritte Ausgabe, welche W. Fielzig besorgt hat, ist weit vollständiger als die beiden ersten und läßt überall die Hand des vorzüglichen Herausgebers erkennen. Sie umfaßt den ganzen Briefwechsel, auch den aus der Zeit der Ehe, mit Lotte, von 1788 bis 1805, enthält die Correspondenz zwischen Schiller und Caroline bis zu ihrer Vermählung mit Wolzogen, endlich die zwischen Schiller und der Mutter und eine ganze Anzahl anderer Freundesbriefe. So ist das schöne Buch nun in den verschiedensten Beziehungen noch reichhaltiger geworden, als es früher schon war, und mag auch in dieser neuen Gestalt die Theilnahme finden, deren es würdig ist.

L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 27. November 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Karl Ludwig Fernow.

Briefe, mitgetheilt von Karl Hugelmann.

### I.

Das Wahrzeichen einer großen, reformatorischen That im wissenschaftlichen Leben, daß sie von ihrem ursprünglichen Gebiete aus die verschiedensten Kreise des Geisteslebens ergreift, hat sich wie kaum in einem anderen Falle an der Kantischen Philosophie erprobt. Die Theologie wie die Jurisprudenz, die Geschichtschreibung wie die Aesthetik standen unter ihrem beherrschenden Einfluß, und es ist kaum Ein bedeutender Mann aus jenen Tagen zu nennen, der nicht durch die Schule der kritischen Philosophie gegangen wäre.

Zu jenen nun, die in diesem weiteren Sinne zu Kants Jüngerschaft zählen, gehört auch Karl Ludwig Fernow, geboren am 19. November 1763, gestorben am 3. December 1808. Der Zufall hatte ihn in jenen Kreis hineingeführt, welcher sich in Jena um Reinhold, den begeisternden Vertreter der neuen Lehre, scharte, aber ihm wurde damit die Mission, als berufener Jünger der ihm bis dahin unbekanntem Philosophie zu wirken; er hat zuerst die kritische Philosophie auf die bildende Kunst angewendet und so soll sein Name in der Geschichte der Wissenschaft unvergessen bleiben.

Wir wollen an dieser Stelle eine Reihe von Briefen Fernows veröffentlichen, welche theils in die Jenenser Zeit kurz vor dem Abgange Reinholds nach Kiel (1794) fallen, theils Fernows Anfänge in Italien beleuchten, und nur zur Einleitung in dieselben sei es uns gestattet, den labyrinthischen Lebenslauf zu skizziren, welchen Fernow in seiner Jugend genommen, und die Stufen seines Wirkens zu verfolgen, seit er das ersehnte Ziel der Studien, Italien, gefunden, bis zu dem frühen Tode, dem er nach der Rückkehr in die deutsche Heimath erlag.

In einem Dörfchen der Uckermark war Fernow als der Sohn eines armen Bauers geboren. Wohl ward er in seinem fünften Lebensjahre in die Familie der Gutsherrin, einer Frau von Mecker, deren Tochter ihn aus der Taufe gehoben hatte, aufgenommen, und so verfloß seine erste Jugend in glücklichen Verhältnissen, die weit über den Stand seiner Geburt hinaus-

reichten, allein all dies nahm mit einer Wendung in den Schicksalen seiner Gönnerin, die das Schloß verlassen mußte, in seinem zwölften Lebensjahre ein jähes Ende. So wurde der Kampf mit der äußeren Noth des Lebens, welchen Fernow in den verschiedensten Formen fast bis zu seinem Tode kämpfen mußte, ein Kampf, zu dem der Keim allerdings gelegt war durch den Genius in des Knaben Brust, unmittelbar herbeigeführt durch das, was als das höchste Glück der Kindheit gegolten hatte, durch das Herausreißen aus den angeborenen, beschränkten Verhältnissen und Ansprüchen. Zunächst als Copist und Chorschüler, dann als Apothekerlehrling in Anklam lernte der Knabe die Bitterkeiten des Lebens in vollem Maße kennen und seine Lage ward erst erträglich, als er nach vollendeter Lehrzeit, vor den preussischen Werbem flichtend, in der Rathsapothek in Lübeck eine Stelle fand.

Mitten unter dem Drucke der äußeren Verhältnisse hatte aber Fernows Bildungstrieb und seine Liebe zur Kunst sich Bahn gebrochen, ja sie hatten ihn als Knaben sogar zu einem widerrechtlichen Streiche verleitet. In der Bibliothek eines Gelehrten, der ihn liebgewonnen hatte, sah er die ersten guten Kupferstiche. Hocherfreut über diesen Fund copirte er mehrere derselben, aber je mehr er sie mit Entzücken betrachtete, desto lebhafter wurde der Wunsch in ihm, jene Meisterstücke zu besitzen. In jugendlichem Leichtsinne erlaubte er sich mehrere Bilder auszuschnneiden und die Freude über den Besitz der kleinen Sammlung störte gar nicht der Gedanke des unrechtmäßigen Erwerbes. Die Entdeckung dieses Streiches brachte es mit sich, daß er in noch strengere Verhältnisse als früher kam, aber seine Liebe zur Kunst konnte dies nicht unterdrücken. Die wenigen Freistunden des Apothekerlehrlings waren von rastlosen Studien ausgefüllt, er zeichnete und malte nach den damals erschienenen Chodowickischen Kalendertupfern und auch sein poetisches Talent zeigte sich in mehreren Gelegenheitsgedichten; über den Druck der äußeren Lage halfen ihm sein leichter Sinn, eine gewisse angeborene Sorglosigkeit hinweg. In volleren Zügen schöpfte er aus dem Borne der Litteratur, als seine Stelle in Lübeck ihm freiere Muße gewährte, und die Liebe zur Kunst fand hier reichliche Nahrung durch den Freundschaftsbund mit dem Maler Carstens, der späterhin zu Rom in seinen Armen starb. Von seinen Gedichten und seinen Porträts aus jenen Tagen haben sich einige bis zur Gegenwart erhalten.

Als Carstens 1788 Lübeck verließ, da entschloß sich Fernow, mit seinem bisherigen Stande ganz zu brechen. Im tiefsten Innern belebte ihn der Gedanke, sich in Italien einst zum Künstler zu bilden; vorläufig aber zog er nach Rakeburg, ohne weiteren Plan für die nächste Zukunft, als den, mit Unterricht im Zeichnen und Porträtmalen sich seinen Unterhalt zu erwerben und seinen Lieblingsneigungen nachzugehen. Etwas bestimmter wurden seine

Abfichten erst, als ihn sein Herz nach Weimar zog und er damit den Gedanken verknüpfte, sich dort ausschließlich der Kupferstecherkunst zu widmen. Mühsam und mit mancher Entbehrung erwarb er sich in Ludwigslust und Schwerin die zum Aufenthalt in Weimar nöthige Summe, aber nur, um in Weimar die bitterste Enttäuschung zu erfahren. Ohne bestimmten Vorsatz, mit dem Gedanken spielend, sein Glück in Dresden zu versuchen, kommt er nach Jena, er besucht eine Vorlesung Reinholds, und mit einem Schlage ist er sich nun in seinem Wollen klar.

„Wie betäubt von den hohen und herrlichen Offenbarungen, die ich hier vernommen hatte,“ so schreibt Fernow einem Freunde, „verließ ich Reinholds Auditorium mit dem Entschlusse, ich möchte subsistiren, auf welche Art es auch sei, diese glückliche Gelegenheit zur Aufräumung in meinem Kopfe zu nutzen, und wenn auch nur ein Jahr auf der Universität zu bleiben und Reinholds Vorlesungen zu besuchen.“ Fernow verblieb nun zwei Jahre in Jena, wir sehen ihn hier mitten in der Gemeinde stehen, welche sich um Reinhold versammelt hatte, und dazu in dem innigsten Verkehre mit Reinhold selbst. „Mein Verdienst war in Jena äußerst karg, bei aller Einschränkung konnte ich dort kaum subsistiren,“ so sagt später Fernow in einem Briefe, aber trotzdem bezeichnet er diese Zeit als jene, welche er stets für eine der glücklichsten seines Lebens halten werde. Daß das Verhältniß zu Reinhold und dem Jenenser Kreise an sich schon einen Lichtpunct in Fernows Leben bildete, das geht aus allen seinen späteren Aeußerungen hervor, aber abgesehen hiervon war dies Verhältniß auch der Anlaß zu jener lang ersehnten großen Wendung in seinem Leben, die ihn zum Ziele seiner Wünsche, die ihn nach Italien führte.

Im Sommer 1793 kam der dänische Dichter Baggesen nach Jena und verweilte bei Reinhold. Dort lernte er Fernow kennen und machte diesem den Antrag, sein Begleiter auf einer Reise nach Italien zu werden, einen Antrag, den Fernow natürlich mit Entzücken annahm. Im Herbst sollte Fernow Baggesen in Bern abholen, im Winter dann die erste Reise über Wien nach Oberitalien und zurück nach Bern, und endlich im zweiten Herbst die große Reise nach Rom, Neapel, Sicilien erfolgen. Zu Fuße wanderte Fernow bis Bern; durch Reinholds Vermittelung hatte er in Jena und bei Wieland in Weimar Arbeit gefunden, um sich ein knappes Reisegeld zu erwerben, allein in Zürich war dieses schon zu einem halben Laubthaler zusammengeschrumpt, so daß Baggestens Sendung eines Louisd'ors ihm zur Rettung aus bittersten Verlegenheiten ward. Von Bern beginnt jene Reihe von Briefen, welche wir hier veröffentlichen wollen; an der Hand derselben begleiten wir ihn nach Wien und durch Oberitalien. Baggestens zweite Reise nach Italien fand nicht statt. Fernows heißester Wunsch, Rom zu sehen,



sand aber seine Erfüllung durch die großmüthige Unterstützung, die zwei Verehrer Reinholds, Baron Herbert aus Kärnten und Graf Burgstall aus Steiermark, ihm gewährten.

Am 29. September 1794 zog Fernow klopfenden Herzens in Rom ein, das Ziel, das er nie zu erreichen geglaubt, lag jetzt vor ihm, seine kühnsten Hoffnungen waren verwirklicht. Nach sechsjähriger Trennung sah er seinen Freund Carstens wieder und blieb nun von diesem unzertrennlich bis zu dessen Tode (1798). Neben diesem im Großen schaffenden Künstler ward es Fernow klar, daß sein Beruf abseits lag von der Uebung der Kunst, daß er die Theorie derselben als seine Aufgabe betrachten müsse, und rasch entschlossen schritt er über seine Jugendideale hinweg. Von seinen ersten Versuchen in der neuen Richtung, die Grundsätze der kritischen Philosophie auf die Kunstkritik anzuwenden, thut Fernow Erwähnung in dem Briefe an seinen Gönner Burgstall, den wir zum Schlusse mittheilen werden; er setzte diese Versuche sodann fort in einer Reihe von Vorlesungen über die Kunst, die er vor einem Auditorium von Künstlern und Kunstfreunden in Rom hielt, und die reifste Frucht derselben haben wir in seinen „römischen Studien“ (Zürich, 1806 bis 1808, 3 Bände) zu verzeichnen. Hierher gehört endlich das biographische Denkmal, welches er seinem Freunde Carstens gesetzt hat, ein Werk, dessen von der Pietät der Freundschaft unabhängiger Werth in unseren Tagen von Hermann Kiegel durch eine neue Ausgabe wieder zur Geltung gebracht wurde.

Doch nicht die Kunst allein war es, was Fernow in Rom weit über den ursprünglichen Plan hinaus festhielt, ihn erfüllte zugleich die warme Liebe für das Land, das Volk und die Literatur Italiens. Ihm, dem Autodidakten, ist der seltene Erfolg zu Theil geworden, zwei Sprachen als Meister zu beherrschen, und der Vertiefung in jene Italiens verdanken wir die zweite Seite von Fernows literarischem Wirken, die mit der „italienischen Sprachlehre für Deutsche“ beginnt, mit einer Ausgabe italienischer Classiker und einer Biographie Ariostos schließt. Wohl hatte an allen diesen Arbeiten öconomische Sorge ihren Theil, allein, was Fernow auszeichnet, ist es eben, daß der äußere Druck ihm wohl den Zwang zu bestimmter Thätigkeit auferlegte, daß er ihm aber niemals den Inhalt seines Schaffens zu entgeistigen vermochte.

Im Jahre 1800 verheirathete sich Fernow mit einer jungen Römerin, und verdoppelt traten nun die Sorgen des Lebens an ihn heran. Da wandte er seine Blicke wieder nach der deutschen Heimath, deren Bild er stets im Herzen getragen hatte, nach der Hochschule, mit der ihn die Erinnerung an Reinhold verknüpfte; seine Wünsche zielten auf eine Professur in Jena, um, was er in Italien erforscht, nunmehr in Deutschland zu verkünden. Und

seine Hoffnung ward nicht getäuscht, 1802 erhielt er den Ruf zum außerordentlichen Professor, 1803 zog er über die Alpen nach dem Norden. Doch in Einem hatte er sich geirrt: nicht zu langem, fruchtbarem Wirken konnte er das Vaterland wiedersehen, er betrat den Boden, welchen er zehn Jahre früher fast noch als Jüngling verlassen, körperlich gebrochen, den Todeskeim in der Brust. Ein Semester nur docirte er in Jena. Schon im Frühjahr 1804 berief ihn die Herzogin Amalie an ihre Bibliothek in Weimar, sie lud ihn im Sommer auch auf ihren Wohnsitz nach Tiefurt, allein alle Schonung konnte seine Gesundheit nicht mehr retten. In einem fortgesetzten Kampfe ums Leben bringt Fernow die größeren seiner Werke jetzt noch an den Tag, er arbeitet an einer Ausgabe von Winkelmanns Werken, er schreibt an einer Biographie Dantes, und immer näher und näher tritt der Tod an ihn heran.

Und auch das Eine war ihm nicht gegönnt, in ruhigen äußeren Verhältnissen die letzten Früchte seines Geistes reifen zu lassen. Die Schreckentage von Jena brechen herein und schneiden ihm tief ins Herz. Allein er, der schwerer getroffen war als viele andere, er, den die Mühsal des Lebens niederdrückte, verzagte in diesen Tagen nicht, er trug den Glauben an sein Volk unerschüttert in seiner Brust. Es war ihm nicht beschieden, die Auferstehung seiner Nation zu erleben, aber prophetisch sah er in die Zukunft, als er die herrlichen Worte schrieb: „Behalten wir nur eine Literatur, so bleiben wir auch eine Nation, und wir werden die Zeit der Trübsal nicht nur glücklich überstehen, sondern auch geläutert im Feuer derselben siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, wenn längst die Gebeine unserer stolzen Besieger versammelt sind. — — — — — Können wir nur unsere Literatur blühend erhalten, so wird uns Niemand, im Gegentheile, wir werden unsere Besieger überwinden.“

Noch einen tiefen Schmerz hat er zu empfinden, im September des Jahres 1808 muß er seine Frau sterben sehen, die dem ungewohnten nördlichen Himmel erliegt, am 3. December hat auch er ausgerungen.

Fernows letzte Leiden waren gemildert durch die Theilnahme und Pflege einer edlen Frau, seiner Freundin Johanna Schopenhauer, die seit Ende 1806 in Weimar lebte. Diese Frau ist es auch gewesen, die der Nachwelt das Leben Fernows beschrieb; die von ihr verfaßte Biographie erschien zuerst 1810 als selbständige Schrift, ein zweites Mal in erweiterter Gestalt in dem ersten und zweiten Bande ihrer gesammelten Schriften. Und nicht minder haben die Freunde sein Andenken geehrt, „den Manen seines Freundes Fernow“ widmete Ludwig Nauwerk einen Nachruf in Wielands Merkur, K. A. Böttiger verfaßte den Nekrolog für dieses Blatt, J. A. Gruber für die Allgemeine Literaturzeitung und F. E. Z. Werner gab seiner Trauer „zu Fernows Todtenfeier“ poetischen Ausdruck. Lange nach Fernows Tode noch

wurden neue Nachrichten über sein Leben gebracht, neue Materialien zu seiner Biographie erschlossen; so in Matthiassons und Knebels literarischem Nachlaß und Briefwechsel, so in den literarischen Zuständen und Zeitgenossen aus K. A. Böttigers handschriftlichem Nachlaß, so in den im Anhange zu Reinholds Biographie mitgetheilten Briefen. \*) Zu diesen Materialien glauben wir nun durch die in unserem Besitz befindlichen Briefe einen nicht ganz unwichtigen Beitrag liefern zu können. Allerdings hat H. M. Richter einige Bruchstücke aus diesen Briefen schon mitgetheilt\*\*), diese Veröffentlichung ist aber weder erschöpfend noch correct. Wir glauben daher dem Namen Fernows einen verdienten Tribut der Verehrung zu entrichten, wenn wir ihn in den nachfolgenden Briefen abermals sprechen lassen und sein Gedächtniß beleben durch sein eigenes Wort.

## 1.

Lieber Kalmann.\*\*\*) Wenn Deine Reise einen glücklichen Fortgang gehabt hat, so schwimmst Du jetzt da ich dies schreibe vielleicht schon auf der Donau und tauest an einem Erhard'schen Paradoxon, das er Dir zum Zehrpennig mit auf den Weg gegeben hat. Ich hingegen werde erst am Montag die alte Mutter Jena verlassen, an deren Brüsten ich nun gottlob anderthalb Jahre lang gesogen habe, und wenn Du diesen Brief lesen wirst, werd' ich vielleicht in Deinen Fußtapfen wandern. Ich gehe nun mit Stegmann und Lindner allein, denn Brunatty sammt seinem Echo, die beiderseits ihren Pedalen nicht recht trauen, haben sich nunmehr entschlossen, die ordinaire Post zu nehmen. †) Wir 3 obenbenannte

\*) Eine schätzenswerthe Nachweisung der Literatur hat Heinrich Döring in der ausführlichen Arbeit gegeben, welche er in Ersch und Grubers Encyclopädie (I. S. 43. B. S. 163—181) über Fernow veröffentlicht hat. Eine Reihe von Briefen Fernows soll überdies das Jahrbuch „Penelope“ auf das Jahr 1844 enthalten.

\*\*) H. M. Richter, Geistesströmungen. Berlin 1875: XV. K. L. Fernows Briefe aus Wien.

\*\*\*) Ueber den Oesterreicher Kalmann, den Anhänger und Freund K. L. Reinholds, und andere in diesen Briefen erwähnte Personen und Beziehungen siehe „Aus dem Kreise K. L. Reinholds“ Im Neuen Reich 1879. II. S. 450.

†) Mit der Anspielung auf ein Erhard'sches Paradoxon hat Fernow zweifellos Johann Benjamin Erhard im Auge, dem wir in diesen Briefen noch wiederholt begegnen werden. Erhard (geb. 1766 zu Nürnberg, gest. 1827 zu Berlin als Geheimer Medicinalrath und praktischer Arzt) ist als Anhänger der kritischen Philosophie und speciell auch als vertrauter Freund Reinholds bekannt. Vgl. Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard, herausgegeben von Baruhagen von Ense, Stuttgart 1830.

Die beiden Reisegefährten Fernows, welche ihn (vgl. Schopenhauer, sämtliche Schriften, 1. Bd. S. 72, 73), selbst nach Würzburg ziehend, bis nach Bamberg begleiteten, waren nach der angezogenen Quelle Livländer. Hieraus combiniren wir zunächst, daß der eine Ludwig Reinhold von Stegmann war, geb. am 2. März 1770 zu Dorpat, in späteren Jahren als Arzt in Livland thätig, gest. als russischer Staatsrath am 1. August 1849 zu Schwalbach (Hassau). In dem zweiten, Lindner, erblicken wir eine bekannte Persönlichkeit aus dem Jenenser Freundeskreise. Kalmanns Stammbuch enthält ein Blatt aus Jena vom 5. Februar 1793, in welches „Lindner d. M. B.“ eine schwärmerische Apotheose der Freundschaft eingetragen hat. Wahrscheinlich ist dieser Lindner der Schriftsteller Friedrich Ludwig Lindner (geb. 23. October 1772 zu Mitau, gest. am 11. Mai 1840 zu Stuttgart), der Verfasser des „Manuscript aus Süddeutschland“ u. s. w.

Brunatty kennen wir nur durch das Stammbuch Kalmanns, in welches er sich zu Jena am 18. September 1793 als M. et Chir. Candidatus eingezeichnet hat; nach Dettingers Moniteur des dates dürfte er mit dem am 31. Januar 1835 verstorbenen Danziger Arzte Franz Christian Brunatti (geb. zu Danzig am 30. März 1768) identisch sein.

Männer haben jedoch bis jetzt guten Muth, der durch die anscheinende Beständigkeit des schönen Wetters nicht wenig vergrößert wird. —

Das Vergnügen, mich mit Dir und Deinen beiden Reisegefährten noch einige Augenblicke zu unterhalten, ist zu anlockend für mich, daß ich nicht Meisls Anerbieten, ein Brieflein mit einzulegen, gerne annehmen sollte. Es geht mir in diesen letzten Tagen meines Jenaischen Erdwallens gerade so wie Dir, ich bin den ganzen Tag über unruhig und zerstreut und kann nur durch den größten Zwang noch einige Arbeit von mir gewinnen. Wenn der träge Erdenkloß, den jeder Mensch mit sich herumschleppen muß, so lange er in Raum und Zeit existirt, dem Fluge der Gedanken eben so schnell folgen könnte, so säß' ich schon lange in Bern und dürfte nicht 3 mühselige Wochen hindurch schlendern, eh ich das erste Ziel meiner Wünsche erreiche. Doch auch diese kleine Ungemächlichkeit wird eben so glücklich schwinden, als dies träge Vierteljahr endlich dahin geschwunden ist.

Die Reinhold will noch immer nicht absolviren, und ich glaube jetzt, daß ich eher aus Jena gehen werde, ehe sie entbunden ist.\*) Uebrigens ist sie sowohl als der vortreffliche Reinhold recht heiter und gesund, und ich bringe fast täglich meine Abende auf die angenehmste Weise bei ihnen zu. Bloss um dieser vortrefflichen Menschen willen wird es mir schwer werden Jena zu verlassen, und so edele, gute Menschen ich auch in Bern wieder finde, so zweifele ich doch noch immer, ob mir Reinholds Verlust wieder ganz und völlig ersetzt werden wird. Indessen muß ich eins ins andere nehmen; und die günstige Aussicht in die Zukunft, für mein ganzes künftiges Leben vielleicht, könnte ich doch nicht so ganz ohne Aufopferung begehren. Die einzige Unannehmlichkeit, die ich außerdem jetzt empfinde, ist die, daß ich meine hier habenden Schulden nicht so, wie ich gewünscht hätte, berichtigen kann. Indessen hoff' ich doch, daß ich sie zum Theile wenigstens noch aus Bern werde abtragen können, wo ich, wenn Baggeseu uns nicht zu bald abreißt, doch noch Hoffnung habe, etwas zu verdienen, ohne daß mir mein dortiger Aufenthalt viel kostet. Was in meinen Kräften steht, will ich thun, um diese Scharte sobald als möglich auszuweken, und mich als rechtschaffener Mann zu legitimiren.

Neuigkeiten von hier, die Dich interessiren, wird Meisl Dir wol mittheilen. Grüße Deine Reisegefährten recht herzlich von mir und empfehl mich nochmals ihrer Liebe und Freundschaft. Dir mein guter K. dank ich nochmals für die Deinige mit der festen Ueberzeugung, daß Du auch in der Ferne mir lieb und treu sein wirst. Sobald Du wieder nach Jena kommest, so schreib mir, wie Du's durch eine Einlage in Reinholds Brief an Baggeseu leicht thun kannst, den Erfolg und die Rückkehr von Deiner Reise so ausführlich wie Du kannst, wogegen ich Dir wiederum, sobald ich an Ort und Stelle bin, wieder zu schreiben verspreche.

Unveränderlich

Dein treuer

Fernow.\*\*)

\*) Am 18. October 1793 wurde der Sohn Christian Ernst geboren.

\*\*\*) Der vorstehende Brief ist nicht datirt, über den Ort läßt aber der Inhalt keinen Zweifel und die Zeit ist auch ziemlich genau festzustellen. Nach dem bei Joh. Schopenhauer veröffentlichten Tagebuche Fernows befand sich dieser am 6. October in Wilschbach, das ist schon über Nürnberg hinaus, am 19. October in Zürich, die Abreise von Jena dürfte somit in den letzten Tagen des September erfolgt sein.

## 2.

Bern, d. 9. Nov. 93.

Liebster Kalmann, bester Meisl.  
 Liebster Meisl, bester Kalmann.

Dieser mein Brief ergeth an Euch beide insgesammt, damit das Paquet von Briefen nicht zu stark werde; sonst würd' ich jedem einzeln geschrieben haben. Ihr müßt mir nicht böse sein, daß ich Euch nicht eher schrieb. Wahrscheinlich habt Ihr aus meinem Briefe an N. vernommen, daß während meines Aufenthaltes in Zürich mein Reisetalender einige Tage lang auf trübes Wetter deutete, und ich glaube, Ihr wißt beide aus eigener Erfahrung, daß man mit einem unruhigen Herzen zu nichts in der Welt weniger aufgelegt ist, als zum Briefschreiben. Aber ich hoffe zu Gott, der Alles zum Besten gekehrt hat und noch ferner kehren wird, daß er mir die Gnade verleihen werde, das Versäumte nachzuholen und Euch bei mehrerer Muße, u. zwar v. Wien aus, mit ellenlangen Briefen, so wie ich sie an Freunde — am Liebsten schreibe, heimsuchen zu können. Noch oft wallt mein Herz in froher Erinnerung zu Euch hinüber; ich hoffe, daß Ihr auch meiner oft gedenkt. Nichts ist furchtbarer und schrecklicher, als von Freunden vergessen werden; ich halt' es für den schmächtigsten Tod, im Herzen eines Freundes sterben; aber von Euch hab' ich diesen Tod nicht zu fürchten, in deren Herzen die Fülle des Lebens, die Liebe wohnt.

Bist Du glücklich von Deiner Wiener Reise zurückgekehrt? Lieber Kalmann! Du hast gewiß viel sehens- und hörenswerthes gesehen und gehört. Wenn ein guter Genius Dich beseele, so hättest Du mir noch nach Bern geschrieben, aber, wenn Du den ersten Brief von mir erwartest, ehe Du mir schreibst, so hab' ich in Bern keinen mehr von Dir zu hoffen, denn in 14 Tagen gehen wir von hier auf die Reise nach — Wien. Ja, ja! versteh mich nur recht, nach Wien!! Unser Reiseplan ist aus verschiedenen Ursachen geändert, und wir gehen erst im künftigen Winter nach Italien. Wir wollen erst das nehmen, was näher liegt, und uns vorbereiten zu dem, was ferne ist. Gerne bin ich es zufrieden, Italien noch länger im Prospekt zu behalten, denn nach meiner Philosophie hat Hoffnung nicht viel weniger Werth als Genuß. An Genuß dessen, was wir wünschen, kann es uns oft mangeln, aber nie an Hoffnung, und der müßte ein armer Gauch sein, der nicht noch irgend eine Hoffnung im Hintergrunde seines Herzens zu finden wüßte, wenn er gleich jede Aussicht vor und hinter sich dunkel und keinen Heller mehr im Beutel findet. Wir verlassen gewöhnlich die Hoffnung; sie verläßt uns nie. Ich verspreche mir von unserer Wiener Reise viel interessantes. Wir werden wenigstens manche merkwürdige Menschen kennen lernen. Wir denken über Salzburg zu gehen, denn Baggesen wünscht den Vater Socher kennen zu lernen\*), und ich nicht minder. Du

\*) Man sollte hiernach meinen, Vater Socher habe in Salzburg gelebt. Dies ist aber nicht der Fall. Aus dem in Reinholds Leben veröffentlichten Briefe Fernows vom 2. Januar 1794 geht hervor, daß Baggesen und Fernow den Pfarrer Socher am heiligen Abend 1793 von München aus in seinem Pfarrhause in „Hächling“, zwei und eine halbe Stunde von der bayerischen Hauptstadt, aufsuchten. Dieses „Hächling“ ist nach dem Ortschaftenverzeichnis, welches das bayerische statistische Bureau 1877 herausgegeben hat, zweifellos das Pfarrdorf „Oberhächling“; dasselbe gehört zum Bezirksamte München rechts der Isar und liegt von dem Amtsorte dreizehn und ein halb Kilometer entfernt. Nach dem „Neuen Nekrolog der Deutschen“ (1834, Nr. 381) sowohl als nach „Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität“ war Josef Socher von 1785 bis 1799 Pfarrer in Oberhächling; 1800 trat er die Professur der theoretischen Philosophie in Landshut an, 1805 wurde er Pfarrer zu Kehlheim, und starb 1834, nachdem er eine lebhafteste Thätigkeit als Schriftsteller und in den Landständen entwickelt hatte.

wirst Baggesen sowol, der sammt seiner Sophie Euch beide herzlich grüßen läßt, als auch mir, einen großen Freundschaftsdienst erweisen, wenn Du uns mit vorzüglichen Wienern, die Du kennst, bekannt machen willst; denn ich glaube, daß Du während Deines Besuchs in Wien Manches mit andern Augen gesehen, manchen alten Freund treu und bewährt gefunden und manchen neuen erworben hast. Sei nicht so geizig mit Deinen Schätzen und theile uns auch davon mit. Gib mir besonders an gewisse — dortige — Menschen\*) Adressen. Reinhold wird Dir mehr hierüber sagen.

Auch von Dir, Lieber Meisl, erwart' ich jetzt, da Dein Wunsch, mich in Wien zu wissen, nun bald in Erfüllung geht, manche Empfehlung, die uns nützlich sein kann. Besonders wünscht' ich, daß wir in Deiner lieben Mutter Hause empfohlen würden. Es wird mir interessant sein, die Familie meines Freundes und in ihr viele gute Menschen kennen zu lernen. Ich habe Baggesen, weil ich dieser Gefälligkeit im Voraus von Dir versichert war, bereits gesagt, daß er seine Briefe an das Meisl'sche Haus solle adressiren lassen, und wir hoffen bei unserer Ankunft in Wien von R— von Dir und Kalmann Briefe und Empfehlungen vorzufinden. Es freut mich, daß ich sobald im Stande bin, Dir einigermaßen die vielen Freundschaftsdienste, die Du mir, besonders während der letzten Zeit meines Jenaischen Erdwallens erzeigt hast, vergelten zu können; ich danke Dir auch darum jetzt nicht mit Worten dafür. Wenn Du mir nach Wien schreibst, so sei doch auch so gut, mich von Jenaischen Merkwürdigkeiten zu unterhalten, worum ich gleichfalls Freund Kalmann gebeten haben will, obgleich ich weiß, daß er lieber Briefe lesen als schreiben mag. Ihr wißt ja beide, was mich interessirt. Ihr könnt mir nicht zu viel schreiben; ich will Euch von Wien aus alles vergelten.

Von meiner Reise darf ich Euch wohl nichts schreiben, da R. gewiß schon die Güte gehabt hat, Euch meinen ersten Brief an ihn mitzutheilen. Vielleicht, wenn einmal ein dichterischer Geist über mir (sic!) kommt, arbeite ich einige hellere Momente meiner Reise, die jetzt nur bloß in meinem Tagebuche skizzirt stehen, aber lebendig vor meiner Seele schweben, etwas weitläufiger aus; jetzt ist mir's noch nicht möglich gewesen.

Bern ist gewiß eine der schönsten Städte, die man sehen kann und die schönste, die ich gesehen habe; bei dem größten Platzregen könnte der niedrigste Stüber ohne Gefahr von einem Ende der Stadt zum andern zu Fuße gehen; so trocken und sicher geht man hier unter den Arkaden. Die Gegend um Zürich ist zwar schöner, als die hiesige, wegen des See's und seiner reizenden Ufer; auch wird die dortige Aussicht auf die Schneeberge jeden, der erst in die Schweiz tritt, und diese glänzenden Kolosse noch nicht gesehen hat, entzücken; aber die Aussicht auf die Bernischen Schneeberge ist erhabener. Man sieht hier die höchsten Punkte der Schweiz, noch nie erstiegene Gipfel der höchsten Gebürge; — nur ein einziges Mal erst hab' ich sie während der 8 Tage meines Hierseins sehen können, weil der Himmel fast stets unwölkt ist. Wie gerne wanderte ich hin zu diesen Bergen, um sie in der Nähe zu sehen, und in ihren Thälern die Wunder und Schönheiten und Schrecknisse der Natur und die einfachen Bewohner derselben zu besuchen, aber bei dieser Jahreszeit und Witterung ist es unmöglich; ich muß mich bis künftigen Sommer gedulden, wo Baggesen vielleicht noch einige Reisen durch die Schweiz macht. Er ist jetzt schon fast überall gewesen, kennt alle Berge und Thäler und Winkel dieses Landes, aber er besucht sie gewiß noch öfter.

\*) Freimaurer?

So schön gebildete, schlanke, blühende weibliche Gestalten, vorzüglich unter den höheren Ständen, hab' ich noch nirgend und nie so zahlreich gefunden, als in Bern. Alle Augenblicke rauscht so eine holde Nymphengestalt mit leichten Zephyrtritten bei einem vorbei, gleich einer Engelererscheinung, und der Blyß ihrer schwarzen, funkelnden Augen dringt bis in den innersten Winkel des Herzens. Noch hab' ich hier keine Dame gesehen, die kränkelnd und hysterisch aussähe; alle sind gesund, rosenfarbig und rasch wie die Rehe. Das macht die schöne, reine Verglufft, und die Reinheit der Sitten, die noch in der Schweiz besteht; ich glaube nicht, daß hier die heimlichen Laster bekannt sind, die an manchen Orten die Gesundheit der ausblühenden Mädchen so sehr zerrütten, und sie zu übertünchten Gräbern machen. Dennoch besteht in Bern ein freierer Ton, als in Zürich, wo es sehr reichstädtisch oder kleinstädtisch hergeht, ob man gleich, sobald man das in Anschlag bringt, was die Moralität dabei gewinnt, sich mit dem Steifen und Lästigen dieses Tones bald versöhnt.

Fichte hab ich in Zürich nicht gesehen. Gerade am Tage nach meiner Ankunft feierte er seine Hochzeit\*) und machte darauf mit seiner jungen Frau eine Reise, von der er bei meiner Abreise aus Zürich noch nicht zurückgekehrt war. Er ist unterdessen in Bern gewesen, wo ihn Baggesen gesprochen hat. — —

Grüßt unsere Freunde Curtius, Stegmann, und Pohrt, Köppen u. s. w. recht herzlich von mir. Curtius sage, daß ich ihm von Bern aus noch schreiben werde, desgleichen auch Pohrt; ich bin bis jetzt noch zu zerstreut gewesen, um alle meine Freunde, wie ich versprochen, zu befriedigen.\*\*)

Also, lieben Freundel in Wien erwarte ich Briefe von Euch vorzufinden. Macht meine Hoffnung nicht zu Schanden. — Hat niemand angefangen, bei Reinhold die Geschichte der Philosophie nachzuschreiben? Wär' es möglich, ein gutes Heft davon zu bekommen, so meldet es mir. Baggesen sowohl als ich würden es gar gerne sehen, wenn wir eins bekommen könnten. Empfehl mich, lieber Kalmann, an Forberg und Niethammer\*\*\*) aufs beste, und bitte sie,

\*) Die Vermählung Fichtes mit Johanna Maria Rahm fand am 22. October 1793 statt. Fernow war somit nicht ganz gut berichtet oder irrt sich in der Erinnerung, da er, wie schon erwähnt, nach seinem Tagebuche am 19. October in Zürich eingetroffen war.

\*\*\*) Von den hier genannten Freunden wird Pohrt uns noch näher bekannt werden. Er war einer jener Jenerser Studenten, die Reinhold nach Kiel folgten. Dort lernte er Hanne Ehlers kennen, nach Jahren, als er eine Pfarre in seiner Heimath (Livland) erhalten hatte, ward er deren Watte und dadurch Thibauts Schwager. — In Curtius erkennen wir Karl Georg Curtius, den Vater der berühmten Gelehrten Ernst und Georg Curtius. Er war der Sprecher der Studentenschaft bei dem Abgange Reinholds von Jena und in gleicher Weise ward er später Führer der Bürgerschaft in seiner Vaterstadt Lübeck, in der er mehr als fünfzig Jahre das Amt des Syndicus bekleidete. Curtius gehört, wie die „deutsche Biographie“ sich ausdrückt, zu jenen hanseatischen Männern, welchen die freien Städte gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts frische geistige Anregung und Förderung vaterstädtischer Interessen und in unserem Jahrhundert Befreiung von der französischen Gewaltherrschaft und Erhaltung ihrer Selbstständigkeit verdanken. Geboren am 7. März 1771 starb er hochbetagt am 4. October 1857. — Friedrich Köppen, geb. 21. April 1775 zu Lübeck, studirte seit 1793 in Jena Theologie, ward aber durch Reinhold und Fichte zu philosophischen Studien bestimmt. In seine Vaterstadt 1797 zurückgekehrt trat er in ein enges Freundschaftsverhältniß zu Jacobi und dies ward ausschlaggebend für seine Richtung, als Professor der Philosophie in Landshut (1807—1827) und später in Erlangen, sowie als Schriftsteller gehörte er zu den wärmsten Vertretern der Jacobischen Philosophie. Er starb in der Nacht vom 4. zum 5. September 1858.

\*\*\*) Friedrich Carl Forberg, geb. 1770 zu Meuselwitz bei Altenburg, gest. 1848 in Hildburghausen, war 1792 Privatdocent und 1793 Adjunct der philosophischen Facultät in Jena. Einen Brief Forbergs aus dieser Zeit haben wir bereits veröffentlicht (s. d. VL 1879, II. S. 459).

mir ihre Freundschaft zu erhalten. Letzterem danke in meinem Namen für die Bekanntschaft des Diaconus Rapp, in dem ich einen vortrefflichen Mann gefunden habe, der mich sehr liebreich aufnahm, und mir meinen Wunsch, die besten Künstler Stuttgarts kennen zu lernen sehr bereitwillig erfüllte.\*) Lebte wol ihr Lieben und vergesse mich nicht.

Ewig

der Euerige  
Fernow.

3.

Wien, d. 3. Jenner 1794.

Ich möchte Dir, mein bester Kalmann, über Dein bisheriges Stillschweigen gern ein wenig den Leviten lesen. Ich hoffte so gewiß, Briefe von Dir und meinen übrigen Jenaischen Freunden vorzufinden, aber nein! Ihr seid alle stumm wie die Fische. Die Freude, Briefe von meinen Freunden zu empfangen, wird mir so selten zu Theil, daß ich kaum mehr wissen würde, wie dem, der welche empfängt, zu Muth ist, wenn mir nicht ein kleines, aber unschätzbares Briefchen von unserm verehrungswürdigen Lehrer Reinhold gestern wieder einmahl diesen wonnevollen Genuß gewährt hätte. O schämt Euch, Ihr die Ihr Müßiggänger seid gegen diesen Mann, über Eure Saumseligkeit! — und bessert Euch!!

Heute Nachmittag bin ich zum erstenmahle im Meislischen Hause gewesen. Baggesen war gestern schon dort, war aber heute wieder mit mir zugleich da. Man kann nicht freundlicher, liebevoller und herzlicher aufgenommen werden, als uns Meisl's vortreffliche, so ganz mütterliche Mutter aufnahm. Ihr müßt uns rechtchaffen empfohlen haben. Wir waren bald wie zu Hause. Wir fanden den weiblichen Theil der Familie nur allein daheim und bei der Wäsche beschäftigt. Die gute Mutter führte uns ins Billardzimmer, während die lieben emsigen Mädchen ungestört bei ihrer Arbeit verblieben. Sie sind beide so liebenswürdig, so jungfräulich hold, daß es mir eine Wonne war, sie zu sehen; vorzüglich reizend und holdselig aber habe ich die schlante, rosenwangige Rosalie gefunden, die es nicht zu wissen scheint, daß sie so liebenswürdig und schön ist; und ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin dem Geschmade meines Freundes Wilhelm Kalmann vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — — — — Sei darum, daß ich dies sage, nicht eifersüchtig. Freund Fernow ist kein Narr, der sich in jedes schöne Mädchen verliebt, wie unser sonst aller Ehren werther Freund N. Es soll Dich vielmehr freuen, daß ich Deinen Geschmack lobe. Viele Schönheiten der Natur und Kunst fahren dem Blicke des Reisenden vorüber; sein Auge verklärt, sein Herz erwärmt sich an allen, alle aber werden von der zaube-

— Friedrich Imman. Niethammer (geb. zu Weilsstein in Württemberg am 26. März 1766) wurde 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena. Sein schriftstellerisches Wirken daselbst ist besonders bedeutsam durch die Gründung des „Philosophischen Journals“, das er anfangs (1795 u. 1796) allein, dann (1797 bis 1800) mit Fichte herausgab. 1804 nach Baiern berufen, wirkte er daselbst als Studien- und Consistorialrath über vierzig Jahre; er starb am 1. April 1848 in München.

\*) Christian Gottlob Rapp, geb. in Stuttgart am 9. October 1763, Diaconus an St. Leonhard zu Stuttgart 1793, gestorben den 18. August 1794; ein Schwager des Bildhauers Dannerer und jüngerer Bruder des bekannten Gottlieb Heinrich Rapp, der in seiner Heimath eine reiche literarische und künstlerische Thätigkeit entfaltete, mit Schiller, Goethe, Cotta, den Gebrüdern Boisseree u. in Verbindung stand und am 9. März 1832 zu Stuttgart als württembergischer Geheimrath Hof- und Domänenrath starb.



rischen Erscheinung eines schönen Mädchens verdunkelt; denn das Schönste, was die sichtbare Schöpfung hervorzubringen vermag, ist ein schönes Mädchen. Wer für diese keinen Sinn hat, mit dem mag ich nicht unter einem Dache wohnen. Nichts erhält unsern Sinn so offen für alles, was schön und liebenswürdig ist, nichts veredelt so sehr unser Gefühl, nichts erwärmt und durchströmt unser Herz mit so seligen Empfindungen als der Anblick und Umgang eines schönen, unschuldigen und geistvollen Mädchens. Liebe ist die wesentlichste Bedingung der Humanität; wer dieses Gefühl nie empfand, der kann kein Mensch sein. Schäme Dich also dieses Gefühls nie, wenn sich die Menschheit nicht Deiner schämen soll. Die weisesten, humansten Menschen sind auch die liebevollsten; ein lebendiges Beispiel davon hast Du täglich vor Augen an dem Manne, den wir beide gleich sehr lieben und verehren.

Ich erkundigte mich bei Madame Meisl nach dem Besuche, den sie um Michaelis aus Wien (?) gehabt hat. Sie sagte mir, sie sei recht zufrieden mit Dir gewesen, und auch mit den beiden „artigen Russen“, die ihr noch wieder aus Jena geschrieben hätten und worüber sie sich recht gefreut habe. Ich wünschte doch, daß Du mir etwas von Deinem Besuche in Wien schriebest, es würde mich vorzüglich interessiren. — — — — —

Von Wien hab' ich noch zu wenig gesehen, als daß ich Dir etwas darüber melden könnte, und es wird dies auch nicht bedürfen, da Du diese ungeheure Stadt besser kennst, als ich sie in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes hier kennen lernen kann. Ich wünsche uns nur bald helleren Himmel und weniger Roth auf den Gassen, damit wir ungehinderter sehen und gehen können, als jetzt. Wir sind in der Leopoldstadt im schwarzen Adler\*) abgetreten. Madame Meisl will aber so gütig sein, uns ein Logis miethen zu lassen; sobald dies geschehen ist, werden wir das Wirthshaus, in dem es uns nicht besonders gefällt, verlassen.

Reinhold scheint in seinem Briefe an B. zu befürchten, daß uns die Sachen in Wien besser gefallen möchten, als die Personen. Die Zeit wird es lehren. Die Wiener scheinen mir ein sinnliches, aber ein gutmüthiges Volk zu sein, das in der Kultur noch ein 50 Jahre weit gegen die Bewohner des nördlichen Deutschlandes zurück ist. Madame Meisl sagte, Du hättest behauptet, es könne einem nur in Wien gefallen, wenn man nirgends anders gewesen sei; sie war aber nicht böse darüber.

Es hat mich gefreuet, daß Ihr Beide die Erlaubniß erhalten habt, um Ostern mit Reinhold nach Kiel zu gehen, und daß ich dann nicht noch in Jena bin, denn, wenn ich ohne Reinholds Umgang länger hätte in Jena leben sollen, so würde mir mein Aufenthalt daselbst unerträglich geworden sein.

Schreib mir doch recht viel! Du weißt ungefähr, was mich interessiren kann. Mich verlangt Etwas von dort her zu erfahren. Trotz der täglichen Veränderung der Gegenstände um mich her, und der glücklichen Tage, die ich jetzt habe, lebe ich doch lieber in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. Der gegenwärtige Augenblick ist ein zu kleiner Punct; wir würden nichts besser, wie Thiere sein, wenn er allein uns genügen könnte; und es ist das Vorrecht des Menschen sich vor und rückwärts über jenen Punct hinweg zu schwingen.

\*) Jetzt Laborstraße Nr. 11.

Grüße mir Pohrt, Bärnhoff, Köppen, Kurtius, Pfeiffer, Mast Poelchau\*) und jeden, der sich meiner freundschaftsvoll erinnert. Sage an Pohrt und Poelchau, daß sie mir doch schreiben, unter der Bedingung aber, daß ersterer seiner Pfeife, letzterer seinem Bette keinen Abbruch thue; denn ich will desgleichen nicht auf meinem Gewissen haben. Dem Kurländer Stegmann gieb gleichfalls einen Gruß von mir, und frag ihn doch, ob er keinen gefunden hat, der von Reinholds Geschichte der Philosophie ein gutes gesundes Heft nachschreibt. Sobald ich es erfahre, will ich weitere Verabredungen mit ihm nehmen. Lebe wohl, und mache meine Erwartung einer baldigen schriftlichen Erscheinung von Dir nicht zu Schanden.

Ewig Dein

Brüderlicher Freund Fernow.

4.

Wien, den 28. Jen. 1794.

Gott segne Dich, mein lieber, fleißiger Kalmann, für den Entschluß, mir alle Posttage nach Wien zu schreiben, den Dir Dein guter Genius eingegeben hat; und stärke Dich, daß Du nicht unter Deinem großen Vorsatz erliegest. Ich könnte jetzt fast zu glauben geneigt werden, daß Du gerne Briefe schreibest, ich will aber einmahl meiner Eigenliebe das Vergnügen gewähren zu glauben, daß Du nur mir gerne Briefe schreibst. Nimm meinen besten Dank für Deine beiden lieben Briefe, vollgültige Zeugen Deiner warmen Freundschaft für mich, wenn ich solcher Zeugen bedürfte, um von der Fortdauer Deiner Liebe versichert zu werden. Ich hoffe, daß Dich diese Erklärung nicht zum Nichtschreiben verleiten werde, sonst hätte ich sie lieber zurückbehalten.

Du wunderst Dich, warum B. so lange in Wien verweilen will? — Ich sage, weil es hier dem, der das Menschengeschlecht so studiren will, wie ein Arzt seinen Patienten, nicht leicht an Stoff zu Beobachtungen fehlen kann, und weil die Symptome einer so verwickelten Krankheit als die ist, an welcher die Menschen und in specie die lieben Wiener laboriren nicht in einer kurzen Zeit übersehen werden können. Glaube aber darum nicht, daß B. ihnen Medicin eingeben

\*) Bärnhoff, Pfeiffer, Pölkau sind uns nur durch Kalmanns Stammbuch bekannt. Anton Bärnhoff schreibt in dasselbe am 22. März 1794: „Die Frühlingsfeier der Wahrheit ist der Freundschaft geweiht. Aus den ersten Blüthen derselben windet sie den Kranz der Unvergesslichkeit. — Auf unser gemeinschaftliches Streben nach Wahrheit rechne auch ich und glaube, daß Du mich nicht vergessen wirst. — Lebe glücklich!“

Johann Josef Pfeiffer aus Bonn nimmt am 29. März 1794 mit folgenden kräftigen Worten Abschied:

„Freund! Keine Thräne! Denn wir scheiden nicht!  
Denn Königsberg und Kiel und Weimar sind  
Nicht eine Meile Weges mir geschieden.“

Elegisch klingen hingegen die Verse von Gustav Pölkau:

„Auch Du windest Dich los aus Deines Freundes Umarmung,  
Scheidest zögernd von ihm! — ach! auf ewig vielleicht!  
Also sind sie dahin der Freundschaft heilige Tage,  
Deren jeglicher fester und fester uns band?“

Jena im Septemb. 1793.

Das horazische:

„Hic murus aheneus esto  
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.“

unterzeichnet am 22. März 1793 Georg Pölkau.

wird; er kann nichts weiter thun, als ihren Puls befühlen, die Atmosphäre untersuchen, in der sie leben, und — seine Bemerkungen einstweilen für sich behalten, bis er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt sein wird, wo es erlaubter ist, dem kranken Menschengeschlechte Recepte zu verschreiben, als hier. Jede Medicin, die hier nicht von dazu besoldeten Aerzten und Apothekern gereicht wird, sieht man als Kontrebande an, und wirft nicht selten dem menschenfreundlichen Arzt, der gerne überall helfen möchte, wo er leiden sieht, für seine unzeitige Dienstfertigkeit das Mixturglas an den Kopf. Ueberdem müßten auch die Wiener erst mehr von ihrer wirklichen Krankheit überzeugt sein; denn weil ihr Magen gut verdaut, das Zeugungsgeschäft Gottlob! auch noch gut von statten geht und ihre geschminkten Wangen sie überreden, daß sie sich sehr wohl befinden, so fühlen sie noch kein Bedürfniß nach dem, was der Menschheit Noth ist, weil das was den Wienern Noth ist, von jenem oben so verschieden ist, als ein Vieharzt von einem Seelenarzte. Man hat aber, wie Du weißt, hier alle mögliche Vorkehrungen getroffen, daß niemand in seinem glücklichen Wahn gestört werde; — jedoch bin ich vollkommen überzeugt, daß sie nicht mehr so lange schlafen werden, als sie schon geschlafen haben; sie schnarchen nicht mehr so fest, wie ehemals, ja man will so gar schon spüren, daß sie sich regen. Freilich sollte man, nach dem, was hier geschrieben und gedruckt wird, und was man doch eigentlich als die Stimme der Nation anzusehen hat, glauben, daß sie nur im Schlafe reden; jedoch zeigt dies, daß sie wenigstens nicht mausetodt sind, und auch einmal erwachen werden, wenn die Stunde ihrer Erlösung naht. Jetzt wär's vergebens und also thöricht, sie zu wecken.

Daß bei Deiner neulichen Anwesenheit in Wien mehr Deine Galle als Dein Zwerchfell strapazirt worden ist, davon liegt meines Bedünkens, zur Hälfte wenigstens, die Schuld an Dir selbst. Ich habe über diesen Punkt schon zuweilen mündlich mit Dir gefochten. Warum nimmst Du so ein gallengelbes Glas, wenn Du auf Reisen gehst? Da solltest Du das rosenfarbene nehmen, was zu haben ist. Glaube mir gewiß, kein Ding ist so schlimm in der Welt, was nicht auch seine vortheilhafte, kein Gegenstand so düster und schwarz, der nicht auch seine helle Seite hätte, wenn man sie nur zu finden und herauszufahren weiß; überdem stiftet der, der Thorheiten lächerlich macht und das Laster mit kalter Strenge züchtigt, mehr Gutes und Nützliches in der Welt, als wer sich über die ersteren ereifert und über das letztere gelbsüchtig ärgert. Wo wir bessern können, sollen wir rüstig Hand ans Werk legen, wo dies nicht angeht, da ist's wenigstens Pflicht tolerant zu sein, und in der frohen Hoffnung zu leben, daß ein Anderer dem Uebel abhelfen werde. Lieber Gott! wir Menschen können ja nicht alle bei Kant und Reinhold zu Tische sitzen und mit Baggesen reisen; und sie sind ja nur zur Hälfte schuld daran, daß sie nicht besser sind. Danke Dich, wenn Du kannst mit ihren Despoten, Diplomaten und Pfaffen, die das Unkraut unter den Weizen sähen, und mit den großen und kleinen Tyrannen, die jeder an der Menschheit zwicken und drücken. Gott gebe, daß ihnen nur der Teufel den höllischen guten Rath geben wollte, recht stark und teuflisch zu drücken und zu zwicken, so würden die Menschen desto früher sich ihre Blut-sauger vom Halse schaffen und um einige Generationen eher frei werden; aber es scheint sie wittern Unrath, und halten es für rathsamer, recht langsam und desto länger zu quälen. Ich will Dir, mein lieber cholertischer, intoleranter Kal-mann, den Rath geben, gegen Laster kalt und strenge zu verfahren wie sich's gebührt, übrigens die Thoren zu bedauern und zu dulden, und lieber etwas mehr zu lachen, als dich zu viel zu ärgern. Hoffnung, Schlaf und Lachen sind

wie Kant sagt, die 3 specifischsten Mittel uns die Uebel der Welt vergessen und unser Dasein erträglich zu machen. Findest Du nun die beiden ersteren heilsam, warum willst Du nicht auch das dritte versuchen. Ich halte es sogar für Pflicht, sich soviel man kann, guter Laune zu erhalten. In dieser Stimmung erfüllt man seine Pflichten, vollbringt man seine Arbeiten noch einmahl so leicht, erhält sich leichtes, gesundes Blut, und hat mit sich und der ganzen Welt Friede. Frage Reinhold, ob ich Recht habe, und drückt er das Siegel der Gültigkeit darauf, so lass Dich den Kampf nicht reuen, den es Dir Anfangs kosten wird, Deiner Galle ihre Schärfe und Bitterkeit zu benehmen, wenn nicht das Beispiel der guten, großen, edlen und weisen Menschen, mit denen Du täglich umzugehen Gelegenheit hast, Dir diesen Kampf erleichtert.

Baggeseus herrlichen Brief, der Dich und alle die ihn hörten, so entzückt hat, habe ich, ehe er abgeschickt wurde, abgeschrieben. Er ist einer der schönsten, reichsten an erhabenen Ideen, die er vielleicht geschrieben hat. B. ist allerdings einer der außerordentlichsten Menschen, von denen man nicht weiß, ob man sie mehr bewundern oder mehr anbeten soll. Ich habe sehr oft Veranlassungen zu beidem. Sein Genie ist eben so bewundernswürdig, als sein Charakter ehrwürdig ist. Du nennst ihn in der Ekstase Deiner Bewunderung einen Gott und Halbgott — was würdest Du sagen, wenn ich Dich versichere, daß er jenen unübertrefflichen Brief an Reinhold, nach einer schlaflosen, ihn durch zwei horazische Träume enervirenden Nacht, in einer körperlichen Mattigkeit, in der kein anderer Erdensohn eine Feder angefaßt hätte, geschrieben hat. Dies ist mir ein Beweis, daß die Energie des Geistes nicht von körperlicher Stärke allein abhängt, und daß sie der physischen Kräfte nicht unentbehrlich bedarf, um ihre unsichtbaren zu äußern. Wenn wir uns je wieder persönlich oder vielmehr körperlich umarmen, so werde ich Dir viel merkwürdiges von diesem Menschen, in dem das Göttliche, Unsichtbare so sichtbar wirkt, erzählen und Dir dann den rechten Gesichtspunkt angeben, aus dem Du ihn betrachten mußt, um ihn ganz, d. h. nicht zu wenig und nicht zu viel zu schätzen. Die Menschen, in denen Genie und Energie des sittlichen Willens so wunderbar vereinigt wären und so glücklich einander zu der Vortrefflichkeit eines jeden unterstützten, wie bei B., sind ungewöhnliche, außerordentliche Erscheinungen, und ich schätze mich höchst glücklich, der außerordentlichsten von allen, die ich bis jetzt kenne, so nahe zu sein.

Ich habe B. die Stelle Deines Briefes, in der Du die Wirkungen schilderst, die der seinige in dem glücklichen Kreise, in dem Du lebst, hervorgebracht hat, vorgelesen. Es freute ihn sehr, und er hat mir aufgetragen, Dir und Meisl seine Liebe zu versichern.

Die Komplimente wegen schlechtgeschriebener Briefe, häßlicher Buchstaben und unorthographischer Schreibart will ich mir in Deinen künftigen Briefen verbieten haben. Mir ist nichts schlecht, häßlich und unorthographisch, was aus Freundes Händen kommt, besonders, wenn der Wille so gut, die Briefe so lang und die Nachrichten so angenehm sind, als es bei Dir der Fall ist; sonst muß ich auch anfangen, für die Fehler, Schlechtigkeiten etc. der meinigen Komplimente zu machen, so sehr ich dergl. auch hasse.

Nein! mein Lieber! ich denke nichts Böses über Deine Freude, in Wielands Umgange selige Tage verlebt zu haben; ich müßte ein gefühlloser, stoischer Klotz, eine kaltkluge Krämerseele sein, wenn ich für solche Freuden keinen Sinn hätte, und ein egoistischer Hamster, wenn ich allein nur beide Backen voll haben, und nicht auch allen anderen Menschen, geschweige meinen Freunden, einen Himmel auf Erden gönnen wollte, um so mehr, da diese Himmel und die Sekunden, wo sie

geöffnet werden, so selten sind. Herzlich gönne ich Dir solche Götterssekunden, da ich überzeugt bin, daß Du sie zu schätzen weißt, und nicht verjäumst, sie Dir so lehrreich zu machen, als möglich. Daß Du in diesem Himmel den großen Vater Oberons Gottvater, und den Schöpfer der Philosophie ohne Beinahmen den Sohn nennest, gefällt mir, und es wundert mich sehr, daß Du nicht in Baggesen den heiligen Geist erkennst, der, halb Dichter, halb Philosoph, von Vater und Sohn ausging. Dies kommt vermuthlich nur daher, weil er jetzt wirklich ausgegangen ist und also in jenem glücklichen, seltenen Kreise nicht persönlich gegenwärtig war. Die Seligkeit wäre auch für Dich zu groß gewesen, diese heilige Dreifaltigkeit beisammen zu sehen, und 8 Tage lang in ihrem Umgange zu leben; Du wärest dann für Dein übriges Erdewallen verloren gewesen, und hättest Dich auf Untkosten Deiner armseligen irdischen Osteologie und Pathologie u. s. w. unaufhörlich in jenen Himmel, wie Adam ins Paradies zurückgeseht. Aber, im Ernste, lieber K., wie wird Dir künftig ohne K.'s Umgang das Leben schmecken? Wie wirst Du unter lauter Alltagsmenschen ausdauern, da Du so lange mit Sonn- und Festtagsmenschen umgegangen und durch diesen Umgang an Götterspeise, Ambrosia und Episkopat \*) gewöhnt bist, wie werden Dir dereinst in Ermangelung dieses die Kartoffeln, Rüben und Bohnen behagen? Welchen herrlichen Stoff wird nicht dann Deine lebenswürdige Anlage zum Menschenhasser zu ihrer Ausbildung vorfinden? — Rüste Dich in dieser Rücksicht für die Zukunft, und lerne jetzt, da Du die beste Gelegenheit dazu hast, Dir selbst genug sein, ohne die Menschen darum, daß sie Dir nicht genügen, zu hassen oder zu verachten; denn dies ist eine Ungerechtigkeit, die mich noch mehr empört, als jede andere saubere Frucht des Egoismus, weil sie gewöhnlich die höchste Stufe desselben ist. — Wenn es wirklich wahr ist, daß Du Deinen Egoismus so rektificirt und alcoholisirt hast, daß Du im Stande bist die schönsten, moralischsten, humansten Gedanken und Gefühle an ihn zu knüpfen, und auch wirklich anknüpfst, so hab' ich für Deinen Egoismus allen Respekt und komme mit meinen Zweifeln und Einwürfen, die ich mißtrauischer, ungläubiger Thomas etwann dagegen haben könnte, zu spät. —

Indessen, da es nichts weiter kostet, als von meiner Seite ein wenig Tinte und von der Deinigen einige Minuten Zeit, so will ich sie, in der Ueberzeugung, daß ich den Zuruf: Nichts für ungut! bei Dir nicht nöthig habe, dennoch hieher setzen, und es wird mir nichts lieber sein, als wenn Du mich versichern kannst, daß ich eine unnütze Arbeit gethan habe. —

„Tod des Egoismus ist wahrestes Leben des Lebens“ sagt Lavater in Bagg. Stammbuch, und ich halte diesen Spruch für die wahrste Wahrheit, die dieser wunderbare Mann unter den zehntausend Hexametern, die er ungefähr jedes Jahr schreibt, gesagt haben kann. Der Egoismus von der trassen Art ist nicht halb so furchtbar als gerade der feine, versteckte, sich oft wider unsern Willen und Wissen in den Mantel der Moralität hüllende, schlaue, sophistische Egoismus, der uns betrügt, damit wir uns selbst betrügen sollen, und der aus den feinsten Falten des Herzens herausgewickelt und herausgeschabt werden muß, wenn man das wahrste Leben des Lebens genießen will. Es ist, das bin ich überzeugt, das schwerste, was menschliche Kräfte zu leisten vermögen, und eben darum trau' ich mir auch selbst in diesem Punkte nichts zu, und ich finde jedesmahl, daß mein Gewissen Recht hat, wenn es mir den kleinsten Vorwurf macht, finde, daß es mir jedesmahl einen Vorwurf zu machen hat, wenn es sich nach

\*) Ist hier an Stelle des Nektars scherzweise Bischof gemeint?

irgend einer Handlung in mir regt, und dieser Vorwurf betrifft allemahl jenen Dämon, der wie die Hyder unter der Keule des Herkules immer wieder neue Köpfe, statt der abgewürgten bekommt. Der Egoismus, der sich mit den moralischsten, humansten Gedanken vereinigt, ist nicht mehr Egoismus, ist das auf Moralität begründete Gefühl der Selbstschätzung, ist der wahre edle Stolz des Mannes, der einzig mögliche Stolz, der nicht egoistisch ist, ob er gleich auf eine einzelne Person gerichtet ist, denn er ist durch und auf die allgemeine Idee der Menschheit und ihres moralischen Werthes begründet. Die Selbstschätzung kann allerdings durch die Freundschaft und Liebe eines großen und weisen Mannes in uns erhöht werden, wenn wir uns überzeugen, derselben nicht unwürdig zu sein, und den schönen Vorsatz fassen, unsere Gesinnung noch mehr zu veredeln und jene Liebe noch mehr zu verdienen. Eine solche Schätzung des eigenen Werthes ist auch nicht eitel, denn sie beruht nicht auf zufällige Verdienste, nicht auf die Erhöhung irgend einer Naturvollkommenheit in uns, sondern auf eine selbsterworbene moralische Veredelung, die, ganz von den Naturanlagen unabhängig, das Werk unserer Freiheit, unsere eigene Schöpfung ist. Wollte Gott, alle Menschen wären Egoisten dieser Art, dann würde es keiner Revolutionen und keiner Guillotinen bedürfen. —

Darin hast Du recht, daß Dir die küssenden Grazien lieber sind als die zürnenden; bei mir ist dies der nemliche Fall, aber leider! ist der eine so selten bei mir, als der andere. Die Grazien müssen entweder mir oder ich ihnen abgestorben sein, ich kann mir weder ihre Küsse noch ihren Zorn verdienen. Ehedem besuchte mich das himmlische Kleeblatt noch zuweilen. Ich kann mir das sehr gut erklären. Wie könnten sie sich um mich bekümmern, wenn B. erscheint; ich bin ihnen darum nicht böse und schon zufrieden, wenn ich nur einmahl einen flüchtigen Seitenblick von ihnen erhasche. Von den Wiener Grazien wäre hin und wieder wohl ein Kuß und etwas darüber zu erhaschen, aber mich ekelt vor dieser losen Speise, denn sie scheinen nur Grazien, so lange bis sie den Mund aufthun, da hört man's gleich, daß sie nur Wienerinnen sind. Indessen kann ich nicht läugnen, daß es hier herrliche, schöne Gestalten giebt; ich übe einstweilen das Gefühl des schönen an ihnen, so gut sichs an Büsten von Fleisch und Wein bei dem davon unzertrennlichen Reiz üben läßt, das heißt: ich schaue sie an. Die Wiener Lebensart ist dem Entstehen schöner Formen günstig; denn wo nur der Körper gepflegt wird und die Kultur der Sinnlichkeit zu einem hohen Grade gestiegen ist, da müssen nothwendig schöne Formen entstehen, aber die Grazie fehlt ihnen, die geistige Schönheit, die das Herz fesselt, statt daß jene nur die Sinne vergnügt.

Deine Briefe und Empfehlungen haben die erwünschteste Wirkung für mich gehabt, vorzüglich im Meißelschen Hause, wo ich jetzt schon völlig zu Hause bin. Ich wohne in dem Hintergebäude, im dritten Stock, in einem kleinen, kleinen Stübchen, wie in einer Nusschale, habe aber demungeachtet ein ziemlich gutes Licht zum Arbeiten, und bin seit einiger Zeit beschäftigt, die ganze Meißelsche Familie zu konterfeien; fast täglich ess' ich bei ihnen, und Deinen letzten Brief erhielt ich Sonntags gerade über Tische in einer großen Gesellschaft von 20 Personen, die dort speiste. Ich konnte es nicht über's Herz bringen, meine Schätze bis nach Tische aufzuheben, sondern sündigte lieber wider die Etikette und las meine erfreulichen Depeschen während des Essens, und ich versichere Dir, sie schmeckten mir besser als alle Lederbissen die vor mir standen.

Beruhige Dich immer darüber, daß Du bisher von Deinen Freunden mehr nehmen mußtest, als Du ihnen geben konntest. Mehr als ein treues, redliches,

offenes Herz kann man nicht geben, aber das kann ein jeder geben; das übrige ist nur Zugabe und Nebensache, allenfalls etwas für die Neugier oder für die lange Weile, und wer zu nehmen weiß, der wird auch dereinst wieder zu geben wissen, wenn die Reihe zu geben an ihm ist. — Ueber dergleichen Strupel lass' Dir also kein graues Haar wachsen, und schöpfe fleißig, so lange Du noch an der Quelle bist.

Herr Meisl ist ja so still wie ein Mäuschen und noch stiller, denn er läßt gar nichts von sich hören, oder hält er vielleicht nehmen für seliger als geben? Gib ihm einen kleinen Sporn, daß er mir bald schreibt; ich habe, was Briefe von Freunden betrifft einen gar eigenmüthigen Trieb.

An Wagner hab ich einen gar guten, lieben gefälligen Mann gefunden, den ich fleißig besuche, auch einen gewissen Wächter, einen Ungarn, der ebenfalls vor 2 Jahren in Jena studirt hat, und mit dem Liedemann mich bekannt machte, besuche ich dann und wann, letzterer ist ein guter Kopf und der edlen Versemacherei ergeben, wodurch wir uns zuerst kennen lernten. Cajetan Tschink ist heute nach Olmütz in Mähren zu seiner Bestimmung abgegangen. Er ist dort Professor der  $\varphi$ is mit 600 fl. Gehalt. Ich habe ihn nur einmahl flüchtig auf der Gasse gesprochen. \*) —

Ich habe die Schwester unseres verehrten Reinhold bereits einmahl gezeichnet und ihr mit dem Portrait ein Geschenk gemacht. Man hat es allgemein völlig ähnlich gefunden. Heute habe ich bei dem angefangen, was ich für R. bestimmt habe. Ich werde es bald übersenden. Selten hab' ich eine so sanfte, zartfühlende Psyche gesehen, als Reinholds vortreffliche Schwester Theresie. Sie ist die Güte, Sanftmuth, Duldsamkeit selbst und gewiß eines der edelsten, gefühlvollsten, tugendhaftesten Weiber dieser großen Stadt; doch Du kennst sie ja! und hast gewiß ein treueres Bild von ihr, als ich zu entwerfen im Stande bin. O wie gern gönnte ich Reinhold die Seligkeit sie wiederzusehen! Aber jetzt hat sie schon die Hoffnung dazu aufgegeben.\*\*)

Grüße den lieben Krüger, und, wenn ich, eh' dieser Brief abgehen kann, Zeit übrig behalte, so will ich ihm noch schreiben, wo nicht, gewiß mit dem nächsten Mahle.\*\*)

\*) Wagner konnten wir nicht eruiren und fast eben so schlecht geht es uns mit Liedemann. Dieser Name kommt wohl in anderwärts gedruckten Briefen Fernows, aber in keiner anderen Quelle vor, auch in Kalmanns Stammbuch nicht. Niese es Lindemann, so würden wir an „Georg Adolph Lindemann“ denken, welcher die Jenenser Studentenadresse, in der Reinhold zum Verbleiben in Jena bestimmt werden sollte, im Namen der Ungarn unterzeichnet hatte; die Handschrift in dem vorliegenden Briefe im Zusammenhange mit der Lesart der schon gedruckten Briefe macht dies aber unmöglich. — Wächter ist ohne Zweifel der nachmalige Superintendent A. C. in Wien, Johann Wächter. Er war am 6. December 1757 zu Zeben in Ungarn geboren, hatte, nachdem er längere Zeit Erzieher gewesen, zwei Jahre in Jena studirt und wirkte seit 1795 in der evangelischen Gemeinde Wiens, zuerst als Vicar, dann als dritter, zweiter und erster Prediger, schließlich zugleich durch 22 Jahre als Superintendent bis zu seinem am 26. April 1827 erfolgten Tode. Sein Wirken als Seelsorger und Schriftsteller hat ihm ein dauerndes Andenken bei seinen Glaubensgenossen gesichert. — Cajetan Tschink (geb. zu Wien am 22. April 1763) hatte 1792, nachdem er aus dem Karmeliterkloster ausgetreten war, die Universität Jena bezogen und erhielt nach seiner Rückkehr die von Fernow erwähnte Professur, welche er bis zu seinem Tode am 7. November 1809 bekleidete. Die „Geschichte eines Geisteslehrers“ (3 Bde.), „Wundergeschichten“, ein „Grundriß der Logik“ und die Fortsetzung von Hoffmanns kritischen Bemerkungen über den religiösen Zustand der kaiserlich königlichen Staaten rühren von ihm her.

\*\*\*) Theresie Reinhold und deren Gatte, Johann Carl Pistor, finden sich in Kalmanns Stammbuch. Krüger, wie wir schon wissen, desgleichen.

Denis hat B. auf der Bibliothek gesprochen und ich hab' ihn zugleich gesehen. Leon hat uns freundschaftlich aufgenommen und uns zu Alzinger geführt. Blumauern hat B. nicht besucht, ich habe noch nicht Veranlassung gehabt ihn zu sprechen, hab' ihn aber täglich auf dem Graben herumwandern und den Mädchen nachblicken gesehen.\*)

Wir sind eigentlich zur ungelegensten Zeit in Wien. Man sollte im Winter nie reisen. Man sieht dann nur alles halb und mit weit mehr Unannehmlichkeiten, als im Sommer; nicht zu gedenken, daß der Genuß der schönen Natur, der doch für den Reisenden von großer Wichtigkeit ist, ganz verloren geht. Aber ich hoffe, wir werden dafür auch den Frühling früher umarmen, wenn wir nur erst Wien hinter uns haben. Herbert wird die Reise mit uns machen, oder vielmehr wir mit ihm; ich freue mich sehr darüber, daß ich auch diesen interessanten Mann genauer kennen lerne.\*\*)

Sage mir doch, ob Du von irgend einem Journal: Musäum betitelt, das in Jena herauskommen soll, gehört hast, und wer es herausgibt?\*\*\*) Ferner, ob schon die Scheidestunde aus Jena bestimmt ist, und auf wann? Ferner ob nicht irgend ein guter schreiblustiger Freund von mir den Abschnitt aus Kants Anthropologie die Mast Pölschau besitzt über das weibliche Geschlecht, der am Ende des Heftes sich befindet, und etwa 6 bis 8 Blätter stark sein mag, für mich abschreiben würde? Frage den Mast, ob er wol selbst dazu Lust habe. Es ist zwar indiscret, jemand mit solchen Zumuthungen zu belästigen, aber — er hat ja freien Willen auch Nein zu sagen.†) Du kannst ihm allenfalls dafür einen Brief voller Nachrichten aus Italien dafür versprechen — — — —

Empfehl mich der ferneren Liebe und Gewogenheit unsers verehrungswürdigen Reinhold, küsse der Frau Räthin in meinem Namen ehrerbietig die Hand, herze die Kleinen, und grüße Meisl aufs freundschaftlichste von Deinem  
Fernow.

\*) Denis war seit der Aufhebung des Jesuitenordens Custos der Garellischen Bibliothek und seit der Uebertragung der letzteren nach Lemberg (1784) dritter Custos der Hofbibliothek. An dieser Anstalt rückte er 1791 zum ersten Custos vor und starb am 29. September 1800.

In der Hofbibliothek befand sich auch Leon, und zwar sowohl vor als nach Denis, nämlich von 1782 bis 1827.

Was Fernow von Blumauer berichtet, stimmt völlig zu dessen überliefertem Bilde. Blumauer, der in einem Jahre (1756) mit Alzinger geboren war, stand damals im 39. Lebensjahre; er sowohl als Alzinger starben bald darauf. Alzinger am 1. Mai 1797, Blumauer am 16. März 1798.

Die Bedeutung der vier genannten Dichter für Oesterreichs Literatur ist zu bekannt, als daß wir über dieselbe sprechen sollten.

\*\*\*) Der hier genannte Baron Herbert ist Franz Paul Freiherr von Herbert, geb. 26. März 1759 zu Klagenfurt, gest. 18. März 1811 zu Triest. Seine Begeisterung für die kritische Philosophie hatte ihn 1790 aus seiner Familie weg nach Jena zu Reinhold geführt und dort wurde der Freundschaftsbund mit den Anhängern der Kantischen Lehre geknüpft, von dem insbesondere der Briefwechsel in den „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Benjamin Erhard“ (Stuttgart, Cotta. 1830) Zeugniß giebt. Vergl. überdies über Herbert den Aufsatz H. M. Richters: „Kantianer in Oesterreich“ (Geistesströmungen XIV).

\*\*\*\*) Wir kennen nur ein neues „Museum“ aus dem Jahre 1794; dieses erschien aber in Erfurt und war „politisch-statistisch-mercantilistisch“ Inhalts, so daß es Fernow kaum gemeint haben dürfte.

†) Die erste Auflage von Kants Anthropologie erschien 1798 im Druck, es muß sich also hier um ein Collegienheft handeln.



Nachschrift v. 30. Jan. 94.

Da mein Brief gestern auf die Post zu geben versäumt, und ich heute Nachmittag abermals durch einen von Deiner Hand im Meißlschen Hause erfreut wurde, so will ich noch ein Blatt hinzufügen. Ich hoffe, Du wirst nicht böse darüber werden.

Jetzt kann ich Dir mit Gewißheit sagen, daß wir Montags den 3? od. 4? (ich habe keinen Kalender bei der Hand) Wien verlassen und über Klagenfurt reisen, den Baron\*) abzuholen, uns dort 2 Tage aufzuhalten und dann recta via nach Venedig zu steuern. Unsere Reise wird durch Herbert's Gesellschaft noch interessanter werden. Noch ein vierter, ein Freund des Baron, dessen Namen ich aber vergessen habe, reist mit. Schade, daß ich nun noch nicht weiß, auf welche Art wir unsere, jetzt im besten Flor stehende Korrespondenz fürs künftige fortsetzen werden, ob sie bis zu unserer Rückkehr in die Schweiz ruhen muß, oder ob wir sie auf eine andere gute, nicht zu kostspielige Art ununterbrochen fortsetzen können. So geht es uns! Jeder neue Genuß kann nur durch den Tod des älteren erkauft werden, aber die Erinnerung jeder frohen seligen Stunde bleibt uns doch unbenommen, und wir können aus ihr, wenn die Gegenwart an Freuden arm für uns ist, die vergangenen wieder hervorzaubern. Das thue ich jetzt fleißig, da ich in Wien eigentlich sehr weniger wahren Freude genieße; überdem muß ich mir bei der in meinem Geldbeutel herrschenden Vakanz manche Gelegenheit, Menschenkenntniß zu sammeln, die ich gern benutzen möchte, unterfragen. Wir sind eigentlich, um aus unserem Aufenthalte für mich Vortheile (ich meine baare Vortheile) zu ziehen, zu kurze Zeit in Wien. Jetzt, da wir wieder abreisen wollen, fangen meine Bekanntschaften erst an. Ich glaube, ich würde hier in der Folge recht guten Verdienst gehabt haben, der mir auch, da ich sehr abgerissen bin, sehr willkommen gewesen wäre. Man verreisst auf Reisen mehr, als sonst, und ich hatte nur von Bern das Unentbehrlichste (Du weißt überdem, daß ich nie viel Entbehrliches zu haben pflege) mitgenommen, um unsern Koffer nicht unnötig schwer zu machen. Nun muß ich mir hier verschiedenes neu schaffen. — Doch wozu schwage ich von so unbedeutenden Dingen? —

Unsere Freude über Rosolini's\*\*) so glückliches Fortkommen ist recht groß gewesen. Wohl dem armen Teufel, der, der Guillotine entflohen, in so menschenfreundliche Hände geräth. Wieviel Unglückliche, eben so edel und brav, als Rosolini, frißt nicht vielleicht jenes Ungeheuer täglich in Frankreich! Wahrlich, wenn unsere Vernunft uns nicht über solche Gräuelpredigten lehrte, wir müßten jeden Riesenschritt der Menschheit, den sie nach ihrem Ziele thut, verabscheuen! — Rosolini hat aus Leipzig an Bagg. geschrieben, und bereits seine liebevolle Aufnahme und großmüthige Unterstützung von Reinhold gemeldet. Ich danke Dir recht sehr für die Nachrichten von dem interessanten Burgstall. Wer wollte nicht mit den Menschen zufrieden sein, wenn er 2 oder 3 vortreffliche unter ihnen findet! Ich freue mich besonders, daß Du so glücklich bist, oft solchen Fund zu thun, weil ich hoffe dies werde Dich am besten von Deinem Menschenhaß-Paroxysm kuriren. — Rosolini hat Dir wahrscheinlich von dem Theil unserer Reise von Zürich bis Augspurg manches erzählt. Kennest Du seine eigentliche Geschichte? Ich hoffe: ja! — sonst könnt ich Dir manches merkwürdige von ihm erzählen.

\*) Herbert.

\*\*) Den Träger dieses Namens vermochten wir nicht weiter sicher zu stellen, als daß er (nebst Liedemann) Baggesen und Fernow von Zürich bis Augsbourg begleitete und von da über Nürnberg und Jena nach Dresden ging. Vgl. den Brief Fernows an Reinhold in „Reinholds Leben“, S. 390 ff.

Hat der Moral-Schmidt\*) in diesem halben Jahre viele Zuhörer in seine Logik bekommen? und wie ist man mit ihm zufrieden? — Ich glaube die Elementar-Philosophie wird Jena wohl mit ihrem Schöpfer zugleich verlassen, und bedaure deshalb die armen Ungarn, daß ihnen dadurch sowohl als durch Reinholds übrige Lehren soviel entzogen wird, was sie zum Besten ihres Vaterlandes so höchst nöthig hätten. Ich habe gehört, Forberg will das akademische Leben quittiren, und sich um eine Pfarre bewerben. Ist das wahr? Grüß ihn mit aller der Achtung von mir, die ich für ihn hege. Ist der zweite Theil der Reinholdschen Beiträge schon fertig?\*\*) Wie erhalt' ich am geschwindesten ein Exemplar davon? aber es ist jetzt wohl unmöglich, eh' wir wieder zurück nach der Schweiz kommen. Ich brenne vor Verlangen sie zu lesen. Es wäre eine herrliche Lektüre während der Reise, wo man, wenn man etwa bei schlimmen Wetter stille liegt, so manche müßige Stunde hat, die man lehrreicher verwenden könnte. Ich philosophire noch immer fleißig für mich. Seit meinem Hiersein hab ich die Kritik der Urtheilskraft zur Hälfte durchstudirt, und verschiedene andere Schriften von Kant gelesen. Ins künftige werd' ich, meiner Neigung gemäß, mich allein mit der praktischen  $\varphi\omega\iota\varsigma$  beschäftigen, und die theoretische ruhen lassen. Daß ich Reinholds bisherige und künftige Schriften nicht versäumen werde, versteht sich von selbst. Aber für mich selbst werd ich mehr praktische  $\varphi\omega\iota\varsigma$  treiben, weil ich nur nach dieser Bedürfnis fühle.

Ich bitte Dich, mir doch, wenn Reinhold vielleicht Recensionen für die allg. Lit. Zeitung seit meiner Abreise geliefert hat und künftig liefern sollte, mir ein Exemplar derselben in der Zeitungsexpedition zu kaufen und auf eine gute, gelegentliche Weise, wo es wenig kostet, an mich, wo ich sein werde, zu senden; desgleichen auch die wenigen aus den früheren Jahrgängen, die Kant verfaßt hat, und die man Dir in der Lit. Zeit. Expedition auf Dein Verlangen gleichfalls geben wird. Es wird ja soviel nicht kosten, und ich werde schon auf irgend eine Weise Gelegenheit haben, es Dir zu vergüten. — Wegen der Stelle aus Kants Anthropologie über das weibliche Geschlecht ersuche ich Dich nochmals; sollte ich die Abschrift auch erst bei unserer Zurückkunft nach Bern bekommen. Laß' sie recht eng schreiben, so wird sie nur wenig Blätter füllen.

Aus dem Meislschen Hause grüßt Dich Alles von oben bis unten.

Ewig

Dein Fernow.

Grüße die Herren Confratres in der Schrammen\*\*\*), und wo Du sie findest. Meisl ist noch immer stumm. Ich habe hier in seinem Hause schon das Trauerlied gesungen: Meisl ist gestorben.

Soeben erfahre ich, daß Reinholds Beiträge schon in Wien zu haben sind, also ist das, was ich deshalb im Briefe schrieb, unnütz.

\*) Offenbar K. Chr. E. Schmid, der seit 1793 Professor der Philosophie in Jena war und bald mit Fichte in den bekannten literarischen Streit gerieth; — die Bezeichnung Moral-Schmid rührt wohl von seinem 1790 erschienenen „Versuch einer Moralphilosophie“ her, der 1792 eine zweite und als „Grundriß der Moralphilosophie“ (1793) zwei andere Auflagen erlebte.

\*\*) Der zweite Band von Reinholds „Beiträgen zur Verichtigung der bisherigen Mißverständnisse der Philosophie“ erschien in der That 1794, das genauere Datum ist uns aber nicht bekannt.

\*\*\*) Nach Jenenser Sprachgebrauch das Gastlocal Schramms.

## Die schweizerische Allmend.

Auf die in diesen Blättern unlängst besprochene „Verfassung der Land-, Alpen- und Forstwirthschaft der deutschen Schweiz in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ hat Professor A. von Miaskowski in Basel kürzlich in der von Professor Gustav Schmoller herausgegebenen „Sammlung staats- und socialwissenschaftlicher Forschungen“ ein an obige Abhandlung sich anschließendes Werk unter dem Titel „Die schweizerische Allmend in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ folgen lassen, das, auf einer umfassenden und eingehenden Quellenforschung beruhend, uns ein anschauliches Bild jener vielgestaltigen, zum Theil noch mittelalterlichen socialpolitischen Zustände giebt, wie sie durch die Allmend bedingt sind. Wir stoßen hierbei auf eine so reiche Fülle eigenartiger Einrichtungen und Rechtsanschauungen, daß einzelne Züge daraus auch weiteren Kreisen mitgetheilt zu werden verdienen.

Der Ursprung des Wortes „Allmend“ führt in die ältesten Zeiten zurück, da unsere Vorfahren in deutschen Landen von Grund und Boden Besitz nahmen und sich zu Markt-, Dorf- oder Hofgenossenschaften zusammenthaten, um Wald und Weide, sowie das ungetheilte Feld innerhalb der Gemeindemark gemeinschaftlich zu benutzen. Grimm leitet das Wort nicht von Allgemeinde, sondern von Allamannen her, was also eine Gemeinschaft freier Männer bedeutet, die sich im gemeinschaftlichen Besitz von Wald und Weide am längsten erhalten hat. Der Ausdruck ist auch darum vom schwäbisch-allamannischen Volksstamm im südwestlichen Deutschland wie der Schweiz am meisten gebraucht und hat gegenwärtig im letzteren Lande, wo nicht blos der Begriff, sondern auch die Sache am reinsten bewahrt ist, eine doppelte Bedeutung, eine erweiterte, wonach Allmend der gesammte Grund und Boden genannt wird, welcher nicht Privateigenthum ist und welcher von den berechtigten Gemeindegossen gemeinsam benützt wird, und eine engere, wonach die Allmend speciell die Gemeinweiden im Thale bezeichnet.

Ursprünglich gehörte der größte Theil des Grund und Bodens der Gesamtheit der Mitglieder einer Markt-, Dorf- oder Hofgenossenschaft in gemeinschaftlicher Benutzung; nur Haus und Hof nebst dem zunächst liegenden Garten- und Ackerboden waren Sondereigenthum. Mehr und mehr aber wurden von diesem gemeinschaftlichen Eigenthum, der Allmend, einzelne Stücke, besonders des Ackerbodens, zuerst in Sondernutzung übergeben, später in Sondereigenthum verwandelt. Ursachen dieses Processes waren einestheils die Fortschritte, die in der Bodenbenutzung hauptsächlich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht wurden, anderntheils die großen Veränderungen, die im Laufe der Jahrhunderte die Dorfgenossenschaften trafen und die in ihrer

Umwandlung von bäuerlichen Genossenschaften in politische Gemeindeverbände lagen. Eine dritte Ursache ist auch in den häufigen und umfassenden Allmendvertheilungen zu suchen, welche seit Ende des vorigen Jahrhunderts in Folge von Uebervölkerung oder Theuerungen vorgenommen wurden. Namentlich hat die helvetische Republik um die Wende des Jahrhunderts die Sondernutzung und Anpflanzung der Allmend angeregt, dabei den doppelten Zweck eines intensiveren Bodenbaues und einer Ausgleichsmaßregel zu Gunsten der ärmeren Classen verfolgend.

Was nun von den Allmenden noch übrig geblieben ist, hat einen verschiedenartigen rechtlichen Charakter erhalten. Entweder gehört die Allmend den politischen Ortsbürgergemeinden, wo ihre Erträgnisse zum größten Theile periodisch an die berechtigten Genossen vertheilt und nur zum kleineren Theile für öffentliche Zwecke verwendet werden, oder sie gehört Corporationsgenossenschaften mit halböffentlichem Charakter, oder sie ist in Besitz reiner Privatgesellschaften gekommen. In der deutschen Schweiz trifft man darum mehrere Arten von Gemeinden an. Rein politisch sind die Einwohnergemeinden, gebildet aus den daselbst heimathberechtigten Bürgern und den niedergelassenen Schweizern, welche erst durch die Bundesverfassung vom Jahre 1874 in politischen Rechten und Pflichten gleichgestellt sind und zusammen für die Erfüllung der den Gemeinden gestellten Aufgaben zu sorgen haben. Innerhalb und zugleich neben der Einwohnergemeinde steht die Bürger- (im Canton Bern Bürger-)gemeinde, deren Mitglieder die noch vorhandenen Allmendgüter gemeinschaftlich besitzen und entweder Nutzungen aus ihnen beziehen oder sie ganz oder theilweise öffentlichen und mildthätigen Zwecken überlassen. Vollständig durchgeführt ist die Trennung der beiden Gemeinden nur in wenigen Cantonen und selbst da nicht überall; wo es aber geschieht, ist der Antheil bestimmt, welcher von den Erträgnissen der Allmendgüter öffentlichen Zwecken gewidmet ist oder ist ein für allemal ein bestimmter Bruchtheil productiver und unproductiver Allmendgüter für die öffentlichen Zwecke ausgeschieden. Die Bürgergemeinden haben insofern auch noch da, wo neben ihnen eine Einwohnergemeinde besteht, politischen Charakter, als sie allein das Gemeindebürgerrecht verleihen können, welches wiederum die einzige Grundlage des Schweizerbürgerrechtes bildet. Wo Nutzungen vertheilt werden, richtet sich der Einkaufspreis meistens nach der Höhe der Nutzung. Außerdem giebt es noch privatrechtliche Corporationsgenossenschaften, sogenannte Gerechtigkeits- und Alpenossenschaften, Rechtsamtegemeinden u. s. w., welche innerhalb der Einwohner- und selbst innerhalb der Bürgergemeinden eigene Allmendgüter besitzen, an deren Benutzung die außerhalb der Corporation stehenden Einwohner und Bürger keinen Antheil haben und die auch für öffentliche Zwecke nicht zur Verwendung kommen. Corporationsgemeinden giebt es in der ebenen

Schweiz wenige mehr, ihre Güter sind meistens schon seit längerer Zeit an die berechtigten Genossen vertheilt worden. Dagegen sind sie in den Alpen noch zahlreich, da dort die Allmenden vorzugsweise in Alpenweiden, weniger in Forsten bestehen, die beide wegen der besonderen Art ihrer Bewirthschaftung eine Auftheilung nicht ertragen, sondern vielmehr Gemeinwirthschaft fordern. Aus diesem Grunde haben selbst die doch sonst rein privatrechtlichen Genossenschaftsgüter in den Alpen ihren öffentlichen Charakter nicht ganz verloren, indem sie gemeindepolizeilicher und staatlicher Ueberwachung in Bezug auf die Art ihrer Bewirthschaftung unterliegen. Erwähnenswerth ist auch, daß in den Cantonen Uri und Schwyz die zur Allmend gehörenden Alpenweiden sich nicht im Besitze der einzelnen Gemeinden, sondern in dem ganzen Bezirke befinden und von diesen gemeinschaftlich benutzt und verwaltet werden — ein Ueberbleibsel der früheren großen Markgenossenschaften.

Die Allmendgüter und ihre Nutzungen sind verschiedener Art: Es giebt sogenanntes Pflanzland, d. h. Gemüse- und Obstgärten, Acker, selbst Weinberge (in den Cantonen Schaffhausen und Thurgau), ferner Wiesen, gewöhnlich in den Thälern und an sanften Bergabhängen, dann Weiden, gegenwärtig mehr nur in den Gebirgsgegenden, wo sie auch Hochallmenden genannt werden und den wichtigsten Theil des Gemeindegutes bilden, während die Wälder in den Ebenen der werthvollste Theil der Allmend sind und früher auch zur Weide dienten, jetzt aber nur noch zu periodischen Holzgaben, oft auch noch zur Abgabe von Bauholz in Anspruch genommen werden. Außerdem giebt es in einzelnen Cantonen Torfmoore und Streurieder, welche letztere an Stelle des in Gebirgsgegenden theuren Strohes die nothwendige Streu liefern. Ausnahmsweise erhalten die Allmendgenossen an einzelnen Orten noch Butter (aus den verpachteten Meierhöfen), Holzapfelessig, Brod, Wein, in einer Glarner Gemeinde die Confirmanden ein Gesangbuch, an vielen Orten auch Geld. Genossen, die nach Amerika oder überhaupt nach überseeischen Ländern auswandern, werden unterstützt, indem nicht selten die Ueberfahrtskosten aus der Allmendcasse gezahlt werden, freilich mit der Voraussetzung, daß der Ausgewanderte nun für alle Zukunft sich seiner Ansprüche an die Allmendgüter begeben hat.

Auf die einläßliche und mit vielen Beispielen erläuterte Darstellung des Verfassers von der Umwandlung großer Stücke der Allmend in Privat- oder genossenschaftliches Eigenthum können wir an dieser Stelle nicht eingehen, sondern müssen uns beschränken, Einzelheiten aus dem Entwicklungsproceß hervorzuheben, den die Allmend bis zu unseren Tagen durchgemacht hat und der selbst heute noch nicht zu Ende ist. Daß die Allmend in früheren Zeiten den größten Theil alles Grund und Bodens in der deutschen Schweiz bildete, geht schon daraus hervor, daß sie noch jetzt von beträchtlichem Umfange ist

trotz der ungemein häufigen und umfassenden Umwandlung in Privateigenthum, welche bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts von den Behörden theils direct verboten, theils zu verhindern gesucht, von da an aber vielfach von staatlicher Seite angeregt und gefördert wurde. Ausrodung der Wälder, Uebergang dieses Bodens in Sondereigenthum gegen Zinsabgabe und spätere Capitalisirung, dann besonders große Landvertheilungen waren die gewöhnlichen Wege dieses Processes. Nicht immer walteten dabei Recht und Billigkeit ob. Lag es schon in der Natur der ursprünglichen Benutzung der Allmend, daß die wohlhabenden Bauern den größten Vortheil aus ihr zogen, indem sie mehr Röhre auf die Weide trieben und treiben konnten, mehr Holz aus den Wäldern zogen als die ärmeren Genossen, so wurden auch die Landvertheilungen meistens nach dem Umfange der bisherigen Nutzungen vorgenommen, statt zu gleichen Theilen der Berechtigten. Die nämliche Ungerechtigkeit treffen wir auch noch bei der jetzigen Benutzung der Alpenweiden.

Von der Allmend gingen indessen auch mit der Zeit große Stücke in das Eigenthum von Privatgenossenschaften über, in der Ebene meistens Wälder, im Gebirge Alpenweiden. Von den Gemeindeallmenden unterscheiden sich die genossenschaftlichen Güter dadurch, daß sie eine geschlossene Zahl von Familien zu Nutznießern, jene eine stets wechselnde Zahl von Besitzern haben, daß ferner die ideellen Anthelle an dem genossenschaftlichen Gute verkauft und vererbt (selbst an Solche, die nicht dem Ortsverbande angehören) werden können, während die Bürgernutzungsberechtigten ihr Recht nicht verlieren und auch nicht veräußern dürfen, ihnen oft sogar nicht einmal die Nutzung, wenn sie z. B. in Holz besteht, zu verkaufen erlaubt ist. Beim Tode eines Nutznießers geht dessen ideeller Anthell an die Gemeinschaft zurück, die ihn dem oder jenem inzwischen zur Berechtigung herangewachsenen Genossen zutheilt. Mit den modernen Actiengesellschaften haben andererseits die privatrechtlichen Genossenschaften darin nichts gemein, daß sie ihr Eigenthum nicht auftheilen, die Corporation nicht auflösen dürfen.

Die größte Schwämierung erlitt die Allmend durch die Umwandlung von bürgerlichen Nutzungsgütern in öffentliches Gemeindevermögen. So werden heut zu Tage in den meisten größeren Städten, mit Ausnahme Berns, keine Nutzungen mehr an die Bürger vertheilt und die Bürgergemeinden haben nur noch die Armengüter und Stiftungen zu wohlthätigen Zwecken zu verwalten. Aber immerhin überwiegt die Zahl der Nutzungen austheilenden Bürgergemeinden gegenüber der jener Gemeinden, die ihre Güter für öffentliche Zwecke verwenden. Letztere finden sich mehr im Osten der Schweiz, besonders im Canton Zürich, wo die Erträgnisse der Bürgergüter in erster Linie für die öffentlichen Gemeindeausgaben in Anspruch genommen werden und erst wenn sich Ueberschüsse ergeben, noch zur Ver-

theilung kommen. Im Canton Schaffhausen ferner dürfen keine Gemeindesteuern erhoben werden, so lange noch Bürgernutzungen zu vergeben sind. Ein Antrag, diese auch in der französischen Schweiz bestehende Einrichtung in die Bundesverfassung aufzunehmen und so auf die ganze Eidgenossenschaft auszudehnen, wurde im November 1871 verworfen. In jenen Cantonen also ist die Einheit der Gemeinde so viel als möglich erhalten und die Allmend vor Allem dem öffentlichen Interesse dienstbar gemacht. In den Alpen und in der Westschweiz, vorzugsweise im Canton Bern, dagegen ist der Dualismus der Gemeinde ein ausgesprochener, d. h. Einwohnergemeinde und Bürgergemeinde trennen sich scharf von einander; letztere hält mit Zähigkeit an ihren Nutzungen fest und will nicht nur so wenig als möglich zu den allgemeinen Gemeindelasten beitragen, sondern sucht auch nicht selten eigene Lasten, die auf ihren Allmendgütern aus alter Zeit her ruhen und aus Servituten und dergleichen entstanden sind, auf das Ausgabenbudget der Einwohnergemeinden abzumwälzen. Deshalb ein ewiger Kampf zwischen beiden Gemeinden, der erst sein Ende finden dürfte, wenn diese Frage von Bundeswegen zu Gunsten der Einwohnergemeinde gelöst würde. Freilich ist dafür für die nächste Zeit keine Aussicht vorhanden. Wann die Lösung erfolgen wird, ist ungewiß, aber wie sie erfolgen wird, durchaus nicht zweifelhaft. Inzwischen hat der Kampf um den Besitz der Allmendgüter nicht bloß eine principielle, sondern auch sehr große materielle Bedeutung, da deren Umfang noch immer ein beträchtlicher ist; denn nicht immer haben sie sich vermindert, sie haben sich hin und wieder auch vermehrt, z. B. durch Säkularisation geistlicher Besitzungen, durch Ueberlassung von Staatswäldern an die Gemeinden, seltener durch Ankauf von Privatland. Neuerdings wird die Allmend in manchen Gemeinden vermehrt durch Verwendung der Bürgereinkaufsgelder zur Umwandlung von Privatland in Allmend, damit die Nutzungen der Bürger trotz Vermehrung ihrer Zahl nicht vermindert werde, hauptsächlich aber damit ärmeren Bürgern Ackerland zur unentgeltlichen Benützung verliehen werden könne.

Nutzungsberechtigt war ursprünglich jeder innerhalb der Dorfmark angeessene Bewohner; nach seinem Bedürfnisse bezog er Holz aus dem Walde, trieb sein Vieh auf die Weide, nach Bedürfnis bebauete er auch ein Stück der ungetheilten Feldmark. Erst später, als die Zahl der Einwohner sich mehrte, die Allmend nicht mehr für Alle ausreichte, wurde die Berechtigung sowohl nach der Zahl der berechtigten Familien, als auch nach dem Umfange der Nutzungen genau bestimmt und festgestellt. Insonderheit verbot eine rationelle Forstwirthschaft den früher üblichen Freiholztrieb, wonach jedem Bürger erlaubt war, aus dem Walde an Holz zu holen, was und so viel er brauchte. Die Berechtigung wurde eine reale oder eine per-

fönliche. Jene knüpfte sich an den Besitz eines bestimmten Hauses und der Umfang der Nutzung richtete sich nach der Größe des Hofes und des dazu gehörenden Landes im Sondereigenthume; somit erhielt der Genosse einen um so größeren Antheil an den Erträgnissen der Allmend, je reicher er war. Im Interesse der großen Hofbesitzer lag es daher, die Reihe der Berechtigten frühe schon abzuschließen, den Einkauf in das Gemeindebürgerrecht, also auch in die Berechtigung zu erschweren, häufig auch ganz zu verbieten. Daß in einem demokratischen Lande mit politischer Gleichberechtigung aller Bürger eine solche Ausnutzung der Allmend durch die Wohlhabenden bei den ärmeren Genossen Erbitterung und Kämpfe hervorrufen mußte, ist natürlich und hat denn auch früher in mehreren Cantonen leidenschaftliche Parteiungen zur Folge gehabt. Mehr und mehr haben sich die ärmeren Classen größere Antheile an der Allmend zu erringen gewußt. Immerhin war es nicht ein Recht, wenn ihnen von den Reichen größere Antheile und auch diese und jene persönlichen Nutzungen zugestanden wurden, sondern eine Gnade, eine Vergünstigung, welche die Wohlhabenden glaubten jeder Zeit zurücknehmen zu können.

Seit Ende des vorigen Jahrhunderts schwindet die reale Nutzungsberechtigung mehr und mehr gegenüber der persönlichen Berechtigung, welche allen Genossen gleich große Nutzungen giebt. Jene ist in den Gebirgsgegenden insofern noch vorhanden, als die Berechtigung Vieh auf die Allmendalpen zu treiben mancherorts noch an den Besitz einer Alphütte geknüpft ist und im Uebrigen auch das Gleichheitsprincip, das der Personalberechtigung zu Grunde liegt, nicht durchgeführt ist, wohl auch nicht durchgeführt werden kann, indem natürlich der Arme weniger Vieh auf die Weide schickt als der Reiche.

Die Bedingungen für den Bezug der persönlichen Nutzungsberechtigung sind nicht nur von Canton zu Canton, sondern oft auch von Gemeinde zu Gemeinde verschieden. Als allgemeiner Grundsatz gilt, daß jeder wirthschaftlich selbständige Bürger, der „eigen Feuer und Licht“ hat, die Nutzung bezieht, ob er verheirathet sei oder nicht, der Junggeselle indessen erst nach Erlangung eines bestimmten Alters, das ganz verschieden angesetzt ist. Wittwen und Mädchen, die eigene Wirthschaft führen, erhalten gewöhnlich nur die halbe Nutzung. Außerdem muß jeder Nutzungsberechtigte unbescholtenen Charakters sein, welche Bedingung früher sehr strenge, heute jedoch ziemlich milde gehandhabt wird. Nur die strafrechtlich verfolgten, nicht mehr die durch den Conkurs um ihre politischen Rechte gebrachten Bürger werden heute von den Nutzungen ausgeschlossen. Auch in Bezug auf die unehelich Geborenen ist man heute milder geworden. Nur noch an zwei Orten, in den Zuger Gemeinden Walchwil und Baar, macht uneheliche



Geburt unfähig zum Bezuge der Bürgernutzung. Dagegen ist eine andere wichtige Frage trotz jahrzehntelangen Kämpfen noch nicht zum Austrage gekommen, ob nämlich die auswärtswohnenden Bürger die Nutzungen ihrer Heimathsgemeinde erhalten sollen oder nicht. An vielen Orten ist jeder ausgeschlossen, der nicht in seiner Heimathsgemeinde wohnt, an den meisten indessen nur derjenige, der außerhalb des Cantons sich niedergelassen. Selten sind die Gemeinden, die ihren auch außerhalb der Schweiz wohnenden Bürgern Nutzungen verabfolgen.

Ebenso verschieden wie die Bedingungen sind die Art und Größe der Allmendnutzungen; in einzelnen Gemeinden sind sie so groß, daß eine kleinere Familie sich davon allein, wennschon nothdürftig erhalten kann, in anderen betragen sie nur wenige Franken. Ueberwiegend sind es Naturabnutzungen, in den ebeneren Gegenden bestehend in sogenannten Holzgaben und in Zutheilung von Acker- und Gartenland, entweder auf Lebenszeit oder auf eine längere Reihe von Jahren; in den Alpen tritt dazu noch das Recht zur Benutzung der Alpenweiden. Letzteres kommt, wie schon oben bemerkt, nur den Wohlhabenden in vollem Maße zu gute, während an Wald und Gartenland alle Genossen in gleichem Maße theilnehmen. In den langen Kämpfen, welche die ärmeren Genossen bis in unsere Zeit für gleiche Benutzung der Alpenweiden führten, wurde wenigstens erreicht, daß für jedes Stück Vieh, das auf die Weide getrieben wird; eine Abgabe zu bezahlen ist und die dadurch gewonnene Summe in gleichen Theilen an Alle vertheilt wird. Auch werden hie und da sämtliche Alpenallmenden verpachtet und der Pachtshilling unter die Genossen vertheilt. Ferner werden den Ärmeren die Nebennutzungen der Alpenallmenden, Schaf- und Ziegenweide, das Wildheufammeln u. s. w. besonders überlassen. Die Ziegenweide ist zwar dem Waldbestande in den Alpen sehr schädlich, konnte aber bis jetzt nicht verboten werden, da sie in industriellen Gegenden den Fabrikarbeitern einen wichtigen Beitrag zu den Lebensbedürfnissen liefert. Die letzte Ausnutzung der Allmendalpen ist das Wildheufammeln, das äußerst mühevoll und sehr oft lebensgefährlich ist und darum den armen Gemeindegossen überlassen wird. An steilen Orten im Gebirge, wo kaum die Ziegen hinzusteigen vermögen, wird das Gras abgeschnitten und auf der Schulter zu Thale getragen.

Aus den mitgetheilten Zügen wird zu erkennen sein, welcher tiefgehenden Einfluß der Bestand der Allmend auf die socialen Verhältnisse der deutschen Schweiz ausübt. In den größeren Städten, in denen keine Nutzungen mehr vertheilt werden, ist die Allmend öffentlichen Zwecken und milden Stiftungen zugewandt, die zum Theile sämtlichen Einwohnern zu gute kommen. In den kleineren Stadt- wie den Dorfgemeinden ist ihre Bedeutung noch größer,

indem sie mancherorts für die ärmeren Classen die Grundlage zur Gewinnung der ersten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse bildet. Sie hat mit der Auflösung der bäuerlichen Genossenschaften ihren ursprünglichen Zweck verloren; nun hat sie neue Aufgaben zu erfüllen. Allerdings leisten Traditionen und materielle Interessen noch starken Widerstand gegen die neue, humane Richtung, welche die Almend in viel größerem Maße als bisher im öffentlichen Dienste und zur Unterstützung der ärmeren Classen verwenden und die wohlhabenderen Bürger nach und nach davon ausschließen möchte. Hartnäckige Kämpfe um die Zukunft der Almend sind also zu erwarten. Die Bedeutung dieser Frage wird man begreifen, wenn man den großen Umfang kennt, welchen die Almendgüter in der deutschen Schweiz noch haben, während Deutschland fast keine mehr hat und sie besonders in Norddeutschland schon seit längerer Zeit aufgetheilt sind. Eine sichere Berechnung vom Werthe aller Almendgüter in der deutschen Schweiz giebt es nicht, nur annähernd ist z. B. der Capitalwerth der Almendalpen auf 46—47 Millionen Franken geschätzt, in Wirklichkeit steht er aber viel höher. Im kleinen Canton Uri besitzen die Almendalpen einen Werth von gegen zwei Millionen Franken. Das Vermögen der Bürgergemeinden im Canton Bern wird auf mehrere hundert Millionen geschätzt, im Canton St. Gallen auf 33, im Canton Zürich auf 20, im Canton Aargau auf 40 Millionen u. s. w.

### Riszt über Virtuosität.

Man hat in jüngster Zeit wieder in besonderem Maße Gelegenheit gehabt, musikalische Virtuosität zu bewundern. Joseffi, Sauret, und vor allem Sarasate erinnerten an die Tage der blühendsten Virtuosenzeit. Es wäre wohl der Mühe werth einmal zu sehen, wie der König all solcher zauberkundigen Vortragsmeister, der sie sämmtlich um mehr als Haupteslänge überragt und in sich allein geradezu all die Eigenschaften und Fähigkeiten birgt, die getrennt manchen von jenen schon zu Herrschern machen, — wie Franz Riszt über Virtuosität und Vortrag denkt.

Da kommt freilich ein musikalischer Doctrinär wie Gervinus und behauptet in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, von „dieser Art wort- und sinnloser Musik, einer technisch ausgebildeten Kunst des Phantastirens“, wie er die gesammte Instrumentalmusik zu charakterisiren die Thorheit hat, sie, also auch das hohe Schaffen eines Beethoven, und vor allem die Selbstausbübung derselben sei von den Alten für die bürgerliche und kriegerische Thätigkeit nicht gefahrlos und wie heute von den Engländern für

Männer kaum würdig gefunden! Allein wenn den Mann die Production ausmacht, was lesen wir da in einem Briefe R. Wagners über Liszts Symphonische Dichtungen vom Jahre 1857? „Wer oft Gelegenheit hatte Liszt zu hören, wenn er namentlich im vertrauten Kreise z. B. Beethoven spielte, dem muß doch von je aufgegangen sein, daß es sich hier nicht um Reproduction, sondern um wirkliche Production handelte,“ heißt es da. „Den Punct, der beide Thätigkeiten genau unterscheidet, anzugeben, ist viel schwerer als man gemeinhin annimmt; so viel aber ist mir gewiß geworden, daß, um Beethoven reproduciren zu können, man mit ihm produciren können muß.“ Dies sei nun einmal die eigenthümliche Art der Lisztschen Bildung, daß er, was Andere mit Feder und Papier zu Stande brachten, am Clavier von sich gegeben habe. „Somit übertraf,“ schließt er, „die Thätigkeit Liszts in seiner ersten reproductiven Periode alles hierin früher Geleistete, weil er dabei den Werth und die Bedeutung der Werke seiner Vorgänger erst ins vollste Licht stellte, und sich dabei nahezu auf dieselbe Höhe mit dem reproducirten Tonfeyer schwang.“

Dies erkannten denn auch wirklich Einsichtige schon früh. In der „Revue et Gazette musicale de Paris“ vom Jahre 1834, also als Liszt zweiundzwanzig Jahre alt war, steht ein Bericht über ihn, der uns diese ganze Seite seines Wesens und erste Phase seiner Entwicklung auf das deutlichste markirt. „Sein Vortrag ist seine Sprache, seine Seele,“ lautet es dort schon damals. „Er ist der poetischste, vollendetste Inbegriff aller Eindrücke, die er empfangen hat, alles dessen wovon er eingenommen ist. Diese Eindrücke, die er allem Anscheine nach vermittelst der Sprache gar nicht wiedergeben und in klaren und bestimmten Gedanken aussprechen könnte, diese reproducirt er in ihrer ganzen unbegrenzten Ausdehnung mit einer Kraft der Wahrheit, mit einer Gewalt der Natur, mit einer Energie der Empfindung, mit einem Zauber der Anmuth, welche nie erreicht werden können. Aber bald ist seine Kunst leidend, ein Instrument, ein Echo: sie drückt aus, sie übersetzt. Bald ist sie wieder thätig: sie spricht, sie ist das Organ, dessen er sich zur Entfaltung der Ideen bedient. Daher kommt es, daß Liszts Vortrag kein mechanisches, materielles Exercitium, sondern vielmehr, und im eigentlichen Sinne, eine Composition, eine wirkliche Schöpfung der Kunst ist.“

Dabei werden Details angeführt, z. B. wie er in Webers Concertstück auf seinem Instrumente ein Tutti des Orchesters überwältigt und mit seinem Donner die hundert Stimmen der Instrumente und das tausendfache Bravorufen, das in diesem Augenblicke durch den Saal schallte, übertönt habe. „Woher kommt es, daß wir ganz von selbst, sobald Liszt sich ans Clavier setzt, um die einfachste Sache, eine Caprice, einen Walzer, eine Etude von Cramer, Chopin oder Moscheles zu spielen, in unserer Brust plötzlich eine

Beklemmung, ein Stocken des Athems spüren?“ fragt sich dann verwundert dieser Herr d'Ortigue und führt darauf besonders den Vortrag Beethoven'scher Stücke an. „Beethoven ist für Liszt ein Gott, vor welchem er seine Stirn neigt,“ sagt er. „Er betrachtet ihn als einen Erlöser, dessen Ankunft in der musikalischen Welt durch die Freiheit des poetischen Gedankens, durch die vernichtete Herrschaft verjährter Gewohnheiten schon bezeichnet ist. O man muß ihn eine jener Melodien, eine jener Poesien anstimmen sehen, die man mit dem längst gemein gewordenen Namen Sonate bezeichnet. Man muß seine Augen sehen, wenn er sie aufschlägt wie um eine Eingebung von oben zu empfangen, und wenn er sie düster wieder auf die Erde heftet. Man muß ihn sehen, man muß ihn hören und — schweigen. Denn hier fühlen wir zu wohl, wie sehr Bewunderung unsere Ausdrücke schwächt.“

Und hier lassen wir nun aus der gleichen Pariser Zeit einen an sich ziemlich nüchternen Deutschen reden, es ist in der „Neuen Leipziger Zeitschrift für Musik“ von 1834. Man wolle dem jungen Künstler in Paris kein Compositionstalent, keine Gedankenproductivität zutrauen, dagegen habe er die Gedanken der großen Meister sich durch Auffassung und Studium zum Eigenthum gemacht. Um Liszt's Spiel zu bezeichnen, könne er sich nur des Ausdrucks „außer-ordentlich“ bedienen, heißt es dann. Er spiele mit einer beispiellosen Fertigkeit und Reinheit, elegant und zart, feurig, ja oft wüthend, sodaß man nicht selten meine, das Clavier würde unter den Fingern brechen. Er spiele „mit einer sich selbst zerknirschenden Leidenschaft“, wo sie hinpasse, und eben so wieder sanft elegisch, wo dies hingehöre; er reiße sich und den Zuhörer hin, ja er mache diesem oft bange seinetwillen, da man nicht glaube, daß er werde ausdauern können. Wie denn auch d'Ortigue einen Fall jener Tage berichtet, wo Liszt nach einem allzu anhaltenden Aufwande von Feuer und Ausdruck der Ermattung erlegen und — ohnmächtig am Instrumente niedergesunken sei! „Er besiegt alles, nur seine Nerven wird er nicht besiegen können, denen, fürchte ich, wird er unterliegen,“ schließt unser Landsmann. „Man hört ihn während des Spiels oft stöhnen, röcheln, man sieht ihn Kopf, Augen, Hände, den ganzen Oberleib nach allen Richtungen hin heftig bewegen, man sieht mit einem Wort einen ungeheuer nervösen Menschen, der ungeheuer Clavier spielt.“

Um sich nun von solcher „außerordentlichen“ Art und Wirkung des Vortrags auch eine Vorstellung zu machen, muß man sich sowohl des Ursprungs wie der künstlerischen Absicht desselben bewußt werden.

Liszt ist bekanntlich Ungar und als solcher in den frühesten Jugendeindrücken von einer Kunst erregt und bestimmt worden, die, wie er selbst ausdrücklich constatirt, „durch Größe und Kühnheit des Gefühls wie durch Ausarbeitung der Form, Feinheit der Gestaltung es mit jeder Concurrnz auf-

zunehmen vermag" — es ist die Musik der Zigeuner. „Wenig Dinge haben uns in unserer frühesten Jugend so lebhaft ergriffen als das von den Zigeunern an der Schwelle jedes Palastes, jeder Hütte aufgegebenes Räthsel, wenn man ihnen das Almosen spendete, um ein paar leise ins Ohr geflüsterte Worte, oder ein paar laut gespielte Tanzmelodien, um ein paar Lieder wie sie kein Minstrel singt, bei welchem Liebende in Entzücken versinken und welche Liebende doch nicht selbst erfinden können!“ so sagt er und zwar in jener Schrift, in der er gewissermaßen für solche edle Gabe den wie immer generösesten Dank spendete, „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn“, Ende der Fünfziger Jahre in Paris erschienen und 1861, was bei Liszts glänzendem Stile etwas heißen will, ganz vorzüglich ins Deutsche übertragen von dem so früh verstorbenen Peter Cornelius, der für Liszts Genie und Größe den feinsten und tiefsten Sinn hatte.

Hier handelt es sich nun besonders darum, wem die wunderbare exotische Pflanze dieser Kunst gehöre, ob den Ungarn oder den Zigeunern selbst. Und wenn sie denn auch ihrem melodischen Material nach magyarischen Ursprungs sei, jedenfalls sei sie, wie sie so executirt dastehe, Eigenthum der Zigeuner, denn sie spielten und könnten dieselbe allein so spielen wie sie sei, sagt der Verfasser. Dabei kommt er, der große Tonzauberer, auch auf die uns so sehr bedeutungsvolle Beantwortung der Frage nach dem Virtuosen selbst, wobei natürlich der pedantische Historiker Gervinus mit seiner würdelosen Auffassung der instrumentalen und virtuoson Kunst ebenso hilflos auf die Seite taumelt, wie der selbst schaffende Künstler R. Wagner in seinem intuitiven Urtheil vollständig bestätigt wird.

„Was ist denn der Virtuose?“ fragt da dieser Meister der Meistervirtuoson auf seinem Instrument, und wir gewinnen bei dieser Gelegenheit die zugleich anschauungsvollste und endgültig ausgiebigste Auskunft über die Sache selbst. „Ist er wirklich nur eine geistlose Maschine? Berichten seine beiden Hände nur das Amt einer doppelten Kurbel am Peierkasten. Braucht er zum vorgeschriebenen Ausführen seiner mechanischen Aufgabe nicht zu denken, nicht zu fühlen? Hat er dem Ohr nur eine Photographie der betrachteten Gegenstände zu liefern?“ Solche Vorstellungen der gemeinen Menge der Gebildeten bringen ihn zunächst auf die bitter stolze Bemerkung: „Wir wissen nur zu gut, wie viele unter ihren Gefeiertsten, unfähig das vor ihnen auf dem Pult liegende Original auch nur dem Buchstaben nach zu übersetzen, seinen Sinn verstümmeln und die Kunst nur als Handwerk betreibend selbst das Handwerk nicht verstehen. So siegreich aber immer der That nach eine Usurpation sein mag, sie zerstört die Rechte der eigentlichen Herren nicht, und die des Dichter-Virtuoson, des berufenen, sind von einer Ausdehnung, von welchen ein unter illegitimen unwissenden Herrschern entartetes

Publicum keine Ahnung hat.“ Man hört das Rollen des Donners, das Brüllen des Löwen, den weithallenden Ton der Mannesbrust. Denn: „das Wort Virtuosität und virtus stammt von dem lateinischen vir ab, die Ausübung beider ist ein Act männlicher Kraft,“ sagt er und charakterisirt seinen „Künstler“ nun folgendermaßen näher:

„Der Virtuose ist kein Maurer, welcher mit der Kelle in der Hand die Zeichnung des Architekten treu und gewissenhaft in Stein ausführt. Er ist nicht das passive Werkzeug, welches Gefühl und Gedanken ohne ein Eigenes hinzuzufügen reproducirt. Er ist nicht der mehr oder minder geschickte und erfahrene Leser von Werken, die keinen Rand für seine Glossen haben, keine Paragraphen zwischen den Zeilen nöthig machen. Die von Begeisterung dictirten musikalischen Werke sind im Grunde nur die tragische oder rührende Inszenirung eines Gefühls, welches der Virtuose berufen ist sprechen, weinen, singen, seufzen zu lassen, zum Bewußtwerden seiner selbst zu bringen. Er schafft somit ebenso gut wie der Componist selber, denn er muß die Leidenschaft in sich tragen, welche er in dem ganzen Glanz ihres Leuchtens zur Geltung bringen soll. Er haucht dem in Lethargie befangenen Körper den Athem ein, giebt ihm das Leuchten des Blicks, durchströmt ihn mit Feuer, belebt ihn mit dem Pulschlage der Anmuth. Er macht aus der Lehmform ein lebendiges Wesen, indem er es mit dem Funken durchbringt, welchen Prometheus dem Blitz des Jupiter entriß. Er muß sie wandeln machen in durchsichtigem Aether, sie mit tausend geflügelten Pfeilen bewaffnen, Duft und Blüthe aus ihr entwickeln, die Flamme ihres Lebensodem's entfachen. Von allen Künstlern offenbart vielleicht der Virtuose am unmittelbarsten die überwältigenden Kräfte des pythischen Gottes, er, der in glühenden Umarmungen der stolzen Muse die verborgensten Geheimnisse entlockt!“

So spricht der Virtuose, der selbst schaffender Künstler, Genius ist. „Im allgemeinen betrachtet er jedes Stück das er spielt, als ein Thema, über welches er phantasirt, er macht häufig etwas Wundervolles aus einem mittelmäßigen Stücke und er allein besitzt diese Kraft,“ sagt schon der alte französische Bericht. Und wir, wir fügen aus eigenster Erfahrung hinzu: er besitzt sie noch heute! Und dankbar wie er der Kunst selbst, die ihm diese Fähigkeit bereitet, ist, läßt er auch heute, in Jahren, wo die meisten der ruhigen Muse pflegen, nicht ab dieses künstlerische „Können“ weiter zu verbreiten. Fast alle Virtuosen, die wir heute hören, sind direct oder indirect Liszts Schüler.

V. Nohl.

### Vom preussischen Landtag.

Für die wichtigste Aufgabe der Session ist, Dank der anerkennenswerthen Beschleunigung der Commissionsarbeiten und des streng sachlichen Verhaltens

aller ausschlaggebenden Factoren, binnen wenigen Wochen ein erfreuliches Ergebnis gesichert worden. Die aus sämtlichen nationalliberalen und conservativen Mitgliedern sich zusammensetzende Mehrheit der Eisenbahncommission hat sich unter einander und dann mit den zuständigen Ressortministern der öffentlichen Arbeiten und der Finanzen über die „Garantien“ verständigt, von welchen die Annahme der großen Eisenbahnvorlagen abhängig gemacht werden sollte, und es besteht kein Zweifel, daß auch in der nationalliberalen Fraction die weit überwiegende Mehrheit hinter ihren Vertretern in der Commission steht. Als vor drei Monaten die zuerst bekannt gewordene Version des nationalliberalen Wahlaufrufs die Forderung dieser „Garantien“ in der Fassung aufstellte: „daß die Garantien, welche gegenüber der Ausdehnung der Befugnisse der Verwaltung gegen Mißbrauch auf wirtschaftlichem sowohl als auch auf politischem Gebiete nothwendig erscheinen, hergestellt werden“, konnte man mit einigem Grunde fürchten, es sollte damit eine „constitutionelle“ Haupt- und Staatsaction in Scene gesetzt werden genau nach dem Muster und dann wohl auch mit dem Schicksale derjenigen, welche die Herren Vasker und von Stauffenberg vor nun fast zwei Jahren gegenüber dem Steuerreformprogramm des Reichskanzlers einleiteten, und welche mit der Annahme des Frankensteinschen Antrages im letzten Sommer ein so klägliches Ende gefunden hat. Aber schon darin, daß der officielle Text jenes Wahlaufrufs die oben gesperrten Worte ausließ, gab sich eine vorsichtige Hand kund, wenn es nun auch jedem vorbehalten blieb, sich unter den „Garantien“ vorzustellen, was seinen politischen Belleitäten entsprach, und niemand sicher sein konnte, was geschehen sein würde, wenn die Liebhaber des constitutionellen Steckenpferdes bei den Wahlen eben so die Ueberhand in der nationalliberalen Fraction erhalten hätten wie jetzt die Freunde einer nüchtern zweckmäßigen, positiven Politik. Auch für die letzteren aber blieb es nöthig, daß ihnen statt des schwankenden Spiegelbildes, welches Wahlaufruf und Wahlreden zurückgelassen hatten, die festen Umrisse praktischer Gestaltungen dargeboten wurden, die geeignet waren auch auf conservativer Seite Sympathien zu finden. Daß dies und zwar ohne allen schädlichen Verzug geschehen ist, bleibt in erster Reihe das Verdienst des Abgeordneten Miquel, welcher ungeachtet des Eintrittes Bennigfens in das Haus und die Fraction die Führung der letzteren kräftig in die Hand genommen hat, sodann der tüchtigen Sachverständigen wie Hammacher und von Eynern, welche ihm in der Fraction und Commission zur Seite gestanden haben.

Vergleichen wir nun die wirklich vereinbarten Garantien mit den Gedanken, welche bis dahin aufgetaucht und in diesen Blättern vor Eröffnung der Session besprochen waren (Nr. 43, S. 601 ff. und Nr. 44, S. 644 ff.) so hat sich die Commission durchaus auf dem hier als richtig erkannten Wege

gehalten, eine politische Garantie lediglich in der angespannteren Verantwortlichkeit des Ressortministers zu suchen. Insbesondere sind in Betreff des Eisenbahnrathes gerade die nationalliberalen Commissionsmitglieder mit Nachdruck dafür eingetreten, daß dieser Körperschaft keine beschließende Stimme gegeben werde, und zwar ausgesprochenermaßen um vorzubeugen, daß nicht hinter ihren Beschlüssen der Minister seine Verantwortlichkeit zu decken versuchen könnte. Steht dies grundsätzlich fest, so hat der Streit über die Zusammensetzung und Bildung des Landeseisenbahnrathes nur noch eine untergeordnete Bedeutung, und auch die Abordnung von Landtagscommissarien zu demselben verliert an Bedenlichkeit, obwohl man nicht vergessen darf, daß erfahrungsmäßig Niemand es in der Hand hat, den thatsächlichen Einfluß solcher Collegien in den Schranken ihrer formalen Zuständigkeit zu halten, und daß es schwer sein wird, einen Minister ernstlich für eine Maßregel verantwortlich zu machen, welche die Zustimmung einer von ihm „unabhängigen“ Mehrheit des Eisenbahnrathes und insbesondere der Landtagscommissarien gefunden hätte. — In Bezug auf die Organisation der Verwaltung ist dem Minister Maybach, im Vertrauen darauf, daß er sich selbst wiederholt für die möglichste Decentralisation ausgesprochen hat, einstweilen freie Hand gelassen, während Miquel noch in der ersten Berathung großen Nachdruck darauf gelegt hatte, daß eine fertige Organisationsverordnung noch in dieser Session vorgelegt werde. Nur hat man die Sachverständigencollegien, deren Zuziehung bei den Provinzialdirectionen schon der Minister angeordnet hatte, zu festen „Eisenbahnbezirksräthen“ ausgebildet. Wenn endlich als wirthschaftliche Garantie neben der Aufgabe, welche den Eisenbahnräthen zugewiesen ist, noch die Forderung aufgestellt ist, daß die Staatsregierung alljährlich eine Uebersicht der Normaltransportgebühren für die Staatsbahnen dem Landtage vorzulegen hat, so ist auch hier der Zweck allein, für die Geltendmachung der ministeriellen Verantwortlichkeit eine thatsächliche Unterlage zu gewinnen.

Ueber diesen ziemlich bescheidenen Niederschlag der politischen und wirthschaftlichen Garantieforderungen ragt nun aber an sachlicher Bedeutung weit hinaus das glücklich besiegelte Abkommen über die finanzielle Behandlung des Staatseisenbahnbesitzes, welches mit einem Schlage allen Anschuldigungen ein Ende macht, als ob die folgerichtige Staatseisenbahnpolitik zur Zerrüttung des Staatshaushalts geführt habe und weiter führen werde. Diese fundamentale Bestimmung geht dahin, die Eisenbahnverwaltung finanziell vollständig von dem Staatshaushalt zu trennen, so daß aus den Ueberschüssen der ersteren an den letzteren nur eine als Aequivalent für die Verzinsung der Eisenbahnschulden bemessene feste Rente abzuführen ist, weitere Ueberschüsse aber theils zur Ansammlung eines Reservefonds, theils zur Amortisation des Eisenbahnbaucaitals bestimmt und diese Fonds der Staatsschuldenverwaltung unterstellt werden. Nachdem der Minister Maybach erklärt, daß er in dieser gleichfalls aus Miquels Initiative entspringenden Einrichtung nicht etwa eine der Verwaltung anzulegende Fessel, sondern geradezu einen Fortschritt erkenne, den die Staatsregierung schon aus inneren Gründen zu realisiren sich gezwungen sehen würde, kann in der formalistischen Forderung des Centrums, daß die gesetzliche Feststellung noch vor dem Inkrafttreten der zu genehmigenden Verstaatlichungsanträge erfolge, nur eine Rückzugsdeckung gefunden werden,



um, nachdem die Annahme der Vorlagen ohnehin gesichert ist, gegen dieselben stimmen und doch nöthigenfalls die Negativität dieser Haltung als einen nicht grundsätzlichen Widerspruch deuten zu können. Die Partei würde sich auf diese Weise mit anerkenntnenswerthem Geschick die Möglichkeit wahren, in der Folge, wenn erst das geforderte Gesetz erlassen sein wird, für weitere Verstaatlichungsvorschläge selbst dann zu stimmen, wenn die nationalliberale Fraction aus sachlichen Gründen bedenklich werden möchte.

Endlich ist nun auch die seit Eröffnung des Landtags wie durch allseitiges Einverständnis im Hintergrund gehaltene Schulfrage in Gestalt des Elbinger Simultanschulstreites zunächst in der Unterrichtscommission zur Verhandlung gekommen. Daß der im Sinne der conservativ-clericalen Mehrheit bestellte Referent das Verfahren des Ministers ganz in der Ordnung fand, ist so wenig zu verwundern als wenn auch weiterhin die conservative Partei die Angelegenheit als Parteisache behandeln sollte. Für die liberale Partei kann es sich im Voraus nur um die Stärke des moralischen Erfolges handeln und derselbe wird wesentlich dadurch bedingt, daß mit der engsten Beschränkung auf den vorliegenden Fall und seine rechtliche Lage wenigstens der freiconservativen Fraction die Möglichkeit und zugleich die Nöthigung gegeben wird, der nationalliberalen Seite an Seite zu stehen. Genau in diesem Sinne hat der Abgeordnete Sneyt als Correferent der Commission seinen Bericht gefaßt. Wie er bereits vor zehn Jahren den um die Schule streitenden Parteitendenzen mit der Fahne des noch immer geltenden, wenn auch durch Jahrzehnte lange Verwaltungspraxis verdunkelten und überwucherten Landrechts gegenüber trat und den glänzenden Nachweis führte, daß die gesetzmäßige Schule in Preußen so wenig confessionell im Sinne der kirchlichen Ansprüche, wie confessionellos, daß sie die paritätische Schule sei, in welcher die Religion confessionell gelehrt werden muß, die Wissenschaft nicht confessionell gelehrt werden darf — so hat er jetzt für den besonderen Fall noch besondere rechtliche Waffen aus der für die Provinz Preußen besonders im Jahre 1850 ergangenen Codification des Schulrechts. Während bekanntlich der Minister v. Puttkamer seine Entscheidung nur darauf zu stützen wußte, daß, wenn auch die städtischen Behörden allen Grund gehabt hätten, auf die ministerielle Genehmigung für die Simultanisirung ihrer Anabenschulen eben so zu rechnen, wie dieselbe für die Mädchenschulen schon früher genehmigt war, doch ein diese Genehmigung formell aussprechender Act seines Amtsvorgängers nicht vorliege — führte der Correferent der Commission schlagend aus, daß die Entscheidung nach dem Gesetz vom 11. December 1845 nicht der Ministerialinstanz, sondern der Bezirksregierung zustand, daß also eine Genehmigung des Ministers Falsch schon darin gefunden werden muß, daß er der Anordnung der Danziger Regierung nicht kraft seines Aufsichtsrechtes entgegentrat, daß aber diese getroffene Anordnung vom Herrn von Puttkamer in seinem Erlaß fälschlich als bloßes Gewährenlassen bezeichnet worden sei. Hoffentlich wird es im Plenum gelingen zu verhüten, daß nicht dieser klare und feste Rechtsboden durch Tendenzreden gegen und für Simultanschulen verschwemmt werde!

Während sich hier für den neuen Cultusminister die erste entscheidende Schlacht vorbereitet, haben die beiden anderen Minister des Sommers in den Budgetverhandlungen reichlich Gelegenheit gefunden sich zu bethätigen und mit sehr verschiedenem Erfolge. Wenn Dr. Lucius auf den idyllischen Fluren des landwirthschaftlichen Ressorts ungestört seine Heerden weiden kann, so steuert Finanzminister Bitter auf schwankem Rahu inmitten von Strudeln umher und

ist mehr als einmal unsanft an einer Klippe aufgelaufen. Seine Neigung, die nüchternen und handgreiflichen Dinge seines Ressorts mit wohlklingenden Gemeinplätzen zu behandeln, hat sich bereits in recht bedenklichem Maße entfaltet. Niemand würde es dem Manne allzu übel nehmen, daß er binnen weniger Monate nicht in allen finanziellen und verwaltungstechnischen Einzelheiten seines schwierigen Faches sattelfest geworden ist, wenn er es nur über sich gewinnen könnte, wo seine Information nicht ausreicht, seine Commissare reden zu lassen. Abgesehen von den im eigenen Uebermaß erstickenden Angriffen aus der Fortschrittspartei kann Herr Bitter gewiß nicht darüber klagen, daß ihm eine politisch-tendenziöse Opposition hemmend in den Weg getreten wäre. Um so unwiderbringlicher aber steht für ihn jene sachliche Autorität auf dem Spiele, deren im ernsthaften Deutschland kein Staatsmann entbehren und die sich auch nicht wie in England, auch nur zur Noth, mit bloß formalem Geschick ersetzen läßt, da eben bei uns jeder Minister ganz auf sich steht und nicht von einer allezeit zuverlässigen Mehrheit über seine Fehlgriffe hinausgetragen wird, so lange sie nicht sensationeller oder geradezu gemein-schädlicher Art werden.

x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Aus Berlin.** Die Pergamenischen Sculpturen. — Mit dem Besitze der Sculpturen aus Bergama in Kleinasien, über welche ich in meinem letzten Briefe nur einige Andeutungen geben konnte, deren Erwerb seitdem aber in allen Zeitungen des In- und Auslandes als das kunstgeschichtlich-archäologische Ereigniß des Tages mehr oder weniger ausführlich besprochen wird, ist unsere Berliner Sammlung antiker plastischer Werke zu einer solchen allerersten Ranges geworden, welche der Londoner, der Pariser und den Römischen Sammlungen ebenbürtig an die Seite zu treten vermag. Bisher ließ sich das bekanntlich trotz einiger Meisterwerke, die wir seit langer Zeit besitzen — ich erinnere nur an den von Friedrich dem Großen erworbenen „betenden Knaben“ nach Lysipp — durchaus nicht behaupten, und es ist eine eigenthümliche Glücksbegünstigung, daß in denselben Jahren, während deren wir auf unsere Kosten und durch das emsige Forschertalent unserer Gelehrten im Bezirke des alten heiligen Olympia Werke von unsterblicher Schönheit und Berühmtheit im reinen Eifer für Wissenschaft und Kunst für das Griechische Nationalmuseum in Athen aus alten Trümmern und dem Mutterschoße der Erde heraus mühsam ans Tageslicht fördern, daß gleichzeitig, sagen wir, durch den praktischen Sinn und die aufopfernde Vaterlandsliebe des in türkischen Diensten beschäftigten Ingenieurs Humann so wie des Directors Conze und der deutschen diplomatischen Vertreter in Constantinopel auf dem Boden des alten Pergamon aus dem dritten Jahrhundert vor Christus wunderbare Schätze an bedeutenden Marmorwerken der hochberühmten Pergamenischen Bildhauerschule nicht bloß entdeckt und ausgegraben, sondern auch für uns selbst erworben und in den Sälen des Berliner alten Museums — bequem zugänglich für die Forscher und Kunstfreunde aller Welt — ausgestellt werden. Es ist das in der That eine Weihnachtsbescherung überraschendster und außergewöhnlichster Art, welche die verdienstvollen Urheber jener Ausgrabung und Erwerbung dem erstaunten Berlin, dem ganzen Vaterlande, ja man kann getrost sagen den Gebildeten der ganzen Welt gemacht haben.

Die Pergamenische Kunstschule zur Zeit der Diadochen knüpft bekanntlich direct an den großen Meister zur Zeit Alexanders, an Lysippos an, der neben Phidias und Polyklet, sowie Skopas und Praxiteles als der fünfte der — jeder in seiner Art — unerreicht dastehenden hellenischen Plastiker mit Recht allseitig angesehen wird. Die Schule von Pergamon behielt im Ganzen Styl und Technik des Lysipp bei, bildete sie aber nach der Richtung des Willkürbewegten, Leidenschaftlichen, Hochpathetischen weiter aus und erreichte, wie die Ueberbleibsel und die alten Autoren uns belehren, die höchste Meisterschaft in der Composition großartiger, effectvoller, mit dem äußersten Raffinement der Technik ausgeführter Kampfeszenen. Der „sterbende Gallier“ des Capitols in Rom und der sein Weib tödtende Krieger desselben Barbarenstammes in der Villa Ludovisi ebendasselbst galten bisher als die besten und charakteristischsten uns übrig gebliebenen Werke jener Epoche. Bekanntlich überflutheten im dritten Jahrhundert vor Christus die Gallier Kleinasien und wurden von Attalos, dem Pergamenischen Herrscher, kraftvoll zurückgewiesen. Nach Sitte der damaligen Zeit verherrlichte dieser König seinen Sieg durch Denkmäler der bildenden Kunst, welche die eben durchfochtenen schweren Kämpfe mit den sagenhaften Götter-, Helden- und Gigantenkämpfen der alten hellenischen Mythologie in directen Vergleich stellten. Attalos stiftete Weihgeschenke dieser Art für die Akropolis zu Athen; für seine eigene Hauptstadt ließ er eine Art Altar, wir würden modern sagen, ein monumental-plastisches Siegesdenkmal von colossalen Dimensionen, errichten. Diesen wieder entdeckt, aus seinen Trümmern im Geiste wieder hergestellt und nachgemessen, endlich die in eine alte byzantinische Mauer verbauten, etwa noch zur Hälfte vorhandenen und zum Theile trefflich erhaltenen Relieffstücke des Frieses aufgefunden zu haben, ist das Verdienst Humanns und Conzes. Der Altar — wenn wir bei dieser Benennung bleiben wollen — hatte in seiner Basis einen Umfang von 140 Meter. Der große Fries, der den Gigantenkampf der Götter darstellt, und um das Monument außen sich herumzog, ist uns in Platten von 2,30 Meter Höhe und verschiedener Breite gerettet worden. Schon im Januar dieses Jahres wurden 36 Quadratmeter in aller Stille hierher gesandt. Das Geheimniß ward so trefflich gehütet, daß erst jetzt, nachdem der ganze Fund gelungen ist, weitere Kreise davon erfahren. Es kamen später noch 70 Quadratmeter Relieffplatten an. Da der ganze Fries etwa 300 Quadratmeter enthielt, außer vollkommenen Platten aber noch etwa 1500 Bruchstücke gefunden wurden, so darf man sagen, daß etwa die Hälfte des ganzen Frieswerkes dem Mauer-schutt und der Vergessenheit entrissen ist. Ueber den Aufbau des gesammten Monumentes hat sich etwa Folgendes ermitteln lassen: Der gewaltige Unterbau, dessen Dimensionen wir schon angaben, trug einen säulenumgebenen Tempel. Um den Unterbau in ziemlicher Höhe zog sich eben jener in den leidenschaftlichsten, herrlichsten Kämpfergruppen componirte Gigantenfries. Er nahm drei Seiten des Baues ein; an der vierten erhob sich ein mächtiger Treppenaufgang, als Zugang zum Tempel. Im Tempel selbst befand sich ein zweiter kleinerer Fries, die Sage vom Telephos (Sohn des Herakles und der Auge, Stammvater des Attalidengeschlechtes) darstellend. Es sind davon ungefähr 30 Relieffplatten erhalten, 1,57 Meter hoch und 70 bis 90 Centimeter breit, die übrigens zum großen Theile noch nicht ausgepackt sind und, wie die ganze großartige Erwerbung des Museums, erst nach längerer Zeit, wenn man sich über die Art der Aufstellung klar geworden ist, dem

Publicum zugänglich sein werden. Neben den stattlichen Ueberresten dieser beiden Frieße hat man noch Inschriften von hohem wissenschaftlichen Werthe und eine ganze Reihe anderer Sculpturen in Bergama gefunden. Ihre Sichtung und Erläuterung wird den Gelehrten eine schwierige aber willkommene Arbeit sein. Vor allem ist darunter ein weiblicher Kopf hervorzuheben von wunderbarer Schönheit des Ausdruckes und großartigen Zügen, der jedenfalls aus einer noch früheren, der eigentlichen Glanzperiode griechischer Kunst noch näher stehenden Zeit herrührt. An strenger imponirender Schönheit kann er nur etwa mit dem Kopfe der Venus von Melos im Louvre verglichen werden. Von den Gruppen des Gigantenfrieses sind die bedeutendsten (dem Inhalte der Composition nach) zum Glück mit gerettet worden. So das Mittelstück des Gesamtfrieswerkes: der kämpfende Göttervater Zeus selber, wie er eben mit der Aegis in der Hand auf einen Giganten eindringt, während zwei vom Blitz niedergeschmettert neben ihm bereits am Boden liegen; ferner Reliefsplatten mit Athene (von hoher Schönheit und Gewalt des Ausdruckes) und Poseidon, dann Apollon, Artemis und Bacchos, endlich Ge (die Erdmutter), die aus dem Boden bis zur Hälfte des Leibes auftauchend als Mutter der Giganten in Wehklagen ausbricht. Die einzelnen Gruppen zeigen die wilde Kampfeswuth in einer Steigerung der Leidenschaft, in Körperverschlingungen so schwierigster Art — Probleme, die gleichwohl spielend formell wie technisch gelöst sind — kurz in einer Bravour, wie wir ähnliches nur etwa an den Reliefsen vom Phigaliatempel bis jetzt kennen. Die Bedeutung der Gesamtterwerbung unseres Museums wird nicht überschätzt, wenn man von ihr sagt, daß sie für die Periode der griechischen Kunst nach Alexander dem Großen geradezu einzig dasteht, daß sie in den ganzen Zeitraum der Diadochenkunstblüthe erst helles Licht wirft, und daß sie überhaupt von allen vorhandenen Ueberbleibseln hellenischer Plastik der Masse der erhaltenen und zusammenhängenden Stücke nach die großartigste ist, der Bedeutung und dem künstlerischen und archäologischen Werthe nach aber höchstens von den Parthenonsculpturen und einigen anderen auf griechischem Boden entdeckten Werken aus dem vierten Jahrhundert übertroffen wird! Das Berliner Museum mag sich Glück wünschen, es ist bezüglich seiner alten Marmorwerke mit einem Rucke ebenso in die vorderste Reihe getreten, wie es bezüglich antiker Silbergeräthe vor Jahren ganz plötzlich durch den Hildesheimer Fund in Stand gesetzt wurde, mit den ersten Sammlungen Neapels und Roms zu concurriren. —y.

### L i t e r a t u r .

Theodor von Bernhardi, Vermischte Schriften. Zwei Bände. Berlin, G. Reimer. 1879. — Wenigen Historikern der Gegenwart ist es in so reichem Maße vergönnt gewesen, die großen Factoren der modernen Politik in der Nähe kennen zu lernen und das Triebwerk des staatlichen Lebens genau zu beobachten wie Theodor von Bernhardi. Aus jeder Zeile seiner Schriften spricht der personenkundige Mann, welcher sich in den verschlungenen Wegen der Staatskunst trefflich zurechtfindet und wie die Ereignisse vorbereitet werden, die mannigfachen Einflüsse sich kreuzen, Ziele und Mittel sich gegenseitig bedingen, aus eigener Erfahrung klar zu legen versteht. Die Vorzüge Bernhardis, sein psychologischer Scharfblick, seine richtige Schätzung der Staatskräfte und ihres Wirkens treten uns auch in den „Vermischten Schriften“ entgegen. An und

für sich für den Geschichtsfreund und praktischen Politiker Lehrreich, gewinnen die „Vermischten Schriften“ noch durch den Umstand ein erhöhtes Interesse, daß ihr Inhalt fast durchgängig mit den großen Tagesfragen, welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit aller politischen Denker fesseln, sich berührt, auf dieselben ein erhellendes Streiflicht wirft. So behandelt der erste Band vorzugsweise russische Verhältnisse. Wir wohnen Kriegsszenen aus den Zeiten der Kaiserin Katharina II. und dem Ende Kaiser Pauls bei; wir werden über den Antheil Rußlands an den Freiheitskriegen in unparteiischer Weise unterrichtet; das russische Heer, als es in den Krimkrieg auszog, wird an unseren Augen vorübergeführt, die Aufhebung der Leibeigenschaft mit allen Schwierigkeiten, Widersprüchen und Folgen, die sich an diese epochemachende Maßregel knüpfen, dargelegt. Je allgemeiner die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß die gegenwärtige Spannung zwischen Rußland und Deutschland niemals eine so bedenkliche Höhe erreicht hätte, wenn sie nicht durch die inneren Zustände im russischen Reiche und die Stimmungen weiter Kreise von langer Hand vorbereitet worden wäre, desto wichtiger ist die Kenntniß der letzteren, wie sie uns hier von einer ersten Autorität geboten wird. Der zweite Band beschäftigt sich außer mit einzelnen preussischen Verfassungsfragen mit der französischen Revolution, zerstört unbarmherzig die historische Legende, welche früher einen fast unbedingten Glauben gefunden hatte und unterwirft den französisch-österreichischen Krieg 1859 einer sachgemäßen Kritik sowohl vom politischen wie vom militärischen Standpunkte. Der letztere Aufsatz regt namentlich zum Nachdenken an. Als der Verfasser denselben im Spätsommer 1859 niederschrieb, konnte er nur die damals zugänglichen Quellen benutzen. Dieselben waren aber nicht vollständig, nicht in allen Punkten der Wahrheit entsprechend. Erst viel später ist der wirkliche Verlauf des Feldzugs bekannt geworden. Auf die politischen Verhältnisse hat aber nicht der letztere Einfluß geübt, sondern das Bild, welches man gleich anfangs von dem Vorgehen der Oesterreicher sich gemacht hatte. Niemals hätte der Pessimismus in Oesterreich, welcher erst seit 1870 zu weichen beginnt, so sehr um sich gegriffen, wenn man gewußt hätte, daß die österreichische Kriegsführung nicht so unbegreiflich schlecht gewesen, wie sie unter den ersten Eindrücken der Niederlage erschien. Der Verfasser hat dem Aufsatze eine längere Reihe von Anmerkungen angefügt, welche einzelne Angaben desselben auf Grund später publicirter Actenstücke richtig stellen und überdies über die napoleonische Politik und die Aussichten der französischen Republik sich verbreiten. Bei dem Gewichte, welches Bernhardis politische Urtheile besitzen, verdient es wohl Erwähnung, daß er an die Dauer der republikanischen Einrichtungen nicht recht glauben kann. „Die gegenwärtige Republik ist in den Augen der entschiedenen Republikaner, die man vorzugsweise in den Arbeiterquartieren von Paris suchen muß, gar keine Republik, sondern die Herrschaft der Bourgeois, die das Volk unterdrücken. Diesen entschiedenen Republikanern gegenüber kann die Republik nur durch die Armee aufrecht erhalten werden — und wird die Armee sie immer aufrecht erhalten wollen?“ Der schlimmste Gegner der Republik ist allerdings durch tragischen Tod dem politischen Schauplatz entrückt worden. Aber alle anderen Erwägungen des Verfassers bewahren ihre volle Gültigkeit. Im Interesse des Weltfriedens möchte man wünschen, daß seine Bedenken sich als irrig erwiesen. Weder die jüngsten Ereignisse, noch was wir sonst von dem bewährten Vorausblick Bernhardis wissen, geben dieser Hoffnung großen Raum.

S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-handlung.

Ausgegeben: 4. December 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Die französische Armee nach Trochu.\*)

Seitdem in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden ist, haben sich von Zeit zu Zeit Stimmen erhoben, welche den günstigen Stand der Reform in Zweifel zogen. Theils ist es die Abmessung der Dienstzeit, die Bevorzugung einzelner Classen, theils der Gang des Dienstes selbst, die Methode der Ausbildung, welche angegriffen werden. Jetzt hat auch jener Mann überraschend wieder seine Stimme erhoben, welcher vor zwölf Jahren mit seltener Schärfe die Mängel der kaiserlichen Armee zum ersten Male kennzeichnete.

Trochu, ein Officier, welcher mit Auszeichnung in den afrikanischen Feldzügen unter dem Julikönigthum gedient hat, gehört zu den Schülern und leidenschaftlichen Verehrern des Marschalls Bugeaud, dessen militärische Eigenschaften und Erfolge gegen die Araber in Algier diesem einen wohlverdienten Ruhm eingetragen hatten, welcher nicht nur durch seine bemerkenswerthen militärischen Schriften, in denen sich eben so viel praktischer soldatischer Geist, als patriotische Gesinnung aussprach, sondern auch durch sein geschicktes und energisches Auftreten in der parlamentarischen Arena vermehrt worden war. Auf die Schultern dieser Autorität gestützt, erregte im Jahre 1867 Trochu mit seinem Werke „Die französische Armee“ verdientes Aufsehen. Dasselbe war dem Andenken des Marschalls Bugeaud gewidmet und enthielt als Eingang einen gedrängten Lebensabriß desselben. Neben dem Ausdrucke seiner Pietät beabsichtigte der Verfasser wohl damit eine *captatio benevolentiae* seiner Leser wegen der rücksichtslosen Wahrheiten, mit denen er gerade die empfindlichste Stelle der nationalen Eitelkeit seiner Landsleute treffen mußte. Die äußere Veranlassung der Herausgabe des Werkes, von welchem einzelne Theile schon früher geschrieben waren, ist in den patriotischen Beklemmungen zu suchen, welche sich in Frankreich nach dem deutschen Kriege 1866 fühlbar machten. Nicht nur die Einleitung spricht dies offen aus, sondern das ganze

\*) Die französische Armee im Jahre 1879. Von einem Officier des Ruhestandes (General Trochu). Uebersetzt von A. Freiherrn von Schluga-Rastensfeld. Wien, Seidel und Sohn. 1879.

Buch erscheint als eine Apologie der Militäreinrichtungen Preußens, seiner Uebungen und seines kriegerischen Geistes, im Vergleich zu den veralteten Institutionen Frankreichs, seinem militärischen Schlandrian und seiner maßlosen Eitelkeit, welche der Nationalcharakter aus den Erfolgen der Armeen der Republik und des großen Kaisers in sich entwickelt hatte. Hat man doch nicht nur in Frankreich, sondern in weiten Kreisen der anderen Nationen lange Zeit ihre Siege nicht sowohl den Mängeln und Fehlern der Besiegten, als allein dem Genie und der Tapferkeit der Sieger zugeschrieben. Es sei hier nur an den festen Glauben erinnert, welcher aller Orten die Unbesiegbarkeit der republikanischen Volksheere als Dogma angenommen hatte, bis Rouffets auf Documente gestütztes Werk\*) die Phantasmagorie in den Köpfen der Gebildeten wenigstens zerstörte.

Die Geschichte — die *fable convenue* Napoleons — belehrt überhaupt nur Wenige, und am seltensten die Glücklichen, welche, auch ohne in solchem Maße selbstgefällig zu sein als die Franzosen, doch gar zu gern ihre Erfolge in der eigenen absoluten Vortrefflichkeit suchen.

Die meist vollkommen richtigen Urtheile des Verfassers erweitern sich unter Anklängen an unsern Clausewitz an einzelnen Stellen zu einer philosophischen Untersuchung über die Natur des Krieges und zu psychologischen Betrachtungen über die Franzosen als Soldaten, welche eben so für die Krieger aller Völker Geltung haben.

Das Trochusche Werk von 1867 sollte wohl zunächst nur Aufmerksamkeit erregen, zur Selbstbetrachtung veranlassen, denn positive Vorschläge für organische Aenderungen und eine zeitgemäße Tactik finden sich nicht darin. Vielleicht fühlte sich der Verfasser auch selbst hierzu noch nicht vorbereitet. Sein Zweck aber wurde erreicht. Das Werk machte großes Aufsehen und sechs oder sieben Auflagen wurden im Jahre seines Erscheinens vergriffen. Daß sich die Opposition gegen die Regierung und Politik des Kaisers dieses Buches bemächtigte, war natürlich und eben so folgerecht fiel der Verfasser in Ungnade und wurde ganz bei Seite geschoben.

Dies allein, ganz abgesehen von dem inneren Werthe des Werkes, war hinreichender Grund dafür, daß die revolutionäre Bewegung vom 4. September 1870 den General emporhob. Er wurde Mitglied der Regierung der nationalen Vertheidigung und übernahm das Gouvernement von Paris nebst dem Oberbefehl über die Streitkräfte in der Stadt.

Obgleich nun Vieles über die Zeit der Vorbereitung zur Vertheidigung gegen den vorauszu sehenden Angriff der Deutschen und über die Leitung der Kämpfe bis zur Uebergabe gedruckt worden ist, erscheint Alles doch noch

\*) Les volontaires de 1792.

unzulänglich, um ein vollkommen begründetes Urtheil über den Werth des Oberbefehlshabers zu gewinnen. Theils stehen die Schriftsteller auf den verschiedensten politischen Standpuncten, theils wollen sie oft gar nicht die Wahrheit sagen, sondern beabsichtigen, sich zu rechtfertigen und die Gegner oder Nebenbuhler anzugreifen, und endlich wissen viele derselben kaum mehr von den inneren Gründen mancher Maßregel, von den einflußreichen Hemmungen hinter den Coulissen, als wir. Allerdings erscheint das militärische Können Trochus als Organisator wie als Führer nicht außergewöhnlich und seine Charakterschwäche tritt vielfach hervor. Wie dem auch sei, die Erfolge des Generals waren gering und die Richtigkeit des bekannten Motto der militär-geschichtlichen Werke von G. v. W., unseres nachherigen Feldmarschalls von Müßling: „la critique est aisée mais l'art est difficile“ bewahrheitet sich für ihn vollkommen.

Er verschwand von der öffentlichen Schaubühne nach dem Falle von Paris, und das große Publicum erfuhr so gut als nichts von seiner Existenz. Doch der immerhin durchaus patriotische Mann und dem Wohle der Armee hingeebene alte General verlor das öffentliche Interesse nicht einen Augenblick aus dem Auge, sondern beschäftigte sich, während Andere mehr oder weniger selbstgefällig gefärbte Memoiren oder Parteischriften verfaßten, in den langen Jahren seit 1871 mit eingehenden Studien zum Besten des Heeres.

Die Frucht derselben legte er in diesem Jahre in einem Werke nieder, welches auch bald nach seinem Erscheinen mehrere Auflagen erlebte. In einem ganz kurzen Vorwort erkennt es Trochu mit rührenden Worten an, daß er in dem Widerstreite der Thatsachen und Täuschungen, welche im Leben der Völker wie in dem des Einzelnen alltäglich sind, besiegt worden ist, nachdem er auf dem Felde der öffentlichen Angelegenheiten zu hervorragender Stellung berufen war. Die von ihm angegriffenen allbeliebten Täuschungen, denen gegenüber er unliebsame Thatsachen vertheidigte, erwiesen sich zu stark, und er mußte neben dem Loose aller persönlich Besiegten noch das schwere Unglück des Vaterlandes tragen. Nun durch das Alter an das Ende seiner Tage erinnert, losgelöst von Allem, aber nicht theilnahmslos, bietet er, in der alten Armee als Mann ehrlichen Strebens bekannt, den Männern gleicher Natur im neuen Heere mit der ungebrochenen Treue für seinen Beruf, welche ihn auch bei seinen ersten Arbeiten begeisterte, ein neues Werk zur Prüfung an.

Das Werk beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über die Natur der Völker und ihrer Heere. Der Fortgang sucht die gewonnenen Resultate auf die französische Armee anzuwenden, nicht nur kritisirend, sondern mit positiven Vorschlägen zu nothwendigen, oder doch mindestens nützlichen Einrichtungen. Doch auch dieser zweite Theil bringt nur verhältnißmäßig Weniges



auf Organisation Bezügliches, sondern einzelne Forderungen von Institutionen, welche er für die nothwendigsten zur Erziehung der Nation und Begründung des militärischen Geistes hält. Auch überwuchern die historischen Angaben und die philosophischen Betrachtungen die einzelnen praktischen Forderungen, welche sehr wenig detaillirt ausgearbeitet sind. Ohne dem General nun hieraus einen schwer wiegenden Vorwurf machen zu wollen, denn auf Unterstützung durch Mittheilung officieller Acten hat derselbe wohl verzichten müssen, so dürfen wir doch behaupten, daß in einem Lande wie Frankreich, und in einer parlamentarischen Zeit wie die unserige, aus den Kammerverhandlungen und officiell veröffentlichten Decreten und Instructionen schon genügendes Material zu beschaffen war, aus welchem substantielle Vorschläge entstehen konnten.

Freilich würde das Buch dadurch einen anderen Charakter erhalten haben und wohl nur von dem militärischen Publicum beachtet worden sein, während jetzt die Masse aller derer, die überhaupt lesen, von demselben Kenntniß nehmen kann und wird. Es ist wohl möglich, daß der Verfasser dies beabsichtigte, um die militärische Erziehung der Nation, welche bei der neu eingeführten allgemeinen Dienstpflicht die erste Stelle seiner Forderungen einnimmt, zu fördern. Hierauf deutet die Behauptung, daß, wenn sich in Frankreich erst das „Fieber der Armeearganisation gelegt haben wird“, Alle vor der Arbeit nicht zurückschrecken werden, die ungeheure militärische Maschine auf solidere Fundamente zu basiren, als sie das Land jetzt besitzt — nämlich auf wahrhaft militärische Institutionen.

Damit gedenkt er aber den Organisatoren nicht etwa einen Vorwurf zu machen, sondern er erkennt an, daß sie den Verhältnissen gemäß handelten. Sie hatten weder Zeit gehabt, eine umfassende Arbeit, gegründet auf Studien der Waffenspecialisten, aufzustellen, noch selbst die Initiative zu ihren Plänen ergreifen dürfen, da die durch viele Ereignisse verschobene Stellung der Nationalversammlung dieser solche de jure et de facto sicherte.

Nachdem Trochu diese zum Theil beklagenswerthen Zustände näher erörtert, spricht er seine Ueberzeugung dahin aus, daß, wenn Europa eines längeren Friedens genießen sollte, zu dessen Bruch sich Frankreich nicht hinreißen lassen darf, wie es auch nicht ohne die von Allen anerkannte Nothwendigkeit selbst einen Krieg unternehmen würde, das Land an die Lösung folgender zwei Aufgaben gehen muß.

Erstens die Durchführung jener Veränderungen in seiner militärischen Gesetzgebung, welche sich nach den letzten Erfahrungen auf diesem Gebiete noch als dringende erweisen.

Zweitens die Fortentwicklung der schon bestehenden Institutionen in der Armee.

Dabei weist Trochu abermals, eben so wie in dem früheren Werke, mehrfach auf Preußen und seine ungeheuere Arbeit auf diesem Felde in dem fünfzigjährigen Frieden hin. Er erkennt aber auch sogleich die großen, wie er meint aber nur vorübergehenden, Schwierigkeiten zur Lösung dieser Aufgaben, sowohl in Bezug auf die Discussion, als die Ausführung, soweit es das Budget betrifft. Er giebt zu, daß die Nation sich am Ende ihrer Steueranstrengungen für die Armee gekommen glaube, hofft aber auf ihre wachsende Bereitwilligkeit. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit neuer Anstrengungen in der öffentlichen Meinung hervorzurufen ist seine Aufgabe. Trochu ist sich vollkommen klar darüber, daß bei einem Vergleiche Frankreichs mit dem Auslande manche Erscheinungen zu Tage treten, welche die Empfindlichkeit der Nation verletzen, aber eben dieser Verblendung seien die Niederlagen gefolgt. Das Interesse seiner Landsleute an den behandelten Fragen hat der wackere General unzweifelhaft erregt — aber ob das Werk so nachhaltigen Eindruck machen wird, als dasjenige von 1867, ist fraglich.

Unzweifelhaft war die Lektion von 1870—71 eine harte, und wohl geeignet, eine innere Einkehr hervorzurufen, ob dieselbe aber den Volkscharakter gründlich zu modificiren im Stande war, dürfte noch eine offene Frage bleiben.

Die fast in allen Capiteln wiederkehrenden Hinweise auf Preußen und seine Institutionen, die Bekämpfung der Jahrhunderte lang cultivirten Legenden von Unüberwindlichkeit und geistiger Ueberlegenheit verletzen die Menge oder lassen sie doch mindestens kalt. Die Mehrzahl der Franzosen fühlt sich wieder im Besitze einer Armee, sie sehen die Truppentheile bei allen Gelegenheiten, wo sie sich in größeren Abtheilungen produciren, anders und auch für Laien Augen besser exerciren und manövriren und auch die Zucht und die Haltung der Einzelnen hat sich vervollkommenet. Hören und lesen die braven Bourgeois nun außerdem die lobende Anerkennung der Vorgesetzten und der Regierung über die Leistungen, so werden sie sich bald damit zufrieden geben und nur ungern die etwa geforderten größeren Lasten, welche neue Institutionen erfordern, tragen. Freilich ist die nun eingeführte allgemeine Dienstpflicht geeignet, das allgemeine Interesse an solchen militärischen Dingen immer von neuem anzuregen. Gebildete Leser werden das Schiefe mancher Vergleiche erkennen und sich leicht mit der Ueberzeugung trösten, daß die Verhältnisse von 1808 bis 1813 in Preußen durchaus verschieden von den heutigen in Frankreich sind, und daß deshalb solche energische Mittel nicht nothwendig erscheinen. Wenn sie darin auch Unrecht haben, so ist doch die Schwierigkeit der Aufgabe in dem hochcultivirten Frankreich und der heutigen industriellen Zeit nicht zu verkennen. Vermochte doch auch in Preußen nur die lange Noth, welche den Haß schürte, die allgemeine Dienstpflicht zu einem anerkannten Bedürfniß zu machen, und mit welchem Widerstreben hatte sie noch immer

zu kämpfen. Wissen wir selbst doch am besten, daß über ein Menschenalter dazu gehörte, um das stolze Gebäude der preussischen Armee so auszubauen, wie es heute ist, und alle Institutionen derartig zu festigen, daß die übrigen deutschen Stämme sich an diesen Kern anschließen und in wenigen Jahren zu einem Ganzen crystallisiren konnten.

Indeß die französische Armee hat von uns gelernt, und vieles Gute angenommen, wenn auch, und das ist nicht fehlerhaft, nach dem Grundsatz *est modus in rebus*. Mag noch manches in ihren Institutionen mangelhaft sein, mögen einzelne Versuche verfehlt erscheinen, so wird sich mit der Zeit das verbessern und dem Nationalcharakter und den Landesverhältnissen gemäß weiter entwickeln. Es ist jedenfalls ein Zeichen der wachsenden Erkenntniß, daß neben einer Zahl von Historikern, welche auf Grund ihres objectiven Studiums ihren Landsleuten die ungeschminkte Wahrheit sagen, Männer wie Trochu und der Oberst Baron Stoffel in Bezug auf die Armee den Lieblingschwächen der Nation kühn entgegenzutreten gewagt haben. Wir haben alle Ursache mit der Thatsache zu rechnen, daß die auch früher höchst achtungswerthe Armee jetzt aus einem, wenn auch nationalen, doch immer nur aus den niedrigsten Volksschichten conscribirten, ein Volksheer geworden ist.

Die Studien Trochus und seine Ausstellungen am gegenwärtigen System richten sich im Wesentlichen auf folgende Gesichtspuncte. Dem für das ganze Werk gewählten Motto entsprechend, „die Armeen sind eine erzeugte Kraft, die militärischen Institutionen aber sind erzeugende Kräfte“, weist er historisch nach, daß es keine unbefiegbare Armee gibt und nie gegeben hat, daß aber Völker mit guten militärischen Institutionen sich nach den größten, selbst wiederholten Niederlagen, von denselben erholen können, während andere durch eine einzige unglückliche Schlacht auf immer gebrochen werden.

Was insonderheit die französischen Institutionen betrifft, so erklärt Trochu die sogenannte Legende von den Erfolgen der Armee, ebenso wie er es 1867 bereits gethan, als ein bedenkliches Erbtheil. Freilich konnte die durch mehrfache Revolutionen und Kriege beschränkte Ruhezeit in den Jahren der Restauration und des Julikönigthums in Frankreich nicht annähernd so zur Fortbildung des Heerwesens benutzt werden als gleichzeitig der lange Frieden in Preußen. Die Befürchtung wird ausgesprochen, daß, wenn erst die Generation, welche die letzten Unglücksfälle erlebte, ausgestorben sein wird, sich, wie nach 1815, auch bald wieder die Legende bilden werde, daß nur Unfähigkeit an der Spitze und Verrath die erlittenen Niederlagen verschuldet habe. Wenn bisher sich Frankreich für reich genug an Geld und Menschen hielt, um immer neue Armeen zu liefern, so hat der letzte unglückliche Krieg bewiesen, daß ein solcher Reichthum ohne gute Institutionen nicht genügende Sicherheit bietet.

Das dritte Capitel: „Der Krieg in Afrika“, ist wohl aus subjectiven

Gründen herangezogen und eingehender behandelt worden. Interessant erscheint im Allgemeinen nur, daß die „Gesellschaft gegenseitiger afrikanischer Bewunderung“ gezeißelt wird, so daß auch hier die Geschichte weniger der Ausdruck der wahren Thatfachen und unparteiischer Ansichten, als vielmehr das Bild der Leidenschaften der Zeitgenossen, von ihnen selbst geschrieben, sei.

Nach dieser Abschweifung kehrt Trochu wieder zum Thema zurück und spricht vom Zusammenhang von Volksgeist und Heerwesen. Er enthält sich jedoch, den zahllosen theoretischen Abhandlungen eine weitere hinzuzufügen. Seine praktischen Vorschläge sind aber weder neu noch besonders gut gewählt, und reduciren sich auf Bekämpfung der Legende, Forderung der vollen Wahrheit für das Volk, Volksbelehrung durch gedruckte officiële militärische Instruktionen (catechisme) und Jugendübungen und Dorfschießplätze. Nebenbei wird der „militärische Geist“ gegenüber dem „kriegerischen Sinn“ gepriesen, denn wenn Letzterer auch wohl zum Siege führen kann, so ist Ersterer allein geeignet, die Völker in Niederlagen zu stützen und sie in Stand zu setzen, nach genügender Vorbereitung revanche (sic) zu nehmen. Man sieht, daß bei aller Friedensliebe und der Erkenntniß, daß Frankreich bisher stets der Friedensstörer in Europa gewesen ist, der Hintergedanke auch dieses die Wahrheit so hoch stellenden Franzosen doch immer die revanche ist, welche das dem Lande gebührende Uebergewicht wieder gewinnen soll.

In einem folgenden Capitel, die Soldatenfamilien, finden wir ganz richtige, für alle Armeen gültige Gedanken. So die Würdigung der Schwierigkeit, heute noch den „besten“ Ersatz des Officiercorps in Familien zu finden, welche durch Generationen hindurch nur diesen Beruf kannten, weil die Industrie, der Handel und was damit zusammenhängt, eine große Zahl solcher zum Wohlleben lockt und von den Waffen abwendet.

Interessante und starke Schlaglichter auf französische Verhältnisse und Auffassungen werfen folgende Bemerkungen.

Der Verfasser macht der republikanischen Regierung (von 1848) den Vorwurf, daß sie, abweichend von früherem Verfahren, die Stipendien für Officierskinder auch für die anderer Personen, welche sich um den Staat verdient gemacht hätten, bestimmte, und daß sie nicht nur Verdienste um den Staat, sondern mehr noch die Bedürftigkeit, als Begründung der Ansprüche erkannt habe. Thatsächlich wurde durch diese Anschauung aber der Begünstigung augenblicklicher politischer Verdienste Thür und Thor geöffnet, und das Kaiserreich verdankte einer solchen Praxis bei der allgemeinen Abstimmung einen guten Theil seines Erfolges. Wenn der General dann hinzufügt: Das kann den Anhängern des Kaiserreiches von den Freunden der heutigen Republik nicht oft genug ins Gedächtniß zurückgerufen werden, so

scheint diese Erinnerung dennoch wohl noch mehr als ein avis für die Republikaner gelten zu müssen.

Eine ähnliche, wenn man will beschränkte, aber gewiß nicht nur in Frankreich richtige Auffassung der Standesaussichten ist es, wenn der Verfasser es rügt, daß die alten Officiere, welche meistens arm sind, jetzt gehalten würden, sich ihre Bedürftigkeit von einer Civilbehörde bescheinigen zu lassen, wenn sie sich um Stipendien für ihre Kinder bewerben. Man sieht, Trochu war doch wohl früher Soldat als Republikaner.

Das Buch geht nun auch endlich auf das rein militärische Gebiet und wendet sich der Erziehung der Armee zu. Der Verfasser beginnt mit der Schilderung dessen, was bisher in der Armee der Conscription und Stellvertretung darunter verstanden worden sei. Es war dies in jeder Beziehung wenig und beschränkte sich auf den ersten Drill, dürftige Instruction und Exerciren. Mit der Einstellung in das Bataillon waren die Recruten fertige Soldaten. Auch heute sei es im Grunde genommen eben so, nur mit dem Unterschiede, daß man alles eifriger ausführe und die Ausführung nach den Reglements auf das strengste überwache. Kann man das eine Erziehung nennen, fragt emphatisch der Verfasser, und schließt daran seine Gedanken über eine solche, welche eben so richtig als gut gemeint sind. In den positiven Vorschlägen zu einer guten Erziehung des Soldaten für seinen Beruf kommt Trochu dann zu nichts Anderem, als zu dem Mittel, welches in der deutschen Armee auf Grund der preussischen Erfahrung zur Gewohnheit wurde, nämlich die Compagnie-, Escadron- und Batteriechefs mit derselben zu betrauen und sie in allgemein festgesetzten Grenzen selbständig dafür wirken zu lassen. Daß aber dazu eine Schule von mehreren Generationen gehört und neben einer solchen die volle Hingabe an den kategorischen Imperativ der Pflicht, spricht der Verfasser nirgends aus. Seine Detailvorschriften sind unbedeutend und die dem französischen Geiste eigene Hochschätzung von Auszeichnungen und Belohnungen spielt eine große Rolle. Seine Betrachtungen über die Disciplin enthalten richtige Gedanken im Allgemeinen. Kleine Mittel — es giebt in der Praxis keine anderen — welche aber nur durch ununterbrochene, lange Zeit dauernde Anwendung wirksam werden können.

Interessant ist die Anerkennung der Verschiedenheit der Achtung und des Gehorsams der Untergebenen gegen den Vorgesetzten, von denen der bessere, der freiwillige Respect, gegründet auf Vertrauen und religiöse Erziehung, in der französischen Armee wenig zu finden sei, während die preussische, durch die Erziehung des Volkes im Haus, in der Schule und der Armee, denselben besitze — was mit geringen Ausnahmen der letzte Krieg bewiesen habe. In gleicher Art urtheilt der Verfasser über das Strafverfahren und die Strafen, wobei er nicht gerade vortheilhafte Urtheile über die Behandlung dieser wichtigen

Frage in der französischen Armee fällt. Seine Zweifel, ob dies bei der allgemeinen Dienstpflicht so bleiben könne, sind begründet. Die hieran geknüpften Vorschläge sind durchaus richtig und in Preußen seit lange in Übung.

Interessant für die Beurtheilung der Wirkung der Trochuschen Ansichten in der Armee ist die ausgesprochene Ueberzeugung, daß viele ältere Officiere dieselben für philosophische Träumereien halten würden und daß er nur die Hoffnung hegen dürfe, die jüngere Generation, an welche er sich wende, für sich zu gewinnen. Ihnen versichert er, daß ein Scharnhorst, Stein, Humboldt, Arndt, Fichte und Andere diese Grundsätze getheilt und durch ihre Anwendung das Vaterland groß gemacht haben.

In dem Schlußcapitel dieses ersten Theiles behandelt der Verfasser noch die nationale Erziehung durch die Armee, um so den Ring zu schließen. Da die Gesellschaftsclassen sich nicht in Harmonie befinden, darf man nicht hoffen, daß die Armee, wie es sonst naturgemäß wäre, sich aus der Gesellschaft heraus besser entwickeln könne, daher bleibe nur übrig, durch die Armee auf die Gesellschaft zu wirken und aus ihren Institutionen neues Blut in die politischen Verhältnisse überzuführen. Daß dies möglich sei, ergebe sich aus der Veränderung, welche in den Heeresverhältnissen durch die allgemeine Dienstpflicht und die Abschaffung des Stellvertreterwesens eingetreten sei. Seine Hoffnung für das Gelingen dieser Regeneration setzt der Verfasser in die Einwirkung der besseren Schule auf die jüngere Generation der Officiere, welche, weil noch zu jung, um durch die früheren Zustände beeinflusst zu sein, empfänglich für das neue sind und dereinst, als höhere Vorgesetzte, in diesem Sinne wirken sollen. Man sieht, ein Wechsel auf ziemlich lange Sicht.

Der Grundgedanke aller Ausführungen der Arbeit von Trochu bleibt die Erkenntniß, daß mit der buchstäblichen Einführung des preussischen Wehrsystems in Frankreich die Grundlagen, auf welchen dies sich entwickeln konnte, nicht zugleich herübergenommen worden sind. Diese neu zu schaffen, ist freilich ein mühevolleres Beginnen, dem die Kraft unseres Volksthum's heute auch nicht in gleichem Maße entsprechen würde, wie vor fünfzig Jahren.

Die militärische Erziehung der gesammten Nation ist es, was Trochu fordert, und im zweiten Theil des Werkes geht er im Einzelnen die Einrichtungen durch, welche dieselbe zu verwirklichen im Stande sind. Wenn das etwas selbstgefällig klingt, so lenkt der Verfasser doch sogleich ein, indem er eingesteht, daß es seine Kräfte überschritte, alle diese verwickelten Fragen zu lösen. Er wolle sich jeder grübelnden Theorie enthalten und dieselben nur von der praktischen Seite, bezüglich der Organisation der Armee prüfen und beleuchten, um seinerseits Material zur Berathung dieser Sachen zu liefern.

Als wichtigste militärische Institutionen erklärt Trochu zunächst die Aushebung nach ihren Grundsätzen und ihrer praktischen Handhabung, sowie ferner

die zur Unterweisung der Armee bestimmten Anstalten; ferner den Ersatz des Unterofficiercorps. Daß die Tüchtigkeit der Vorgesetzten der niederen Grade bei der heutzutage verkürzten Dienstzeit eine Lebensfrage sei, ist zweifellos. Frankreich hat nun nach Trochus Urtheil zu rasch die höheren Behörden gegründet und mit solchen Geldopfern, daß die Erziehungsanstalten dabei zu kurz gekommen sind. Oesterreich, Rußland, selbst Italien übertreffen es jetzt noch. Vor allem aber Preußen, dessen Anstalten unter jedem Gesichtspunct musterhaft seien. Es folgt nun eine recht gut gearbeitete Uebersicht unserer Einrichtungen, die nur wenige Mißverständnisse — nicht zu unserem Nachtheil — enthält. Der Verfasser verdankt dieselbe, wie wir beiläufig nicht ohne Interesse erfahren, der vom Kriegsministerium herausgegebenen „ausgezeichneten, in Frankreich weniger als im Auslande bekannten Revue militaire de l'étranger“.

Der Verfasser beurtheilt die Erfolge dieser historisch seit dem ersten Könige (?) datirenden Einrichtungen überaus günstig und vertheidigt z. B. unsere als aristokratisch verschrieene Ausschließung des Unterofficiercorps von der Beförderung zum Officier. Es sei dies keine junterhaft aristokratische Anmaßung, sondern eine echt demokratische Einrichtung, insofern ein Jeder Officier werden könne, aber nur nach Erfüllung ganz gleicher, aber strenger Anforderungen. Die unter dem ersten Kaiserreiche durch Thatfachen berechtigte Ansicht, daß jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage, sei von dem besiegten Preußen dahin verändert worden, daß niemand auch nur Secondelieutenant werden dürfe, der nicht seine besondere Ausbildung, seine Intelligenz und seine Ehrenhaftigkeit nachgewiesen habe. Das erstere Princip ist ein augenblickliches Reizmittel gewesen, für die Demokratie bestimmt. Das zweite ist der Ausdruck des praktischen Sinnes, dessen Ergebnisse sich in der Armee zeigten. Es ist eine wirkliche Kraft, die sich immer mehr entfaltet hat.

Es folgt nun eine Uebersicht der militärischen Unterrichtsanstalten Frankreichs. Im Vergleiche zum „ancien régime“ ist angeblich das gegenwärtige Frankreich arm an solchen. Der Rückgang unter Napoleon I. erklärt sich durch die steten Kriege, welche dem Kaiser keine Zeit gelassen haben, auch in dieser Beziehung Neues zu schaffen und dann aus dem so außerordentlich starken Verbrauch, den die Schulen nicht zu ersetzen im Stande waren. Zur Begründung seiner Angabe bringt Trochu eine Anzahl höchst interessanter Ordres Napoleons, als erster Consul und Kaiser, an verschiedene Kriegsminister, welche sowohl die Noth als die tyrannische Rücksichtslosigkeit des Herrschers beweisen. \*) Doch auch unter der Restauration und bis in

\*) Wir können es uns nicht versagen, folgende Ordre an den Polizeiminister Fouché aus dem Jahre 1809 wiederzugeben. Da St. Cyr durch die Abgaben an die Armee kaum noch Schüler hatte, schrieb der Kaiser: „Mon intention est d'envoyer à l'école de St. Cyr

das zweite Kaiserreich wurden die Verhältnisse nicht besser und überaus schlecht vorbereitet ging man auch in dieser Beziehung in den Krieg von 1870.

Die Unzulänglichkeit der Lehranstalten ist nach Trochu seit dem Kriege in dem Verhältnisse gesteigert, als die jetzige Militärverfassung sich erweitert hat. Diese schwebt zur Zeit als ungeheures Gebäude in der Luft und es ist dringend nöthig, ihr eine breite, solide Grundlage zu geben.

Der Anfang seiner Vorschläge ist aber, wie es nach seiner Darlegung zu erwarten steht, eine Tödtung, keine Schöpfung. Sehr richtig eifert der Verfasser gegen die Schulen für die *enfants de troupe*, deren Aufhebung er verlangt, um sie aber durch anders organisirte für größere Verbände zu ersetzen.

Trochu verlangt ferner die Errichtung von Unterofficierschulen, für die Bezirke von je drei Armeecorps eine. Ferner als Aequivalent unserer Cadettenanstalten die Errichtung von vorbereitenden Militärcollegien (*Brytaneen*) mit gründlicher, allgemeiner Ausbildung, auch für je drei Armeecorps eins, unter Aufhebung des schon im ersten Theile des Werkes tadelnd geschilderten *Brytaneum* von La Flèche. Ferner Officierschulen, nämlich drei Arten Fachschulen. Eine für Genie und Artillerie, eine für Cavallerie und eine höhere Kriegsschule.

Unter den geistreichen Auslassungen des Verfassers sind einige von besonderem Interesse. So in der Polemik gegen die Schule von St. Cyr und die polytechnische Schule, welche Trochu erweitert sehen will, die Behauptung, daß die militärische Erziehung der zukünftigen Officiere die Hauptsache sei und daß selbst ein Artillerist oder Ingenieur zur Erfüllung seiner Aufgaben weder im Kriege noch Frieden in den sogenannten abstracten Wissenschaften seine wichtigste Hilfsquelle besitze! Habe doch Vauban nur den Unterricht des Priors von Saumur genossen, ehe er mit dem siebzehnten Jahre als Freiwilliger eingetreten sei und auch Napoleon sei in Brienne nur durch Franciskanermönche unterrichtet worden und habe später nur die Militärschulen zu Paris und La Fère besucht.

Man sieht, es sind dies specifisch preussische Auffassungen.

Ein zweiter Punct, den Trochu vorschlägt, und der wie eine Concession an die alte demokratische Gewohnheit erscheint, welche freilich auch durch das Gesetz gut geheissen worden, ist die Forderung, zwei Unterofficiere, welche in den Regimentern aller Waffengattungen den meisten Anspruch auf Unterlieutenantsstellen haben, zu den Officierschulen zuzulassen, wo aber besondere

---

10 jeunes gens par département, 50 pour Paris, appartenant aux familles d'ancienne noblesse, âgés de 16 ans et de moins de 18 (?). Si l'on fait quelque objection, il n'y a pas d'autre réponse à faire, que c'est mon bon plaisir.



Curse für sie eingerichtet werden müßten. Die Sätze sind zu allgemein gehalten, um ein Urtheil über den Gedanken fällen zu können.

Die Besprechung des jetzt geltenden Recrutirungsverfahrens enthält neben der Polemik sehr viel Historisches. Ohne Zweifel hat der General nach preussischer Auffassung Recht und seine Polemik mag geboten sein, weil die Gegner, als Vertheidiger der französischen Verhältnisse, ihm gefährlich erscheinen, aber die häufigen Wiederholungen ermüden. Die besten Waffen in dem Kampfe entnimmt Trochu wiederum, wie natürlich, der Geschichte Preußens. Scharnhorst und Clausewitz werden ins Treffen geführt. Es ist aber nicht richtig, deren Anschauungen so darzustellen, als ob sie der Ueberlegenheit der Napoleonischen Strategie die Theorie der Schulen entgegenstellten.

Freilich haben wir die Grundsätze, deren Anwendung den Franzosen Jena und Austerlitz verdankte, uns zu eigen gemacht und die späteren Schlachten in diesem Geiste geschlagen, wie auch das Napoleonische Wort: „Vorbereiten, Erwägen, Wagen“ in dem Moltkeschen Wahlspruche: „Erst wägen dann wagen“ wiederklingt.

Doch nun zur Recrutirung. Der Verfasser fordert als längste Dienstzeit bei allen Waffengattungen drei Jahre, dafür die Einberufung des ganzen Jahrescontingentes. Die Zulassung zum einjährigen Dienst darf nur auf Grund von Diplomen der Unterrichtsanstalten erfolgen, aber die Ausrüstungskosten derselben sollen auf den wirklichen Preis herabgesetzt werden. — Ferner wünscht er die Möglichkeit einer Beurlaubung vor Ablauf der vollen Zeit nach mindestens achtzehnmonatlichem Dienst und nach der Prüfung durch eine Jury von Officieren aller Chargen und zwei Unterofficieren. Die Beurlaubten verbleiben durch den Rest ihrer Dienstzeit zur Verfügung der Truppentheile.

Bei einer Dienstzeit der Reserve von fünf Jahren, der Landwehr von sechs Jahren, die der Reserve der Landwehr von weiteren sechs Jahren berechnet Trochu die Stärke der Armee nach Abrechnung von allerlei Ausfällen auf rund eine Million. Von dieser noch erforderliche unvermeidliche Abzüge zugestanden, soll eine Feldarmee von 700,000 Mann bleiben — mehr als das Doppelte dessen, was Frankreich selber zu irgend einer Zeit wirklich im Felde gehabt hat.

Die Rechnung ist gewiß annähernd richtig, ebenso wie die meisten Behauptungen, auch die kritischen, des Generals unwiderlegbar erscheinen. Für Deutsche sind die Sachen durchaus nicht neu. Die Forderungen sind mit geringen den französischen Verhältnissen gemachten Concessionen unserem Wehrgesetze nachgebildet. Einige derselben sind durch Abänderungen des ersten Organisationsgesetzes schon bewilligt und es erscheint wohl zweifellos, daß

in nicht zu langer Zeit diese Principien in der Hauptsache angenommen werden dürften. Frankreich, das Land, welches stets geneigt ist, sofort eine politische Revolution zu machen, wird sich endlich auch herbeilassen, die militärische Umwälzung auszuführen und durch den letzten Krieg für die allgemeine Wehrpflicht reif gemacht, endlich auch dahin gelangen, sich das Maximum der durch sie gewährten Vortheile zu sichern. Mag in Einzelheiten dies oder jenes Interesse, diese oder jene Ansicht, die Ausführung auch hinter der Theorie zurückbleiben, — wir müssen auf eine hohe Steigerung der Wehrkraft gefaßt sein, wenn wir auch besser als andere wissen, daß die Sachen, um fertig zu werden, lange Jahre bedürfen, und daß einzelne Schwierigkeiten, die wir, Dank unserem Nationalcharakter, mit der Zeit beseitigten, in Frankreich kaum je zu überwinden sein werden.

Bekanntlich ist der französische Generalstab derjenige Zweig des Heeres, welcher am längsten auf eine definitive Neugestaltung warten mußte. Trochu nimmt Veranlassung, von den Anklagen eines 1873 erschienenen Werkes gegen den französischen Generalstab zu sprechen und tadelt das Verlangen, die Principien und den Mechanismus, welche in einer Armee unter nicht genau genug gekannten Verhältnissen vortrefflich gewirkt haben, in der eigenen Armee zur Nachahmung zu bringen, während man selber Einrichtungen besitzt, welche auf nationale und militärische Ueberlieferungen gegründet sind. — Hieraus geht schon hervor, daß Trochu trotz seiner aufrichtigen Anerkennung nicht durchaus mit den preussischen Generalstabsverhältnissen einverstanden ist, was sich später auch in Einzelnem ergibt. Jedenfalls stimmt er darin mit uns überein, daß er es für fehlerhaft erklärt, die Generalstabs-officiere schon von der Vorbereitungschule auf Grund von Examenleistungen auszuwählen und dann immer in dem Specialcorps zu belassen. Bei dem preussischen Verfahren tadelt er nur den zum Princip erhobenen steten Wechsel der Officiere zwischen Truppe und Generalstab und zwar im Interesse der ersteren. Dies kann als Beweis gelten, daß auch eine genaue Kenntniß der fremden Armee Lücken behält, weil die inneren Verhältnisse nicht klar liegen. Die Truppe leidet nicht, wenn einzelne Abtheilungen häufiger ihren Führer wechseln, und Officiere, welche die „dons de la maman“ besitzen, bilden sich auch im Generalstabe zu praktischen Führern aus.

Es ist nur folgerichtig bei der Anerkennung, die Trochu unserem Systeme widmet, daß er an einer anderen Stelle des Werkes kühn genug ist, trotz seines republikanischen Parlamentarismus, die Vorzüge der constitutionell-monarchischen Verfassung und einer obersten Leitung des Heeres durch den Herrscher, wenigstens zwischen den Zeilen zu rühmen. — Daß nicht alles in der Darstellung unserer Verhältnisse ganz richtig ist, hat keinen Einfluß auf das Zutreffende des Urtheils im Allgemeinen. Die gegenwärtige Ein-

richtung des französischen Generalstabes und die ganze Organisation der Commandobehörden, sowohl unter dem Kaiserreiche als auch nach den seither eingeführten Veränderungen, haben nicht den Beifall des Verfassers und es ist von Interesse zu erfahren, daß die von Napoleon III. eingeführte Zusammenstellung von Armeecorps eigentlich die bisherigen Verbände nur scheinbar änderte. Die neuen Corps vertraten im Grunde nur die früheren Territorialdivisionen. Es geht ja häufig so, wenn Neuerungen, welche von Grund aus stattfinden müssen, nur in den oberen Sphären ins Leben treten.

Wenn irgend eine militärische Institution der französischen Armee von denen der preussischen verschieden war und noch ist, so dürfte es die Verwaltung im Großen und Kleinen sein. Keine andere aber dürfte sich auch schwieriger der unserigen treu nachbilden lassen, trotz deren einfacher Natürlichkeit.

Die französische Administration, wie sie war, hat zu Zeiten musterhaft gewirkt und im Frieden wie in ungeheueren Kriegen Großes geleistet und zwar ebenso, wenn es galt aus vorhandenen oder angelegten Magazinen zu verpflegen, als wenn ohne solche durch freihändigen Ankauf alles Erforderliche zu beschaffen war. Es ist hier nur an den Kriegszug des Herzogs von Angoulême durch ganz Spanien zu denken, in welchem der bekannte Duvrard unmöglich Scheinendes leistete. Mit welchen Schattenseiten und welchen Kosten ist uns nicht bekannt und auch gleichgültig. Wo sich mangelnde Vorbereitung gezeigt hat, lag die Schuld, in den schreiendsten Fällen, meist in der Ueberstürzung von oben.

Trochu erkennt das an, klagt aber, daß nach und nach diese Administration zurückgegangen sei und die früheren Grundsätze ganz aus den Augen verloren habe. Er bringt eine sehr interessante historische Beschreibung dieses Dienstzweiges seit der ersten Republik und vertheilt Lob oder Tadel. Leider streut er nicht am richtigen Orte neue Vorschläge ein. Dadurch wird das Werk weniger bequem zum Gebrauche und selbst schwierig für das Studium.

Das Streben der Administration nach Selbständigkeit wird drastisch geschildert, ebenso der Zusammenbruch des Systems im Krimkriege trotz der Einsetzung eines Comités von acht Intendanten unter dem Kriegsminister, auch im letzten Kriege.

Mit dem neuen Gesetz, das in Folge der jüngsten Erfahrungen ausgearbeitet wurde, ist Trochu nicht zufrieden. Er rühmt indeß, daß die Verwaltungscontrole von den Truppencommandos unabhängig gestellt sei. Auch die Lazarethverwaltungen bespricht er, bei der Aerzte und Intendantur concurriren und fürchtet, daß diese Concurrrenz im Kriege nicht durchführbar sein werde, ohne aber andere Vorschläge zu machen. Ueberhaupt scheint dies ganze

Capitel der unklarste und schwächste Theil des Werkes zu sein. Es ist der einzige Abschnitt, in welchem von den preussischen Einrichtungen gar nicht die Rede ist und es scheint daher, daß Trochu dieselben nicht kennt. Die Aufgaben einer Intendantur, namentlich in einem unglücklichen Kriege, sind die schwierigsten, welche die riesige Armeeemaschine an Menschen stellt. Bei den dabei vorkommenden unendlich verschiedenen Verhältnissen ist an die Aufstellung von fixen Regeln gar nicht zu denken. Daß alles in allem genommen, namentlich bei den heutigen Transportmitteln, für die Verpflegung der freie Einkauf à la Duvrard noch der sicherste Modus sein wird, kann zugegeben werden, wenn der Kriegsschauplatz ein cultivirtes Land ist und die Armeen nicht gar zu groß sind.

Der Schluß des umfangreichen Werkes gilt der Unterofficierfrage, welche in jedem Lande verschieden gelöst werden muß. Trochu verlangt ein Gesetz für den Unterofficierstand, ähnlich wie ein solches für die Officiere existirt. Der General, welcher über diesen wichtigen Gegenstand schon im Jahre 1878 eine Studie in der „Revue des deux mondes“ veröffentlicht hat, hält die Schwierigkeiten dieser Frage nicht für unbesiegbar. Freilich will er den Unterofficieren größeres Gehalt gewähren, als das neueste Gesetz vom Jahre 1878 ihnen zubilligt und, da die Geldvortheile allein in materiell guten Zeiten tüchtige Männer nicht an die Fahne fesseln würden, gewährt er denselben eine würdigere gesellschaftliche Stellung, Verbesserung an Wohnung, Kleidung und Behandlung. Die Capitulationsgelder sind ziemlich hoch normirt (800 Francs per Jahr), was bei fünfzehnjähriger Dienstzeit, da nur ein Drittel der Summe während der Dienstzeit ausgezahlt werden darf, schon eine ansehnliche Summe als Restbetrag ergibt, dessen Zinsen mit der Pension oder dem Einkommen einer möglichen Civilanstellung eine sichere Existenz gewährleistet.

Ob das genügen würde, ist mindestens fraglich, namentlich in Frankreich, wo der alte Gebrauch, den Unterofficieren das selbst jetzt noch nicht ganz aufgehobene, sondern nur beschränkte Recht auf die Beförderung zum Officier, dieselben anspruchsvoller gemacht haben dürfte, als in anderen Armeen. Beiläufig bemerkt, sind die Gedanken Trochus über Bewaffnung, Bekleidung, Wohnung der Unterofficiere, welche in diesem Capitel eingeflochten werden, sehr richtig und praktisch.

In einem Schlußworte betont der Verfasser noch einmal den im Eingang seinem Werke gegebenen Namen der „Studien“ und erklärt dieselben als ein Programm zu einer umfassenden Vorarbeit.

Seine Forderungen gipfeln in folgenden Punkten: Gute Militärbildungsanstalten in hinreichender Zahl für Officiere. Ein neues Rekrutirungsgesetz, welches nur dreijährige Dienstzeit festsetzt. Neue Gesetze über den

Generalstab und die Militärverwaltung. Lösung der wichtigen Unterofficiersfrage. Allerdings sind das auch die wichtigsten Grundsteine, auf welchen das Gebäude einer modernen nationalen Armee errichtet werden muß, sobald es den Anforderungen der jetzigen Volkskriege je entsprechen soll.

Das Urtheil über den Werth des Trochuschen Werkes kann dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er ein redlicher, durchaus patriotischer Mann ist, und daß er sich nach dem französischen Sprüchwort „*tel brillo au second rang, qui s'eclipse au premier*“, zwar weder als großer Heerführer noch als Organisator erwiesen hat, jedoch ein guter Denker ist, der alle Armeeverhältnisse richtig erkennt und im Einzelnen durchaus praktische Vorschläge zur Verbesserung der mangelhaften Zustände macht. Es fehlt ihm aber vielleicht das Talent, vielleicht nur die Schulung, um selbst grundlegender Organisator sein zu können.

Nebenbei ist er auch kein geschickter Schriftsteller. Das Buch ist sehr schwer zu lesen, wegen der steten Vermischung von philosophischen Betrachtungen, historischen Darstellungen und kritischen Beurtheilungen des Bestehenden mit Vorschlägen für die Zukunft. Es ist zuzugeben, daß französische Politiker und Militärs, welche alle gesetzlichen Bestimmungen über die behandelte Materie und die wirklichen Zustände genau kennen, sich leichter über die zu lösenden Fragen orientiren. Da der Verfasser sich aber auch an den großen Leserkreis wendet, so hätte er künstlerischer arbeiten müssen, wenn er mehr als eine Anregung beabsichtigte. Eine solche hat er aber gegeben. Der Krieg hat sein Urtheil über die Armee von 1867 bestätigt und der Verlauf desselben giebt auch seinem über die heutigen Verhältnisse gefällten Urtheil Wucht. Es wird seine Wirkung nicht verfehlen, wenn auch noch Jahre darüber vergehen. Für den Augenblick sind die Franzosen durchaus noch nicht gefährlicher geworden als sie es schon immer waren — mit Ausnahme der größeren Stärke ihrer Armee. Das ist aber schon sehr viel bei der allgemeinen kriegerischen Tüchtigkeit des Volkes und bei nicht abzuleugnenden Verbesserungen, welche im Einzelnen eingeführt sind oder sich in Vorbereitung befinden.

Wenn wir Deutschen positiv auch nicht viel aus dem Werke lernen können, so ist doch ein eingehendes Studium desselben zu empfehlen, sowohl für unsere Parlamentarier, in Bezug auf die nächstjährige — wir müssen wohl leider sagen — Campagne über das hoffentlich definitive Wehrgesetz, als auch für unsere Officiere, bis zu den höchsten Spigen hinauf. Man kann auch negativ lernen, d. h. sich enthalten einzuführen, was sich anderswo als mangelhaft erwies, und das zu conserviren, was Erfolge begründete, und unsere Gegner nachzuahmen bestrebt sind. Wie leicht werden gute Einrichtungen nicht, theils aus Indolenz, theils aus verschiedenen persönlichen Interessen aufgegeben, wenn ein allzu sicheres Selbstgefühl durch längere Zeit zu einem Ver-

gessen der ursprünglichen hohen Bedeutung dieser oder jener Institution verleitet.

Zunächst ist das plötzliche Geschrei der Gambettisten wohl mehr ein politisches Manöver, als wirkliche kriegerische Absicht, denn der ehrgeizige Tribun weiß am besten, daß seiner Macht noch Vieles fehlt, um des Sieges sicher zu sein, aber wer kann Leidenschaften überhaupt und namentlich in Frankreich berechnen. Die fünfzigjährige Kriegsbereitschaft, welche der Feldmarschall Moltke dem Vaterlande in Aussicht stellte, ist nicht über den Anfang hinaus, und an Liebe haben wir wohl nirgend gewonnen, eher an entschiedenem Haß auf nicht gering zu schätzender Seite. An Bundesgenossen dürfte es daher Frankreich, wenn es nicht zu leichtsinnig vorgeht und wenn seine Verhältnisse nicht gar zu bedenklich ausarten, kaum fehlen.

Wüchten wir daher die Alten bleiben und unser Pulver trocken halten. Diese Lehre ist das sicherste Ergebnis der Trochuschen Studien für uns.

## Karl Ludwig Fernow.

### II.

Briefe, mitgetheilt von Karl Hugelmann.

#### 5.

Bester Kalmann!

Meine letzten Federzüge in Wien sind ein Brief an Dich. Ich schreibe ihn um Dich zu ersuchen, daß Du die Briefe, die von Jena aus in den ersten 14 Tagen an Bagg. oder mich bestimmt sind, entweder über Wien zur gütigen Besorgung ans Meißlsche Haus, oder gerades Weges à Venetia, poste restante adressirest, oder adressiren lässest. In Zeit von 2 Stunden sitzen wir in der Diligence. — Ich habe schon vorläufig die Besorgung der Briefe im Meißlschen Hause, das Dich und Leopold herzlich grüßen läßt, bestellt. Donnerstags werden wir in Klagenfurt eintreffen, dort, so viel ich weiß, nur einige Tage bleiben, und in Herberts und eines gewissen Hr. Kaufers Gesellschaft auf Venedig lossteuern. Schreib mir ja, und ja noch wenigstens ein paar Mal. Ich schreibe Dir wieder aus Klagenfurt, und ferner. Wir haben sehnlich, aber umsonst, den herrlichen Wielandschen Brief, auf den Du mich so begierig gemacht hast, in Begleitung eines Reinholdschen erwartet. Wir werden jetzt unsere Wünsche wohl bis in Venedig vertrösten müssen. Ach, ich freue mich herzlich darauf!

Das Portrait der herrlichen Therese sende ich von Klagenfurt an Reinhold. Ich sah es dem lieben Paare an, daß ich ihnen eine Freude machen würde, wenn ich ihr Portrait auch für sie machte, und hab' es ihnen darum einmal zum Andenken hinterlassen. Du kannst nur vorläufig versichern, daß es völlig ähnlich gerathen ist.

Ich muß schließen, man erwartet mich im Meißlschen Hause zu dem Frühstück. Lebe wohl in meinem lieben deutschen Vaterlande, das ich nun in einiger

Zeit nicht wiedersehen werde. Empfehl mich unserm großen Meister und Freunde und seiner vortrefflichen Gattin als mein wohlbestallter Sachwalter. Grüße Meisl tausend Mal und alle bonos amicos.

Ewig

Wien d. 3. Febr. 94.

Dein Fernow.

6.

Mailand d. 26 Merz 94.

In geflügelter Eile schreibe ich Dir, lieber trauter Herzensfreund, noch einige Zeilen vor unserer Abreise von hier. Der Betturino sitzt mir auf der Ferse, Du mußt daher mit dem Wenigen zufrieden sein; dies Blatt soll auch kein Brief, soll nur ein Gruß, ein Lebens- und Freundschaftszeichen von mir sein. Wir sind Ober-Italien mehr durchslogen als durchreist und die vielen Schätze der Kunst haben, verbunden mit den Zerstreungen der Reise, so ganz jeden Augenblick meiner Zeit verschlungen, daß ich wohl an Dich denken, aber unmöglich Dir schreiben konnte. Auch jetzt nur, da ich in Mailand während unsers Durchfluges nichts sehen will, weil ich auf der Rückreise nach Italien mehr Muße haben werde, kann ich Dir einige wenige Momente schenken. Ich bin gesund, froh und so glücklich, wie ein Mensch es sein kann, der in einer frohen, freudigen Zukunft lebt und stündlich von neuen und interessanten Gegenständen umgeben ist. O! daß ich den schönen und herrlichen Lebensgenuß, der mir in diesen Monaten zu Theil ward, mit allen meinen Freunden hätte theilen können. Baggesen, Erhard\*), Herbert — so ein Kleeblatt vortrefflicher Menschen beisammen zu sehen und täglich unter ihnen zu leben, das ist Seligkeit! — Sie war es für mich von Klagenfurt bis Florenz. Nur noch einige Wochen lang werd' ich Baggesens Umgang genießen; dann geh' ich wieder über die Alpen und Appeninen zurück. Du gehst mit der heiligen Familie gen Norden; ich in das Heiligthum der Kunst gen Süden — wir werden beide glücklich sein, wenn wir die große Kunst verstehen, ein solches Glück zu ertragen und weise zu benutzen. —

Was sagst Du zu meinem Glücke und der großen Gunst meines Schicksals? Nicht wahr, Du freuest Dich herzlich, so wie Du Theil nahmst an mir, als ich nichts weiter in der Welt als Hoffnung und frohen Muth hatte, die mich Gottlob! nie ganz verlassen haben. Sobald hätte ich den Ausgang meines günstigen Gestirns noch nicht erwartet. Möge es lange, nur so lange über mir schweben, als ich seines Schimmers bedarf, um dahin zu gelangen, daß ich das, was das Schicksal und gute Menschen für mich thun, wieder durch thätigen Dank an sie abtragen kann.\*\*) Auch Du wirst gewiß einst das Ziel Deines Bestrebens erreichen, wenn Du die Kunst verstehen wirst, Schicksal und Menschen mit Gleichmuth zu ertragen, wenn beide auch nicht Deinen Wünschen und Erwartungen entsprechen.

\*) Joh. Benj. Erhard traf mit Herbert zum ersten Male zusammen, als H. im Jahre 1790 nach Jena kam. Von da an blieben von allen Jüngern der Kantischen Gemeinde besonders Erhard und Niethammer mit Herbert eng befreundet. Von seiner Pilgerfahrt nach Königsberg begab sich Erhard noch im Jahre 1790 auf Besuch zu Herbert nach Klagenfurt, im Jahre 1792 wiederholte er den Besuch und jetzt, 1794, sehen wir ihn von Verona aus Herbert und Baggesen begleiten. Ueber Erhards Leben und seine Beziehungen zu Herberts Familie geben den besten Aufschluß die schon neulich erwähnten „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard“, herausgegeben von Barnhagen von Ense. Stuttgart 1830.

\*\*\*) Fernow hat hier die Subvention im Auge, welche Herbert und Burgstall ihm zu jener Zeit zugesichert hatten.

Was werden Meisl's von mir denken? Ich habe ihnen nicht geschrieben, seit ich aus Wien weg bin. Ich habe sogar noch Arbeit für sie mitgenommen, die ich noch abzuliefern habe. Ich werde gewiß, gewiß aus Bern meine Schuld abtragen. Es ist mir während der Reise unmöglich gewesen. Wenn Du ihnen schreibst, so entschuldige mich nach Deinem besten Vermögen.

Du mußt mir nach Bern gewiß schreiben. Gott weiß, wann es in der Folge, wo wir einige hundert Meilen von einander entfernt leben, möglich sein wird. Binde gleichfalls Stegmann, Pohrt und Curtius auf die Seele, mir sobald als möglich nach Bern zu schreiben und ihre Briefe an Frau Landvöggtin Haller v. Schenkenberg\*) zu adressiren, damit ich doch wenigstens in Bern Nachrichten von dort her erhalte. Ich werde allen gleichfalls von Bern aus schreiben.

Pohrt sage: er soll mir Nachrichten geben von Lindner und von den übrigen in der Welt zerstreuten Brüdern, ferner von Schwarz, ob er wirklich in der Schweiz und wo er dort lebt? — ob und wann er nach Italien geht? — und er soll ihm zu wissen thun, daß er mich entweder in Bologna oder in Rom finden wird.\*\*\*) — Ferner sage an Stegmann: er soll mir, wie in seinem letzten Briefe, sein fleißig Nachrichten von Jena geben, soll mir wissen lassen, ob er ein Heft von Reinholds Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie erhalten hat. — An Curtius sage, daß ich ihm, sobald ich Zeit und Muße habe, von dem, was ich in Italien bis jetzt merkwürdiges gesehen habe, ausführliche Nachrichten geben werde, und daß er bis dahin sich an meinem letzten Briefe, der trockner war als ein Schiffszwieback, und an der Versicherung meiner treuen Freundschaft genügen soll. — Pohrt soll mir melden, ob er zu Ostern nach Göttingen geht, oder noch länger in Jena bleibt. — Pfeiffer meinen besten Freundschaftsgruß und Versicherung meiner Freundschaft; auch ihm werde ich aus Bern schreiben. — An Meisl alles was Liebe und Freundschaft herzliches und Liebes sagen können. — Viele Grüße an Krüger, Köppen und unsere übrigen dortigen Freunde und Bekannten.

Richte mir alle diese Aufträge getreulich aus. Küsse der vortrefflichen, mir wohlwollenden Reinholdin in meinem Namen die Hand und herze den lieben leichtfertigen Amor.

Ewig

Dein

Fernow.

7.

Bern d. 25. Mai 1794.

Lieber Kalmann!

Hätt' ich Doktor Fausts oder Blanchards lustigen Reiseapparat, so würd' ich meinen Sabbathsmorgen besser heiligen, als daß ich Dir schreibe; dann flög'

\*) Baggensens Schwiegermutter.

\*\*\*) Wer der oben genannte Schwarz war, ist uns nicht klar; vielleicht Friedrich Heinrich Schwarz, der 1786 geborene, 1837 verstorbene Schwiegersohn Jung-Stilling's, der nachmalige berühmte Theolog und Pädagog in Heidelberg. Derselbe war zwar schon 1790 Landpfarrer zu Derbach nächst Marburg, allein er scheint, wie er zu den Universitäten in Marburg und Gießen stets in Beziehungen stand, im Jahre 1793 den eben von Gießen berufenen Professor C. Chr. E. Schmid in Jena besucht zu haben und mag, da seine von Schmid mit einer Vorrede begleitete Erstlingschrift „Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung in Hinsicht auf die mittleren Stände“ in diesem Jahre in Jena erschienen, daselbst einige Zeit geblieben sein.



ich selbst über Deutschland hinüber zu Dir und risse Dich aus den Federn; denn ich darf sicher annehmen, daß Du jetzt früh um 5 Uhr noch in dem Nebel Deiner Atmosphäre schlummerst; und leider darf ich nicht einmal zu hoffen wagen, daß Du auch nur im Traume an mich denkst, da Du selbst wachend mir so lange kein Lebenszeichen gegeben hast. — Aber ich will Dich entschuldigen, da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie viel einem auf Reisen die süße Gegenwart zu schaffen macht. Jetzt hast Du vielleicht den Ausruf aller Deiner Reiseergötzungen ausgeschlafen und giebst der in den Hintergrund Deiner Seele ganz bescheiden zurücktretenden Vergangenheit wieder einen günstigen Blick. Welch eine Freude würd' ich haben, wenn Du unter ihren vielen Gruppen und Bildern auch meine Wenigkeit erblicktest! Darf ich hoffen? — o gewiß denkst Du noch zuweilen mit Vergnügen an unsere Jenaische Existenz und an die vielen frohen Stunden unsers freundschaftlichen Umgangs zurück? Mein Herz sagt es mir und das hat mir selten vorgelogen. Wie viel würden wir jetzt einander zu erzählen haben, Du aus Norden ich aus Süden! Leider muß dies nun alles in unserer Brust begraben bleiben, bis ein glückliches Wiedersehen, der Himmel weiß, wann? — den Tausch unserer Ernten möglich macht. Du bist unter dem rauhen Norden im Grunde glücklicher als ich, für's erste wenigstens, bei allen Schätzen und Schönheiten Hesperiens sein werde. Du lebst in einem Zirkel der vortrefflichsten Menschen, die Dich lieben und Deine Freunde sind, und das ist im Grunde doch mehr als von kalten Marmorstatuen umgeben sein, und wenn dies auch lauter Apollo's und Herkulesse, Bacchusse und Cytheren sind. Beneide mir darum mein Leben unter Göttern und Helden nicht, da ich das Leben unter Freunden dafür hingeben muß. Aber von dieser Seite darf ich meine Zukunft nicht ansehen. Ich will lieber in jedem Jupiter, Apoll, Laocoon, Herkules oder Ganymed mir das Bild eines Freundes, in jeder Muse oder Grazie eine Freundin denken, um nicht so gar fremd unter diesen erhabenen und schönen, aber kalten und gefühllosen Personagen einherzuwandeln. Das Andenken an die Liebe meiner fernen Freunde wird das todtte Erz befeelen und dem kalten Marmor Leben und Liebe einathmen. Sage mir nur, was Du sein willst? — doch warum? — ist nicht Vater Aeskulap mit dem Schlangensstab und ehrwürdigen Bart Dein Meister und Herr? warum sollte ich nicht den Jünger im Meister lieben, um so mehr, wenn jener alle Anstalten macht, diesen zu übertreffen. Eine schöne Hygieia mit der Schale der Gesundheit und einer Schlange in der Hand, kenne ich auch schon. Wenn Du ein Aeskulap sein wirst, wirst Du auch gewiß eine Hygieia finden, die Deiner würdig ist, — die Schlange könnte allenfalls aus ihren Attributen wegbleiben, da Du sattfam beschlangensstabest bist, und jenes Thier überhaupt in der Verbindung mit dem schönen Geschlechte etwas ominöses sein soll. Die Täubchen am Strumpfbande der Venus — denn das ist meine neueste antiquarische Entdeckung, daß der Zügel, womit Amor sie lenkt, ein Strumpfband seiner Mutter ist, — sind immer lieblicher als die Schlange in Hygieiens Hand; nur aus Respekt fürs Alterthum müssen wir diese verehren. — Möge dann meinem Freunde, dem neuen Aeskulap, zu seiner Zeit eine, seiner würdige Hygieia, in Gestalt einer aus den Fluten des baltischen Meeres hervorsteigenden Aphrodite, zu Theil werden! Amen.

Mit dem Wanderstabe in der Hand, den Homer in der Tasche und ein frohes Herz im Busen, werd' ich in einigen Wochen, leicht und lustig, nach Künstlerweise, meine Reise nach Italien zurück antreten — zu Fuße, wie sich's von selbst versteht; denn ich bin auf der letzten Reise ein gewaltiger Fußgänger geworden; dies wirst Du mir um so eher glauben, da Du das Talent meiner

Füße, das sich auf einer Reise von 400 Meilen genugsam excoliren konnte und der Meisterschaft nahe ist, aus Erfahrung kennst. Ich werde aber langsam reisen, denn unterwegs sind viele Blumen zu pflücken, und unsere erste, etwas schnelle, Reise hat mir noch eine große Nachlese übrig gelassen; auf der ersten Reise hat sich mein Sinn für Schönheit entfaltet gleich einer Rosenknospe am Strahle der Morgensterne; jetzt will ich das erquickende Licht des vollen Tages in mich trinken. Mailand, Parma, Bologna und Florenz, die ich nur im Durchflug gesehen habe, sollen jetzt längere Ruhepunkte, wenigstens von einigen Wochen insgesammt, für mich sein, damit meine Augen etwas geübt nach Rom kommen, und die Hand dann um so früher nachholen möge, was ihr fehlt. Mein einziger Wunsch ist jetzt nur noch, daß mein Aufenthalt in Rom mir auf hinreichend lange Zeit möglich gemacht werden möchte, denn ich habe viel, viel zu thun, wenn ich das ferne Ziel erreichen will, so weit ich es zu erreichen fähig bin. Ich laufe etwas spät aus, und Du weißt auch aus Erfahrung, daß man nur spät enden kann, wenn man nicht frühe anfangen konnte. Ich hoffe, daß meine Freunde mir treu bleiben werden, wenn ich ihnen bewiesen habe, daß ich es ernstlich meine; in dieser Zuversicht werd' ich mein Studium beginnen.

Daß Herbert und Erhard, die wir in Florenz verließen, uns in Bern besucht haben, wirst Du vielleicht wissen; so wie: daß Lindner und Stegmann wieder von Würzburg nach Jena zurückgewandert sind. — — — — —

Wenn ich in der Folge nichts von Dir erfahren kann, so sollst Du doch von mir hören; denn ich werde, so groß auch die Entfernung von Rom bis Kiel ist, dann und wann an unsern verehrungswürdigen Reinhold oder an Burgstall schreiben und, wie sich dann von selbst versteht, auch an Dich. Grüße Meißel herzlich von mir, und sieh diesen Brief als einen unzusammenhängenden Morgen- traum an, in dem ich mich, so gut als ein Träumender kann, mit Dir unter- hielt. Nächstens will ich Dir wachend schreiben, wenn ich die Reisesatiguen in Rom werde ausgeschlafen haben, und ich mehr Raum frei habe.

Ewig Dein treuer

Fernow.

8.

An Graf Burgstall. \*)

Rom d. 15. Sept. 1796.

Längst, mein edler Freund, hätte ich von Ihrer gütigen Anweisung, Ihnen durch Ihren Banquier von Aren zu schreiben, Gebrauch gemacht, wenn ich unter den gegenwärtigen Zeitumständen nicht hätte fürchten müssen, daß mein Brief das Schicksal so vieler Briefe theilen würde, die das Opfer einer jetzt fast all- gemein privilegirten Vöberei werden, welche selbst dem Gedanken seine Freiheit zu rauben trachtet. Jetzt bietet sich mir eine günstige Gelegenheit dar, diesen Brief wenigstens sicher über die Alpen zu bringen, Frau Brun aus Kopenhagen, die sich beinahe ein Jahr in Italien aufgehalten hat, reist jetzt wieder nach der

\*) Dieser Brief wurde, wie aus dem von uns im „Literatur-Blatt“ (Nr. 9 vom 1. März d. J.) veröffentlichten Schreiben des Grafen Burgstall, datirt Edinburgh, 6. Fe- bruar 1797, hervorgeht, von Leytner an Kalmann nach Steiermark geschickt.

Schweiz zurück, um den Winter am Genfersee zuzubringen. Sie ist so gütig, meinen Brief nach Hamburg zu befördern. \*)

Da man zuvor selbst lernen muß, ehe man unterrichtend für andere sein kann, so habe ich auch bis jetzt noch wenige Beweise von dem Fortgange meines Studiums geben können, auf die, als auf einen thätigen Dank für Ihre gütige Unterstützung, ich Sie hinweisen dürfte. Nur erst nach der glücklichen Beendigung meines Studiums und von dem längeren Einflusse des ihm allein günstigen hesperischen Himmels, kann ich dereinst reifere und gediegenere Früchte versprechen. Meine kleineren Ausarbeitungen, die ich dann und wann durch Vater Wielands Güte ins Publikum streue, sind nur Vorbereitungen oder Studien zu etwas Größerem, und wenn ich meinem eigenen Willen folgen dürfte, so würde ich lieber in einigen Jahren noch nichts für den Druck schreiben, weil ich mit jedem dieser Aufsätze nur sehr kurze Zeit zufrieden bin.\*\*) Dies überzeugt mich, daß sie noch unreif sind, und eigentlich einem hochachtbaren Publikum nicht mit Fug und Recht vorgesetzt werden sollten. Da aber nach der Lehre meines Freundes Fichte, die erst kürzlich nach Italien herüber geschollen ist, unserm Ich immer auch nothwendig ein Nicht-Ich gegenüber steht, welches dafür, daß es uns für eine kleine Weile in Raum und Zeit zu existiren vergönnt, die absolute Freiheit des ersteren oft unbarmherzig tyrannisiert; so muß auch ich mich diesem Geistesdruck unterwerfen und das Unreife drucken lassen, um dem herrschsüchtigen Despoten seine Forderungen entrichten zu können. Doch hat diese Ungemächlichkeit das Gute, daß sie nicht weniger, als das eigene Interesse für die Kunst, meine Thätigkeit spornt.

Meinem Plane gemäß möchte ich Italien nicht gerne früher verlassen, als nachdem ich Alles, was dieses Land von Werken bildender Kunst Bemerkenswerthes enthält, in Beziehung auf meinen Zweck gesehen und hinreichend studirt habe; denn nur unter dieser Bedingung kann ich hoffen, etwas Nützlichendes für die Aufnahme der bildenden Künste und für die Verbreitung eines bessern Geschmacks zu leisten; da es nicht weniger nothwendig ist, zu wissen, was die Kunst bisher, in welcher Art und unter welchen Umständen sie es geleistet hat, als zu wissen, was sie leisten soll und kann. Eben darum zerfällt mein Studium in zwei Theile: Philosophie und Geschichte der Kunst. Mit der letzteren

\*) Unter dem Banquier Aren ist unseres Erachtens der als Patriot und Kunstfreund bekannte Hamburger Patrizier und Kaufmann Otto von Aren (geb. 26. Juni 1757, gest. 7. December 1831) gemeint.

Friederike Sophie Christiane Brun (geb. 8. Juni 1765 im Herzogthum Gotha) war im frühesten Kindesalter mit ihrem Vater, Balthasar Münster, nach Kopenhagen gekommen. 1783 ward sie hier die Gattin des Geh. Conferenzraths Konstantin Brun, mit dem sie 1791 eine Reise nach dem Süden Europas unternahm. Die Schilderung dieser Reise bildete die Einleitung zu ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, welche erst 1824 mit dem Buche: „Wahrheit aus Morgenträumen und Idas ästhetische Entwicklung“, das u. a. ein Stück Jugendbiographie enthält, ihren Abschluß fand. Außer den „Prosaischen Schriften“, „Episoden“ und dem „Römischen Leben“, sind von ihren Werken zu nennen die von Böttiger herausgegebenen „Briefe aus Rom“, dann die von Matthiesson 1795 edirten „Gedichte“, an welche sich später „neue“ und „neueste“ Gedichte angeschlossen. Brun starb am 25. März 1838.

\*\*) Die Aufsätze, von welchen Fernow hier spricht, sind, so viel wir wissen, folgende:

1) „Ueber den Styl in den bildenden Künsten“ (im April-, Mai-, Juli- und Augusthefte des Jahrgangs 1795 von Wielands „Deutschem Merkur“),

2) „Ueber einige neue Kunstwerke des Herrn Professor Carstens in Rom“ (ebendasselbst Juni 1795).

Außer diesen erschienen aber von Fernow bis zum Jahre 1804 noch über zwanzig andere Aufsätze im „Deutschen Merkur“.

habe ich mich bisher nur beiläufig beschäftigen können, nicht sowohl weil sie der Ordnung gemäß die letztere sein muß, als auch weil ich bis jetzt nur das gehörig sehen konnte, was Rom in sich schließt. Rom enthält aber nur das Schönste und Vollkommenste der alten und neuen Kunst, wodurch man in den Stand gesetzt wird, sich einen Maasstab der Beurtheilung für alles Uebrige zu erwerben. Florenz, Venedig, Neapel, Bologna hingegen und mehrere andere Städte vorzüglich in Toskana und der Lombardei besitzen, wenn gleich nicht diesen Reichthum von Vortrefflichem, doch nicht weniger merkwürdige und für die Geschichte der Kunst interessante Werke. Vor allen sind Florenz und Venedig reich an alten Malereien aus den früheren Perioden der neueren Kunst, die ich durchaus mit größter Aufmerksamkeit studiren muß, um mir eine anschauliche Kenntniß von der Epoche der Kunst bis auf Rafael zu verschaffen. Ich muß darum auch, ehe ich zum ernstlichen Studium der Kunstgeschichte übergehe, an diesen Orten mich eine Zeitlang aufhalten, um mich mit diesen Werken gehörig bekannt zu machen. Rom hingegen ist eigentlich der Ort, wo man die Principien der Kunst fruchtbar auf die Kunst anzuwenden, wo man die Kritik des Geschmacks mit der Erfahrung zu verbinden lernen soll; denn hier finden sich Werke sowohl der alten als der neuen Kunst, welche sich dem Ideale der Vollkommenheit und Schönheit nähern, und Werke, welche als Beispiele des entartetsten Geschmacks als negative Regel und Muster dienen können. Ueberdem ist mir der tägliche Umgang mit Künstlern, das immerwährende Entstehn- und Vollendensehn guter und schlechter Werke, die Gelegenheit zu lehrreichen Gesprächen u. s. w. zur Entwicklung vieler Gedanken von größtem Nutzen; und dies kann man an keinem Orte der Welt besser als in Rom beisammen finden.

Sie sehen also wohl ein, daß es nicht bloß nur der Genuß des Schönen, sondern daß es vielmehr wissenschaftliches Bedürfniß meines Geistes ist, was mich an Italien fesselt und den Wunsch in mir erregt, meinen Aufenthalt in diesem Lande wenigstens noch um einige Jahre verlängern zu können, um so mehr, da ich es von günstigen Umständen muß abhängen lassen, ob und wann ich mir für die Zukunft den Vortheil verschaffen kann, die übrigen Städte Italiens, wo für mich etwas zu thun ist, zu besuchen. Ich hätte im verwichenen Frühjahr das von Ihnen empfangene Geld zu einer Reise und einem Sommeraufenthalt in Florenz, Bologna und einigen umliegenden Städten verwandt, wenn die damalige kritische Lage Roms mich nicht davon abgehalten hätte. Ich mußte befürchten, daß mir der Rückweg hieher abgeschnitten werden könnte, darum gab ich die so sehr gewünschte Reise lieber auf und war eher entschlossen Roms gutes und böses Schicksal zu theilen, als mich vor der Zeit von meinem Posten zu entfernen. Meine Besorgniß war indessen unnöthig und ich hätte die Reise machen und ungehindert zurückkehren können, wenn ich muthig gewagt hätte, was mir die Vorsicht widerrieth. Italiens gegenwärtige Lage und die Ungewißheit, in der Roms Schicksal schwebt, machen mich wegen der glücklichen Erreichung meines Zwecks besorgter, als der Mangel an eigenen Mitteln dazu; ich traue auf die Wahrheit des Sprichworts: wer redlich sucht, der findet, und ich habe mich noch nie darin betrogen. \*)

\*) Die Besorgnisse Fernows im Frühjahr 1796 waren durch die Kriegereignisse motivirt. Bonaparte hatte im April mit dem italienischen Heere seinen Siegeszug (von Pizzo aus) begonnen, am 10. Mai den Sieg von Lodi erfochten und erst in diesem Monate sowie im Juni mit den italienischen Fürsten die Verträge geschlossen, welche deren Sache von jener Oesterreichs trennte. Der Papst schloß die Präliminarconvention am 4. Juni 1796 und den definitiven Frieden (von Tolentino) am 19. Februar 1797. Zur Zeit von Fernows Brief wurde um den Mincio gekämpft; am 5. August waren die Oesterreicher bei Castiglione geschlagen und bald darauf in Mantua eingeschlossen worden.

Daß Rom jetzt seine besten Kunstwerke den Franzosen ausliefern muß, werden Sie wohl aus den öffentlichen Nachrichten wissen. Man ist gegenwärtig auch wirklich mit dem Einpacken derselben beschäftigt. Für Rom ist der Verlust unerseßlich und der Gewinn für die Kunst ungewiß, da sich wohl Kunstwerke rauben und entführen lassen, ein guter Geschmack hingegen nur durch eigene Kultur zu erwerben ist. Wir Kunststudirenden müssen uns freilich in die Nothwendigkeit fügen und den Verlust verschmerzen, aber doch können wir die Plünderung der Museen nicht ohne Unmuth ansehen; ich tröste mich für jetzt mit der Hoffnung, die entführten Freunde noch einmal in Paris wiederzusehen; denn die Menge der Kunstschätze, die jetzt dort aufgehäuft sind, werden gewiß, sowie sonst Rom, eine eigene Wallfahrt zu dem Nationalmuseum der Pariser nothwendig machen, und seit mein Schicksal mir eine Reise und mehrjährigen Aufenthalt in Italien vergönnt hat, verzweifle ich an keinem billigen Wunsche mehr, sondern überlasse seine Erfüllung ruhig der Zukunft.

Unter meine billigen Wünsche gehört auch der, Sie, mein theurer Freund, noch in Italien zu sehen und mit Ihnen das alte und neue Rom zu durchwandern, eh' ich es ganz verlasse. Dies ist ein Gedanke, auf den ich mich eben so sehr freue, als auf die von Ihrer Freundschaft mir eröffnete Aussicht, nach Ihrer Rückkehr ins Vaterland einmal für eine Zeitlang bei Ihnen leben und das Band der Freundschaft inniger knüpfen zu können, deren Sie mich bis jetzt unbekannter Weise gewürdigt haben. Es ist ein reizender Gedanke für mich nach vollendeter Erndte ein Asyl zu wissen, wo ich einige Tage meines Lebens in dem geistvollen Umgange eines edlen Mannes verbringen und vielleicht die glückliche Muse finden kann, die der Beschäftigung mit den Wissenschaften unentbehrlich ist. Möge die Zukunft mir diesen Wunsch erfüllen!

Der treffliche Reinhold hat mich neulich durch einen Brief erfreut, wie ich ihn von seinem für die Freundschaft geschaffenen Herzen nur hoffen konnte. Er hat mir seinen Beifall für meine kleinen schriftstellerischen Versuche versichert und mich aufgemuntert, auf dem Wege, den ich eingeschlagen habe rüstig fortzuwandeln, und ich habe es mir zur Pflicht gemacht, bei jeder meiner künftigen Arbeiten, nur den Beifall solcher Männer wie Reinhold zu erstreben, und nichts zu Tage zu fördern, was mich der Liebe und Schätzung eines solchen Lehrers unwürth machen könnte, selbst wenn eines andern Denkers Resultate mir als gründlicher und richtiger einleuchteten. Was mir Reinholds Andenken ewig verehrungswürth macht, ist an keine Theorie, an keine Spekulation gebunden, und bei allem, was jetzt Philosophen mit und ohne Bart wider Reinhold sprechen und schreiben, bin ich doch der völligen Ueberzeugung, daß bei keinem Kopf und Herz in innigerem, humaneren Bunde stehen, als bei ihm, und daß keiner ihn an redlichem Willen übertreffen wird, wenn er ihn auch an Scharfsinn überträfe. Bis jetzt weiß ich auch in der That von dem Fichtischen System noch zu wenig, als daß ich mir einen vollständigen Begriff davon machen könnte, und wenn es mir auch nicht an den Mitteln ihn zu erwerben fehlte, so würde mir doch jetzt die Zeit mangeln, mich darin zu vertiefen. Philosophie oder vielmehr Spekulation verträgt sich nicht mit dem warmen Klima Italiens und mit dem heitern Leben der Kunst. Hier muß man jede Geistesstimmung, welche die dem Schönen günstige Harmonie der Gemüthskräfte trennen könnte, vermeiden. Der Gedanke fordert hier nicht Abstraction, sondern Belebung. Ich will lieber einmal in Deutschland nachholen, was ich für jetzt versäumen muß.

Wenn einmal die Communication zwischen Italien und Deutschland wieder hergestellt ist, so mache ich von Ihrer gütigen Erlaubniß, mich schriftlich mit

Ihnen unterhalten zu dürfen, öfter Gebrauch. Erhalten Sie mir indeß Ihr freundschaftliches Wohlwollen.

Ich bin mit wahrer Hochschätzung

Ihr

Fernow.

NB. Pohrt grüßt Sie von Herzen. Daß er die Frau Brun als Lehrer ihrer Kinder in Italien begleitet, werden Sie wissen.

## H. von Treitschkes Reden an die deutsche Nation.\*)

Es ist ein gutes Zeichen, daß diese Sammlung von Aufsätzen unseres vornehmsten Publicisten zum zweiten Male hinausgehen kann. Sie sind es werth, daß ihnen ein längeres Leben und dauerndere Wirkung beschieden ist, als sonst dem Wort des Tagesschriftstellers zukommt. Zwar, um aus der Fluth dieser rasch vergänglichen Erzeugnisse hinauszuragen, hat es für die Arbeiten Treitschkes nicht erst der Fassung in einen Band von über achthundert Seiten bedurft. Auch pflegt es ja nicht vor der verdienten Vergessenheit zu retten, wenn Ueberhebung nachträglich die zerstreut ausgeslogenen Blätter zusammenliest, um sie handweise noch einmal der Oeffentlichkeit vorzulegen. Treitschkes Stellung in der Tagespolitik ist von Anfang an eine führende, ja eine gebieterische gewesen. Ihm selbst ist sie ein Beruf, dessen er mit heiligem Ernste waltet. Schon das erste Erscheinen vieler dieser Aufsätze ist ein Ereigniß gewesen. Nicht wenige wirkten wie ein Manifest. Zum ersten Male sprachen sie furchtlos Gedanken aus, die Tausenden verborgen in der Seele lagen, die Freunde selbst erschrakten über die ungewohnte Offenheit, doch nun das befreiende Wort hinausgegangen war, schuf es auch den Anderen Muth und bald ward es zum Gemeingut der Denkenden. Hier sprach ein unabhängiger, mit ungewöhnlich eindrucksvoller Rede begabter Mann, nicht im Dienste oder aus dem Sinne einer Partei, sondern aus den wirklichen Tiefen des Volksgeistes, aus dem nationalen Gewissen. Herzhaft und nichts beschönigend, von männlichem Zorn erfüllt und heißer Liebe zum Vaterlande, hat er mit seinen Flammenworten mächtig dazu beigetragen, die Zuversicht auf einen guten Ausgang der schweren Wehen, in denen unser Staat geboren wurde, aufrecht zu halten; mehr noch, er hat unbeirrt durch Vorurtheile oder schwächliche Rücksicht immer geradeaus nach dem Ziele gewiesen — Unum est porro necessarium, so klingt es aus allen diesen Schriften, die mit Fug und Recht „Reden an die deutsche Nation“ genannt werden dürfen.

\*) Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Zweite Aufl. Fortgeführt bis zum Jahre 1879. Berlin, G. Reimer. 1879.

Doch dieser leidenschaftliche Eifer für des Vaterlandes Herrlichkeit thut sich mit nichten in einförmiger Rhetorik Genüge. Treitschle weiß zu zürnen und zu strafen, die Gemüther zu stolzer Erhebung, zum hellen Jubel zu stimmen und wieder zu ernster Selbsteinkehr zu rufen. Er ist Meister, alle Töne der Empfindung zu wecken. Allein solche Gewalt übt er doch nur, weil er bei jeder Aufgabe, die an unser Volk herantritt, in den Grund der Dinge zu steigen, sie mit unwiderstehlicher Logik zu beherrschen, das Verwirrte zu lösen versteht. Mit überlegener Einsicht weiß er das Wahre vom Falschen, das Echte vom täuschenden Scheine zu trennen. Der unerbittliche Wahrheits-sinn, der seine Deutsche Geschichte erfüllt, er athmet aus jeder dieser Betrachtungen, die von den Erlebnissen, den Sorgen und Arbeiten des Tages eingegeben sind. Es wäre ein kleinliches Bemühen, ihm da und dort einen Rechnungsfehler nachzuweisen oder jedes unmutige Wort, jedes harte Urtheil nachträglich vorzuhalten. Freien Sinnes darf ihr Urheber auf die ganze Reihe dieser Schriften von der ersten bis zur letzten zurückblicken, dieselbe unerschütterte Ueberzeugung durchdringt sie alle, er hat nichts zurückzunehmen oder zu bemängeln, und zuletzt ist immer das Urtheil von dem Gang der Dinge bestätigt, denn es ist geboren aus dem instinctiven Einklang mit den Mächten, die unsere deutsche Entwicklung gewoben haben.

Und das ist der Grund, warum es immer wieder ein Genuß ist und eine Stärkung, an der Hand dieser ernstest Anreden die Geschichte des letzten Jahrzehnts, den unermesslichen Umschwung unserer deutschen Geschichte wieder durchzudenken und jeden Augenblick der Hoffnung, des Zweifels, der Freude, der Sorge sich in die Empfindung zurückzurufen. Kein Volk ist mit einer solchen Unzahl von „Fragen“, immer wieder Zwiespalt in die eigenen Reihen tragenden Aufgaben behaftet, wie unser deutsches, und ihre Zahl hat sich — Dank den Nachwirkungen der Vergangenheit — seit der Einrichtung des Reiches eher noch vermehrt, ihre Verwickelung noch gesteigert. Ein bewährter Führer durch diese Labyrinth erscheint das gegenwärtige Buch, das, obwohl aus aneinander gereihten Aufsätzen bestehend, doch bei dem Zusammenhang jener Fragen und bei der logischen Folge, womit sich eine aus der anderen entwickelte, selbst des innigen Zusammenhanges nicht entbehrt. Ein Führer, der anfangs wohl etwas gewaltsam erscheint, dem man sich wieder entziehen möchte, zu dem aber ein unwiderstehlicher Zauber zurückführt und dem man zuletzt ein volles Vertrauen schenkt. So führt er uns durch die Irrgänge des schleswig-holsteinischen Handels und der Bundesreform, so begleitet er mit seinem tapferen Worte den Krieg von 1866 und dessen Folgen für die Umgestaltung Deutschlands, er erörtert die auswärtigen Verhältnisse mit derselben eindringenden Schärfe wie die inneren Zustände, er begrüßt im Juli 1870 die Entfesselung des Krieges, der die Erfüllung bringen wird, mit dem schwing-

vollen „Lied vom schwarzen Adler“, er erhebt während des Krieges sein Wort für die gerechten Forderungen Deutschlands, und so giebt er der Reihe nach sein wohlbegründetes Votum ab über die Verträge mit den Südstaaten, die Bildung unserer Reichsverfassung, die Entwicklung unseres Parteiwesens, über die Maigesetzgebung und das Reichsmilitärgesetz, die Arbeiterfrage und den Streit der socialen Parteien, den orientalischen Krieg, die Finanz- und Wirthschaftsreform. Denn in dieser neuen Auflage sind die Aufsätze, die erstmals im Jahre 1875 gesammelt wurden und damals gerade ein Jahrzehnt umfaßten, fortgeführt bis zur Gegenwart. Das Schlußwort „Unsere Aussichten“ ist vom 15. November dieses Jahres datirt. Es verbreitet sich über unser Verhältniß zu Rußland und Oesterreich und wendet sich dann zu unseren inneren Zuständen, der Gährung, welche zur Zeit unverkennbar in den Tiefen der Volksseele vor sich geht, dem Umschwung der Denkart, wie er in den letzten preussischen Wahlen offenbar geworden ist, dem Erwachen des Volksgewisses, der sich „zum Nachdenken über den Werth unserer Humanität und Aufklärung“ gezwungen sieht, um ein furchtloses Wort über die Judenfrage daran zu knüpfen, das gerechter ist, als der oberflächliche Wig der Extreme hüben und drüben es Wort haben will. „Ein erfreulicher Anblick“ — so schließt diese jüngste Rundschau — „ist es nicht, dies Toben und Zanken, dies Kochen und Aufbrodeln unfertiger Gedanken im neuen Deutschland. Aber wir sind nun einmal das leidenschaftlichste aller Völker, obgleich wir uns selbst so oft Phlegmatiker schalten; anders als unter krampfhaften Zuckungen haben sich neue Ideen bei uns noch nie durchgesetzt. Gebe Gott, daß wir aus der Gährung und dem Unmuth dieser ruhelosen Jahre eine strengere Auffassung vom Staate und seinen Pflichten, ein gekräftigtes Nationalgefühl davontragen.“

W. Lang.

## Zwei Cabinetstückchen Jean Pauls.

Das verkehrteste Mittel, in unserer Zeit Freunde Jean Pauls zu werben, ist die Lectüre seiner großen Romane, vor allen des Hesperus, welcher seinen Ruhm bei seinen Zeitgenossen begründet hat, zu empfehlen.

Diese Romane sind allerdings, als Ganzes genommen, völlig veraltet und ungenießbar, einzelnes im Hesperus gehört zum abenteuerlichsten, verzwicktesten, krausesten, barocksten, unwahrscheinlichsten, was jemals ein Dichter von Jean Pauls Namen geschaffen. Doch hieraus folgt noch nicht, daß nun Jean Paul überhaupt zu den Todten zu werfen. Einerseits nämlich bergen auch die Romane unvergleichliche, leider nur zu tief verborgene Perlen, andererseits hat Jean Paul auf anderen Gebieten mehr des Bleiben-



den geschaffen als mancher vielgepriesene Dichter der Vergangenheit, von denen der Gegenwart gar nicht zu reden. Hierzu rechne ich zwei kleine Schriften, welche den Uebergang von seiner ersten, der satyrischen Periode, zu seinen großen Schöpfungen, den humoristischen Romanen bilden: „Des Rectors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg“, sowie die Idylle: „Das Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Annenthal“. Diese Schriften sind zwei Cabinetstückchen: sie vereinen die Vorzüge dessen, was Jean Paul vorher geschrieben, mit dem was der Kenner in den Romanen bewundert; sie haben dabei nichts von jenen Ungeheuerlichkeiten, welche uns von den Romanen abschrecken. Bis dahin hatte sich Jean Paul mehr als Denker denn als Dichter gezeigt. Jetzt zum ersten Male handelt es sich, wie schon die Ueberschriften anzeigen, jedesmal um eine bestimmte Persönlichkeit, um die sich alles gruppirt, die bis ins Einzelste geschildert wird, und der wir unser volles Interesse zuwenden.

Zwei Schulmeister sind es, die Jean Paul zeichnet; niemand in der That war berufener dazu als er, welcher seine Jugend in einem Pfarrhause auf dem Lande verlebt hatte und der jetzt sich seinen Unterhalt als Lehrer von Kindern befreundeter Familien erwarb.

Die erste der Schriften, der auf Veranlassung seines Freundes Otto entstandene „Fälbel“ hat trotz des unverkennbaren Humors, welcher über dem Ganzen schwebt, noch gar vieles von dem satyrischen Jean Paul an sich, der gegen jegliche Bornirtheit und Verkehrtheit muthig zu Felde zieht. In unübertrefflicher Weise schildert er uns einen sogenannten Humanisten wie er leibt und lebt in bunter farbenreicher Scenerie, einen jener geschmacklosen Philologen, die lediglich in einer untergegangenen Welt leben, und denen die wahre Bildung vollständig abgeht, trotzdem sie sich in ihrem Dünkel für die alleinigen Pächter der Humanität hielten. Es ist unmöglich, all die classischen Züge wiederzugeben, aus denen sich das Bild Fälbels zusammensetzt; nur einiges von dem Wichtigsten soll jetzt folgen.

Nachdem der Herr Rector in einem, natürlich lateinischen, Programme erwiesen, daß auch schon die alten Griechen und Römer gereist seien, begab er sich im Sommer mit einer Anzahl seiner Primaner auf eine Reise ins Fichtelgebirge, um dies zu beschreiben; nicht ohne ihnen vorher eine Rede über den Nutzen des Reisens überhaupt vorgelesen zu haben. Seine Tochter Cordula muß ihn begleiten, denn die Caravane nimmt ja eine Anzahl von geräucherten Würsten als Proviant mit und wer soll die unterwegs kochen? Das Wichtigste ist zunächst, auf der mitgenommenen Specialkarte immer die Dörfer, durch die sie ziehen, nachzulesen; gern hätte Fälbel hieran einen Cursus in der alten Geographie angeknüpft, aber leider war ja das Fichtelgebirge im Alterthum noch nicht bekannt genug. Am ersten Abend

kommen sie nach Töpen. Da gab es beim Einzuge ins Wirthshaus einen grimmen Kampf zwischen den Hunden der Reisenden und einigen Dorfhunden; Fälbel, welchen Jean Paul zum Theil selbst reden läßt, schildert uns diesen und beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf Plutarch, die Odyssee und das Buch Tobias. Bei der Wanderung des nächsten Morgens sollten Sturms Betrachtungen der Natur durchgenommen werden, und zwar, da sie monatweis geordnet, die über die Segnungen der Julisonne. Kaum aber hat der Rector die Worte „ich selbst fühle die belebende Kraft der Sonne“ gesprochen, so beginnt es auch schon zu regnen. Doch er weiß sich zu helfen; flugs schlägt er den April auf und hält nun über die Vortheile des Regens einen Vortrag. Um Cordula kümmert sich der Humanist so gut wie gar nicht, verlangte er ja doch, von den Römern her so gewöhnt, von einem Mädchen nichts, als daß der Körper ein Koch wurde und die Seele eine Köchin. Und doch, welch rührendes, welch sympathisches Geschöpf ist die arme Cordula! Hier zum ersten Male schlägt Jean Paul bei der Schilderung eines weiblichen Charakters Töne an, wie sie nur ihm, dem feinsten Kenner der Frauen, eigen; hier zum ersten Male redet er so weich und so tröstend, so linde und so liebevoll von den Frauen, daß wir in der That begreifen, wie gerade die besten in ihm ihren Apostel verehrt haben.

In Hof kommt der Rector auf die französische Revolution zu sprechen; er äußert sich dahin, daß dieselbe unmöglich gewesen wäre, wenn ein jeder statt die französischen Philosophen zu lesen, die alten Autoren edirt und mit Anmerkungen versehen hätte. Er nimmt sich vor, seinen Schülern, sobald sie die Catilinarischen Reden lesen werden, deutlich zu erweisen, wie all die französischen Revolutionäre Catilinas und dergleichen seien. Wie ruhig dagegen sind doch, meint Fälbel, die großen Philologen gewesen! sie haben nie revoltirt, sondern immer von acht bis elf Uhr docirt; sie haben zwar auch Republiken erhoben, aber immer nur die „classischen“ und auch diese nur wegen der lateinischen und griechischen Sprache. Wie schon der Töpener Wirth nahe daran war, dem biederen Philologen Ungelegenheiten zu bereiten wegen der mitgebrachten Würste, so hat Fälbel jetzt auch bei seinem Scheiden von Hof wiederum mit seinem Wirth Zwist, weil er sich hatte eine Stube anweisen lassen, in der er seine Böglinge in passender Haltung und anmuthigen Geberden übe, dieselbe aber nicht hatte bezahlen wollen. Wie jedoch der große Themistokles aus Schlägen, so macht sich der Rector nichts aus Schmähungen und zieht ruhig weiter. Es gießt freilich schon Tage lang der Regen in Strömen vom Himmel, Fälbel jedoch erinnert seine Genossen daran, daß die Xenophontische Armee ja noch größere Strapazen zu überwinden gehabt. Bei Marktkeuthen sehen sie, wie ein ungarischer

Deserteur erschossen wird, der wegen seinem Schicksale und der sich zuletzt noch so rührend offenbarenden Ehrlichkeit unsere aufrichtigste Theilnahme verdient. Fälschlich jedoch nimmt Anstoß an dem schlechten Latein, welches der Delinquent als Ungar redet und meint, daß er schon für sein Kauderwelsch das Arkebusiren verdiene; überhaupt hätten sich schon die Stoiker gegen das Mitleid erklärt. Späterhin hat der Rector noch ein Abenteuer beim Vermessen der Landschaft zu bestehen — er bekommt eine derbe Tracht Prügel — er erklärt sich aber als Märtyrer der Geometrie, wie ja auch Plinius der Märtyrer der Physik sei. Das Wetter hellt sich zwar schließlich auf; als aber der Rector erfährt, daß soeben ein anderer Gelehrter eine Beschreibung des Fichtelgebirges herausgegeben, daß er selbst also nichts mehr da oben zu thun habe, kehrt er wieder um, läßt aber, weniger human als humanistisch, seine Tochter beim Wirth als Pfand zurück, weil er die Beche nicht bezahlen kann.

Wie verschieden nun von diesen Philologen ist Wuz! Wuz ist auch ein Schulmeister, und noch dazu ein recht untergeordneter, kein hochstudirter, der auf das Genaueste in jedem Winkel Roms und bei jeder griechischen Hetäre Bescheid weiß. In welch' ganz andere Welt versetzt uns Wuz! Hier athmen wir auf und fühlen uns heimisch! Hier zum erstenmal bricht jenes tiefe, echt deutsche Gemüth durch, welches uns Deutschen Jean Paul auf ewig werth machen muß. War er bisher fast immer in hellblühenden Stahl und schimmerndes Eisen gepanzert auf dem Kampfplatze erschienen, so legt er jetzt die schwere Rüstung ab; er steigt hernieder von seinem Streitroß und beugt sich liebevoll zu den Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Paulus mit dem Schwert wird zum Johannes mit dem Becher. In Jean Pauls großen Romanen ist Niedriges und Erhabenes, Kleines und Großes, Heiteres und Melancholisches mit einander gemischt; hier im Wuz feiert das Kleine, das Niedrige für sich seine Triumphe. „Wenn wir,“ schreibt Jean Paul später einem Freunde, „göttliche Fußtapfen im großen, langen Gange der Weltgeschichte aufsuchen, warum wollen wir sie nicht noch lieber in den kleineren Tritten unseres Lebens studiren? Es ist unsinnig zu denken, daß die großen Räder im Universum gehen werden, wenn der Schöpfer nur die Räder und nicht auch die kleinsten Zähne daran machte.“ Wuz soll uns nicht minder wie Fixlein lehren, daß man kleine sinnliche Freuden höher achten müsse als große, den Schlafrock höher als den Bratenrock, und daß uns nicht große, sondern kleine Glücksfälle beglücken. Wuz ist eine Idylle, und, setzen wir hinzu, eine unvergängliche Idylle. Jean Paul definirt die Idylle als die epische Darstellung des Vollglüdes in der Beschränkung; noch 1795 erscheint ihm das Wort Idylle als die rechte Bezeichnung all seiner „Historien“. Führte er doch bis dahin sein eigenes Leben idyllenhast; war doch seine Jugendzeit eine einzige

Jdylle; ist doch Wuz niemand anders als Jean Paul selbst, freilich nicht der ganze Jean Paul, nicht der heroische, polemische, strafende, zürnende. Und mit welchem Realismus ist im Wuz wie in Jean Pauls Jdyllen überhaupt alles bis ins Einzelste ausgemalt! Es ist als sei in ihm wieder einer jener großen niederländischen Maler erstanden, welche das Heilige vom Himmel und aus den Wolken herab auf die Erde geholt und das häusliche Stillleben innerhalb der vier Wände so schön zu erklären gewußt haben. Trotz dieses Realismus freilich, trotz dieser echt pantheistischen und darum echt modernen Diesseitigkeit verleugnet sich aber auch im Wuz nicht Jean Pauls Doppelnatur; auch hier schon fliegt er einigemal von der Erde, wo er scheinbar so fest und so sicher und so gerne haftet, zu dem Jenseits und klagt über die Nichtigkeit des Irdischen, nur daß hier umgekehrt wie in den beiden ersten Romanen diese Inconsequenz glücklicherweise zu den Ausnahmen gehört. Gerade hier aber zeigt sich aufs deutlichste, in welche Widersprüche sich der Dichter verwickelt. Oder kann wirklich diese Welt eine „würdige“, wie er sagt, jene dagegen eine „erhabene“ sein, darf wirklich „auf dieser stürmenden Kugel, wo die Winde sich in unsre kleinen Blumen wühlen“, niemand seine Ruhestätte suchen — wenn das Diesseits so viel und so reine Freuden bietet, als sie hier das vergnügte Schulmeisterlein jede Secunde genießt? Doch wir müssen nach diesen allgemeinen Bemerkungen unserem Helden noch etwas näher treten.

Wie für Jean Paul selbst, so ist auch für Wuz die Kindheit die seligste Zeit; in seinen späteren Jahren läßt er sich immer das Licht eine Stunde später bringen, damit er sich erinnere, wie er dereinst sich oftmals eine blaue Schürze umgebunden habe, um predigend der Magd ihre Sünden vorzuhalten, wie er sich immer auf das Schließen der Fensterläden freute, um von der Außenwelt nichts zu vernehmen, wie er sich abgeschrieben, wessen er nur habhaft werden konnte, um sich eine Bibliothek zu verschaffen. In seinem zehnten Jahre kam er als Alumnus nach der Stadt. Er war hier einer der ordentlichsten; alles hatte in seiner Kammer seinen festen Platz; die Bücher stellte er stets in regelrechte Reihen, „wie eine preußische Front“; manchmal erhob er sich beim Mondschein aus dem Bette, um zu sehen, ob seine Schuhe regelrecht ständen. War aber alles in Ordnung, so rieb er sich vergnügt die Hände, lachte und freute sich ungemein. Sich freuen und fröhlich sein verstand unser Meisterlein überhaupt wie nur wenige. Beim Aufstehen freute er sich aufs Frühstück, den Vormittag aufs Mittagessen und so weiter. Beinigte ihn aber Sorgen, so tröstete er sich mit dem Gedanken ans warme Bett, da konnte ihm doch acht Stunden lang niemand etwas anhaben. Die hohe Zeit aber seines Lebens war sein Lieben. Justine, die es schon weit in der Regeldetri gebracht hatte und überdies die Pathin der Frau Seniorin war, hatte sein Herz erobert. Wie Jean Paul einst für die viehweidende

Augustine von Jobiz so fertigt auch Wuz für seine Geliebte Zeichnungen von Potentaten mit Hülfe von Ruß und Fett; er brachte ihr wohl auch ab und zu einen Pfefferkuchen mit, oft freilich zog er es vor, ihn unterwegs anzubeißen, und nach vielerlei vergeblichen Versuchen, ihm durch ferneres Abbeißen wieder eine regelrechte Form zu geben, schließlich selbst aufzuessen.

Der Tod seines Vaters hinderte ihn, die hohe Schule ferner zu besuchen; er wird Schulmeister, besteht das Examen, wobei er unter andern seine Fingerspitzen in fünf Töpfe warmen Wassers tauchen muß, um zu sehen, welches Wasser für einen Täufling die rechte Temperatur habe; sein Erstes nach dem Examen ist sich mit Justine zu verloben. Die Zeit bis zur Hochzeit ist ihm eine ununterbrochene Seligkeit; er malt sich aus, welche Wonnen ihm sein Amt geben werde, wie er z. B. oft in der Schule niesen wolle, um damit alle wie besessen aufzuführen und riefen: „Helf Gott, Herr Kantner!“ Er schwelgt in dem Gedanken, nun bald mit seiner Braut vereinigt zu sein. Wie entzückend ist nicht die Schilderung des Sonntagspazierganges, wobei sich Wuz zum ersten und letzten Male in seinem Leben über die irdische Scene hinaus erhebt! Wie anschaulich, wie so echt humoristisch ist nicht die Beschreibung der Hochzeit, besonders des Festmahls! Die Gesetze des Romans, meint Jean Paul, würden verlangen, daß das Schulmeisterlein sich vor der Hochzeit auf der Wiese in Gras und Blumen berge, um da von seinem Glück zu träumen, „allein“, fährt er fort, „er rupfte Hühner und Enten ab, spaltete Kaffee- und Bratenholz und die Braten selbst“. Wie Jean Paul zu den Helden seiner Romane immer nur Jünglinge, nie reife Männer gewählt hat, so bricht er auch hier mit der Schilderung der Hochzeit ab; er führt uns über eine lange Reihe von Jahren hinweg unmittelbar vor Wuz' Sterbelager. Hatte schon vorher in der Erzählung Jean Pauls eigenes Ich eine bedeutende Rolle gespielt, so tritt er jetzt, bei dem Tode von Wuz, ganz wie späterhin in den großen Romanen, selbst als Mithandelnder auf. Er ging, erzählte er, eines Tages wie schon früher oft an dem Hause des Schulmeisters vorbei, da trat die alte Justine heraus und fragte, ob er denn nicht auch ein Büchermacher sei, da sie ihn im Gehen schreiben sah. Auch ihr Alter wäre einer, er sei aber jetzt am Sterben und wünsche, daß ein Kundiger seine Bibliothek ordne und seine Biographie herausgebe. Jean Paul tritt ein und verweilt einen ganzen Tag dort; in der Nacht endlich senkt sich der Todesengel herab.

Als Jean Paul später die umgearbeitete Schrift an K. Ph. Moritz in Berlin schickte, damit sie als Beilage der „Unsichtbaren Loge“ erscheine, schrieb ihm Moritz zurück: „Der Wuz' Geschichte verfaßt hat, ist nicht sterblich.“ In der That, wenn irgend ein Werk Jean Pauls, so verdient der Wuz zu allen Zeiten gelesen zu werden; er wird so wenig jemals veralten,

als das deutsche Gemüth je veraltet erscheinen kann. Aber auch die erstgenannte Schrift, der Fälscher, hat bleibenden Werth. Einmal um ihrer selbst willen; sodann steht sie im engsten Zusammenhange mit Jean Pauls Ansichten vom classischen Alterthume überhaupt, wie er sie zuerst in der „Unsichtbaren Loge“, später ausführlich in der „Levana“ und der „Vorschule“ ausgesprochen hat. Auf diese Ansichten näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur so viel, daß sie die Keime zu einer der wichtigsten und segensreichsten Umwälzungen in sich bergen.

Paul Merrih.

### Vom preussischen Landtag.

Eine Woche lang hat sich das Abgeordnetenhaus unausgesetzt, nur den nach alter Uebung für Anträge der Mitglieder, Petitions- und Wahlprüfungen vorbehaltenen Tag ausgenommen, in Plenarsitzungen mit dem Etat beschäftigt. Weder die Vorberathung durch die Budgetcommission, noch die neue Majorität haben eine ersichtliche Ablürzung dieser Verhandlungen herbeigeführt. Der Etat des Ministeriums des Innern hat drei volle Sitzungstage in Anspruch genommen, obwohl die finanzielle Seite desselben, bei welcher es sich im Ordinarium nur um die Ablehnung unbedeutender Gehalts- und Zulageposten, im Extraordinarium um die Herabsetzung der zweiten Rate für einen großen Strafanstaltsbau auf die Hälfte handelte, gar keine Discussion hervorrief. Dafür wurde das Haus durch Culturkampfdebatten wegen nicht bestätigter ultramontaner Communalbeamten und der Gefängnißstrafen geistlicher Delinquenten gegen die Maigesetze, durch Schmerzensrufe des unterdrückten Polonismus, durch eine Kritik der Berliner Polizeizustände und eine Auseinandersetzung über den kleinen Belagerungszustand, endlich durch akademische Erörterungen über Straf- und Gefängnißsysteme in Anspruch genommen. In hohem Grade für die gegenwärtige Lage bezeichnend war es, daß der Minister des Innern, der bei jedem neuen Auftreten nur in der Schätzung aller Unbefangenen steigt, wiederholt Veranlassung nahm, in den Reden des Centrumsführers Windthorst einen „gereizten, feindseligen Ton“ zu constatiren. Jedenfalls ist es klar, daß die Partei innerhalb dieses Ressorts die Commivenz nicht gefunden hat, auf welche sie nach der Parteiverschiebung des letzten Sommers gerechnet hatte. Wenn die Nichtbestätigungsklagen der ultramontanen Partei sich nach dem äußerlichen Scheine mit den gleichen Beschwerden der Liberalen aus der Reactions- und Conflictszeit decken und man von ultramontaner Seite nie verfehlt, diese angebliche Gleichheit der Lage hervorzulehren, so ist dagegen doch zweierlei zu erinnern. Einmal haben auch die Liberalen an dem Spiegel einer anderen Partei gesehen, was sie im eigenen Falle nicht erkennen wollten, daß anscheinend tendenziöse Nichtbestätigungen

doch in der That vielfach durch tendenziöse Wahlen der communalen Körperschaften hervorgerufen werden. Wenn eine in den letzteren so unbedingt wie seit sechs bis acht Jahren die ultramontane in den katholischen Landestheilen herrschende Partei die Wahlen in erster Reihe nach der Parteizuverlässigkeit bestimmt, so kann es nicht ausbleiben, daß der letzteren in sehr vielen Fällen die Befähigung nicht entspricht. Vor allem aber hat die gemäßigt liberale Partei anerkennen müssen, daß es sich bei der Ausübung des Bestätigungsrechtes nicht etwa nur um „Bevormundung“ der communalen Selbstverwaltung, sondern auch um die Verantwortlichkeit des Ministers des Innern für die gute und gerechte Verwaltung der mit den communalen Aemtern verbundenen staatlichen Functionen handelt, und daß gerade ein gewissenhafter Staatsmann, der seine eigenen Beamten ohne Parteitendenz auswählt, auch ein Recht hat, ausgesprochene Parteimänner selbst bei zureichender intellectueller Befähigung nicht für die geeignetsten Träger staatspolizeilicher Functionen zu halten. Ferner aber besteht zwischen der früheren Lage der Liberalen und der jetzigen der ultramontanen Partei doch der wesentliche Unterschied, daß jene niemals wie diese den Anspruch erhoben hat, sich aus „Gewissensbedenken“ über gültig erlassene Staatsgesetze hinwegzusetzen; und wenn Herr Windthorst die Nichtbeobachtung solcher Gesetze von Seiten privater Delinquenten wieder einmal als bloß „passiven Widerstand“ construirt, so wäre es doch erwünscht, etwas Näheres von ihm darüber zu erfahren, wie er sich diesen Conflict bei einem Beamten zurechtlegen will, der zur positiven Handhabung der Gesetze berufen sein soll, welche er nach seiner kirchlich-politischen Parteilstellung mit seinem Gewissen unvereinbar halten muß.

Die Verlängerung des zuerst seit dem 28. November vorigen Jahres über Berlin und Umgebung verhängten sogenannten kleinen Belagerungszustandes ist von der ruhigen Bevölkerung und der ihre Stimmung widerspiegelnden Presse als eine ziemlich selbstverständliche Maßregel aufgenommen worden. Die übliche Bezeichnung der Maßregel enthält ja eine arge Uebertreibung, da es sich, abgesehen von gewissen Beschränkungen des Waffentragens, nur um die Befugniß der Polizeibehörde handelt, Personen auszuweisen, welche sich die socialdemokratische Agitation zum Geschäft machen. Auch von dieser Befugniß ist im Verhältniß zu der durch die letzten Wahlen herausgestellten Stärke der hiesigen Socialdemokratie nur ein sehr mäßiger Gebrauch gemacht worden. Immerhin war die Sache dazu angethan, den Ressortminister um eine Auskunft über die Gründe anzugehen, welche die Verlängerung der Maßregel bestimmt haben, eine Auskunft, die ja auch Graf Eulenburg in der entgegenkommendsten und offensten Weise gegeben hat. Weit entfernt, Illusionen darüber zur Schau zu tragen und erregen zu wollen, als ob das Socialistengesetz bis jetzt eine merkliche Einschränkung der Social-

demokratie bewirkt hätte, wies doch der Minister gewiß mit gutem Grunde darauf hin, daß durch die auf Grund des Gesetzes getroffenen Anordnungen jene die Achtung von Recht und Gesetz in den weitesten Kreisen untergrabende öffentliche Agitation beseitigt sei, welche in der letzten Zeit vorher einen geradezu das gesunde Staats- und Rechtsgefühl empörenden Umfang und Grad erreicht hatte. Wenig vortheilhaft hob sich gegen die durchaus maßvolle Darlegung des Ministers die Art ab, wie der fortschrittliche Abgeordnete Hänel die an denselben gerichtete Anfrage verbrämen zu müssen glaubte durch sentimentale Betrachtungen über die an den Ausgewiesenen begangene Härte, die „eine Summe von Haß und innerster Erregung anzufachen müßte“ — als ob es wirklich denkbar wäre, den Haß, den die socialdemokratische Agitation gegen die bestehende Staats- und Rechtsordnung bewiesen, noch mehr anzufachen. Wenn der Redner mit der üblichen Ueberhebung wiederholen zu sollen glaubte, daß „seine Partei“ nicht an die Wirksamkeit des Gesetzes „glaube“, weil man damit „nur Symptome curire“ und „den eigentlichen Sitz der Krankheit zu untersuchen und zu finden mehr und mehr verlerne“, so kann darauf nur immer wieder entgegnet werden, daß die große Mehrheit des Bürgerthums an der socialdemokratischen Agitationsweise nicht blos ein „Symptom“, sondern eine gemeine Gefahr an sich erkannte; und daß übrigens die Fortschrittspartei in dem Suchen nach dem „eigentlichen Sitz der Krankheit“ sicherlich keiner anderen bis jetzt den Rang abgelaufen hat. x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Aus Paris.** Rückkehr der Kammern. Börse. Spielclubs. Ausstellungen. — Ruhig und ohne irgend welche ernstliche Störung sind Sommer und Herbst verfloßen und die Verlegung der Kammern nach Paris ist gleichfalls eine Thatsache, die sowohl zur Entwicklung der hiesigen Verhältnisse, sowie zur Beruhigung einiger immerhin noch ängstlicher Gemüther das Ihrige beitragen wird. Das Land ist seit letztem Winter wie von einem Alpdrucke befreit und hat im verwichenen Jahrzehnt ein Reihe von Prüfungen erduldet: den Krieg, die Commune, alsdann die drohenden monarchischen Gewitterwolken und das Mac Mahonsche Septennat, und wäre der letztere ein moderner Faiseur gewesen, wer hätte das Land gegen einen neuen Kaiserschnitt geschützt? Alle jene Gefahren sind glücklich bestanden, das Kaiserreich aber liegt aller Wahrscheinlichkeit nach in Chislehurst begraben, während man sich in Frankreich über die republikanische Frage einstimmig entschieden und diese Entscheidung erfolgreich zur Geltung gebracht hat, so daß man sagen kann, wenn's dem Nachbarlande jetzt nicht gelingt, in der langersehnten Einigung und friedlichen Entwicklung vorwärts zu kommen, dann ist's ent-



schieden seine Schuld und ihm ist nicht zu helfen. Das dem Präsidenten zugeschriebene Wort: „Tout laisser dire, rien laisser faire“ hat sich bisher nicht als unzweckmäßig erwiesen und wenn auch eine Modification des Cabinets Waddington im Januar bevorsteht, so ist doch kaum anzunehmen, daß dadurch ein wesentlicher Wandel, besonders in der äußeren Politik, herbeigeführt werden dürfte.

Im Uebrigen ist nur von einer recht regen fortschrittlichen Entwicklung im geschäftlichen Leben und in der Industrie, in Kaserne und Schule zu berichten. Die Steuern gehen, wie im vorigen Jahre, ganz vortrefflich ein, so daß bisher noch jeder Monat die Voranschläge weit überholte und bis Mitte des Monats circa 120 Millionen mehr eingeheimst wurden als im Ausstellungsjahre, was zur Hebung des Credits wesentlich beiträgt.

Dieser gewiß erfreulichen Thatsache gegenüber hat jedoch die hiesige Börse im letzten Sommer manche mehr als „gewagte“ Unternehmungen und Gründungen von Bankinstituten gefördert, die allerdings die Solidität des hiesigen Marktes sehr in Frage stellten. Paris ist nicht umsonst Weltstadt, und nicht nur reiche Leute finden sich hier des Vergnügens und Genusses wegen aus der halben Welt zusammen, sondern auch die geriebensten Speculanten und Gründer aller Nationen haben in dem alten Seinebabel ihren Sitz aufgeschlagen. Portugiesen, Spanier, Belgier, Holländer, Engländer, Amerikaner, Schweizer, Italiener, Griechen, Levantiner, Deutsche, besonders Frankfurter, sowie Oesterreicher, Russen und Andere sind in der hiesigen kosmopolitischen Börsenwelt zahlreich vertreten. Und obgleich ganz Frankreich wohl nicht viel mehr Israeliten zählt, als die Weltstadt an der Spree, so sind dieselben doch in Paris ziemlich zahlreich, und bilden sicherlich das geldmächtigste Element im Geschäftsleben. Sind hier nun auch die Schwierigkeiten, welche der Gründerei entgegenstehen, größer als in manchen anderen Mittelpuncten des Verkehrs, so sind andererseits die treibenden Kräfte um so stärker und mannigfaltiger, auch kann die Beute reichlicher ausfallen als irgendwo, denn nicht nur sind der Geldbesitzer viele, sondern auch das Publicum, auf dessen Ausbeutung der Gründer es abgesehen, erneuert sich hier durch den starken Zustrom von Provinzialen und Fremden außerordentlich schnell. So sind nun in diesem Jahre schon ein Duzend größere und eine große Anzahl kleinerer Actienbanken gegründet, unter denen die Banque Européenne, welche die italienische Oper erworben und als Bankgebäude mit einem kolossalen Kostenaufwande hat einrichten lassen, oben an steht, und deren Lage durch das Verschwinden des weltbekannten, belgischen Faiseurs und tollen Speculanten Phillipart überaus compromittirt ist. Entschieden werden eine gute Anzahl dieser verschiedenen Institute im neuen Jahre wieder von der Bühne verschwinden, wobei ein hübsches Stück Geld in die Brüche geht.

Zu bemerken ist jedoch, daß le corbeil, d. h. die eigentliche Kernbörse, nicht weiter davon betroffen wird, sondern nur die sogenannten Coulistenhäuser. Daß fast die gesammte hiesige Presse versteckt oder offen in diesem Treiben engagirt, ist offenkundig. Hat doch der Credit Foncier, ein an und für sich solides Institut, bei der letzten Ausgabe seiner städtischen Obligationen allein zehn Millionen der Presse zugewendet. Verschiedene Finanzgesellschaften verlegen sich alsdann auf die Häuserspeculation. Man kauft Häuser, die einen Ertrag von 5 bis  $7\frac{1}{2}$  Procent abwerfen und belastet sie zur Hälfte ihres Werthes mit Grundschulden à 4 Procent.

Welche ganz absonderliche Projecte alsdann zu Tage treten, geht nebenbei noch aus der Idee des Abbé Meigne hervor, der in seinem Blatte „les Mondes“ zur Subscription auf 500,000 Francs auffordert, um Nachgrabungen anzustellen und zu Gunsten der Wahrheit der heiligen Schrift „die Trümmer des von Gott selbst besiegten Pharaonenheeres aufzudecken“. Herrn Beuillots „Univers“ geht nun gar allen Ernstes schon so weit, die am Abend der von Josua gewonnenen Schlacht vom Himmel herabgefallenen Aerolithen als werthvolle Pfandobjecte in Aussicht zu stellen.

Neben diesem Börsenunwesen machten die Cercles oder Clubs in letzter Zeit von sich reden, deren Gründung ebenfalls eine Art Industrie geworden ist, die ihre Directoren oft ebenso glänzend ernähren, als die der privilegirten Wechselagenten oder Generaleinnehmer. Diese Gesellschaften zählen bekanntlich in London und Paris nach Hunderten. Sie bieten gegen einen verhältnißmäßig geringen Jahresbeitrag alle möglichen Annehmlichkeiten: behagliche, mit raffinirtem Comfort ausgestattete Räume, einen vorzüglichen Tisch, die reichste Auswahl europäischer, sowie anderer Zeitungen und Revuen; Billets zu den so gesuchten ersten Vorstellungen in den Theatern, die neuesten politischen und Börsentelegramme bis in die späteste Nacht; Gesellschaftsspiele aller Art, Kunstausstellungen, von Zeit zu Zeit sogar Soiréen, in denen man die Divas der Opern und Operetten in der Nähe bewundern kann. Alle diese Genüsse und Vortheile deckt eben das Spielgeld, und so liegt es in der Natur der Dinge, daß diese Cercles allgemach Monaco en miniature werden.

Das Princip der „geschlossenen Gesellschaft“ wird zur Erzielung einer höheren Dividende gern umgangen; jedes Mitglied kann Gäste einführen, oft genügt es sogar, wenn diese sich mit einer bloßen Visitenkarte dem Präsidenten oder Regisseur vorstellen. Jeder junge Taugenichts, der einige Tausend Francsbillete in der Tasche, sowie jeder höhere Industrieritter mit Titel und Namen kann sich ohne Schwierigkeit in die Pariser Clubs einschmuggeln und alle die taghell erleuchteten ersten Etagen längs der fashionablen Boulevards und der umliegenden Straßen sind nichts anderes als

der decentralisirte Monte-Carlo des Herrn Blanc selig Erben. Stand doch der letzte Spielpächter von Baden-Baden ebenfalls an der Spitze eines dieser Cercles, und bleibt den Gründern nach Abzug aller Kosten noch ein ebenso sicherer als beträchtlicher Gewinn. Das eigentliche Problem besteht gemeinlich nur darin, die Concession zur Errichtung einer solchen Gesellschaft bei der Polizei zu erwirken. Ganz wie bei den zweifelhaften Börsen- und Actienunternehmungen gehört nun in erster Reihe ein recht hervorragender Name dazu. Vormalig, unter dem Kaiserreiche, hatten natürlich Descendenten von Marschällen, Seitenverwandte der allerhöchsten Familien, Günstlinge der Morny und Persigny, Pietri, sowie Financiers à la Pereire und Mirès, dann wohl auch aristokratische Namen der italienischen, polnischen und ungarischen Flüchtlingswelt den Vorzug. Während des Mac-Mahonnats standen die Edelleute der Legitimität, sowie die Paladine des Carlismus und des neapolitanischen Bourbonenthums mit ihren ellenlangen Namen am besten notirt, während heutigen Tages Senatoren und Abgeordnete, wenn auch nicht als directe Gründer und Unternehmer, so doch als besoldete Präsidenten dienen. Vor etwa zwei Monaten wurden zwei solcher Cercles polizeilich geschlossen, wobei es sich erwies, daß der Abgeordnete Saint-Martin, einer der Ultraradicalen, der in Avignon sogar die Sache der Commune vertritt, hier als Präsident fungirte. Ein anderer nicht minder republikanischer Deputirter hat jetzt wiederum in der Rue de Rivoli ein ganzes Haus einrichten lassen, welches 125,000 Francs Miete kostet. Zum Ueberfluß bildet sich noch ein Damencomité, um als Zerstreungsmittel fürs schöne Geschlecht ein ähnliches Etablissement ins Leben zu rufen. Die Cotisation ist auf 1000 Francs gesetzt, wofür die Benutzung der prächtigsten Salons für Theater, Concert, Lectüre, Billard, Spiel, Bäder, sowie Table d'hôte in Aussicht gestellt sind.

Was das Spiel selbst anbetrifft, so kann die Behörde, da wie begreiflich nur um Marken und nicht etwa öffentlich um Geld gespielt wird, nur dann einschreiten, wenn Klagen oder besondere Vorkommen rufbar werden. Die eigentliche Zahlung geschieht ähnlich der an der Börse in Liquidation durch Vermittelung der Regie.

Noch ist der internationalen Ausstellung der auf die Gewerbe angewendeten Wissenschaften zu erwähnen, welche im Industriealaste der Ellysäischen Felder den ganzen Herbst und Spätsommer über eine verhältnißmäßig befriedigende Anziehungskraft, besonders auf die Pariser Arbeiter und industrielle Bevölkerung, sowie auf die hier anwesenden Provinzbewohner ausübte. Mitte December, wenn nicht der kühlen Witterung wegen schon eher, wird dieselbe geschlossen werden, obgleich einzelne Aussteller, die gute Geschäfte machten, immer noch für „Permanenz“ plaidiren. Das Ganze ent-

spricht dem industriellen Jahrmarkte. Da nun der letzte Herbst ungemein schön, so kam dies den Ausstellern zu Gute und es ist vorgekommen, daß an manchen Tagen die Zahl der Besucher auf 30,000 gestiegen; zudem bildeten die Nachmittagsconcerte, wie dies gemeiniglich der Fall, den Sammel-punct Vieler, denen mehr darum zu thun, gesehen zu werden, als selbst etwas Interessantes zu sehen.

Wie leicht begreiflich, war die ordinäre Luxusindustrie am stärksten vertreten und die schöne Einfachheit mußte dem buntschweifigsten Prunke das Feld räumen. Die immer sich steigenden Bedürfnisse der verhältnißmäßig unbemittelten Classen verschaffen auch hier der mittelmäßigen und billigen Production, auf Kosten der Solidität, ein immer größeres Absatzfeld.

Ueberall spreizte sich daher Ungediegenheit und der Schein sowohl in Möbel als Kleidern und sonstigem Schmucke. Besonders in Polstermöbel, Gardinen, Wand- und Zimmerteppichen geht man darauf aus, durch bunte Mosaik von Stoffen und Farben möglichst zu imponiren, und der Fremde, der an französischen Tact und Geschmack in Toilettenfachen glaubt und ihn hier suchte, mag etwas enttäuscht worden sein. Daß nun die Tonangeber in der Kunstindustrie, die Meister des geläuterten Geschmacks, wie: Barbé-dienne, Christophle, Daffon und Andere auf diesem Industriejahrmarkte nicht zugegen, sondern nur durch Imitation vertreten sind, ist naheliegend.

Auffällig viele physikalische Apparate sind ausgestellt und da genugsam bekannt, daß sowohl die höheren Lehranstalten, wie auch die Mittelschulen Frankreichs nur ärmlich damit ausgestattet sind, wie solches in der Kammer dem Lande zu wiederholen selbst der Abgeordnete Paul Bert gar nicht müde wird, so ist es auch erklärlich, wie das große Publicum den hier ausgeführten Experimenten, unter denen gegenwärtig der Phonograph eine Hauptrolle spielt, mit größtem Interesse folgt. Hier werden mit einer anderen Edisonschen Erfindung, der elektrischen Feder, Schriftstücke und Zeichnungen in Punctirung vervielfältigt, dort mit Volta'schen Bleistiften auf Metallplatten erstaunlich rasch und leicht Stiche erzeugt, die in Zukunft für billig illustrierte Werke von Wichtigkeit sein können. Auch Chirurgie und die hierher gehörige Kunstindustrie ist stark vertreten. Personen mit künstlichen Gliedern, als: Armen, Beinen, Ohren, Nasen, Augen und Händen sind die, die durch Stricken, Schreiben und andere Beschäftigungen die Aufmerksamkeit erregen. Ist doch im Frühjahr hier ein Soldat aus dem Militärhospitale Val de Grace entlassen, der, wenn ich nicht irre bei Châteaudun, durch einen Granatsplitter schauderhafter Weise die rechte Hälfte des Gesichts, d. h. Nase, Auge, Ohr, sowie Unter- und Oberkiefer verlor. Alle diese Theile sind jetzt künstlich derart täuschend und glücklich restaurirt, daß er als geheilt entlassen und „ohne Bart“ überall erscheinen kann.

Im Hintergrunde des Palastes, so wie im Garten sind die Großindustrie, sowie die sämtlichen Gewerbe in Augenschein zu nehmen, während im Westen die Schlaraffenlandszone, wo man sich den culinaren, sowie den Wein-, Bier- und Liqueurgenußen aller Herren Länder widmen kann. Ueberall wird man aufs Artigste zum Gratiskosten der verschiedenen Weine, Chocoladen, Spirituosen u. s. w. angehalten. Rußland, England, Holland, Belgien und Spanien, sowie Algier, Türkei, Egypten, auch China und Japan sind stark vertreten und es ist für den Fremden, d. h. den Provinzbewohner, immerhin schon lehrreich und lohnend, wenn er hier einmal andere Leute sieht und andere Sprachen schnattern hört als in seinem pays.

### L i t e r a t u r .

Akademische Reden. Der ständige Secretär der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, Emil du Bois-Reymond, hat wieder zwei Festreden veröffentlicht die, wie immer, einen interessanten Gegenstand in geistvoller Weise behandeln: „Ueber das Nationalgefühl“ und „Friedrich II. und Jean Jacques Rousseau.“ (Berlin, Ferd. Dümmler. 1879.) Gelehrsamkeit, selbständiges Urtheil und classische Form vereinigen sich hier zu kleinen Kunstwerken, die nachhaltigen Genuß gewähren. Die erste dieser Reden ist wesentlich gegen die Ausschreitungen des Nationalgefühls gerichtet, das aber zuvor ausdrücklich von Patriotismus unterschieden wird. — Die gehaltvolle Rede, die Eduard Zeller als Rector der Berliner Universität zur Gedächtnißfeier des 3. August gehalten hat, „Ueber akademisches Lehren und Lernen,“ ist in der Druckerei der königlichen Akademie der Wissenschaften erschienen. Sätze wie die: „der Universitätsunterricht soll zur wissenschaftlichen Selbständigkeit erziehen,“ „wissenschaftliche Bildung läßt sich nur da gewinnen, wo die Wahrheit als solche ohne alle Nebenrücksicht gesucht und mitgetheilt wird,“ „ein guter Lehrer ist nur der, welcher selbst noch ein Lernender ist, in welchem die wissenschaftliche Arbeit nicht stille steht,“ er darf nicht „ein Sprachrohr“ sein, „durch das eine unverstandene Ueberlieferung sich fortpflanzt,“ diese und andere eindringlich begründete Sätze, die einer höheren Auffassung des Universitätsstudiums das Wort reden, verdienen allerdings heutzutage aufs Neue eingeschärft zu werden, und es ist nicht zweifelhaft, wohin vorzugsweise ihre Spitze sich kehrt. — Die Festrede, die August von Druffel, a. o. Mitglied der historischen Classe der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, am 25. Juli d. J., gehalten hat: „Ignatius von Loyola an der römischen Curie“ (München, Verlag der königlichen Akademie) ist eine Studie über die seit dem Jahre 1874 zu Madrid veröffentlichten Briefe des Stifters des Jesuitenordens (bisher drei Bände) und zeigt an der Hand dieser Briefe, wie begründet die Vorwürfe sind, die dem Orden früher schon aus seiner Einmischung in die Politik gemacht wurden. Seit seinem Aufenthalt in Rom hat Ignatius, von seinem ursprünglichen Ziele abirrend, die Stellung des Ordens an den Höfen zu befestigen gesucht und seine Hand in die Geschäfte der Fürsten und Staaten gesteckt, so daß die Bulle Clemens XIV. nicht fehlgriff, wenn sie die Schäden, um deren willen die Aufhebung der Gesellschaft Jesu erfolgte, schon an deren Wiege wahrzunehmen glaubte. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 11. December 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Der Franzosenfeiertag in Schwaben.

Die Entstehung eines Gerüchtes und die blitzartige Schnelligkeit, mit der es von Ort zu Ort eilt, überall seine Wirkungen zurücklassend, erschien den Alten als eine so wunderbare Sache, daß sie dieser Erscheinung übernatürlichen Ursprung zuschrieben, ja das Gerücht selbst als eine göttliche Persönlichkeit sich vorstellten, welche schadenfrohen Gemüths sich ein Geschäft daraus macht, jene Wirkungen hervorzubringen. Man kennt die ausführliche Schilderung, die Vergilius von diesem Uebel entwirft, dem nie ein anderes an Schnelle zuvorkam und das fortschreitend an Kräften gewinnt.

Klein und ängstlich zuerst, erhebt sie sich bald in die Lüfte,  
Schreitet am Boden daher und verbirgt in die Wolke die Scheitel.

Als weibliches Wesen wurde es vorgestellt, gefiedert, raschfüßig, groß und gräßlich an Gestalt.

So viel Flaumfedern sie decken,  
Eben so viel ruhn wachsame Augen darunter, so viele  
Zungen und Mäuler ertönen, so viel der Ohren erhebt sie.  
Nachts durchfliegt sie den Raum inmitten der Erd' und des Himmels,  
Kauscht durch die Schatten, und neigt nie labendem Schlummer das Auge.  
Tags sitzt lauernd sie da, bald oben am Giebel der Häuser,  
Bald auf der Höhe der Thürm', und schreckt die gewaltigen Städte,  
Dichtung und Lästung behauptend, sowie das Wahre verklärend.

Diesem also beschriebenen Wesen ist in unseren Tagen, kurz bevor die Ausbildung früher unerhörter Verkehrsmittel seiner Macht einen gewaltigen Damm entgegensetzte, noch ein Meisterstück gelungen: die plötzliche Panik, die in den Märztagen des Jahres 1848 durch Südwestdeutschland fuhr, und die noch heute als der „Franzosenlärm“ unverlöschbar in der Erinnerung der Zeitgenossen lebt. Durch die Städte und Dörfer Schwabens eilte — allerdings wie auf Fittigen getragen und in seiner Entstehung heute noch nicht aufgeklärt — in den Tagen vom 23. bis 25. März die Schreckenskunde, daß Haufen französischer Freischärler, 1000, 10,000, 40,000, ja 60,000 Mann stark, den Rhein überschritten haben und sengend und brennend, mordend und

plündernd unaufhaltsam über das Land sich ergießen. Allerorten wollte man wissen, daß die Schaaren bereits die nächstgelegenen Städte erreicht hätten, und daß ihre Ankunft binnen weniger Stunden bevorstehe. Nicht selten wollten die Boten bereits den Rauch der angezündeten Ortschaften mit eigenen Augen gesehen haben. Das Merkwürdigste war, daß die Behörden willenlos von dem gleich einem Naturereigniß daher brausenden Sturm erfasst waren, denn zumeist ihre Meldungen von Amt zu Amt trugen die Kunde weiter, die überall Entsetzen verbreitete, aber auch Entschlüsse zu tapferer Gegenwehr, freilich mit den unzureichendsten, kindlichsten Mitteln hervorrief. Am Morgen des 26. März erwachte man wie aus einem schweren Traum, nicht ohne Beschämung, aber doch befreiten Gemüthes, und mit Heiterkeit sich die unglaublichen Wirkungen der Schreckenskunde vergegenwärtigend. Das Gerücht, das „die gewaltigen Städte geschreckt“ hatte, war eitel Dichtung gewesen. Kein Feind hatte den Grenzstrom überschritten, die Gegenrüstungen hatten einer eingebildeten Gefahr gegolten. Wohl aber darf das Wort Ludwig Häußers: „Die Erschütterungen des Jahres 1848 deckten den inneren Zustand des deutschen Landes und Volkes auf“ in besonderem Sinne von diesem blinden Franzosenschrecken gelten. Man hat im Drange der sich folgenden Ereignisse bald eine Episode wieder vergessen, von der freilich wenig Ruhmens zu machen war. Aber von der Beschaffenheit der Gemüther in jenen Tagen, da unser Volk von dem patriarchalischen Regiment plötzlich in die Freiheit sprang, wie von der Beschaffenheit des damaligen Regierungsmechanismus geben die Begebenheiten des „Franzosenfeiertags“ — denn der Feiertag Mariä Verkündigung, Samstag, den 25. März, war der Haupttag — eine sehr lehrreiche Vorstellung. Auch der Einzelne pflegt in den Augenblicken am wahrsten zu sein, da er überrascht wird.

Es ist darum dankenswerth, daß ein Sammler sich gefunden hat, der den noch lebendigen Ueberlieferungen in den heimgesuchten Gegenden nachgegangen ist, von überall her glaubwürdige Zeugnisse sich verschafft, den Verlauf der Bewegung nachgezeichnet und möglichst viele Einzelzüge für die Erinnerung aufbewahrt hat.\*) Man muß nur bedauern, daß er bei seinem Sammelwerke, dem ersten, das diesem Gegenstand gilt, nicht noch wirksamer unterstützt worden ist. Auch hat ersichtlich der Mythos sich schon sehr stark jener Epoche bemächtigt, so daß manche Einzelheiten in die Ueberlieferung eingedrungen sind, die sich als historisch nicht festhalten lassen. Uebrigens sind die Erscheinungen im wesentlichen überall dieselben gewesen, mit geringen Variationen haben sie sich von Ort zu Ort wiederholt, und im Ganzen giebt

\*) Der Franzosenfeiertag 1848, Samstag den 25. März. Von Pfarrer Dr. Bunz. Heutlingen 1880.

die Schrift, deren literarischer Werth ein bescheidener ist, doch ein recht zutreffendes und an Beispielen reiches Bild von der Verfassung, in welche der Franzoselärm zweimal vierundzwanzig Stunden lang die Städte und Dörfer Schwabens, vom Schwarzwald bis zur bairischen Landesgrenze versetzt hat.

Auch sind die allgemeinen Ursachen, aus welchen der Lärm und seine widerstandlose Verbreitung sich erklären, in dieser Darstellung klar erkennbar, so wenig auch das über dem eigentlichen Anstoß schwebende Dunkel aufgehellt ist. Man muß zum Verständniß so merkwürdiger Vorgänge vor Allem der Aufregung der Geister sich erinnern, die überhaupt von dem plötzlichen politischen Umschwung unzertrennlich war und die eben in jenen Tagen durch die Nachrichten aus Wien und Berlin außerordentlich gesteigert wurde; mit jeder Stunde erwartete man Neues, Unerhörtes, ein Zustand der Geister, der erfahrungsgemäß der Besinnungskraft, der nüchternen Prüfung wenig zuträglich ist. Dazu kam ein gewisses instinctives Gefühl, daß jede Erhebung der Franzosen ihre bedrohliche Seite für die Nachbarn habe. Der Franzosenschrecken hat sich in Schwaben seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges in höchst greifbarer Gestalt immer wiederholt, tief hat sich die Tradition desselben im Volke eingelebt, verstümmelte oder in Trümmer gelegte Baudenkmäler ließen als beredte Zeugnisse die Erinnerung nicht einschlummern; die Invasionen zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts mit ihren Einquartierungen, Plünderungen, Mißhandlungen, lebten noch im Gedächtniß vieler Zeitgenossen. Mit Recht hat daher der Verfasser eine kurze Uebersicht über die früheren Invasionen der Franzosen auf schwäbischem Boden vorausgeschickt, und von Ort zu Ort die historischen Thatsachen verfolgt, als deren später Reflex der jüngste Franzosenschrecken zu betrachten ist. Zu dieser unwillkürlich sich aufdrängenden Erinnerung an frühere Besuche von Westen kam noch weiter, daß jetzt die Augen aufgegangen waren über die politische und militärische Ohnmacht der deutschen Staaten in ihrer dermaligen Verfassung; man fühlte sich hilflos, es fehlte das Vertrauen in die Regierungen, die man eben eine nach der anderen zusammenbrechen sah. Das war die Atmosphäre, aus welcher die um sich greifende Fama ihre Nahrung zog, wie denn auch sonst unter ähnlichen Verhältnissen ähnliche Erscheinungen sich erzeugt haben. Im September 1663 wurde das fränkisch-schwäbische Grenzgebiet plötzlich von einem Türschrecken heimgesucht, der gleichfalls gänzlich grundlos war. Und ein ähnlicher Schrecken vor unsichtbaren „Räubern“ verbreitete sich im Sommer 1789 durch Frankreich, worin man freilich eine berechnete Veranstaltung der Volksführer hat erkennen wollen.

Außer jenen allgemeinen Ursachen waren aber noch besondere vorhanden, welche dem ausbrechenden Gerücht einen gewissen Anhaltspunct gaben. In Folge der Revolution waren zahlreiche Arbeiter in Paris, in Lyon, auch in



Oberelsaß brod- und obdachlos geworden, sie standen zusammen, um in die Heimath zurückzukehren, und als diese Zuzüge in nicht unbedenklicher Weise sich mehrten, ergriff die badische Regierung Vorsichtsmaßregeln; diejenigen, die nicht in Massen, sondern in kleineren Abtheilungen über die Grenze kamen, sollten auf Staatskosten verpflegt und weiter befördert werden, ein Anerbieten, von dem, nach dem Zeugniß des badischen Ministers J. B. Vell, viele Hunderte Gebrauch machten. Dies wäre eine durchaus friedliche Invasion gewesen. Aber nicht umsonst hegte man Besorgniß, daß unter diese Heimkehrenden Elemente von minder friedlicher Absicht sich mischen möchten. Die deutsche Emigration in Paris, Herwegh an der Spitze, plante in der That eine „heilige Invasion“, um die Errichtung einer deutschen Republik, „als Schwester der französischen“, herbeizuführen. Die Arbeitsnoth unter der deutschen Bevölkerung in Paris konnte diesem Unternehmen nur förderlich sein. Bereits waren auch Verbindungen mit der Revolutionspartei in Baden angeknüpft. Am 21. März erhielt Fickler in Constanz Nachricht, daß die deutsche demokratische Gesellschaft in Paris sich militärisch organisirt und bewaffnet habe und daß am 24. März die erste Legion, fünfhundert Mann stark, von Paris abgehen solle. Auf der Volksversammlung zu Offenburg am 19. März wurde über die Republik und über die Rathslichkeit französischer Einmischung verhandelt, französische Emisäre sollen sich in der Versammlung befunden haben. Am 23. März las man in den Zeitungen, daß der Abmarsch der deutschen Legion in Paris auf den 21. März festgesetzt sei. Schon einige Tage vorher ging das Gerücht am Rhein, es sei ein Einfall zu befürchten; auch in der Schweiz wurde in öffentlichen Versammlungen der Plan eines Freischaaareneinfalls nach Deutschland besprochen. Die wirkliche Ankunft jener Pariser Schaaren am Rhein ist dann erst Anfang April erfolgt. Herwegh erschien selbst in Straßburg. Eine Deputation aus Karlsruhe, die im Namen des Unterstützungsvereins nach Straßburg sich begab, hatte zwei Besprechungen mit ihm, und der Bericht, den eines der Mitglieder dieser Deputation, der Abgeordnete Zittel, am 13. April in der badischen Kammer erstattet hat, ist die zuverlässigste Quelle für diese Vorgänge.

Das sind die Motive des „Franzosenerschreckens“; sie erklären zur Genüge, wie das Gerücht überall einen bereiten Boden antraf, auch bei sonst verständigen Leuten Glauben finden konnte und, einem Contagium gleich, für das die günstigsten Dispositionen vorhanden sind, widerstandlos um sich griff. Man sieht, daß es nur eines vielleicht ganz geringfügigen Anlasses, vielleicht eines Scherzes, bedurfte, um eine ganze Lawine von Schreckensnachrichten zu entfesseln. Welches nun jener bestimmte Anlaß war, das ist bis heute mit Sicherheit nicht ermittelt worden, und wahrscheinlich ist alle Mühe, ihn aufzusuchen, verlorene Mühe, eben weil der Ansteckungsstoff überall verbreitet

war und es nur eines unbedeutenden Anstoßes bedurfte, ihn zu entwickeln. Zu bedauern ist aber auf alle Fälle, daß dem Dr. Bunz aus Baden keine oder fast keine Beiträge zu seinem Schriftchen zugeflossen sind. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß der falsche Lärm im Badischen seinen Ausgangspunct genommen und von hier ostwärts sich fortgepflanzt hat. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß auf einzelnen Puncten der Lärm, und zwar durch amtliche Botschaften getragen, vom Württembergischen ins Badische zurückschlug. Die Angabe J. B. Bells („die Bewegung in Baden 1850“), daß überhaupt der Lärm aus dem Württembergischen gekommen sei, und erst in der Nacht vom 25. auf den 26. März „das Gerücht von einem erfolgten massenhaften Einfall aus Frankreich sich verbreitet“ habe, ist offenbar nicht genau; es kann sich hier vielmehr nur um eine verstärkte Wiederauffrischung des Gerüchts in Folge der Botschaften aus Württemberg handeln. In der Kammer Sitzung vom 28. März 1848 hatte Bell nur erklärt: „In der Entfernung hat sich dieser Lärm sehr vergrößert, und merkwürdigerweise sind in württembergische Orte über die Zerstörung in unserem Lande ganz erstaunliche Nachrichten gekommen, welch' verheerende Horden aus Frankreich hereingebrochen seien“. Das ist richtig; daß aber der Lärm in Baden entstanden und früher verbreitet war, ist schon aus den Angaben ersichtlich, die Bell selbst in der Kammer Sitzung vom 24. März machte und in seiner Schrift wiederholte, wie auch aus der eingehenden Darstellung des Augenzeugen Freiherrn von Andlaw (der Aufruhr und Umsturz in Baden), der am 24. zwischen Karlsruhe und Freiburg alle Symptome des Schreckens erlebte und hinzufügt, daß am Tage zuvor das badische Oberland von demselben heimgesucht war.

Die Nachforschungen des Dr. Bunz weisen auf Offenburg als Ausgangspunct der Bewegung. Richtiger ist, daß die letzten Spuren auf Freiburg und Umgegend weisen. Nach einer Lesart, die hier zu Lande als glaubwürdig erzählt wird, ist der Hergang folgender gewesen. Ein Hause beschäftigungsloser Arbeiter, etwa fünfzig an der Zahl, kam aus dem Elsaß bei Alt-Breisach über den Rhein, fiel in einer Schenke ein, blieb die Zecher schuldig, gerieth mit dem Wirth in Streit, und es entstand ein Tumult, in welchem zuletzt die Sturmglocke geläutet wurde. Von daher habe sich das Gerücht von einem Rheinübergang deutsch-französischer Schaaren „wachsend im Fortschreiten“ sich ausgebreitet. Ob dem so war, müßte sich immerhin noch feststellen lassen. Stimmen würde damit, was Bell und nach ihm Dr. Bunz erzählen, daß nämlich schon am Abend des 22. März gegen 10 Uhr — überhaupt das früheste Datum des Schreckens — durch einen Reitenden aus einem gegen den Rhein liegenden Dorfe nach Freiburg die Nachricht gebracht wurde, die Franzosen seien bei Breisach über den Rhein. Man schlug Generalmarsch, das Regiment stellte sich auf, die Bürgerwehr eilte auf die Sammelplätze, ganze Wagen

von Flüchtlingen zogen durch die Stadt. Am Abend des 23. März wurde Offenburg allarmirt, am 24. Pforzheim. Nachdem schon vorher in dieser Stadt ein unbestimmtes Gerücht die Bürgerschaft nach dem Marktplatz getrieben, kam ein reitender Bote mit der Meldung, die Franzosen sengen und brennen in Gernsbach, und haben schon das württembergische Dorf Voffenau (südwestlich von Pforzheim) passirt. Boten ritten hinaus mit amtlichen Schreiben an die Gemeinderäthe des Bezirkes mit der Aufforderung zur Bewaffnung. Die Einen riefen nach Waffen, die Andern eilten, Hab und Gut zu vergraben oder einzumauern. Frauen und Kinder drängten zum Marktplatz, den Gatten und Vater zum letzten mal zu umarmen. Hinter der Schützencompagnie formirte sich ein Haufe von sechshundert Sensenmännern. Patrouillen wurden ausgesandt, Vorposten aufgestellt. Als in der Nacht nirgends etwas Gefährliches sich zeigte, fing man an sich wieder zu beruhigen, bis am Morgen des 25. März ein neuer Schrecken, und zwar vom württembergischen Calw her, sich verbreitete, die Franzosen seien im Anmarsch über den Kniebis. Nach Maulbronn kamen die ersten Gerüchte am Abend des 24. März, und des anderen Morgens um 2 Uhr traf ein Bericht des Schultheißenamtes Delbronn ein, worin mitgetheilt wurde, daß soeben ein Schreiben vom badischen Bürgermeisteramt Bauschlott eingelaufen sei, es sei demselben von seinem Oberamt Pforzheim mitgetheilt worden, daß achttausend Mann über den Rhein gebrochen seien. Das Oberamt sandte sogleich einen Reitenden mit dieser Botschaft nach Stuttgart an das königliche Ministerium des Innern ab.

Die Hauptfluth strömte aber über den höchsten Paß des Schwarzwaldes, den Kniebis, und brauste im Sturmwind über Ruppen, Wälder und Schluchten hinunter ins offene Land. Am 24. März Vormittags 10 $\frac{1}{2}$  Uhr ging von Freudenstadt, das unterhalb des Passes liegt, eine Depesche des Oberamtes nach Stuttgart an das königliche Ministerium des Innern ab, durch welche in aller Eile die Anzeige gemacht wurde, daß nach eben eingelaufener Nachricht aus dem Badischen eine beträchtliche Anzahl französischer Arbeiter dort eingefallen und bereits bis Appenweier vorgebrungen sei. Zugleich ward um schleunige Absendung von Militär gebeten. Diese Depesche wurde durch Estafette von Station zu Station befördert und brachte so den Schrecken zunächst nach Nagold. Ueberall dieselben Scenen: die Bürgerglocke wird angezogen, die Männer eilen zusammen, und bewaffnen sich mit allen möglichen Schieß-, Schlag- und Stechgewehren. Zu Hause werden die Kostbarkeiten in den Kellern vergraben. Bald bedeckt sich die Straße mit Wagen und Omnibussen, worin Frauen, Kinder und zusammengeraffte Habseligkeiten nach der Residenz geflüchtet werden. Amtliche Boten aus Gernsbach und Voffenau brachten am 24. März die Nachricht nach Neuenbürg, achttausend

aus Frankreich entlassene Arbeiter seien in Kehl eingefallen, ziehen sengend und brennend das Rheinthal hinunter, und seien schon in der Nähe von Gernsbach. Ueberall herrschte Bestürzung, die Behörden eilten zusammen, Alles schrie nach Militär. Aus Pforzheim erscheint der badische Oberamtmann, um sich über gemeinsame Maßregeln zu besprechen. Die Streifcolonnen bringen einen armen Handwerksburschen ein, der als Spion verdächtig gefangen gehalten wird. Am 25. März Morgens 3 Uhr geht vom Oberamt die Meldung nach Stuttgart ab, daß die vom Bezirksamt Gernsbach mitgetheilte Nachricht sich nicht bestätigt habe und unter diesen Umständen die Absendung von Militär nicht mehr geboten scheine. Von Freudenstadt und Neuenbürg kam die Nachricht nach Calw. Die Franzosen sollten schon in Schiltach und in Bernack stehen. Sie waren inzwischen schon auf 10,000 Mann, ja in dem Bericht eines Schultheißen des Bezirks Leonberg bereits auf 43,000 Mann angewachsen. In Böblingen hieß es, 30,000 Franzosen stehen schon in Calw. Von Böblingen wird am 25. März inmitten der kriegerischen Rüstungen, der rührenden Abschiedsscenen, des Durcheinanders der Flüchtigen eine städtische Abordnung nach der nahen Residenz geschickt. Diese ist erstaunt, in Stuttgart die größte Ordnung und Stille zu finden. Vom Staatsrath Duvernoy, dem Departementchef des Innern, wird sie tüchtig abgetanzelt und schleunigst wieder nach Hause geschickt, um den Bezirk zu beruhigen. In den Dörfern, durch die sie kommen, heulen die Sturmglocken zusammen. Abends 10 Uhr kommen sie nach Böblingen zurück. Sie eilen mit ihrem Bericht zum Oberamtmann. Dieser aber erklärt, es wäre der sträflichste Leichtsin, die übereinstimmenden, immer dringender lautenden Berichte für falsch zu halten, es sei ihm schmerzlich, anderer Ansicht sein zu müssen, aber in Stuttgart sei man total verblindet. Er handle nach Pflicht und Ueberzeugung und lasse sich nicht irre machen. Durch Herrenberg kamen am Nachmittag des 24. bis Mitternacht allein sechs Stafetten, die vom Schwarzwald nach Stuttgart ritten, die Nachricht vom Einrücken großer Massen brachten und militärische Hülfe verlangten. Als um Mitternacht noch kein Soldat sich zeigte, wandte sich der Oberamtmann auf Andringen der Bürgerschaft direct an das Kriegsministerium um Hülfe. Am 25. März Nachmittags um 2 Uhr kam von der königlichen Kreisregierung in Neutlingen Botschaft, daß diese Stadt unmittelbar bedroht sei, zugleich mit der Bitte, schleunigst von dem angeblich nach Herrenberg gelangten Militär eine Abtheilung nach Neutlingen zu senden. Auch von Harb, von Nagold, also von allen Himmelsgegenden, wurde schleunige Hülfe erbeten, während in Herrenberg selbst noch immer vergeblich auf Militär gewartet wurde, so daß Abends 8 Uhr der Oberamtmann aufs Neue nach Stuttgart meldete, daß in der Umgegend die größte Angst und Bestürzung verbreitet sei. „Der Umstand,“ hieß es weiter, „daß auf die dringendsten Gesuche um

Militär nicht einmal eine Antwort erfolgte, hat die größte Indignation veranlaßt. Nachdem wurde heute auf offenem Markte von Landleuten der Tadel über solch rücksichtsloses Verfahren ausgesprochen und erklärt, wenn man in der Noth keine Hülfe vom Militär zu erwarten habe, wolle man auch seine Söhne nicht mehr hergeben." Ueberhaupt wurde in diesen Tagen viel darüber geschimpft, daß das Militär in den paar Städten zusammengehalten werde, daß seit dreißig Jahren ungeheure Summen auf das Militär verwendet, im Falle der Noth aber die einzelnen Landestheile schutzlos seien.

Der dritte Hauptstrom der Bewegung aber wälzte sich von der südwestlichen Landesecke her, von Tuttlingen und Mottweil, den Neckar und die Donau hinab. Die Bürgerschaft von Tuttlingen sandte am 25. März eine Deputation an das Ministerium mit einer eindringlichen Eingabe an den König, worin namentlich der Mangel an brauchbaren Waffen betont wird. „Darum richten wir an Euer königliche Majestät die dringende, herzliche Bitte, uns durch unsere Abgeordneten womöglich sogleich wenigstens 1200 brauchbare Schießgewehre und drei Kanonen zu übersenden, damit wir auf unserer entblößten Grenze sogleich als bewaffnete Männer unseren festen Muth auch mit der That beweisen können. Von Euer königlichen Majestät erwarten wir vertrauensvoll, daß Sie uns nicht dem Verderben bloß stellen“ u. s. w. Diese Bitte hatte den Erfolg, daß, freilich erst am 27. März, hundert Musketen mit Steinschloß und fünfzig österreichische Pistolen nach dem Bezirk Tuttlingen abgeschickt und in Stadt und Land vertheilt wurden. Das Ministerium aber sandte diesen Schießwaffen folgende wohlmeinende Warnung nach: „Da nach einer neueren Mittheilung des königlichen Kriegsministeriums die hundert Soldatengewehre, als ausgeschossene Waffen, zum Schießen nur dann ohne Gefahr gebraucht werden können, wenn sie nach vorheriger genauer Untersuchung durch Sachverständige hierzu tauglich erfunten worden sind, so wird das königliche Oberamt hiervon zum Zweck augenblicklicher Benachrichtigung der betreffenden Gemeinden, an welche dieselben vertheilt worden sind, in Kenntniß gesetzt.“ Uebrigens wurde gerade dieser Grenzbezirk später „wegen des bei jenem Anlaß an den Tag gelegten patriotischen Geistes“ ganz besonders vom Ministerium belobt.

In Mottweil langte am 24. März ein Eilbote aus Schramberg an mit der Nachricht, daß ein solcher von Wolfach gemeldet habe, 20—30,000 Mann rüsten in der Gegend von Offenburg die größten Verwüstungen an. Nach Balingen brachte dann eine Stafette aus Mottweil Abends 6 Uhr die Nachricht, daß aus Elßfätern und anderen Fabrikarbeitern bestehende Raubgesindel habe Wolfach in Flammen gesteckt; gleichzeitig wurde auch von Oberndorf gemeldet, die Horde näherte sich der württembergischen Grenze. Der Oberamtmann forderte einen Theil der Balingen auf, nach Schramberg, also dem

Feinde entgegen zu gehen. Allein die Leute wollten nur auf Vertheidigung des eigenen Heerdes sich beschränken. Auch entstanden Zweifel bei einigen, ob es sich um Raubgesindel handle, oder ob die Republik von Frankreich gebracht werde: in letzterem Falle sei es nicht so böß gemeint. Aeußerungen der Sympathie mit den Eindringlingen sind aber selten, schon weil sie von dem Gerücht allgemein als Raubgesindel prädicirt waren. In Neutlingen soll ein Einwohner mit der rothen Fahne auf den Markt gezogen sein und die Menge haranguirt haben, es seien ja ihre Freunde, welche kommen, Herweghs Schaaren, die uns die Freiheit bringen. In Nürtingen aber hielt der Oberamtmann vom Balkon des Rathhauses herab eine feurige Anrede an die aufmarschirende „Heersäule“, worin er unter Andern sagte: „Nicht reguläres Militär ist es, gegen das Sie ausziehen, meine Herren. Es sind Raub-schaaren, und darunter Weiber und Kinder. Kommt es zu einem Zusammenstoß, so seien Sie menschlich! Schonen Sie das schwache Geschlecht!“

Nach Hechingen, damals noch die Residenz des souveränen Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, brachte am 24. März ein reitender Bote aus Balingen die Nachricht: „Es kommen Räuber, über 60,000 an der Zahl; es sind Franzosen, die über den Rhein ins Badische eingedrungen sind und rauben, sengen und brennen; Offenburg steht schon in Flammen, auch Schiltach und Wolfach sollen brennen. Die württembergische Grenze gegen Oberndorf und Kottweil haben sie schon überschritten.“ Der Bote brachte die Nachricht nach dem Rathhause, sofort wurde aber auch der Fürst von der drohenden Gefahr unterrichtet. Er gab sogleich Befehl, das Militär einzuziehen, suchte im Uebrigen beruhigend zu wirken und gab ein schönes Beispiel des Muthes, indem er inmitten der allgemeinen Bestürzung erklärte, da zu bleiben, möge kommen was da wolle. Nur ertheilte er Befehl, das Silber und sonstige Werthsachen nach München in das Leuchtenbergische Palais zu senden. Als flüchtige Familien aus Kottweil ankamen, stieg die Aufregung in der Stadt von Neuem, bis gegen 10 Uhr Abends die er-muthigende Nachricht eintraf, 10,000 bei Kottweil zusammengeschaaarte Bürger hätten den Feind zurückgeschlagen. Beruhigend zog sich die Ein-wohnerschaft zurück, man gab ihr bekannt, daß, wenn gefahrdrohende Nach-richten kämen, die Hornisten des Militärs die Allarmzeichen geben würden. Mitten in der Nacht ertönen nun plötzlich diese Allarmzeichen. Erschreckt fährt Alles auf, die Stunde der Gefahr scheint wirklich gekommen. Da erklären die Hornisten, daß sie zu blasen hätten, um die beseitigte Gefahr zu verkündigen. Und da keine weitere Unglücksbotschaft kam, verließ hier schon der 25. März ruhig, während anderwärts an diesem Tage der Spektakel erst recht losging.

Diese Bewegung ins Einzelne von Ort zu Ort zu verfolgen, mag um

so mehr unterlassen werden, als die tragikomischen Scenen überall dieselben waren. Entschlossen trat die wehrhafte Bürgerschaft zusammen, bewaffnete sich, so gut es ging, mit Büchsen und Säbeln, Heugabeln, Sensen und Dreschflegeln. Man goß Kugeln und übte sich im Gesange von kriegerischen Liedern. Man zog die Mannschaft aus den benachbarten Dörfern an sich, sandte Patrouillen aus und unternahm Streifzüge in westlicher Richtung — berühmt ist insbesondere der Ausmarsch aus der Musenstadt Tübingen nach Rottenburg geworden. Und während die Männer so zum Schutze der Altäre die Wehrstücke schwangen, waren zu Hause die Frauen emsig beschäftigt, ihr Kostbarstes an heimlichen Vertern zu bergen. Namentlich war es beliebt, Oeffnungen im Keller zu graben, darinnen das Silberzeug, dazu auch bessere Stücke der Aussteuer, untergebracht wurden; die Spuren der Grabarbeit aber wurden durch darüber geschüttete Holzbeugen dem Lichte entzogen. Was von Backwerk und Süßigkeiten zur Zeit die Speisekammer barg, damit wurde nach Kräften aufgeräumt, und die Kinder hatten gute Tage. Auch beeilte man sich, von den Weinvorräthen wenigstens die besseren Sorten aus den Griffen des Erbfeindes zu retten und lieber zur Feier der Abschiedsstunden zu verwenden. Ein Herr in Blaubeuren, der vorsichtig an alle Eventualitäten dachte, ließ seinen Brillantring aufseilen, damit ihm die Franzosen nicht den Ring zusammt dem Finger abschneiden. Die Kaufleute nahmen, um die Plünderer nicht in ihre Gewölbe zu locken, die Schilder von den Häusern ab. Da und dort wurden Barrikaden errichtet, auch einzelne Häuser nach Kräften verschanzt, man trug Feldsteine in das Innere, um sie auf die Einbringlinge niederzuschleudern. Ja, ich kenne eine heldenmüthige Frau, die den ganzen Tag das Feuer unter Töpfen mit siedendem Wasser unterhielt, damit die frechen Räuber gebührend empfangen werden sollten. Vorsorgliche Mütter steckten ihre Töchter in die Kleider von Jünglingen; doch das Sicherste war, wenn man die Kinder und das zartere Geschlecht in Sicherheit brachte: man entsann sich plötzlich irgend eines entfernten Betters in der Residenz, dem man das Theuerste übergeben, an dessen Herz man in dieser höchsten Noth hoffen durfte nicht vergeblich zu pochen. Jetzt gab es heiße Umarmungen, herzerreißende Abschiedsscenen — wer konnte wissen, ob man sich wiederschen, ob bei der Rückkehr das Haus noch auf der Erde stehen würde? Der Anblick der Wagen mit den flüchtigen Familien, die zumeist eilig noch einen Theil ihres Hausrathes mitgepackt hatten, gab überall dem Schrecken neue Nahrung; wo sie durch die Dörfer kamen, wurden von Neuem die Sturmglocken angezogen. An Kreuzungspuncten kam es vor, daß die Wagenreihen stockten; zuweilen begegneten sie sich mit solchen, die aus Stuttgart auf das Land flüchteten. Als dann nach vierundzwanzig Stunden das Abenteuer sich in allgemeine Heiterkeit aufgelöst hatte, wollte

ein Jeder klug und weise und ein Zweifler gewesen sein. Die Wahrheit ist, daß in jedem Orte die Wenigen, die hartnäckig dem Gerüchte den Glauben versagten, an den Fingern herzuzählen waren.

In dieser Weise griff die Bewegung von der westlichen bis zur östlichen Landesgrenze um sich. Nur die nördlichen, die fränkischen Landestheile blieben frei. Dagegen war ganz Oberschwaben ein Opfer des Schreckens. In Sigmaringen wurden die öffentlichen Kassen nach der Schweiz geflüchtet. Ebendahin schickte der Erbprinz seine Kinder. Die Bürgerschaft war nur mit Mühe vom Sprengen der Donaubrüden abzuhalten. In Tettwang sollte ein Schreinermeister wegen Ermordung seines Gefellen durch das Schwert hingerichtet werden. Das Oberamtsgericht bat den Criminalsenat des Gerichtshofes in Ulm dringend um Aufschub wegen des Einfalles der Franzosen. Die Menge strömte gleichwohl zusammen und war ungehalten ob des Aufschubes. Am 1. April wurde dann das Urtheil wirklich vollzogen. Nach Friedrichshafen und Tettwang war die Nachricht von dem Franzoseneinfalle durch das badische Bezirksamt Meersburg gelangt. Der Hafendirector in Friedrichshafen wandte sich im Namen der Einwohnerschaft ungesäumt nach Bregenz, wo österreichisches Militär lag, und bat um Hilfe, wie auch von Constanz österreichische Hilfe erbeten wurde. Wirklich versprach der dort commandirende Brigadegeneral zwei Bataillone Infanterie, etwa 2000 Mann, und eine halbe sechspfündige Batterie mit drei Geschützen marschfertig zu halten und auf den ersten Wink nach Friedrichshafen zu dirigiren. Am anderen Morgen um 2 $\frac{1}{2}$  Uhr schickte aber der General durch Estafette die Meldung, daß er außer Stande sei, die versprochene Hilfe zu leisten, was man mit den ungünstigen Nachrichten aus der Lombardei in Verbindung brachte. Glücklicher war man mit dem Hilfegesuche in der benachbarten Schweiz. Eine Deputation des Handelsstandes war aus der württembergischen Seestadt eilends nach St. Gallen gereist; hier trat der kleine Rath in später Nacht zu einer Sitzung zusammen, man beschloß, zwei Sechspfünder mit Vorspannung und Bedienung zur Verfügung der Bittsteller abmarschiren zu lassen und versprach weitere Hilfe, wenn die Gefahr dringend werden sollte. Die württembergische Regierung drückte später im Namen des Königs dem kleinen Rathe den besten Dank für sein freundnachbarliches Entgegenkommen aus. Bis in die Bundesfestung Ulm hinein verbreitete sich der Schrecken. An die drei württembergischen Regimenter der Besatzung erging sofort Befehl, sich marschfertig zu halten, und die Kreisregierung erwirkte vom Festungsgouvernement die Absendung zweier Abtheilungen Infanterie und Cavallerie, die einen Streifzug in Oberschwaben unternahmen und in etlichen Tagen wieder einrückten, nicht ohne durch ihr bloßes Erscheinen einen beruhigenden Eindruck auf die Bevölkerung gemacht zu haben.



Von Neu-Ulm sandte das bayrische Landgericht die Nachricht weiter ostwärts, worauf aus Dillingen eine Schwadron Chevauxlegers einrückte, von Augsburg und Kempten Infanterie abgeschickt wurde. Die letzten Schwingungen des Lärms sollen sich erst in der Gegend von Augsburg verloren haben. Von einer Dorfgemeinde aber in der Mitte des Landes wird erzählt, daß, als ein reitender Bote Abends 9 Uhr die amtliche Nachricht brachte, der Schultheiß bereits zu Bette war und die Depesche uneröffnet bei Seite legte mit den Worten: „Dui Sach' wurd net so pressant sei, des wurds morga au no dau“. Während nun rings umher die Glocken stürmten, Angst und Verwirrung wogten, schlief die Gemeinde Eschenbach ruhig über das welt-historische Ereigniß hinüber.

Wie aber sah es in Stuttgart, dem Herz und Haupte des Landes, an diesem bewegten Tage aus? Natürlich fanden sich hier, am Mittelpuncte der Regierungsmaschine, die Bedingungen für ein besonneneres, kaltblütigeres Urtheil zusammen. Schon die Anwesenheit der Garnison gab Vertrauen und unterstützte ein kritischeres Verhalten. Die Flüchtlinge, die nach der Residenz strömten, waren erstaunt über die Ruhe und Gelassenheit, die sie bei ihren Gastfreunden fanden. Immerhin konnte die massenhafte Ankunft der Flüchtigen, welche von allen Seiten die entsetzlichsten Nachrichten brachten und zum Theile selbst die brennenden Dörfer gesehen, selbst den Kanonendonner gehört haben wollten, nicht ohne Eindruck bleiben. Die erste Stafette langte am Nachmittage des 24. März in der Stadt an. Sie traf den Chef des Departements des Innern, Staatsrath Duvernoy, in einer Sitzung der Abgeordnetenversammlung. Er war zwar nicht im Zweifel über die Grundlosigkeit des Gerüchtes, verließ aber doch augenblicklich die Sitzung und begab sich zum Könige. Dieser war gleichfalls ruhig, gab indessen sofort Befehl, einen seiner Adjutanten nach Carlruhe zu senden, um genauere Erkundigungen einzuziehen; ein anderer wurde nach Ulm gesandt. Rasch verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. Schon um 5 Uhr war auch die erste Deputation angelangt, sie kam aus Tübingen und bat um Beistand und Waffen. Bald folgten andere Deputationen. Stafette um Stafette trafen am Abend und in der Nacht ein, und während des 25. März sprengten auf der Königsstraße alle paar Minuten Postillone auf schaumbedeckten Rossen auf und nieder. Die letzte Stafette traf in der Nacht vom 25. auf den 26. März zwischen 11 und 12 Uhr ein.

Der Minister beruhigte nach allen Seiten, versprach aber auch überallhin Waffen. Am 26. März sandte er einen Regierungscommissär nach den südwestlichen Oberämtern, und am gleichen Tage, an dem übrigens bereits überall von selbst die Mächternheit wiedergekehrt war, erschien im Auftrage des Königs ein beruhigender Erlaß des Ministeriums des Innern. In der

Kammer der Abgeordneten wurden die beunruhigenden Gerüchte schon am 25. März zur Sprache gebracht und am 27. März, nachdem der Sturm vorüber war, kam man auf die Sache eingehender zurück. Es wurde dabei von mehreren Seiten starke Beschwerde darüber laut, daß der falsche Lärm auf amtlichem Wege von Bezirk zu Bezirk weiter getragen wurde, daß so viele Beamte den Kopf verloren hätten, daß einzelne derselben sogar auf der Flucht in Stuttgart angekommen seien. Der Minister nahm seine Untergebenen nicht in Schutz, er erwiderte, daß gemessene Befehle zur Abhilfe ergehen werden und ergangen seien. Von anderer Seite wurde aber doch, was jenen Uebereifer der Beamten betrifft, entschuldigend eingewandt, wenn dieselben auf so ernste Berichte hin nichts gethan hätten, so würde das die Beunruhigung der Einwohner nur noch gesteigert haben. Auch des Gerüchtes wurde Erwähnung gethan, daß zu gleicher Zeit, wie bei uns wegen eingedrungener Franzosen, so im Elsaß wegen eines Einfalles der Deutschen Schrecken geherrscht habe. Diese Angabe hat sich hartnäckig behauptet, ist aber nach Dr. Bunz ohne Grund.

Sehr bald hat sich auch die Parteisucht der Frage bemächtigt, wo denn die letzte Ursache des falschen Lärms zu suchen sei. Nach dem Grundsatz, vor Allem danach zu forschen, wer denn ein Interesse an der Bewegung haben konnte und wem sie von Nutzen gewesen sei, konnte man entweder die Reaction oder die Demokratie der Schuld anklagen. In der That ist beides geschehen. Von der einen Seite behauptete man frischweg, den Regierungen sei darum zu thun gewesen, den Werth und die Nothwendigkeit des stehenden Heeres handgreiflich der Bevölkerung zu Gemüth zu führen; von der anderen hieß es, der Allarm sei künstlich angelegt gewesen, um die demokratische Forderung der allgemeinen Volksbewaffnung zu unterstützen, oder um als Fühler für die von Herwegh beabsichtigte Invasion zu dienen. In der heutigen Entfernung von den damaligen Parteiinteressen wird man das eine genau so unwahrscheinlich finden als das andere. Man wird den Gedanken an eine absichtliche Veranstellung überhaupt zurückweisen müssen. Der Lärm war eine freie, originale Schöpfung jener erfindsamen gefiederten Göttin, an die wir zu Anfang erinnert haben, und wenn eine Absicht dabei war, so war es die, daß Göttin Fama, die ja schon den Alten vorwiegend als boshaft und schadenstroh galt, den Wirrwarr anstiftete, um Herzen und Nieren zu prüfen und ein Exempel der menschlichen Schwächen aufzustellen, sich selbst zum Ergötzen und den Menschen zum bleibenden Gedächtniß.

Wilhelm Lang.

## Eine neue Münzbroschüre.

„Vorschläge zu einer von Deutschland zu veranstaltenden internationalen Münzconferenz“, so ist der Titel einer in Bremen erschienenen Separatausgabe der neuesten Arbeit von August Eggers. Eggers hat schon seit acht Jahren sich kräftig betheiligte an der Reform unseres Geld- und Münzwesens, anfangs, wie es in der Zeit lag, agitatorisch, später in ruhiger Darstellung. Vieles von dem, was er in aner kennenswerther Consequenz angestrebt hat, ist schon erreicht oder fast erreicht. Er ist Anhänger der Goldwährung für uns, er ist ein Feind der Papierwirthschaft. In beiden Stücken sind wir seinem Ideal nahe gekommen und wir sind noch in derselben Richtung verblieben, wiewohl mit langsamerer Bewegung. Anderes was Eggers wünscht, liegt erst in dem Bereich der Zukunft, und wieder Anderes, was er wünscht, wird auch wohl in Zukunft nicht für das Beste gehalten werden.

Die Broschüre ruht auf der Pariser Münzconferenz vom August 1879, die bekanntlich im Wesentlichen resultatlos geblieben ist. Es war von Amerika eine Agitation ausgegangen für die Beibehaltung des Silbers als Geldmetall und für eine allgemeine Einführung der in starker Abnahme begriffenen Doppelwährung mit festem, für alle Länder verbindlichem Werthverhältniß zwischen beiden Metallen. Denn man sah ein, daß, wie Cernuschi sagt, zwei Bimetallismen verschiedener Art nicht neben einander bestehen könnten; wohl aber sei ein einziges Verhältniß der beiden Metalle, wenn nur recht viele der civilisirten Staaten sich fest verbänden, gegen alle Productionschwankungen aufrecht zu halten. Diese allgemeine Doppelwährung ist nun nicht acceptirt worden, dagegen war die Conferenz einstimmig in dem Wunsche, das Silber auf der Erde neben dem Golde auch ferner noch in groben oder Hauptmünzen circuliren zu sehen, nicht bloß als unterwerthige Scheidemünze. Die Stellung der einzelnen Delegirten wird von Eggers des Näheren angegeben. Deutschland war nicht auf der Conferenz vertreten. Gerade deshalb ist es wohl nach Herrn Eggers berufen, eine neue Münzconferenz mit anderen Zielpuncten zu veranstalten.

Eggers ist, wie bemerkt, gegen Doppelwährung, und da von reiner Silberwährung nicht mehr die Rede sein kann, die Entmünzung des Silbers aber eine unvortheilhafte Entwerthung desselben nach sich zieht, so sieht er das Heil in der Parallelwährung, die durch Grote und Andere hinreichend geschildert ist. Wir hatten in einigen deutschen Ländern zur Zeit der Silberwährung für gewisse Zweige des Handels ja auch Goldstücke in Parallelwährung; manche Pferdehändler schlossen nur auf „Pistolen“, oder „Carolinen“ ab. So etwas soll also für Silber künftig eingerichtet werden. Eggers

gibt zu, daß eine Parallelwährung in einem Lande unbequem ist, wenn sie an allen Orten und in fast allen Schichten der Gesellschaft besteht, und daß sie nur zulässig ist, wenn sie sich auf einige große Städte und in diesen auf die großen Handels- und Bankhäuser beschränkt. Sie ist also wesentlich eine Handelsparallelwährung.

Da unser Verkehr mit fast allen südamerikanischen Staaten, mit China und Indien auf Silber basirt ist, so würde derselbe allerdings sehr gefördert werden, wenn alle an diesem Handel theilhabende Staaten eine und dieselbe große Silbermünze prägen und, was nicht weniger wichtig wäre, in diesem Handelsverkehr darnach rechneten. Das Silber circulirte dann bald reichlicher, nicht bloß in Barren, sondern in geprägten, allgemein im Handel anerkannten Stücken. Es würde sicher mehr gesucht und würde nicht gegen Gold so sehr herabgedrückt werden.

Eggers wünscht nun, daß Deutschland auf einem neuen Congreß einen Silberdollar als allgemeine Handelsmünze in Vorschlag bringe, 25 Gramm  $\frac{9}{10}$  fein, also genau das französische Fünffrancstück, in 100 Cents getheilt, nicht den mexikanischen oder sonst einen der amerikanischen Silberdollars. Auf diese Münze, die in den großen Mittelpuncten des Verkehrs, auf Kosten der Kaufleute geprägt, immer vorrätbig sein müßte, dürften auch die Wechsel gestellt sein. Es würde sich ein Ringkampf ergeben zwischen dem Handelsgeld und der Landesmünze, in der gesetzlich alle Verbindlichkeiten zu lösen sind. Der Verfasser giebt einiges an, wodurch sich der Silberdollar etwa England und Indien, Rußland u. s. w. empfehlen könnte. Das ist unnötig, eine Werthgleichung zwischen dem Silber und dem Gold ist ja in Parallelwährung ausgeschlossen. Es könnte daher auch nichts nützen, wenn wir hörten, daß der neue Dollar (5 Francs) bei uns bei einem angenommenen Werthverhältniß von 1 : 17,9 etwa 3,50 Mark betrüge, bei 1 : 18 etwa 3,48 Mark.

Die Idee, dem Silber ein größeres débouché zu geben, läßt den Verfasser hier und da vergessen, daß in den Goldwährungsländern der gewöhnliche Münzverkehr die Parallelwährung nicht gebrauchen kann.

Es ist ferner sonderbar, daß er in Bezug auf den neuen Silberdollar auf eine französische Münze geräth, die augenblicklich nicht einmal geprägt werden darf, während er in Bezug auf seine projectirte Weltgoldmünze sich noch immer an die nordamerikanischen Dollars zu  $1\frac{1}{2}$  Gramm fein anschließt. Es sind beides Nationen, die in Münzsachen seit Jahren nicht die Stellung genießen, die Eggers Vorschläge hinreichend begründen könnte. Wie kann er meinen, daß England und Deutschland jemals den beiden Staaten eine solche Strecke entgegenkommen würden? Er hat das schon früher nicht einleuchtend machen können; jetzt ist es ganz undenkbar. Wenn einmal von Zukunftsphantasien die Rede ist, von Weltmünzen, die einmal kommen werden, die

wir aber schwerlich noch erleben werden, so wird es eher Schaden, wenn man die Augen auf schon bestehende Münzsysteme richtet, namentlich wenn sie auch nur „so im Ungefähren“ nachgebildet werden, wie es beim Golddollar sein würde. Man wird wieder auf das Gewicht zurückgehen müssen, wie es Augspurg, Stoney, Knies und Andere vorgeschlagen haben. Münzen von  $1\frac{1}{2}$ ,  $7\frac{1}{2}$  Gramm sind nicht viel rationeller als die jetzigen mit so und so viel Decimalstellen, und ein Silberdollar von  $22\frac{1}{2}$  Gramm fein ist auch nicht gerade metrisch vollendet; es gilt, die Einheit und ihr Vielfaches rein auszudrücken. Weltmünzen können, wenn wir einmal in der Einführung des metrischen Maßes so weit sind, nur in Goldgramm (5, 10, 20 Gramm fein) auftreten und eben so die Silbermünzen. Sich an ein einzelnes der unvollkommenen Systeme anzuschließen, das hieße heurter les susceptibilités légitimes und es nützt nichts für die Praxis. Wir haben ja gesehen, warum die Süddeutschen sich schneller in die Markrechnung hineinfanden als die Norddeutschen, die ihren bequemen Thaler beizubehalten nicht gehindert werden konnten. Und so würde auch ein Volk es in der Weltmünze zuerst zur Geläufigkeit bringen, wenn sie mit den bisherigen Gewohnheiten desselben unterschieden brähe. Hätte schon im Jahre 1871 diese Erfahrung vorgelegen, so hätten wir in der Wahl unserer Goldmünze gleich etwas Vollkommeneres herstellen können. Aber jetzt ist es zu spät, daran zu denken. Die „Weltmünzen“ werden indeß aus den Tageserörterungen nicht verschwinden. Denn wie utopisch auch mancher Gedanke ist, es giebt immer energische Menschen, die ihn in ihrem „Herzen bewegen“, bis seine Zeit endlich kommt.

## Rußland nach dem Kriege.

Es ist eine ungewöhnliche Erscheinung, daß ein Staat unmittelbar nach Beendigung eines großen Krieges von Neuem die Welt durch sein Auftreten vor einem Wiederausbruch von Feindseligkeiten besorgt macht. Offenkundig für Jedermann waren die maßlosen Anstrengungen, deren Rußland bedurfte, um den orientalischen Feldzug zu bestehen. Wie erinnerlich, war die Mobilmachung nicht mit einem Schlage erfolgt. Als die unerwarteten Rückschläge eine gesteigerte Ausbietung von Streitkräften veranlaßten, wurden neue Armeecorps mobil gemacht, Reservedivisionen errichtet und die Reichswehr in beträchtlichen Massen zu den Waffen gerufen. Die gesteigerten Verluste der Operationsarmee auf beiden Kriegsschauplätzen zwangen die Regierung schließlich sogar dazu Ausnahmsmaßregeln zu ergreifen. Man stellte unausgebildete Leute ein und benutzte die Reichswehr zur Füllung der Lücken. Schließlich nahm man sogar in großem Umfange aus den Regimentern, die im Lande

zurückgeblieben waren, Officiere und Mannschaften und hatte so selbst die Truppen in Polen geschwächt. Als nach den ungeheuren Anstrengungen eines Winterfeldzuges im Gebirge der Waffenstillstand eintrat, war die Armee einigermaßen in ihrem Bestande und ihrer Ordnung gelockert. Aehnliche Verhältnisse werden auch bei der besten Organisation als Folge verlustreicher Operationen nicht ausbleiben, doch ein kurzer Stillstand der Feindseligkeiten wird die Regelmäßigkeit wieder herstellen. Für Rußland trat die Schwierigkeit hinzu, die Rüstungen noch eine geraume Zeit auf der gleichen Höhe zu erhalten, ja sogar stetig zu verstärken. Zur Zeit des Congresses hatte diese Anspannung ihren höchsten Grad erreicht und die große Besichtigung vor den Mauern Constantinopels war eine sorgfältig geplante Schaustellung, für die keine Anstrengung gescheut wurde. Einzelne Truppen waren aus sehr weiter Entfernung dazu herangezogen worden. Auch nach der Ausgleichung der Streitfragen zwischen den Mächten nahm der Rückmarsch nur einen langsamen Fortgang und erst zu Ende des Jahres 1878 war das türkische Gebiet geräumt, während die vertragsmäßige bedungene Truppenmenge noch weitere neun Monate auf Kriegsfuß im Auslande verweilen mußte. Während der ganzen Zeit der Besetzung hatte ein großer Theil der Armee auf der Balkanhalbinsel ebenso wie in Armenien mit Krankheiten zu kämpfen gehabt, welche sich bei dem jähen Uebergange von maßlosen Beschwerden zu einem ruhigen Leben in südlicher Sommergluth entwickelten.

So häuften sich die Mißstände, welche die Rückkehr des Heeres ins Friedensverhältniß aufhielten und erschwerten. Bei alledem drängte sich die Thatsache unabweisbar hervor, daß die Rüstungen des großen Reichs nicht annähernd den glatten Verlauf genommen, den der Ausbau der Wehrverfassung auf dem Papiere zu gewährleisten schien. Eine Reorganisation war unaufschiebbar und wenn der fernsehende Beobachter auch wohl eingesehen hatte, daß eine solche an Haupt und Gliedern gleich nothwendig sei, so boten doch nur die letzteren eine greifbare Handhabe. Die Heeresmacht, welche das gesammte russische Reich im Laufe der ganzen Zeit nach und nach aufgestellt hatte, bezifferte sich zur Zeit des Congresses auf mehr als anderthalb Millionen. An 200,000 Mann Nachwuchs waren zur Füllung der Lücken der Feldarmee gefolgt. Diese Massen in ihr Friedensverhältniß zurückzuführen, war allein eine neue gewaltige Aufgabe. Seit Ende 1878 blieben denn auch nur vier Jahrgänge unter den Waffen, jedoch hatte man bereits die Grundlage zu einer wesentlichen Verstärkung der Armee gelegt.

Es hatte sich empfindlich gerächt, daß Rußland mit übergroßer Zuversicht in den Krieg gegangen war, ohne die erst wenige Jahre geltende Wehrordnung durchgeführt zu haben. Diesmal blieb es nicht bei Maßnahmen

auf dem Papiere, sondern es wurden thatsächlich nahezu hundert sogenannte Reservebataillone dauernd neu errichtet.

Unter diesem Namen bestanden im Feldzuge Truppen, welche sich in ihrer Zusammensetzung nicht sonderlich bewährt hatten, wenigstens konnte der kaiserliche Ukas, der sie berief, nicht planmäßig durchgeführt werden. Ursprünglich zur Ausbildung von Rekruten für die Armee bestimmt, dann bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1874 aufgehoben, sollten diese Reservebataillone nach dem Mobilmachungsplane durch Abgaben seitens der Feldtruppen und Einziehung von ausgedienten Leuten auf Kriegsstärken heranwachsen. Es war einer jener zahlreichen Rechenfehler, daß solche Leute vor dem Jahre 1879 nicht vorhanden sein konnten, denn das neue Gesetz forderte fünf Jahre activen Dienst und zehn Jahre Reservepflicht. Früher war das Verhältniß nahezu umgekehrt, neun Jahre zu sechs, daher waren schon nur schwache Summen von Reservisten für die Feldarmee vorhanden. Man half sich daher, indem man einfach die bestehenden Localtruppen in Reservebataillone verwandelte. Für den inneren Garnisondienst an Orten, wo keine Linieninfanterie stand, sowie zu Zwecken des Gefangenentransports bestanden solche Localtruppen in verschiedener Stärke. Sie erhielten Rekruten von geringerer körperlicher Beschaffenheit und bildeten dieselben oberflächlich aus. Die aus diesem Material zusammengestellten Reservebataillone traten zwar zu Regimentern und Divisionen zusammen, von den elf Divisionen aber — die ursprünglich angelegte Zahl betrug ihrer achtzehn — traten nur vier im Rücken der Feldarmee als Etappenbesatzung thatsächlich auf. Ihr innerer Bestand ließ eine ernstliche Verwendung auch kaum zu.

Die genannten Truppen sind nun bei der Demobilmachung nicht wieder aufgelöst worden, sondern das ganze Institut hat einen ständigen Charakter auf veränderter Grundlage erhalten. Die Localtruppen wurden im europäischen Rußland, außer in einigen abgelegenen Reichsgebieten, aufgelöst, wo sie für Polizeizwecke erforderlich blieben. Die neuen Reservebataillone sind zwar im Frieden ziemlich schwach, sie zählen wenig über vierhundert Mann. Für den Kriegsfall wird indeß Ungewöhnliches von ihnen verlangt, denn sie sollen aus ihren fünf Compagnien fünf kriegsstarke Bataillone, jedes von rund tausend Mann, aufstellen. Da sie eigene Rekruten erhalten, müssen sie auch später einmal eigene Reservisten besitzen, jetzt weiß man indeß, daß hierzu die entsprechende Zeit gehört, und bestimmte daher einstweilen die Reichswehrleute zur Füllung des ungeheueren Bedarfs. Das giebt aber ein buntes Gemisch, denn zur Reichswehr treten, in erster Classe, diejenigen, welche sich vom Dienste freigelooft haben, während der nächsten vier Jahre, sowie diejenigen, welche ihre fünfzehnjährige Dienstzeit in der Armee hinter sich haben. Das sind also Leute unter 25 und über 35 Jahre. Zur zweiten Classe

der Reichswehr zählen dann Alle, die überhaupt nicht gebient haben. Während also die russischen Reservebataillone den Zweck haben, unsere Landwehr zu ersetzen und dadurch zu übertreffen, daß bereits im Frieden eine Stammtruppe besteht, welche den Rahmen für die spätere Formation abgiebt, so stehen dieselben doch dadurch gegen unsere Einrichtungen zurück, daß nur zum geringen Theile wirklich Leute von soldatischer Schulung in ihren Reihen stehen. Was dies bedeutet, bedarf für den Kundigen keiner näheren Erklärung, zumal wenn für den vorliegenden Fall hinzugefügt werden muß, daß eine ganz enorme Zahl von Officieren erforderlich ist, um die Reservetruppen auszustatten.

An Menschen fehlt es sicherlich nicht in Rußland, um ungeheuerere Heere aufzubringen, und die Panflavisten fordern aus diesem Grunde, ähnlich wie auch in Frankreich das gleiche Bestreben Ausdruck findet, wiederholt den Uebergang zu einer nur dreijährigen activen Dienstzeit, damit mehr Leute durch die Schule des Heeres gehen können. Ebenso tabeln es diese Stimmen, daß die neuen Reservetruppen nicht den sozusagen executiven Militärbehörden, sondern den Kreisstruppenchefs unterstellt sind, welche im Wesentlichen bis auf eine umfangreichere Befugniß unseren Bezirkscommandeuren gleichkommen.

Mag man über den Werth der neuen russischen Reservetruppen im Zweifel bleiben, jedenfalls hat die Regierung die Friedensorganisation derselben durchgeführt und ebenso die Orte bestimmt, an welchen bei einer Mobilmachung vierundzwanzig Divisionen aus denselben zusammengestellt werden sollen. Damit es hierfür nicht an Artillerie fehle, ist in ähnlicher Weise Sorge getragen, Reservebrigaden schon im Frieden aufzustellen, welche eintretenden Falls, soweit vermehrt werden sollen, daß jede Division vier Batterien erhält. Welche besonderen Schwierigkeiten eine schnelle Vermehrung dieser Waffengattung und ihres ungeheuren Fuhrwesens mit sich bringt, liegt auf der Hand. Immerhin soll die Möglichkeit einer solchen nicht bezweifelt werden, nachdem in Frankreich 1870 das Größere erreicht worden ist, einfach von den Departements je eine fertige Feldbatterie zu erhalten.

Für die Reiterei sind ähnliche Maßregeln noch nicht ausgeführt worden, denn die Kosaken sitzen in genügender Zahl auf.

Mit den bisher verzeichneten Reformen hat sich die Thätigkeit des russischen Kriegsministeriums indeß nicht begnügt, es ist vielmehr eine recht erhebliche Vermehrung der Linieninfanterie ihrer vollen Durchführung nahe. Obgleich die Errichtung der vierten Bataillone in den Regimentern, wie diese in Frankreich nach dem Kriege ebenfalls vorgenommen wurde, bereits seit 1874 in Rußland ins Auge gefaßt war, zogen 1877 doch nur die Garde und die im Kaukasus stehenden Truppen in solcher Stärke aus. Die übrigen Regimenter hatten allerdings je fünf Compagnien im Bataillon, und aus



diesen fünften, den sogenannten Schützencompagnien, konnte ein besonderes Bataillon zusammengestellt werden. Bei der nunmehr eingetretenen Bildung der vierten Bataillone zu vier Compagnien ist daher allerdings nur eine einzige, sechzehnte Compagnie zugefügt worden. Der Kriegsetat der einzelnen Compagnie ist jedoch gleichzeitig um etwa fünfzig Mann erhöht worden und erreicht damit, wie es die Garde bereits besaß, die Stärke der deutschen Kriegscampagnie. Dies ergibt demnach für jedes der 152 von dieser Maßregel betroffenen Regimenter eine Vermehrung von rund tausend Mann. Dieser ganze Vorgang hat somit einige Ähnlichkeit mit der Errichtung der vierten Bataillone in Frankreich, welche vor mehreren Jahren um so mehr Staub aufwirbelte, als die Franzosen die Bedeutung dieser Maßregel durch den Hinweis abzuschwächen suchten, daß die Zahl der Compagnien im Bataillon sogar von sechs auf vier herunterging, mithin aus achtzehn — sechzehn Compagnien wurden. Da man aber im Kriege füglich nicht mehr als tausend Mann zu einem lenkbaren Körper zusammenschließen darf, so zählte ein altes Regiment trotz seiner sechs Compagnien auf Kriegsstärke nicht mehr als dreitausend, während das neue einfach auf viertausend wächst. Die Franzosen haben die nöthige Anzahl ausgebildeter Reserven, um die Reihen so weit zu füllen, die Russen werden einstweilen noch etwas karglicher mit solchen versehen sein.

Eine weitere Maßnahme der russischen Regierung erscheint auf den ersten Blick noch bedeutsamer. Bekanntlich formirt jeder Truppentheil bei einer Mobilmachung eine „Ersatz“-Abtheilung, welche in der Heimath den Garnisondienst fortsetzt, die Recruten ausbildet und sie je nach dem Bedarf dem Regiment nachsendet. Diese Ersatzbataillone sind nun in Rußland in kleinen Stämmen von je zwanzig Mann bereits im Frieden gebildet worden. Die russischen Regimenter stehen nämlich fast durchweg weit außerhalb ihres heimathlichen Bezirkes, dessen Namen sie tragen. Bei der letzten Mobilmachung mußte daher die Stammmannschaft zur Bildung des Ersatzbataillons erst den weiten Weg von ihrem Standort zurücklegen. Dieser Uebelstand fällt demnach in der Folge fort, denn die Ersatzabtheilungen sind nun denjenigen Reservetruppen zugetheilt worden, welche ihrem Bezirk am nächsten stehen. Fürwahr eine gründliche Abhülfe, die recht erhebliche Kosten verursacht und doch eigentlich nur die Aufstellung eines Truppenkörpers beschleunigt, dessen man vorerst gar nicht sonderlich bedarf. Die erste Füllung der Linienregimenter auf Kriegsstärke wird dadurch in keiner Weise erleichtert, da für die Reservemannschaft dieser nach wie vor der weite Weg aus dem heimathlichen Bezirk zurückzulegen bleibt.

Die Mobilmachung wird bei den weiten Entfernungen innerhalb des Reichsgebiets stets große Schwierigkeiten verursachen. Zwar die Vorbereitung

der einzelnen Maßregeln zu dem ersten Aufgebot im November 1876 war meist außerordentlich gut. Der mächtige Kreistruppenchef hatte die Boten, welche die Gestellungsbefehle herumtragen sollten, lange im Voraus versammelt, mancherlei Erleichterungen des Verfahrens waren zugerichtet. Allein die ganze Sache war von langer Hand vorbereitet, selbst als Schaustellung berechnet, da der Ausbruch des Krieges noch lange nicht entschieden war, und ganz besonders handelte es sich nur um einen Theil des Heeres. Die Hauptschwierigkeiten fanden sich erst nachher und diese werden vor der Hand noch auf längere Zeit durch die russischen Verkehrseinrichtungen fortbestehen. Das Bahnnetz ist trotz zahlreicher Bauten im vergangenen Jahrzehnt nicht sonderlich dicht und mit einigen Ausnahmen eingleisig. Auf letzteren Bahnen darf ein Zug dem vorhergehenden nicht eher folgen, als bis er sich mit dem entgegenkommenden Zuge auf einer Station gekreuzt hat. Die Entfernung der beiden am weitesten von einander liegenden Stationen der ganzen befahrenen Linie wird dies Maß bestimmen, da alle kleineren Entfernungen darin begriffen sind; das doppelte der Zeit, welche ein Zug bedarf, um diese Strecke zurückzulegen, wird der Abstand sein, in welchem die Züge hinter einander fahren dürfen. Auf russischen Bahnen sind meist die Stationen spärlich bemessen, in Folge davon wird der Zwischenraum zwischen zwei Zügen so groß, daß auf den meisten Strecken etwa nur zehn bis zwölf Züge innerhalb vierundzwanzig Stunden verkehren können. Häufig liegen in der Nähe großer Orte doppelte Geleise, doch bleibt dies ohne Einfluß auf den durchgehenden Verkehr. Auf der ganzen Strecke befinden sich zur Zeit zwei Geleise nur zwischen Moskau und Petersburg, sowie zwischen Kursk und Moskau. Gegen die Westgränze des Reiches führen im Ganzen nur vier bis fünf Linien, mithin nicht genug, um eine große Heeresmasse in kurzer Zeit zu versammeln. Die verhältnißmäßig günstigen Erfahrungen, welche bei den Truppentransporten 1876 und 1877 gemacht wurden, sind nicht maßgebend, da es sich nur um Theile der Armee handelte und die Zeit nicht übermäßig drängte. Bedenklicher erscheint auf den ersten Blick die Verdichtung der Garnisonen gegen die Westgrenze hin, welche vor wenig Wochen die Zeitungsleser beschäftigte. Daß Rußland seine Truppen am Ural häufen wird, kann Niemand erwarten. Es kann daher in der plötzlichen Entdeckung dieses Umstandes keine Ueberraschung liegen und thatsächlich hat sich seit dem Kriege nicht sehr Erhebliches geändert. Polen freilich ist von jeher stark besetzt gewesen und die dortigen Truppen sind auch etwas gegen die Verhältnisse vor dem Kriege verstärkt worden. Es stehen elf Divisionen in beträchtlicher Nähe unserer Grenze von der Ostsee bis Galizien, wenig weiter noch drei bis vier andere. Das ergiebt schon sehr beträchtliche Gruppen, welche in nicht zu langer Zeit, in zwei bis drei Wochen, vollzählig und marschfertig sein können. Der Rest der Armee

bedarf einer fast doppelten Zeit, um versammelt zu werden. Eine plötzliche Ueberfluthung Deutschlands ist daher nicht zu befürchten. Die Massen, welche sich im Westen wie im Osten heranzubilden, sind sicherlich nicht zu unterschätzen, aber in der Masse allein liegt noch nichts Bedrohliches. Die erste Heeresausstellung von Seiten Frankreichs wie Rußlands kann planmäßig größer sein, als diejenige Deutschlands, doch bleiben diesem noch genug Mittel, sein Aufgebot zu verstärken. Da die Dauer der Gesamtdienstzeit in Deutschland kürzer ist als in den Nachbarländern, heißen die Leute zwischen 35 und 40 Jahren eben nicht mehr Wehrmänner\*), und da die Friedensstärke feststeht, kann nur ein bestimmter Procentsatz aller tauglichen jungen Leute, welche das wehrpflichtige Alter erreichen, thatsächlich zur Einstellung gelangen und die Schule des Heeres durchmachen. Man hat also in Deutschland die Wahl, will man in der Zahl genauen Schritt mit den Nachbarn halten, entweder die Friedensstärke zu vergrößern — das ist recht empfindlich für die Staatswirthschaft — oder die Dienstzeit des activen Standes abzukürzen. Das ließe sich eher hören, wenn die Gewähr bestehen bleibt, daß die Ausbildung des Heeres nicht darunter leidet. Thatsächlich wird ja eine große Summe nach zwei Jahren bereits entlassen, und man hat es in der Hand, diese noch zu steigern, da es immer körperlich und geistig besser beanlagte Leute unter der Mannschaft geben wird, deren militärische Fähigkeit und Charakter nach zweijähriger Gewöhnung genug gefestigt sind. Allein bei der Forderung nach einer grundsätzlichen Verminderung der Dienstjahre darf nicht außer Acht bleiben, daß die entscheidende Beurtheilung der Leistungsfähigkeit einer Armee in ihrer inneren Tüchtigkeit ruht.

Wenden wir uns dementsprechend zu dem Wesen der russischen Armee, wie sie aus dem Kriege hervorgegangen, so ist es ohne Frage, daß dieselbe eine hohe Tapferkeit und zähe Ausdauer unter ungeheueren Anstrengungen bewiesen hat. Man wird demnach ein gleiches Verhalten auch in Zukunft erwarten müssen. Das schließt nicht aus, daß dieselben Leute, welche eben aus dem Feldzug glücklich heimgekehrt sind, kein Verlangen nach einer baldigen Wiederholung in sich tragen dürften. Aber es tritt noch Verschiedenes hinzu, das der Armee eine Zeit der Ruhe werthvoll machen muß. Die gründliche Reorganisation, welche der Feldzug zur Folge hatte, bedarf eines Zeitraumes, um sich einzubürgern, es sind neue Waffen beschafft worden, deren Gebrauch zumal die Artillerie nicht in Jahresfrist gründlich zu erlernen pflegt; schließlich ist die ganze Ausbildung, die Fectweise, einer Aenderung unterzogen worden. Gerade, was den letzteren Punct betrifft, pflegt es stets einige Jahre zu dauern, ehe sich die widerstreitenden Ansichten klären und die neue Norm

\*) Für diese Altersklassen sind die Landsturmbildungen vorgesehen worden.

fest abgegrenzt wird. Die Erfahrungen, welche der Krieg gebracht hat, wollen verarbeitet sein. Man hat sich an leitender Stelle bemüht, dieselben nach jeder Richtung hin zu verwerthen. So ist auch das Fuhrwesen der Armee für den Fall einer Mobilmachung auf andere Grundlagen gestellt worden. Im Orientkriege hatte stellenweis jeder Truppentheil sich selber zu verpflegen und selber von den rückwärtigen Magazinen seinen Bedarf heranzuschaffen. Unter diesen Umständen spielte der Kosak, der sich Alles zu verschaffen wußte und mit Allem hausirte, eine wesentliche Rolle. Es wird erzählt, daß bei Beginn eines Gefechts Kosaken, welche bis dahin der Spitze vorausgeritten waren, ruhig nach rückwärts abzogen, und daß man dies ganz in der Ordnung fand, da ihr Dienst sich in der Fouragirung, allensfalls in der Aufklärung erschöpfte. Neuerdings ist denn auch die Aufstellung regelmäßiger Trains, die früher nur gemiethete Fahrzeuge enthielten, vorgesehn worden. Aehnlich ist für die Artillerie die Geschügnachfuhr geregelt und sind hier sogar im Frieden kleine Abtheilungen formirt, welche dann den Stamm zur Begleitmannschaft bilden sollen. Dies ist jedoch im Wesentlichen nichts anderes, als wenn anderswo zur Erhaltung der Fahrgeräthschaften Leute den Speichern zugetheilt werden.

Man darf bei der Aufzählung der russischen Reformen nicht vergessen, daß viele Maßregeln lediglich durch die Entfernungsverhältnisse des Reiches bedingt sind, so daß, was als ein ungeheurer Kraftaufwand bezeichnet werden muß, doch nur hinreicht, um die Vorkehrungen für einen Uebergang auf den Kriegsfuß zu demselben Grad zu bringen, der in anderen Staaten mit geringeren Mitteln erreicht wird.

Ein Urtheil über den wirklichen Werth des russischen Heeres ließe sich erst nach genauer Kenntniß des ganzen Dienstes und der Verhältnisse des Officierstandes gewinnen. Nachrichten hierüber bringen stets nur aus den Gegenden im Westen des Reiches zu uns. Man erfährt, wie es um Petersburg, Warschau, allensfalls Moskau aussieht. Näheren Einblick gewährt nur ein sorgfältiges Studium der russischen Zeitungen, diese bringen wiederum freilich mehr Interna der Armee, als wir bei uns glücklicherweise zu lesen gewohnt sind. Polemik über militärische Einrichtungen, Urtheile über Vorgänge in soldatischen Kreisen sind nicht selten rückhaltlos ausgesprochen. Auch die Regierung selber veröffentlicht mannigfache Berichte und Erlasse. Es geht daraus hervor, daß eine rege Thätigkeit in allem, was das Heer betrifft, im Gange ist. Neue Reglements und Instructionen sind zahlreich ausgegeben worden. Größere Uebungen sind in diesem Jahre an zahlreichen Stellen abgehalten worden, es ist eine gesteigerte militärische Thätigkeit erkennbar, ähnlich wie dies auch in Deutschland nach den beiden vergangenen Kriegen deutlich hervortrat. Deckt doch eben jeder Feldzug, auch ein siegreicher, vielfache Uebelstände auf, die einer Umwandlung bedürfen. Ob dar-

über ein ernstlicher, gewissenhafter Dienstbetrieb, eine allseitige Vertiefung in die militärische Aufgabe stattgefunden hat, das läßt sich nicht kurzweg verneinen, aber nach der Ueberhebung, mit welcher in Kreisen der Armee die Erfolge des Krieges gefeiert werden, darf man zweifeln, ob die früher nicht seltene Lässigkeit geschwunden ist. Im Gegensatze zur vornehmen Garde entstammen die Officiere in der übrigen Armee meist kleinen Familien; sie dienen vielfach in der Hoffnung, später einmal in den Civildienst mit Vortheil übertreten zu können, denn die höheren Commandostellen sind in der Regel nur für Persönlichkeiten, die aus der Garde stammen, vorbehalten. Diese Ungleichmäßigkeit muß den Geist der Zusammengehörigkeit in der Armee unterdrücken und viele, uns unverständliche Züge in dem Verhalten von Officieren finden in diesen Umständen ihre Erklärung. Nur auf solche Weise konnten die Ideen der Neuerung so stark in den Reihen der Armee Platz greifen. Daß nihilistische Bestrebungen vielfach an den Tag getreten sind, geht aus verschiedenen Umständen und den Beschlagnahmen in militärischen Instituten hervor.

Unter den Hunderten von Angeklagten der verschiedenen großen Staatsprocesse waren sicherlich viele Mitglieder der Armee, oder doch solche, die diese erst vor Kurzem verlassen hatten. Der Panславismus findet unstreitig im Heere allseitig eifrige Vertreter, jedoch darf man billig fragen, ob diese Schwärmerei wirklicher Neigung zu einem wiederholten Kampfe gleich zu achten sei. Jedenfalls hatten die Kämpfe auf der Balkanhalbinsel, die Plackereien und Noth eines langwierigen Feldzuges in unwirthlichen Gegenden, die Lust an dem Befreiungswerke der sogenannten bulgarischen Brüder einigermaßen herabgestimmt und das Ende des Kampfes wurde mit Sehnsucht erwartet.

Die militärische Ausbildung wird durch einen langwierigen Krieg nicht unbedingt gefördert, wenn nicht eine angestrengte Friedensschule die gewonnenen Lehren weiter führt. Man darf für diesen Gesichtspunct nur an die Erscheinungen in der Armee des ersten Napoleon erinnern, deren Gewandtheit, um von moralischen Eigenschaften abzusehen, gerade durch die fortgesetzten Feldzüge litt.

Unter den russischen Führern sind einige durch militärische Begabung und große Energie glänzend hervorgetreten, sie haben gegenwärtig einflußreiche Commandostellen inne und man darf annehmen, daß sie die gleiche Kraft auch bei dem Friedensdienste zu Geltung bringen. Manche höheren Officiere haben gründliche Studien über den Krieg veröffentlicht, welche bei den Reformen berücksichtigt worden sind. Bergegenwärtigt man sich indeß die verschiedenen, kaum glaublichen Mängel in dem Gange der Leitung und Truppenführung, die geringe Voraussicht, die offenbare Leichtfertigkeit, mit

welcher bei vielen wichtigen Anordnungen während des Krieges geschaltet wurde, so darf man zweifeln, ob gerade diejenige Seite des Heerwesens in kurzer Zeit eine ausreichende Reform erfahren kann, welche das dauernde Wohl einer Feldarmee bedeutet, im Gegensatz zu der vorübergehenden Gefechtsfähigkeit.

Die vorstehenden Zeilen haben die politischen Verhältnisse des inneren Rußlands fast ziemlich außer Acht gelassen, weil sie mehr wie je unberechenbar erscheinen. Es galt lediglich einen Ueberblick zu gewinnen über das Wesen der militärischen Entwicklung nach dem Kriege. Dieselbe kann nicht hoch genug anerkannt werden, was die Energie betrifft, die darin zu Tage trat. Man darf nicht vergessen, daß der vor bald zwei Jahren beendete Feldzug der erste war, welchen ein russisches Volksheer nach kurzem Bestehen geführt hat.

Welche Wandelung die verallgemeinerte Wehrpflicht in dem Leben der Nation hervorbringt, hat die militärische Reform in Frankreich bewiesen. Dort war die Durchführung der letzteren erleichtert, vermöge der Erkenntniß der Lage nach der Niederwerfung des Heeres im deutschen Kriege. In Rußland ist die Theilnahme der einzelnen Volksschichten noch geringer, entsprechend dem Durchschnittsmaß der Bildung. Allein das ganze Institut befindet sich noch in seiner Jugend und die Consequenzen verbreiten sich stetig.

### Vom preussischen Landtag.

Nach viertägigen Verhandlungen hat das Abgeordnetenhaus die großen Eisenbahnvorlagen und die in der Commission unter Zustimmung der Regierung festgestellten „Garantien“ für die Eisenbahnverwaltung angenommen, mit fast Zweidrittelmehrheit, welche sich aus den conservativen Fractionen und vier Fünfteln der Nationalliberalen und liberalen Wilden zusammensetzte. Das Centrum hat nach manchen Scheinbewegungen, die über seinen letzten Entschluß in Zweifel lassen konnten, zuletzt mit einer sichtlichen Hast den Flankenmarsch vollzogen, der es wie so oft in der guten alten Zeit des blühenden Conflicts an die Seite der Fortschrittspartei führte. Vielleicht ist aus den Anstrengungen dieser Operation die ungewöhnliche Gereiztheit zu erklären, welche Herr Windthorst zuletzt an der freiconservativen Fraction ausließ, vermuthlich weil sie als den bösen Genius des Fürsten Bismarck an der Arbeit gefunden, den Bäumen der ultramontan-conservativen Allianzpolitik die allzu üppig zum Himmel aufstrebenden Schößlinge zu verschneiden. Nach außen hin werden gläubige Seelen ohne Arg mit der Erklärung abzufinden sein, daß die tiefeindringenden Studien der Parteigelehrten, von welchen Windthorst

vor der ersten Plenarverhandlung in aller Bescheidenheit etwas verrathen hat, bei längerem Fortgang doch den auffallend günstigen Eindruck der Vorlagen abgeschwächt hätten, den in jener Verhandlung Reichensperger als Parteiredner kund gegeben hatte. Auch fehlte es ja nicht an einigen schwachen Punkten in den Vorlagen und formalistischen Mängeln in den „Garantien“, auf welche sich mit gutem Willen und der entsprechenden Uebertreibung die Ablehnung stützen ließ, ohne sich mit principiellen Gründen zu beschweren, die im geeigneten Zeitpunkt den Rückmarsch in das Lager der Regierung hemmen könnten. Für den Augenblick aber ist die Temperatur der Zukunftsmachträume bis nahe an den Nullpunct gesunken, und man wird nicht anders können, als dies mit dem Stand der Verhandlungen zu Wien in Verbindung bringen, trotz des Schleiers tiefsten Geheimnisses, welcher über diesen liegt. Nicht als ob diese etwa bei einem Abbruch angelangt sein müßten: die Curie hat den Frieden zu nöthig, und die preussische Regierung wünscht ihn zu aufrichtig, als daß man nicht von beiden Seiten den Faden der Verständigung so lange als irgend möglich festhalten sollte. Aber so viel muß sich doch wohl gezeigt haben, daß die Regierung nicht gemeint ist, für eine politische Unterstützung, die sie immer noch recht wohl entbehren kann, den Preis zu zahlen, daß sie ihr ganzes in sieben Jahren mühsam aufgeführtes Werk der Grenzbefestigung zwischen Staat und Kirche selbst zerstörte. Gewiß giebt es in der jetzigen preussischen Regierung eine Richtung, welche die Abkunft gern mit recht weitgehenden thatsächlichen Zugeständnissen erkaufen möchte, besonders an Stellen, wo der evangelische Confessionalismus in gleicher Weise wie die katholische Hierarchie theilhaftig ist. Aber zum Glück ist die Aera Falk so gut benutzt worden, um einer solchen Tendenz harte und scharfe formale Schranken entgegenzustellen, daß ohne ein recht augenfälliges Opfer von Seiten der Curie nicht wohl darüber hinwegzukommen sein wird. Während nun diese, erklärlich genug, sich bis zum äußersten dagegen sträubt, ist den demagogischen Geistern, vermittelt deren allein die Staatsmänner der Partei ihre Massen in der Wählerschaft festzuhalten vermögen, offenbar die Zeit zu lang geworden, bis sich von den großsprecherischen Verheißungen etwas erfüllt, die man bei den letzten Wahlen eingefleht hat; und die Art, wie sich diese bei der ersten Berathung der Eisenbahnvorlagen noch zurückgehaltenen Geister zuletzt geräuschvoll machten, legt die Vermuthung sehr nahe, daß die Herren Windthorst und Reichensperger bei dem letzten Acte dieses Zwischenspieles die Rolle jenes französischen Parteimannes übernehmen mußten, welcher sagte: „Ich bin der Führer, also muß ich meiner Partei folgen.“

Es bedarf keiner Ausführung, wie günstig auf diese Weise die Lage sich für die gemäßigt liberale Partei gestaltet hat. Wenn auch von einer officiellen Aeußerung der Art selbstverständlich nicht die Rede sein kann, so ist

es doch ganz gewiß, daß Fürst Bismarck von dem Verhalten der national-liberalen Partei in hohem Grade befriedigt, und daß ihr, wenn neue Störungen dieses Verhältnisses vermieden werden, wieder ein Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten gesichert ist, wie ihn noch im Anfang der Session selbst die kühnsten Erwartungen kaum vorspiegeln konnten. Nicht am wenigsten zeigt sich dieser Einfluß da, wo man bisher noch gar nicht versucht hat, ihn laut werden zu lassen. Wie auch die Abstimmung über den Elbinger Schulstreit ausfallen mag, das Verhalten des Cultusministers ist gegen die Wahlperiode im Ganzen derart verändert, daß man den Umschlag nur einer, wenn auch auf seiner Seite nicht ganz freiwilligen Rücksichtnahme auf die Stellung der nationalliberalen Fraction zuschreiben kann. Es darf wieder, wie im ersten Augenblicke des Personenwechsels im Cultusministerium, die Hoffnung gehegt werden, daß die gegenwärtige Episode der Unterrichtsverwaltung, mag sie nun etwas länger oder kürzer währen, an den großen Errungenschaften der Falkschen Aera im Ganzen nicht viel abbrehen wird, und daß die gelegten Keime Ruhe behalten werden, unter einer günstigeren Sonne voll aufzugehen. Damit ist denn der Gedanke einer Reaction an der einzigen Stelle, an welcher er eine Zeit lang auch bei besonnenen Beobachtern hatte aufkommen können, vorerst wieder gebannt.

Die den entscheidenden Beschlüssen der letzten Wochen vorausgegangene Discussion brachte übrigens in der Hauptsache so wenig Neues, daß sie kaum zur nothdürftigen parlamentarischen Decoration des großen staatswirthschaftlichen Vorganges ausreichte. Nur dann wurde die Debatte angeregter, wenn sie neben dem eigentlichen Gegenstande herstreifend, auf Punkte stieß, bei welchen sich ein weiterer Ausblick in die Zukunft eröffnete. So schaffte das Centrum seinem Unbehagen einen Ausweg, indem es auf das Reichseisenbahnproject zurückkam und in der That erreichte, daß die Regierung und die Parteien der Mehrheit sich zu bezeichnenden Aeußerungen über ihre gegenwärtige Stellung zu dem Gedanken herbeiließen. Der Minister Maybach schnitt durch eine kühle, fast ironische Wendung, schärfer als eine pathetische Versicherung vermocht hätte, den Verdacht ab, als ob er sich irgend gedrungen fühlte, seine so glänzend eingeleitete Verstaatlichungspolitik unter die Vormundschaft des Bundesrathes zu stellen. Die nationalliberalen und freiconservativen Wortführer suchten mit Resignation nur dem Project den Weg zu einer besseren Zukunft offen zu halten. Die Conservativen dagegen sagten sich offen auch für die Zukunft von dem einstweilen mißlungenen Versuche los, den sie vor vier Jahren nur „nothgedrungen“ mitgemacht hätten. Diejenigen Elemente aber, deren partikularistische Feinsüßlichkeit immer nur gegen Preußen gerichtet ist, bekunden in den Aeußerungen der preussischen wie eben gleichzeitig der bayerischen Ultramontanen, daß ihnen die gegenwärtige, obwohl streng auf das



eigene Land beschränkte preussische Eisenbahnpolitik kaum etwas anderes ist, als was sie damals unter dem Namen des Reichseisenbahnprojectes bekämpften und heute wieder seinen Schatten über die sonnige Idylle der mittelstaatlichen Eisenbahninseln werfen sehen. So wenige Jahre haben genügt, um die wirklichen Motive blozulegen, die unter hochklingenden Redensarten und sittlicher Entrüstung den Kampf gegen das Reichseisenbahnproject geführt haben. Während Fürst Bismarck und die nationalen Parteien nicht glänzender als durch die seitherige Entwicklung der Eisenbahnverhältnisse gegen den Verdacht gerechtfertigt werden konnten, als ob ein eigennütziges preussisches Interesse materieller oder politischer Art sich unter dem Project versteckt habe, zeigt sich nun, wie wenig dem mittelstaatlichen Particularismus damit gedient ist, daß man nur seine eigenen Eisenbahnkreise ungestört läßt. Mit derselben Naivetät, mit welcher sonst französische Patrioten die deutsche Zerrissenheit als einen wohl erworbenen Bestandtheil der eigenen nationalen Macht ansahen, wurde zum unveräußerlichen mittelstaatlichen Eisenbahnbesitz die Fortdauer der preussischen Eisenbahnhoheit gerechnet. Darin trafen die außerpreussischen mit den „großpreussischen“ Particularisten zusammen, daß man Preußen allein die Kraft nicht zutraute, sich allein aus der Zerfahrenheit seiner Eisenbahnzustände herauszuarbeiten: und darum nahm man auf jener Seite die Hülfe des Reichs „nothgedrungen“ in Anspruch und glaubte auf der anderen durch deren Versagung Preußen recht sicher in seinen Sumpf zu bannen. Da nun Preußen heute, was selbst für das Reich ein unerhörtes Unternehmen sein sollte, mit ungeahnter Schnelligkeit und doch in voller Ruhe für sich vollzieht, zeigt sich erst, wie ungleich schlechter für die Mittelstaaten die Lage geworden ist, als wenn sie das Project angenommen und dadurch, ohne genöthigt zu sein, ihre eigenen Bahnen aufzugeben, ihren reichsverfassungsmäßigen Einfluß sowohl auf das „Tempo“ des Verstaatlichungsprocesses der Privatbahnen, wie auf die Verwaltung des ganzen norddeutschen Eisenbahnnetzes genommen hätten. Heute kann Preußen in der That, wie Minister Maybach sich zeigte, „kühl bis ans Herz hinan“ abwarten, ob nicht ein Zeitpunkt eintritt, in welchem die Mittelstaaten selbst das alte Reichseisenbahnproject mit ganz anderen Augen anzusehen gelernt haben — aber dann dürfte es sich auch nur unter der Bedingung vollster Gegenseitigkeit wieder darauf einlassen.

Eine andere Frage, welche noch im letzten Augenblicke die Debatte belebte, war eben die über das Tempo, in welchem der mit so großem Zuge begonnene Verstaatlichungsproceß fortgeführt werden soll. Bei der ersten Besung hatte der Abgeordnete Miquel, doch nur als persönliche Ansicht, die Hoffnung geäußert, es werde nach Annahme der vorliegenden Erwerbsverträge eine Ruhepause eintreten, bis man den finanziellen Erfolg dieser Operation

vollständig übersehen könne. Der Minister hat damals hierüber geschwiegen, weil er mit gutem Grunde eine Zwischenfrage dieser Art in jenem Stadium der Verhandlung vermeiden wollte. Jetzt hat er darauf hingewiesen, daß nach den Motiven der Vorlagen noch drei andere Bahnen, die Berlin-Potsdamer, die Rheinische und die Berlin-Anhalter untrennbare Bestandtheile eines planmäßigen Systems der Consolidirung des Eisenbahnnetzes bilden, und daß er nicht davon absehen könne, dieses System möglichst in einem Zuge durchzuführen. Gewiß nun stehen dem Miquelschen Wunsche die gewichtigsten finanzpolitischen Erwägungen zur Seite. Auf der anderen Seite kann aber auch der Minister mit gutem Grunde sich darauf berufen, daß gerade die finanziellen Vortheile, welche er von der Consolidirung durch vereinfachte Verwaltungs- und Betriebseinrichtungen sich verspricht, wesentlich durch eine gewisse Abrundung des Netzes bedingt sind. So liegt es allerdings auf der Hand, daß eine definitive Gestaltung der nordwestlichen und westlichen Directionen vor dem Erwerb der weitgestreckten Linien der Rheinischen Gesellschaft nicht getroffen werden kann, während es weniger ersichtlich ist, warum zu der unentbehrlichen Vervollständigung auch die Anhalter Bahn gehören soll, deren Erwerb folgerichtig wieder den der Thüringischen Bahn nach sich ziehen müßte. Jedenfalls wird nun aber dem Landtage noch im Januar der mit der Berlin-Potsdamer Bahn bereits abgeschlossenen, und voraussichtlich wohl auch noch der mit der Rheinischen Bahn eben lebhaft verhandelte Vertrag zugehen, während der Minister selbst auf einen Abschluß mit Berlin-Anhalt nicht vor der nächstjährigen Session rechnet.

Diese neu angekündigten Eisenbahnvorlagen sind nicht der einzige Zuwachs, welchen das Arbeitspensum der Session erfährt. Es sind nun auch die in der Thronrede angekündigten Vorlagen zur Verwaltungsreform dem Abgeordneten Hause zugegangen, und zwar in einem Umfange und von einer Bedeutung, daß sie für sich neben den laufenden Arbeiten eine Session ausfüllen könnten. So ernst es nun aber auch der Regierung mit dem Wunsche gewesen sein mag, die inhaltreichen Entwürfe noch in dieser Session zur verfassungsmäßigen Annahme zu bringen, so haben sich demselben doch schon unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt. So wenig die nationalliberale Fraction den Vorlagen eine grundsätzliche Abneigung entgegenzubringen Anlaß oder Stimmung hat, so fehlt es doch weder bei ihr noch auch bei der freiconservativen Fraction an zahlreichen Bedenken im Einzelnen, welche die sorgfältigste Durchberathung erheischen — und dazu kann, wie man es einrichten mag, in diesem Jahre nicht mehr die Zeit gefunden werden. Bei der augenblicklich wieder ganz ablehnenden Haltung des Centrums sieht sich also die Regierung einer großen Mehrheit gegenüber, welche wenigstens darin einig ist, die Vorlagen für dieses Jahr nur zum Studienmaterial für eine Com-

mission zu verwerthen, und welche ihre Ansicht bereits darin durchgesetzt hat, daß entgegen der auf conservativer Seite gehegten Absicht die erste Lesung der Entwürfe und die Wahl der Commission erst nach den Weihnachtsferien stattfinden sollen. Auch so noch wird es immer schwieriger, einer Collision mit dem Reichstage auszuweichen, wenn dieser in der That früh im Februar berufen werden soll. x.

## Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

**Aus Oesterreich.** Zur Judenfrage. — In Nummer 47 dieses Blattes ist die Erscheinung, daß gegenwärtig die Antipathie gegen die Juden sich in Deutschland allgemeiner und lebhafter äußert als früher, in einer Weise besprochen, welcher kein Unbefangener Billigung versagen wird. Vor allem muß man sich der Conclusion anschließen, daß dem bestehenden Uebelstande nur durch eine von Formeln und Schlagwörtern unabhängige Kritik der Gesetzgebung abgeholfen werden kann. Damit ist der Kern der Frage getroffen und zugleich die Erklärung der obengenannten Erscheinung gegeben.

Bestanden hat die Antipathie immer, und zwar als Stammesantipathie, nur täuschte man sich über ihren Ursprung, so lange sie mit religiöser Antipathie gemischt war, und leider noch lange, nachdem die Aufklärungsperiode die religiöse Toleranz zum allgemein geltenden Princip gemacht hatte. Man kämpfte die in unserer Natur begründete Abneigung gewaltsam nieder, verschloß die Augen gegen offenkundige Thatsachen oder vertröstete sich damit, daß die Freiheit alles gut machen werde, was die Unterdrückung verdorben habe. Das liberale Dogma wollte es so. Wir wollen am idealistischen Zuge in diesen Bestrebungen nicht tadeln. Aber da nun einmal die idealistische Richtung so ziemlich ausgerottet ist, und zwar nicht zum geringsten Theile durch die Thätigkeit des Judenthums in der Literatur, schulden wir uns selbst, nüchtern und realistisch zu prüfen, wie sich die Thatsachen zu unseren philanthropischen Theorien stellen. Auch soll nicht geleugnet werden, daß wir in dem Kampfe gegen den christlichen Staat mit unsere eigene Sache geführt haben. Nur hätten wir uns schon früher überzeugen können, daß die Bundesgenossen, die liberalen Deutschen und Juden, sehr verschiedene Ziele im Auge hatten. Wir forderten die volle und ganze Glaubensfreiheit, negirten jede Staatsreligion; die Juden befehdeten das verhaßte Christenthum. Darüber läßt das Verhalten der gegenwärtig von Juden bedienten Presse (und diese bildet eine erdrückende Mehrheit) keinen Zweifel bestehen. Diese läßt nicht nur, wie der Correspondent „vom Rhein“ richtig bemerkt, nichts gegen das Judenthum auflommen, sie mischt sich in alle christlichen

Angelegenheiten, hat für Wort und Begriff „christlich“ fast nur Gehässigkeit und Hohn. Was in dieser Richtung die deutsche Nation sich tagtäglich bieten läßt, übersteigt bereits jede Darstellung. Und gewiß läßt sich behaupten, daß weder der Kampf zwischen Staat und Clerus, noch die Differenzen zwischen den Parteien der evangelischen Kirche, einen solchen Grad der Erbitterung erreicht haben würden, wenn nicht die jüdische Journalistik unablässig geschürt hätte. Zur Macht hat den Semiten verholfen das starke Rassengefühl, das feste Zusammenhalten, die Stütze und Förderung des Juden durch den Juden. Von der Stärke dieses Rassengefühls überzeugt nichts so sehr, als die Beobachtung, daß Juden, deren Voreltern bereits getauft waren, fast immer wieder in jüdische Familien heirathen. Nicht die frühere Gesetzgebung, nicht Unduldsamkeit und Vorurtheil tragen die Hauptschuld daran, daß die jüdische Nationalität nicht in die deutsche aufgegangen ist: auch in Frankreich giebt es noch keine jüdischen Franzosen, sondern französische Juden, der französischsprechende elsässer Jude ist in der ganzen Welt — man weiß wie! — bekannt. Es sind nur die wirklich Auserwählten, welche, auf die Probe gestellt, nicht verrathen werden, daß sie noch ebenso steif und fest an die Auserwähltheit ihres Volkes glauben, wie ihre Vorfahren, welche sich von Jehovah die Ausrottung der anderen Völker anbefehlen ließen. Nur die wirklich Auserwählten sind in dem Grade Deutsche geworden, wie es alle anderen unter uns lebenden Ausländer schon in der zweiten Generation zu werden pflegen. Wir haben uns aus lauter Liberalismus verblendet über die Unvereinbarkeit der beiden Weltanschauungen, Sittengesetze, Vorstellungen vom Staat und vom Bürgerthum, Schönheitsbegriffe u. s. w. u. s. w., wir haben uns verblendet und büßen jetzt dafür. Wir haben unseren Bauern gezwungen, den Juden als Richter anzuerkennen, an dessen Unparteilichkeit er nicht glaubt; wir haben alle Schranken abgetragen, damit der Jude endlich aufhöre, ausschließlich dem „Geschäfte“ zu leben, und wir erkennen zu spät, daß der Geschäftsgeist im Blute steckt. Ist es Zufall, daß unter den schamlosen ärztlichen Ankündigungen in den Zeitungen großer Städte nicht ein Name vorkommt nichtjüdischen Klanges? Ist es Zufall, daß in Ländern, wo die Advocatur freigegeben ist und jüdische Advocaten beinahe in jedem Dorfe sich ansässig gemacht haben, die Prozesse in unglaublichen Dimensionen sich vermehren? Sind es nicht jüdische Speculanten, welche dem Kleingewerbe den Todesstoß geben? Ausnahmen — wir haben deren Existenz selbst constatirt, aber nur zu oft fehlt auch diesen dort, wo Deutsch und Jüdisch in Gegensatz gerathen, der moralische Muth entschiedener Parteinahme.

Das deutsche Volk ist durch die geographische Lage dazu verurtheilt, die von Osten her Europa bedrohenden Gefahren abzuwehren. In den östlichen

Ländern ohne Bürgerstand haben die Juden sich zwischen Adel und Landvolf eingeschoben: Polen, Ungarn, Rußland, Rumänien wissen davon zu erzählen. Trägheit und Leichtsinn der oberen Stände ließen den fremden Mittelstand gewähren, Unheil nach oben und unten verbreiten. Schlachzig, Tablabiro, Bojar prügelte den jüdischen Hund, das war freilich unangenehm, aber jeder Schlag wurde mit Zinsezins in Rechnung gebracht; jenseits der Grenze hatte der Jude wohl keine derartigen Mißhandlungen zu fürchten, doch blühte auch das Geschäft nicht so. Jetzt hat sich die Sachlage geändert und in Schaaren strömen die „Polen, Ungarn, Rumänier“ auf den deutschen Boden, um von der liberalen Gesetzgebung zu profitieren. Ungern lassen sie sich dort nieder, wo Westslaven sitzen, denn diese sind in der Regel ebenso gewaltthätig, wie ihre östlichen Stammverwandten, aber weniger weichlich, thätiger, speculativer. Der Deutsche ist humaner. Freilich steht hier ein Bürgerthum noch im Wege, allein das kann verdrängt werden. Das wehrt sich nicht brutal, wie das tschechische, und ist viel zu schwerfällig, um die Concurrenz mit den Fremden bestehen zu können. Läßt es sich, wie in den letztverflossenen Jahrzehnten, immer weiter zurückdrängen, gelingt es dem Judenthume, auf seinem Zuge nach Westen Gewerbe und Handel in Deutschland ebenso in die Hand zu bekommen, wie in Polen, so wird Deutschland auch vor dem Schicksale Polens nicht zu bewahren sein.

Die heutige Generation in Deutschland hat den Kosmopolitismus, an welchem wir nach den Befreiungskriegen krankten, überwunden; sie denkt national, ist national in ihren Anforderungen an sich selbst und in ihren Ansprüchen nach außen. Nur der jüdischen Nation gegenüber wirkt noch die alte Sentimentalität nach, weil in diesem Falle Nation und Confession mit einander verwechselt werden. Ueber die Forderung der Polen, daß die Gegenwart das Unrecht der Vergangenheit sühnen solle, geht man zur Tagesordnung über, weil die Forderung widersinnig ist; aber die einstige Bedrückung der Juden soll immer noch uns zum Vorwurfe und ihnen zur Entschuldigung dienen. Die Weltstellung der beiden Nationalitäten hat die größte Verwandtschaft. Sie leben über den ganzen Erdboden verstreut, lernen mit Leichtigkeit jede Sprache, gehen aber äußerst schwer in einer anderen Nation auf; sie bleiben Polen oder Juden, in welchem Lande sie sich auch ansiedeln mögen, stellen ihre nationalen Interessen jeden anderen voran. Aber die Polen verläugnen auch ihren Sonderstandpunct nicht, bekennen offen, daß sie sich nur als gezwungene Angehörige des preussischen oder des österreichischen Staatswesens oder als Gäste in anderen Ländern ansehen bis zur Wiederherstellung des polnischen Reiches. Die Wiederrichtung des jüdischen Königthums wollen die Juden wohl nicht, sie sind das

internationale Volk, das verkörperte *ubi bene, ibi patria*. Und darnach müssen auch wir uns richten. Wer sich nationalisiren will, dem wird kein Hinderniß bereitet werden, aber einer fremden Nationalität mitten unter uns können wir nicht mit demselben Maße messen.

**Aus Wien.** Die Wehrfrage. Herrenhaus und Abgeordnetenhaus. Technisches Polytechnicum. Gewerbeausstellung. Theater. — Die Behauptung, daß in dem Pacte zwischen dem Ministerium und den Tschechen die Zustimmung der Letzteren zu den Anträgen der Regierung in der Wehrfrage enthalten sei, ist durch die Debatte über diesen Gegenstand im Abgeordnetenhause bestätigt worden. Das war aber auch das einzige Gute an dieser Debatte, die übrigens so unfruchtbar ausfiel, wie die Verhandlungen über Militärangelegenheiten stets. Die Lasten des bewaffneten Friedens richten die Staaten zu Grunde, darüber sind alle Parteien einig, eine einzelne Macht kann nicht mit dem Abrüsten vorangehen, am wenigsten Oesterreich in seiner exponirten Stellung, das giebt auch die Opposition zu, welche mit großer Beflissenheit den Verdacht von sich weist, daß sie die Wehrkraft des Staates zu schwächen trachte. Folglich bleiben nur Differenzen über technische Fragen übrig. Der Landesvertheidigungsminister erklärt, wenn wir allen Eventualitäten gewachsen sein sollen, muß der jetzige Präsenzstand aufrechterhalten werden, und es ist ein politisches Interesse, daß diese Angelegenheit nicht alljährlich in Frage komme, sondern für mindestens ein Decennium der Discussion entrückt werde. Dagegen suchen die Sonntagsstrategen dem Soldaten zu beweisen, daß er mit weniger auskommen könne, und die Sonntagsdiplomaten, daß die politischen Verhältnisse jene Forderung nicht stellen. Ein aussichtsloses Wortgefecht, dessen die Welt endlich müde wird, die ja weiß, daß die Geheimnisse der hohen Politik nicht in parlamentarischen Versammlungen aufgedeckt werden können. Ja selbst das letzte und ausschlaggebende Argument der Opposition: Wir können nicht für zehn Jahre auf unser verfassungsmäßiges Bewilligungsrecht verzichten, macht auf eine Bevölkerung wenig Eindruck, welche findet, daß es beim Zahlen der Steuern keinen Unterschied mache, ob dieselben zehnmal hinter einander oder nur einmal für zehn Jahre bewilligt seien. Wer die Abrüstung durchsetzte, würde sich populär machen; aber in der Ueberzeugung, daß das Deficit doch bleibt, macht man sich wenig aus einer Ersparniß von  $2\frac{1}{10}$  Millionen! Alle Erörterungen von Rechts und Links und die ganz sachlich gehaltenen Auseinandersetzungen des Ministers von Horst änderten denn auch nichts an dem vorausbestimmten Ergebnisse: die Rechte stimmte der Regierungsvorlage zu,

da sie jedoch nicht über zwei Drittel der Stimmen verfügt, ist die Vorlage verworfen.

Nun kommt der zweite Act. Seitdem das Herrenhaus so energisch gegen jeden Versuch, die Verfassung in föderalistischer Richtung zu revidiren, Stellung genommen hat, war die Freundschaft zwischen der Mehrheit jener Versammlung und der Minderheit des anderen Hauses sehr warm, die liberalen Zeitungen feierten die Wächter der Verfassung und Ritter Anton von Schmerling erlebte noch einmal wie vor achtzehn Jahren die Genugthuung, von Gemeindevertretungen und politischen Vereinen in allen Winkeln des Reiches Vertrauensadressen zu empfangen. Allein dieselben „Herren“ acceptirten einhellig die Wehrgesetzbill, wenn auch mit einer Mahnung zur Sparsamkeit. Geben die deutschen Abgeordneten nicht nach, so stehen wir glücklich vor einem Conflict wie der preussische in den Jahren 1863—1866. Der Möglichkeiten giebt es allerdings verschiedene. Daß das Ministerium Taaffe den Reichsrath auflösen oder brüskiren werde, ist nicht wahrscheinlich. Das Cabinet steht augenscheinlich auf ziemlich schwachen Füßen. Der Chef desselben hat sich durch die Leichtblütigkeit, mit welcher er der Niederlage im Herrenhause entgegenging und insbesondere mehrere Mitglieder des kaiserlichen Hauses in die unangenehme Situation brachte, überstimmt zu werden, zahlreiche Gegner gemacht. Eine unbedachte Erinnerung an seine Rolle zur Zeit der Spaltung im ersten „Bürgerministerium“ (1870) gab den deutschen Gegnern geschickt benutzte Waffen gegen ihn in die Hand, und die Tschechen versäumen nicht, gelegentlich zu wiederholen, ein Ministerium, in welchem Stremayr sitzt, könne nicht ihr Vertrauen haben. Die Linke scheint hiermit entschlossen, dies Ministerium zu stürzen, falls es ihr möglich würde, Maßregeln, welche in ihrem Sinne getroffen werden, wie die Ernennung versöhnlich gesinnter Bischöfe für Tirol, werden ohne Dank hingenommen, und die Rechte stellt Forderungen, welche diese Regierung unmöglich erfüllen kann. Aber sollte sie abtreten, so würde höchstwahrscheinlich die Rechte eine neue bilden, und dann müßte sich das Deutschthum auf einen viel härteren Stand gefaßt machen, als 1865/66 und 1870/71.

Auf der rechten Seite des Abgeordnetenhauses hat Graf Heinrich Clam-Martiniß sich schon jetzt eine ähnliche Stellung gemacht, wie Herbst auf der linken. Die Führung der tschechischen Partei liegt gänzlich in seiner Hand, der einst gefürchtete Krieger ist zum enfant terrible seiner Freunde geworden und die Jungtschechen knirschen ohnmächtig in die Zügel, welche der ultramontane Graf ihnen übergeworfen hat. Vor kurzem kam es zu einem merkwürdigen Rencontre zwischen Clam und einem von den steirischen Edelleuten, welche mit besonderer Energie für das Deutschthum einzutreten

pflegen, dem Freiherrn Walterkirchen. Der Letztere gehörte zu der sogenannten bosnischen Linken, hat aber seit Taaffes Regime alle Verbindungen mit der Regierung abgebrochen und legte bei eben dieser Gelegenheit ein reumüthiges Bekenntniß ab. Als nun der alte Kieger in einer Rede für das Wehrgesetz abermals sein Gift gegen die Deutschen in Oesterreich ausspritzte, den „Militarismus“, das „Volk in Waffen“ eine „leider deutsche Erfindung“ nannte (das Leider sollte wahrscheinlich der Ausdruck des Bedauerns darüber sein, daß diese deutsche Erfindung zweimal dem Bonapartismus den Hals gebrochen, einmal die Fremdherrschaft abgeschüttelt und das zweitemal zur Wiederherstellung des deutschen Reiches geführt hat), da ließ der kampflustige junge Baron es sich nicht nehmen, dem Tschechen sein ganzes Sündenregister vorzuhalten, vor allem die Verbrüderungen mit den Russen und den Versuch, Napoleon III. zum Protector der Tschechen zu machen. Obgleich die Apostrophe direct an Kieger adressirt worden war, übernahm Graf Clam-Martiniß als Wortführer der Nation (welche bekanntlich einen Martiniß durch ein Fenster des Stadtsin auf einen Platz beförderte, den jeder Reisende mit einer gewissen Andacht in Augenschein nimmt) die Zurückweisung mittelst des beliebten aber in eigenthümlicher Verclausulirung angebrachten Citates: wenn er annehmen dürfe, daß die Beschuldigung auch ihm gelten solle, würde er antworten, daß sie nicht an die Höhe seines *dédain* hinanreiche. Herr von Walterkirchen antwortete prompt, er für seine Person würde, sich beleidigt glaubend, es vorziehen, seine Revanche ohne Clausel zu nehmen. Und diese Note nahm der Graf stillschweigend „zur Kenntniß“, das Gerücht, daß sich an diese parlamentarische eine außerparlamentarische Auseinandersetzung angeschlossen habe, ist officiell widerlegt worden. Die Politiker sind hierzu-lande nicht so geneigt, mit Pistolen zu discutiren, wie in Ungarn und Frankreich. Immerhin beweist aber der Vorfall, daß wir von einer Veröhnung der Gegensätze weiter als je entfernt sind.

Auch außerhalb der politischen Welt gab und giebt es Bewegung genug. Durch nur zu lange Zeit lieferten die Hörer der polytechnischen Hochschule den Gesprächsstoff. Sie hatten einem unpopulären Professor den Krieg erklärt, weil er angeblich sich ein Vergnügen daraus mache, die jungen Leute bei den Prüfungen zu „werfen“; sie wollten dessen Entfernung ertrogen, und es scheint, daß einige andere Professoren durch ihre Begütigungsversuche die Sache nur verschlimmert haben. Daß man in der That den Conflict förmlich groß gezogen haben muß, lehrte die Schlußwendung. Die Zusammenrottungen in dem großen Hofe des Polytechnicums nahmen einen immer bedenklicheren Charakter an, der Besuch des Collegiums des Professor Pierre wurde gewaltsam verhindert, die Beschwichtigter fanden kein Gehör mehr,



und eine studentische provisorische Regierung verbreitete Tag für Tag Ansprachen, welche bewiesen, daß die Verfasser, wenn auch nicht Physik, doch die Geschichte der revolutionären Bewegungen mit einigem Erfolge studirt haben. Aengstliche Gemüther waren auf das Aeußerste gefaßt. Und siehe da, als das Ministerium trocken ankündigen ließ, man werde mit Relegationen vorgehen, welche die Betroffenen von sämmtlichen technischen Anstalten des Reiches ausschließen würden, war der Sturm sofort beschworen. Zu rechter Zeit angewandt, würde desselbe Mittel viele Aufregung und ärgerliche Scenen verhindert haben.

Die industrielle Welt beschäftigt lebhaft der Plan einer niederösterreichischen Gewerbeausstellung im nächsten Jahre zur Jubiläumsfeier des Gewerbevereins. Das Project hat nicht wenige Gegner, welche entweder alles, was gegen die unmäßige Häufung der Ausstellungen gesagt werden kann, vorbringen, oder die hohen Platzpreise rügen, zu welchen der Gewerbeverein genöthigt ist, weil das Unternehmen ohne Subvention durchgeführt werden muß. Doch wird den ersteren Widersachern der günstige Erfolg der kleineren Ausstellungen in Deutschland entgegengehalten und die anderen scheinen durch Concessionen befriedigt worden zu sein, so daß die Stimmung jetzt dem Vorhaben im allgemeinen günstig ist. Außer Frage steht wohl, daß eine Wiener Ausstellung, wenn der Programmpunct, welcher nur technisch, beziehungsweise künstlerisch gute Arbeiten für zulässig erklärt, mit Strenge gehandhabt wird, Anziehungskraft äußern wird. Denn es ist ja seit 1873 und 1876 hier viel gearbeitet worden, eine Menge neuer Firmen werden sich produciren können, und die österreichische Abtheilung in Paris gab nur ein sehr lückenhaftes Bild der hiesigen Industrie.

Auch das Theater hatte seine großen Ereignisse. Voran die Aufführung eines Werkes von Grillparzer, welches vor vierzig Jahren in aller Form durchgefallen war, des romantischen Lustspiels „Weh dem der lügt“. Jenes Schicksal hatte den Dichter in dem Grade verstimmt, daß er seine späteren Arbeiten zurückhielt, und auch die Theaterdirectoren schrakten vor dem Wagnisse einer Wiederaufnahme zurück. Mit Unrecht vor allem aus einem Grunde. Der todte Grillparzer genießt eine Pietät, auf welche der lebende noch nicht gleichgroßen Anspruch besaß, und man konnte mit Bestimmtheit voraussagen, daß das Publicum gern zeigen werde, es habe mehr Kunstverständnis als die Eltern. Dingelstedt hat denn auch einen ganzen Erfolg damit gehabt, welcher zum Theil mit auf Rechnung der realistischen Darstellungsweise zu setzen sein mag. Vornehmlich hat Hartmann sich den Platz in der Reihe der ersten Schauspieler der Gegenwart, welchen er mit seinen ganz vorzüglichem Heinrich V. (Shakespeare) erkämpft hatte, mit der Haupt-

rolle des Lustspiels, dem Küchenjungen, befestigt. Daneben folgen sich im „Ringtheater“, welches, eine Schöpfung von 1872, aus einem Bankrott in den anderen ging und endlich als internationale Schaubühne einen festeren Boden gefunden zu haben scheint, interessante Gäste: die Meininger, wie früher durch das gute Zusammenspiel ausgezeichnet, ungenügend in der Bewältigung großer schauspielerischer Aufgaben und in dem Streben nach historischem Colorit mitunter an das Komische streifend, — Salvini, welcher umgekehrt durch seine ganz eminente Persönlichkeit seine Umgebung vergessen machen muß, — und ihm wird die Patti folgen. Merkwürdigerweise kommen französische Gäste, die stets willkommen waren, jetzt fast gar nicht mehr.

### L i t e r a t u r.

J. W. v. Goethe. J. C. Gottsched. Zwei Biographien von M. Bernays. Leipzig, Dunder und Humblot. 1880. — Diese beiden Biographien wurden vom Verfasser für die von der historischen Commission der königlich bayerischen Academie der Wissenschaften herausgegebene „Allgemeine deutsche Biographie“ geschrieben und sind im neunten Bande des genannten, rüstig fortschreitenden Werkes erschienen. Der vorliegende Separatabdruck bietet die ausgezeichneten Arbeiten einem weiteren Leserkreise dar, dem sie auf das angelegentlichste empfohlen sein mögen. Denn wenn man vielleicht auch fragen kann, ob namentlich die erste der genannten Biographien ihres großen Umfanges wegen und ihrer ganzen Ausführung nach die für ein biographisches Sammelwerk und Nachschlagebuch zweckmäßigste Form erhalten habe, so kann doch kein Zweifel darüber walten, daß in diesen beiden Arbeiten, namentlich aber in der Biographie Goethes, an und für sich betrachtet, Meister- und Musterstücke literarhistorischer Darstellung vorliegen und daß der Werth derselben, gerade durch den besonderen Abdruck, der sie als selbständige Arbeiten ansehen heißt, nur erhöht worden ist. Auf der umfassendsten Kenntniß des einschlagenden Materials beruht jede dieser Biographien, mit sicherer Hand ist hier und dort alles abgewogen und fast jedes Wort ist mit der nöthigen Berücksichtigung einer Masse zu beachtender Verhältnisse geschrieben. Wer jetzt nach einer alles wesentliche zusammenfassenden, stilvoll gehaltenen Biographie des einen wie des anderen der auf dem Titel des vorliegenden Buches genannten, ihrem Wesen nach freilich durchaus nicht zusammengehörenden, Männer fragt, den wird man auf die beiden Bernays'schen Biographien, als auf das beste dieser Art, verweisen dürfen.

x.

Gesammelte Schriften von Annette v. Droste. Herausgegeben von Levin Schücking. Stuttgart, Cotta. 1879. — Annette von Droste-Hülshoff gehört zu den besten deutschen Dichterinnen. Ihre geistlichen Lieder sind in weite Kreise gedrungen und das beste, was ihre in Ernst und auch im Scherz sich ergebende ziemlich fruchtbare Muse sonst hervorgebracht, hat schon lange in allen

poetischen Sammlungen seinen festen Platz und zu den Gebildeten seinen Weg gefunden. Eine Gesamtausgabe ihrer Dichtungen fehlte bisher. Sie liegt jetzt in drei hübsch gedruckten Bänden vor, von denen der erste die „Lyrischen Gedichte“, der zweite „Das geistliche Jahr“ und die „Geistlichen Gedichte“, das letzte „Erzählende Gedichte und Schriften in Prosa“ enthält. Der Herausgeber der Ausgabe ist Levin Schüding, der langjährige treue Freund der verstorbenen Dichterin, deren sorgsam ausgeführtes Lebensbild von derselben Freundeshand dem ersten Bande vorangestellt ist. Der Grundzug von Annettens dichterischer Persönlichkeit ist nicht Jedermann ansprechend. Ihre Dichtung ist ein Nachhalt der Romantik, deren Ernst und Scherz, deren Sentimentalität und Sinnlichkeit, deren religiöse und politische Gesinnungen und Stimmungen nicht mehr die unserigen sind. Wenn daher in den Gedichten der Droste nicht auch noch außerdem so viel wahres Gefühl und nicht menschliches Empfinden vorhanden wäre, so würden dieselben kaum noch auf viel Theilnahme rechnen dürfen. So aber kann ihnen eine solche wohl auch noch in Zukunft beschieden sein.

H. C.

Unser Vaterland, in Wort und Bild geschildert. Stuttgart, Gebrüder Kröner. — Von diesem schönen Unternehmen, das in einer Serie von Bänden alle Theile unseres Vaterlandes in Bild und Wort schildern soll, liegt ein weiterer Band vollendet vor. Steiermark und Kärnten umfassend, der gleich dem ersten Bande, Tirol, des besten Lobes werth ist. Wir werden hier in Gegenden eingeführt, die unseren Sommerreisenden noch wenig bekannt sind, die aber doch in Folge der neueröffneten Verkehrswege leichter zugänglich geworden sind und sicher eine Zukunft als Ziele der Wanderung haben; eben das vorliegende Werk mag gleichfalls das Seinige dazu beitragen, die Lust nach persönlicher Bekanntschaft mit den Reizen eines Landes zu machen, dessen Hochthäler und Gletscher, Walddyhlen und einsame Seen, Felswände und Wasserstürze, Schlösser und Klöster, Städte und Gehöfte, hier von guten Künstlern und guten Schriftstellern zum erstenmal in so umfassender Weise geschildert sind. Man wird hier ein Land finden, das, wenn auch das eigentliche Hochgebirge weniger entwickelt ist als in der Schweiz und Tirol, doch an eindrucksvollem Wechsel der Scenerie sich mit jenen Ländern messen kann, das besonders reich ist an malerischen Ueberbleibseln vergangener Culturen, und dessen Berge noch jetzt auf ein unverfälschtes und gut deutsches Volksthum herabsehen, mit dem es eine Freude ist, nähere Bekanntschaft zu machen. Von dem Texte eines solchen Werkes verlangt man natürlich weder die praktischen Eigenschaften eines Reisehandbuchs, noch die Vollständigkeit einer wissenschaftlichen Beschreibung. Es genügt ein Führer, der Land und Leute kennt, am besten ein fahrender Poet, der dem Mitwanderer das Wissenswürdigste vorplaudert, der gleichsam die Pausen von einem Bilde zum anderen angenehm ausfüllt. In dieser Weise ist durchaus der Text behandelt, und für die grüne Steiermark hat ja kein berufenerer Mitarbeiter gewonnen werden können, als Boffeger, dieser treuherzige, vertraute Kenner von Land und Leuten seiner Heimath. Nicht minder ist die Ausführung des bildlichen Schmuckes in den besten Händen, und gerne sieht man, daß H. Pittners anmuthigem Griffel auch hier der größte Antheil zugefallen ist. In Tirol und Steiermark haben sich zwar Etliche über die Freiheiten beschwert, welche bei Wiedergabe der Reize ihrer Kirchspiele die Phantasie dieses Künstlers sich erlaubt habe. Allein, wenn auch bisweilen der Contour eines Gebirgszugs allzufrei gezogen, das Dach eines Kirch-

thurins nicht ganz correct wiedergegeben ist, so muß man doch im Allgemeinen die ungemein glückliche Art anerkennen, wie hier die Bedute durch eine freiere Behandlung, insbesondere durch reizend erfundene Vorgründe, zum Kunstwerk erhoben ist. Der Zeichner giebt freie Zuthat, aber diese ist im Stile der wirklichen Handschrift erfunden. In den kleineren, oft nur skizzenhaften Bildern zeigt sich das liebenswürdige Talent des Künstlers fast noch mehr als in den größeren. Die Thierstücke und Volksscenen sind gleichfalls in bewährten Künstlerhänden, und die Ausführung in Holzschnitt ist so, wie man sie von der Closs'schen Kunstanstalt in Stuttgart erwarten darf. Der nächste Band wird das bayerische Gebirge und das Salzkammergut bringen, womit dann die Serie der deutschen Alpen abgeschlossen sein wird. Aber auch für die folgenden Serien sind die Vorbereitungen der Verlagshandlung bereits in gutem Zuge. Es wird einst eine Freude sein, an der Hand dieses Prachtwerkes alle Theile unseres Vaterlandes genießend zu durchwandern.

Stammbuch des Studenten. W. Spemann, Stuttgart. — Mit großem Vergnügen wird jeder ehemalige Student in dieser Blumenlese blättern, die ein gelehrter Sammler mit Geschmack zusammengestellt hat. Es war ein guter Gedanke, aus den Literaturen aller Culturvölker interessante Stellen, größere und kleinere, auszuheben, die auf das akademische Studium und das Studentenleben alter und neuer Zeit Bezug haben, und so gleichsam die urkundlichen Belegstellen für eine culturgeschichtliche Behandlung des Gegenstandes aneinander zu reihen. Poesie und Prosa, Heiteres und Ernstes ist herangezogen. Auf Vollständigkeit ist es natürlich nicht abgesehen, die Auswahl ist aber vielseitig, und man wird manche entlegene Notiz, manches treffende Wort finden, das aus der Verborgenheit gezogen ist, so daß auch der Liebhaber der Literatur daran seine Freude haben wird. Aehnlich bearbeitete „culturhistorische Stammbücher“, für die übrigens das treffliche „Poststammbuch“ das Vorbild gewesen ist, sind in gleichem Verlag auch für den Arzt, den Lehrer, den Pfarrer, den Juristen erschienen, wie sie denn nach und nach alle höheren Berufsclassen umfassen sollen.

Post und Telegraphie im Weltverkehr. Eine Skizze von Geh. Oberpostrath Dr. P. D. Fischer. Berlin, Ferd. Dümmler. 1879. — Eine Umschau auf dem gesammten Gebiet des Verkehrs wesens, aus der man mannichfaltige Belehrung schöpft. Der erste Abschnitt, der von den Mitteln und Wegen handelt, ist reich an culturgeschichtlichen Notizen und führt die Entwicklung des Verkehrs wesens vom geplagten Fußboten bis zu der Luftpost und den unterirdischen Telegraphenleitungen in raschen Zügen vor dem Leser vorüber. Der zweite Abschnitt handelt von der Organisation der beiden großen Verkehrsmittel unserer Zeit, und der dritte giebt eine Uebersicht über ihre Leistungen in Krieg und Frieden, wobei das statistische Material zu einer recht anziehenden Darstellung abgerundet ist. Man erhält einen deutlichen Begriff von dem unermesslichen Aufschwung und unermesslichen Werth dieser culturfördernden, die ganze Erde umspannenden Einrichtungen.

Fr. Latendorf, Zur Erinnerung an Fritz Reuter. Pösnick, C. Latendorf. 1879. — Eine Sammlung von allerlei Reuteriana. Vorausgeschickt sind etliche poetische Reliquien, patriotische Verse für Schleswig-Holstein und zur Körner-

feier von 1863. Ihnen folgt eine Anzahl Aufsätze, die den Dichter und seine Werke zum Mittelpunkt haben, so über eine englische Uebersetzung der Franzosentid, über den Reuter-Vorleser Karl Kräpelin, Biographisches, sprachliche Miscellen und dergleichen. Den Mittheilungen über Reuters Vorfahren ist zu entnehmen, daß das Geschlecht auf einen Johann Friedrich Reuter zurückgeht, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Cantor zu Briegwall in der Priegnitz war, und daß einer Tradition der Familie zufolge dieser Ahnherr in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Protestant aus dem Salzburgischen vertrieben, nach mancherlei Irrfahrten als gefangeskundiger Gebirgssohn jene Anstellung in Briegwall gefunden haben soll. Den Freunden des Dichters sei bei diesem Anlaß zu wissen gethan, daß diese Blätter demnächst eine Mittheilung über eine wenig bekannte Episode im Leben des Dichters, über seinen kurzen Aufenthalt an der Universität Tübingen, bringen werden.

Seegesichten. Kleine Dichtungen von Heinrich Kruse. Stuttgart, J. G. Cotta. 1880. — Vom gewohnten Rothurn herabgestiegen, bietet der Dichter hier eine Sammlung behaglich vorgetragener Schwänke und Idyllen aus dem Seemannsleben unserer nordischen Küsten. Es ist echte Seelust in diesen gut erfundenen und gut erzählten Bildern; man findet sich mit Behagen unter dem derben, treuherzigen, tüchtigen, inmitten schwerer Arbeit zu allerlei Streichen aufgelegten Volke. Es geht nicht eben gar fein in dieser Gesellschaft wetterfester Matrosen und grüner Schiffsjungen zu, aber es ist gesunde Natur darin, und die wohlgebildeten Hexameter, deren Fluß an den Schlag der Wellen, an die Hebung und Senkung des Fahrzeugs erinnert, runden diese Schiffsmären zu kleinen Kunstwerken ab, die den Freunden der Poesie und des Humors willkommen sein werden. L.

### Notiz.

Soeben wird von der Teplerschen theologischen Gesellschaft zu Haarlem das Programm ausgegeben. Diese Gesellschaft setzt Preise aus für Abhandlungen, die zwischen einer liberalen Theologie und den angrenzenden Wissenschaften der Ethik, Socialistik u. s. w. eine nützliche Verbindung herstellen wollen. So war zuletzt die Frage gestellt: „Wie soll man, mit Rücksicht auf den heutigen Streit unter den Staatsökonomen, über das gegenseitige Verhältniß des Staats und der Gesellschaft nach den Grundsätzen der christlichen Sittenlehre urtheilen?“ Der Preis ist jetzt nach etwa anderthalb Jahren dem Gymnasialdirector Dr. Hollenberg in Saarbrücken zuerkannt worden. Interessant ist, daß überhaupt viele Deutsche sich bei dem Wettkampf betheiligen, wie denn vor einigen Jahren noch ein Deutscher, Prediger Happel, ein sehr schönes Werk: „über die Anlage des Menschen zur Religion“ geliefert hat. Leider werden diese Schriften, die in den Verhandlungen der Gesellschaft gedruckt werden, in Deutschland wenig verbreitet. Es ist für das nächste Jahr die Preisfrage gestellt: „Im Hinblick auf Ed. von Hartmanns Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins wünscht die Gesellschaft eine Abhandlung über den Pessimismus und die Sittenlehre.“ Also wieder eine Frage, die vorzugsweise auf Deutschland gemünzt ist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 18. December 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

## Ueber die Bedeutung der Vervielfältigungen der Bilder Raphaels.

Es giebt in der Culturgeschichte Ereignisse, die man, so geräuschlos sie sich auch vollziehen, epochemachend nennen muß, weil sie der Ausdruck eines durch die drängende Macht der Zeitverhältnisse erregten, von der Gesamtheit der Gebildeten heimlich gefühlten, wenn auch seinem Gegenstande nach nur von Wenigen erkannten und ausgesprochenen Wunsches sind. Wenn ich hier nicht anstehe, die durch die Arnoldsche Kunsthandlung in Dresden dort veranstaltete und am 19. October dieses Jahres geschlossene Raphael-Ausstellung, die erste, die in Deutschland zu sehen gewesen ist, als ein solches Ereigniß zu bezeichnen, so habe ich neben dem hohen Range, welchen die Kunstgeschichte den Werken des Urbinaten anweist, für diese Behauptung zwei hauptsächlich Argumente. Das erste ist enthalten in der Bedeutung, die eine Zusammenstellung von Nachbildungen Raphaelischer Studien für unsere jetzigen bildenden Künstler hat, eine Bedeutung, die durch einen wohl merkwürdig zu nennenden Umstand noch erhöht wird. Raphael ist nämlich der einzige große Meister des sogenannten Cinquecento, dessen Stil und dessen Methode, zu arbeiten, keinen eigentlichen, bedeutenden Nachahmer gefunden haben. Von einer besonderen Schule Raphaels kann, ungeachtet seiner vielen Gehülfen, nur für wenige Jahre nach des Meisters Tode, bis zur Eroberung Roms durch Bourbon (1527) die Rede sein. Der Einfluß Raphaelischen Geistes auf die Werke vieler namhaften Künstler, von Poussin, Correggio und den Eklektikern an bis auf Thorwaldsen ist zwar unleugbar, aber eine traditionelle und systematische Nachbildung der Manier und der Technik des Meisters durch eine geschlossene Gruppe von Malern hat es nicht gegeben, im entschiedensten Gegensatze zu dem Schicksal der Kunstweise Michelangelos, dessen Stil durch eine Unzahl von Schülern und Nachahmern in der extravagantesten Weise und bis zur Verzerrung fortgebildet worden ist. Ein Arbeiten nach der Methode Raphaels, insofern diese nach erhaltenen Studienblättern im Zusammenhange noch festgestellt werden könnte, wäre also ein Experiment, dessen

Resultate für die Kunst bis auf den heutigen Tag noch nicht eingeholt worden sind.

Eine zweite Begründung für die Wichtigkeit jener Ausstellung finde ich jedoch in der erfreulichen Aussicht auf den Geist und Geschmack veredelnden Einfluß, den die mannichfache und gute Art von leicht zu erwerbenden Vielfältigkeiten der Werke des großen Meisters zweifellos auf die mitlebende und kommende Generation ausüben wird, und gerade für einen Blick auf diese gewiß anziehende Perspective möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nehmen.

Hier erscheint es jedoch in Vorbereitung auf das Folgende und in gerechter Würdigung des Verdienstes des Unternehmers der Ausstellung, Herrn Gutbiers, Inhabers der Arnoldschen Hofkunsthandlung, angemessen, wenigstens einen kurzen Ueberblick über das durch die Ausstellung Gebotene zu geben. Unter 1376 Nummern, die in dem von Herrn Gutbier nach der Aulandschen Anordnung der Raphael-Ausstellung zu Windsor gearbeiteten Kataloge in Gruppen geordnet waren, befanden sich ältere Copien, von denen die hochinteressante der Transfiguration von Poussin und die der heiligen Cäcilie von Giulio Romano erwähnt seien, neue Copien von Zhlén, Grosse, Hoffmann, Krafft; Aquarellen von Kückler, Weinhold und Kaiser; Kreidezeichnungen, Reproduktionen aller Art und von den besten Kräften der nachbildenden Kunst; Kupferstiche von Marcanton, von Dorigny, von Raphael Morghen, Volpato, Desnoyers, Biot, J. Müller, Keller und vielen Anderen; Photographien nach Originalen, Cartons, Entwürfen und Studien, und aus diesen zuletzt genannten Kategorien auch eine ziemliche Anzahl, die mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit von Raphael selbst herrühren, darunter eine besonders bewunderungswürdige Zeichnung zum Kindermord. Fürstliche Personen, Directionen von Kunstsammlungen, Künstler, Kunstgelehrte und Kunstfreunde hatten in schönem Wettstreit der Ausstellung fördernde Theilnahme angedeihen lassen. Nicht nur aus Deutschland, auch vom Auslande, aus Oesterreich, Italien, England und Schweden waren zahlreiche und werthvolle Beiträge eingegangen. Das letztgenannte Land hatte eine Darstellung der lieblichen Madonna di Loreto (Oelgemälde auf Holz) geliefert, die von bewährten Kennern für das lange Zeit verloren geglaubte Original gehalten wird. Ueber das Verdienst, das der Aufwand von Mühe und Kosten, den eine solche Collection bedingt, für sich in Anspruch nimmt, über die Angemessenheit des Arrangements, haben viele inländische und ausländische Blätter sich übereinstimmend mit höchster Anerkennung ausgesprochen. Es genügt hier, darauf hinzuweisen. Jetzt, nachdem die Ausstellung geschlossen ist, nachdem der günstige Cassenerfolg der durch das Entrée für die Ausstellung erzielten Einnahme, die einem wohlthätigen Zweck bestimmt war, die lebhafteste Theilnahme

der Gebildeten, besonders des kunstsinigen Dresdner Publicums, deutlich be- kundet hat, jetzt kann die Erinnerung an alles, was dort zu sehen und an- zuerkennen war, die froheste Hoffnung für die Zukunft erwecken. Konnte doch dem wahren Freunde des Schönen, der gewiß nur ungern diese Ausstellung verließ, durch die unmittelbar hervorgerufenen Aeußerungen der Ueberraschung und des Entzückens vieler anderer Besucher über diesen großen Schatz der herrlichsten und heitersten Formen der eigene Genuß nur noch bewußter und unvergeßlicher gemacht werden; konnte er doch die klare und willkommene Erkenntniß mit hinwegnehmen, daß die Meisterwerke der Renaissance heute nicht mehr wie in früheren Jahrzehnten der schwer zu erreichende Gegenstand einer unwiderstehlichen Sehnsucht gleich den goldenen, aber verjüngenden Äpfeln der Hesperiden sind. Die Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts, dieser alles bezwingende Hercules, hat sie uns in den mannichfachsten und gediegensten Reproductionen näher gebracht, und ermöglicht es jedem, auch dem wenig Bemittelten und von den Sorgen des Tages in Anspruch Genommenen, jene die Seele des andächtigen Bewunderers verjüngende Macht ihrer eigenen ewigen Jugend zu erfahren.

Die Behauptung an dieser Stelle, daß von den Werken aller großen Meister des Cinquecentos diejenigen Raphaels die meiste Berechtigung zur Vervielfältigung in sich tragen, enthält im Hinblick auf die Glorie des Ruh- mes, die den Namen dieses Künstlers umstrahlt, gewiß nichts Neues oder Paradoxes. Wenn aber gleich der Satz hinzugefügt wird, daß erst eine Ueber- sicht über die gesammte Thätigkeit Raphaels die Kenntniß seiner einzelnen Werke recht fruchtbringend machen wird, so kann hierüber noch immer mit neuen, mehr oder weniger trivialen Gründen discutirt werden. Was war denn eigentlich von den Gemälden Raphael Santis in weiteren Kreisen unse- rer Nation gut bekannt? Einige der berühmtesten Madonnen sind in Kupfer- stichen, besonders nach Desnoyerss Griffel, öfters anzutreffen gewesen. Die großartigsten und eigenthümlichsten Schöpfungen Raphaels aber, die Fresken des Vaticanus und der Farnesina waren nur wenig Auserwählten gut bekannt, und erst die allerneueste Zeit bringt Nachbildungen davon in den Schaufenstern unserer Kunsthandlungen. Wie falsch die vulgäre Meinung über die Indivi- dualität und die Schöpfungen des Meisters von Urbino lange Zeit gewesen ist, das zeigt zur Genüge die Thatsache, daß in den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts noch eine ziemliche Anzahl von Malern, aus Jün- gern des Nazarenenthums bestehend, es für genügend hielt, sich die Haare lang wachsen zu lassen und katholisch zu werden, um Raphaelische Visionen zu haben und diese dann mit aller Bequemlichkeit abconterfeien zu können. Sie hätten sich nicht getäuscht, wäre ihr Vorbild nur ein geschickter Kirchen- decorator, ein Lucafapresto im höheren romantischen Stile gewesen. Was



jedoch den Genius des Urbinate so wunderbar, was seine Bedeutung für alle Zeiten und vornehmlich für die jetzige so groß macht, das ist der freie, sittliche Geist, der aus der ganzen Reihe seiner Schöpfungen hervorleuchtet, das ebenso besonnene wie kühne Streben, alle künstlerischen Errungenschaften der Vorzeit, alle Vorzüge rivalisirender Zeitgenossen in sich selbst zu vereinigen, zu verarbeiten, und mit voller Originalität wieder zu entfalten zu immer vollendeterer Wiedergabe der Gedanken, welche das Zeitalter und das eigene große Herz des Künstlers bewegten. Raphael hat gelernt von Perugino, von der Antike, von Fra Bartolomeo, von den Gemälden des Masaccio, von Lionardo und zuletzt von Michelangelo, und alle Erfolge seines heldenhaften und genievollen Ringens ließen sich, gleichsam in einem dialectischen Proceß, wie eben so viel neu entdeckte Wahrheiten an der Darstellung einer chronologisch geordneten Reihe seiner Werke unschwer erkennen, wenn auch jedes einzelne ohne Mühe entstanden zu sein scheint. Einzig steht der große Meister von Urbino in dieser Beziehung da in der gesammten Kunstgeschichte, und nur der Genius Beethovens, der in seiner sich stetig vergrößernden Kraft immer kühnere Probleme seiner Kunst zu lösen sucht, bietet etwas Analoges. Auf dieser Eigenschaft beruht zum Theil jener Zauber des Frühlingsartigen, Verheißungsvollen, den dieses Malers Bilder ausüben. Wie er sich seines ganzen Strebens bewußt war, wie er jede Anerkennung seiner Mitlebenden noch zu überbieten trachtete, lebte und schuf er mit immer sich verjüngender Liebe für die Besten seiner Zeit und so für alle Zeiten. Michelangelo greift widerwillig zum Pinsel und trotz seiner riesenhaften Schöpferkraft die gewaltigen Figuren der sixtinischen Capelle ab, die auf das Pygmäengeschlecht der Neuzeit herabzürnen. Es kann zwar von allen Einzelheiten gerade dieser Schöpfung des großen Buonarroti Aehnliches in Bezug auf ihre Popularisirung gelten wie von denen Raphaels, aber das Verständniß der durch diese ganze Composition ausgeprägten grandiosen Idee, welches durch die das Ganze umfassende, mit Farben gleichsam in die Luft errichtete Architektur bedingt wird, kann keine Nachbildung ermöglichen.

In diesem wie in fast allen seinen Hauptwerken, in den Grabdenkmälern von San Lorenzo und von San Pietro in Vinculis, ja sogar im jüngsten Gericht weist der Genius Michelangelos auf die Vergangenheit zurück, giebt er den Abschluß einer großen Periode, nicht einer kunstgeschichtlichen, sondern in symbolischer Weise einer weltgeschichtlichen. Die erhabene Elegie, die tiefe, aber von Hoheit und sittlicher Grazie gemilderte Tragik, die aus seinen titanenhaften Figuren zu reden scheint, muthet den Beschauer mit der geheimnißvollen Wehmuth eines herrlichen Sonnenunterganges an. Aber aus Raphaels Wirten weht Morgenluft einer neuen Zeit, seine Schöpfungen sind nicht nur durch das stetige Wachsen der Kraft ihres Schöpfers, durch jenes

eigenthümliche Crescendo in ihrer Reihenfolge, sondern auch in Bezug auf die Ideen, die sie ausdrücken, ein Sonnenaufgang. Raphaels Bilder sind verkündende Boten des modernen Geistes, und er selbst der wahrste und echteste Meister der Renaissance.

Humanistische Ideen waren es, Ideen, die seit Papst Nicolaus V. in der Curie ihre Förderung und Pflege, die durch Raphael in Kunstwerken ihre Verherrlichung fanden. Es waren die Ideen der Zeit, in welcher von den vernichtenden Sichelhieben des Osmanenthums das griechische Kaiserthum einer reifen Garbe gleich gefallen war, und bei dieser Gelegenheit die letzten Körner hellenischen Wissens und Denkens auf den fruchtbaren Boden Italiens geflogen waren, eine Zeit, in der die Geister erwachten, und von welcher Hutten schrieb, daß es eine Lust sei, in ihr zu leben. Wenn nun auch Florenz und den Medicäern das Verdienst der Initiative für die Renaissance der Wissenschaften und Künste gebührt, in Rom erlebte diese ihre holdeste Blüthe unter dem gewaltigen Julius, dem Pontifex im Harnisch, dem Feldherrn mit der dreifachen Krone; eine Blume allerdings, die in den Wettern der heranstürmenden Reformation sehr bald verblühte. Zwar prangte sie noch unter Leo X., dem über Gebühr gepriesenen Medicäer, aber der Genius Michelangelos ahnte Nichtiges, als er in dem großartigen Plane zum Grabdenkmal dieses Giulio, der wie Salomo die Geister zu bannen und zu sättigen verstand, die Künste und Wissenschaften als sterbende Jünglinge darstellte, und als bald nach dieses Künstlers eigenem Tode Paul IV. dem jüngsten Bericht desselben von Daniel da Volterra Hosen machen ließ, ein Fabrikat, dem bald das des famosen Index folgte — da war es gründlich aus mit dem freien, auf große Schöpfungen und humane Zwecke gerichteten Sinne am vaticanischen Hofe. Kurze Zeit währen die Feste, welche die Götter des Glückes und der Schönheit auf Erden feiern, und wie die perikleische von Athen, so war auch die Glanzzeit des päpstlichen Roms bald dahin. Sie hat nur etwa 37 Jahre gedauert, so viel Jahre, als Raphael Santi gelebt hat.

Darin nun, daß es humanistische Ideen sind, die in Raphaels Bildern zur Geltung kommen, daß ihr geistiger Inhalt kein specifisch kirchlicher, sondern ein rein menschlicher ist, darin liegt hauptsächlich für die Jetztzeit der hohe Werth der Bervielfältigungen derselben. Raphaels neuester französischer Biograph Rio, der auf dem rigorös kirchlichen Standpunkte steht und die Malerei als ancilla theologiae behandelt, macht es dem Urbinaten neben seiner Vorliebe für das Antike, Heidnische zum Vorwurf, daß er in seinen religiösen Tableaux an die Stelle des Göttlichen und der Andacht so häufig das menschlich Rührende setzt. Es sei nicht behauptet, daß Raphael ein Rationalist oder Skeptiker im neueren Stil und kein gläubiger Sohn seiner Kirche gewesen ist. Das kann er im Sinne eines Bembo, Castiglione oder

Urist wohl gewesen sein. Da wo die Verherrlichung des katholischen Glaubens der besondere Vorwurf seines Schaffens ist, wie im Wunder der Messe von Bolsena, da ist diese Idee mit einer Wahrheit und Innigkeit des Ausdruckes, und mit einer Sorgfalt und Liebe in der Ausführung wieder gegeben, wie kaum eine andere in einer seiner übrigen Schöpfungen.

Daß bei ihm sich nichts Byzantinisches findet, daß man vor seinen Bildern sich nicht auf dem Schindanger befindet, wie es Goethe bedauert von denen Guercinos und Guido Renis, welche Meister arbeiteten, als die Kunstpflege unter Sixtus V. im Dienste der restaurirten mittelalterlichen Kirchlichkeit wieder Sitte geworden war, das ist begründet in der eingeborenen Grazie seines Geschmacks und in dem heiteren Sinne seiner Zeit, aber der Triumph der Universalität seines Geistes ist es, daß er in den traditionellen Formen seiner Culturepoche ewige Wahrheiten giebt, die keinem confessionellen Bedenken unterworfen sind. Es ließe sich dies an vielen seiner Werke, deren Gegenstand der heiligen Geschichte entnommen ist, z. B. auch an den Teppichen beweisen, es kann aber hier genügen, wenn der Versuch, dies klar zu machen, an einzelnen seiner charakteristischsten Gemälde gemacht wird. Wohl ist die Dresdener Madonna di San Sisto mehr als eine Kirchenfahne des Klosters zu Piacenza, aber wie sie das, was sie für die gläubige Gemeinde ausdrücken soll, in vollkommenster Weise wiedergiebt, so leuchtet auch für den religiös Indifferenten aus diesem Bilde die hohe Wahrheit hernieder, daß das Kunstschöne wesentlich Erscheinung ist. Raphael malt nicht nur die himmlische Erscheinung, er malt auch den in staunendes Entzücken versunkenen Zuschauer. In unnahbarer Hoheit schwebt die Göttliche herab, nicht einen Strahl ihres Auges vermag das unsere aufzufangen, nicht unsere Bewunderung herauszufordern, unser Wohlgefallen uns abzuschmeicheln, ist sie da. Nur dem, der im Festgewande geistiger Sammlung, losgelöst von allen banalen Leidenschaften und Sorgen dem Kunstschönen sich naht, wie hier St. Sixtus der Himmelskönigin, dem offenbart es das die ganze Seele mit Frieden und Glück erfüllende Geheimniß seines Daseins. Die herabblickende, wie zu andächtiger Beschauung auffordernde heilige Barbara, wie die in seligster Kindesruhe hinausschauenden beiden Engelsköpfe, alles trägt zu diesem Eindrucke bei. In dem dämonisch schönen Kinde jedoch, das Maria trägt, kann der Mensch gewordene Logos dargestellt scheinen, wie es zweifellos die Intention des Malers war, und zugleich auch der Gedanke, dessen Trägerin die Schönheit; die Wahrheit, deren ewig jungfräuliche Mutter die Kunst ist. Kein Professor der Aesthetik, der es uns klar machen will, daß die Schönheit erscheinende Idee ist, vermag dies so eindringlich und ad oculos wie dieses Bild.

Wenn aber das Schöne zu uns herniedersteigt, so zieht uns das Erhabene, indem es uns zugleich erschüttert und erhebt, zu sich empor. Darüber

belehrt uns am besten Raphaels Transfiguration. Zwei Gruppen, von denen die eine die ganze Scala menschlicher Affecte, hilflos flehende Bitte, Rathlosigkeit, Ekel, Entsetzen, ja völligen Wahnsinn in malerisch anmuthig geordneten Figuren giebt, während ganz davon getrennt in der zweiten der Verklärte über einem Berge schwebt, scheinen dem oberflächlichen Blicke ohne wesentlichen Bezug auf einander zu sein. Man hat diese Zweierheit der Handlung getadelt und zu rechtfertigen versucht. Aber schon der Gedanke, die beiden im Evangelium ohne Bezug auf einander von der Verklärung Christi und der Heilung des Besessenen gegebenen Erzählungen in einem Acte zusammenzufassen, war der Glückswurf des Genies. Gerade im Contraste des Besessenen und Verklärten liegt die Einheit und der wahrhaft magnetische Zauber dieses Bildes. Eben weil diese beiden Figuren keinen bestimmten Bezug auf einander zu haben scheinen, erwecken sie um so stärker den Gedanken an die furchtbare Kluft zwischen dem tiefsten menschlichen Elende und der mit voller Glückseligkeit gepaarten höchsten geistigen Freiheit, als welche Vorstellung es nichts die Seele Erschütternderes geben kann, aber zugleich bewegen doch beide Gestalten unser Gefühl in ein und derselben Weise, und darin liegt ihr Zusammenhang. Während der Besessene durch den drastischen, aber keineswegs widerwärtigen Ausdruck seines Unglücks unser Mitleid erweckt, sehen wir am Antlitze des Verklärten die malerische Wiedergabe dieser schönen menschlichen Empfindung. In ihm haben wir den Ausdruck himmlischen Erbarmens, der durch die Geste der wie liebend ausgebreiteten Arme noch erhöht wird, vor Augen. Mit der Wahrnehmung dieses inneren Zusammenhanges wird aber auch der thatsächliche klar, vermittelt durch die wie unwillkürlich in schönster Symmetrie nach oben deutende untere Gruppe. In der hierdurch angeedeuteten Hoffnung auf die Hilfe für das dargestellte Leiden fühlen wir uns auch freudig erhoben. Kein Bedenken über das Moment des Uebernatürlichen in der Form der Darstellung kann dem modernen Menschen diesen auf rein menschlichen Voraussetzungen beruhenden Eindruck weniger fühlbar machen. Jeder Unbefangene wird sich gestehen, daß hier nicht nur ein erhabenes Gemälde, sondern ein wahres Bild des Erhabenen gegeben ist.

Wenn nun in unserem Zeitalter dem, was hier über die in diesen beiden Bildern enthaltenen Ideen gesagt wurde, von vorurtheilsfreien Stimmen seiner Tendenz nach wohl nicht widersprochen werden wird, so finden sich doch auch bei Raphael, wie bei allen schöpferischen Kräften vom ersten Range, Werke, deren vollständige Würdigung erst der spätesten Zukunft aufgespart bleibt. Der erschlossene Sinn ihres Urhebers wählt aus den ihn umgebenden Erscheinungen solche zu Objecten seiner Thätigkeit heraus, deren hohe Bedeutung für die Nachwelt den scharfsinnigsten Köpfen unter Zeitgenossen

und Spätergeborenen verborgen bleibt. Ein derartiges Werk ist Raphaels heilige Cäcilie in der Academie zu Bologna.

Wir finden in der Gründung und Pflege dessen, was in Rom auch schon vor Palestrina in den Musikaufführungen der fixtinischen Capelle gegeben war, den Anfang dessen, was wir heute unsere classische Musik nennen. Es waren vornehmlich niederländische Musiker, die unter dem musikliebenden Leo X. Kirchenconcerte in Rom veranstalteten, deren Genuß und Verständniß damals jedoch nur wenig Auserwählten, zu denen jedenfalls Raphael Santi gehörte, vergönnt war. Wenn jetzt der unsichtbare Genius der welterobernden Klänge Haydns, Mozarts und Beethovens sich dem Anblicke enthüllte, so würde er uns erscheinen wie Raphaels Sancta Cäcilia in dieser überirdischen Schönheit und Hoheit und in dieser seligen und ruhigen Heiterkeit himmlischen Offenbarungen lauschend, eine Personification, die gewiß jetzt jeder Musikfreund gerne gelten lassen wird, und deren Voraussetzung, die eigenthümliche Magie des hier erwähnten Ausdrucks in der Figur der heiligen Cäcilie, auch schon oft und in früheren Zeiten empfunden ist. Den Maler Francesco Francia läßt die Sage vor dieser Figur an seiner eigenen Kunst verzweifeln, und Correggio hat vor ihr das „anch' io sono pittore“ ausgerufen, zur Kennzeichnung dafür, daß in ihr ein ganz besonderer Triumph der Malerei im Wettstreit mit anderen Künsten erreicht ist. Aber noch einem so poetisch empfindenden und geistreichen Kenner wie Gaudy erscheint die Idee des ganzen Bildes verschlossen, indem er die Nothwendigkeit der vier Nebenfiguren und ihr Zugehören zur heiligen Cäcilie bestreitet. Dasselbe that auch Quatremère de Quincy bei Besprechung dieses Gemäldes. Aber Raphael will nicht nur das hohe Glück poetischer Eingebung, das die architectonischen Künste in gleicher Weise wie die musischen verleihen, personificiren, ihm gilt es, die ganze Macht der innerlichsten aller Künste und ihren univervellen Charakter vor die Augen zu führen, und so zeigt er uns diese Macht, wie an vier verschiedenen Temperamenten, an jenen vier Figuren, an St. Johann als an einem Jünglinge, der in schwärmerischem Entzücken den Engelsmelodien lauschend Cäcilien anblickt, an der herrlichen Männergestalt St. Pauls, der in energischer Haltung und, wie um sich zu kühnstem Entschlusse begeistern zu lassen, in den Zauber der Töne sich versenkend mit dem Schwerte dasteht, an St. Petronius als an einem in klarem und tiefem aber ruhigem Erfassen beglückten Greise, der mit sichtlichem Wohlgefallen den Ausdruck der Potenzirung seiner eigenen Empfindung in den Mienen St. Johannis wiederfindet, und an der Magdalene, als einem jungen Weibe, das lebhaft aus dem Bilde auf den Zuschauer herausblickt, als wollte es auch diesen aufmerksam machen auf die Handlung, welche die Figuren in demselben bewegt. Daß es aber nicht die Form der

Musik, sondern der Geist ist, dessen Eindruck hier zur Erscheinung kommt, das symbolisiren auch heute noch am einfachsten die oben musizirenden Engel, sowie das durch die Handlung motivirte Herabfallen der Pfeifen aus der Orgel in Cäciliens Händen und die am Boden zerbrochen liegenden Instrumente.

Wenn nun durch diese und andere Oelgemälde die raphaelische Kunst im engsten Rahmen den vollständigen malerischen Ausdruck erhabener Wahrheiten giebt, so ist es doch noch interessanter und lohnender, wie sie dasselbe in großen figurenreichen Frescomalereien, besonders in denen der sogenannten Stanzen des Vaticanus leistet, und wie die größte Mannichfaltigkeit aller Einzelheiten den harmonischen Eindruck des von einem großen Gedanken beherrschten Ganzen noch verstärkt. In dieser Beziehung ist keine Freske Raphaels lehrreicher als die sogenannte Schule von Athen in der Stanza della Segnatura des Vaticanus. Die Krone alles menschlichen Vermögens, das Glück wissenschaftlichen Strebens ist es, was uns dieses Bild vergegenwärtigen will. Von höchster Bedeutung für den Ausdruck dieses Gedankens, der glücklichste Fund des Genies, ist hier die Architektur des Hintergrundes, jene herrliche Kuppelhalle, würdig, von Bramante erfunden zu sein, welche alle diese Philosophen, diese eifrig Lernenden und Lehrenden umfaßt, und die, indem sie durch sich selbst ein großartiges monumentales Zeugniß menschlichen Denkens uns vor die Augen stellt, jene heiligen Hallen eröffnet, in denen unsere Einbildungskraft gern die würdigsten Vertreter höchsten menschlichen Erkennens sucht. Und wie die beiden Hauptvertreter der zweifachen Tendenz alles geistigen Forschens, der idealistischen und realistischen entsprechend, als Plato und Aristoteles in der Mitte des Bildes sich gegenüber gestellt sind, so scheidet sich auch die Gesamtheit aller aus Männern, Greisen und anmuthigen Jünglingen bestehenden Figuren in zwei Hauptgruppen, von denen die rechts auf der Seite des Aristoteles die Anhänger der mehr exacten, die links auf Platos Seite die der mehr theoretischen Disciplinen enthält, eine Anordnung, die mit der Symmetrie der Architektur harmonisch ist. Aus den Gesichtern und Stellungen aller dieser Gestalten, die in den reizendsten Contrasten von Ruhe und Bewegung gruppirt erscheinen, strahlt aber eine und dieselbe Empfindung, von A. Springer treffend bezeichnet als „die Seligkeit des Erkennens und das Glück, höheren Wissensgraden entgegengeführt zu werden“. Gleichgiltig sind die Namen, die man den einzelnen Figuren und Gruppen (Gruppe des Pythagoras, des Archimedes u. s. w.) gegeben hat. Diese sind nur von Werth für die Orientirung in das Ganze. Ideale Typen sind es, die Raphael in der Schule von Athen für die verschiedensten Arten wissenschaftlichen Forschens mit glücklichster und feinsten Charakteristik giebt, und es fehlt keine wesent-

liche. So ist der geistreiche, philosophische Sonderling durch den auf den Stufen der Estrade gelagerten Diogenes charakterisirt, und die neben ihm hinaufeilende Jünglingsfigur deutet auf ihn zurück, als auf eine in diesem Kreise nicht zu übersehende Erscheinung. Den Abschluß aber für die Wiedergabe der in dieser Schöpfung zur Erscheinung kommenden Idee bildet eine ganz eigenthümliche Figur. Jene Idee war das Streben nach immer höherer Vollendung, das ja für Raphaels eigene Wirksamkeit so bezeichnend ist und gerade deshalb in der Schule von Athen mit solcher Energie zum Ausdruck gelangt, und jene Figur hat für diese Idee, wie für die Entstehungsgeschichte des Bildes und auch für den Entwicklungsgang der Kunst des Urbinateu gleich hohe Bedeutung. Es ist dies die des sogenannten Heraklit, jene sinnende Gestalt im Vordergrund vor der Gruppe des Pythagoras, die mit dem Griffel in der Hand sitzend und in tiefstes Nachdenken versunken dargestellt ist und die im Mailänder Carton fehlt. Während nämlich Raphael an diesem seinem Bilde malt, vollendet Michelangelo nach unausgesetzter Arbeit von zweiundzwanzig Monaten und ganz allein das colossale Werk an der Decke der sixtinischen Capelle, und ganz Rom eilt herbei, um das Wunderwerk des „göttlichen“ Michelangelo anzustauen, und so auch Meister Raphael von Urbino. Was diesem Emporschauenden jene gewaltigen Prophetenfiguren gelehrt haben, das manifestirt sich in eben jener einsam sinnenden Figur der Schule von Athen, mag sie nun den „Dunklen von Ephesus“ vorstellen oder nicht. Sie ist ein Denkmal für den damals einsam schaffenden Michelangelo, der ohne Genossen gearbeitet hatte, und dem seine Neider, zu welchen kein geringerer als Bramante gehörte, die Deckenmalerei der Sixtina bei Julius II. nur ausgewirkt hatten, um ihn in Verlegenheit zu setzen. Sie ist aber für das Bild selbst der Ausdruck dafür, daß die Entdeckung der tiefsten Wahrheiten das Werk der Einsamkeit ist, daß das kühne Aufstellen paradoxer Resultate immer berechtigt bleibt im Vereine mit neidloser Anerkennung fremden Verdienstes, die das ganze Bild in so liebenswürdiger Weise zur Darstellung bringt. Sie ist aber auch ein Denkmal für die Entwicklung der Kunst Raphaels, der Uebergang zu ihrer dritten Periode, der der vollendeten Meisterschaft, und nichts mehr wird sie hervorbringen, als was würdig ist der höchsten Kraft im Dienste jenes Strebens, das sie dargestellt und selbst erprobt hat an jener Schule von Athen.

Es ließe sich wie von diesem Bilde auch von den übrigen Frescomalereien, von der Disputa, dem Parnas, der Umkehr des Attila und anderem ebenso manches den ideellen Gehalt derselben analysirendes sagen, aber es kann für meinen Zweck das hier von der Schule von Athen gesagte genügen. Die Vielfältigkeiten dieser Werke durch Stiche sind verhältnißmäßig viel zu wenig verbreitet, wahrscheinlich, weil sie bei der Kleinheit der

Dimensionen des auf der Platte in sehr verjüngtem Maßstabe wiedergegebenen Figurenreichtums weniger zur Zimmerdecoration sich eignen. Aus dem entgegengesetzten Grunde sind wohl aber Stiche von Einzelfiguren aus den Stenzen, von der Poesie, Theologie, Justitia, Philosophie und den Tugenden des Constantinsaales öfter zu finden, und der Freund des Schönen, der sie nicht kennt, möge darnach trachten, sie bald zu Gesicht zu bekommen und sich davon zu überzeugen, daß auch bei allegorischen Figuren Raphael in der Wahrheit, Lebendigkeit und schwungvollen Charakteristik seiner Darstellung ohne Gleichen ist. Eine Freske Raphaels, die gerade am wenigsten bekannt ist und von der die wenigsten Stiche existiren, scheint mir aber am besten geeignet, ein größeres Publicum anzuziehen und für das richtige Verständniß der Eigenthümlichkeiten unseres Meisters vorzubereiten, das ist die der Farnesina. Die Platten der schönen Stiche Dorignys zur Farnesina sind 1824 von Leo XII., demselben, der die Gefängnisse der Inquisition wieder herstellte, vernichtet worden. Abdrücke von diesen Stichen waren es, die in Goethes Vaterhause den ersten Keim jener unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Lande der Wiedergeburt der Schönheit in die Seele Wolfgang Goethes legten. Diese von Raphael für den Cardinal Ghigi in der Villa Farnesina zur Decoration eines Festsaales gemalten, den Mythos von Amor und Psyche nach Apulejus enthaltenden Fresken sind geradezu das die Seele erheiterndste Erzeugniß der gesammten bildenden Kunst der Neuzeit. Wie Raphael da, wo er seine Stoffe der mittelalterlichen Legende entlehnt, es verstand, dieselben durch die Macht rein humanistischer Wahrheiten für alle Zeiten zu beseelen, so gelang es ihm auch, die mythologischen Gestalten des Alterthums uns menschlich so nahe zu bringen, daß sie das ganze Interesse des modernen Menschen in Anspruch nehmen, ohne daß dieser von seinen Anschauungen und Sympathien das geringste irgend einer Abstraction zu opfern braucht. Dadurch, daß er uns diese Götter des Olymps, die jedem gebildeten Deutschen ja aus den Studien seiner Jugendzeit so gut bekannt sind, wie seine Onkel und Tanten, bei allem echt antikem Adel der Formen und der Charakteristik, nur in solchen Situationen vorführt, die durch rein gemüthliche Verhältnisse bedingt sind, daß er Genrebilder, deren Inhalt und Personal der Neuzeit gleich geläufig ist, durch classische Grazie und Schönheit verklärt, erreicht er jene einzige unbeschreibliche Wirkung. Daß die Schönheit den Neid erweckt, daß sie ihn aber auch besiegt und entwaffnet, wenn sie zugleich Schönheit der Seele ist, diese Erfahrung bildet den von dem geschmackvollsten aller Maler gewiß glücklich gewählten Stoff des Dramas an der Decke der Farnesina.

Von dem Theile dieser Malerei, den man wohl die schwungvolle Duvertüre zu dem ganzen Drama nennen könnte, von dem sogenannten Triumph der Galatea, existiren gute neue Stiche, so der große vortreffliche von Biot



und andere in kleinerem Formate, und diese haben schon weithin entzückte Bewunderer gefunden. Eben dieser Triumph der Galatea, der den Sieg der Schönheit uns vergegenwärtigt, wie sie das widerspenstigste und unwirthlichste Element mühelos bändigt durch ihre bloße Erscheinung, wie sie das durch die Meercentauren dargestellte Wildeste sich dienstbar macht, und doch unbekümmert um ihren Sieg in unsterblicher Ruhe und Heiterkeit ihren Blick nur zum Quell alles Lichtes emporrichtet, kann die Devise sein für alles, was nach dem hier Verhandelten durch die Vervielfältigung und Verbreitung von Raphaels Werken für die civilisatorische Arbeit unserer Zeit zu erwarten ist. Was helfen alle Declamationen gegen die materialistische Richtung der Zeit, was alle Capuzinaden gegen Frivolität und Geschmacklosigkeit der modernen Gesellschaft! Kein Ausbruch juvenalischen Zornes wird die plumpe Masse aus den Schranken der Trägheit und schlechten Angewöhnung heraustreiben. Das geflügelte, aber auch flüchtige Wort kann wohl eine Menge momentan heftig erschüttern, es kann ein ganzes Volk zur That begeistern, es kann alles, was am inneren Menschen beweglich ist, in Thätigkeit versetzen, aber an der Geschmacksrichtung des Zeitalters, die allein durch die unbewegliche, taube Gewohnheit bedingt wird, können nur von innen heraus und nachhaltig wirkende Lebenserfahrungen etwas verändern. Jeder Erwerb von Verständniß für ein Meisterwerk der bildenden Kunst ist aber eine solche Lebenserfahrung. Der weise Odysseus kann das brutale Ungethüm Polyphem wohl unschädlich, aber nicht menschlich und gesittet machen. Das vermag nur Galateens Schönheit, wie der griechische Mythos von Polyphems Liebe für Galatea berichtet. Es sind in Bezug auf Moral sehr indifferente Mächte, welche die Mode hervorbringen, vor allem sind es Neugierde und Nachahmungssucht. Das Schöne wird nur deshalb so selten Mode, weil es, wie alles Vortreffliche, eine gar zu große Rarität ist. Die Möglichkeit seiner massenhaften Vervielfältigung ist schon ein Behikel, vermöge dessen es einen Zug des Triumphes über alles Barbarische durch die Welt machen kann. Jetzt, wo die Technik keine Schranke, die Erfindung keine Schwierigkeit mehr kennt, wo die Götter den Menschen dienstbar geworden sind und das Sonnenlicht selbst in der Photographie arbeiten und künstlerisch reproduciren muß, jetzt ist der Glaube an die Möglichkeit eines solchen Triumphes nicht mehr eine Illusion des Optimismus. Die Photographie und ihre Anwendung für die Heliographie kann für unser Jahrhundert in ästhetischer Beziehung etwas dem ähnliches werden, was die Buchdruckerkunst in intellectueller für das sechzehnte war. Die Thatsache, daß die Arnoldsche Kunsthandlung eine Sammlung von Lichtdruckreproductionen sämtlicher Werke Raphaels herausgibt, ist ein thatsächlicher Beweis dafür. Freilich geben Vervielfältigungen dieser Art, Stiche und Photographien nur die Zeichnung, die Schatten und Lichter von

Gemälden wieder, aber der Gedanke an den kläglichen Zustand, in dem sich die Farben vieler classischen italienischen Malereien, vornehmlich die der großen römischen Fresken befinden, läßt diesen Mangel unbedeutender erscheinen. Und dann ist gerade der Bekanntschaft mit der Meisterschaft in der Zeichnung, die der ganzen großen römischen Malerschule eigen ist, jetzt die weiteste Verbreitung zu wünschen, schon als Gegenmittel gegen die Bestrebungen unserer neuesten Coloritvirtuosen, die sich zur Aufgabe stellen, das Widerwärtige in prunkvollem Farbenschwarm Effect machen zu lassen. Auch könnten solche billige Wiederholungen dazu beitragen, die jetzt herrschende wahrhaft babylonische Verwirrung der Meinungen über den Zweck der Kunst einigermaßen zu berichtigen. Vor allen anderen werden aber die Schöpfungen Raphaels von Urbino, sobald ihr Verständniß einem größeren Publicum eröffnet ist, im Stande sein, während sie den edelsten Genuß gewähren, zunächst den Geschmack, dann aber auch die Gesinnung der jetzigen Generation zu veredeln. Zur Bekräftigung dieser schönen Hoffnung will ich hier noch aus den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen prophetische Worte Schillers anführen, durch welche er die Ungeduld der Freunde des Wahren und Schönen der Gleichgültigkeit der großen Menge gegenüber zu beschwichtigen sucht:

„Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine Kunst versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.“

Friedrich Aust.

## Schule und Schulverwaltung.

Der große griechische Redner hebt es gern hervor, daß, wenn der Körper durch eine Krankheit einen wenn auch leichten Stoß erhält, alle Schäden des Organismus sich bemerklich machen. So haben alle bösen Stellen, die sich noch in der Einrichtung unserer Schulen finden, alle Lücken der Theorie auf diesem Gebiete eine grelle Beleuchtung erfahren durch die jetzt so brennende Simultanfrage.

Wir wollen sie noch einmal in aller Kürze erörtern, um von da aus einige Zukunftsgedanken über Schulverwaltung anzudeuten, so unpopulär sie in der Gegenwart auch sein mögen.

Der Leser wird vielleicht schon den ersten Schritt mit uns zu thun Bedenken tragen und nicht Lust haben, einen Unterschied zu machen zwischen der idealen Pädagogik und der relativen, wie sie von den Umständen geboten wird. Wer seine Pädagogik aus einer unveränderlichen göttlichen Offenbarung schöpft, ist in der Lage, diesen Unterschied bedenklich zu finden. Zur Noth kann er freilich sagen, es sei doch biblisch, Allen Alles zu werden und seine Stimme zu „wandeln“; man braucht ja offenbarte Principien noch nicht aufzugeben, wenn man sich so den gegebenen Umständen anbequemt.

Um die Simultanschulfrage zu begreifen, muß man sich aus der Gegenwart herausversetzen in einfachere Verhältnisse. Wenn eine Anzahl Väter und Mütter zu der Einsicht kommen, sie müßten für ihre Kinder einen Lehrer annehmen, der sich ganz darauf legt und die Sache also ganz anders versteht, so haben wir eine Schulgemeinde vor uns, wie sich solche im vorigen Jahrhundert oft bildeten und jetzt noch hier und da in der Diaspora, in Colonien u. s. w. Diese Schulgemeinde ist natürlich in jenen Zeiten einer und derselben kirchlichen Richtung angehörig und es versteht sich von selbst, daß sie erstens den kirchlich-christlichen Unterricht für einen wesentlichen, ja den wesentlichsten Theil des Unterrichtes halten und zweitens, daß sie einen Lehrer wählen, der in ihrem Glauben erzogen ist und dem sie ihr Vertrauen schenken, auch in religiöser Beziehung.

Das ist die confessionelle Schule, ein natürliches, organisches, auf Vertrauen beruhendes Institut. Sie hat keine Neigung zum Kampfe gegen andere Confessionen, als Schule nämlich. Daß so etwas vorkommen kann, wenn die Väter und Mütter sehr polemisch gestimmt sind, das ist selbstverständlich. Aber nahe liegt der confessionelle Streit einer solchen Schule durchaus nicht, die Interessenten der Schule werden in der Regel ihren Sprößlingen das lieber fernhalten, was noch nicht für ihr Alter gut ist und später immer noch früh genug kommt. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß eine solche Schulgemeinde auch Kinder aus anderen kirchlichen Bekenntnissen zuläßt, gastweise, ohne Consequenz. Der Unterricht bleibt davon unberührt, wenn nicht der Lehrer aus sittlichen Gründen etwa das Eine oder Andere verschweigt oder anders ausdrückt.

Wir werden also wohl sagen können, und zwar aus pädagogischen Gründen, daß unter übrigens gleichen Umständen die so beschaffene, also confessionelle Schule, umgeben von einer confessionell gleichartigen Schulgemeinde, die allervollkommenste ist, die sich denken läßt. Genau so sprechen wir über Ehe und Familie, gegenüber den Mischehen, kurz über alle engsten Vertrauensverhältnisse, wenn wir *ceteris paribus* ihren Werth abschätzen.

Zwei Hauptgründe heben sich dabei gleich als die wichtigsten heraus. In allen einfachen Schulverhältnissen ist die Theilung der Unterrichtsobjecte

äußerst unentwickelt. Die zahllosen Disciplinen der Naturwissenschaft und Mathematik reduciren sich auf Rechnen und Heimathskunde, die sämtlichen Künste auf Singen und Schreiben, die sämtlichen Geisteswissenschaften auf biblische Geschichte, vaterländische Geschichte und Lesebuch. Soll dabei etwas herauskommen, so muß fortwährend zwischen den erarbeiteten Begriffen eine gegenseitig aufklärende fleißige Communication stattfinden. Man kennt das alte Schulmeistergleichniß, das besagt: wenn in der einen Ecke der Schwefel, in der anderen der Salpeter, in der dritten die Holzkohle liegt, so wird nie Pulver daraus, sie müssen eben alle drei in Verbindung gebracht werden; so erzeugen auch Vorstellungen und Begriffe keine Jungen, wenn sie nicht in der Seele in Gemeinschaft treten. Wer das einmal ordentlich durchdenkt, wird ein schönes Stück der Unterrichtskunst begriffen haben. Und es wird ihm nicht zweifelhaft sein, daß das kein Glück ist, wenn eine Schule so construirt ist, daß die beständige Verbindung aller Vorstellungsgruppen erschwert wird, z. B. dadurch, daß eine ganze wichtige Gruppe ausfällt — wenn etwa der Religionsunterricht ganz fehlt — oder wenn die Gruppe wenigstens nicht gleichartig und von dem gleichen Lehrer vor allen gemeinsam entwickelt worden ist, wie es der Fall ist, wenn wie bei der Simultanschule in der Religion Verschiedenes vorgelegt und erstrebt wird. Dann wird der betreffende Religionsunterricht isolirt und die anderen humanistischen oder ethischen Fächer bleiben auch für sich. Und nun das Zweite: Wer nur etwas von der Religion weiß und erlebt hat, der weiß, daß in den gewöhnlichen Sphären der Gesellschaft nichts vorkommt, was an Bestimmungskraft und Einfluß auf Denken und Handeln sich mit der Religion irgendwie messen könnte. Es ist nicht nöthig zu fragen, wie das kommt, nicht einmal nöthig zu fragen, ob das so bleiben wird — jedenfalls ist es so und wir haben bis jetzt keine Beweise dafür, daß eine Moral ohne eine fest geglaubte himmlische Macht allein im Stande wäre, unser Volk in demselben Maße sowohl zu befriedigen, als auch zu den höchsten Opfern für ihre persönlichen und vaterländischen Pflichten zu befähigen, wie es die christliche Religion vermag. Kurz, man mag theoretisch und persönlich zu diesen schwierigen Fragen stehen, wie man will, die reale Welt wird in erster Reihe von Religiosität übergewaltig erregt, und es ist mir immer ein merkwürdiges Geständniß gewesen, wenn ein Materialist, wie Ueberweg es zuletzt war, unfreiwillig prophezeit: „Ein reiner Religionskrieg wird nicht kommen, so wenig die Kriege Constantins und der dreißigjährige Krieg es waren; wohl aber bin ich überzeugt, daß in nicht zu ferner Zukunft das religiöse Element, der Gegensatz der Weltanschauungen sich mit politischen Gegensätzen und Kriegen sehr eng compliciren wird.“ Das sagte er 1862; seitdem ist 1866, 1870 und der türkisch-russische Krieg dahin gezogen, überall die Spuren davon zeigend, daß

die Religion noch immer die aufregendste ideale Macht im Völkergetriebe ist. Wir rechnen dabei mit großen Zahlen und mit den Massen. Sehr fern bleiben wir von der Meinung, daß die concreten Religionsvorstellungen nur in der buchstäblichen Form ihrer Aneignung so wirkten, oder daß sie nicht in höheren Bildungsstufen durch andere Vorstellungen vertreten werden könnten. Aber jedenfalls sind wir berechtigt, das Volksleben und die Elementarbildung nicht nach den oberen Kreisen zu bemessen, die zu den „Wir“ von David Friedrich Strauß gehören.

Zurückkehrend zu den Simultanschulen dürfen wir also sagen: Normal ist die Schule jedenfalls nicht, die aus der Reihe der beständig zu combinirenden Stoffe und Vorstellungen den allergeeignetsten und mächtigsten Inhalt streicht, den religiösen.

Wie selbstverständlich genug ist, sind wir immer noch auf dem Gebiete des Ideals. Es wird sich gleich zeigen, daß wir nicht so ohne Weiteres auf demselben verharren können. Denn eine leichte Ueberlegung zeigt, daß wir den schwersten Hindernissen bei der Absicht begegnen, diesen Grundsatz höher hinauf festzuhalten. Versetzen wir uns in ein Gymnasium oder in eine Realschule und zwar der Deutlichkeit wegen in die oberste Classe derselben. Hier bleibt natürlich das Ideal dasselbe. Ein einziger Lehrer sollte allen Unterricht bestreiten, oder, um nicht zu sehr zu schwärmen, aller Unterricht, der sich mit dem Geistesleben beschäftigt, läge in einer Hand: Religion, deutsche, lateinische, griechische, französische Sprache und Literatur, Geschichte, Geographie, Logik, Psychologie und Ethik.

Wie vortrefflich müßte der Unterricht sein, der so combinirt von einem einzigen guten Lehrer gegeben würde! Wie schön würden alle Elemente zur theoretischen und zur ethischen Bildung aus den verschiedenen Gebieten in Zusammenhang treten und eine einheitliche Weltanschauung und einen starken Charakter ergeben, besonders wenn diese ideale Combination aller eingreifendsten Bildungselemente durch einen einzigen Lehrer möglichst lange dieselben Schüler begleitete. Warum erkennt aber Jeder an, daß diese umfassende Vereinigung der maßgebenden Disciplinen in einer Hand sich nicht praktisch durchführen läßt in den höheren Schulen? Daß also das Ideal der Concentration meistens unverwirklicht bleiben müsse? Nun, die Beschränktheit der menschlichen Kraft steht dabei im Wege. Um die oben genannten vielen Fächer alle in einer Weise zu lehren, die dem heutigen Stande der Gelehrsamkeit entspricht, reicht fast nie ein Geist aus. Die preussischen Regulative der Gymnasien dringen zwar immer darauf, daß das Classenlehrersystem nicht durch das Fachlehrersystem verdunkelt wird, sie geben dem Classenlehrer eine möglichst große Stundenzahl in seiner Classe, damit er in seiner Person die werthvollsten Erziehungselemente leicht combiniren kann; aber das hat

denn bald seine Grenzen in der geistigen und körperlichen Fähigkeit. Indeß es ist stets ein fühlbarer Mangel und alle Conferenzen der Fachlehrer können es nicht ganz erreichen, daß ein einheitlicher Geist der Schule den einheitlichen Geist eines einzigen tüchtigen Lehrers ersetze. Wir sehen also: je mehr in einer Classe specielles Wissen und Gelehrsamkeit irgend welcher Art gefordert wird, desto mehr entfernt sich naturgemäß der Charakter des Unterrichts von der in der lebendigen Persönlichkeit dargestellten Einheitlichkeit, desto mehr muß der wohl vorbereitete Zögling selbst lernen, alles, was ihm dargeboten wird, zu der Einheit eines einheitlichen Wissens und Lebens zu gestalten. Daß, wo in dieser Weise ein Subtrahiren von den idealen Forderungen der einheitlichen Schule nothgedrungen stattfindet, die Isolirung des Religionsunterrichts, mit anderen Worten, ein Simultanisiren der höheren Schulen nicht so schwer in die Waagschale fällt, ist begreiflich. Man strebt aber immer so viel als thunlich dagegen an, und mit Recht. Es möchte nicht leicht Jemand gefunden werden, der es für gleichgiltig erklärte, ob ein Lehrercollegium aus einer Confession hervorgeht und in den kirchlichen Feiern mit der großen Mehrheit der Schüler sich zusammenfindet, daß der Classenlehrer auch die Religionsstunde in der Hand habe u. s. w. Alles natürlich *ceteris paribus*. Für alle Schulen aber, die nicht in der großen Ausdehnung ihrer Wissensmassen dem Ideale Schwierigkeiten entgegensetzen, will sagen für alle Volksschulen, bleibt als normale Forderung bestehen „keine Simultanisirung“, und von innen heraus, in der Sache, ist nirgends ein Grund zu entdecken, von ihr abzuweichen. Jeder Lehrer muß jedem Unterrichte der Volksschule völlig gewachsen sein, und nur etwa im Gesange und im Zeichnen mag theilweise ein Fachunterricht räthlich werden.

Aber äußerliche Gründe haben in der neueren Zeit zuweilen doch mit Macht zur Simultanisirung gedrängt. Gesezt, eine Schulgemeinde ist so klein, daß sie für sich keinen besonderen Lehrer halten kann, oder sie hat keinen anderen Lehrer als den einzigen, der nicht im Stande ist, 60 bis 100 Kinder sieben bis acht Jahre lang so angemessen zu schulen in den verschiedenen neben einander sitzenden Abtheilungen, daß auch nur das Wissen und die Fähigkeiten im Kinde erreicht werden, die heutzutage als das Minimum der Bildung erscheinen. Dann ist die Versuchung groß, den einen Lehrer und seine Kinder mit einem in der Nähe gelegenen Schulkörper einer anderen Confession so zu verschmelzen, daß zwar etwas von der idealen Einheitlichkeit der Schule verloren geht, aber das Bildungsziel, das einmal nicht zu verkümmern ist, desto sicherer erreicht wird. Mit anderen Worten, es entstehen aus zwei erziehlich vortrefflich und einheitlich eingerichteten einclassigen Schulen eine zwei- oder dreiclassige Simultanschule mit höherem

Zuschnitt in allem Wissen und Können. Das sind Nothstände, wo Vortheile und Nachtheile wohl erwogen werden müssen, bevor geändert wird.

Die Frage ist in solchem Falle jetzt natürlich: wer soll denn das erwägen? wer hat zu entscheiden, ob ein Schulsystem so ungenügend ist, daß unter den beiden Uebeln die Simultanisirung das erträglichere ist? Ehemals war das keine Frage. Als man noch Schulgemeinden hatte, confessionelle Schulgemeinden, nicht die winzigen Schulvorstände von drei bis vier Personen, die von oben herab gesetzt sind, da mußten natürlich die Schulgemeinden mit der Regierung darüber verhandeln. Die Regierung sah sich den Lehrer an, der der Mann der freien Wahl der Schulgemeinde war, und wenn sie die Leistungen nicht zulänglich fand, forderte sie eine Aenderung, gab auch wohl, wenn die Schulgemeinde nicht in der Lage war, mehr zu thun, einen Beitrag, um einen zweiten Lehrer zu gewinnen und bei Erhaltung der confessionellen Schulgemeinde bessere Leistungen zu ermöglichen. In sehr seltenen Fällen äußerster Noth verstand sich die Schulgemeinde zum paritätischen Systeme. Anders wurde die Sache erst, als zwei Dinge zusammentrafen, als die städtische Einrichtung kleinerer „Schulvorstände“, die mit der städtischen Vertretung in Schulsachen cooperirte, üblicher wurde und auf das flache Land übertragen wurde und so der einzelnen Schule der ausreichende confessionelle corporative Schutz entzogen wurde, und als gleichzeitig der bekannte Volksbildungseifer, oder soll ich sagen „Schwindel“, auf die Volksschulen sich stürzte. Das zweite Element ging ebenfalls von den Städten aus. Diese Herren, zum größten Theile in höheren Schulen aufgewachsen, wollten das Volk zu sich herauf ziehen, es in alle Zweige der Cultur von vornherein einführen. Die „berüchtigten“ Regulative Stiehls — so notorisch schlecht, daß man sie nicht gelesen zu haben brauchte, um über sie zu schimpfen — sollten durch eine stattliche wissenschaftliche Speisekarte ersetzt werden. Auch eine fremde Sprache sollte den Bauernjungen beigebracht werden, von Buchführung und Chemie zu geschweigen, man wußte sich nur nicht zu einigen, welche fremde Sprache zuerst in Betracht komme. Die Falkschen „Allgemeinen Bestimmungen“ vom October 1872 gingen nur wenig auf diese Ideen ein, wie von preussischen Behörden überhaupt die Continuität nicht gern gestört wird. Aber die mobile Hinausschraubung der Volksschulen blieb bestehen. Sie trieb, namentlich wenn die pädagogische Unwissenheit sich ungenirt bewegen konnte, zu dem bekannten Verfahren, das man früher nur in Cadettenpressen kannte, zu dem Wurfstopfverfahren, das jetzt unter dem Namen „didactischer Materialismus“ von Rector Dörpfeld (Gütersloh, bei Bertelsmann 1879) eben so schneidig wie richtig geschildert worden ist. Eine so monströse Betonung des „allerlei Wissens“ in den Volksschulen führte denn manche Städte zu der Zusammenschweifung kleinerer

Schulen zu großen sechs- bis achtclassigen Schulsystemen, die sich von den Fabriken fast nur darin unterscheiden, daß in der Fabrik von unten bis oben alles nach einem einheitlichen Plane unabänderlich wirklich vor sich geht, während die großen Schulsysteme das bloß anstreben. Auch über diese Scheinherrlichkeit fängt man in pädagogischen Kreisen an sehr nüchtern zu denken. Beim großen Publicum freilich kommt einer, der für Schulen mit höchstens vier Classen spricht, noch leicht in die Gefahr, für einen ultramontanen oder orthodoxen Volksverdummungspriester gehalten zu werden.

Gerade weil diese falschen Messiasse der Volksschule ihre unverstandenen Vorbilder in den höheren Schulen suchen, ist es eine Ehrenpflicht der Vertreter höherer Schulen, die Sache wieder genauer darzustellen. So war es erfreulich, daß der Provinzialschulrath Dr. Schrader, der ein wohlverdientes Ansehen auf dem Gebiete der höheren Schulen genießt, auf der neulichen Generalsynode in Berlin ein im Wesentlichen so richtiges Urtheil über die Simultanschule abgab.

Das ist übrigens gewiß, die Confusion in der Auffassung der normalen Schuleinrichtung wäre nicht so groß geworden, wenn man nicht die Schulgemeinden allmählich beeinträchtigt hätte. Welch eine Verdrehung der Verhältnisse liegt darin, wenn ein paar Stadträthe, deren Kinder nur höhere Schulen besuchen, und die selbst weit über Religion, Kirche und Pädagogik erhaben sind, berufen werden, durch ihre Abstimmung zu entscheiden, ob eine Volksschule simultanisirt werden oder zu einer achtclassigen Rectorschule „entwickelt“ werden soll. Aber so etwas liegt so sehr im Zuge der Zeit, daß man sich nicht wundern sollte. Es wäre sanguinisch zu hoffen, daß das künftige Unterrichtsgesetz die Schulgemeinden wieder in aller Gediegenheit an der Pflege der Schule theiligen werde, in erster Linie, unter bloßer Aufsicht des Staates. Wir erwarten es nicht. Es giebt noch zu viel Leute, die unterhalb der bürgerlichen Gemeinde keine Selbstverwaltung öffentlicher Dinge anerkennen. Und das ist auch zu begreifen, denn wir haben überall kein öffentliches Leben, und der Staat wird uns noch lange erziehen müssen, bis wir merken, daß der Staat unsere Sache ist und daß wir den Staatsgedanken selbst zu verwirklichen haben, schon in der Klippschule, aber eben eigenthümlich, wie es die Natur dieser zarten Pflanze erfordert.

Daß die staatliche Schulgesetzgebung in Sachen der Simultanschulen, wie in anderen brennenden Schulfragen noch wenig entwickelt ist, ist nichts Besonderes. Die gesetzgebende und verwaltende Function steht eben mitten in der Gesellschaft und nicht über ihr. Sie ist nicht wesentlich zurückgeblieben, aber sie ist auch nicht weiser als die Zeit selbst. Es ist nicht schön, daß der Wechsel im Cultusministerium einer Stadt wie Elbing ihre Pläne mit der Schule vereiteln kann. Die ganze Unfertigkeit unserer Zustände spiegelt sich



darin. Aber es ist gerade im constitutionellen Staate das Recht des Ministers, seine Untergebenen, sogar die Regierungsräthe, zu desavouiren, sofern sie nicht auf Gesetzen fußen, sondern auf Intentionen eines früheren Ministers. Das hat er gethan, offenbar aus Ueberzeugung von der Unangemessenheit der Elbinger Schulpläne, worin er vielleicht Recht hat; bis jetzt liegt wenigstens kein einziger haltbarer Grund für die Simultanisirung jener Schulen vor. Auch die katholische Schule dort war durchaus nicht dürftig organisirt. Aber wie es auch sei; die Verwaltungsmaschinerie hat zu spät ihre letzte Entscheidung getroffen und ihr darf in diesen Dingen gar nicht die Entscheidung zustehen, ebenso wenig wie den städtischen Behörden, sondern den primitiven Schulgemeinden ist es allein anheimzustellen, ob sie aus irgend welchen Gründen ihre confessionellen einheitlichen Schulen aufgeben wollen. Nur in ihr ist das brennende Interesse für die Lebensfrage der ganzen Erziehung mit Grund voranzusetzen. Doch, wie gesagt, es ist unpopulär, so etwas zu sagen.

Manche glauben diese inneren Schulfragen politisch ansehen zu müssen. Das Zusammensitzen der Confessionen auf denselben Schulbänken soll Toleranz, Patriotismus und wer weiß was hervorbringen. Man weiß aber, daß die schlimmsten Fanatiker der Centrumspartei neben uns Kezern Jahre lang gefessen haben, offenbar mit demselben Erfolge wie unsere „studirten“ Katholikenfeinde. Oder man will durch forcirte Aufklärung seitens simultaner Lehrer im Handumdrehen aus den abergläubischen Bauernjungen kleine Skeptiker und Philosophen machen. Wir haben für dieses Ziel als letztes Ziel die größten Sympathien. Aber man sollte sich doch nicht selbst im Rechte stehen. Denn ist es nicht so, daß, wenn ein wohlmeinender Aufklärer die Fortschrittssähigkeit seiner Zeitgenossen überschätzt und zu schnell vorwärts geht, sein Nachfolger unter dem Drucke der Masse viel mehr Schönes in Trümmer schlägt, als jenem in seiner productiven Eile zu leisten gelungen war? Man denke doch an jenen spanischen König, der die Jesuiten vertrieb. Als er schon lange, wie er glaubte, in Segen gewirkt hatte, und an einem Geburtstage in schönster Laune seinem gewaltsam aufgeklärten Volke eine Bitte vorzubringen gestattete, da baten sie flehentlich, ihnen die lieben Jesuiten-Patres wiederzugeben. Da ahnte er wohl schon, daß sein erbärmlicher Nachfolger Alles wieder zerstören würde, was er gepflanzt hatte.

Wer nun glaubt, daß die Schulgemeinde, die par excellence diesen Namen verdient, sich noch jetzt, richtig construirt, als ein Hort des freien richtigen Volksschulwesens erweisen werde, wer mit anderen Worten so optimistisch denkt, daß er dieses normale Schulwesen auch für realisirbar hält, der wird auch die höhere Organisation dieses Schulwesens leicht construiren und die Selbstverwaltung wird sich in seinem Nachsinnen um ein wichtiges

und schönes Gebiet bereichern. Aber es wird wenige Menschen geben, die dieses Zutrauen zu der Gegenwart haben, auch ist noch kaum ein Mensch in der Lage, überhaupt die schönen Ideen der Selbstverwaltung, die in seiner Seele lagen, in unseren bisherigen Experimenten wieder zu erkennen. Das abschreckende Beispiel des „Competenzgesetzes“ und andere Formen der kostspieligen Misère haben Manchen ernüchtert. Alles treibt zur Staatschablone. Sofort tritt der Anspruch auf Staatseinmischung hervor, wenn irgendwo etwas nicht glatt geht. Die Kirchen haben einst die Schulgemeinden beherrscht und corrumpt. Als sie arm wurden und der Schulgemeinde nichts mehr leisten konnten, als daß sie ihr die persönlichen Leiter hergaben, da lockte die Idee der Civildgemeinde und der Staat ließ die Civildgemeinde zahlen und regierte die Schule mit Hilfe der Kirche. Aber siehe, da wurden die Civildgemeinden durch die proletarische Vermehrung der Kinder und die „Freizügigkeit“ zu enormen Geldleistungen gezwungen, und nun wollten sie die Schule ganz dem Staate überliefern. Die Kirche freilich sieht deutlicher, daß der Staat eben weltlich ist und daß viel auf dem Spiele steht, wenn er gezwungen wird, die Schule ganz und gar zu regieren. Nun schwätzt die Kirche von ihrem „historischen Rechte auf die Schule“, die katholische spricht von dem göttlichen Auftrage: „Weide meine Lämmer“. Als ob der Staat nicht Staat wäre, sondern ein armer Teufel, der froh ist, wenn man ihn nur existiren läßt. Wenn nicht der Staat noch etwas von Pädagogik und Gewissenhaftigkeit verstünde und die Unentbehrlichkeit des Religiösen für die ethische Entwicklung der Bürger empfände, er hätte längst die Religionsstunden beseitigt. Denn es giebt wohl keine bitterere Redewendung, die die Kirchen nicht schon gegen die Staatschule geschleudert hätten. Und dadurch sind wir eben zu dem seltsamen Zustande gekommen, daß der Staat aus weltlichen Gründen einen Unterricht in der Religion erteilen läßt, den Tausende von Kirchenlichtern nicht wollen. Welch ein Unsinn! Es ist schwer zu glauben, daß es dabei bleiben kann. Der Staat, der Schulherr geworden ist, kann wohl mit der Religiosität zusammengehen in dieser Schulverwaltung und hat sich aus politisch-pädagogischen Gründen bisher auf diesen Bahnen gehalten, wenn aber nicht die Religiosität, sondern die Kirchenherrschaft ihm fortwährend dabei das Leben und Wirken verbittert, dann wird er schließlich sich selbst helfen und entweder zum Schaden der Jugend, nach dem Vorgange Hollands und Belgiens, den Religionsunterricht fahren lassen, oder zum Schaden der Kirche, ihn durch weltliche Surrogate ersetzen. Wir machen uns anheischig, alle wesentlichen Religionsstoffe anderswo, in allen Schülern nützlichen Vectionen unterzubringen. Damit wäre allerdings das confessionelle Element für die Schulen aufgehoben. Besser wäre es, wenn man dies Ziel, das in der Ferne erst winkt, ruhig erwartete, wenn man nicht die Schulen

mißbrauchte, der anderweitigen Cultur voranzulaufen, sondern immer im Einklange bliebe mit der gesammten Zeit. Bei einem guten Schulwesen, das nach den Grundsätzen der „Schulgemeinde“ geordnet ist, macht sich das auch von selbst. Will aber der Staat einmal das ihm aufgedungene Schulregiment würdig verwalten und sich nicht immer mit den hierarchischen Uebergriffen der Kirche herumschlagen, nun wohl, so muß er sich in seiner Weise helfen, mag man ihm auch von der Absurdität einer „allgemeinen“ Religion noch so viel Bedenkliches prophezeien. Ihm stehen in unserer Zeit eine Fülle der besten Kräfte zu Gebote, die rathend und Hand anlegend seine Schularbeit thun wollen ohne die Kirche, aber im Sinne der—thestesten Religiosität.

### Urkundenbuch der Stadt Straßburg.\*)

Die umfangreichen Sammlungen des vergangenen Jahrhunderts zur urkundlichen Geschichte der Stadt Straßburg in Schöpflins „*Alsatia diplomatica*“ und „*illustrata*“, in Grandibiers „*Histoires de l'église de Strasbourg*“ und „*Histoire d'Alsace*“, in Wentfers rechtshistorischen und archivalischen Werken genügen aus verschiedenen Gründen heute nicht mehr, sowohl dem Inhalte als der Form nach. Die Nachträge, welche die letztverflossenen Jahrzehnte dieses Jahrhunderts brachten, waren von sehr geringer Ausdehnung und verschiedenem Werthe. Zum Theil beruhten sie, wie die von Biblin aus dem Nachlasse Grandibiers herausgegebenen „*Oeuvres historiques inédites*“, ausschließlich auf den Arbeiten jener vergangenen Periode, zum Theil behandelten sie nur ein sehr eng begrenztes Gebiet heimischer Geschichte wie R. Schmidts „*Histoire du chapitre de S. Thomas*“. In den vierziger Jahren faßte der Straßburger Municipalrath auf Betreiben seines tüchtigen Maires Schützenberger den von manchen Seiten gar nicht gern gesehenen Beschluß, die für die Vergangenheit der Stadt wichtigsten Documente in einem umfassenden Urkundenbuch zu vereinigen. Der Verlauf dieser Herausgabe soll der tragischen und komischen Zwischenfälle nicht entbehrt haben und als der erste und einzige Band des „*code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg*“ 1843 erschien, brachte er keine Urkunden, sondern nur Chroniken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Für Jeden, der sich mit der alten Geschichte Straßburgs beschäftigte, stellte sich immer mehr das Bedürfniß heraus, das gesammte urkundliche Material, Alles auf die Entwicklung und die einzelnen Verhältnisse der Stadt

\*) Urkunden und Stadtrechte bis zum Jahre 1266, bearbeitet von Wilhelm Wigand. Erster Band der „Urkunden und Acten der Stadt Straßburg, herausgegeben mit Unterstützung der Landes- und der Stadtverwaltung“. Straßburg, R. J. Trübner. 1879.

Bezügliche in einer den heutigen Ansprüchen genügenden Weise vereinigt zu sehen.

So „faßte“ denn, wie das Vorwort der Commission berichtet, „zunächst Professor J. Weizsäcker die Idee des Urkundenbuches in das Auge. Diesem Plane beistimmend fügte Professor H. Baumgarten sofort den der Herausgabe der Acten der Reformationszeit hinzu.“

Daß ein solcher Plan bei uns nicht mit buchhändlerischen Mitteln ausgeführt werden kann, ist jedem nur einigermaßen Kundigen sofort klar. Alles lag somit an der Weise, wie sich die Verwaltung des Landes und der Stadt zu demselben stellte. Ein wirkliches thatkräftiges Verständniß für diese Art von geistigen Interessen ist bekanntlich nicht sehr häufig. Darüber äußert sich nun das Vorwort: „Nicht genug kann anerkannt werden, mit wie entgegenkommender Bereitwilligkeit S. Excellenz der Oberpräsident von Elsaß-Lothringen, Herr von Moeller, als ihm die beiden Obengenannten den Wunsch vortrugen, die Herausgabe zunächst des Urkundenbuches zu unternehmen, die dafür nöthigen Mittel zur Verfügung stellte. Nur seinem Interesse an dem Werk ist es zuzuschreiben, daß dasselbe überhaupt ins Leben treten konnte. Die Möglichkeit der Weiterführung gewährte dann der Landesauschuß und die Straßburger Gemeindeverwaltung. Der an der Spitze der letzteren stehende Bürgermeisterverwalter, Herr Bad, übernahm die Hälfte der Kosten im Namen der Stadt, in vaterländischer Gesinnung bewilligte der Landesauschuß die andere Hälfte.“

In der für die Herausgabe gebildeten Commission saßen bis jetzt außer Weizsäcker (jetzt in Göttingen) und Baumgarten noch Professor Scherer (jetzt in Berlin), der verstorbene L. Spach, der Stadtarchivar Brucker, der Nachfolger Weizsäckers Scheffer-Boichorst, und Dr. J. Ebrard, dann der Nachfolger Scherers, Professor Martin, und Dr. W. Wiegand, der im December 1875 die Bearbeitung des Urkundenbuches übernommen hatte. Der erste Band desselben liegt nun in einem stattlichen Buche von 585 Seiten vor. Derselbe bringt in peinlich genauer Redaction 619 Urkunden, davon 516 vollständig, 103 im Auszuge. Sie stammen aus dem unterelsässischen Bezirks- und dem Straßburger Stadtarchiv, dem ungefähr 10,000 Urkunden enthaltenden hiesigen Hospitalarchiv, dem St. Thomas- und dem Frauenhausarchiv, ferner aus den Archiven zu Colmar, Speyer, Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Koblenz, aus dem Habelschen Privatarchiv zu Millenberg und den Archiven der Freiherren von Gayling, von Müllenheim, von Born-Plobsheim. Von jenen 619 waren 276 bisher noch unbekannt und ungedruckt; 92 sind nach besserer Vorlage, d. h. nach dem Original gegeben, wo Schöpflin und Grandidier nur Copien vor sich hatten. Bei 521 Stücken kann die handschriftliche Vorlage noch gefunden, nur bei 98 mußten Drucke nachgedruckt

werden. Für die ältere Zeit ist eine seltene Vollständigkeit der Archivalien erreicht. Betreffs der Einzelheiten der Editionsgrundsätze, der Wahl der Schriftgattungen u. s. w. ist auf die Einleitung des Bearbeiters des Urkundenbuches zu verweisen. Dagegen seien hier einige von den Ergebnissen des ersten Bandes hervorgehoben.

Die Urkunde (Nr. 25), in welcher Kaiser Lothar am 15. Mai 845 auf Bitten der Abtissin Basilla dem Frauentloster St. Stephan zu Straßburg die Immunität bestätigt und demselben zwölf im Elsaß, in der Ortenau und dem Breisgau gelegene Höfe schenkt, die selbst noch von Hegel für unverdächtig gehalten wurde, ergiebt sich als eine Fälschung des elften Jahrhunderts, wie eine Vergleichung mit dem Original der unter Nr. 51 mitgetheilten Urkunde Bischof Wernhers I. erwies. Das nämliche ist der Fall mit der Bestätigungsurkunde (Nr. 28) König Ludwigs vom 12. September 856, nur daß diese schon von Mabillon verdächtigt, von Grandidier für unecht erklärt worden war. Die Fälschungen entsprangen wohl dem Bedürfnis, „dem Besitz- und Rechtsstand der Abtei St. Stephan bei dem Uebergang in die bischöfliche Gewalt ein möglichst hohes Alter und erlauchten Ursprung zu geben.“

Besonders auf die Geschichte des Straßburger Stadtrathes fällt aus dem Urkundenbuch so reiches Licht, daß es von jetzt an wirklich möglich wird, eine Geschichte dieser wichtigen Körperschaft zu schreiben. Bisher hatte man von 1220 ab bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts nur die dürftigen Verzeichnisse der Rathsmitglieder bei Schilters Königshofens Chronik für kaum zwanzig Jahre, während sie für fünfzig Jahre ganz fehlten. Jetzt kann aus den Urkunden selbst die Rathsmitgliederliste fast für jedes Jahr von 1219 an aufgestellt werden. Zuerst erscheint er um 1200. Aus dieser Liste geht aber hervor, daß der Rath sich, wie dies auch Schmoller annahm, aus den Beamten des Bischofs, Burggraf, Schultheiß, Marschall, Richter u. s. w. entwickelt hat, nicht wie man jüngst noch (Winter, Geschichte des Straßburger Rathes) behauptet hat, aus den Gerichtschöffen.

Für die Familiengeschichte wird sich durch das Urkundenbuch Manches als unhaltbare Annahme erweisen, Manches erst entdeckt, oder doch neu begründet werden. Wenn in dem vorliegenden Bande großentheils Namen erscheinen, die unterdessen ausgestorben sind, so wird der folgende Band um so reicher sein an den Namen der Familien, die bis in die jüngste Zeit herein für Straßburg und das Elsaß von Bedeutung waren und lebendige Erinnerungen wachrufen. Aber auch in Betreff des ersten Bandes ist dies schon der Fall. So wird z. B. die Abstammung der berühmten Familie Born aus der Familie der Ripelin hier zum ersten Male nachgewiesen, und der Bornische Stammbaum der Genealogen von der „Edelsasser Chronik“ an bis auf Erneste Lehr über den Haufen geworfen. Während die Familie noch an

den Ahnherrn Friedrich auf dem Wormser Turnier um 1207 glaubt, wird durch die Urkunde Nr. 364 ihr Alter weiter hinauf, in das zwölfte Jahrhundert gerückt. Der erste Zorn ist Nikolaus Zorn und erscheint zuerst 1252 als Sohn Hugo Ripelins, eines Straßburger Bürgers, in jener Urkunde, durch welche Bischof Heinrich und das Domcapitel von Straßburg den Nikolaus Zorn und Kulin zwanzig Mark von der Molsheimer Steuer verpfänden. Von den Mülheim, den Capulets von Straßburg, wenn die Zorn die Montechi waren, erscheint bisher nur einer, nämlich 1263 ein Burcardus de Mülheim.

Ueber jenen Krieg zwischen Bischof Walthar und der Stadt, dessen Hauptereigniß die bekannte Schlacht von Oberhausbergen ist, liefert das Urkundenbuch von dem Jahre 1261 an eine Fülle von deutschen Urkunden, wie sie kein deutsches Gebiet in solcher Fülle so frühzeitig aufzuweisen hat. Wir finden hier in fünf Jahren nahezu hundert Stück, während anderswo deutsche Urkunden in den Sechziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts noch zu den Seltenheiten gehören. Die ersten ganz vereinzelt deutschen Urkunden finden sich nämlich von 1240 an, häufig werden sie überall erst um 1280; wir sehen also, wie sich in Straßburg volle zwanzig Jahre früher die neue Sitte der Canzleien bemächtigte. Vergessen dürfen wir nicht, hier beizufügen, daß der Bearbeiter des Urkundenbuches, W. Wiegand, die wichtigsten dieser Urkunden in seiner Habilitationsschrift „Bellum Waltharianum“ schon verwerthet hat.

Für die städtische Topographie ist erstaunlich viel zu holen, wie ein Blick auf das Register der Localitäten von St. Aurelien bis zu den Ziegelscheuern erweist. In einer Urkunde (Nr. 156) von 1211 wird gehandelt über einen Grund und Boden „juxta portam boum“, „neben dem Ochsenthor“. Ein Straßburger Thor dieses Namens ist unseres Wissens bis heute gänzlich unbekannt gewesen. Das treffliche Buch von K. Schmidt, um das uns andere Städte beneiden, „Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter“ würde eine ganz andere Gestalt gewonnen haben, wenn das Urkundenbuch schon vorhanden gewesen wäre. Wenn letzteres vollendet sein wird, wird es möglich sein, das alte Straßburg des vierzehnten Jahrhunderts mit Genauigkeit zu reconstruiren.

Am Schlusse des Werkes findet der Leser ein Namenregister und ein Sachregister, beide aufgestellt von Dr. M. Balzer. — „Persuadé comme Borchart, qu'un index est l'âme d'un gros livre l'auteur a joint au présent ouvrage une table alphabétique des matières,“ schreibt Digot in der Vorrede zu seiner „Histoire de Lorraine“. Ja, das Register ist die Seele eines umfangreichen Buches, durch ein umsichtig und verständig ausgeführtes Register erhält ein Buch wie das Urkundenbuch erst Leben und

praktische Verwendbarkeit. Dieses Baltzersche Register ist aber, man darf es sagen, über jedes Lob erhaben. Einige Beispiele! Ein Forscher sucht die ältesten urkundlichen Namen elsässischer Ortschaften. Er folgt dem Gang des Registers, und findet mehrere Hunderte der ältesten Schreibungen mit leichter Mühe. Wer Studien über Geschichte der geistlichen Orden macht, findet unter den Namen Dominikaner, Franziskaner u. s. w. einen Hinweis auf die urkundlichen Stellen, in deren Besitz er sonst nur nach langer Arbeit, und nie in solcher Vollständigkeit gekommen wäre. Unter der Ueberschrift „Münster, S. Mariae claustrum“ sind für die Localität 23 Stellen angeführt, für das Capitel über 150 Stellen; wer über die Beamten am Münster Nachweisungen sucht, findet Ausweis von den camerariis, cantoribus, cellerariis, custodibus, dapiferis an bis zu Vicaren und Bögten. Was sonst das Ergebniß einer Jahre lang fortgesetzten Forschung war, kann nunmehr in vollständigerer Weise, als es irgendwie möglich gewesen wäre, in wenigen Wochen erreicht werden. Auch in dem Sachregister ist dem Juristen, dem Culturhistoriker reiche Ausbeute bei geringer Mühe verheißen. Welche Unsumme von Excerpten und Notizen wird erspart durch Angaben, wie die unter dem Namen „Handwerke“, oder „Maß und Gewicht“.

Ein aufrichtiges und verdientes Wort des Lobes ist noch zu spenden der Buchdruckerei Heiß, welcher die technische Ausführung unter Leitung der Redactoren und des bekannten Verlages R. J. Trübner übertragen war. Das Papier ist von ungewöhnlicher Schwere und Solidität der Masse, die Schriftgattungen mit Geschmack gewählt, der Druck rein und accurat.

Wie wir schon angedeutet haben, soll diesem ersten Bande, der bis zum Jahre 1266 reicht, und dem die drei Stadtrechte beigegeben sind, bald ein zweiter Band folgen. In einer zweiten Abtheilung sollen die Acten zur politischen Geschichte Straßburgs in der Reformationszeit veröffentlicht werden.

Die Mitglieder der Commission zur Herausgabe des Werkes hatten die Grundsätze aufzustellen, nach welchen bei der Bearbeitung zu verfahren war, und die Ausführung derselben zu überwachen. Sämmtliche Mitglieder der Commission versehen ihr Amt als Ehrenamt, nur der mit der Bearbeitung des Textes Beauftragte und der außerhalb der Commission stehende Bearbeiter des Registers erhalten Remunerationen. An Geldmitteln standen und stehen dem Werke zur Verfügung, im Jahre 1876 6000 Mark aus Landesmitteln, im Jahre 1877 4000 Mark aus Landesmitteln, 2000 Mark aus den Mitteln der Stadt; von 1878—1881 je aus den Mitteln des Landes und der Stadt 4000 Mark, also für das Jahr 8000 Mark, im Ganzen 44,000 Mark. Dafür sollen drei Bände des Urkundenbuches und mindestens drei Bände der Acten des sechzehnten Jahrhunderts hergestellt werden, so daß demnach ein

Band etwas über 7000 Mark zu stehen kommt. Für den ersten Band, bei dem aber ein Theil der Arbeiten bezahlt ist, die auch den folgenden Bänden zu Nutzen kommen, wurden ungefähr 9000 Mark ausgegeben.

Strasburg, December 1879.

S.

## Ein Brief von Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen.

Mitgetheilt von W. Stricker.

Die aus Waldeck stammenden Familien Bunsen und Stricker sind mehrfach verschwägert. Der Mann von Christian Karl Josias Bunsens Tante Helene war ein Bruder meines Großvaters (Nippold I, 3\*]); meine Großmutter Stricker war eine geborene Bunsen, Schwester des wiederholt bei Nippold (I, 16, 24) genannten Regierungsrathes Ludwig Bunsen (1760 bis 1809) und des Bibliothekars Professor Christian Bunsen in Göttingen (1770 bis 1837), welcher der Vater ist des berühmten Heidelberger Chemikers.

Der nachstehende Brief ist an meine Tante, die durch Goethes rühmliche Erwähnung („aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar“) bekannte talentvolle Blumenmalerin Christiane Stricker (1780 bis 1840), gerichtet und füllt die Lücke aus, welche zwischen den Briefen vom 1. Juli 1813 und 21. Januar 1814 liegt (Nippold I, 39, 43). Ueber die Reise selbst sagt Nippold: „Am 7. April 1813 trat Bunsen mit William Backhouse Astor, dem Sohne des reichen aus Walldorf bei Heidelberg gebürtigen Astor in New-York, dessen Lehrer in Göttingen er seit 1810 war, eine Reise über Frankfurt und Würzburg nach Wien an, von da weiter über Salzburg und München nach Mailand und den norditalienischen Seen.“ Der Brief lautet:

Theure Freundin!

Als ich vor mehr als sechs Monaten Sie verließ, bat ich um Anknüpfung eines Briefwechsels. Sie nahmen es mit zuvorkommender Güte an; ich versprach bald zu schreiben. Die Zeit der Reise ist bis auf wenige Tage verschwunden, ehe der Anfang gemacht worden: ein Brief, so kurz vor der persönlichen Antunft, scheint nur Ausflucht und Furcht anzuzeigen: hören Sie also, wie es mir ergangen!

Als ich fast unmittelbar nach meiner Abreise Sie sah, hatten überhäufte Arbeiten und mehr noch das qualvolle Abreißen der schönsten Lebensperiode Veränderung und Zerstreuung in mein ganzes Wesen geworfen. Vergangenheit und Gegenwart, Gegenwart und Zukunft lagen in verworrenen Gestaltungen vor meiner Seele: die warme Herzlichkeit, die ich in Ihrer mir so theuern Familie

\*) So citire ich: Christ. K. Josias von Bunsen, geschildert von seiner Wittwe, deutsche Ausgabe von F. Nippold. Leipzig 1868—71. 3 Bände.



fand, zog mich mehr zurück als vorwärts, und in meinem ganzen Leben war ich wohl niemals weniger geeignet, vor Ihnen zu erscheinen als damals, und ich verließ Sie wohl noch zerstreuter, als ich gekommen war. Seit diesem Augenblick war es aber auch fest in mir, den zweiten Anfangspunct unserer Bekanntschaft, das heißt den brieflichen, etwas schicklicher zu wählen: theils aus einem gewissen Gefühle von Scham und männlichem Stolz, wenn Sie wollen, theils aber und besonders weil eigentlich einen Briefwechsel anfangen mir nichts anders heißt, als einen größeren oder geringeren Theil meines gesammten Lebens mit einem andern in Verbindung setzen, und es unmöglich für Sie passend war, Ihnen abgerissene und noch verwirrte Fäden eines Ihnen unbekanntem und unverständlichen Gewebes zu zeigen. Diese Klust konnte wohl im wirklichen Zusammenleben, konnte wohl mündlich gefüllt werden, schriftlich auf keine Weise.

Nun hören Sie einmal im Kurzen die innere Geschichte meiner Reise.

Die ersten gesammelten und herzlich frohen ruhigen Augenblicke fand ich während der drei Tage und drei Nächte, die ich bei der unbeschreiblich schönen Fahrt von Regensburg nach Wien, meist mir selbst überlassen, zwischen den herrlichen Ufern der Donau verlebte. So kam ich in der Hauptstadt an. Das nie gesehene Gewühl des Menschenlebens ergriff mich wie ein Zaubertanz! Die politische Lage Oesterreichs, freiem Gedanken- und Weltverkehr günstig, weckte lang vergebens unterdrückte Gefühle: religiöse und philosophische Betrachtungen und Stürme, welche der Umgang mit Männern wie Adam Müller und Friedrich Schlegel und der ganze mir noch neue Anblick des österreichischen Systems in diesem Puncte erregte, rissen den Rest an sich und erregten eine sicher mir nothwendige Gährung, der ich mich gern überließ, überzeugt, daß nur so ein richtiges Auffassen des vor mir Liegenden und nur so die wahre Ruhe und Festigkeit möglich sei. Dabei zog mich so manches unsanft aus diesem Kreise und dieser Stimmung, daß ich nur mit Schreiben mir zu helfen wußte: ich schrieb mehr als zwölf Briefe an meine Freunde, von denen jeder auf seine Art das Gepräge meines wogenden Zustandes trug. Ich dachte oft an Sie, aber ich schrieb nicht.

Einen Monat später reiste ich über Salzburg nach München. Hier kam ich in eine andere Welt: Schelling, Jacobi, Feuerbach und der Anblick der gesammten wissenschaftlichen Thätigkeit weckten eine unwiderstehliche Sehnsucht nach lang entbehrten Studien, die ich zu früh hatte abbrechen müssen: und die Kunstsammlungen rissen mich fast noch mehr hin als in Wien. Oft wenn ich so recht lange vor einem Raphael oder Dürer oder Rubens — wegen dessen Sie mit Recht mich hierher verwiesen — gestanden hatte, und selbst dann nicht weggehen mochte, wenn das Gesehene mich längst von dem Gemälde weggetragen, hätte ich Sie herüberziehen und Blatt für Blatt, Buchstabe für Buchstabe in dem herrlichen Buche mit ihnen besprechen mögen: aber an Sie schreiben, den ersten Brief an Sie schreiben, konnte ich bei Gott! nicht: unmittelbar nach solchen Stunden überlasse ich mich gern meinen Gefühlen in mir (sic! Str.) und später, wo sie gewöhnlich gestört oder doch immer unterbrochen wurden, wollte ich auch mich nicht an Sie wenden, weil dann in meiner Seele stürmender Mißklang war, mit dem ich Ihnen, theure Freundin, um so weniger nahen mochte, als ich keine Gelegenheit hatte, den Uebelstand durch Uebergänge zur Harmonie zu verlöschen: anders aber schreiben, als es die Stunde bringt, mag ich an keinen, mit dem ich es herzlich meine. So blieb ich sechs Wochen in München, aber ich ging weg, ohne mein Wort gelöst zu haben.

Waren unterdessen auch manche Grundsätze in mir sicherer und fester geworden, so hatten doch die Lage meines Vaterlandes und die Umstände meines

von Haus fast ganz abgeschnittenen Freundes\*) so rein allen materiellen Boden eigentlicher Lebenspläne unter meinen Füßen weggezogen, daß ich, gefaßt auf alles, und in dem Gedanken, was ich suche könne auch wohl auf anderen, dem gewöhnlichen Leben näher liegenden Bahnen erlangt werden, wenn zu der erkorenen der Weg versperrt sei, mich in alles, was mir offen stehen konnte, wenn ich vorwärts wollte, ganz frei hineindachte. Da wurden denn manche noch nie erwachte Geister los, und nie gekannte Stürme erhoben sich: zehn Wochen fast ununterbrochene Wanderungen in Berg und Thal sind mir deshalb für mein inneres Leben vielleicht die wichtigsten. Aber es war als wenn auf den höchsten Bergspitzen mein eigentlicher Lebensgenius throne, und alle andern verstummen mache: größere Ruhe und Festigkeit, ja Gefühl der eroberten Stärke lehrten hier immer in meine Seele zurück.

Als ich aber am Ende der ganzen Schweizerreise aus dem Thale des Montblanc hinaufgestiegen war und während die Gesellschaft schon jenseits, dem folgenden Thale zu sich gelagert hatte, den noch allein frei und rein dastehenden erhabenen Dom des großen Welttempels betrachtete, bis auch zu ihm die Wolken hinaufstiegen, fühlte ich das Bewußtsein, daß ich einst heller sehen werde, was ich ahndend lange verfolgt, und daß ich Kraft genug haben werde; es frei von allen Rücksichten und Hindernissen zu erreichen. Da ward ich ruhig, und hier habe ich an Sie gedacht und beschlossen, das Geschehene treulich Ihnen zu berichten, sobald erst die Zeit die erforderliche Rinde über meine Empfindungen gezogen und sich diese ruhig in mein ganzes Leben vertheilt haben würden. So bin ich zum Rheinfluss und zum Münster geslogen und endlich in Heidelberg für einige Ruhetage angelangt. Bald, sehr bald bin ich in Frankfurt und bei Ihnen.

Leben Sie wohl!

E. Bunsen.

Heidelberg, den 20. October 1813.

## I. Schneiders Denkwürdigkeiten.\*\*)

Das Jahr 1848 hat im Leben Louis Schneiders Epoche gemacht. Wie aus dem königlichen Schauspieler ein königlicher Vorleser wurde, das ist in Kürze der Inhalt des zweiten Bandes seiner Denkwürdigkeiten, der mit dem März des genannten Jahres anhebt. Die Revolution hat ihn aus einer wenig bemerkten Stellung lärmend an die Deffentlichkeit gezogen, hat ihm durch Stürme und Widrigkeiten hindurch den Weg des Glückes gebahnt; der Strudel ward ihm zum Heile, er riß ihn buchstäblich „nach oben“. Schon vorher dem höfischen Kreise nahe getreten, gehört er ihm nunmehr völlig an. Die Wichtigkeit, welche diese Wendung unstreitig für seine persönlichen Schicksale hatte, wird nun auch dem Leser stark zum Bewußtsein gebracht. Die Aufzeichnungen, die ihren episodenhaften Charakter beibehalten, tragen durch-

\*) Astor.

\*\*\*) Aus meinem Leben. Von Louis Schneider. Zweiter Band. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1879. Ueber Band I. vgl. S. 627 d. VI.

gänglich ein erhebliches Maß von Selbstgefälligkeit zur Schau. Recht naiv äußert sich das ungemeine Glück, das der Emporkömmling über die vom Hofe gespendeten Gnadenstrahlen empfindet. Und überall erkennt man im Selbstbiographen zugleich den geschickten Regisseur, der die eigenen Erlebnisse wirkungsvoll zu arrangiren und vorzuführen versteht. Diese Selbstbespiegelung des Autors stört einigermaßen das Behagen an seinem Erzählertalent. Uebrigens ist dieses stets unterhaltend, man bekommt auch einen guten Begriff von der Berliner Atmosphäre in den Revolutionstagen, es fehlt nicht an interessanten, die Zeitgeschichte glücklich illustrirenden Einzelheiten. Eigentlich politische Enthüllungen zu finden, darauf hat man schon nach dem Inhalt des ersten Bandes verzichten müssen. Ja, es ist nach dem Lesen dieser Aufzeichnungen der Zweifel erlaubt, ob Schneider überhaupt ein eigentlich einflußreicher Mann am Hofe gewesen ist.

Die Revolution wirkte in jedem Sinne ungünstig auf das Theater. Die Politik drängte sich in das Repertoire und mehr noch in die Theaterkritik. Der Besuch war ein spärlicher, die Einnahmen schmolzen von Tag zu Tag mehr zusammen. Der Hof blieb ferne, aber auch Damen erschienen selten. „Man sah nur Männer und im Parterre Schlapphüte, Bärte, Bewaffnete. Der Beifall äußerte sich roh, das Lachen wiehernd . . . Man fühlte nach allen Richtungen hin das Sinken der Anstalt.“ Für einen so überzeugten Royalisten war aber dieser Druck auf die Theaterverhältnisse nur ein Theil des Kammers, der seit dem „schmachvollen 18. März“ auf ihm lastete. Schneider machte nirgends ein Hehl aus dem Gegensatz, in dem er sich zu der jetzt herrschenden Strömung befand. So weigerte er sich, dem Leichenzuge der Märzhelden zu folgen, und die deutsche Kokarde legte er erst an, als er einer thatsächlichen Mißhandlung wegen Verschmähung dieses Zeichens mit knapper Noth entgangen war und auch dann mußte ihm seine Frau zuvor die preussische darunter nähen. Auch als Regisseur hatte er sich gegen allzu große Nachgiebigkeit der Intendanz gegenüber den Forderungen des Tages zu wehren. Für die Theatervorstellung, die am 21. März zum Besten der Hinterbliebenen der im Kampfe Gefallenen veranstaltet wurde, waren Zettel gedruckt worden, auf denen die übliche Bezeichnung: „königliche“ Schauspiele, „königliche“ Sänger und Sängerinnen u. s. w. unterdrückt war. Schneiders Entrüstung und Beredtsamkeit gelang es, den Druck neuer Zettel durchzusetzen, auf denen wenigstens die Ueberschrift: „Königliche Schauspiele“ wieder hergestellt war. Zu den „königlichen“ Sängern und Sängerinnen und der „königlichen“ Capelle hatte man sich aber nicht entschließen können.

Es machte Aufsehen, daß Schneider nach den ersten preussischen Waffenthaten in Schleswig am 25. April das Publicum des Opernhauses zu einem Hoch auf das preussische Heer fortriß, das damals der Gegenstand des un-

vernünftigsten Hasses war. Noch mehr aber ward die öffentliche Aufmerksamkeit auf den royalistischen Schauspieler gelenkt, als er in einer Versammlung Berliner Landwehrmänner, die zur Aufstellung etlicher Forderungen im Geschmacke des Tages einberufen war, voll Entrüstung hervortrat, das Verdeck eines Postwagens erstieg — das Local war der Posthof in der Oranienburger Straße — und von dieser improvisirten Rednerbühne herab eine zündende Ansprache an seine Commilitonen hielt, die mit einem Hoch auf den Prinzen von Preußen schloß. Schneider war jetzt in den Augen des Volkes ein Söldling der Reaction, ein erkaufter Fürstenknecht, sein Haus wurde der Gegenstand lärmender Ragenmusiken, die aber mit ebenso energischen Gegendemonstrationen ihm gleichgesinnter Landwehrmänner abwechselten. Auch gegen sein Auftreten auf der Bühne begann das Publicum zu protestiren. Es gab Scandale im Theater, und der herausfordernde Eifer des überloyalen Schauspielers wurde für Herrn von Küstner zuletzt so unbequem, daß er mindestens für einige Zeit sich Schneiders zu entledigen beschloß. Dieser hatte sich zuvor schon, den Ausbrüchen der Volksungunst zu entgehen, freiwillig nach Köpenick entfernt. Dort wurde ihm durch Herrn von Küstner Ende Mai der sofortige Urlaub zugestellt zu einem Gastspiele in Hamburg, den er früher schon, aber für den Monat Juli, nachgesucht hatte.

Das Gastspiel in Hamburg sollte sich aber unerwartet stürmisch gestalten. Einmal war Schneider der Ruf eines Erzreactionärs vorausgegangen, und, wie wenigstens er selbst erzählt, hatten Emissäre aus den demokratischen Clubs von Berlin die feindselige Stimmung gegen ihn genährt. Dazu kam, daß ihm die Hamburger grollten, weil ein früheres Gastspiel nicht, wie man hoffte, zur Uebernahme der Leitung des dortigen Thaliatheaters geführt hatte. Beides wirkte zusammen, um die Hamburger Tage so effectreich wie möglich zu machen. Es fehlte dem Schauspieler nicht an Beifall, aber die Demonstrationen gegen den „Verräther“ nahmen zuletzt einen so bedrohlichen Charakter an, daß er für sein Leben fürchten zu müssen glaubte und am 9. Juli von der Bühne weg, wo er den „Doctor Wespe“ gespielt hatte, sich vor seinen tumultuirenden Verfolgern in die Labyrinth der oberen Maschinenräume flüchtete, eine Lage, die seine Feder mit epischer Breite und zugleich mit geschickter Verwendung romantischen Beiwerks, ja Feuerwerks, schildert. Auf der Bühne selbst aber hatte er dem Publicum in einer Ansprache erkärt, „daß er heute zum letzten male die Bühne betreten habe und mit dem heutigen Tage aufhöre, Schauspieler zu sein“; ein Wort, das er zur Wahrheit machte, obgleich seine Beziehung zum Berliner Hoftheater erst viel später formell gelöst wurde.

Es folgte eine kurze Zeit der Entmuthigung, auch körperlichen Leidens. Dann aber begab er sich nach Schleswig, um im Felde Aufzeichnungen für

seinen „Soldatenfreund“ zu machen. Diese Schilderungen wurden gerne gelesen, Personen vom Hofe fanden auch Gefallen daran, wenn er selbst diese Berichte vortrug. Durch seinen Bruder, den Prinzen Karl, hörte der König davon und beschied Schneider zu einer solchen Vorlesung zu sich. Dies war der Anfang eines Verhältnisses, das in den nächsten Monaten in freierer Weise gepflegt, vom October an festere Gestalt gewann und später zu einer regelrechten Anstellung Schneiders führte. Jeden Sonnabend vor und nach dem Souper war Lesestunde; gewöhnlich im engsten Kreise der königlichen Familie, der sich jedoch ab und zu auch erweiterte. Einmal wird „Oberst Baron von Moltke“, einmal der „Bundestagsgesandte von Bismarck-Schönhausen“ als anwesend erwähnt. Schneider pflegte ein Programm zu entwerfen, aus welchem der König auswählte; geschichtliche Stoffe, besonders der neuen preussischen Geschichte entnommen, waren dabei bevorzugt. Die Vorlesungen fanden meist zu Sanssouci statt, auch in Potsdam, in Charlottenburg, im Stadtschloß. Bekannt ist, daß der König während der Vorlesungen zu zeichnen pflegte. Er benützte dazu ohne Unterschied die Rückseiten von Rapporten, Depeschen, oder der von Schneider vorgelegten Programme. Manches von den königlichen Zeichnungen kam auf diese Weise in Schneiders Besitz. „Waren es Figuren oder Landschaftliches, so durfte ich die Blätter mitnehmen. Nach Architektonischem wurde aber einige mal am anderen Tage gefragt, so daß ich dergleichen dann jedesmal abschnitt und liegen ließ.“

Auch bei den königlichen Jagden durfte Schneider nicht fehlen, und das scherzhafte Protokoll, das er alljährlich am St. Hubertusfeste im Jagdschlosse zu Grunewald vorzutragen hatte, scheint besonders beliebt gewesen zu sein. Ebenso fehlte er nicht bei den Manövern, bei den Reisen des Königs. Er begleitete den Monarchen nach Warschau zu der Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland (Mai 1851) und zu der Huldigungsreise nach Hohenzollern. Einmal wurde ihm auch eine Art diplomatische Sendung anvertraut: er ging nämlich von Hohenzollern nach Neuenburg, wobei ihm der König auftrug, die dortigen Royalisten von unflugen, compromittirenden Schritten abzuhalten.

Porträts aus der bunten Gesellschaft, in der er sich bewegte, sucht man bei Schneider vergebens. Er ist viel zu sehr mit sich selber beschäftigt, als daß er seine Umgebung zum Gegenstande von Studien machen könnte. Versteht er äußerliche Vorgänge lebendig zu zeichnen, so geht ihm die Gabe der Charakteristik gänzlich ab. Dagegen verhehlt er wie seine Sympathien so auch seine Abneigungen nicht. Besonders schlecht ist er auf Humboldt zu sprechen, der ihm zwar ins Gesicht immer freundlich war, aber einmal in einem Billet an Tieck wenig achtungsvoll von dem „jämmerlichen Pathos und den bühnenhistorischen Späßchen des patriotischen und militärischen

Schauspielers Schneider" sprach. Schneider hat erst nach Humboldts Tode, durch Holten, von diesem Briefchen Kunde erhalten; jetzt, da ihm die Schuppen von den Augen gefallen, erschien ihm Humboldt ganz als der empfindliche Rivale, der es nicht ertragen konnte, durch Schneider in der Alleinherrschaft am Theetische des Königs ausgestochen zu sein. „Als meine Vorträge zur Gewohnheit wurden, verhehlte er sein Mißbehagen nicht. Er begann z. B., noch ehe ich hereingerufen wurde, irgend einen für den König oder den Hof besonders interessanten Artikel aus einer mitgebrachten französischen Zeitung oder den Brief irgend eines berühmten Mannes an ihn vorzulesen; aber kaum war der Thee getrunken, so unterbrach ihn der König: „das Andere können Sie uns ja morgen mittheilen, heute ließt uns Schneider etwas vor.“

Auch für das Bild Friedrich Wilhelms IV. bringt Schneider keine eigentlich neuen Züge herbei. Er schildert den König als geistreich, beredt, wohlwollend, voll der besten Absichten, der blendendsten Entschlüsse, der edelsten Regungen. „Sein Wissen war allerdings nur encyclopädisch, aber unendlich reich nach allen Richtungen hin, und überall übte er eindringliche Kritik, die nur in seltenen Fällen nicht gleichzeitig eine wohlwollende war. War er heftig und aufbrausend gewesen, so fühlte man ihm das Herzensbedürfniß an, auch wieder gut zu machen, wenn er wehe gethan. Er verlor leicht das ruhige Gleichgewicht, enthusiastirte sich schnell für einen Gedanken, der ihm nachher in seinen praktischen Folgen unangenehm wurde, und den er eben so schnell wieder fallen ließ. Er war durch und durch eine poetische Natur, und zwar in dem ganzen Gegensatze, in welchem sie zu einer praktischen Natur steht. Eben weil er durchaus anders war als sein Vater und sein ältester Bruder, mußte ihm praktisch Vieles mißrathen, was seinem Vorgänger und seinem Nachfolger gelang.“

Folgende Erzählung Schneiders mag noch mitgetheilt werden. „Am 31. März (1849) hatte ich einen historischen Aufsatz auf das Programm gesetzt, welcher die Prophezeiung behandelte, die dem Kurfürsten Joachim I. im Jahre 1506 für das Haus Hohenzollern nicht allein die Erlangung der Königswürde, sondern der höchsten Würde in der Christenheit verhieß. Es war dies die Zeit, wo das Eintreffen der Deputation erwartet wurde, welche dem Könige die deutsche Kaiserkrone als ein Geschenk der Paulskirche anbieten sollte. Bei der hohen Bedeutung des Augenblicks fragte ich aber vor dem Beginn der Vorlesung den Generaladjutanten von Rauch um Rath; dieser ließ sich den Aufsatz vorlesen, erschrak über den jedenfalls merkwürdigen Inhalt jener alten Prophezeiung und hielt es für besser, daß der König gerade jetzt nichts davon erführe. Ich mußte sofort in Charlottenburg noch ein anderes Programm schreiben, und jener Aufsatz ist dem Könige nie vorgelesen worden.“

Seines Amtes als Vorleser waltete Schneider, so lange Friedrich Wilhelm ihn zu hören vermochte. Seit der Erkrankung des Königs in Pillnitz (Juli 1857) machte Schneider öfter die Bemerkung, daß hin und wieder nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit für die Lectüre bei demselben herrschte. Das Gedächtniß des Königs schwand zusehens, er konnte sich fast nicht mehr auf Namen besinnen, und daß ihm sogar einmal der Name Schneiders entfiel, versetzte diesen in eine „unbeschreiblich ängstliche und gedrückte Stimmung“. Seitdem nahm er zur Vorsorge jedesmal Bilderwerke mit, um, im Falle die Aufmerksamkeit und das Verständniß für die Vorlesung versagte, doch das Interesse des Königs fesseln zu können. Die letzte Vorlesung fand am 28. September dieses Jahres statt. Der König war sichtlich seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig, und Schneider verließ in trübster Stimmung Sanssouci, um nie mehr zum Vorlesen befohlen zu werden.

W. Lang.

### Beeren-Sammeln im Reichswald.

Die im Entwurf des Feld- und Forstpolizeigesetzes für Preußen vorgesehene Bestimmung, wonach der Eigenthümer des Waldes und der Waldweiden befugt sein soll, das Sammeln von Beeren und Pilzen zu verbieten, mag in einigen östlichen Theilen Preußens herkömmlich sein, für die meisten Wälder enthält sie eine Neuerung, und würde im Volk als eine kleinliche Verkümmerung alten Herkommens bitter empfunden werden. An einem Beispiele, deren hunderte geliefert werden können, möchten wir dies klar stellen.

Der Büdinger Wald in der Wetterau, nahe bei Gelnhausen beginnend, und mit vielen Tausend Morgen in das preußische Staatsgebiet hineinreichend, war bis zum Jahre 1806 ein Reichswald, in welchem über vierzig Gemeinden seit der Hohenstauffenzeit ihr Bau- und Geschirrholz holen, Laub und Streue sammeln, ihr Vieh zur Weide schicken durften und noch dürfen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert sind die Herren, späteren Grafen von Jsenburg mit bestimmten beschränkten Rechten, die zum Theil aus dem erblichen Reichsforstmeisteramte entsprangen, beliehen gewesen. Die Lehnherrlichkeit ging bei Auflösung des Reiches auf den Bundesgenossen Napoleons, den Fürsten von Jsenburg-Birstein, über, und dieser erklärte den Wald am 31. December 1812 für sein und seiner Vettern, der Grafen von Jsenburg-Meerholz, Büdingen und Wächtersbach „Allodium und freies Eigenthum“, jedoch mit Fideicommiss-eigenschaft. Der napoleonische General ahnte richtig, daß der russische Winter die Macht Napoleons vernichtet haben könnte und es Zeit sei, sich für die Zukunft zu versorgen, oder — was ebenso glaublich — es wurde die

Schenkungsurkunde nachträglich fabricirt und in die Archive gelegt. Bei der Regelung der standesherrlichen Verhältnisse behielten die Isenburger alle Domänen und auch diesen Büdinger Wald als Eigenthum; und so steht es jetzt in den Grundbüchern. Durch zahlreiche Proccesse am Reichskammergericht und Reichshofrath und vor den hessischen und kurhessischen Gerichten sind die Grafen genöthigt worden, die oben erwähnten Berechtigungen der Bürger von Gelnhausen und Büdingen sowie der Bauern, welche in vielen kaiserlichen Privilegien und in alten Weisthümern zugesichert sind, anzuerkennen. In keinem von allen diesen Privilegien, Weisthümern, Vergleichen, Urtheilen wird aber je davon die Rede sein, daß den berechtigten Bürgern und Bauern auch die Befugniß zustehe, im Büdinger Wald Heidelbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren u. s. w. zu sammeln. Daß das je verboten werden könnte, lag dem Gedankenkreise der ganzen Bevölkerung, auch der gräßlichen Lehenträger, völlig fern. Sollte, wo man Holz und Laub nehmen, wo das Vieh weiden darf, den Hirten, den Kindern, den Armen das Beeren sammeln verboten sein können? So etwas erschien lächerlich. Die Beeren sind auch thatsächlich seit unvordenklicher Zeit ohne Einspruch gesammelt worden, und Schreiber dieser Zeilen hat sich selbst in seiner Jugend mit seinen Gespielen oft in der Waldeinsamkeit und auf den Waldwiesen an Erdbeeren und dergleichen gelabt, auch wohl eine Botanisirbüchse damit gefüllt, um zu Hause den Segen der gütigen Natur vorweisen zu können. Würde jetzt der preussische Gesetzentwurf zum Gesetz werden, so würde er ein uraltes Herkommen umstürzen, ohne daß den Einberechtigten ein Hülfsmittel dagegen zu Gebote stünde, da vom Recht auf Beeren und Pilze nirgends etwas geschrieben steht.

Der Einwand, daß die Waldeigenthümer ein Einsehen haben und ein Verbot nicht erlassen würden, bietet wenig Trost. Die Geschichte der Jahrhunderte, die eine Geschichte stetiger Schmälerung der Nutzungen der Einberechtigten ist, macht dies wenig wahrscheinlich. Es bleibt auch immer die Kränkung des Rechtsgefühls bestehen, daß, was von den Vorfätern her ein Recht war, nun eine Gnade sein soll. Hüten wir uns, den conservativen deutschen Bauer, der den „Kampf ums Recht“ stets ehrlich geführt hat, in ein feindliches Lager zu treiben.

Tübingen, 18. December 1879.

J. Thudichum.

### Vom preussischen Landtag.

Wie tief die durch den Elbinger Simultanschulfall hervorgerufene Bewegung auf allen Seiten geht, zeigt der Umstand, daß an der Abstimmung über die Petition des Elbinger Magistrats 391 Mitglieder des Abgeordnetenhauses Theil nahmen, also trotz der Nähe der Weihnachtsferien kaum ein



Sehtel der Gesamtzahl fehlte. Der Antrag des Correferenten der Commission, Gneist, welcher die Petition der Regierung zur Berücksichtigung überweisen wollte, vereinigte nur 147 Stimmen auf sich, zu den Liberalen fand sich nur ein kleinerer Theil der Freiconservativen, obwohl Dr. Gneist in seinem mit dem Commissionsbericht zur Bertheilung gelangten Botum sich die strengste Reserve auferlegt hatte, um alle Freunde der Falkschen Unterrichtsverwaltung geschlossen um seinen Antrag zu vereinigen. Wenn der zweite Redner der Fraction, Dr. von Sybel, nicht ganz in den Grenzen dieser Reserve blieb, sondern eine allgemeine Bertheidigung der Simultanschulen unternahm, welche nicht unbedingt der Stimmung seiner ganzen Partei entsprechen dürfte, so hat dies doch auf die Abstimmung keinen Einfluß mehr üben können, da die freiconservative Fraction am Abend vorher schon, wenn auch mit geringer Mehrheit, den Anschluß an den nationalliberalen Antrag abgelehnt hatte. Wie die Abstimmung, ist auch die ganze Verhandlung ein redendes Zeugniß dafür, wie wenig eine parlamentarische Versammlung geeignet ist, über eine Rechtsfrage sich auszusprechen — so war die Angelegenheit von dem bedeutendsten deutschen Staatsrechtslehrer der Gegenwart in aller Strenge behandelt worden, aber die Thatsachen, auf welche er sein Urtheil begründete, fanden kaum eine Erwiderung, seine Rechtsgründe nur die oberflächlichste Widerlegung. Indes hat Herr von Puttkamer sich auf dem einmal eingenommenen Boden diesmal mit anerkanntem Tact und Mäßigung bewegt; er hat nachdrücklich den Vorwurf zurückgewiesen, die „dem Staate, der Gemeinde und dem bürgerlichen Leben gehörende Schule an irgend ein Kirchensystem auszuliefern“, er hat sich gegen die Absicht verwahrt, die bestehenden Simultanschulen anzutasten, er will sogar in Betreff der Zulassung neuer grundsätzlich noch auf dem Boden des betreffenden Falkschen Rescripts stehen — alles das gewährt die unter den Umständen immer noch sehr willkommene Genugthuung, daß die neue Unterrichtsverwaltung ihre Stärke wenigstens nicht darin suchen wird, zwischen sich und ihrer Vorgängerin möglichst schnell einen Damm vollendeter Thatsachen aufzurichten.

Das Herrenhaus hat inzwischen die Eisenbahnvorlagen gegen eine Minorität von kaum einem Siebentel der Stimmen angenommen. Aus der Verhandlung selbst hätte man auf dieses Stimmenverhältniß nicht leicht schließen können, da von den sechzehn Mitgliedern der Minorität nicht weniger als sieben gegen die Entwürfe gesprochen haben, unter welchen die beiden Exminister Graf zur Lippe und Camphausen ein seltsames Bruderpaar bildeten. Ueberhaupt war die kleine Minorität — Herr Camphausen und die Oberbürgermeister von Berlin und Magdeburg eingerahmt zwischen den Hochconservativen Graf Lippe und von Senfft-Pilsach und dem fortschrittlichen Eisenbahnverwaltungsrath Hausmann, der ganz im Geschmack seiner Partei-

genossen die Hoffnung aussprach, die Regierung werde „mit gleicher Energie wie das Project der Staatsbahnen die Vinderung des oberschlesischen Nothstandes verfolgen“ — eine so gemischte Gesellschaft, als es die Zusammensetzung des hohen Hauses nur irgend gestattete. Auffallend war, daß die kleine Minderheit in der Commission stark genug gewesen war, um, während das Abgeordnetenhaus sich jeder Aenderung der Vorlagen enthalten hatte, die Streichung der Clausel durchzusetzen, welche der Regierung Vollmacht zur Kündigung der Prioritätsanleihen der erworbenen Bahnen ertheilt; denn zuletzt stimmten für diese Streichung nur die grundsätzlichen Gegner des Erwerbs. Noch bemerkenswerther aber ist es, daß die im Abgeordnetenhause von allen Parteien der Majorität so ernsthaft behandelten „Garantien“ im Herrenhause eine höchst kühle Aufnahme fanden, und die Beschlußnahme über die im Abgeordnetenhause angenommenen Resolutionen vorbehalten, d. h. überhaupt abgelehnt wurde, bis die auf Grund derselben abzufassenden Gesetzentwürfe von der Regierung eingebracht sein würden. Die Eisenbahnräthe fanden nur im Minister Maybach einen Vertreter, während der Generalpostmeister Stephan wenig tactvoll — da doch eine Scheidung zwischen der preussischen und der Reichsregierung politisch immer nur eine Fiction ist — dieselben mit so viel Wig als nur Herr Eugen Richter in der Sache hätte aufwenden können, als eine „Coulisse“ darstellte, „hinter die sich der Minister gelegentlich mit Anstand zurückziehen, oder aus der er bei anderer Gelegenheit wirkungsvoll hervortreten könne“. Auch wenn dies in Regierungskreisen wirklich wohl erwogene Meinung wäre, ist es eben so wenig angemessen wie auch nur klug, dieselbe auszusprechen, nachdem man eben erst auf den guten Glauben an die Ernsthaftigkeit der Garantien so manche Stimme im Abgeordnetenhause gewonnen hat und derselben im nächsten Augenblicke schon wieder bedürfen wird. Aber auch dem eigenen Vorgehen des preussischen Ressortministers gegenüber ging Herr Stephan in der Kritik bis hart an die Grenze des in seiner Stelle Schicklichen, wenn nicht darüber hinaus. Wenn der Redner sagte, eine südwestliche Operationslinie wäre ihm „lieber“ gewesen als die westliche, so ist doch bekannt, daß Herr Maybach mit der letzteren nicht aus Mangel an Urtheil oder gutem Willen, sondern wegen der realen Schwierigkeit begonnen hat, welche dem Erwerb der Berlin-Anhalter Bahn das klare Bewußtsein der Eigenthümer von deren Werth entgegenstellt. Die Andeutung „weiterer Gesichtspuncte“ aber, die nach Ansicht des Redners die „südwestliche Linie“ wichtiger erscheinen lassen, war zur realen Unterstützung der Regierungsvorlage so wenig nöthig, als sie dem moralischen Eindruck derselben außerhalb Preußens förderlich sein kann.

### L i t e r a t u r .

Bücher, welche von der Kunst, besonders von der vergangenen Kunst handeln, empfangen in unseren Tagen erst dann volles Bürgerrecht, wenn sie selbst mit reicherm künstlerischen Schmucke behangen auftreten. Die kunsthistorische Literatur ist wesentlich eine Illustrationsliteratur geworden. Ueber den Nutzen einer möglichst engen Verbindung des Wortes mit dem Bilde bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung. Wie sehr die kunsthistorischen Studien dadurch gewonnen haben, daß sie durch die Anschauung unterstützt werden, ist eine bekannte Thatsache. Doch dürfte es vielleicht nicht überflüssig sein, daran zu erinnern, daß die Illustration schlechtthin nicht ausreicht, um wissenschaftliche Kunsterkenntniß zu schaffen und zwischen der Illustration, wie sie bei Elementarbüchern zweckdienlich erscheint und der Illustration wissenschaftlicher Werke schärfer unterschieden werden sollte. Die Weise, wie die Illustration uns in der Kunstliteratur nicht selten entgegentritt, erinnert an den Bilderschmuck in älteren naturhistorischen Büchern, als noch die sogenannte „Balgzooologie“ blühte. Von der Illustration in wissenschaftlichen Werken verlangen wir, daß in ihr das didaktische Moment kräftiger zum Ausdruck komme, daß sie z. B. die für den einzelnen Meister charakteristischen Kopf- und Körpertypen, die Bewegungsmotive u. s. w. in ihrer Entwicklung uns vor die Augen führe, wie der einzelne Meister die verschiedenen Affecte und Stimmungen zu schildern liebt, durch Vergleichung mit der Wiedergabe derselben durch andere Künstler uns anschaulich mache. Es ist allerdings in manchen Kreisen die Meinung verbreitet, die Kunstbetrachtung habe sich auf solche Finessen nicht einzulassen. Es werde doch das Kunsturtheil wesentlich dadurch bestimmt, ob ein Bild Vormittags oder Nachmittags, bei hungrigem Magen oder nach guter Verdauung genossen werde. Ein Candidat für Carlsbad sehe eben die Dinge anders, als ein Mann, welchem die Aerzte den Gebrauch von Marienbad empfohlen haben. Wie denn aber, wenn es in der Kunstgeschichte auf das Gefallen oder Mißfallen in erster Linie gar nicht ankommt, sondern darauf, daß man die Stellung des Künstlers in seiner Zeit und in seiner Umgebung fixire und nachweise, wie er das von seinen Vorgängern empfangene Erbe verwerthet und auf seine Nachfolger übertragen hat. So lange die Kunstgeschichte es als ihre wesentliche Aufgabe ansieht, unmittelbar auf den modernen Geschmack einzuwirken und die absolute Bewunderung der Zeitgenossen für die Werke und Richtungen der vergangenen Kunst zu erzwingen, so lange sie solchen wenn auch wohlgemeinten Tendenzen huldigt, wird sie, so fürchten wir, in streng wissenschaftlichen Kreisen stets über die Achsel angesehen werden. Das müssen wir übrigens zugeben, daß das große Publicum mit den Illustrationen, als bloßer gefälliger Beigabe, vollkommen zufrieden ist, und jedes Werk, welches außer der Belehrung auch noch so viel des äußeren Schmuckes bietet, um auf dem Salontische prangen zu können, freudig begrüßt. Selten wird die gleiche Gunst nicht illustrierten kunsthistorischen Schriften zu Theil. Um so erfreulicher, wenn ein so verdienstliches Werk wie Jacob Burckhardts Cicerone diese Gunst erfährt. Der Cicerone ist kürzlich in vierter Auflage ausgegeben worden. Die Bearbeitung hat ein jüngerer Fachgenosse, Wilhelm Bode in Berlin übernommen und mit anerkannter Energie durchgeführt. Die Anordnung des Stoffes wurde vielfach umgeändert, auch die Kritik der Einzelwerke in mehreren Fällen modificirt. Für den Gebrauch hat der klassische Wegweiser durch Italien insbesondere durch die genaueren und ausführlicheren Ortsregister entschieden gewonnen, auch mit den formalen Aenderungen des Herausgebers darf man sich in den meisten Fällen einverstanden erklären. Bei einer neuen Auflage, die hoffentlich wieder nicht lange auf sich wird warten lassen, möchten wir uns den Vorschlag erlauben, daß zwar alle sicheren Resultate

neuerer Forschung, wie in dieser Auflage, in den Text aufgenommen, neue kritische Ansichten aber, welche auf bloßem Stilgeföhle beruhen, von dem Buche, wenn nicht dringende Gründe dagegen sprechen, ferne gehalten würden. Abgesehen von der Pietät für den hochverdienten Verfasser, welche ein solches Verfahren wünschenswerth macht, ist ja gerade das maßvoll abwägende, vorsichtige kritische Urtheil ein besonderer Vorzug des Cicerone gewesen. Ob die Vermuthung wohl im Sinne Burdhardt's ist, daß Raphael in seiner Grablegung zwei Gestalten aus zwei verschiedenen Werken Michelangelos nahezu copirte? Und auch die andere Frage möchten wir uns erlauben, ob der Historiker Burdhardt den Worten zustimmt, die Identificirung des Mönches im „Concert“ des 1511 verstorbenen Giorgione mit Luther sei eine „leider wohl für immer unbeweisbare Hypothese“. Wir hätten für diese Hypothese einen anderen Namen.

Wer conservativen Gesinnungen in kunsthistorischen Dingen huldigt, wird volle Befriedigung finden in dem Werke Ernst Försters: Die deutsche Kunst in Bild und Wort. Dasselbe reproducirt zum Theile die Bildtafeln, welche wir bereits in den „Denkmälern der deutschen Baukunst, Bildnerei und Malerei“ desselben Verfassers erblickten. Der Text aber ist neu geschrieben oder auch nicht neu geschrieben, da er wesentlich die alten Urtheile und historischen Anschauungen, in welchen der verdiente Kunstforscher aufwuchs und in Ehren alt wurde, wiederholt. Die Wärme und ehrliche Begeisterung, mit welcher sie vorgetragen werden, entwaffnen den Widerspruch. Nur in Einzelheiten, wo der Irrthum gar zu sehr auf der flachen Hand liegt, hätten wir eine nachbessernde Hand gewünscht. Daß der brave alte Judenkönig Ezechias (Buch der Könige 20,6) auch jetzt noch als ein Elfenbeinschnitzer des zehnten Jahrhunderts gerühmt wird, erinnert doch gar zu stark an den Leibarzt Kaiser Heinrichs II., Dr. Helfortis, in welchen ein kürzlich verstorbener Archäologe den Erzengel Michael auf der Baseler goldenen Tafel verwandelt hat. Immerhin dürfte Försters Buch, welches die ganze deutsche Kunst umfaßt und mit Stahlstichen reich und glänzend ausgestattet ist, viele Freunde sich erwerben und zur Einführung in die deutsche Kunstgeschichte sich zweckdienlich erweisen.

Der rastlos thätige Georg Hirth setzt nicht allein den weit verbreiteten und allgemein beliebten Formenschatz rüstig weiter fort (vom Jahrgange 1880 liegen bereits drei Hefte vor), sondern hat auch eine neue Publication: Das deutsche Zimmer der Renaissance begonnen. Der Formenschatz hat bekanntlich seit dem dritten Jahrgange (1879) eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Er schränkt sich nicht mehr auf die Renaissanceperiode ein, sondern bietet Decorationsmuster aus allen Zeitaltern von der Antike bis zum Rococo. Jedenfalls trifft ihn nicht mehr der Vorwurf der Einseitigkeit; die Vergleichung der verschiedenen Stile läßt die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen schärfer heraus treten und nach seinem Werthe unbefangener abschätzen. Auch der andere Vorwurf, daß durch solche Sammelpublicationen die Halbbildung gefördert wird, dürfte den Herausgeber nicht allzustark mehr bedrücken.

Es ist möglich, daß der Formenschatz unter den vielen Händen, in welchen er hoffentlich sich befindet, auch mitunter in unberufene Hände gelangt und mißbräuchlich angewendet wird. Dieselbe Gefahr beschwören auch die zahlreichen populären Schriften über Kunst und Kunstgeschichte herauf. Und dennoch können wir sie nicht missen. In berufenen Händen wird aber der Formenschatz nur anregend und fördernd wirken. Es giebt kein Werk, welches sich in Bezug auf Fülle des Gebotenen und Billigkeit des Preises mit Hirths Formenschatz auch nur annähernd messen könnte. In wenigen Jahren wird es zu einer förmlichen Bibliothek der ornamentalen Kunst angewachsen sein, in welcher kein einziger der

großen Meister im decorativen Fache fehlt. Für die Zukunft wäre eine reichere Vertretung der französischen Renaissance aus der Zeit König Heinrichs II. etwa an Stelle Bouchers und der Rococokünstler zu empfehlen. Auch die andere Publication Girths, das deutsche Zimmer der Renaissance, darf mit Sicherheit bei der Pracht der Ausstattung und der großen Zahl ansprechender Illustrationen auf einen großen Erfolg rechnen. Nur wäre eine strengere Auswahl der Illustrationen, und ein gleichmäßigerer Ton in dem Texte zu wünschen. Einzelne Illustrationen stehen doch mit dem Hauptgegenstande der Schilderung in einem zu lockeren Zusammenhange, der Schwung des Textes in der ersten Lieferung contrastirt mit der doch wohl für den größeren Leserkreis zu hoch gegriffenen theoretischen Abhandlung über Farben in der zweiten Lieferung. An einzelnen guten praktischen Winken fehlt es übrigens auch in den bis jetzt erschienenen Bogen nicht.

Ein Werk, welches gleich bei seinem ersten Auftreten in diesen Blättern warm empfohlen wurde, hat jetzt seinen Jahresabschluß erhalten: die Meisterwerke der Holzschnidekunst. Dasselbe hat gehalten, was es versprochen hatte und bietet dem Publicum eine reiche Auswahl von Bildern in trefflicher Wiedergabe. Architekturen, Landschaften, Sculpturen, Genrebilder wandeln in bunter Reihe an unseren Augen vorüber. Bald ist es der Gegenstand der Schilderung, bald die gelungene Reproduction und die virtuose Behandlung des Holzschnittes, welche uns besonders fesseln, gleichgültig werden wir nur in sehr wenigen Fällen gelassen. Das Werk, in welchem Max, Makart, Grünner, Kurzbauer, Meyerheim und andere bekannte Künstler vertreten sind, macht den Männern, welche unter der Leitung Jacob Webers arbeiten, und der deutschen Holzschnidekunst überhaupt große Ehre.

A. S.

Dem Tode abgerungen. Roman von Baleska von Gallwitz. Zwei Bände. Breslau, Adolf Kiepert. 1880. — Der Name Roman ist zu allen Zeiten willkürlich angewandt, indessen sollte das heutzutage, wo die Aesthetik den Begriff dieser Dichtungsart einigermaßen genau festgestellt hat, billigerweise weniger der Fall sein. Aber wenn selbst ein Auerbach seine neueste Erzählung, in der nichts von einem weiteren culturgeschichtlichen Hintergrunde zu spüren ist, einen Roman nennt, kann man es einer Dichterin, die noch dazu allem Anscheine nach eine Anfängerin ist, nicht verdenken, wenn sie einem glücklich auf zwei Bände gebrachten Werke einen volltönenderen Namen als den der Novelle giebt. In Wahrheit ist „Dem Tode abgerungen“ nur letzteres; denn auch diejenigen Theile der Erzählung, welche noch neben dem nothwendigen Faden der Handlung herlaufen, die Schilderungen von dem Treiben der jungen Officiere oder dem Verhalten des Bucherers, sind ohne jeden culturgeschichtlichen Werth, und das Leben des Landes, in welchem die Erzählung spielt, und speciell das Leben von Paris, kommen in keiner Weise zur Darstellung. Ueberhaupt ist in dem ganzen Buche noch nichts Individuelles und Charakteristisches; die Fabel ist ohne besonderes Interesse und keine Persönlichkeit, auch die Heldin Alice nicht, so geartet, daß man sich besonders dafür zu erwärmen vermöchte. Ganz anziehend, aber keineswegs neu ist die Idee, welche der Handlung zu Grunde liegt: ein junges Mädchen weist um ihrer Armuth und Niedrigkeit willen die Liebe eines braven Mannes zurück; als sie dann zu Rang und Reichthum gelangt, wagt nunmehr der ihr jetzt in socialer Beziehung nachstehende Mann nicht um sie zu werben und erst eine Todesgefahr fördert das Geständniß zu Tage.

E—e.

---

 Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 23. December 1879. — Druck von A. Lb. Engelhardt in Leipzig.

Princeton University Library



32101 065279323